ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE

Archiv für Sozialgeschichte

Herausgegeben von der
Friedrich-Ebert-Stiftung

49. Band · 2009

Verlag
J.H.W. Dietz Nachf.

REDAKTION: FRIEDHELM BOLL
BEATRIX BOUVIER
DIETER DOWE
ANJA KRUKE (Schriftleitung)
PATRIK VON ZUR MÜHLEN
MICHAEL SCHNEIDER
MEIK WOYKE (Schriftleitung)
RÜDIGER ZIMMERMANN

Redaktionsanschrift:
Friedrich-Ebert-Stiftung
Godesberger Allee 149, 53175 Bonn
Tel. 02 28 / 883 – 80 68, Fax 02 28 / 883 – 92 09
E-Mail: Meik.Woyke@fes.de

Herausgeberin und Verlag danken Herrn Martin Brost für die finanzielle Förderung von Bearbeitung und Druck dieses Bandes.

ISSN 0066-6505
ISBN 978-3-8012-4190-2

© 2009 Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn
Umschlag und Einbandgestaltung: Bruno Skibbe, Braunschweig
Satz: PAPYRUS – Schreib- und Lektoratsservice, Buxtehude (bei Hamburg)
Druck: Westermann Druck Zwickau GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2009

Inhalt

BEITRÄGE ZUM RAHMENTHEMA
»GESELLSCHAFTSGESCHICHTE EUROPAS ALS EUROPÄISCHE ZEITGESCHICHTE«

Jost Dülffer/Anja Kruke, Von der Geschichte der europäischen Integration zur Gesellschaftsgeschichte Europas nach 1945 3

Christoph Boyer, Lange Entwicklungslinien europäischer Sozialpolitik im 20. Jahrhundert. Eine Annäherung 25

Friederike Sattler, Europäische Wirtschaftseliten? Unternehmensstrukturen, Sozialprofile und Leitbilder im beschleunigten Wandel seit den 1970er Jahren 63

Frank Trentmann, The Long History of Contemporary Consumer Society. Chronologies, Practices, and Politics in Modern Europe 107

Christopher Kopper, Eine komparative Geschichte des Massentourismus im Europa der 1930er bis 1980er Jahre. Deutschland, Frankreich und Großbritannien im Vergleich 129

Kerstin von Lingen, Erfahrung und Erinnerung. Gründungsmythos und Selbstverständnis von Gesellschaften in Europa nach 1945 149

Helke Rausch, Verordnetes Wissen? Amerikanische Forschungsförderung in Deutschland und Frankreich nach 1945 als Moment einer transatlantisch vergleichenden Wissen(schaft)sgeschichte 185

Imke Sturm-Martin, Annäherung in der Diversität. Europäische Gesellschaften und neue Zuwanderung seit dem Zweiten Weltkrieg 215

Kiran Klaus Patel, Integration als Transnationalisierung oder Europäisierung? Die Bundesrepublik in der Agrarintegration der EWG bis Mitte der 1970er Jahre ... 231

Wolfram Kaiser/Christian Salm, Transition und Europäisierung in Spanien und Portugal. Sozial- und christdemokratische Netzwerke im Übergang von der Diktatur zur parlamentarischen Demokratie 259

Thomas Fetzer, Europäisierung und ›Nationalisierung‹. Deutsche Gewerkschaftspolitik bei Ford (1967–1989) 283

Guido Thiemeyer, Die Integration der Donau-Schifffahrt als Problem der europäischen Zeitgeschichte 303

Patrick Pasture, Religion in Contemporary Europe. Contrasting Perceptions and Dynamics 319

Benjamin Ziemann, A Quantum of Solace? European Peace Movements during the Cold War and their Elective Affinities 351

Andreas Fickers, Eventing Europe. Europäische Fernseh- und Mediengeschichte als Zeitgeschichte 391

Thomas Mergel, Die Sehnsucht nach Ähnlichkeit und die Erfahrung der Verschiedenheit. Perspektiven einer Europäischen Gesellschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts 417

FORSCHUNGSBERICHTE UND SAMMELREZENSIONEN

Jan Eckel, Utopie der Moral, Kalkül der Macht. Menschenrechte in der globalen Politik seit 1945 437

Christoph Kösters/Claudio Kullmann/Antonius Liedhegener/Wolfgang Tischner, Was kommt nach dem katholischen Milieu? Forschungsbericht zur Geschichte des Katholizismus in Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ... 485

Daniel Mühlenfeld, Was heißt und zu welchem Ende studiert man NS-Propaganda? Neuere Forschungen zur Geschichte von Medien, Kommunikation und Kultur während des ›Dritten Reiches‹ 527

Benno Nietzel, Die Vernichtung der wirtschaftlichen Existenz der deutschen Juden 1933–1945. Ein Literatur- und Forschungsbericht 561

Harald Schmid, »Beispiellose Tage der deutschen Geschichte«. Der nationalsozialistische Überfall auf die deutschen Juden im November 1938 615

Gerd-Rainer Horn, Intellektuelle Kommunisten in Westeuropa 633

Hans-Christian Petersen, Jenseits des Kollektivismus. Biografik und Autobiografik in Russland und in der Sowjetunion – ein Forschungsbericht 643

Summaries 657

Résumés 663

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes 671

Rahmenthema des nächsten Bandes des »Archivs für Sozialgeschichte« 676

Weitere Einzelrezensionen des »Archivs für Sozialgeschichte« finden sich unter **<http://www.fes.de/afs>**

Rezensierte Bücher in alphabetischer Reihenfolge[1]

(Band XLIX und Online-Rezensionen September 2008 – Juli 2009)

Ackermann, Sonja (Hrsg.), Christliche Frauen in der DDR 512

Ahrens, Ralf, Die Dresdner Bank 1945–1957 81068.htm

Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten in NRW (Hrsg.), Gewalt in der Region 626

Aretz, Jürgen/Rudolf Morsey/Anton Rauscher (Hrsg.), Zeitgeschichte in Lebensbildern. Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts 492

Argast, Regula, Staatsbürgerschaft und Nation. Ausschliessungs- und Integrationsprozesse in der Schweiz 1848–1933 80996.htm

Arntz, Hans D., »Reichskristallnacht«. Der Novemberpogrom 1938 auf dem Lande 627

Aster, Misha, »Das Reichsorchester«. Die Berliner Philharmoniker und der Nationalsozialismus 541

Augustine, Dolores, Red Prometheus. Engineering and Dictatorship in East Germany 80987.htm

Balko, Gerd, Land in dunklen Zeiten. Erinnerungen eines Arbeiters 81002.htm

Bard, Mitchell G., 48 Hours of Kristallnacht 623

Barkow, Ben/Raphael Gross/Michael Lenarz (Hrsg.), Novemberpogrom 1938 618

Bartz, Olaf, Der Wissenschaftsrat 81060.htm

Bauer, Babette, Kontrolle und Repression. Individuelle Erfahrungen in der DDR 1971–1989 81005.htm

Bayerlein, Bernhard H., Der Verräter, Stalin, bist Du! Vom Ende der linken Solidarität 80985.htm

Becker, Winfried (Hrsg.), Lexikon der christlichen Demokratie in Deutschland 495

Behring, Ellen/Ingrid Fischer/Brigitta Heine u. a., Eberswalder Gedenkbuch für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus 630

Bendel, Rainer, Aufbruch aus dem Glauben? Katholische Heimatvertriebene in den gesellschaftlichen Transformationen der Nachkriegsjahre 505

Bendel, Rainer (Hrsg.), Vertriebene finden Heimat in der Kirche 490

Bentele, Karlheinz/Renate Faerber-Husemann/Fritz W. Scharpf u. a. (Hrsg.), Metamorphosen. Annäherungen an einen vielseitigen Freund. Für Horst Ehmke zum Achtzigsten 81001.htm

Berner, Knut/Almuth Hattenbach (Hrsg.), Individualität in Russland und Deutschland 643

1 Einzelrezensionen im *Archiv für Sozialgeschichte* (Online-Ausgabe) können durch Angabe von Stichwort(en), Rezensent, Verfasser/Herausgeber und/oder Rezensionszeitraum unter <www.fes.de/afs> ermittelt und abgerufen oder auch direkt unter dem Dateinamen angewählt werden. Hierzu ist an die Internetadresse <http://library.fes.de/fulltext/afs/htmrez/> der jeweilige hier angegebene Dateiname anzufügen, also beispielsweise für *Ahrens, Ralf*, Die Dresdner Bank 1945–1957: <http://library.fes.de/fulltext/afs/htmrez/81068.htm>.

Berta, Giuseppe, La Questionne settentrionsale 80981.htm

Biskup, Thomas/Marc Schalenberg (Hrsg.), Selling Berlin. Imagebildung und Stadtmarketing von der preußischen Residenz bis zur Bundeshauptstadt 81031.htm

Blaschke, Peter H., Journalist unter Goebbels 551

Bonacker, Max, Goebbels' Mann beim Radio 551

Bösch, Frank, Die Adenauer-CDU 495

Bösch, Frank/Norbert Frei (Hrsg.), Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert 529

Böttger, Steffi (Hrsg.), Hans Natonek/Wolfgang Natonek. Briefwechsel 1946–1962 81056.htm

Brandes, Detlef, Die Sudetendeutschen im Krisenjahr 1938 81064.htm

Braun, Christian A., Nationalsozialistischer Sprachstil 558

Bräutigam, Hans Otto, Ständige Vertretung. Meine Jahre in Ost-Berlin 81066.htm

Brown-Flemming, Suzanne, The Holocaust and Catholic Conscience 493

Buckmiller, Michael/Klaus Meschkat (Hrsg.), Biographisches Handbuch zur Geschichte der Kommunistischen Internationale 81024.htm

Bueltzingsloewen, Isabelle von, Morts d'inanition. Famine et exclusions en France sous l'Occupation 80979.htm

Bundesrechtsanwaltskammer (Hrsg.), Anwalt ohne Recht. Schicksale jüdischer Anwälte in Deutschland nach 1933 81029b.htm

Chase, Malcolm, Chartism. A New History 80965.htm

Czech, Hans-Jörg/Nikola Doll (Hrsg.), Kunst und Propaganda im Streit der Nationen 1930–1945 531

Dahlmann, Dittmar/Anke Hilbrenner/Britta Lenz (Hrsg.), Überall ist der Ball rund 81051.htm

Dannenberg, Hans-Eckhard/Norbert Fischer/Franklin Kopitzsch (Hrsg.), Land am Fluss. Beiträge zur Regionalgeschichte der Niederelbe 81052.htm

Demel, Sabine, Mitmachen – Mitreden – Mitbestimmen. Grundlagen, Möglichkeiten und Grenzen in der katholischen Kirche 514

Demel, Sabine/Hanspeter Heinz/Christian Pöpperl, »Löscht den Geist nicht aus«. Synodale Prozesse in deutschen Diözesen 514

Depkat, Volker, Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts 80982.htm

Diedrich, Georg M. (Hrsg.), Kirche unter Diktaturen 490

Dölling, Birger, Strafvollzug zwischen Wende und Wiedervereinigung 81050.htm

Dörr, Nikolas, Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands im Parlamentarischen Rat 81049.htm

Dumoulin, Michel (Hrsg.), The European Commission, 1958–72 80966.htm

Düsterberg, Rolf, Hanns Johst. »Der Barde der SS« 551

Dykmann, Klaas, Philanthropic Endeavors or the Exploitation of an Ideal? The Human Rights Policy of the Organization of American States in Latin America (1970–1991) 480

Eckel, Jan/Claudia Moisel (Hrsg.), Universalisierung des Holocaust? Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in internationaler Perspektive 81018.htm

Eppe, Heinrich/Ulrich Herrmann (Hrsg.), Sozialistische Jugend im 20. Jahrhundert 81063.htm

Erdmann, Regina I., Wissenschaftsorientierte Bildungsarbeit unter den Bedingungen der Deutschen Teilung 500

Erpel, Simone (Hrsg.), Im Gefolge der SS. Aufseherinnen des Frauen-KZ Ravensbrück 81047b.htm

Eschebach, Insa (Hrsg.), Ravensbrück. Der Zellenbau 81047a.htm

Etlin, Richard A. (Hrsg.), Art, Culture, and Media under the Third Reich 534

Etzemüller, Thomas, Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert 81028.htm

Faraldo, José M./Paulina Gulińska-Jurgiel/Christian Domnitz, Europa im Ostblock/Europe in the Eastern Bloc 81065.htm

Fellner, Michael, Katholische Kirche in Bayern 1945–1960 504

Flade, Roland, Dieselben Augen, dieselbe Seele. Theresia Winterstein und die Verfolgung einer Würzburger Sinti-Familie im »Dritten Reich« 81048.htm

Fleermann, Bastian/Angela Genger (Hrsg.), Novemberpogrom 1938 in Düsseldorf 628

Freitag, Werner/Katrin Minner (Hrsg.), Vergnügen und Inszenierung. Stationen städtischer Festkultur in Halle 80971.htm

Fritze, Lothar (Hrsg.), Verführung und Anpassung. Zur Logik der Weltanschauungsdiktatur 80978.htm

Fuhrmeister, Christian/Stephan Klingen/Iris Lauterbach u. a. (Hrsg.), »Führerauftrag Monumentalmalerei« 546

Gabriel, Karl/Hermann-Josef Große Kracht (Hrsg.), Joseph Höffner (1906–1987) 596

Gatz, Erwin (Hrsg.), Atlas zur Kirche in Geschichte und Gegenwart 491

Gatz, Erwin (Hrsg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1945–2001 490

Gatz, Erwin (Hrsg.), Die Bistümer der deutschsprachigen Länder von der Säkularisation bis zur Gegenwart 490

Gatz, Erwin, Die Laien in der Kirche 517

Gatz, Erwin, Klöster und Ordensgemeinschaften 517

Gehler, Michael/Wolfram Kaiser (Hrsg.), Transnationale Parteienkooperation der europäischen Christdemokraten 490

Gehrke, Bernd/Gerd-Rainer Horn (Hrsg.), 1968 und die Arbeiter 80974.htm

George, Stephan, Bestattung und katholische Begräbnisliturgie in der SBZ/DDR 521

Gieseking, Erik, Justitia et Pax 1967–2007 488

Gilbert, Martin, Kristallnacht 622

Goch, Stefan, Strukturwandel und Strukturpolitik in Nordrhein-Westfalen 80973.htm

Goodfriend, Joyce D./Benjamin Schmidt/Annette Stott (Hrsg.), Going Dutch. The Dutch Presence in America 1609–2009 80991.htm

Grande, Dieter/Peter-Paul Straube (Hrsg.), Die Synode des Bistums Meißen 1969 bis 1971 521

Grebing, Helga (Hrsg.), Geschichte der sozialen Ideen in Deutschland 496

Greenawalt, Kent, Religion and the Constitution 81044.htm

Grütz, Reinhard, Katholizismus in der DDR-Gesellschaft 1960–1990 510

Grypa, Dietmar, Die katholische Arbeiterbewegung in Bayern nach dem Zweiten Weltkrieg 501

Gugerli, David/Patrick Kupper/Daniel Speich, Die Zukunftsmaschine. Konjunkturen der ETH Zürich 1855–2005 81069.htm

Haase, Christian/Axel Schildt (Hrsg.), DIE ZEIT und die Bonner Republik 81036.htm

Hachmeister, Lutz (Hrsg.), Grundlagen der Medienpolitik 81037.htm

Hammerschmidt, Peter, Wohlfahrtsverbände in der Nachkriegszeit 503

Härtel, Christian, Stromlinien. Wilfrid Bade – eine Karriere im Dritten Reich 551

Hartelt, Konrad, Ferdinand Piontek (1878–1963). Leben und Wirken eines schlesischen Priesters und Bischofs 519

Haustein, Sabine, Vom Mangel zum Massenkonsum 81030.htm

Hedeler, Wladislaw/Alexander Vatlin (Hrsg.), Die Weltpartei aus Moskau 81054.htm

Heinecke, Herbert, Konfession und Politik in der DDR 498

Helbach, Ulrich (Bearb.), Akten deutscher Bischöfe seit 1945. Westliche Besatzungszonen 1945–1947 489

Helmberger, Peter, Blauhemd und Kugelkreuz. Konflikte zwischen der SED und den christlichen Kirchen um die Jugendlichen in der SBZ/DDR 500

Henkelmann, Andreas, Caritasgeschichte zwischen katholischem Milieu und Wohlfahrtsstaat 502

Hermann, Ulrich (Hrsg.), »Mit uns zieht die neue Zeit …«. Der Wandervogel in der deutschen Jugendbewegung 80970.htm

Hermanns, Manfred, Sozialethik im Wandel der Zeit 496

Hermes, Peter, Meine Zeitgeschichte 1922–1987 492

Heßler, Martina, Die kreative Stadt 80977.htm

Hirschfeld, Michael, Katholisches Milieu und Vertriebene 505

Hirschfeld, Michael/Anna Zumholz (Hrsg.), Oldenburgs Priester unter NS-Terror 1932–1945 494

Hochschild, Michael, Religion in Bewegung 515

Hockerts, Hans Günter (Hrsg.), Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts 523

Hofmann, Wolfgang/Kristina Hübener/Paul Meusinger (Hrsg.), Fürsorge in Brandenburg 81045.htm

Holzbrecher, Sebastian, Weihbischof Joseph Ferche (1888–1965) 506

Holzem, Andreas/Christoph Holzapfel (Hrsg.), Zwischen Kriegs- und Diktaturerfahrung 493

Hummel, Karl Joseph (Hrsg.), Vatikanische Ostpolitik unter Johannes XXIII. und Paul VI. 498

Hunt, Lynn, Inventing Human Rights 437

Hürten, Heinz (Bearb.), Akten Kardinal Michael von Faulhaber, Bd. 3: 1945–1952 488

Hüttmann, Jens (Hrsg.), DDR-Geschichte und ihre Forscher 80988.htm

Jussen, Bernhard (Hrsg.), Signal. Christian Boltanski 548

Kallis, Aristotle, Nazi Propaganda and the Second World War 539

Kellerhoff, Sven F., »Kristallnacht« 629

Kenkmann, Alfons/Hasko Zimmer (Hrsg.), Nach Kriegen und Diktaturen. Umgang mit Vergangenheit als internationales Problem 80983.htm

Keppeler, Johannes, Kirchlicher Lobbyismus? 497

Kerski, Basil/Thomas Kycia/Robert Zurek (Hrsg.), »Wir vergeben und bitten um Vergebung«. Der Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe 1965 506

Klee, Ernst, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich 556

Klein, Anne, Flüchtlingspolitik und Flüchtlingshilfe 1940–1942 80980.htm

Klenke, Dietmar, Das Eichsfeld unter den deutschen Diktaturen. Widerspenstiger Katholizismus in Heiligenstadt 511

Korb, Alexander, Reaktionen der deutschen Bevölkerung auf die Novemberpogrome im Spiegel amtlicher Berichte 625

Kornacker, Jörg/Peter Stockmann (Hrsg.), Katholische Kirche im Deutschland der Nachkriegszeit 509

Kroll, Thomas, Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa 633

Kuchler, Christian, Kirche und Kino 503

Kühne, Michael (Bearb.), Die Protokolle der Kirchlichen Ostkonferenz, 1945–1949 489

Kulka, Otto Dov/Eberhard Jäckel (Hrsg.), Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten 1933–1945 536

Küppers, Heinrich, Johannes Hoffmann (1890–1967). Biographie eines Deutschen 493

KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hrsg.), Hilfe oder Handel? Rettungsbemühungen für NS-Verfolgte 80998.htm

Ladwig-Winters, Simone, Ernst Fraenkel. Ein politisches Leben 81058.htm

Ladwig-Winters, Simone/Rechtsanwaltskammer Berlin (Hrsg.), Anwalt ohne Recht. Das Schicksal jüdischer Rechtsanwälte in Berlin nach 1933 81029c.htm

Landes, David (Hrsg.), Die Macht der Familie. Wirtschaftsdynastien in der Weltgeschichte 81013.htm

Lehmann, Karl Kardinal, Zuversicht aus dem Glauben 513

Lepp, Claudia, Tabu der Einheit. Die Ost-West-Gemeinschaft der evangelischen Christen und die deutsche Teilung (1945–1969) 499

Lewis, Jill, Workers and Politics in Occupied Austria 1945–55 80975.htm

Liedhegener, Antonius, Macht, Moral und Mehrheiten. Der politische Katholizismus in der Bundesrepublik Deutschland und den USA seit 1960 497

Lucassen, Jan/Leo Lucassen (Hrsg.), Migration, Migration History, History 81046.htm

Lüdtke, Alf/Michael Wildt (Hrsg.), Staats-Gewalt: Ausnahmezustand und Sicherheitsregimes 81004.htm

Lühe von der, Irmel/Axel Schildt/Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.), »Auch in Deutschland waren wir nicht wirklich zu Hause«. Jüdische Remigration nach 1945 81057.htm

Lupo, Vito Antonio, Die italienischen katholischen Gemeinden in Deutschland 508

Maier, Hans, Keine Demokratie? Laienmeinungen zur Kirche 514
Marks, Stephan, Warum folgten sie Hitler? 538
Marx, Stefan, Heinrich Köppler (1925–1980). Politik aus christlicher Verantwortung 495
Mauch, Christoph/Thomas Zeller (Hrsg.), The World beyond the Windshield. Roads and Landscapes in the United States and Europe 80967.htm
Maurer, Catherine, Der Caritasverband zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik 80992.htm
Mikhailova, Yulia/M. William Steele, Japan and Russia 81039.htm
Mitzscherlich, Birgit, Diktatur und Diaspora. Das Bistum Meißen 1932–1951 499
Molina, Cristina Fernández, Katholische Gemeinden anderer Muttersprache in der Bundesrepublik Deutschland 508
Molthagen, Dietmar, Das Ende der Bürgerlichkeit? Liverpooler und Hamburger Bürgerfamilien im Ersten Weltkrieg 81035.htm
Morche, Torsten, Weltall ohne Gott, Erde ohne Kirche, Mensch ohne Glaube 501
Müßig, Ulrike, Die europäische Verfassungsdiskussion des 18. Jahrhunderts 81038.htm
Nachama, Andreas/Uwe Neumärker/Hermann Simon (Hrsg.), »Es brennt!«. Antijüdischer Terror im November 1938 619
Noack, Hans J., Helmut Schmidt. Die Biographie 80984c.htm
Normand, Roger/Sarah Zaidi, Human Rights at the UN. The Political History of Universal Justice 440
Novak, Andreas, »Salzburg hört Hitler atmen«. Die Salzburger Festspiele 1933–1944 542
Oehler-Klein, Sigrid/Volker Roelcke (Hrsg.), Vergangenheitspolitik in der universitären Medizin nach 1945 80972.htm
Okrassa, Nina, Peter Raabe. Dirigent, Musikschriftsteller und Präsident der Reichsmusikkammer (1872–1945) 551
Pfister, Peter (Hrsg.), Julius Kardinal Döpfner und das Zweite Vatikanische Konzil 488
Pilvousek, Josef, Theologische Ausbildung und gesellschaftliche Umbrüche 519
Piqueras, José A./Vicent Sanz Rozalén (Hrsg.), A Social History of Spanish Labour 80997.htm
Ploch, Gregor, Heimatwerk Schlesischer Katholiken 506
Plöckinger, Othmar, Geschichte eines Buches: Adolf Hitlers »Mein Kampf« 540
Pohl, Dieter, Die Herrschaft der Wehrmacht 80989.htm
Pohl, Hans (Hrsg.), Deutsche Bankiers des 20. Jahrhunderts 81067.htm
Preuß, Elisabeth, Die Kanzel in der DDR. Die ungewöhnliche Geschichte des St. Benno-Verlages 520
Ranft, Andreas/Stephan Selzer (Hrsg.), Städte aus Trümmern 81053.htm
Rauscher, Anton (Hrsg.), Handbuch der Katholischen Soziallehre 495
Riedel-Spangenberger, Ilona (Hrsg.), Leitungsstrukturen der katholischen Kirche 514

Rogg, Matthias, Armee des Volkes? Militär und Gesellschaft in der DDR 80999.htm

Rölli-Alkemper, Lukas, Familie im Wiederaufbau. Katholizismus und bürgerliches Familienideal in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1965 503

Rosenberger, Ruth (Hrsg.), Experten für Humankapital 81016.htm

Ruch, Martin, Das Novemberpogrom 1938 und der Synagogenprozeß 1948 in Offenburg 624

Ruff, Mark E., The Wayward Flock. Catholic Youth in Postwar West Germany 501

Rürup, Reinhard, Schicksale und Karrieren. Gedenkbuch für die von den Nationalsozialisten aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vertriebenen Forscherinnen und Forscher 81021.htm

Rutz, Rainer, Signal. Eine deutsche Auslandsillustrierte als Propagandainstrument im Zweiten Weltkrieg 547

Scheer, Monique, Rosenkranz und Kriegsvisionen. Marienerscheinungskulte im 20. Jahrhundert 493

Schildgen, Brenda Deen, Heritage or Heresy. Preservation and Destruction of Religious Art and Architecture in Europe 81043.htm

Schivelbusch, Wolfgang, Entfernte Verwandtschaft: Faschismus, Nationalsozialismus, New Deal 1933–1939 529

Schmeitzner, Mike, Totalitarismuskritik von links 81017.htm

Schmidt, Christoph, Nationalsozialistische Kulturpolitik im Gau Westfalen-Nord 545

Schmidt, Helmut, Außer Dienst 80984b.htm

Schmidt, Susanna/Michael Wedell (Hrsg.), »Um der Freiheit willen«. Kirche und Staat im 21. Jahrhundert 496

Schmidtmann, Christian, Katholische Studierende 1945–1973 505

Schneider, André, »Wer die Jugend hat, hat die Zukunft«. Jugendarbeit auf dem Gebiet des heutigen Bistums Görlitz von 1945–1989 510

Schröder, Joachim, Internationalismus nach dem Krieg 81062.htm

Schuhmann, Annette (Hrsg.), Vernetzte Improvisationen. Gesellschaftliche Subsysteme in Ostmitteleuropa und in der DDR 81061.htm

Schulte-Umberg, Thomas (Bearb.), Akten deutscher Bischöfe seit 1945. DDR 1951–1957 489

Schumann, Eva (Hrsg.), Kontinuitäten und Zäsuren: Rechtswissenschaft und Justiz im »Dritten Reich« und in der Nachkriegszeit 81029a.htm

Schütz, Oliver M., Begegnung von Kirche und Welt. Die Gründung Katholischer Akademien in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1975 503

Schwarz, Angela (Hrsg.), Der Park in der Metropole 81041.htm

Schwendenwein, Hugo, Die Katholische Kirche. Aufbau und rechtliche Organisation 514

Schyga, Peter, »Es gilt diesen Pestherd in allen Winkeln Europas auszurotten«. Die Reichspogromnacht am 9./10. November 1938 in Goslar 630

Seibold, Alexander, Katholische Filmarbeit in der DDR 520

Seifert, Andreas, Bildgeschichten für Chinas Massen 81070.htm

Smith, Angel (Hrsg.), Anarchism, Revolution and Reaction: Catalan Labour and the Crisis of the Spanish State, 1898–1923 81025.htm

Soell, Hartmut, Helmut Schmidt. Macht und Verantwortung 1969 bis heute 80984a.htm

Spieker, Manfred, Kirche und Abtreibung in Deutschland 514

Stadtland, Helke (Hrsg.), »Friede auf Erden«. Religiöse Semantiken und Konzepte des Friedens im 20. Jahrhundert 81055.htm

Stahel, Thomas, Wo-Wo-Wonige! Stadt- und wohnpolitische Bewegungen in Zürich nach 1968 80976.htm

Steinsiek, Peter-Michael, Forst- und Holzforschung im »Dritten Reich« 81042.htm

Stempin, Arkadiusz, Das Maximilian-Kolbe-Werk 507

Stephan, Anke, Von der Küche auf den Roten Platz. Lebensweg sowjetischer Dissidentinnen 80986.htm

Stibbe, Matthew (Hrsg.), British Civilian Internees in Germany 81014.htm

Stremmel, Ralf, 100 Jahre Historisches Archiv Krupp 80993.htm

Thériault, Barbara, »Conservative Revolutionaries«. Protestant and Catholic Churches in Germany after Radical Political Change in the 1990s 512

Thorak, Thomas, Wilhelm Weskamm. Diasporaseelsorger in der SBZ/DDR 518

Treffler, Guido (Bearb.), Julius Kardinal Döpfner. Konzilstagebücher 488

Treffler, Guido/Peter Pfister (Bearb.), Erzbischöfliches Archiv München, Julius Kardinal Döpfner 488

Trippen, Norbert, Joseph Kardinal Höffner 496

Uertz, Rudolf, Vom Gottesrecht zum Menschenrecht 496

Ummenhofer, Stefan, Hin zum Schreiten Seit' an Seit'. SPD und katholische Kirche seit 1957 494

Vietzke, Christoph (Hrsg.), Konfrontation und Kooperation. Funktionäre und Arbeiter in Großbetrieben der DDR vor und nach dem Mauerbau 81034.htm

Volkmann, Peer Oliver, Heinrich Brüning (1885–1970) 492

Von Bueltzingsloewen, Isabelle, L'hécatombe des fous 80979.htm

Von der Osten, Petra, Jugend und Gefährdetenfürsorge im Sozialstaat 502

Voßkamp, Sabine, Katholische Kirche und Vertriebene in Westdeutschland 506

Wagner, Ringo, Der vergessene Sportverband der DDR 81000.htm

Walsch, Christopher, Die Afrikapolitik Frankreichs 1956–1990 80995.htm

Warneken, Jürgen (Hrsg.), Volksfreunde. Historische Varianten sozialen Engagements 80969.htm

Weißenbach, Birgit, Kirche und Konzentrationslager 493

Weitkamp, Sebastian, Braune Diplomaten. Horst Wagner und Eberhard von Thadden als Funktionäre der »Endlösung« 80964.htm und 81059.htm

Westermann, Angelika/Ekkehard Westermann (Hrsg.), Streik im Revier 81003.htm

Wiehn, Erhard Roy, Zum Reichspogrom 1938. Die Ereignisse in Konstanz 624

Wielenga, Friso, Die Niederlande. Politik und politische Kultur im 20. Jahrhundert 81040.htm

Wild, Mark, Street Meeting: Multiethnic Neighbourhoods in Early Twentieth Century Los Angeles 81026.htm

Wolfrum, Edgar, Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart 495

Ziemann, Benjamin, Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945–1975 504

Zierenberg, Malte, Stadt der Schieber. Der Berliner Schwarzmarkt 1939–1950 80994.htm

Zimmermann, Clemens, Medien im Nationalsozialismus 534

Zirkel, Kirsten, Vom Militaristen zum Pazifisten. General Berthold von Deimling 80990.htm

Beiträge zum Rahmenthema
»Gesellschaftsgeschichte Europas als europäische Zeitgeschichte«

Jost Dülffer/Anja Kruke

Von der Geschichte der europäischen Integration zur Gesellschaftsgeschichte Europas nach 1945

Europäische Geschichte der letzten Jahrzehnte hat vielfältige wissenschaftliche Bearbeitung gefunden, doch sind die bislang entwickelten Standards alles andere als klar oder gar einvernehmlich. 2007 wurden 50 Jahre Römische Verträge gefeiert, 2009 wiederholt sich neben dem 70. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkriegs der Fall der Berliner Mauer zum 20. Mal und damit *in nuce* das Ende des sowjetisch geprägten Teils von Europa. Existiert von den 1940er Jahren bis 1989 primär die Geschichte des geteilten Europas, so folgt danach die des vereinten Europas. Die Entwicklung der europäischen Integration im Westen ist seit ihrer Gründung genau im Blick der Politikwissenschaftler, Historiker kamen verstärkt seit den 1970er Jahren hinzu.[1] Dabei scheint sich ein Betrachtungsmodell tradiert zu haben, das sich aus der Nachkriegswahrnehmung speiste und das in der Abgrenzung zu Faschismus/Nationalsozialismus und Stalinismus »nach den ›guten‹ […] Traditionen Europas im Stile einer inneren ›Selbstvergewisserung‹« suchte, zumal »Besonderheiten« aus dekolonisationspolitischen Gesichtspunkten (und dem aus dem Zweiten Weltkrieg resultierenden Verlust an Weltmachtstatus) nicht mehr möglich schienen; gleichzeitig blieb aus der Zeit des Kalten Krieges ein Vorrang des Blicks auf das westliche Europa erhalten.[2]

Doch mit einer erneuten Phase des Euroskeptizismus, insbesondere der Ablehnung einer wie auch immer zu bezeichnenden Gesamtordnung, einer »Verfassung«, wie auch mit der Hinwendung zu globalhistorischen Fragestellungen treten seit den letzten Jahren wieder verstärkt kritische oder ganz neue Perspektiven in der Forschungslandschaft auf. Eingefahrene Deutungsrichtungen verändern sich dabei allerdings erst langsam.

Seit den 1980er Jahren finden sich europäische Geschichten verschiedener sozialer Phänomene, die sich jeweils mit besonderen Zuschnitten (Untersuchungszeiten, unterschiedlichen Gegenständen, verschiedenen europäischen Räumen, Synthese oder Vergleich) verbinden. In der Regel wird dabei die Erzählung der Entwicklung zu Wohlstandsgesellschaften als Erfolgsgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg akzentuiert mit den sozial- und mentalhistorischen Befunden des gelebten Europas. Nur wenige Darstellungen widmen sich längeren Zeitphasen (oft 1914 bis 1990[3], die dann auch als Eckdaten des ›kurzen‹ 20. Jahrhunderts firmieren), und nur wenige Autoren bemühen sich um die Hervorhebung der Differenzen innerhalb Europas.[4] Die meisten Überblicksdarstellungen betonen die Einheit der Epoche zwischen 1945 und 1990; in den letzten Jahren wurden

---

1 In der BRD vor allem mit den Arbeiten im Gefolge von *Walter Lipgens*, vgl. die Literaturberichte in Anm. 16.

2 *Martin Kirsch*, Europa im Denken der Historiker, in: *Hartmut Kaelble/Martin Kirsch* (Hrsg.), Selbstverständnis und Gesellschaft der Europäer. Aspekte der sozialen und kulturellen Europäisierung im späten 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2008, S. 181–224.

3 Vgl. beispielhaft für verschiedene Perspektiven, die alle diese Eckdaten und Europa im Fokus haben *Eric Hobsbawm*, Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 1994; *Francois Furet*, Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert, München 1996 (zuerst frz. 1995); *Harold James*, Die Geschichte Europas im 20. Jahrhundert, München 2004 (zuerst engl. 2003).

4 Vgl. hierfür *Göran Therborn*, European Modernity and Beyond. The Trajectory of European Societies, 1945–2000, London/Thousand Oaks etc. 1995.

die 1970er Jahre stärker als Einschnitt herausgearbeitet.[5] Diese beiden Zäsuren der 1970er und der 1990er Jahre gilt es, in die Forschungsperspektiven einer Gesellschaftsgeschichte nach 1945 sinnvoll zu integrieren.

Zusammengenommen mit dem Boom Europas als Gegenstand in den Sozial- und Kulturwissenschaften, beileibe nicht nur der Geschichtswissenschaft, ergibt sich gegenwärtig als Bilanz der letzten knapp 20 Jahre ein diffuses Bild, das entlang folgender Aspekte präsentiert werden soll: Allein aufgrund des Übergewichts der politischen Geschichte ist zu fragen, welches *master narrative* die Integrationsgeschichte nach über 30 Jahren Forschung hervorgebracht hat und wie dieses durch neue Fragestellungen nach Europäisierung oder Transnationalisierung (auch in anderen Disziplinen) herausgefordert oder ergänzt wird. Daneben stellt sich die Frage, inwiefern eine räumliche Perspektive eine politische oder soziale Geschichte bereichern könnte. Im Anschluss daran werden die Züge einer sozialhistorisch fundierten Analyse europäischer Gesellschaften ermittelt und dargelegt, um die dort vorhandenen Erzählungen auf ihre Tragfähigkeit zu überprüfen. Schließlich werden die spezifischen Aspekte von Identität und Erinnerung auf ihre europäische Dimension und ihren Beitrag zu einer europäischen Gesellschaftsgeschichte hin befragt. Diese wechselnden inhaltlichen Perspektiven sollen anhand verschiedener Ansätze und Methoden überprüft werden, um abschließend auf Möglichkeiten einer europäischen Gesellschaftsgeschichte in der Zeitgeschichte einzugehen.[6]

I. Die Meistererzählung gelungener Integration

Die Geschichte Europas seit dem Zweiten Weltkrieg gilt weithin als Erfolgsgeschichte. In vielfachen Varianten findet sich die Erzählung von einem Kontinent der Gewalt zu einem Kontinent des Friedens, von einer Region voll starker sozialer Spannungen, ja revolutionärer Konflikte zu einer des friedlichen Ausgleichs, von einem Europa der sozialen *cleavages* innerhalb der unterschiedlichen Staaten und Gesellschaften zu einer Nivellierung von Ungleichheit, einem starken Gefälle zwischen reichen Nationen und Regionen eines europäischen Armenhauses. Andere Züge ließen sich hinzufügen. Diese Meistererzählung entspringt nicht zuletzt der zeitbegleitenden Diagnose handelnder politischer Akteure und erfährt ihre Plausibilität vor allem aus dem vorangegangenen Zweiten Weltkrieg, der dem Kontinent vornehmlich durch deutsches und italienisches Expansionsstreben massenhaften Tod und Leid brachte. Dieser Weltkrieg hatte seinen zentralen Ort in Europa – einen anderen in Ostasien und im Pazifik. Nimmt man den spezifischen Charakter des rassenideologischen Vernichtungskriegs hinzu, dann wird deutlich, dass fast jeder weitere Verlauf im Kontrast dazu als ›Weg nach oben‹ gesehen werden kann. Das trifft vor allem für Jubiläen und Bilanzen zu – aber taugt das auch als analytische Kategorie? Meisterzählungen haben – das haben Michael Geyer und Konrad Jarausch gerade für die deutsche Geschichte dieser Jahrzehnte gezeigt[7] – weitgehend ihre bindende Kraft verloren, auch wenn hierzulande im Kalenderjahr 2009 ein ungeheurer Schub nationalen Gedenkens genau dieses Fortschrittsnarrativ im 60. Jahr des Grundgesetzes und im 20. Jahr des Falls der Berliner Mauer wieder zum *basso continuo* machte.

Die stärkste Ausprägung fand diese Meistererzählung jedoch für die institutionelle und danach in alle Bereiche streuende Einigung in Europa. Dieser Prozess hat lange im Mit-

---

5 Vgl. beispielhaft: *Hartmut Kaelble*, Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart, München 2007; *Tony Judt*, Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, München/Wien 2006 (zuerst engl. 2005).

6 Hierunter soll eine europäische Gesellschaftsgeschichte verstanden werden als eine offene Perspektive, nicht als ein festgesteckter Rahmen von Fragestellungen.

7 *Michael Geyer/Konrad Jarausch*, Zerbrochener Spiegel. Deutsche Geschichten im 20. Jahrhundert, München 2005 (zuerst engl. 2003).

telpunkt gestanden. Er beginnt demgemäß zumeist mit der Einsicht von einzelnen Politikern, Parteien oder gesellschaftlichen Kräften, die der NS-Herrschaft und ihren Zumutungen Widerstand entgegen setzten. Nach dem Krieg musste demnach ein friedliches und kooperatives Europa aufgebaut werden. Walter Lipgens hat diese Sicht mit der Formel »die Geburt Europas aus dem Geist des Widerstandes« auf den Begriff gebracht. Eine dieser Lesarten will es, dass aus einer Basisbewegung der Bürger die Institutionalisierung im Europarat und sodann in diversen europäischen Institutionen wurde. Eine andere Variante betont den Ausgang von einem Kerneuropa der Sechs im Jahr 1950, auf den in den folgenden Jahrzehnten immer weitere Beitritte erfolgten: 1973 wurden es mit Großbritannien und weiteren neun Staaten, dann zwölf, 15 und nach dem Ende des bisherigen Ost-West-Konflikts 2004 schließlich 25; in der Gegenwart des Jahres 2009 sind 27 Staaten Mitglieder. Das lässt sich als »Adventserzählung« kennzeichnen: die Idee von einer Kerze am Adventskranz des ersten Adventssonntags, der im Ablauf immer weitere folgten, bis dann der ganze Lichterbaum in vollem Glanz erstrahlt.

Oft ist diese Sichtweise mit jener von der laufenden Vertiefung der Integration verbunden: Immer mehr Institutionen wurden gebildet – zunächst die Montanunion, dann 1958 EWG, EURATOM, 1967 folgte die Europäische Gemeinschaft, die seit 1993 als Europäische Union fungiert. Diese erhielten immer mehr Kompetenzen, die Kooperation wurde durch Verträge, Richtlinien und andere Normen vertieft. Das ist der Bericht von den immer stärker ins Leben der EU-Bürger eingreifenden Regelungen, die bei Wahrung von Vielfalt dennoch einen einheitlichen Erfahrungsraum gestalteten, der nicht nur von Gurkenkrümmungen, sondern auch etwa von dem Streben nach einem einheitlichen europäischen Haftbefehl gekennzeichnet sei. Mit »Widening, Deepening and Acceleration« hat der Titel eines wichtigen Sammelbandes der Historikerverbindungsgruppe bei den Europäischen Gemeinschaften diesen Trend für die 1960er Jahre auf den Begriff gebracht.[8] Er gilt aber für weite Bereiche der Integrationserzählung über die Jahrzehnte hinweg.

Politikwissenschaftler haben den Prozess der europäischen Integration seit dem Zweiten Weltkrieg zeitgleich oder nur mit geringem Abstand analysiert, Kategorien gebildet und damit zur normativen Steuerung beizutragen gesucht. Dazu gehörte frühzeitig die funktionalistische Deutung, die bereits in der letzten Kriegsphase 1944 von David Mitrany entwickelt, sodann von Ernst B. Haas in den 1950er Jahren aufgegriffen wurde.[9] Danach sollte sich die Kooperation in Europa Lawinen gleich weiter entwickeln. Auf der anderen Seite stand die föderalistische Betrachtung, wonach die Staaten einen immer engeren Bund bilden würden, der vielfach in Analogie zum Weg vom Deutschen Bund von 1815 oder vom Deutschen Zollverein von 1834 zum Deutschen Reich von 1871, aber auch zum alten Heiligen Römischen Reich gesehen wurde. Gemeinsam war der föderalistischen und funktionalistischen Betrachtung einerseits, der historischen Analogie andererseits, dass sie aus einer bestimmten Deutung der Gegenwartsentwicklung für die Zukunft vielversprechende oder gar verpflichtende Leitlinien zu destillieren versuchten. Das erreichte jedoch seine Grenzen, als sich der konkrete Integrationsprozess im Ablauf als vielgestaltiger erwies, eine eindeutige Pfadabhängigkeit gemäß einer einzelnen Theorie retrospektiv nicht so leicht nachgewiesen werden konnte. Neofunktionalistische Ansätze probten sodann, durch stärkere Differenzierung die Schwächen der ersten Deutungen zu überwinden, während andere Theorien oft nicht mehr als die Wahl bestimmter Herangehensweisen bestimmten, welche mit Neo-Realismus (der Studien zu den Internationalen Bezie-

---

8 *Ann Deighton/Alan Milward* (Hrsg.), Widening, Deepening and Acceleration. The European Economic Community, 1957–1963, Brüssel 1999. Vgl. auch die Steigerung der Begriffe bei: *Jan van der Harst* (Hrsg.), Beyond the Customs Union. The European Community's Quest for Deepening, Widening and Completion, 1969–1975, Baden-Baden 2007.

9 *David Mitrany*, A Working Peace System. An Argument for the Functional Development of International Organization, London 1944; *Ernst B. Haas*, The Uniting of Europe, London 1958.

hungen), Spieltheorien, Governance-Ansätzen oder Spielarten von Regimelehre[10] umschrieben werden können. Bei allen Unterschieden und Bestrebungen zu stärkerer Komplexität und Differenzierung von Kategorien ist diesen jedoch gemeinsam, dass sie einen fruchtbar erscheinenden Blickwinkel bis hin zu einem gleichsam archimedischen Punkt festlegten, welcher die Ergebnisse stark präjudizierte. Als besonders einflussreich hat sich in Deutschland der Ansatz »Regieren im europäischen Mehrebenensystem« erwiesen.[11] Damit ist die Möglichkeit bezeichnet, einerseits an Governance-Vorstellungen anzuknüpfen, andererseits aber auch ein fruchtbares Bindeglied zum Europarecht herzustellen, bei dem Staatsrechtler den Schwerpunkt auf Normgenese, -auswirkungen und -auslegungen setzen, während Politikwissenschaftler eher auf die Aushandlungsprozesse in mehr oder weniger stringenter Abfolge fixiert sind.[12] Verbindungen wiederum zur transnationalen Netzwerkanalyse sind leicht zu finden, z. B. für die europäischen Parteiennetzwerke, für deutsche agrarische Verflechtungen oder auch für multisektorale Netze in europäischen Regionen.[13]

Zu den international einflussreichsten Ansätzen gehört der von Andrew Moravscik.[14] Dieser Autor sprach seit den frühen 1990er Jahren von einem »liberal intergovernmentalism«. Damit betonte er – durchaus mit historischer Tiefenschärfe – Machtinteressen von Staaten, der »realistischen Schule« Internationaler Beziehungen nahe stehend, die Teile von Souveränität beibehielten, andere aber gezielt in die europäische Integration verlagerten. Geopolitische wie wirtschaftliche Motive der Staaten wurden so in einem methodisch anspruchsvollen wie empirisch reichen Ansatz verbunden. Das wies manche Parallelen zu der zupackenden Deutung etwa von Alan S. Milward, aber auch von John Gillingham auf.[15] Beide Historiker betonten die andauernde Bedeutung von Nationalstaaten als den eigentlichen Akteuren im integrierten Europa. Für Milward hatte gerade die begrenzte Delegation von wirtschaftlichen Aufgaben auf europäische Institutionen »The Rescue of the European Nation State« bewirkt, während er und Gillingham sich in manchem geradezu sarkastisch über kleine oder unbedeutende Eliten äußerten, welche auf supranationale Staatlichkeit für Europa abzielten oder gar Vorentscheidungen in diese Richtungen als Erfolge verzeichneten.

Mit diesen Positionen sind nicht nur unterschiedliche Gesamtdeutungen für die politische europäische Integration zwischen Nation und Supranationalität gegeben, sondern es

---

10 *Volker Rittberger* (Hrsg.), Theorien der Internationalen Beziehungen, Opladen 1990; vgl. auch *Wolfgang Merkel*, Die europäische Integration und das Elend der Theorie, in: GG 25, 1999, S. 302–338.

11 *Michèle Knodt/Beate Kohler-Koch* (Hrsg.), Deutschland zwischen Europäisierung und Selbstbehauptung, Frankfurt am Main/New York 2000 (insb. die Einleitung von *Beate Kohler-Koch*, Europäisierung. Plädoyer für eine Horizonterweiterung, S. 11–31); *Markus Jachtenfuchs/Beate Kohler-Koch* (Hrsg.), Europäische Integration, Opladen 1996; *Gunnar Folke Schuppert* (Hrsg.), The Europeanisation of Governance, Baden-Baden 2006. Der Ansatz wird auch jenseits der deutschen Politikwissenschaft angewandt: *Ian Bache*, Europeanization and Multilevel Governance. Cohesion Policy in the European Union and Britain, Lanham 2008.

12 Insb.: *Markus Jachtenfuchs*, Die Konstruktion Europas. Verfassungsideen und institutionelle Entwicklung, Baden-Baden 2002.

13 Vgl. dazu die Beiträge von *Wolfram Kaiser/Christian Salm*, *Kiran Klaus Patel* und *Guido Thiemeyer* in diesem Band. Als ein historisch zu definierendes Forschungsprogramm ließe sich lesen *Frank Schimmelpfennig*, Transnational Socialization. Community-Building in an Integrated Europe, in: *Wolfram Kaiser/Peter Starie* (Hrsg.), Transnational European Union. Towards a Common Political Space, London/New York 2005, S. 61–82.

14 *Andrew Moravscik*, The Choice for Europe. Social Purpose and State Power from Messina to Maastricht, Ithaca, NJ 1998.

15 *Alan S. Milward*, The European Rescue of the Nation State, London 1992; *John Gillingham*, European Integration, 1950–2003. Superstate or New Market Economy?, Cambridge 2003; *ders.*, Design for a New Europe, Cambridge 2006.

dürfte auch kein Zufall sein, dass sie gerade von Briten vorgebracht wurden, d. h. aus einem Land kamen, in dem traditionell die Souveränität der ehemaligen Weltmacht hoch gehalten und »Europa« nicht unbedingt als Überbegriff fürs eigene Land gedacht wird. Mit dem Nachhall dieser primär britischen Positionen in anderen Ländern Europas zeigt sich aber auch, dass seit den späten 1980er Jahren und zumal seit den 1990er Jahren der allgemeine Fortschrittsoptimismus, der immer weitere Regelungen als Königsweg zur Entwicklung eines gemeinsamen Bundesstaates sah, ins Wanken gekommen ist.

Nimmt man dieses, hier nur angerissene Deutungsspektrum für politische Integrationsforschung zu Europa in den Blick, dann haben besonders Historiker in den letzten Jahrzehnten bedeutende Arbeit in der diplomatie- und politikgeschichtlichen Forschung geboten. Insbesondere die Historikerverbindungsgruppe bei den Europäischen Gemeinschaften hat hier Grundlagenarbeit geleistet, indem sie seit 1984 ein Dutzend Sammelbände und darüber hinaus seit 1994 das Journal of European Integration History herausgebracht hat. Hier ging es je um ein multiarchivisches, zumeist die Sicht und Politik einzelner Integrationsstaaten bündelndes Unterfangen, das mittlerweile in den Sammelbänden aspekthaft die Integrationspolitik vom Zweiten Weltkrieg bis ca. 1975 abdeckt, darüber hinaus in der Zeitschrift auch ein breites Spektrum weiterer Fragen zur politisch-institutionellen Integration abgehandelt hat; daneben fanden vor allem für die ersten Jahre nach 1945 die integrationspolitischen gesellschaftlichen Bewegungen Berücksichtigung. Das zielte nie auf Vollständigkeit, sondern brachte Erkenntnisse von Interessen, Entscheidungsprozessen und Institutionenbildung, schloss gelegentlich auch Akteure außerhalb der Integration (so die USA bzw. die Sowjetunion) ein und wandte sich zunehmend auch den Institutionen zu sowie deren personellen Konstellationen und deren Aktionen und Funktionsweisen. Ergänzt wurde dieses internationale Großunternehmen durch eine Fülle je nationaler Monografien, welche die je eigene Außenpolitik im europäischen Integrationsrahmen oder die Beziehungen zweier oder mehrerer Integrationsstaaten in einem beschränkten Zeitraum zum Thema haben. Für Überblicke sei auf einige neuere Forschungsberichte verwiesen[16], welche detaillierte Literaturangaben für den vorliegenden Aufsatz entbehrlich machen.

Eine Weiterung erfuhr diese Form der Integrationsforschung dadurch, dass nicht nur nach dem Eigenleben der europäischen Institutionen gefragt wurde[17] und nach deren zunehmender Akteursqualität. Vielmehr wuchsen mit der Komplexität der Europäischen Gemeinschaft seit den 1970er Jahren auch die forschenden Perspektiven. Dazu gehörten die transnationale Parteienkooperationen[18] und, damit zusammenhängend, die Erforschung

16 Zuletzt: *Wilfried Loth* (Hrsg.), Experiencing Europe. 50 Years of European Construction 1957–2007, Baden-Baden 2009 (Beiträge *Jost Dülffer* und *N. Piers Ludlow*); *Wilfried Loth*, Explaining European Integration. The Contribution from Historians, in: Journal of European Integration History 14, 2008, S. 9–27; allgemein: *Jost Dülffer*, Europäische Integration zwischen integrativer und dialektischer Betrachtungsweise, in: AfS 42, 2002, S. 521–543, *ders.*, Europa – aber wo liegt es? Zur Zeitgeschichte des Kontinents, in: AfS 44, 2004, S. 524–564. Vgl. auch weitere Jubiläumsbände: *Michael Gehler* (Hrsg.), Vom gemeinsamen Markt zur Europäischen Unionsbildung. 50 Jahre Römische Verträge 1957–2007. From Common Market to European Union: 50 years of the Rome Treaties 1957–2007, Köln 2008.

17 *Wilfried Loth/Marie-Thérèse Bitsch/Raymond Poidevin* (Hrsg.), Institutions européennes et identités européenne, Brüssel 1998.

18 *Jürgen Mittag* (Hrsg.), Politische Parteien und europäische Integration. Entwicklung und Perspektiven transnationaler Parteienkooperation in Europa, Essen 2006; *Michael Gehler/Wolfram Kaiser* (Hrsg.), Transnationale Parteienkooperation der Europäischen Christdemokraten, München 2004; *Robert Ladrech*, Social Democracy and the Challenge of the European Union, Boulder, CO 2000. Politologisch-systematisch bereits *Oskar Niedermayer*, Europäische Parteien? Zur grenzüberschreitenden Interaktion politischer Parteien im Rahmen der EG, Frankfurt am Main/New York 1983. Vgl. auch den sektoralen Beitrag von *Wolfram Kaiser*/*Christian Salm* in diesem Band.

des Europaparlaments und seiner Wahlen. Der durch die Fundamentalpolitisierung in ganz (West)Europa steigende Demokratisierungsdruck erfasste auch die EG, die sich erst nach langen Verhandlungen 1976 auf Direktwahlen zum Europäischen Parlament als Zeichen einer parlamentarischen Legitimierung auch dieser politischen Ebene verständigen konnte. Auch nach 30 Jahren Wahlforschung bestätigt sich allerdings das Diktum der Europawahlen als »second-order elections«, als Wahlen zweiten Ranges, deren Ansehen/Beteiligung in einer paradoxen Entwicklung zum Bedeutungszuwachs des Parlaments steht.[19]

In Anbetracht dieser Entwicklung der Wahlbeteiligung, aber auch der weiteren Entwicklung der EG erwuchs seit den 1990er Jahren eine Debatte über die Perspektiven der EU unter dem Stichwort des »Demokratiedefizits«, das die Teilnehmer/innen der Diskussion – zugespitzt formuliert – in die zwei Lager der ›normativ argumentierenden Skeptiker‹ und die der ›empirischen Optimisten‹ spaltet, orientiert an der Meinung darüber, ob es eine europäische Öffentlichkeit gibt (oder sogar überhaupt geben kann).[20] Der Mehrwert dieser Debatte besteht augenscheinlich darin, die Selbstverständnisdebatte der Europäer mit wissenschaftlichen Mitteln voranzutreiben, doch für die historische Forschung fragt sich, wie die dahinter stehende Fragestellung der zukünftigen Entwicklung Europas in eine auf den Erfahrungsraum zugeschnittene Perspektive überführt werden kann. *Zum einen* könnte eine Möglichkeit darin bestehen, in einer Art *intellectual history* nach der Geschichte der normativen Aufladung des europäischen Projekts zu fragen, also das Aufwachsen konkreter politischer Zuschreibungen bis zu dem hoch geschraubten Erwartungshorizont der Wahlen 1979 und der davon stark abweichenden nachfolgenden Entwicklung zu analysieren. Die Diskrepanz zwischen hohen rhetorischen Zielen und Erwartungen einerseits, national unterschiedlich ausgeprägten realen Identifikationsmustern andererseits, könnte für die Erfassung eines historischen Erfahrungshorizonts in Europa vor dem Hintergrund weiter bestehender nationaler Identifikationsmuster Forschung leitende Bedeutung erlangen. Eine mögliche Gefahr liegt weiterhin darin, durch die Projektion von nationalen Einigungsprozessen vornehmlich des 19. Jahrhunderts auf Europa den offenen Blick für die historische Entwicklung zu verlieren. *Zum anderen* könnte eine konkrete Fragestellung in die Richtung gehen, die politischen Prozesse Europas präzise zu untersuchen und zu fragen, wie und an welcher Stelle Akteure, Institutionen und spezifische Regelungsmechanismen ineinander greifen, um Pfade und politische Zusammenhänge besser zu erfassen.[21]

---

19 Vgl. als Überblick *Jürgen Mittag/Claudia Hülsken*, Von Sekundärwahlen zu europäisierten Wahlen? 30 Jahre Direktwahlen zum Europäischen Parlament 2009, in: Integration 32, 2009, H. 2, S. 105–122; den Begriff prägten *Karlheinz Reif/Hermann Schmitt*, Nine Second-Order Elections, in: European Journal of Political Research 8, 1980, S. 3–44.

20 Vgl. dazu die Nachzeichnung der Debatte in *Anja Kruke*, Mit Umfragen zur europäischen Öffentlichkeit? Meinungsforschung, Parteien und Öffentlichkeit in Europa nach 1945, in: *Mittag*, Politische Parteien, S. 405–432; die jeweiligen unterschiedlichen Pole der Debatte vertreten *Jürgen Gerhards*, Europäisierung von Ökonomie und Politik und die Trägheit der Entstehung einer europäischen Öffentlichkeit, in: *Maurizio Bach* (Hrsg.), Die Europäisierung nationaler Gesellschaften, Wiesbaden 2000, S. 277–305, und *Klaus Eder/Cathleen Kantner*, Transnationale Resonanzstrukturen in Europa. Eine Kritik der Rede vom Öffentlichkeitsdefizit, in: ebd., S. 306–331.

21 Erschwert wird diese Art der historischen Politikforschung auf demokratietheoretischen Spuren durch die Problematik, die Quellen zu orten und zu analysieren, da z. B. die Gesetzgebungsverfahren nicht so archiviert werden, dass die Entwicklung des Verfahrens und die Urheber erkennbar sind, und so auch die Lobbyarbeit schwerer zu analysieren ist. Dies ist eigentlich nur durch die komplementären Überlieferungen bei einzelnen Abgeordneten des Europaparlaments nachzuvollziehen. Vgl. für erste Einblicke in die historische ›Lobbyforschung‹ *Gérard Bossuat* (Hrsg.), Inventer Europe. Histoire nouvelle des groupe d'influence et des acteurs de l'unité européennes, Brüssel 2003.

Dass die Integrationsforschung in ihrer ursprünglichen Aufstellung nicht mehr den Problemlagen gerecht zu werden vermochte, hat sich seit den 1990er Jahren auch daran gezeigt, dass der Begriff der Europäisierung einen beachtlichen Aufschwung erlebt hat. Er wurde als eine konträre Perspektive auf die Entwicklung der Europäischen Union eingeführt, um konkret Fragen der Auswirkung der supranationalen Einrichtungen zu untersuchen und damit ein neues Feld zu eröffnen. Zunächst sollte er die nationale/regionale/lokale Ebene als Ort europäischen Geschehens verdeutlichen und damit auch die Richtung des politischen Prozesses hervorheben und analysieren. Der Begriff fand in den letzten Jahren vor allem Eingang in Untersuchungen der Rechtswissenschaft, in denen die Verbreitung spezifischer Rechtsbereiche untersucht wird und in denen der Begriff auf einem Konzept der Angleichung von oben nach unten (top-down-Modell) fußt und bei dem die europäische Rechtsprechung als Orientierung für die Ausrichtung nationalen Rechts analysiert wird.[22] In den Politikwissenschaften wird er seit den 1990er Jahren in unterschiedlicher Weise konzeptualisiert. Dort wird das Konzept sowohl als Anpassungsleistung ›von oben nach unten‹ wie auch in umgekehrter Richtung gedacht. Letzteres wird als Modell vorgestellt, in dem die Nationalstaaten die Bedingungen, unter denen eine nationale Politik zu formulieren ist, mit bedenken oder ihre Politik gleich auf die Umsetzung auf höherer Ebene formulieren bzw. je nach »goodness of fit« sich die Vorgaben von oben besser oder schlechter aneignen können.[23] Diese politikwissenschaftlichen Modelle für die Entwicklung nationaler Politiken der letzten ca. 15 Jahre haben sich bislang nicht nachhaltig in historiografischen Ansätzen niedergeschlagen.[24]

Zeitlich und perspektivisch könnte man die Konzeptualisierung von »Europäisierung« als Gegentrend zur Enttäuschung der normativen Erwartungen deuten, indem konkrete politische Prozesse (in welcher Richtung auch immer) untersucht werden. Damit hakt das Konzept – ebenso wie die rechtswissenschaftlichen Untersuchungen – inhaltlich vor allem auf der *policy*-Ebene mit der Betrachtung unterschiedlicher Themenfelder ein, hat aber auch in der *polity*-Forschung gezeigt, in welchem Ausmaß beispielsweise eine Europäisierung der Parteien vorangeschritten ist.[25]

---

22 Vgl. als Auswahl *Martin Heger*, Die Europäisierung des deutschen Umweltstrafrechts, Tübingen 2009; *Werner Heun* (Hrsg.), Europäisierung des Rechts, Göttingen 2008; *Bettina Maria Stade*, Die Konstitutionalisierung des Zivilprozessrechts in Spanien und Deutschland vor dem Hintergrund der Europäisierung des Zivilprozessrechts, Frankfurt am Main 2007; *Kristin Stumpf*, Europäisierung des Werberechts, Saarbrücken 2006.

23 Vgl. *Johan P. Olsen*, The Many Faces of Europeanization, in: Journal of Common Market Studies 40, 2002, S. 921–952; *Kohler-Koch*, Europäisierung; *Roland Sturm*, Was ist Europäisierung? Zur Entgrenzung und Einbindung des Nationalstaats im Prozess der europäischen Integration, in: *Ulrich Haltern/Ingolf Pernice/Gunnar Folke Schuppert* (Hrsg.), Europawissenschaft, Baden-Baden 2005, S. 101–127; *Tanja A. Börzel*, Europäisierung und innerstaatlicher Wandel: Zentralisierung und Entparlamentarisierung?, in: PVS 41, 2000, S. 225–250; für einen Überblick über den Ansatz und seine jeweilige Ausformulierung für verschiedene Bereiche der Politik: *Paolo Graziano/Marten van Fink* (Hrsg.), Europeanization. New Research Agendas, Houndmills 2006; *Maria Green Cowles/Thomas Risse-Kappen/Jane Caporaso*, Europeanization and Domestic Change, in: *Tanja A. Börzel/Maria Green Cowles* (Hrsg.), Transforming Europe, Ithaca/New York 2001.

24 Vgl. für erste Ansätze *Kiran Klaus Patel/Martin Conway* (Hrsg.), Europeanization in the Twentieth Century. Historical Approaches, Houndmills 2010 (i. E.). Vgl. auch die Diskussion des Ansatzes im Beitrag von *Kiran Klaus Patel* in diesem Band.

25 Vgl. z. B. *Thomas Poguntke/Nicholas Aylott/Elisabeth Carter* u. a. (Hrsg.), The Europeanization of National Political Parties. Power and Organizational Adaptation, London 2008; *Andreas Aust*, Von »Skeptikern« zu »Musterschülern«? Die Europäisierung der Sozialdemokratie, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 32, 2003, S. 255–269; *Robert Ladrech*, Europeanisation and Political Parties. Towards a Framework for Analysis, in: Party Politics 8, 2002, S. 389–403; vgl. für den Bereich der Parlamentsforschung *Jürgen Dieringer*, Die Europäisie-

Inzwischen ist der Europäisierungsbegriff im historischen Zusammenhang zu einem Integration inkorporierenden Begriff mutiert, der seine Wurzeln aus einer »Europäisierung der Welt«[26] abgestreift hat: Europäisierung wird als Inbegriff eines offenen Entwicklungsprozesses gesehen, der nicht allein aus Europa hervorgeht und der etwa bei Hartmut Kaelble und Martin Kirsch in sechs Kategorien des gelebten und gedachten Europas fassbar wird. Zunächst einmal handelte es sich demnach um einen Prozess »der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, rechtlichen, politischen und kulturellen Konvergenzen zwischen europäischen Staaten und Regionen« (1), dann um einen Prozess wachsender Transfers und Verflechtungen (2) sowie um den Wandel in der »Erfahrung des europäischen Raums« (3), der sich aus wechselseitiger Beobachtung gerade mit außereuropäischen Gesellschaften speist. Weitere Kategorien bilden die »Besonderheiten Europas« (4), die sich erst ex post aus der *longue durée* erschließen, die »Selbstverständnisdebatte« der Europäer über diese Besonderheiten (5), die gemeinsame, europäische Sinnhorizonte und Zugehörigkeitsgefühle oder Europäizität erschaffen, und schließlich der »Aufbau europäischer politischer und rechtlicher Institutionen« (6).[27]

Damit schrumpft der Begriff der Integration von einer in den 1950er/1960er Jahren absichtsvoll eingebrachten Selbstbeschreibung, die als ›Gegenkonzept‹ zur amerikanischen Soziologie erfolgreich als wertgeladenes Schlüsselkonzept platziert werden konnte[28], zu einem (jedoch nach wie vor zentralen) Prozess unter anderen in den gesamtgesellschaftlichen Verflechtungsprozessen in Europa. Insofern bildet wiederum der Begriff der Europäisierung neu aufkommende Wahrnehmungen und Vorstellungen von Europa ab.

II. Europa als Geschichtsraum

Oben war von der Meistererzählung eines sich immer stärker erweiternden Europa die Rede. Europa – wie weit man es auch fassen mag – war jedoch immer mehr als das Europa der westlichen Integration. Es gab zumindest bis 1990 ein anderes, das sowjetisch geführte Integrationsmodell, das auf der politischen Ebene ebenso wie militärisch oder ökonomisch eine Ausrichtung an der Führungsmacht mit mehr oder weniger Intensität sicherstellte. Je mehr in den beiden letzten Jahrzehnten an Archivalien zugänglich geworden sind, desto mehr hat sich das Bild eines monolithischen ›Ostblocks‹ aufgelöst, ist eine gewisse Eigenständigkeit der hier integrierten Staaten und der Führungseliten deutlicher geworden, die vielfach gerade aufgrund eigener Schwäche Gewicht gegenüber sowjetischer Politik erlangen konnten, wie es etwa relativ früh Hope M. Harrison – nicht unumstritten – für die Vorgeschichte des Mauerbaus von 1961 entwickelt hat.[29] Jedoch hatte dies nicht den gleichen Pluralismus des wechselseitigen Nutzens aufzuweisen wie die

---

rung der Parlamentsarbeit in Ungarn und der Tschechischen Republik, in: Südosteuropa 52, 2003, S. 388–403.

26 *Hartmut Kaelble*, Europäisierung, in: *Matthias Middell* (Hrsg.), Dimensionen der Kultur- und Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Hannes Siegrist zum 60. Geburtstag, Leipzig 2007, S. 73–89, hier: S. 74.

27 *Hartmut Kaelble/Martin Kirsch*, Einleitung: Zur Europäisierung des Selbstverständnisses und der Gesellschaft der Europäer im 19. und 20. Jahrhundert, in: *dies.*, Selbstverständnis und Gesellschaft der Europäer, S. 13–18, Zitate S. 14, 15, 16 und 17 (im Original mit Hervorhebungen).

28 Vgl. *Bo Stråth/Thomas Sandkühler*, Europäische Integration. Grundlinien und Interpretationen, in: *dies.* (Hrsg.), Europäische Integration. Deutsche Hegemonialpolitik gegenüber Westeuropa 1920–1960, Göttingen 2002, S. 19–40, hier: S. 19; *Ludolf Herbst*, Die zeitgenössische Integrationstheorie und die Anfänge der europäischen Einigung 1947–1950, in: VfZ 34, 1986, S. 167–205.

29 *Hope M. Harrison*, Driving the Soviets up the Wall. Soviet-East German Relations 1953–1961, Princeton 2003.

westliche Integration.[30] Darüber hinaus sollte man über Jahrzehnte hinweg weiter zumindest in Ansätzen ein drittes Europa unterscheiden, das zunächst weder dem einen noch dem anderen Integrationsregime folgte, ein »neutrales Europa«, wobei Neutralität sich nicht allein auf die traditionelle militärische Blockfreiheit beschränkte.[31] Gerade unter Intellektuellen des sozialistischen Lagers kam bereits in den 1980er Jahren die Parole einer »Rückkehr nach Europa« auf, die sich mit der Erweiterung der EU in den 1990er Jahren scheinbar auch organisatorisch und politisch durchsetzte. Vor der Übernahme einer solchen Sichtweise in analytischer Absicht sei jedoch gewarnt, setzt sie doch einen damals gelebten politischen Optativ und eine wertgebundene Sichtweise als Leitlinie.

Auch in diesem Band wird der Europabegriff vielfach nicht klar geografisch oder territorial bestimmt. Das hat u. a. praktische Gründe aus der Entstehung dieses Forschungsfeldes, war es doch in westlich-liberalen Gesellschaften seit jeher leichter, Daten, Informationen und auch interne Quellen zu nutzen, aus denen hohe wissenschaftliche Standards im westeuropäisch-transatlantischen Raum entwickelt werden konnten. Das legt es nahe, von dem geografischen Raum einer weiter entwickelten Forschungssituation neue Fragen zu stellen, und macht es schwerer, die vielfach immer noch unbefriedigende Datenlage, aber auch die unterschiedlichen statistischen Erfassungsmodelle ehemals »sozialistischer Staaten« in die Betrachtung einzubeziehen.

Es dürfte in Zukunft Erfolg versprechend sein, gerade auf diesem Sektor komparative Ansätze zu verstärken, die nicht von der über lange Zeit existierenden Dichotomie »östlicher« vs. »westlicher« Entwicklungspfade – wie problematisch ein solcher Begriff auch sein mag – ausgehen, sondern unbeschadet oder doch zumindest nicht entscheidend von den politischen Systemen bestimmt Vergleiche erlauben, um Verlaufsmodelle zu erkennen, die ggf. unterschiedliche Geschwindigkeiten oder gegenläufige Beharrungskräfte aufwiesen, aber dennoch ähnlich sind. Schließlich könnten auch Ansätze, die von einem Transfer ausgehen, gleichermaßen europaweite Sichtweisen verstärkt erproben und nicht allein die politisch bedingten Rahmen zum Ausgangspunkt machen.[32]

Europa als Analyseraum kann kaum mit dem Anspruch auf klare Zugehörigkeiten oder Exklusion betrachtet, es können lediglich entsprechende Fragen anhand einzelner Untersuchungen zu Vergleich oder Transfer sektoral beantwortet werden. Ob die Türkei oder die Sowjetunion/Russland zu Europa gehör(t)en ist primär eine politische, auf Wertentscheidungen beruhende Diskussion in der gesamten Zeitgeschichte gewesen und ist es bis in die Gegenwart hinein geblieben. Gerade prominente Historiker mit dem Anspruch als »public intellectuals« haben hier in letzter Zeit häufig essentialistisch argumentiert: Religion, politische Freiheit, Demokratie sind jeweils sinnvolle sektorale Kriterien für Zugehörigkeit, sie können daher auch politische Entscheidungen begründen. Aber sie sind wiederum zu historisieren und können auf diese Weise fruchtbare Untersuchungsfelder darstellen, wie beispielsweise anhand von Religion in Westeuropa kurze Umbrüche innerhalb langer Entwicklungslinien nachgezeichnet werden können. Zudem kann die Analyse von Friedensbewegungen in Europa transnationale Zusammenhänge vor dem Hintergrund je nationaler Verankerung herausarbeiten.[33]

---

30 Auf der Ebene internationaler Politik deutlich bei *Carole Fink/Bernd Schaefer* (Hrsg.), Ostpolitik 1969–1974. European and Global Responses, New York/Cambridge 2009; *Oliver Bange/Gottfried Niedhart* (Hrsg.), Helsinki 1975 and the Transformation of Europe, New York/Oxford 2008; *Leopoldo Nuti*, The Crisis of Détente in Europe. From Helsinki to Gorbachev, 1975–1985, London 2008.

31 *Michael Gehler/Rolf Steininger* (Hrsg.), Die Neutralen und die Europäische Integration, Wien 2000.

32 Vgl. dazu exemplarisch den Beitrag von *Friederike Sattler* zu europäischen Wirtschaftseliten in diesem Band.

33 Vgl. zu diesen beiden Aspekten die Beiträge von *Patrick Pasture* und *Benjamin Ziemann* in diesem Band.

Nur soviel sei zur *institutionellen* Zugehörigkeit angemerkt: Die Türkei gehörte seit 1947/48 zu den Empfängern der Marshallplan-Hilfe (OEEC), wie an den Fahnen vieler zeitgenössischer Werbeplakate abzulesen ist, sie war seit 1952 NATO-Mitglied und ist es geblieben. Beides war einerseits sicherlich ein Zeichen der Instrumentalisierung von Mitgliedschaften für die Auseinandersetzung mit ›dem Kommunismus‹. Auf der anderen Seite gilt: Der 1949 als Zusammenschluss von Demokratien, gerade im Kalten Krieg, gegründete Europarat nahm 1996 auch Russland auf, ohne hier die demokratische Qualität allzu hoch zu hängen. Die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) wurde seit 1972 von allen europäischen Staaten beschickt und die Schlussakte von 1975 unterzeichnet (außer Albanien). Dazu rechnete damals (neben den USA und Kanada) auch die Sowjetunion. Dies wiederum hatte zur Folge, dass mittelasiatische Nachfolgestaaten der Sowjetunion wie Usbekistan oder Tadschikistan in der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE), wie die Nachfolgeorganisation der KSZE seit 1995 heißt, als Mitglieder vertreten sind. Organisationen, die Europa im Namen oder im Sinn führten, umfassten oft weit mehr als das übliche Europa der westeuropäischen Integration.

Das gilt auch für zwei weitere Aspekte. Zum einen: Europa war nach dem Zweiten Weltkrieg noch ein Kontinent mit Kolonialreichen. Zwar wurden diese nicht zuletzt als eine Folge dieses Krieges bis in die frühen 1960er Jahre zum größten Teil unabhängig, aber wenn Briten, Franzosen, Belgier, Niederländer und sogar auch Italiener ihre Position bestimmten, dann trug deren wie auch immer definierte Rolle doch entscheidend zum Selbstbild und zur Konstruktion von nationaler Identität bei, auch bevor von Europa selbst die Rede war. Das setzte sich in langfristiger Perspektive über die formale Unabhängigkeit hinaus fort und reicht – bei Resten überseeischen Besitzes etwa Frankreichs – weiter bis in die Gegenwart. Nicht zuletzt bei der Migration nach Europa spielt die frühere Zugehörigkeit zu einem Kolonialreich im ›Mutterland‹ eine Rolle.[34]

Der zweite Faktor betrifft die komparative Qualität Europas. Einige Autoren stützen sich gerade sozial- und kulturgeschichtlich auf europäische Gesellschaften und finden bemerkenswerte Gemeinsamkeiten. Sobald jedoch auch Nordamerika in den Blick rückte, könnten sich ähnliche Ergebnisse auch hierfür abzeichnen. Der transatlantisch-westeuropäische Raum dürfte in manchen Aspekten größere Ähnlichkeiten der Entwicklung aufweisen als der west- und osteuropäische Raum im Vergleich.[35] Anders gesagt: Gerade für eine europäische Sozial- und Kulturgeschichte zeichnen sich Spannungsverhältnisse unterschiedlicher Raumkonstruktionen und -erlebnisse ab, die nicht allein von geografischer Nähe geprägt sind, sondern von dem jeweiligen Gegenstand, dem vorliegenden Erkenntnisinteresse und der benutzten Methode.

In der gegenwärtigen Debatte zeichnet sich immer deutlicher eine globale Zäsur für die frühen 1970 Jahre ab, die mit der Ölpreiskrise des Jahres 1973 nur oberflächlich charakterisiert wird. Es könnte sich um einen fundamentalen Wandel industriewirtschaftlichen Wachstums und kultureller Selbstvergewisserung handeln.[36] Dieser lässt die bisherige Ost-West-Dichotomie Europas in einem anderen Licht erscheinen.[37] Nicht allein die politische Zäsur von 1989/90, sondern die vorausgegangenen gesellschaftlichen Brüche seit den 1970er Jahren könnten eine Ost und West übergreifende Gesellschaftsgeschichte künftig strukturieren helfen.

---

34 Vgl. mit dem Beitrag von *Imke Sturm-Martin* in diesem Band.

35 *Helke Rausch* untersucht dieses transatlantische Verhältnis mit Blick auf den wissenschaftlichen Kulturtransfer in mehrere westeuropäische Staaten hinein im Vergleich in diesem Band.

36 Thesenartig und primär für den deutschen Fall: *Anselm Doering-Manteuffel*/*Lutz Raphael*, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2008.

37 Dies legen auch verschiedene Autoren dieses Bandes nahe.

III. Gesellschaft(en) in Europa oder Europäische Gesellschaft?

Parallel zur Meistererzählung der gelungenen Integration findet sich eine Erzählung zur gesellschaftlichen Entwicklung in (West)Europa, die sich auf den wirtschaftlichen Aufstieg Westeuropas und die damit verbundene gesellschaftliche Wohlstandsentwicklung bezieht. Allerdings ist deren ähnlich positive Konnotation inzwischen etwas verblasst unter dem Eindruck, dass dieser Wohlstand sich in Osteuropa nicht in dem erhofften Maße oder Tempo ausgebreitet hat und der mit diesem wirtschaftlichen Aufstieg verbundene Sozialstaat stark unter Mangelfinanzierung leidet.

Als ein zentrales Motiv für die Entwicklung zur Wohlstandsgesellschaft im Sozialstaat kann der »europäische Nachkriegskonsens« (Tony Judt) gelten. Ähnlich zur politischen »Geburt Europas aus dem Geist des Widerstandes« war auch für die sozialstaatliche Entwicklung der Bezugspunkt zur Erfahrung mit Faschismus und Nationalsozialismus konstitutiv. Die Erkenntnis, dass gerade aus den Sozialsystemen ausgeschlossene Sozialgruppen politisch extreme Parteien gewählt und damit die demokratischen Staatssysteme in Europa gefährdet oder zum Einsturz gebracht hatten, sorgte für einen Lernprozess, diesen politischen Fehler nicht zu wiederholen.[38] Dieser Prozess fand allerdings weder erst nach Kriegsende statt noch war er auf Europa beschränkt, wenn man sich die Atlantik Charta und die Rolle der ILO ansieht. Die Weichenstellungen erfolgten dann in der Nachkriegszeit, wenn man von einzelnen Staaten wie Schweden oder Großbritannien absieht, die durch unterschiedliche Bedingungen und Maßnahmen (Politik des *folkhemmet*/Volksheims in Schweden und Beveridge-Report in Großbritannien) bereits vorher stark auf einen Auf- bzw. Ausbau des Sozialstaats gesetzt hatten. Bis zu dem Zeitpunkt des Ausbaus waren die verschiedenen nationalen Ausprägungen noch rudimentär und deutlich in ihrer Herkunft als Arbeiterabsicherung erkennbar, was Organisation und abgesicherte Gruppen anging. Die Ausweitung der sozialen Sicherungssysteme auf immer neue Gruppen (z. B. Selbstständige, Landarbeiter, Hausfrauen), die Egalisierung der Behandlung von Arbeitern und Angestellten (z. B. beim Neuaufbau der Sicherungssysteme in Westdeutschland), die Verstaatlichung von ganzen Teilsystemen (*National Health Service* in Großbritannien) oder auch die Dynamisierung von Bezügen zur Verhinderung des Zurückfallens in der Versorgung oder verbesserten Teilhabe an dem wirtschaftlichen Aufschwung (Dynamisierung der Rentenversicherung in Westdeutschland) führten im Laufe der Zeit letztlich von einer Absicherung gegen Lebensrisiken zu einer Absicherung des Lebensstandards.[39] Dies geschah unter Einbeziehung der gesamten Bevölkerung, einschließlich aller sozialer Schichten, Geschlechter und Altersgruppen und ging (speziell im Westen) einher mit einer Verrechtlichung der sozialen Inklusionsansprüche. Das hatte die Folge einer stetig wachsenden Komplexität durch individuelle Durchsetzung von Ansprüchen. Diese Entwicklung fand in Ost- wie Westeuropa, wenn auch unter jeweils unterschiedlichen politischen Vorzeichen mit verschiedenartigen Ausprägungen, statt. Während beispielsweise die größer werdende soziale Gruppe der Rentner in Westeuropa auf verschiedene Arten und Weisen eine verstärkte soziale Absicherung gegen Not erlebte, griffen die sozialen Sicherungssysteme in Osteuropa für diese Bevölkerungsgruppe weit weniger. Hier verquickten sich politische Beurteilungen der gesellschaftspolitischen Bedeutung einzelner Gruppen und ihrer wirtschaftlichen Arbeitskraft recht deutlich, so dass in Osteuropa eine stärkere Egalisierung von bestimmten Gruppen mit der Konstitution neuer sozialer Ungleichheiten einherging.

---

38 *Judt*, Geschichte Europas.

39 Vgl. als Überblick *Hans-Günter Hockerts*, Vom Problemlöser zum Problemerzeuger. Der Sozialstaat im 20. Jahrhundert, in: AfS 47, 2007, S. 3–29, sowie für einzelne Bereiche die weiteren Beiträge des AfS 47.

Die Umsetzung des Sozialstaatskonsenses wäre ohne wirtschaftliche Erholung im Nachkriegseuropa nicht denkbar gewesen; dies gilt auch zumindest in Teilen für Osteuropa. Die aus Steuern finanzierte Basis der sich entwickelnden Wohlstandsgesellschaften bildete die Grundlage für die breite Umsetzung des Sozialstaatsgedankens. Der anhaltende Wirtschaftsaufschwung mit hohen Wachstumsraten und Vollbeschäftigung (hauptsächlich in Westeuropa) führte zu Vorstellungen einer immerwährenden Prosperität, die den weiteren Ausbau des Sozialstaats als unproblematisch erscheinen ließ. In der Fusion von Wirtschaftskraft und Sozialstaat bildete sich die wirkmächtige Erzählung der *trente glorieuses*[40] oder des *golden age*[41] heraus bzw. des »deutschen Wirtschaftswunders«, das bei genauerem Hinsehen alles andere als ein Wunder war. Die aus diesen Bezeichnungen sprechenden, je national spezifischen Wahrnehmungen haben die europäische Rahmung vom Marshallplan zur Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl bis hin zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und den Folgen daraus oft marginalisiert und häufig als nationale Erfolgsgeschichten fortgeschrieben; eine übergreifend orientierte Wirtschaftsgeschichte hat bis vor ein paar Jahren eher vergeblich dagegen angeschrieben.[42]

Dass es auch dabei längere Kontinuitäten und Vorerfahrungen gab, ist in der Forschung auf die positiv besetzten, älteren Traditionen und Ideen vor allem der Zwischenkriegszeit zurückgeführt worden.[43] Demgegenüber haben die ebenfalls schon lange erforschten wirtschafts- und damit verbundenen integrationspolitischen Kontinuitäten oder Vorgedanken gerade aus der Besetzungspraxis des Nationalsozialismus erst in den letzen 15 Jahren stärker in die allgemeine Integrationsgeschichte Eingang gefunden; gerade dies kann als Hinweis einer Loslösung der Historiografie von Europa als politischem Projekt gelesen werden.[44] Inzwischen werden sowohl Kontinuitäten als auch die europäische Dimension der wirtschaftlichen Entwicklung und Zusammenarbeit im Zusammenhang mit der sozialpolitischen Dimension betrachtet und auch die transnationalen Aspekte (der europäischen Zusammenarbeit, der politischen Arbeit über Grenzen hinweg wie auch der Tatsache des ›Abschauens‹ voneinander) analysiert. Daher ist es unerlässlich, auch in einer längeren Perspektive über verschiedene politische Zäsuren hinweg nach Tradierungen und Brüchen im das 20. Jahrhundert zu suchen, beispielsweise mit der Frage, wie sich das »europäisches Sozialstaatsmodell« begreifen und untersuchen lässt.[45]

Bei dem Blick auf diese Entwicklung ist grundsätzlich die Divergenz zwischen einem ›Kerneuropa‹ im Westen und Norden auf der einen Seite und dem Süden Europas zu be-

---

40 *Jean Fourastié*, Les Trente Glorieuses ou la révolution invisible de 1946 à 1975, Paris 1979, prägte diesen Begriff für Frankreich; er findet zunehmend Anwendung für die Nachkriegsentwicklung insgesamt.

41 *Hobsbawm*, Das Zeitalter der Extreme.

42 Vgl. *Gerold Ambrosius/William H.* Hubbard, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im 20. Jahrhundert, München 1986; *Gerold Ambrosius*, Wirtschaftsraum Europa. Vom Ende der Nationalökonomien, Frankfurt am Main 1996.

43 Vor allem Richard Coudenhove-Kalergi ist in den letzten Jahren beleuchtet worden. Vgl. z. B. *Anita Ziegerhofer-Prettenthaler*, Botschafter Europas. Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi und die Paneuropa-Bewegung in den zwanziger und dreißiger Jahren, Wien/Köln etc. 2002; *Vanessa Conze*, Richard Coudenhove-Kalergi. Umstrittener Europäer, Göttingen 2004; *dies.*, Das Europa der Deutschen. Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstradition und Wertorientierung (1920–1970), München 2005. Daneben vgl. auch Arbeiten wie die von *Jürgen Elvert*, Mitteleuropa! Deutsche Pläne zur europäischen Neuordnung (1918–1945), Stuttgart 1999.

44 Vgl. *Stråth/Sandkühler*, Europäische Integration, S. 23–29; *Ute Frevert*, Europeanizing Germany's Twentieth Century, in: History and Memory 17, 2005, S. 87–116; vgl. aber bereits *John Gillingham*, Coal, Steel and the Rebirth of Europe 1945–1955. The Germans and the French from Ruhr-conflict to Economic Community, Cambridge 1991.

45 Vgl. dazu den Beitrag von *Christoph Boyer* in diesem Band.

achten sowie der bereits angesprochenen andersartigen Ausgestaltung im Osten Europas. Allerdings lässt sich in einer Gesamtschau über die Boomjahre hinweg bis heute feststellen, dass sich nicht nur diese Divergenzen als temporär herausgestellt, sondern sich auch die nationalen Wege abgeschliffen haben. Mit Blick auf die Typologie, die der Sozialwissenschaftler Gosta Esping-Andersen seit den 1980er Jahren zu den Sozialstaaten entwickelte[46], ist daher zu beobachten, dass sich die ohnehin nicht in Reinform existierenden Typen in einen insgesamt zu definierenden einheitlichen Mischtyp verwandelt haben, der nur unterschiedliche Ausprägungen aufweist.[47] So stellt sich im Anschluss daran die Frage, ob sich das europäische Sozialmodell nicht als ein Modell begreifen lässt, das nicht nur eine Besonderheit Europas darstellt, sondern als der *eine* Typ des »sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaates« begriffen werden kann, der sich als tragfähige Problembearbeitungsform im Kapitalismus bewährt hat und auf andere Kontinente überträgt.[48]

Das Zusammenspiel der Entwicklung von Wirtschaftswachstum (zunächst in den 1950er und 1960er Jahren auch in Osteuropa), Sozialstaat und Konsummöglichkeiten ergab spezifische Rahmenbedingungen zur gesellschaftlichen Entwicklung, die bereits längerfristig angelegt gewesen waren. Die Tendenzen zur Politisierung und Liberalisierung gewannen jedoch erst nach 1945 eine starke Dynamik.[49] Insbesondere in den Arbeiten von Hartmut Kaelble wird deutlich, wie stark sich die nationalen Gesellschaften in Europa gewandelt und einer europäischen Gesellschaft angenähert haben, trotz fortbestehender Unterschiede in verschiedenen, teilweise konstitutiven Bereichen der jeweiligen Gesellschaft; daneben wird an seinen Publikationen auch deutlich, wie sehr sich eine Sozialgeschichte in der Erweiterung in Richtung einer Gesellschaftsgeschichte befindet.[50]

Diese gesellschaftlichen Konvergenzen in Europa gelten im Positiven wie im Negativen. Man kann dies für ganz unterschiedliche Ebenen aufzeigen. Die sozialhistorische Forschung hat dies ausführlich für verschiedene Aspekte der sozialen Ungleichheit untersucht.[51] So verringerten sich zwischen den 1950er und den 1970er Jahren die Einkommens- und Vermögensunterschiede erkennbar, so dass die ärmeren Schichten einen etwas größeren Anteil am Volkseinkommen erhielten. Mit Blick auf die Unterschiede zwischen den Geschlechtern zeichnete sich ebenfalls eine deutliche Veränderung ab. Daneben wurden weitere soziale Unterschiede, beispielsweise mit Blick auf Wohnqualität und Gesund-

---

46 Die zentrale Publikation ist *Gosta Esping-Andersen*, The Three Worlds of Welfare Capitalism, New York 1989. Inzwischen wurde dieses Modell hart debattiert und in mancherlei Hinsicht überarbeitet, vgl. z. B. *Jane Lewis*, Gender and Welfare in Modern Europe, in: The Art of Survival. Gender and History in Europe, 1450–2000 (Past and Present, Supplement 1), S. 39–54.

47 Vgl. dazu z. B. *Gerhard A. Ritter*, Der Sozialstaat. Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich, 2., überarb. u. erhebl. erw. Aufl. München 1991, S. 211 ff.

48 So zumindest der Vorschlag von *Christopher Lloyd*, The History and Future of Social Democratic Welfare Capitalism. From Modernisation to the Spectres of Ultramodernity, in: *Pauli Kettunen* (Hrsg.), Nordic Welfare States. History and Future Challenges, Cheltenham 2008; *ders.*, Social Democratic Welfare Capitalism since 1970. Crises, Responses, Divergences, Paper, World Economic History Congress, Utrecht 2009, URL: <http://www.wehc2009.org/programme.asp> [2.9.2009]. Vgl. dazu mit etwas anderer Gewichtung *Andreas Eckert*, Exportschlager Wohlfahrtsstaat? Europäische Sozialstaatlichkeit und Kolonialismus nach dem Zweiten Weltkrieg, in: GG 32, 2006, S. 467–488.

49 Vgl. exemplarisch für die Bundesrepublik: *Ulrich Herbert* (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1954–1980, Göttingen 2002.

50 Vgl. als Auswahl (neben in anderen Fußnoten aufgeführten Beiträgen): *Hartmut Kaelble*, Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880–1980, München 1987; *ders./Günter Schmid* (Hrsg.), Das europäische Sozialmodell. Auf dem Weg zum transnationalen Sozialstaat, Berlin 2004.

51 Für einen Überblick vgl. *Peter N. Stearns* (Hrsg.), Encyclopedia of European Social History. From 1350 to 2000, 6 Bde., New York 2001.

heitsversorgung, verringert. Zusammen mit den verbesserten Bildungschancen und einer sich verändernden Arbeitswelt ergaben sich allerdings nur partiell größere Aufstiegschancen, diese jedoch vor allem für Frauen. Wie ein Blick auf die Bildungsbeteiligung der Unterschichten zeigt, erhöhte sich der Anteil der Schüler und Studierenden im Großen und Ganzen nicht. Gerade dieser Bereich der sozialen Mobilität, also der Auf- und Abstiegschancen, wurde stark von allgemeinen Annahmen und von aktueller sozialwissenschaftlicher Forschung (zu Berufskarrieren) geprägt; historische Untersuchungen – zumal für ganz Europa – gibt es nicht, was mit Blick auf das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts auch an der Quellenproblematik liegen dürfte. Verschiedene Untersuchungen legen allerdings eine starke Angleichung der sozialen Mobilitätsraten nahe.[52]

Gleichzeitig schliffen sich durch die allgemeine Anhebung des Lebensstandards und der sozialstaatlichen Inklusionsmechanismen scharfe soziale Unterschiede ab. Dass dies Folgen für die Selbstbeschreibungen von Gesellschaften und die Verortung einzelner Gruppen darin hatte, zeigte sich in der Wahrnehmung des sogenannten Wertewandels, der sich seit den späten 1960er Jahren bemerkbar machte.[53] Auch in diesem Bereich dominieren bislang soziologische Studien, die es künftig historisch zu überprüfen gilt.[54]

Ein solcher Ansatzpunkt könnte die Perspektive eröffnen, Konsum als Angelpunkt einer Gesellschaftsgeschichte in Bezug auf verschiedene Aspekte wie soziale Ordnung/Ungleichheit, aber auch für politische Fragen zu begreifen.[55] Tendenziell steht dabei die Praxis des Konsums im Zentrum der Untersuchung, da der *practical turn* eine Ablösung von bislang an spezifischen sozialen und politischen Ordnungsmustern gedachten Ansätze der Konsumforschung ermöglicht und auch einen Ausweg aus der oft als Einbahnstraße gezeichneten Entwicklung der Amerikanisierung bietet.[56] In diesem Sinne geraten nicht nur Distinktionsmuster als Analyseaspekt bei sich abschmelzenden Standes- oder Klassenunterschieden nach 1945 in den Blick[57], wie man dies anhand einer sozialen und kulturellen Geschichte des Massentourismus fragen könnte[58], sondern auch das Deutungsmuster der politisch manipulatorischen Seite des Konsums ist weiterhin virulent, wenn davon ausgegangen wird, dass bis in die 1970er Jahre hinein eine Art stummer Vereinbarung zwischen Bevölkerung und herrschenden Eliten existierte, die sozialen Aufstieg, Wohlstand und Konsum gegen eine politische ›Stille‹ eintauschte, deren Ende erst in Folge der ›68er‹ eingeläutet wurde.[59] Jenseits einer entpolitisierenden Funktionszuschreibung lassen sich so Veränderungen der sozialen Ordnung feststellen. An diese kulturwissenschaftlich geprägte Perspektive lassen sich auch stärker sozial- oder gesellschaftshistorische Fragen knüpfen, die sich beispielsweise in den sozial-kulturellen Elitenbildungsprozessen der Wirtschaft oder ganz handfest in sich transnational/national verändernden Arbeitsbeziehungen festmachen lassen.[60]

---

52 Vgl. *Kaelble*, Sozialgeschichte Europas, S. 230 f.; *Robert Erickson/John H. Goldthorpe*, The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Societies, Oxford 1992, insb. S. 74.

53 Vgl. *Ronald Inglehart*, The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles Among Western Publics, Princeton/Guildford 1977; für den deutschen Fall vgl. *Helmut Klages*, Werteorientierung im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen, Frankfurt am Main 1984.

54 Vgl. für einen entsprechenden Hinweis den Beitrag von *Benjamin Ziemann* in diesem Band.

55 Vgl. dazu den Beitrag von *Frank Trentmann* in diesem Band.

56 Für letztere Deutung vgl. v. a. *Victoria de Grazia*, Irresistible Empire. America's Advance through Twentieth-Century Europe, Cambridge, Mass. 2005.

57 Vgl. als bekanntestes Beispiel *Pierre Bourdieu*, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1982 (zuerst frz. 1979).

58 Vgl. dazu den Beitrag von *Christopher Kopper* in diesem Band.

59 Zumindest kann man den Ansatz von Martin Conway so lesen: Vgl. *Martin Conway*, The Rise and Fall of Western Europe's Democratic Age 1945–1973, in: Contemporary European History 13, 2004, S. 67–88.

60 Vgl. dazu die Beiträge von *Friederike Sattler* und *Thomas Fetzer* in diesem Band.

Blickt man auf die Verknüpfung von Konsum mit den technischen Bedingungen von Kommunikation und Verkehr, ergeben sich fruchtbare Felder für die Erforschung eines neuen Gefüges der individuellen sozialen und kulturellen Umwelt; jenseits sozialhistorischer Fragen ließe sich die Auswirkungen auf Gesellschaft wie auch politischen Gemeinwesen untersuchen. Die anfangs einfach geografisch definierte Umwelt unterschied sich zunächst noch maßgeblich durch das Stadt/Land-Gefälle, wurde aber durch die Verstädterung der Provinz europaweit (wenn auch im zeitlichen Verzug) immer stärker eingeebnet. Diese Konvergenz und damit tendenzielle Auflösung von ›Provinz‹ wäre demnach eine doppelte, nämlich die zwischen Stadt und Land, aber in Europa auch eine zwischen den verschiedenen Regionen oder Staaten.[61] Mit der Verbreitung der Kommunikationsmöglichkeiten wie Telefon, der Auto-Mobilität und des neuen Massenmediums Fernsehen sowie mit dem damit in Verbindung stehenden Wandel von familiärer wie allgemeiner sozialer Kommunikation ergeben sich weitere Felder möglicher Forschung, die bislang nur partiell und in erster Linie von Technikhistorikern entdeckt wurden.[62] Insbesondere ließen sich hier die transnationalen Aspekte einer europäischen Gesellschaftsgeschichte entwickeln, beispielsweise jenseits personeller Netzwerke in der Politik oder in den supranationalen Institutionen.

Am Beispiel des Fernsehens in Europa, das nach 1950 auf dem Kontinent, aber auch global, seinen Siegeszug als Leitmedium antrat, werden die spezifischen europäischen Verflechtungen – sowohl in der Eurovision als auch in den Kooperationen zwischen West- und Osteuropa – deutlich, aber auch die Unterschiede und Grenzen der Annäherung, wenn es beispielsweise um die Angleichung von Fernsehzeiten geht. Hier ließen sich daneben auch Studien zu verschiedenen medienpolitischen Initiativen und zur Internationalisierung der Medien einordnen, die in Form öffentlich-rechtlicher Einrichtungen auch als Motoren einer Europäisierung eingeordnet werden könnten. Die nationalen Medienlandschaften glichen sich demnach zwar an, ohne dass es politische Auswirkungen zeitigte, d. h. dass sich diese Annäherung oder auch die Zusammenarbeit in Berichterstattung niedergeschlagen hätte. Es ließe sich also fragen, wie politische, technische, inhaltliche und auf die Rezeption bezogene Aspekte des Fernsehens zu einer europäischen Fernsehgeschichte beitragen können.[63]

Nach diesem Blick auf verschiedene Aspekte einer Entwicklung in Richtung einer europäischen Gesellschaft bleibt noch die Frage nach der Rolle der Zäsuren in der gesellschaftlichen Entwicklung. Hier ließe sich weiterhin die politische Zäsur von 1989/90 als ein für die gesellschaftliche Entwicklung in Osteuropa eminent wichtiger Einschnitt beschreiben. Das Ende des Kalten Kriegs war zwar auch für die westeuropäischen Gesellschaften von Bedeutung, aber die auf die politischen Strukturbrüche erfolgende Transformation der wirtschaftlichen und sozialen Ordnungen rüttelte die Gesellschaften im

---

61 Die Fragestellung nach einer »europäischen Stadt« wird hier außen vor gelassen. Vgl. dafür das Rahmenthema »Integration und Fragmentierung in der europäischen Stadt« des AfS 46, 2006.

62 Vgl. für die Verbindung von Technik mit Integrationsgeschichte *Christian Henrich-Franke*, Europäische Verkehrsintegration im 19. und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Baden-Baden 2007; *Cornelius Neutsch*, Integration in den Bereichen Post und Telekommunikation nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur EWG-Erweiterung 1973, in: *Christian Henrich-Franke/Cornelius Neutsch/Guido Thiemeyer* (Hrsg.), Internationalismus und Europäische Integration im Vergleich. Fallstudien zu Währungen, Landwirtschaft, Verkehrs- und Nachrichtenwesen, Baden-Baden 2007, S. 113–132. Weitergehende Fragestellungen verfolgt *Andreas Fickers*, »Politique de la grandeur« versus »Made in Germany«. Politische Kulturgeschichte der Technik am Beispiel der PAL-SECAM-Kontroverse, München 2007; für eine längere Perspektive vgl. *Erik van der Vleuten/Irene Anastasiadou/Vincent Langendijk* u. a., Europe's System Builders: The Contested Shaping of Transnational Road, Electricity and Rail Networks, in: Contemporary European History 16, 2007, S. 321–347.

63 Vgl. dazu den Beitrag von *Andreas Fickers* in diesem Band.

Osten stärker durch. So folgten auf hohe Erwartungen zu Beginn der Transformation teilweise tiefe Enttäuschungen. Die wirtschaftliche Prosperität ließ auf sich warten oder erreichte nur kleine Teile der Gesellschaft, während die sozialstaatliche Versorgung zurückgeschraubt oder nicht in adäquater Weise den Problemlagen folgte.[64] Erst allmählich holen osteuropäische Staaten, mit unterschiedlichen regionalen Schwerpunkten und Geschwindigkeiten, den Rückstand gegenüber den Standards im Rest Europas wieder auf.

Insgesamt erscheint inzwischen der andere, an dem Ende von Bretton Woods und dem Ölpreisschock fest gemachte Einschnitt in Richtung auf einen digitalen Finanzkapitalismus der für 1990 ursächliche und längerfristig stärker wirkende Einschnitt zu sein. In diese Deutung spielt hinein, dass sich in Deutschland die historiografische Entwicklung in der Regel entlang der Archivsperrfrist von 30 Jahren bewegt und sich daher im Moment stärker den späten 1970er und frühen 1980er Jahren zuwendet, wenn auch einige Ansätze bereits bis an die Gegenwart heranführen oder durch Jubiläen wie den Mauerfall Ausnahmen zu finden sind.[65] Ein Grund in der Betonung des »Strukturbruchs« der frühen 1970er Jahre ist hingegen darin zu sehen, dass in diesem zweiten großen Erzählstrang zur europäischen Geschichte die globalen Zusammenhänge stärker betont werden und dies eine der heutigen maßgeblichen Erfahrungen der Zeitgenossen ist.[66] Aus heutiger Perspektive werden damit die frühen 1970er Jahre geradezu zu einem Knotenpunkt, in dem viele verschiedene Entwicklungen ihren Ausgang nahmen und so eine historisch singuläre Konstellation entstand, die eine neue Globalisierungswelle auslöste und gleichzeitig das »Ende des Booms« bescherte.[67] Damit wird die Zäsur von 1989/90 eher zu einem Auslöser der Dynamisierung dieser Entwicklung, die sich mit Blick auf die Veränderungen der Sozialstaaten beispielsweise in einer starken Reformbewegung während der 1990er Jahre bemerkbar machte. Hier fiel Deutschland aufgrund der Wiedervereinigung aus dem Rahmen, da die nachholende Modernisierung und Anpassung die Entwicklung verzögerte, die in den anderen vormals »sozialistischen Staaten« wesentlich schneller und radikaler stattfinden konnte.[68]

---

64 Vgl. den Vortrag von *Béla Tomka*, European Integration and Social Policy from an East Central European Perspective, während der Tagung »50 Jahre Römische Verträge. Supranationale Institutionen und transnationale Erfahrungsräume« des Berliner Kollegs für vergleichende Geschichte Europas, Berlin, 16./17. März 2007.

65 Die Forschung konzentriert sich momentan vor allem auf politische Bereiche wie Umwelt, Protest/soziale Bewegungen und Terrorismus, vgl. z. B. *Donatella Della Porta*, Das andere Europa. Soziale Bewegungen und europäische Institutionen, in: *Christina Benninghaus/Sven Oliver Müller/Jörg Requate* u. a. (Hrsg.), Unterwegs in Europa – Beiträge zu einer pluralen europäischen Geschichte, Frankfurt am Main 2008, S. 137–160; *Tim Geiger*, Die »Landshut« in Mogadischu. Das außenpolitische Krisenmanagement der Bundesregierung angesichts der terroristischen Herausforderung 1977, in: VfZ 57, 2009, S. 413–456; *Petra Terhoeven*, »Der Tod und das Mädchen«. Linksterroristinnen im Visier der italienischen und deutschen Öffentlichkeit der 70er Jahre, in: *Lutz Raphael/Ute Schneider* (Hrsg.), Dimensionen der Moderne. Festschrift für Christof Dipper, Frankfurt am Main 2008, S. 437–456; Vgl. dagegen *Andreas Wirsching*, Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990, Stuttgart 2006; *Eckart Conze*, Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart, München 2009; *Gerhard A. Ritter*, Der Preis der Einheit. Die Wiedervereinigung und die Krise des Sozialstaats, München 2006; *Ilko-Sascha Kowalczuk*, Endspiel. Die Revolution von 1989 in der DDR, München 2009; *Klaus-Dietmar Henke* (Hrsg.), Revolution und Vereinigung 1989/90. Als in Deutschland die Realität die Phantasie überholte, München 2009 (i. E.).

66 Vgl. für diese These auch *Doering-Manteueffel/Raphael*, Nach dem Boom.

67 Vgl. schon früh *Hartmut Kaelble*, Der Boom 1948–1973. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und Europa, Opladen 1992.

68 Vgl. dazu *Ritter*, Preis der Einheit.

Diese und weitere Hinweise deuten in die Richtung, dass sich seit den 1970er Jahren ein starker gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Wandel vollzogen hat. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang ferner auf eine Häufung weltweiter sozialer Katastrophen, die mit einer – im Einzelnen noch zu untersuchenden – Zunahme von übergreifenden Bürger- und Reformbewegungen Hand in Hand ging, die sich zum Teil als Gegenbild zu herkömmlichen Parteien verstanden, wie etwa Amnesty International und Greenpeace.[69] Allerdings steht die historische Bearbeitung dieser Fragen noch am Anfang, wenngleich vor allem aus dem unternehmens- und wirtschaftshistorischen Bereich stammende Studien diese Annahmen bestätigen.[70] Die europäische Perspektive wird dabei durch die ›Sandwichposition‹ Europas zwischen nationalen und stärker globalen Entwicklungen erschwert – oder aber diese Perspektive entspringt nur einer neuen Wahrnehmung globaler Zusammenhänge. Dass sich die Rolle Europas verändert hat, fällt dabei nicht nur aufgrund eines veränderten Selbstverständnisses als friedvoller und Frieden bringender Kontinent[71], aber auch der erfolgten Dekolonisation – die alles andere als erfolgreich war[72] – ins Auge, sondern auch aufgrund anderer Entwicklungen wie der, dass sich Europa von einem Auswanderungs- zu einem wichtigen Einwanderungskontinent entwickelt und dies auch bedeutende Folgen für die gesellschaftliche Entwicklung hat.

Insgesamt sticht jedoch hervor, wie sehr die Zeitdiagnose seit ca. Mitte der 1970er Jahre von den Reaktionen darauf auseinanderfiel. Die Krisensemantik schien dabei in einem disproportionalen Verhältnis zur Krisenbewältigung zu stehen, zumindest was die aus der Diagnose hervorgehenden Einschnitte in die sozialen Systeme angeht. Hier wurden nur geringfügige Einschnitte vorgenommen, einige Sektoren sogar ausgeweitet; Reformen fanden teilweise erst Jahrzehnte später statt.[73] Allerdings lässt sich ebenfalls feststellen, dass der in den 1950er und 1960er Jahren ausgebildete Sozialstaat anscheinend mit dem sozioökonomischen Wandel nicht Schritt halten konnte. Zumindest war er (bislang) nicht oder kaum in der Lage, neu entstehende soziale Ungleichheiten und Armutsprobleme wirksam zu bearbeiten. In diesem Sinne haben sich konvergente Entwicklungen verstärkt.

Nicht nur die Entwicklung der Einkommens- und Vermögensverteilung kehrte sich seit den 1970er Jahren in fast allen Staaten Europas ähnlich um, sondern auch die sozialen Probleme entwickelten sich vergleichbar. Nachdem sich in den 1950er und 1960er Jahren die Einkommen und Vermögen erhöht und auch die Schere der Verteilung verkleinert hatte sowie eine soziale Mobilität erkennbar geworden war, setzte dann eine erneute Auseinanderentwicklung ein, die seitdem nicht mehr gestoppt wurde. Auffällig ist dabei, wie ähnlich diese Entwicklungen in ganz Europa verliefen. Dabei gilt, dass zum einen Osteuropa an der wirtschaftlichen Erholung nicht mit Wachstumsraten wie der Westen teilnahm und dadurch die Entwicklung auf einem anderen Niveau stattfand. Zum anderen verausgabten sich die Länder des Ostblocks, bedingt durch die Aufstandserfahrungen der 1950er und späten 1960er Jahre, durch das Bemühen, sich das Wohlwollen spezifischer Gruppen und der Bevölkerung allgemein durch zumindest bedingte Konsummöglichkeiten zu sichern, sowie durch die Rüstungsspirale bei atomaren wie konventionellen Waffen.

Die Entwicklung in den südeuropäischen Ländern verlief etwas anders, da sich hier erst seit den 1970er Jahren verstärkte Erholungstendenzen bemerkbar machten (z. B.

---

69 Vgl. hierzu auch den Beitrag von *Jan Eckel* in diesem Band.

70 Vgl. *Morten Reitmayer/Ruth Rosenberger* (Hrsg.), Unternehmen am Ende des »goldenen Zeitalters«. Die 1970er Jahre in unternehmens- und wirtschaftshistorischer Perspektive, Essen 2008.

71 Zu der Frage des Selbstverständnisses vgl. z. B. *Hartmut Kaelble* (Hrsg.), Selbstverständnis und Gesellschaft der Europäer. Aspekte der sozialen und kulturellen Europäisierung im späten 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2008.

72 Vgl. das Rahmenthema »Dekolonisation. Prozesse und Verflechtungen« des AfS 48, 2008.

73 Vgl. z. B. die Beiträge von *Bernhard Ebbinghaus/Isabelle Schulze*, *Ulrike Lindner* und *Martin Lengwiler* zu verschiedenen *policy*-Feldern im AfS 47, Rahmenthema »Sozialstaat in der Krise. Deutschland im internationalen Vergleich«.

messbar an der nachholenden Konsum-Modernisierung mit Autos, Kühlschränken, Fernsehern etc.) und durch politischen Wandel weitere gesellschaftliche Entwicklungen ermöglicht wurden. Neben einer Stärkung sozialer Sicherungen wurden sie nun, im Verhältnis zur nachlassenden Arbeitsmigration nach Nordeuropa, zu Aufnahmeländern von Arbeitsmigrant/innen aus dem Nahen Osten und Afrika. In diesem Sinne holte Südeuropa seit den 1970er Jahren die Entwicklung Nordwesteuropas nach, indem es zunächst zu einem Einwanderungsgebiet wurde und dazu ähnliche politische Maßnahmen verwendete. Vereinfacht gesagt, wäre zu fragen, ob West- und Südeuropas Entwicklung von recht unterschiedlichen Ausgangspunkten her letztlich konvergierte, während in Osteuropa Wachstum zunächst parallel zur westeuropäischen Entwicklung verlief, wenn auch mit weitaus niedrigeren Werten. Seit den 1970er Jahren fand dort jedoch ein relativer Einbruch statt, Stagnation herrschte. Seit den 1990er Jahren wäre dann auch dort eine beschleunigte Anpassung zu verzeichnen, die eine nachholende Modernisierung mit ganz spezifischen Problemen bildete. Hier müsste in weiteren Forschungen neben die harten Daten eine parallele Geschichte von Perzeptionen und Erlebnissen treten, welche zumal die 1970er und 1980er Jahre sehr unterschiedlich als Zeit (politisch) verhinderter oder gewollter sozialer Möglichkeiten zum Thema machte.[74] Wirtschaftliche, soziale und mentale Faktoren wären in einer je spezifischen Weise für die genannten Großregionen zu verknüpfen.[75]

IV. Integrationsmechanismen, Identität und Erinnerung

Politische Geschichte der Integration hat seit jeher die Institutionengeschichte und die Interaktion von Personen in Interessengeflechten zum Thema gehabt, aber auch immer überschritten, wenn sie etwa im französischen Sinne die »forces profondes« in den Blick genommen hat.[76] Bereits mit der Krise der 1970er Jahre wurde deutlich, dass ökonomische, mentale und globale Faktoren einen wichtigen Einschnitt auch für Europa bildeten – und die oben erwähnte Historikerverbindungsgruppe trug dem in ihren Publikationen Rechnung. Dann aber bedeuteten der Fall der Mauer und die Auflösung des bisherigen Ostblocks nicht nur eine Erweiterung der westlichen Integration, sondern in den Gesellschaften des ehemaligen Ostblocks auch eine Renationalisierung. Gerade nach der Abschüttelung des sowjetischen Modells bestand in vielen Staaten die Tendenz, nicht sogleich eine neue, wenn auch demokratische und wirtschaftlich liberale Integrationslösung zu suchen, die als von außen aufgezwungen angesehen wurde, sondern eigene Reformmöglichkeiten auszuloten. Schon in den frühen 1990er Jahren konstatierte M. Rainer Lepsius:

> »Gleichzeitig finden in Europa zwei ganz unterschiedliche Prozesse statt: einerseits die Integration in sich gefestigter Nationalstaaten in eine neue Ordnung, andererseits die Desintegration politischer Machtverbände in eine Vielzahl von noch nicht konsolidierten Nationalstaaten mit unklaren territorialen Grenzen. Im Westen findet ein Prozess der Evolution der sozialen und politischen Ordnungen statt, der Universalisierung von Bürgerrechten und der Neubildung von Institutionen zur Steuerung und Konfliktlösung auf einer supranationalen Ebene, im Osten findet ein Prozess der Devolution der sozialen und politischen Ordnung statt, der Partikularisierung von Staatsbürgerrechten nach ethnischen, religiösen, sprachlichen Kriterien und der Neubildung von nationalstaatlichen Institutionen.«[77]

---

74 *Kaelble*, Sozialgeschichte Europas, S. 235.

75 Vgl. z. B. eine Studie, die gerade von *Johannes Oschlies* vorbereitet wird und die sich dem Verhältnis zwischen sozialer Entwicklung und politischen Einstellungen im Vergleich Ostdeutschland – Finnland widmet.

76 Vgl. etwa *Jean-Baptiste Duroselle*, 1947 – les débuts de la construction Européenne, in: *Raymond Poidevin* (Hrsg.), Origins of the European Integration, Brüssel 1986, S. 11–22.

77 *M. Rainer Lepsius*, Die Europäische Gemeinschaft und die Zukunft des Nationalstaats, in: *ders.*, Demokratie in Deutschland. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen 1993, S. 249–264, hier: S. 253 f.

Das hat sich seither nicht grundsätzlich geändert, wohl aber hat die Integration des vormaligen Ostens oder einzelner Staaten auch im Westen zu einer Wiederbelebung nationalen Bewusstseins geführt. Was für den zuvor diktatorisch regierten Osten galt, hatte Vorläufer in der Integration bei der Aufnahme von vormals rechten Diktaturen in Südeuropa, wie Griechenland, Spanien und Portugal. Gleichzeitig hat die Einbindung in die Europäische Union jedoch auch diese Nationalismen gedämpft, wenn man davon ausgeht, dass das Selbstverständnisangebot der Europäischen Union großen Einfluss zwar vor allem auf Eliten ausübt, doch dass auch die gesamte Bevölkerung durch die Mitgliedschaft indirekt durch die neue Rolle des Landes mitgeprägt wird.[78]

Allerdings darf 20 Jahre nach dem Ende des Ostblocks und dem Beitritt zunächst von drei vormals neutralen Staaten zur EU im Jahr 1995, sodann vor allem aber zwölf weiterer Staaten u. a. des vormals sozialistischen Lagers, dieser Prozess als vielfach miteinander verknüpft gelten. Auch wenn die Gemeinschaft seit ihrer ersten Erweiterung 1973 die Übernahme der bisherig vereinbarten Regelungen, des *Acquis communautaire*, von den je neuen Beitrittsländern mit geringen Änderungen und in einem festen Zeitplan vereinbart hatte, womit tendenziell eine Vereinheitlichung gelingen sollte, zeigte sich gerade hier ein Spannungsverhältnis zu der angesprochenen Renationalisierung, die sich seither (Verfassungsverträge, Währungsdebatte etc.) auch auf das Westeuropa erstreckte.[79] Zugleich wuchsen jedoch die Zahl und der Umfang der zu übernehmenden Regelungen quantitativ beträchtlich an.

Seitdem in den Verhandlungen zur Osterweiterung der *Acquis communautaire* als effektive Aufnahmebedingung zu spezifischen Mustern der vorauseilenden Anpassung führte – was inzwischen in einigen Studien als Europäisierung bezeichnet wird –, entwickelte sich ein starkes Spannungsverhältnis zwischen dem Aufstiegswillen der unabhängigen Staaten und der Furcht vor einem erneuten Verlust der Souveränität. Auf beiden Seiten der Verhandlungen fanden Lernprozesse mit Blick auf die zu vereinbarenden Schritte und deren Einhaltung/Überprüfung sowie auf die anzuwendenden Argumentationsmuster statt.[80] Gerade diese Verhandlungen über die vorherige Akzeptanz oder nachträgliche Umsetzung bilden mit Blick auf die wirtschaftliche Prosperität als Ziel und eigentlichem politischen Gegenstand des Beitritts das Zentrum der Debatten zum nationalen Selbstverständnis, während in den übrigen Ländern der angeblich wachsende oder bürokratische Einfluss von ›Brüssel‹ den Anlass für nationalegoistische Debatten in den europäischen Gesellschaften bildet. Die parlamentarischen Ratifikationsdebatten über den Vertrag von Lissabon, die rechtlichen Überprüfungen und die innergesellschaftlichen Diskurse der jüngsten Zeit illustrieren dies eindringlich.

An diese Debatten knüpft die Diskussion um eine gemeinsame europäische Identität und Zukunft an. In den 1990er Jahren noch aus Ratlosigkeit und als Suchbewegung nach dem Ende des Kalten Krieges geführt, hat sie sich inzwischen als ein wichtiger Bestandteil einer europäischen Selbstverständnisdebatte etabliert. In ihr fließen verschiedene As-

---

78 Vgl. z. B. *Ulrike von Hirschhausen*, Zwischen lokaler, nationaler und europäischer Identität. Die Vielfalt in den baltischen Ländern nach 1990, in: *Stefan Kadelbach* (Hrsg.), Europäische Identität, Baden-Baden 2008, S. 51–59.

79 *Jürgen Elvert/Wolfram Kaiser* (Hrsg.), European Union Enlargement. A Comparative History, London/New York 2004.

80 Dies ist vor allem für die letzten zwei Erweiterungsrunden zu einem eigenen Forschungsobjekt geworden: *Amelie Kutter* (Hrsg.), Das Erbe des Beitritts. Europäisierung in Mittel- und Osteuropa, Baden-Baden 2006; *Barbara Lippert/Gaby Umbach*, The Pressure of Europeanisation. From Post-communist State Administrations to Normal Players in the EU System, Baden-Baden 2005; *Ana-Maria Dobre*, Europeanisation and Domestic Territorial Change. The Spanish and Romanian Cases of Territorial Adaptation in the Context of EU Enlargement, in: The Journal of Southern Europe and the Balkans 7, 2005, S. 351–366; vgl. für ein Politikfeld *Stephan Hofer*, Die europäische Union als Regelexporteur. Die Europäisierung der Energiepolitik in Bulgarien, Serbien und der Ukraine, Baden-Baden 2008.

pekte und Perspektiven zusammen: So befördern die europaskeptischen Signale aus den Bevölkerungen, die politischen Entwicklungen seit dem Maastrichter Vertrag mit den Erweiterungen und mit der Einführung des Euro, die Debatte zur Verfassung, die sichtbare Politisierung wegen dieser Debatte sowie durch Skandale und nicht zuletzt die nationalen Begehrlichkeiten die Diskussion über Existenz/Zustand oder auch Sinn und Zweck einer einheitlichen europäischen Identität. Daraus geht wiederum ein Interesse (nicht nur) der europäischen Institutionen hervor, mehr über die Gründe und Ursachen zu erfahren. Ein wachsendes Forschungsinteresse wird über gestiegene Förderungsmöglichkeiten befriedigt, was zu einer stärkeren Beobachtung und einer nochmals erhöhten Aufmerksamkeit führt. Dass dabei die politische wie auch die wissenschaftliche Diskussion parallel von einer gemeinsamen Identität als (Vor)Bedingung einer politischen Einheit ausgehen, lässt eine historische fundierte Analyse der Identitätsdebatte mitsamt ihrer wissenschaftlichen Definitionen und Klassifikationen umso dringender erscheinen, um damit dem »Mythos einer kollektiven Identität« besser auf die Spur zu kommen.[81]

Es versteht sich, dass gerade in diesem Zusammenhang der nationalen wie der gesamteuropäischen Debatten zu Souveränität und Identität die historischen nationalen Identitäten und gesellschaftlichen Erinnerungen eine große Rolle spielten. Im Gefolge der großen Arbeiten aus dem Kreise von Pierre Nora über französische Erinnerungskultur hat sich eine Fülle von Untersuchungen zu je nationalen Erinnerungskulturen angeschlossen. Die Forderung nach historischer Erarbeitung und damit gelegentlich auch gegenwartsrelevanten Stiftung einer europäischen Erinnerungskultur, welche gemeinsame Erfahrungen und auch Differenzen verarbeitet, hat sich dabei in verschiedenen Projekten manifestiert, jedoch in den meisten Fällen nur zu additiven Resultaten geführt.[82] Die gemeinsame Bedeutung des Zweiten Weltkrieges und seiner Gewaltpraktiken für alle europäischen Staaten, auch wenn andere wichtige Zäsuren je unterschiedlich hinzu kamen, könnte im Zentrum einer genuin europäischen Analyse stehen. Dabei könnten weniger die Gewalterfahrungen als solche eine Rolle spielen, sondern eine Klassifikation nach der Verarbeitung von eindeutigen Siegernationen bis hin zu den eindeutigen Verlierern, die je nationale Erfahrungen damit verknüpften – im Übrigen bis in die Gegenwart hinein. Dass sich nationalistische Diskurse der Zeit zuvor oder während des Krieges in Form stärkerer Ausgrenzung in den Nachkriegsjahren ausgewirkt haben, widerspricht in manchem den oben gemachten Beobachtungen, bekräftigt jedoch insgesamt den Eindruck, dass sich Identitäten stark am Wechsel der erinnernden Geschichtsdiskurse festgemacht haben.[83] Jedenfalls zeigt sich, dass die Konstruktion gemeinsamer europäischer Erinnerung über die Verbrechen deutscher Herrschaft im Zweiten Weltkrieg hinaus immer noch prekär ist. »Holocaust« oder »Auschwitz« als Metaphern haben zwar seit den 1980er Jahren akzeptierte Geltung als Gegenbild zum heutigen Europa erlangt, bleiben aber als Negativfolie oft vielgestaltig und nebulös.[84]

---

81 *Maurizio Bach*, Kollektive Identität in Europa. Kritische Anmerkungen zu einem Mythos der Gegenwart, in: *Kadelbach*, Europäische Identität, S. 23–33.

82 Exemplarisch: Jahrbuch für Europäische Geschichte 2002, Nr. 3: »Europäische *lieux de mémoires*?«; *Antoine Fleury/Robert Frank* (Hrsg.), Le rôle des guerres dans le mémoire des Européens. Leurs effet sur la conscience d'être européen, Bern 1997; *Monika Flacke* (Hrsg.), Mythen der Nationen. 1945 Arena der Erinnerungen. Ausstellungskatalog, 2 Bde., Berlin 2004; *Kirstin Buchinger/Claire Gantet/Jakob Vogel* (Hrsg.), Europäische Erinnerungsräume, Frankfurt am Main 2009; *Helmut König/Julia Schmidt/Manfred Sicking* (Hrsg.), Europas Gedächtnis. Das neue Europa zwischen nationalen Erinnerungen und gemeinsamer Identität, Bielefeld 2008; Geschichtspolitik und Gegenerinnerung. Krieg, Gewalt und Trauma im Osten Europas (Themenheft von Osteuropa 6, 2008); *Bernd Faulenbach/Franz-Josef Jelich* (Hrsg.), »Transformationen« der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989, Essen 2006.

83 Vgl. zu diesen Befunden den Beitrag von *Kerstin von Lingen* in diesem Band.

84 *Aleida Assmann*, Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006, darin: Europa als Erinnerungsgemeinschaft, S. 250–271; *Henry Rousso*,

Etwas anderes ist demgegenüber zu beobachten. Gleichsam im Schatten dieses dominierenden Stranges gemeinsamer Erinnerung in Europa, die dennoch in nationaler Aneignung stattfindet, lassen sich zumindest zwei größere Stränge ausmachen: Die Opferrolle von Vertreibungen findet gerade im vereinten Deutschland nachdrücklich Artikulation. Die europäisch vergleichende Umsetzung eines »Zentrums gegen Vertreibungen«, die angestrebt wird, führte jedoch bereits seit mehreren Jahren zu erbitterten ›Opferkonkurrenzen‹ zumal zwischen Polen und Deutschen, zum Apologieverdacht insgesamt.[85] Zum anderen zeichnet sich gerade in den vormals sozialistischen Staaten Osteuropas nach dem Wegfall sowjetisch gelenkter Erinnerungspolitik eine verstärkte auch memoriale Hinwendung zur je nationalen Unterdrückung, zum Leiden unter diesen Bedingungen ab. Erinnerung an sowjetische Verbrechen, auch und gerade im Zweiten Weltkrieg, aber auch an nationale Aufstände nach dem Zweiten Weltkrieg bilden gleichsam nachholende Elemente nicht nur nationaler Geschichtsschreibung, sondern auch öffentlicher Erinnerungskultur. Damit wird, wenn auch national je unterschiedlich, die Dominanz von Erinnerung an NS-Verbrechen relativiert, wenn nicht sogar überschrieben. Dem Anspruch nach soll ein am 1. September 2009 in Gdansk/Danzig gegründetes Museum des Zweiten Weltkriegs eine neue Ausgewogenheit dieser unterschiedlichen Faktoren bis 2014 herstellen. Es bleibt abzuwarten, inwieweit ein Europäisches Museum, wie es rudimentär in Brüssel existiert[86], auf einer neuen Basis als »Haus der Europäischen Geschichte« und mit einem hochrangigen Expertengremium seit 2008 besetzt, hier mehr als nur national wenig akzeptierte Kompromisse zustande bringt.[87]

Der Versuch, eine gemeinsame Erinnerung zu untersuchen oder zu prägen und damit eine gemeinsame Identität zu befördern, sollte vor einem globalen Hintergrund geprüft werden. Inwiefern haben sich nach 1945 gemeinsame europäische »Repräsentationen« herausgebildet? An ihnen ließe sich die außereuropäische Probe aufs Exempel machen mit der Frage, wie sich Europa in Abgrenzung zum ›Anderen‹ (bzw. durch welche Konstrukte und wie) konstituierte, und wie sich diese Entwicklung während des Kalten Krieges und danach vollzog unter der Perspektive einer Globalisierung.[88] Diese läge zunächst einmal quer zur Periodisierung von 1945, da sich die Zeit zwischen 1914 und mindestens den 1970er Jahren als Phase einer regressiven Globalisierung, abgewechselt durch eine sich beschleunigende Globalisierungswelle seit 1990, beschreiben ließe, doch sind weder diese Phasen bislang mit Blick auf Europa ausreichend untersucht noch die symbolhaften Selbstdarstellungen Europas dahingehend analysiert worden. Grundsätzlich ist jedoch durch einen Blick von außen auf Europa ein wichtiger Beitrag zur Erkenntnis von »Europäizität« zu gewinnen, die sich weder essentiell durch Werte noch durch den Fokus allein auf die Binnenperspektive der Europäer definieren ließe.[89]

Das Dilemma eines europäischen Gedächtnisses, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 1, 2004, H. 3, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Rousso-3-2004> [4.7.2009]. Teilweise wird der Holocaust zum negativen Gründungsmythos des europäischen Einigungsprojekts gemacht. Vgl. dazu auch *Judt*, Geschichte Europas, S. 931–966.

85 Zur Auslotung einer europäischen Geschichtsschreibung zur Vertreibung in Antwort auf diese Debatte vgl. *Anja Kruke* (Hrsg.), Zwangsmigration und Vertreibung. Europa im 20. Jahrhundert, Bonn 2006.

86 URL: <http://www.expo-europe.be/index.php> [1.9.2009].

87 URL: <http://www.museumsmagazin.com/archiv/2–2008/infothek/part5.php> [1.9.2009].

88 Vgl. *Hartmut Kaelble*, Eine europäische Geschichte der Repräsentationen des Eigenen und des Anderen, in: *Jörg Baberowski/Hartmut Kaelble/Jürgen Schriewer* (Hrsg.), Selbstbilder und Fremdbilder. Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel, Frankfurt am Main/New York 2008, S. 67–84.

89 Dies würde dem sechsten Punkt des Kriterienkatalogs von *Kaelble* und *Kirsch* entsprechen: *Kaelble/Kirsch*, Einleitung; vgl. zur Essentialismus-Falle auch *Christoph Boyer*, Die Europäizi-

V. FAZIT

Sicherlich lassen sich die Gesellschaften Europas nach 1945 nicht zu einer einzigen Gesellschaft historisch umdefinieren. Doch hat sich gezeigt, wie fruchtbar Perspektiven jenseits einer nationalen oder binationalen Geschichte sein können, die Europa als einen sinngebenden Rahmen verstehen.

Die sozialhistorisch feststellbare konvergente Entwicklung, orientiert an den Beschreibungskategorien des europäischen Sozialmodells, ergibt allein noch keine europäische Gesellschaft – je nach Zuschnitt sind konvergente wie differente Entwicklungen und Beschreibungen parallel möglich.[90] Wenn man dennoch die Kategorien einer sozialen und mentalen Konvergenz ernst nehmen möchte, lassen sich zusammen mit der politischen Entwicklung europäische Gesellschaften historisch fassen: Die wichtigsten Großkategorien wären demnach Westeuropa (›Kerneuropa‹), die ›Peripherie‹ im Süden Europas und Osteuropa als gleichberechtigte Untersuchungsobjekte. Dabei spielen geografische Nähen eine sichtbar wichtige Rolle. Wie an sektoralen Untersuchungsperspektiven wie Religion oder Friedensbewegungen erkennbar wird, besitzen derartige nur scheinbar partikulare Vorgehensweisen darin eine wichtige Funktion für eine europäische Gesellschaftsgeschichte.

Schwieriger scheint dann die Fassung als politische Einheit zu sein: Die dargestellte Integrationsgeschichte hat einen spezifischen und sehr positiven Blick, den man erweitern oder verändern muss, um zu einer offenen Entwicklungsgeschichte Europas zu kommen. Dazu kann man einen neuen Blick auf altbekannte Politiken wie der Gemeinsamen Agrarpolitik werfen, um die transnationalen Verflechtungen und Folgen eines politisch eingeschlagenen Pfades zu erklären oder auch zivilgesellschaftliche Organisationen betrachten, um die üblichen Pfade der Integrationsgeschichte zu verlassen. Damit bleibt dennoch immer wieder die Gefahr einer positiven, weil nur nach gemeinsamen Merkmalen oder nach dem politischen Gesamterfolg suchenden Geschichtsschreibung bestehen. Das epistemologische Problem einer europäischen Gesellschaftsgeschichte lässt sich aufgrund der vorhandenen Quellensituation nicht auflösen, sondern immer nur erneut reflektieren.[91]

Eine europäische Gesellschaftsgeschichte ließe sich idealtypisch vielleicht am besten als eine Verschmelzung von politischer und wirtschaftlicher Integrationsgeschichte von oben beschreiben, als Blick auf Regierungen und europäische Institutionen und Gesellschaftsgeschichte der komparativen Analyse gleichsam von unten mit einer Zeitgeschichte, die eigene wissenschaftliche Entwicklung und europäische Selbstbeobachtung reflektiert und dabei zugleich historische Quellen auf der Makro- wie der Mikroebene ständig neu erschließt und einbezieht sowie die Besonderheiten der historischen Quellen auch als serielle Zeugnisse für sozial- und alltagsgeschichtliche Fragen nicht außer Acht lässt. Ansätze dazu finden sich in den verschiedenen Beiträgen dieses Bandes.

---

tät der ostmitteleuropäischen Zeitgeschichte, in: H-Soz-u-Kult, 1.6.2006, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2006-06-002> [4.9.2009].

90 Dies zeigt zum Beispiel der Beitrag von *Thomas Mergel* in diesem Band.

91 Oftmals leiden Ansätze zu einer europäischen Geschichte an einer überbordenden Programmatik, die die Messlatte einer Umsetzung unerreichbar hoch aufhängt. Dennoch gibt es eine Fülle einfallsreicher programmatischer Aufsätze, z. B. *Gerald Stourzh* (Hrsg.), Annäherung an eine europäische Geschichtsschreibung, Wien 2002. Vgl. schließlich für grundsätzliche epistemologische Fragen auch *Max Weber*, Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 19, 1904, S. 22–87.

Christoph Boyer

Lange Entwicklungslinien europäischer Sozialpolitik im 20. Jahrhundert. Eine Annäherung

I. Einleitung

Sozialpolitik als das Ensemble von Vorkehrungen in Antwort auf »das soziale Problem«[1] war im Europa des langen 20. Jahrhunderts nicht unbeträchtlichen Wandlungen unterworfen. Nach dem Prinzip »Versuch und Irrtum« reihen sich diese Lösungsversuche zu Lerngeschichten, die sich als Entwicklungspfade konzeptualisieren lassen. Der Beitrag verfolgt diese vom Beginn der »Jetztzeit« bis heute. Erprobt wird die Idee von der grundlegenden Einheit der Epoche – auch im Blick auf ihre Sozialpolitik. Angesichts des damit aufgespannten weiten Feldes ist die Bitte um Nachsicht für die Grobschlächtigkeit mancher Behauptungen angebracht. Wichtiger als Akribie im Detail sind die scharf konturierten großen Bögen der Interpretation und die Vermessung des Feldes als Ganzes – dies nach Maßgabe der im Folgenden explizierten Leitfragen und Leitlinien:

1. Die als Ausgangspunkt gewählte Definition von Sozialpolitik ist breit: Der Begriff meint die Gesamtheit der Maßnahmen zur Versorgung von Individuen in nichtselbstversorgungsfähigen Lebensaltern (Kinder, Alte u. a.) bzw. Lebenslagen (Kranke, Arbeitslose): etwa durch die Risikovorsorge- bzw. Risikoausgleichspolitiken in Gestalt der »großen Versicherungssysteme« (Kranken- und Unfall-, Arbeitslosigkeits- und Rentenversicherung), oder, umfassender, mittels Lebenslagenpolitiken (Arbeitsmarkt-, Familien-, Jugend- oder Altenpolitik).

Die Definition referiert nicht ausschließlich auf marktwirtschaftlich-demokratische Systeme »westlichen Typs«; vielmehr findet Sozialpolitik sich auch in planwirtschaftlich verfassten Gesellschaften. In beiden Umgebungen stellt sie öffentliche Güter wie etwa »Risikovorsorge« bereit, die der primäre Systemmechanismus – der Markt bzw. Plan – nicht liefert. Sozialpolitik kompensiert also sowohl Marktversagen in der Marktwirtschaft als auch Staats- bzw. Parteiversagen in zentraladministrativen Planwirtschaften. Die hierfür erforderlichen materiellen Ressourcen liefert der primäre Systemmechanismus; dieser bleibt, jedenfalls im Prinzip, intakt. Verbessert Sozialpolitik, als »Reparaturagentur«, die Funktionsfähigkeit von Gesellschaften »im Normalbetrieb«, so kann sie sich doch zur ausgreifenden Gesellschaftsplanung bzw. Gesellschaftspolitik im Kontext »großer Transformationen« weiten: diese beinhalten in der Regel auch die Neuproduktion sozialer Schichten oder Klassen und die Eliminierung alter; reformuliert werden die in die Form expliziter oder impliziter Sozialpakte gegossenen *trade-offs* zwischen einzelnen Klassen

1 Aus der reichen Literatur zu Begriff und Theorie in strikter – und damit notwendig willkürlicher – Auswahl: *Stephan Leibfried/Steffen Mau* (Hrsg.), Welfare States. Construction, Deconstruction, Reconstruction, Bd. I–III, Cheltenham/Northampton, PA 2008; *Franz-Xaver Kaufmann*, Herausforderungen des Sozialstaates, Frankfurt am Main 1997; *ders.*, Der Begriff Sozialpolitik und seine wissenschaftliche Deutung, in: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.), Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945, Bd. 1: Grundlagen der Sozialpolitik, Baden-Baden 2001, S. 3–101; *Hans F. Zacher*, Grundlagen der Sozialpolitik in der Bundesrepublik Deutschland, in: ebd., S. 333–684; Ausblicke auch auf Begriff und Theorie eröffnen *Friedhelm Boll/Anja Kruke* (Hrsg.), Der Sozialstaat in der Krise. Deutschland im internationalen Vergleich, Bonn 2008, hier etwa die Beiträge von *Hans-Günter Hockerts* und *Alexander Nützenadel*; außerordentlich instruktiv auch immer noch: *Gerhard A. Ritter*, Der Sozialstaat. Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich, München 1989.

bzw. Schichten oder auch der *contrat social* zwischen »Herrschaft« und »Gesellschaft« insgesamt. In jedem Fall geraten mit der Sozialpolitik die basalen Mechanismen in den Blick, mit denen Gesellschaften ihre Spannungen bearbeiten. Die »ingenieurtechnische« Seite der Systemintegration ist hierbei von der symbolischen nicht abzutrennen; verhandelt werden immer auch – was im Blick auf den Wust technischer Detailregelungen und auf die Dickichte des Sozialrechts häufig unterzugehen droht – Fragen der guten und gerechten Gesellschaft und der Legitimität von Herrschaft.

2. Ist der Blick auf Sozialpolitik auch systemübergreifend, so richtet er sich doch ausschließlich auf *moderne*[2] Gesellschaften: solche, die, idealtypisch gesehen, ihre sozialen Probleme nicht naturwüchsig-traditional, auf der Grundlage von Sitte und Konvention, in kleinräumigen Lebenswelten, etwa in tribalen Verbänden oder im Gehäuse feudaler bzw. genossenschaftlicher Schutz- und Fürsorgeinstitutionen bearbeiten. Tendenziell und in der *longue durée* haben die europäischen Gesellschaften »lebensweltliche« Lösungen sozialer Probleme durch »systemische« ersetzt. *Moderne* Sozialpolitik operiert, auf der Grundlage der Perzeption sozialer Probleme als veränder- und »behandelbar« (im Kontrast zu »gottgegeben« oder »natürlich«), im Rahmen ausdifferenzierter gesellschaftlicher Subsysteme und spezialisierter Institutionen mit spezifischen Professionalitätsstandards, häufig auf der Basis explizit-formaler Rechtsansprüche und vorwiegend noch im institutionellen Rahmen des rationalen – nationalen – Anstaltsstaats mit seinen säkularisierten Staatszwecken; von wachsender Bedeutung sind im späteren 20. Jahrhundert der europäisch-supranationale Rahmen und die vor allem von diesem aufgespannten transnationalen Handlungsfelder.

Immer aber sind die Beziehungen zwischen dem sozialen Problemdruck und den Antworten auf diesen komplex; intervenierende Variablen sind die jeweiligen sozialökonomischen Kräftekonstellationen, die konzeptuell-weltanschaulich-ideologischen »Haushalte« der jeweiligen Gesellschaft und deren »Politik«. Der Begriff meint hier, in einem engeren Sinn, die *policies* des Sozial- bzw. Wohlfahrtsstaats, wie sie in »großen« institutionellen Koordinatensystemen geplant, ausgehandelt und realisiert werden[3]; in einem weiteren Sinn inbegriffen ist die Wirkmacht der großen gesellschaftlichen Akteure wie der Kirchen, der Gewerkschaften und der freien Wohlfahrtsverbände. In den Blick geraten hier überhaupt die Zivilgesellschaft und deren Interaktion mit einem Staat, dessen Handeln mit »Haupt- und Staatsaktionen« bei weitem nicht erschöpfend beschrieben wäre. Moderne Gesellschaften stellen die für eine solche Problembearbeitung erforderlichen Mechanismen, Institutionen und Ressourcen zur Verfügung, sie eröffnen auch die unabdingbaren Diskurs-, Verhandlungs- und Handlungsspielräume.

3. *Lang* heißen die im Folgenden erörterten Linien, weil sie ab dem Beginn der »Jetztzeit« verfolgt werden. Gemeint ist damit die Epoche der europäischen Geschichte, die im späteren 19. Jahrhundert im Zeichen einer Reihe wechselseitig verbundener Modernisierungsschübe begonnen hat und bis heute andauert. Sie lässt sich als Zeitalter mit einer einheitlichen Signatur konzeptuell fassen: Die Eingangsschwelle wird markiert, erstens, durch die zweite industrielle Revolution in Verbindung mit einer ungeahnten Verdichtung und Beschleunigung der Kommunikationen, als Voraussetzung der ersten Globalisierung, zweitens durch den beschleunigten Eintritt zunehmend breiterer Segmente der Bevölkerung in – zunächst noch vorwiegend nationalstaatlich verfasste und eingehegte – relativ großräumige und versachlichte Lebenszusammenhänge: der Übertritt der »Mas-

2 Die Modernisierungstheorie liefert eine nützliche Beschreibungssprache für zentrale langfristige Wandlungsprozesse in »westlichen« Gesellschaften. Eine Teleologie der Modernisierung ist damit nicht unterstellt, ebenso wenig eine Parteinahme für die in dieser Theorie zweifellos enthaltenen Wertimplikationen.

3 Diese beiden Begriffe werden im Folgenden synonym verwendet, auch auf die Gefahr hin, dass die Konnotation »paternalistisch-autoritär« mitgeschleppt wird.

sen« von der »Lebenswelt« ins »System«, ihre Inklusion im Zeichen von – fordistischer – Massenproduktion und Massenkonsum, Massenkultur und Massenpolitik. Leitproblematik der Epoche ist die Suche nach Antworten auf die Herausforderungen der sich entwickelnden Massen-Industriegesellschaften. Der Industriekapitalismus erreicht neue Stufen komplexer Organisation. In diesem Kontext bearbeitet Sozialpolitik die Auswirkungen von Krisen und Konjunkturen. Sie dämpft, bändigt oder eliminiert den Klassenkonflikt; sie tut dies im Kontext einer vordem ungekannten, spezifisch ›modernen‹ Intensität und Reichweite der Planung, Regulierung und Steuerung, der Verrechtlichung, Verwissenschaftlichung und Technisierung sämtlicher sozialer Beziehungen. Die Moderne stellt also die Probleme, sie verweist mit ihrer spezifischen Ressourcenausstattung zugleich auf mögliche Lösungen.

4. Mit langen *Entwicklungslinien* sind die auf Entwicklungspfaden wirksam werdenden Pfadabhängigkeiten gemeint. Solche Pfade sind systematisch verkettete Abfolgen von Schritten. »Systematische Verkettung« impliziert nicht, dass zeitlich folgende Sequenzen strikt kausal vom »Früher« determiniert werden. Pfadabhängigkeiten definieren lediglich Korridore möglicher Entwicklungen. Sie machen die Wahl bestimmter Lösungen plausibel; sie erhöhen, aufgrund institutioneller Trägheit oder Rigidität, die Wahrscheinlichkeit der Fortsetzung einmal eingeschlagener Wege und reduzieren die Plausibilität anderer Verläufe. Bewegungen entlang von Pfaden werden durch das Lernen von Individuen, Gruppen und ganzen Gesellschaften mittels Versuch und Irrtum vorangetrieben. »Optimierung« bzw. »Fortschritt« beinhalten solche Prozesse sozialer Evolution nicht unbedingt. Pfadabhängigkeiten erklären Pfadverläufe allerdings nicht erschöpfend, sondern erst in Kombination mit Kontingenzen. Aufgrund von »Beimischungen« solcher »Zufälle«[4] sind Pfadverläufe zwar nicht ex ante prognostizierbar, jedoch ex post (re)konstruierbar.

5. Untersucht werden, im Plural, Entwicklungslinien: zum einen diejenige, die von den Anfängen industriegesellschaftlicher Sozialpolitik im späteren 19. Jahrhundert über die Weltwirtschaftskrise der späten zwanziger und der dreißiger Jahre zum demokratisch-keynesianisch-korporatistischen Wohlfahrtsstaat in den *trente glorieuses* zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und den frühen siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts führt. Neben diesem »westlichen Pfad« kommt der »östliche« in den Blick: er verläuft zeitlich parallel in Ostmitteleuropa.[5] »Westlich« und »östlich« sind in zweiter Linie geografische Markierungen und in erster Linie Typenbezeichnungen.[6] Die idealtypisierende West-Ost-Taxonomie erschöpft nicht den Raum der Möglichkeiten; vorgestellt wird lediglich ein – erweiterungsbedürftiges und -fähiges – Teilstück einer umfassenderen historischen Theorie europäischer Sozialstaatlichkeit.

Wichtig ist: Auf beiden Pfaden werden, in je unterschiedlichen politisch-sozialökonomischen Kontexten, strukturell äquivalente Lösungen für ähnliche soziale Fragen gesucht und gefunden. Setzt, erstens, die westliche Variante von Sozialpolitik die entfaltete industrielle Gesellschaft voraus, so ist im Blick auf den Osten nach den für agrarische, semi-industrielle bzw. auf dem Weg zur Industrialisierung befindliche Gesellschaften typischen sozialen Konflikten und deren sozialpolitischer Bearbeitung zu fragen. Setzt,

---

4 »Zufällig« heißt nicht »undeterminiert«, sondern »nicht ableitbar aus der Logik des Systems« oder »aus anderen Kausalketten stammend« – also insofern »extern«.

5 Der Begriff »Ostmitteleuropa« bezeichnet in dieser Studie weniger exakt als pragmatisch die Region zwischen dem Baltikum und dem Balkan.

6 Das »westliche Modell« findet sich nicht nur in Westeuropa, sondern auch in Skandinavien und in Mitteleuropa westlich des Eisernen Vorhangs, seit dem Ende der faschistischen Diktaturen Mitte der siebziger Jahre auch in Südeuropa, partiell vor 1945 und wieder nach 1989 in Ostmitteleuropa. Die im Folgenden verwendeten Fügungen »der Westen/Osten« bzw. »im Westen/Osten« u. ä. sind nicht als simplifizierende Schablonen gemeint, sondern haben eine syntaktische Funktion als abkürzende Chiffren.

zweitens, »westliche« Sozialpolitik Gesellschaften mit einem relativ hohen Maß an sozialer Gleichheit, ethnisch-nationaler Ausgeglichenheit und zivilgesellschaftlicher Kompromissfähigkeit voraus, so stellt sich im Osten die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Sozialintegration in deutlicher hierarchisch gebauten, von tieferen sozialökonomischen oder ethnischen Bruch- und Konfliktlinien durchzogenen Gesellschaften. Setzt, drittens, die westliche Variante die offene und demokratische Gesellschaft voraus, so stellt sich im Osten die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit sozialer Integration unter den Rahmenbedingungen der politischen Diktatur. Der Blick auf die Pfade führt zu der abschließenden Frage, ob diese – um im Bilde zu bleiben – in einer Landschaft verlaufen, die spezifisch europäisch genannt werden kann. Bildet, mit anderen Worten, die untersuchte Artenvielfalt von Sozialpolitik im Ensemble ein europäisches Sozialmodell?

Die Studie analysiert[7], im ersten bzw. zweiten Abschnitt, die beiden Pfadverläufe in ihren Grundzügen, vom späten 19. Jahrhundert über die Zwischenkriegszeit bis zu ihren ›klassischen‹ Ausformungen in den ersten Nachkriegsjahrzehnten.[8] Sie richtet, vor diesem Hintergrund, in einem dritten Abschnitt den vergleichenden Blick auf die krisenhaften Umbauten seit den frühen siebziger Jahren. Münden, nach dem Ende der süd- und der ostmitteleuropäischen Diktaturen, alle Entwicklungswege europäischer Sozialstaatlichkeit in den Pfad des Westens, so sieht sich dieser vermeintliche Sieger der Geschichte doch unverzüglich mit einem historisch neuartigen Problemsyndrom konfrontiert, das aufs Neue einen grundstürzenden Umbau von Wirtschaft und Arbeitswelt erfordert – und nicht zuletzt beträchtliche Spannungen in den sozialen Sicherungssystemen hervorruft. Ausgespart bleiben die jüngsten weltumspannenden Turbulenzen seit 2007; sie lassen sich noch nicht mit dem gebührenden Abstand von der Tagespolitik erörtern.

II. Der westliche Pfad

1. Die Herausbildung des Paradigmas: Industriegesellschaftliche Sozialpolitik zwischen dem späten 19. Jahrhundert und dem Ende des Zweiten Weltkriegs

Die von religiös-karitativen Impulsen wie vom ökonomischen Kalkül gleichermaßen angeleitete repressiv-sozialdisziplinierende Armenpolitik des vorindustriellen Europa und ihre – aufs Ganze gesehen nicht sonderlich wirkungsvolle – Bekämpfung von Not und Bedürftigkeit unterschieden sich deutlich von den Vorkehrungen gegen den frühindustriellen Pauperismus in einer bereits sehr viel rascher sich wandelnden Gesellschaft mit unübersehbar gelockerten sozialen Bindungen.[9] Zum nicht ausschließlichen, aber doch erst-

---

7 Schwerpunkt ist die theoriegeleitete komparative Analyse, nicht die Präsentation neuen Faktenwissens. Aus der reichen Literatur zu praktisch allen Aspekten des Themas kann nur eine sehr beschränkte Auswahl zitiert werden.

8 Die Beschreibung der Pfadverläufe versteht sich als rein empirisch, ist also weder normativ gemeint noch enthält sie irgendwelche Teleologiebehauptungen.

9 *Michael Stolleis*, Historische Grundlagen der Sozialpolitik in Deutschland bis 1945, in: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.), Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945, Bd. 1: Grundlagen der Sozialpolitik, Baden-Baden 2001, S. 199–132; *ders.*, Geschichte des Sozialrechts in Deutschland, Stuttgart 2003; *Ritter*, Sozialstaat, S. 29–43; *Jürgen Osterhammel*, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, S. 890–894 und 1008 f.; vgl. zu den »großen Kontexten« auch: *Christopher A. Bayly*, Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte 1780–1914, Frankfurt am Main/New York 2006, v. a. S. 303–399 und 564–609; *Manfred G. Schmidt*, Sozialpolitik. Historische Entwicklung und internationaler Vergleich, Opladen 1988; *Franz-Xaver Kaufmann*, Varianten des Wohlfahrtsstaats. Der deutsche Sozialstaat im internationalen Vergleich, Frankfurt am Main 2003; *ders.*, Sozialpolitisches Denken. Die deutsche Tradition, Frankfurt am Main 2003.

rangigen Impulsgeber ›moderner‹ Sozialpolitik[10] wurde dann, ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in erster Linie die Notwendigkeit der politischen Pazifizierung und Einbindung der neu entstandenen industriellen Arbeiterschaft. Zwar muss die »Erfindung« der Sozialversicherung in der Bismarckzeit auch in die national-spezifische sozialökonomisch-politische Konstellation des Deutschen Kaiserreichs eingeordnet werden; von Bismarcks machtpolitisch motivierter Doppelstrategie einer Traktierung der Arbeiterbewegung mit der Peitsche des Sozialistengesetzes und dem Zuckerbrot materieller Gratifikationen gleichermaßen ist sie also nicht abzulösen – auch nicht von ihren deutschen ideellen Wurzeln im Pietismus, in der Kameralistik, in den Ideen Hegels und Lorenz von Steins, der Historischen Schule der Nationalökonomie und der katholischen Soziallehre. Dieses »deutsche Modell« war allerdings verallgemeinerungsfähig; eine allein auf die Rahmenbedingungen des machiavellistischen autoritären Paternalismus im Deutschen Kaiserreich abhebende Erklärung griffe zu kurz. Die in diesem Kontext entstandenen institutionellen Innovationen erwiesen sich nämlich als angemessene Reaktion auf fundamentale Problemlagen der industriellen Gesellschaft generell. Waren die politischen Rahmenbedingungen, die Institutionen und die Verfahrensweisen wie etwa die Modalitäten der Finanzierung und die im Hintergrund wirksamen sozialmoralischen Auffassungen über die angemessene spezifische Mischung von gesellschaftlicher Mitverantwortung und individueller Eigenverantwortung, von Freiwilligkeit und Zwang, von Eigenbeitrag und staatlicher Hilfestellung in den Ländern Europas auch unterschiedlich, so konstatiert der vergleichende Blick aufs Ganze doch eine »Parallelevolution«: In allen Ländern wuchsen, als Triebkräfte der Entwicklung, neue, zusehends bedeutender werdende sozialen Schichten heran; insbesondere galt dies für die Arbeiterschaft. War der Sozialstaat in erster Linie auch ein nationales Phänomen, so waren doch transnationale Transfers von sozialpolitischem Know-how auf Expertenebene seiner Entfaltung ebenso förderlich wie der Stachel der zwischenstaatlichen machtpolitischen Konkurrenz, etwa zwischen dem Deutschen Kaiserreich und Großbritannien.[11]

Der vergleichende Blick konstatiert für die Jahre bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs noch relativ bescheidene Leistungsumfänge. Insbesondere war die Arbeitslosigkeit als eine der Hauptursachen von Verdienstausfall noch nicht ausreichend und eher durch nichtstaatliche, d. h. gewerkschaftliche oder kommunale als durch staatliche Initiative abgesichert. Markant war auch noch der – sowohl den Modalitäten der Leistungsgewährung als auch den sozialpolitischen Institutionen anhaftende – ständische, d. h. an den Interessen und Bedürfnissen einzelner Berufsgruppen orientierte Zug.

Der Erste Weltkrieg bewirkte einen signifikanten Schub staatlicher Planung und Regulierung auf dem Terrain der Kriegswirtschaft, insbesondere auch auf den Arbeitsmärkten. Staatliche Eingriffe in die sozialen Verhältnisse nahmen nun überhaupt zu, eine Intervention zog im Regelfall weitere nach sich: Die sich ausweitenden Arbeitsverpflichtungen von Frauen für die Rüstungsindustrie etwa machten den Ausbau der Kinderbetreuungsmöglichkeiten erforderlich. Ein weiterer Interventionsschub resultierte in den ersten Nachkriegsjahren aus den Anstrengungen zur Bewältigung der Kriegsfolgen, insbesondere der Arbeitsmarktprobleme im Zusammenhang mit der Konversion der Kriegs- zur Friedens-

---

10 Vgl. zum folgenden Abschnitt *Jeffry A. Frieden*, Global Capitalism. Its Fall and Rise in the Twentieth Century, New York/London 2006; *Walther L. Bernecker*, Europa zwischen den Weltkriegen 1914–1945, Stuttgart 2002; *Derek H. Aldcroft*, The European Economy 1914–2000, New York/London 2004, *Gerald Ambrosius/Peter Baldwin*, The Politics of Social Solidarity. Class bases of the European Welfare State 1875–1975, Cambridge/New York/Melbourne 1990; immer noch bestechend als Synthese: *Gerald Ambrosius/William H. Hubbard*, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im 20. Jahrhundert, München 1986.

11 Vgl. *E. Peter Hennock*, The Origin of the Welfare State in England and Germany, 1850–1914. Social Policies Compared, Cambridge 2007.

wirtschaft; zu bearbeiten waren auch die desaströsen sozialökonomischen Folgewirkungen der Inflation. Die Sozialfürsorge, zunächst als kriegsbedingte Übergangserscheinung gedacht, wurde als Instrument der Existenzsicherung auf Dauer gestellt. Hinter Sachanforderungen und materiellen Impulsen stand die Furcht des Bürgertums vor »der kommunistischen Revolution«; sie zog Nahrung aus den revolutionären Gärungen in Deutschland und in den zerbrechenden Imperien Österreich-Ungarn und Russland.

Insgesamt und in der Langzeitperspektive dürfte es sich bei den Entwicklungen während des Kriegs und in den frühen Nachkriegsjahren um eine den besonderen Herausforderungen der Zeit geschuldete Überzeichnung dessen gehandelt haben, was ohnehin im langfristigen und länderübergreifenden Trend der Entwicklung lag: Ausbau der Sicherungssysteme, steigende Sozialleistungsquoten und die weitere Zunahme der von den Sozialversicherungen erfassten Personenkreise. Diese in der Zwischenkriegsära zu beobachtende, gemessen am Vorkriegsstand signifikante Erhöhung des Niveaus staatlicher Regulierung und der Ausgriff der Politik auf neue Betätigungsfelder wie etwa den Wohnungsbau war den gewandelten makroökonomischen und makrosozialen Bedingungen geschuldet: Die in den zwanziger Jahren wachsende öffentliche Verantwortung für den Arbeitsmarkt und die Ausweitung der Arbeiterversicherung in Richtung auf eine alle Gruppen der Bevölkerung einschließende Sozialversicherung waren Folgewirkungen des von Mechanisierung und Rationalisierung bewirkten wirtschaftlichen Strukturwandels und der von ihm verursachten Friktionen. Die in der Weltwirtschaftskrise dann noch einmal immens ansteigende Arbeitslosigkeit zog eine weitere Aufstockung der staatlichen Leistungen nach sich – die letztlich eine Kürzung der Ausgaben und die tiefe Traumatisierung der Bevölkerung durch Massenarbeitslosigkeit mit den bekannten politischen Folgen nicht verhindern konnte.

In der Folge der Weltwirtschaftskrise gabelten sich in den dreißiger Jahren die Entwicklungspfade europäischer Sozialpolitik: in der »autoritären Variante« wurde die echte oder auch als interessenpolitisches Argument funktionalisierte Überforderung des Sozialsystems, insbesondere der Arbeitslosenversicherung, zur Ursache bzw. zum Anlass für die Bestrebungen zur Zurückdrängung des Sozialstaats und zur Intensivierung der Kontrolle über die Arbeiterschaft. Die Gewerkschaften waren, in der Regel unter dem Vorzeichen einer »ständischen« Reorganisation von Staat und Gesellschaft, in die staatlich angeleitete Zwangskooperation mit der Arbeitgeberseite eingebunden; Konflikte wurden, in der Regel zu deren Gunsten, durch Zwangsschlichtung gelöst. Diese Entwicklungslinie findet sich in den echten oder auch Pseudo-Ständestaaten – dies sei dahingestellt – des Nationalsozialismus, des italienischen und des Austrofaschismus ebenso wie in den südeuropäischen Autoritarismen: im Franquismus und im Salazarismus.

Auf einer alternativen Entwicklungslinie wurden die Erfahrungen der Weltwirtschaftskrise zum Impuls für den Auf- und Ausbau des (sozial-)demokratischen Sozialstaats. Hintergrund und längerfristige Voraussetzung war die Aufwertung der reformistischen Arbeiterparteien im säkularen Prozess der Demokratisierung und Parlamentarisierung gewesen; kürzerfristige Vorbedingung war ihr Heranrücken an die Regierungsmacht. Ohne die intervenierende Variable »Politik« ist diese Entwicklung also nicht zu erklären. Modellbildend wirkten die skandinavischen Länder: Vor dem Hintergrund der Industrialisierung des Landes in den zwanziger Jahren, übernahm in Schweden 1932 eine von den Sozialdemokraten unter Per Albin Hansson geführte, seit 1933 von der Bauernpartei unterstützte Regierung die Macht. Das Konzept des »Volksheims«, eines umfassenden Programms zum Ausbau des Wohlfahrtsstaats wurde durch den Zweiten Weltkrieg verzögert, allerdings unter der 1945 installierten sozialdemokratischen Alleinregierung weitergeführt. In Dänemark wurden 1929, in Norwegen 1935 die Arbeiterparteien zur maßgeblichen politischen Kraft; sie waren in den folgenden Jahrzehnten an den Regierungen beteiligt und dominierten diese.

Zielperspektive war, unter diesen Vorzeichen, die »Reparatur des Kapitalismus« auf der Grundlage eines Ausgleichs der Belange von Kapital und Arbeit sowie einer generellen Aufwertung von Staatsintervention und Planung; diese Orientierung war auch in den bürgerlichen Parteien anzutreffen, also über die Arbeiterschaft und ihre Parteien hinaus in Richtung auf die mittleren Schichten und deren Interessen verallgemeinerungsfähig. Kernstück des Maßnahmenkatalogs war eine antizyklische makroökonomische Fiskal- und Wirtschaftspolitik; sie stand im Dienst der – wo erforderlich – durch Beschäftigungsprogramme sicherzustellenden Vollbeschäftigung bei Wahrung der Preisstabilität. Die Arbeiterversicherung weitete sich tendenziell zur Volksversicherung. Die Ambitionen dieses Politikprogramms reichten über die Gewährleistung des Existenzminimums deutlich hinaus; Ziel war die Hebung des Lebensstandards breiter Schichten, unter der Prämisse eines weitreichenden Sicherheitsversprechens der Politik für die Bürger. Schweden war in dieser Hinsicht international der Vorreiter, ähnlich wie die USA in der Ära des New Deal[12] – dies im Gegensatz zu der in Europa sonst vorherrschenden Strategie einer Krisenbekämpfung durch Einsparungen bei den Staatsfinanzen oder auch dem Rüstungskeynesianismus des nationalsozialistischen Deutschland.

Makropolitische Kontexte der »sozialdemokratischen Sozialpolitik« waren die (Sozial-)Pakte zwischen der Arbeitgeber- und der Arbeitnehmerseite; prominentestes Beispiel war das 1938 zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften geschlossene Abkommen von Saltsjöbaden, das den Grundstein für das schwedische Modell des »Volkheimes« legte. Dieses auf gesamtgesellschaftlichen Konfliktausgleich geeichte Arrangement war tripartistisch, denn es schloss einen *trade-off* zwischen Sozialdemokraten und Agrariern ein. Erstere waren in Schweden freihändlerisch gesinnt – zum einen im Interesse niedriger Lebensmittelpreise; zum anderen gehörten gerade die Arbeiter in den technologisch avancierten und deshalb international konkurrenzfähigen Branchen zum Kern ihrer Anhängerschaft. Der hieraus resultierende Konflikt mit der protektionistisch orientierten Landwirtschaft wurde durch einen Kompromiss gelöst, der Zölle und Preissubventionen für Agrarprodukte, überhaupt die Subventionierung der Landwirtschaft gegen den sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaat »aufrechnete«. Ähnliche Interessenkoalitionen gingen in Norwegen und Dänemark die Parteien der Arbeiterschaft mit den Agrariern ein.

Auch in anderen Ländern Mittel- und Westeuropas bildeten sich, auf der Grundlage vergleichbarer sozialökonomischer Kräftekonstellationen, die Grundzüge dieses Modells heraus: in Belgien und der Schweiz etwa führten im Rahmen der Konzertierung von Kapital und Arbeit Vielparteienkoalitionen soziale Reformen durch. Ein früher Vorläufer der Sozialpakte à la Saltsjöbaden war das deutsche Stinnes-Legien-Abkommen von 1918; es führte, ungeachtet aller nach wie vor scharfen Konflikte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zum Weimarer Sozialstaat. In diesen Zusammenhang gehörten auch die britischen *Whitley Councils* und die französischen *Matignon*-Vereinbarungen des Jahres 1936. Diese überdauerten die vergleichsweise kurzlebige Volksfront; sie sahen Lohnerhöhungen, die Vierzigstundenwoche, Urlaubsregelungen, die Anerkennung der Rechte der Gewerkschaften, Arbeitslosenversicherung, öffentliche Arbeiten, bezeichnenderweise aber auch Subventionen für die Landwirtschaft vor. Abgesehen von Deutschland und Italien bildete sich somit, jenseits mannigfacher Unterschiede im Detail, in den fortgeschrittenen Industriestaaten Europas ein Muster heraus: makroökonomische Stabilisierung, Neokorporatismus und Ausbau der Sozialsysteme, insbesondere der Sozialversicherung. Zugrunde lag eine epochale Lernleistung aus den Erfahrungen der Weltwirtschaftskrise. Das Modell, das der organisierten Arbeiterbewegung ihren Platz »im System« einräumte, via Ausweitung der Sicherungssysteme aber auch die Interessen der Mittelschichten bediente, wandte, nicht explizit theoretisch inspiriert, aber *avant la phrase*, d. h. vor der

12 Vgl. *Wolfgang Schivelbusch*, Entfernte Verwandtschaft. Faschismus, Nationalsozialismus, New Deal 1933–1939, München 2005.

»General Theory« von 1936, Instrumente des Keynesianismus an. Es markierte gleichzeitig die Alternative zum Kommunismus *und* zum Nationalsozialismus bzw. Faschismus.

Waren die rechten Weltanschauungsdiktaturen des 20. Jahrhunderts und das »sozialdemokratische Paradigma« im Prinzip auch unterschiedliche Welten, so existierten doch gewisse Affinitäten, ja Berührungsflächen im Hinblick auf die »sozialhygienische« Unterfütterung von Sozialpolitik; dieser war eine »rassenhygienische« Note nicht in jedem Fall abzusprechen.[13] Im Hintergrund stand die Furcht vor der demografischen Auszehrung der eigenen Nation in einer Welt rivalisierender Nationalstaaten: aufgrund der Menschenverluste des Ersten Weltkriegs, aufgrund von »Geburtenschwund« und »Depravierung« der Bevölkerung durch körperliche und geistige Behinderungen, durch Promiskuität und Kriminalität insbesondere in der Sphäre der sozialen Rand- und Problemgruppen. Zentral erschien vor dieser düsteren Folie das Ziel einer Aufwertung und Förderung der Familie als Pflanzstätte gesunder Nachkommen; Familie und Gesundheit wurden so zum Politikum. Die von dieser Motivlage ihren Ausgang nehmende, prinzipiell als zulässig, ja geboten geltende Ausweitung behördlicher Interventionen in vordem als privat angesehene Lebensbereiche war im Europa der Zwischenkriegszeit über die gesamte Breite des politisch-weltanschaulichen Spektrums von Links- bis Rechtsaußen, von der Sozialdemokratie und den Liberalen bis hin zu den Parteigängern des autoritären Staates akzeptiert; humanistische Impulse von links konvergierten hier mit der »rechten« Sorge für Volk und Nation. Das weitreichende Vertrauen in »Planung« und »Staat« war Bedingung der Möglichkeit einer Gesundheits-, Familien-, Wohnungsbau- und Schulpolitik, die sich in die säkularen Trends einer Verwissenschaftlichung des Sozialen und der Professionalisierung des Sozialmanagements nahtlos einfügte. Diese Repression und Fürsorge amalgamierende »nationale Sozialpolitik« war keineswegs genuin und exklusiv faschistisch: In diesen Kontext gehörten ja schließlich auch die im sozialdemokratischen Schweden, in der Schweiz und in anderen europäischen Ländern durchgeführten Zwangsmaßnahmen wie etwa Sterilisierungen. Die nationalsozialistische Sozialpolitik[14], die den Sozialstaat als deckungsgleich mit der »deutschen Volksgemeinschaft« setzte und die, auf der Grundlage des biologischen Antisemitismus, die Juden aus dieser Gemeinschaft systematisch-sukzessive ausschloss und schließlich vernichtete, erscheint so als der Extrem- oder Kulminationspunkt einer bei näherem Hinsehen wesentlich breiter fundamentierten Sozialphilosophie, die »Gemeinschaft« anhand biologischer Kriterien definierte. Rückt die nationalsozialistische Sozial-Ideologie auf diese Weise auch näher an einen Hauptpfad des europäischen Denkens heran, so verliert sie damit doch nicht das Kainsmal monströser Einzigartigkeit.

2. *Die Entfaltung des Paradigmas: Die klassische Phase westlicher Nachkriegs-Wohlfahrtsstaatlichkeit in den* trente glorieuses

Ausgangspunkt der westlichen Nachkriegs-Sozialpolitik war, analog zur ersten Nachkriegszeit, die Bewältigung der Kriegsfolgelasten. Ähnelten ansonsten die Ziele und Instrumente, die sozialökonomischen Kontexte und die parteipolitischen Konstellationen in

13 Vgl. *Mark Mazower*, Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2002.

14 Vgl. aus der breiten Forschung als die wohl beste und neueste Synthese *Dietmar Süß/Winfried Süß*, »Volksgemeinschaft« und Vernichtungskrieg. Gesellschaft im nationalsozialistischen Deutschland, in: *dies*. (Hrsg.), Das »Dritte Reich«. Eine Einführung, München 2008, S. 79–100; *Rüdiger Hachtmann*, Industriearbeiter im »Dritten Reich«. Untersuchungen zu den Lohn- und Arbeitsbedingungen in Deutschland 1933–1945, Göttingen 1989; diskussionswürdig, allerdings auch stark diskussionsbedürftig ist *Götz Aly*, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt am Main 2006.

der Nachkriegszeit in mancher Hinsicht auch denen zwischen den Weltkriegen, so stellten die im *Golden Age* markant erweiterten finanziellen Spielräume doch ein bedeutendes Novum dar. Sozialpolitik verbreiterte und verlängerte zu einem guten Teil die in der Zwischenkriegszeit gebahnten Pfade; sie wurde nun jedoch vom Kind der Krise zum Kind des Wohlstands. Die mit Blick auf das Ende der Weimarer Republik gewonnene Einsicht in die Gefährdung der Demokratie durch Massenarbeitslosigkeit, die aus dem Vorbild des amerikanischen New Deal und den Leitbildern umfassender sozialer Sicherheit in der Atlantic Charta und der Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen gewonnenen Inspirationen gewannen ein neues materielles Fundament. In den Hintergrund traten, aufgrund ihrer massiven Diskreditierung durch den Nationalsozialismus, die volkstumspolitisch-sozialhygienischen Elemente. In den Vordergrund gerückt war, etwa in Gestalt des britischen Beveridge-Plans, bereits während des Krieges das Bedürfnis sowohl breiter Kreise der Bevölkerung als auch der politischen Eliten nach einer soziale Inklusion, materielle Wohlfahrt und soziale Sicherheit verbindenden Nachkriegsvision. Im Zeichen des Ost-West-Konflikts wurde dann der westliche – ebenso wie spiegelverkehrt der sozialistische – Sozialstaat als Beweis der Überlegenheit in der Systemkonkurrenz funktionalisiert. Die Grundzüge des demokratisch-keynesianisch-neokorporatistischen Wohlfahrtsstaats in Mittel- und Nordwesteuropa, von Großbritannien über Frankreich und die Beneluxstaaten bis Deutschland und Österreich, im skandinavischen Norden, ab der Mitte der siebziger Jahre auch auf der iberischen Halbinsel, lassen sich wie folgt zusammenfassen:[15]

Die Entfaltung des Paradigmas war, wie angedeutet, von den ökonomischen Voraussetzungen nicht abzulösen. Von den bescheidenen Anfängen im Nachkriegs-Wiederaufbau führte der Weg des Westens zur vollen Entfaltung der ›klassischen‹ fordistischen Industriegesellschaft. Das säkular einzigartige Wirtschaftswachstum der Boomzeit leitete eine Ära des Massenwohlstands ein, mit der Folge eines Wertewandels auf breiter Front. Zur Signatur der Epoche, in der die sozialökonomischen Physiognomien der europäischen Nationalgesellschaften westlich des Eisernen Vorhangs einander zunehmend ähnlicher wurden, gehörten auch die Anfänge der westeuropäischen (Markt-)Integration; diese ermöglichte zusätzlich Wohlfahrtsgewinne durch Außenhandel. Zugrunde lag dem westlichen Makromodell die Kombination von »Produktivitätspolitik« (Charles Maier) und vergleichsweise moderater Wirtschafts-, Politik- und Gesellschaftssteuerung. Die beträchtliche Diversität autochthoner europäischer Traditionen wurde mit amerikanischen Einflüssen amalgamiert: Überall in ihrem (west-)europäischen Einflussbereich drangen die USA nach

15 Zum Folgenden vgl. *Lutz Raphael*, Europäische Sozialstaaten in der Boomphase (1948–1973). Versuch einer historischen Distanzierung einer »klassischen« Phase der europäischen Wohlfahrtsstaaten, in: *Hartmut Kaelble/Günther Schmid* (Hrsg.), Das europäische Sozialmodell. Auf dem Weg zum transnationalen Sozialstaat, Berlin 2004, S. 51–73; *Béla Tomka*, Western European Welfare States in the 20th Century. Convergences and Divergences in a Long-Run Perspective, in: International Journal of Social Welfare 12, 2003, S. 249–260; *Hartmut Kaelble*, Sozialgeschichte Europas 1945 bis zur Gegenwart, München 2007, S. 332–360; *Göran Therborn*, Die Gesellschaften Europas 1945–2000. Ein soziologischer Vergleich. Frankfurt am Main/New York 2000; *Kaufmann*, Herausforderungen; Göttinger Graduiertenkolleg, Die Zukunft des europäischen Sozialmodells, Arbeitsbericht 2002 sowie Fortsetzungsantrag, URL: <http://www.uni-goettingen.de/de/inst/2978.html> [12.4.2009]; *Fritz W. Scharpf/Vivien A. Schmidt*, Introduction, in: *dies*., Welfare and Work in the Open Economy, Vol. I: From Vulnerability to Competitiveness, Oxford/New York 2000, S. 1–20. Zu den ökonomischen, sozialen und politischen Hintergründen vgl. *Eric Hobsbawm*, The Age of Extremes, 1914–1991, London 2004, S. 225 ff.; *Barry Eichengreen*, The European Economy since 1945. Coordinated Capitalism and Beyond, Princeton/Oxford 2006, S. 15 ff.; *Tony Judt*, Postwar. A History of Europe since 1945, London 2005, S. 13 ff.; *Ivan T. Berend*, An Economic History of Twentieth Century Europe. Economic Regimes from Laissez-faire to Globalization, Cambridge/New York 2006, S. 190 ff.; *Frieden*, Global Capitalism, S. 253 ff.

1945, insgesamt ziemlich erfolgreich, auf die Liberalisierung verkrusteter wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Strukturen.

»Liberalisierung« mündete allerdings nicht in schrankenlosen Liberalismus, sondern in das keynesianische Steuerungsarrangement, das die Markwirtschaft durch Elemente von Schutz, Kontrolle und Regulierung überformte. Diese Welt war durchweht vom ›keynesianischen Zeitgeist‹: dem optimistischen Glauben an die Notwendigkeit, den Nutzen und die Machbarkeit einer vergleichsweise weitreichenden Steuerung von Wirtschaft und Gesellschaft unter Einbindung der maßgeblichen Interessengruppen. Der *embedded liberalism* stellte die Landwirtschaft gleichsam unter eine Käseglocke; ähnliches traf auf den Dienstleistungssektor zu. Die Arbeitsmärkte waren recht weitgehend reguliert, staatliche Industrien und öffentliche Dienste waren bedeutende Arbeitgeber, die in Zeiten der Krise als Beschäftigungspuffer fungierten. Die nationalen Ökonomien und ihre Kapitalmärkte waren durch Außengrenzen geschützt; grenzüberschreitende Kapitaltransfers unterlagen Kontrollen. Die Wechselkurse der Währungen waren im System von Bretton Woods gebunden. Allerdings konnten die Regierungen in gewissen, wenn auch engeren Grenzen, auf- oder abwerten. Weil damit Produktivitätsunterschiede zwischen den Volkswirtschaften tendenziell ausgeglichen wurden, konnte das Diktat der Produktivität zu einem gewissen Ausmaß vernachlässigt werden. Dies war die Voraussetzung einer tendenziell egalisierenden Lohnpolitik, die die Lohnskalen ohne Rücksicht auf Produktivitätsgesichtspunkte komprimierte. Vor allem in kleinen, offenen und stark außenhandelsabhängigen Ländern bildeten sich konsensuelle Lohnfestsetzungsmechanismen heraus, die die Wettbewerbsfähigkeit des Exports auch ohne permanente Abwertungen gewährleisteten. Aufs Ganze gesehen waren die Exit-Optionen in diesem *embedded liberalism* begrenzt: Unternehmer, Lohnabhängige und Verbraucher produzierten und konsumierten im gegebenen, politisch stabilisierten nationalen Rahmen; als Arbeitgeber, Steuer- und Beitragszahler konnten sie in die Pflicht des – nationalen – Steuer- und Sozialstaats genommen werden.

Die günstige wirtschaftliche Entwicklung ermöglichte die Schließung von »Sicherheitslücken« in der Marktwirtschaft. Wachstum entschärfte bzw. milderte sämtliche sozialen Konflikte. Es reduzierte die strukturelle Spannung zwischen Investition und Konsum, es trocknete die Arbeitslosigkeit aus und steigerte die Aufnahmekapazitäten der Arbeitsmärkte. Es half bei der Bewältigung der sozialen Kriegsfolgelasten, ermöglichte die materielle Versorgung der Kriegsopfer und die Integration der Flüchtlinge. Die Friktionen des mit dem Wachstum einhergehenden Strukturwandels wurden durch weiteres Wachstum gemildert: dieses ermöglichte etwa eine relativ problemlose Umschichtung von Arbeitskräften aus Kleingewerbe, Kleinhandel und Kleinlandwirtschaft in die expandierende Industrie und in den Dienstleistungssektor und erleichterte so die Beschneidung, Planierung und Modernisierung der traditionalen Sektoren. Ein aus (Früh-)Verrentungen und Lohnersatzleistungen geknüpftes Netz verhinderte das gänzliche Hinausfallen derjenigen aus der Gesellschaft, die aus Altersgründen, mangels Ausbildung oder aufgrund unzureichender Mobilität die vom Arbeitsmarkt geforderte Flexibilität nicht aufzubringen imstande waren.

Unter der Leitdevise der »sozialen Sicherheit« und vor dem Hintergrund optimistischer Erwartungen »immerwährender Prosperität« (Burkhard Lutz) fand nun eine tendenziell universalistische – wenn auch durch deutliche, im Zeitverlauf zunehmende Beimengungen von Gruppen- und Klientelprivilegien charakterisierte – Ausweitung der Leistungen wie auch der Abgaben statt; sie war kombiniert mit einer signifikanten Verbreiterung des Leistungsspektrums und reichte über die traditionelle Gewährleistung der Minimalsicherung durch die – karitative Motive mit obrigkeitliche Kontrolle verschmelzende – »Fürsorge« alten Schlages markant hinaus. So gut wie alle Bürger wurden nun zu Nutznießern von Transferzahlungen in der einen oder anderen Form wie etwa der von Subventionen

des öffentlichen Nahverkehrs, des kostenreduzierten Kindergarten- oder kostenlosen Schulbesuchs etc. Diese Entwicklung war verbunden mit einer egalisierenden, d. h. die ökonomische und soziale, insbesondere auch die Bildungs- und die Geschlechter-Ungleichheit reduzierenden Umverteilung, welche die Berufs- und Lebenschancen breiter Kreise der Bevölkerung beträchtlich erweiterte. Ein weiteres zentrales Element der westlichen Nachkriegs-Wohlfahrtsstaatlichkeit war die – ebenfalls von den geweiteten Verteilungsspielräumen ermöglichte – Dynamisierung der Transferzahlungen, in erster Linie in der Altersversorgung. Darüber hinaus fand nun überhaupt die Erweiterung der »klassischen Sozialpolitik« (des Ensembles herkömmlicher Risikovorsorge- und Lebenslagenpolitiken) zur Konsumpolitik statt. Diese strebte, nicht ohne populistische Absichten und Beiklänge, über die Sicherung des Existenzminimums hinaus eine Anhebung des materiellen Lebensstandards breiter Segmente der Bevölkerung an.

Der Sozialstaat koppelte Leistungsgewährung nicht ausschließlich, aber vorrangig an die Basis der Erwerbstätigkeit in der klassischen – fordistischen – Industriegesellschaft; nicht von ungefähr erreichte diese in den Jahrzehnten zwischen 1945 und 1975 ihren Höhepunkt. Makroökonomische und makrosoziale Signatur dieser klassischen Phase war die Vollbeschäftigung. Träger des Sozialstaats – als Steuer- und Beitragszahler – war der in der Regel männliche Familien-Alleinernährer im »Normalarbeitsverhältnis«. Sozialer Unter- und normativer Überbau der Sozialstaatlichkeit waren die – beträchtliche sozialdisziplinierende Wirkung entfaltenden – traditionalen Geschlechter- und Familiennormen. Fundament der klassischen Phase war der in den frühen Nachkriegsjahren etablierte solidaristische, später durch die gewachsenen Verteilungsspielräume erneuerte und konsolidierte Grundkonsens der maßgeblichen politischen Parteien im Spektrum zwischen kommunistisch/sozialdemokratisch und konservativ/christdemokratisch, unter Einschluss der maßgeblichen gesellschaftlichen Kräfte (v. a. Kirchen und Gewerkschaften). Das oben im Blick auf die Zwischenkriegszeit als »sozialdemokratisch« apostrophierte Modell wurde nun, unbeschadet von Dissens im Detail, von einer Allparteienkoalition getragen. Die Tarifparteien waren in neokorporatistische Arrangements eingespannt. Die Verallgemeinerung sozialer Rechte als Staatsbürgerrechte entfaltete hohe Legitimationswirkung; sie milderte die mit der öffentlichen Verwaltung der »Bedürftigkeit« in früheren Mangelgesellschaften in der Regel verbundenen Züge autoritärer Kontrolle.

Ein Säkulartrend der »klassischen Phase« war auch die Konvergenz der westlichen Sozialstaaten: Die vor dem Zweiten Weltkrieg noch markanten quantitativen und qualitativen sozialökonomischen Unterschiede zwischen den Nationalgesellschaften wurden aufgrund der Durchindustrialisierung und Entagrarisierung, später auch der Tertiarisierung zumindest abgemildert. Trotzdem war die Sozialstaatlichkeit der *trente glorieuses* nach wie vor ein Modell mit zahlreichen Untervarianten; auf die klassische Klassifikation von Gøsta Esping-Andersen sei lediglich en passant verwiesen. Hinter der historisch gewachsenen Artenvielfalt konstatiert der vergleichende Blick allerdings wieder Parallelevolutionen. Deren Triebkraft ist die Notwendigkeit der Bearbeitung im Grundsatz ähnlicher sozialer Probleme; die funktionale Äquivalenz der Lösungen springt vielfach ins Auge.[16]

16 Eine solche funktionale Äquivalenz liegt zum Beispiel vor, wo Beschäftigungsprobleme entweder durch eine aktive Arbeitsmarktpolitik und Nachfragesteuerung oder durch die Bereitstellung von Lohnersatzleistungen im Bedarfsfall bearbeitet werden; selbstverständlich wären aber auch je unterschiedliche spezifische Kombinationen dieser beiden Strategien äquivalent. Eine weiteres Beispiel, auf der Ebene der Instrumente: Funktional äquivalent sind hier die Modalitäten der Finanzierung, entweder durch Steuern oder durch Versicherungsbeiträge (oder wieder je unterschiedliche spezifische Kombinationen von beidem).

III. Der östliche Pfad

1. Die Herausbildung des Paradigmas: Agrargesellschaftliche Sozialpolitik als Nationalpolitik zwischen dem späten 19. Jahrhundert und dem Ende des Zweiten Weltkriegs

Der »östliche Entwicklungsweg« europäischer Sozialpolitik ist ohne den Blick auf die langfristigen sozialökonomischen Pfadabhängigkeiten in der Region nicht zu verstehen.[17] Um die Wende zum 20. Jahrhundert war, ungeachtet insulärer Industrialisierungsanstrengungen, ungeachtet auch der beginnenden Modernisierung der Landwirtschaft und erster Anfänge ihrer Integration in den Weltmarkt, die Region weiterhin vorwiegend agrarisch. Charakteristisch waren die Kombination von Latifundismus und Minifundismus, mithin ein hohes Maß an sozialer Ungleichheit: Aristokratische Eliten standen einem schmalen Segment wohlhabender Bauern und einer in Armut und Analphabetismus dahinvegetierenden breiten ländlichen Masse gegenüber; zahlenmäßig schwach und politisch wenig bedeutend waren das Bürgertum und die auf größere Städte konzentrierte Arbeiterschaft. Die europäischen Ost-West-Asymmetrien lassen sich auch als Zentrum-Peripherie-Relation lesen: Der Osten Europas lieferte in den Westen des Kontinents Agrargüter, er bezog von dort Industrieprodukte und Kapital. Lediglich in Deutsch-Österreich und in den böhmischen Ländern gelang im 19. Jahrhundert der industrielle Durchbruch.

Dieses sozialökonomische Profil im Verein mit dem innereuropäischen Entwicklungsgefälle wurde in der Zwischenkriegszeit im Prinzip konserviert. Waren die von der Aufsplitterung der Habsburger Monarchie verursachten handelspolitischen und damit gesamtwirtschaftlichen Probleme zu einem guten Teil unausweichlich, so trug doch auch der Wirtschaftsnationalismus der Nachfolgestaaten, der die neu errungene politische Selbstständigkeit durch Autarkiebestrebungen flankierte und komplettierte, Wesentliches zu den Schwierigkeiten bei – ebenso wie übrigens die westlichen Großmächte, die den Träumen von der nationalen Revolution freie Bahn gewährten, weil diese der proletarischen allemal vorzuziehen war.

Der Wirtschaftsnationalismus der Nachfolgestaaten beinhaltete aber auch eine Entwicklungsstrategie: Protektionismus und importsubstituierende Industrialisierung sollten die Region aus der Rolle des Agrargüter- und Rohmaterialexporteurs bzw. Fertigwarenimporteurs befreien. Waren die industriellen Wachstumsraten zwischen den Kriegen auch nicht unbeträchtlich, so ebneten sie doch das West-Ost-Entwicklungsgefälle nicht entscheidend ein. Die Weltwirtschaftskrise wirkte sich in der Region dann besonders verheerend aus: Der Abzug westlichen Kapitals bremste die wirtschaftliche Entwicklung mit der Folge eines Verfalls der Konkurrenzfähigkeit, dem die Regierungen wiederum durch verschärften Protektionismus in der Gestalt von Devisen- und Außenhandelsrestriktionen begegneten.

Die Demokratie war in der Region bereits in den zwanziger Jahren fragil. Impulsgeber nachholender Industrialisierung war, angesichts der Schwäche von (Wirtschafts-)Bürgertum und Zivilgesellschaft, in wesentlichen Teilen der Staat. Die Entwicklung vom nationaldemokratischen Aufbruch der Nachkriegsjahre zum (wirtschafts-)nationalistischen

---

17 Vgl. zum folgenden Abschnitt *Ivan T. Berend*, Decades of Crisis. Central and Eastern Europe before World War II, Berkeley/Los Angeles etc. 1998; *ders*., An Economic History of Twentieth Century Europe, S. 92–132; *ders.*, History Derailed. Central and Eastern Europe in the Long Nineteenth Century, Berkeley/Los Angeles etc. 2003; *Walther L. Bernecker*, Europa zwischen den Weltkriegen 1914–1945, Stuttgart 2002, S. 231–265 und 469–474; *Erwin Oberländer* (Hrsg.), Autoritäre Regime in Ostmittel- und Osteuropa 1919–1944, Paderborn 2001; die langen Linien betont *Alice Teichova* (Hrsg.), Central Europe in the Twentieth Century. An Economic History Perspective, Aldershot/Brookfield etc. 1997; *Tomasz Inglot*, Welfare States in East Central Europe, 1919–2004, Cambridge/New York 2008.

staatsinterventionistischen Autoritarismus wurde dann durch die Weltwirtschaftskrise verstärkt. Die Regime im breiten Spektrum zwischen den konservativen Autoritarismen in Polen, Ungarn und Österreich über die Königsdiktaturen auf dem Balkan und die präsidentiellen Diktaturen im Baltikum – durchwegs waren sie antiliberal, antiparlamentarisch und antikommunistisch – kurz: in der Wolle gewirkt »rechts«. Sie basierten, ungeachtet rhetorischer Anleihen beim italienischen Faschismus, allerdings nicht auf der genuin faschistischen Mobilisierung der Massen, sondern stützten sich auf ›alte‹ Eliteformationen in Armee und Bürokratie unter tendenzieller Exklusion ethnisch-nationaler Minderheiten.

Die ersten Nachkriegsjahre waren auch in Ostmitteleuropa von regen Aktivitäten auf dem Feld der Sozialgesetzgebung gekennzeichnet; auf der Agenda stand insbesondere der Ausbau der Sozialversicherung.[18] In der oben skizzierten Landschaft stellte sich »die soziale Frage« allerdings dann doch in mehrfacher Hinsicht anders: Die Gesellschaften in der Region waren, erstens, keine »exklusiven« und funktional vollständig ausdifferenzierten Nationalgesellschaften, sondern, entgegen allen anderslautenden offiziellen Bekundungen, Nationalitätenstaaten mit größeren Anteilen fremder bzw. zumindest aus dem Blickwinkel der jeweiligen Staatsnation als fremd empfundener nationaler Minderheiten. Insbesondere in den ›modernen‹ Schichten – etwa in der Unternehmerschaft, auch unter den Intellektuellen, überhaupt in der städtischen Bevölkerung – fanden sich zahlreiche »Andersnationale«, häufig waren diese Deutsche oder Juden. Soziale Auseinandersetzungen, die »der Westen« als solche konstruierte und interpretierte, waren vor diesem Hintergrund häufig als Konflikte zwischen Mehrheitsgesellschaft und nationalen Minderheiten camoufliert. Dies war bereits in der Spätzeit der Imperien im Osten und Süden Europas der Fall gewesen, in der unruhigen und durch intensive soziale Spannungen geprägten frühen Nachkriegszeit setzten breite Kreise ihre Hoffnung in erster Linie auf die nationale, nicht die soziale Revolution und auf *nation-building* als Antidot gegen jedes erdenkliche soziale Übel.

Diese Neigung zur Substituierung von »sozial« durch »national« blieb in der gesamten Zwischenkriegszeit virulent. »Negativ« fand sie ihren Ausdruck in den mannigfachen Versuchen einer Beschneidung der wirtschaftlichen Besitzstände der nationalen Minderheiten; »positiv« wurde sie in der Tendenz, in den neuen Armeen und Verwaltungen und im öffentlichen Wirtschaftssektor der Nachfolgestaaten die neu geschaffenen Stellen den Autochthonen zu reservieren: etwa abgedankten Offizieren oder nach dem Neuzuschnitt der Staatsgrenzen repatriierten Beamten. Nationalpolitik wurde sozusagen zu Arbeitsmarktpolitik – sie stand auf einer Agenda, auf der auch die »jüdische Frage« eine prominente Position einnahm, denn soziale Unruhepotenziale waren durch Wirtschaftsantisemitismus trefflich zu befrieden.

Die »soziale Frage« erwuchs, zweitens, in geringerem Maß als im Westen und in der Mitte Europas, aus industriegesellschaftlichen Konfliktlagen. Maßgeblich waren eher die Konfliktfronten der Agrargesellschaft, insbesondere die ungleiche Verteilung von Grund und Boden. Waren zwar auch in der »westlichen Konstellation« agrarische und in der »östlichen« industrielle Interessengruppen wichtige Mitspieler, so war die spezifische Mischung in den beiden Hälften Europas doch deutlich unterschiedlich. Dieser Konflikt wandelte sich von einem latenten in einen manifesten, sobald der Weltkrieg die traditionellen gesellschaftlichen Hierarchien durcheinander gerüttelt und den leidlich soliden Institutionenrahmen der Imperien zerstört hatte. Angesichts wachsender Unruhe unter den entrechteten Landarmen und Landlosen rückte auf den politischen Agenden der Nachfolgestaaten nun die Agrarreform nach vorne. Dass die Eliten nun um die Bauern zu buhlen

18 Instruktive Überblicke über das Spektrum sozialpolitischer Aktivitäten und Maßnahmen in: *Béla Tomka*, Welfare in East and West. Hungarian Social Security in an International Comparison, Berlin 2004; *Inglot*, Welfare States.

begannen und die Bauernparteien in manchen Staaten den Charakter rein agrarischer Interessenformationen verloren und zu Volksparteien wurden, war die Bedingung der Möglichkeit einer – vor dem Krieg noch tabuisierten – Umverteilung des Landes, nicht zuletzt mit der Intention, die Landbevölkerung gegen den bolschewistischen Virus zu immunisieren und eine neue, nationale Bauernschaft an die Stelle der ›nichtindigenen‹ Grundbesitzerelite zu setzen. Die ostmitteleuropäischen Landreformen der ersten Nachkriegszeit lassen sich vor diesem Hintergrund auch als ein Stück »nationaler Sozialpolitik« lesen; dass die Absichten von Land zu Land unterschiedlich energisch realisiert wurden und die Ergebnisse insgesamt nicht so radikal ausfielen wie die Absichten gewesen waren, steht auf einem anderen Blatt und tut diesem Befund keinen Abbruch.

Im Ostmitteleuropa der Zwischenkriegszeit fehlte, so das Fazit, zu einem guten Teil der sozialökonomische Unterbau der »westlichen«, (proto-)keynesianisch regulierten industriellen Marktwirtschaft auf der Grundlage des *trade-off* zwischen den politischen Vertretungen von Kapital und Arbeit bzw. des sozialdemokratisch-agrarischen Klassenkompromisses. Die aus den intensiven sozialen Spannungen resultierenden Konflikte waren nicht zentral die industriellen Klassenauseinandersetzungen wie im Westen, sondern die typisch agrargesellschaftlich-östlichen, vom demografischen Druck verschärften Verteilungskämpfe um Land. Zudem wurden soziale Konflikte tendenziell als nationale perzipiert; als Lösung galt nicht die proletarische, sondern die nationale Revolution. Faktisch wurden diese Konflikte auch weniger bearbeitet als durch den ökonomischen Dirigismus des autoritären Staates still gestellt. Für Sozialprogramme westlichen Stils waren die Verteilungsspielräume ohnehin in vielen Fällen zu eng und die öffentlichen Kassen zu mager bestückt.

Ausnahme in der ostmitteleuropäischen Region war die Tschechoslowakei: Angesichts des bereits vor dem Ersten Weltkrieg erreichten hohen Industrialisierungsstands der böhmischen Länder antwortete die Erste Tschechoslowakische Republik in ihrer konstituierenden Phase auf die sozialen Forderungen einer machtvollen und kampfbereiten Arbeiterbewegung mit der Fortführung und dem Ausbau der industriellen Sozialpolitik der Habsburger Zeit: Achtstundentag, Pensionsversicherung, bezahlter Urlaub und die – schüchterne – Ausweitung der industriellen Mitbestimmung, der Weiterbau an der Sozialversicherung, das Wohnungsbauprogramm und andere Maßnahmen mehr waren die Kompensation für »Sozialismus«. War die bürgerlich-demokratisch-marktwirtschaftliche ČSR in der Region auch der einzige Sozialstaat westlichen Zuschnitts, so finden sich doch auch hier typisch »ostmitteleuropäische« Ingredienzien: Der Sozialstaat war, erstens, das *soziale* Komplement der *nationalen* Emanzipation des tschechoslowakischen Staatsvolkes; hierzu passten, bei allen mit Händen zu greifenden Kontinuitäten zur Habsburger Sozialgesetzgebung und -verwaltung, die notorische Rhetorik und Symbolik der »Entösterreicherung«. Weil auch die Tschechoslowakei nur ihrem offiziellen Selbstverständnis zufolge ein National-, faktisch hingegen ein Nationalitätenstaat war, finden sich, zweitens, Elemente der für die Region typischen, positiv oder negativ diskriminierenden sozialen Obsorge für die Konnationalen: etwa *affirmative action* mit dem Ziel einer ›Tschechisierung‹ der leitenden Angestelltenschaft und zu Lasten des alteingesessenen, häufig aus böhmischen Deutschen rekrutierten Managements. Solche Anwandlungen wurden allerdings, zum Missfallen tschechischer chauvinistischer Heißsporne, temperiert durch den funktionierenden Rechtsstaat der Ersten Republik, vor allem aber durch das ökonomische Kalkül, das kontraproduktiven wirtschaftsnationalistischen Anwandlungen im Wesentlichen einen Riegel vorschob.

2. Die Transformation des Paradigmas: Staatssozialistische Sozialpolitik zwischen »Aufbau des Sozialismus« und sozialistischen Reformen[19]

Nach 1945 beschritt Ostmitteleuropa, bekanntlich nicht ganz freiwillig, im Staatssozialismus sowjetischer Prägung[20] den Weg in eine industrielle Moderne eigenen Zuschnitts; DDR und (die westliche) Tschechoslowakei waren bereits zu Beginn der Nachkriegszeit voll entwickelte Industriegesellschaften, die agrarischen oder semiindustriellen Gesellschaften Polens und Ungarns und der Slowakei wurden im »Aufbau des Sozialismus« durchindustrialisiert. Kern des staatssozialistischen Makromodells war der Primat der Politik – Einparteiherrschaft – in Kombination mit zentraladministrativer Planwirtschaft. Von zentraler Bedeutung war das sozialökonomische Mega-Transformationsprojekt, das die Arbeiterklasse in die Mitte des gesellschaftlichen Gefüges rückte. Auch im Staatssozialismus wurden autochthone Traditionen mit einem importierten Modell, hier dem sowjetischen, vermittelt. Es war repressiver als in Westeuropa die amerikanische Variante und vermutlich gerade aus diesem Grund weniger attraktiv und erfolgreich.

Waren der Rechtsautoritarismus der Zwischenkriegszeit und der Kommunismus der Nachkriegsära *prima facie* auch völlig unterschiedliche, ja unvereinbare Welten, so sind die tiefenstrukturellen Gemeinsamkeiten doch nicht von der Hand zu weisen: Beide setzten, erstens, auf Modernisierung von oben, durch den Staat als maßgeblichen Akteur, mittels der von einer obersten Planbehörde unter Anleitung der Partei erstellten Volkswirtschaftspläne. Beide waren Entwicklungsdiktaturen: im erstgenannten Fall im Dienst der nationalen, im zweiten zugunsten der proletarischen Emanzipation. Wurde der »Aufbau des Sozialismus« auf dem Weg der extensiven Schwerindustrialisierung nach dem Vorbild des Stalinismus der zwanziger und dreißiger Jahre auch auf den Bajonetten der Roten Armee importiert, so besaß die Sowjetisierung Ostmitteleuropas als Fortsetzung der autoritären Modernisierung der Zwischenkriegszeit doch auch ihre eigene innere Plausibilität.

War, zum Zweiten, der Rechtsautoritarismus nationalistisch oder gar chauvinistisch, der Kommunismus hingegen in der Wolle gefärbt internationalistisch, so waren doch auch die kommunistischen Länder Nationalstaaten – aufgrund der Nachkriegs-Vertreibungen

---

19 Vgl. zur sozialistischen Sozialpolitik in Auswahl: *Christoph Boyer*/*Klaus-Dietmar Henke*/*Peter Skyba* (Hrsg.), Deutsche Demokratische Republik 1971–1990. Bewegung in der Sozialpolitik, Erstarrung und Niedergang (Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945, Bd. 10), Baden-Baden 2008; *Christoph Boyer* (Hrsg.), Zur Physiognomie sozialistischer Wirtschaftsreformen. Die Sowjetunion, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, die DDR und Jugoslawien im Vergleich, Frankfurt am Main 2007; *Peter Hübner*/*Christa Hübner*, Sozialismus als soziale Frage. Sozialpolitik in der DDR und Polen 1968–1976. Mit einem Beitrag von Christoph Boyer zur Tschechoslowakei, Köln/Weimar etc. 2008; *Inglot*, Welfare States.

20 Systeme sowjetischen Typs werden – idealtypisch, in der klassischen Form – als Kombination der folgenden drei Elemente gefasst: a) Prinzipieller und unbedingter Primat der Politik über Wirtschaft und Gesellschaft: das – ungeachtet aller faktischen Begrenzungen – rechtlich nicht gebändigte Machtmonopol der marxistisch-leninistischen Staatspartei und des von ihr angeleiteten bürokratischen Gesamtapparats auf der Grundlage des Monopols ideologischer Gestaltungsmacht. Politik steuert ein Mega-Projekt politisch-sozial-ökonomischer Transformation, das die Arbeiterklasse ins Zentrum des gesellschaftlichen Gefüges rückt. b) Dominanz staatlichen und quasistaatlichen (gesellschaftlichen, pseudogenossenschaftlichen) Eigentums; tendenzielle Beseitigung autonomer Akteure auf dem Markt; bürokratische (vertikale, hierarchische) Koordinierung der Wirtschaft durch umfassende zentrale Planung physischer Größen der industriellen Bruttoproduktion. c) Forcierte industrielle Wachstumspolitik mit markanter Präferenz für die Grundstoff- und Investitionsgüterindustrien. Klassisch-staatssozialistisches industrielles Wachstum ist extensiv: Es überspannt Ressourcen und Entwicklungstempo ohne Rücksicht auf ökonomische und soziale Kosten und produziert mit hoher Wahrscheinlichkeit Mangelkrisen in Permanenz. Dies in Anlehnung an die klassische Darstellung in: *János Kornái*, Das sozialistische System. Die politische Ökonomie des Kommunismus, Baden-Baden 1995, S. 35–428.

und Bevölkerungsverschiebungen waren sie ethnisch-national sogar weit homogener als ihre Vorgänger. Dass die Ostintegration im Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) immer ein schwacher Abglanz der kraftvoll voranschreitenden Westintegration blieb, war auch auf die systemische Neigung ›klassischer‹ Staatssozialismen zur Abschließung nach außen zurückzuführen; »systemisch« meint in diesem Zusammenhang die vom staatlichen Außenhandelsmonopol bewirkten Rigiditäten im Verein mit der mangelnden Konvertibilität der Währung. Deutlich wurden diese Abschottungstendenzen jedoch auch durch die Räson nationalstaatlicher Machtpolitik und die fortbestehende Virulenz des Wirtschaftsnationalismus verstärkt.

Auch im Staatssozialismus war die Bearbeitung der Kriegs- und Besatzungsfolgen der erste Impuls von Sozialpolitik. Im »Aufbau des Sozialismus« weitete sich diese allerdings zum Megaprojekt des Neubaus von Gesellschaft. Soziale Belange waren in diesem Rahmen primär die Angelegenheit einer Wirtschaftspolitik, welche durch Steigerung von Produktion und Produktivität den Lebensstandard »des Volkes« hob und die Klassenunterschiede der bürgerlichen Gesellschaft durch eine stark nivellierende Einkommenspolitik tendenziell einebnete – im gleichen Atemzug allerdings eine regimenahe, im Zentrum der Produktion platzierte Arbeiteraristokratie ebenso wie die neue Kaderelite materiell privilegierte. Die sozialistische Transformation setzte dem »halbherzigen« Umgang der »bürgerlichen Ära« mit der sozialen Frage ein Ende. Insbesondere war die Kollektivierung, faktisch also die Verstaatlichung der Landwirtschaft als Fortführung und Vollendung der »bürgerlichen« Bodenreform der Zwischenkriegszeit gedacht. Ungeachtet des enormen Aktionsradius und der ambitionierten Ziele der sozialistischen Transformation, unbeschadet auch der nicht hinweg zu disputierenden Unterschiede zwischen Demokratie und Diktatur unterschied sich staatssozialistische Sozialpolitik von »westlicher« allerdings nicht kategorial. Die Probleme der industriegesellschaftlichen Staatssozialismen ähnelten in vielen Hinsichten denen des Westens, ebenso die Lösungen. Verstanden sich beide Makromodelle auch als konträre Ordnungsentwürfe, so entsprangen sie doch ein- und derselben Wurzel: Beide waren Antworten auf die Problemlagen, die sich im Liberalkapitalismus des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte. Auf der Grundlage eines in der Richtung vergleichbaren Wirtschaftsaufschwungs teilten die westliche und die staatssozialistische Variante den Grundkonsens über Nutzen und Notwendigkeit vergleichsweise weitreichender Wirtschafts- und Gesellschaftssteuerung. Beide Makromodelle zielten auf industrielle Modernisierung und auf »Wohlstand für alle«. Beide setzten diese Vision in politisch-ökonomische und sozial-kulturelle Strategien und Programme um.

Sozialistische Sozialpolitik in einem sehr viel engeren Sinn, als »Reparaturbetrieb des Sozialismus«, wurde erst nach dem Ende der Aufbauphase, also in den sechziger Jahren »erfunden«. Allerdings existierte eine solche Politik *avant la phrase* – lediglich verdeckt durch die systemoffizielle Lebenslüge, Parteiherrschaft und zentraladministrative Planwirtschaft seien per se geeignet, alle – alten und neuen – sozialen Probleme staatssozialistischer Gesellschaften zu lösen. Wurde im sozialistischen Sozialstaat auch nicht, wie im westlichen, eine vom *Markt* bewirkte Primärverteilung korrigiert, so war doch, durch die Aufnahme sozialer Aufgaben in den Plan, die Kompensation der negativen externen Effekte eines auf die Produktion fixierten, Konsum und soziale Belange vernachlässigenden Planmechanismus angestrebt. Vergleichbar, wenn auch durch die Betriebszentrierung der sozialistischen Gesellschaft noch einmal verstärkt, waren die klassisch-industriegesellschaftliche Zentrierung auf die Arbeitsbiografie, des Weiteren und im Einzelnen manche Mechanismen, Instrumente und Institutionen – etwa die Sozialversicherung – sowie die universalisierenden, egalisierenden und inkludierenden Intentionen und Auswirkungen insgesamt. Sozialistische Sozialpolitik war, aufs Ganze gesehen, vermutlich stärker egalisierend als die westliche; sie kannte und schuf durchaus aber auch, angeleitet durch die Räson der Machterhaltung, »Sonderzonen der Ungleichheit« wie etwa die Sonderversor-

gungssysteme für besonders regimenahe Klientelen (Parteikader, Sicherheitsdienste, Bestarbeiter). Die notorisch schroffe Ungleichbehandlung der produzierenden und der nichtproduzierenden Gesellschaftsmitglieder – »Werktätige« einerseits, Rentner andererseits – war, zum einen, ideologisch auf die erwähnte prononcierte Betriebs- und Arbeitsbiografiezentrierung der sozialistischen Arbeitsgesellschaft zurückzuführen. Maßgeblicher dürfte allerdings, zum Zweiten, die unzureichende materielle Leistungskraft der Planwirtschaft gewesen sein.

Der maßgebliche Langzeittrend auch der staatssozialistischen Sozialpolitik bis weit in die siebziger Jahre hinein war die quantitative und qualitative Expansion: der Einschluss immer umfangreicherer Teile der Bevölkerung in ein zusehends dichter gewebtes Netz immer vielfältigerer Sozialleistungen. Ähnlich wie die westliche Variante, wenn auch mit geringerem Umfang und Erfolg, wurde Sozialpolitik ausgeweitet zu einer Politik der Teilhabe am Konsum. Die Orientierung an der Grundsicherung für alle zu stabilen Preisen, die aus den Denktraditionen der Arbeiterbewegungen erwuchs, die außerdem die Autorität des sowjetischen Vorbilds für sich in Anspruch nehmen konnte und die trefflich zur Kultur des Mangels in den frühen Nachkriegsjahren »passte«, wurde in den sozialistischen Ländern im Übergang von der Nachkriegs-*austerity* zu einer bescheidenen Wohlstandsgesellschaft zwar nicht eliminiert, jedoch durch neue, im Wesentlichen an *westlichen* Vorbildern und kaum an Vorstellungen einer sozialistischen Gegenmoderne orientierte Konsumgüter-Wunschwelten überschichtet.

Auch sozialistische Sozial- und Konsumpolitik sollte Loyalität produzieren; sie sollte die Überlegenheit des Sozialismus in der Systemkonkurrenz erweisen. Politische Stabilität war, auch unter den Bedingungen der Diktatur, von einer Mindestbereitschaft der Bevölkerung zu deren Anerkennung oder zumindest Hinnahme abhängig; diese wiederum war eng an die Versorgungsleistungen des Systems gebunden. Aufstände niederzuschlagen war eben kostspielig im weiten Sinn des Begriffs: Dies war das Lernresultat aus den Krisen von 1953 in der DDR und der Tschechoslowakei sowie 1956 in Ungarn und Polen gewesen. Die »Aufbaukrisen« der fünfziger Jahre waren ein frühes, entscheidendes Ereignis, das in allen genannten Ländern die Beziehungen zwischen der staatssozialistischen Herrschaft und ihrer Gesellschaft langfristig prädisponierte. Waren die Abläufe im Detail auch kontingent, so beinhaltete das Krisengeschehen doch im Grundsatz etwas Zwangsläufiges: Es erwuchs aus den Grundspannungen des stalinistischen Industrialisierungsmodells mit seiner systematischen Präferenz von »Akkumulation« gegenüber »Konsum«. In Antwort auf die Unruhezone Mitte der fünfziger Jahre kristallisierte sich in den Folgejahrzehnten eine neue, konsumorientierte Überlebensstrategie der Parteiführungen heraus. Auf diesen herrschaftsstabilisierenden sozialintegrativen Machiavellismus lässt sich sozialistische Sozialpolitik allerdings nicht zur Gänze reduzieren; sie ruhte auch auf den von der Arbeiterbewegung geteilten gemeineuropäischen Wertefundamenten auf.[21]

Über den hier betonten Gemeinsamkeiten von »West« und »Ost« sollen die Unterschiede nicht aus dem Blick geraten: Westliche Sozialstaaten waren durch einen sehr viel weiterreichenden Pluralismus der Träger, überhaupt der Akteure charakterisiert. Im sozialistischen Sozialstaat fand sich hierzu kein Pendant. Der autoritär-paternalistische Charakter sozialistischer Sozialstaatlichkeit war erheblich markanter. Die Rechtsgarantien für Leistungen waren schwächer, die Koppelung von »politischem Wohlverhalten« und »Versorgung« war enger, Sozialrechte waren nicht als subjektive Rechte konstruiert.[22] Zwar erweiterte sich in beiden Systemen Sozial- zu Konsumpolitik. Allerdings: Vermit-

21 Dies betont zu Recht *Kaufmann*, Herausforderungen, S. 41 ff.

22 Dass diese Unterschiede zwischen dem westlichen Staatsbürger als Träger sozialer Rechte und dem vom paternalistischen Staat entmündigten und verwalteten staatssozialistischen Untertan relativ sind, werden Millionen von der Sozialbürokratie als Objekte verwaltete Hartz IV-Empfänger gerne bestätigen.

telten und vermitteln Marktgesellschaften die Teilnahme an Konsum zu beträchtlichen Teilen über das eigen-sinnige Subsystem »Wirtschaft«, nach Maßgabe von Marktposition und Marktchancen des Individuums, so fielen in Nichtmarktsystemen sowjetischen Typs *sämtliche* Versorgungsfragen – die Belange des sozialen wie des privaten Konsums – in die Kompetenz des Parteistaats. Die Grenze der Überbürdung und Überlastung durch die Ansprüche der Bürger war hier deshalb eher erreicht, die Gefahr der Delegitimierung aufgrund von Versorgungsmängeln war größer. Sozialistische Sozial- und Konsumpolitik als »Reparaturbetrieb des Sozialismus« war folgerichtig nirgendwo imstande, auf Dauer haltbare innovative Gesellschaftsverträge zwischen Partei und »Volk« zu begründen.

Im Rahmen der Politik-, Wirtschafts- und Gesellschaftsreformen vor allem in den sechziger Jahren wurden die Aufgaben staatssozialistischer Sozialpolitik in mehrfacher Hinsicht umdefiniert: mit der effizienz- und wachstumssteigernden Dezentralisierung, Flexibilisierung und Ökonomisierung der Lenkungs- und Anreizmechanismen, kurz: mit der Reparatur von Staatsversagen durch die – partielle – Rehabilitierung des Marktes wurden auch die Reparaturmechanismen des Marktes (teil-)rehabilitiert: Sozialpolitik sollte nun etwa Vorkehrungen gegen die Arbeitslosigkeit schaffen. Auch die Aufgabe der Versorgung der Bevölkerung wanderte nun – nicht in allen, aber in manchen Reformmodellen wie etwa dem tschechoslowakischen – auf den Markt zurück. Marktwirksame Konsumgüternachfrage wurde zum zentralen Steuerungshebel der Ökonomie, Zielperspektive war ein stetig steigendes Konsumniveau in einer nur mehr rhetorisch als kommunistisch etikettierten Massenkonsumgesellschaft. Auch die – fortbestehende – makroökonomische Struktur- und Rahmenplanung verschob die Gewichte von der Investitions- auf die Konsumgüterindustrie.

IV. Die Pfadverläufe im Zeichen der Krise seit den siebziger Jahren

Beide Modelle gerieten seit etwa den frühen siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts in eine politisch-sozialökonomisch-kulturelle Krise[23]; die von einer Reihe wechselseitig ver-

23 Der Begriff der Krise meint eher nicht die offen zutage liegende oder gar dramatisch zugespitzte Entscheidungssituation, nicht also das »in summo discrimine rerum«. Gemeint ist vielmehr, auf der systemischen Ebene, ein Ensemble meist unübersichtlich ineinander verschlungener Steuerungs-, Reproduktions-, Umweltanpassungs- und Legitimationsprobleme, verbunden mit der – häufig langwierigen und mühsamen – Suche nach Lösungen für diese. Krisen haben Inkubationszeiten und bleiben, manchmal für geraume Zeit, unterhalb der Wahrnehmungsschwelle. Sie können, womöglich über längere Zeiträume hinweg, »schleichend« verlaufen und in eher unauffälligen Formen verhandelt werden. Vielleicht werden sie erfolgreich beendet – vielleicht auch nicht. Die Frage ist hier natürlich, was als Erfolg oder Lösung bezeichnet wird. Womöglich münden Krisen in grundstürzenden Wandel oder sogar in den Zerfall des Systems, vielleicht aber auch in bescheidener dimensionierte adaptierende Umbauten. Vgl. *Walter L. Bühl*, Krisentheorien. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft im Übergang, Darmstadt 1988; *ders*., Sozialer Wandel im Ungleichgewicht. Zyklen, Fluktuationen, Katastrophen, Stuttgart 1990. Vgl. zur Krisensemantik der siebziger Jahre *Martin H. Geyer*, Die Gegenwart der Vergangenheit. Die Sozialstaatsdebatten der 1970er-Jahre und die umstrittenen Entwürfe der Moderne, in: AfS 47, 2007, S. 47–93.
Was die Frage einer adäquaten begrifflichen Fassung der Wandelvorgänge ab den frühen siebziger Jahren angeht, so steht das Krisenkonzept in Konkurrenz zu anderen Angeboten wie »Umbruch« oder »Epochenschwelle« (vgl. *Winfried Süß*, Der keynesianische Traum und sein langes Ende. Sozioökonomischer Wandel und Sozialpolitik in den siebziger Jahren, in: *Konrad J. Jarausch* (Hrsg.), Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008, S. 120–137, insb. S. 132–134). Ein Vorteil des Krisenbegriffs liegt darin, dass er, anders als etwa der »Umbruch«, nicht lediglich »erhebliche Unterschiede« zwischen einem »vorher« und einem »nachher« markiert. Vielmehr enthält der Krisenbegriff in nuce eine Theorie der System-

bundener exogener und endogener[24] Faktoren hervorgerufenen Reproduktions- Steuerungs- und Legitimationsprobleme bewirkten nicht die völlige Schleifung des Sozialstaats, setzten aber doch weitreichende Transformationen in Gang. Inkubationszeit der Krise waren die sechziger Jahre; auf das Übergangsjahrzehnt der Siebziger mit noch relativ gelindem Problemdruck folgte ab Ende der siebziger Jahre in West wie Ost eine Phase deutlicherer Problemwahrnehmung, die in den meisten Ländern bereits weitreichende praktische Veränderungen nach sich zog.

1. Transformationen westlicher Sozialpolitik

Die Krise der westlichen Sozialstaaten hat zwei exogene, kurzfristig wirkende Determinanten:[25] eine gewichtige Rolle spielte, auf dem Terrain der internationalen Währungs- und Finanzpolitik, der Zerfall des Währungssystems von Bretton Woods. 1971 brachten zwei Entwicklungen das Gefüge der bis dahin – ziemlich – festen Wechselkurse, das die nationalen Währungen an den Dollar und den Dollar an den Goldstandard band, zum Einsturz: Wirksam wurde nun die Wiederbelebung der internationalen Finanzmärkte, die sich in den sechziger Jahren angebahnt hatte und sozusagen als Präludium der zweiten Globalisierung zu verstehen ist, die das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts prägen sollte. Außerdem wurde, aufgrund der zunehmenden Verschuldung der USA im Zeichen des Vietnamkriegs, das System stabiler Wechselkurse labiler. Der Abwertungsdruck auf den Dollar war auch die Folge längerfristiger weltwirtschaftlicher Verschiebungen: die USA verloren gegenüber Westeuropa und Japan an Gewicht, die Erfolge beider im Welthandel schlugen sich in den Wechselkursrelationen nieder, deren relative Stabilität zunehmend als Fessel erschien. Der Kollaps von Bretton Woods hatte nicht primär technische, sondern tief wurzelnde (wirtschafts-)politische Ursachen, denn das Wechselkursregime hatte sich in längerfristiger Perspektive durch die von ihm selbst ermöglichten Erfolge systematisch selbst untergraben. Das Floating, das flexible Anpassungen in bestimmten Korridoren ermöglichte, reduzierte die Schutz- und Pufferfunktion der vormals fixierten Wechselkurse;

---

evolution, die a) systeminterne bzw. -externe Anpassungs- und Steuerungsprobleme als dynamische Impulse von Wandel im Sinne von (Versuchen der) Adaptation versteht; er ist damit nicht nur deskriptiv, sondern auch erklärend; b) impliziert der Begriff eine Mehrzahl möglicher »Ausgänge« solcher Adaptationsversuche. Die realisierte Variante ist somit als eine unter mehreren im Möglichkeitenraum ausgezeichnet; sie ist Resultat komplexer Prozesse der Selektion aus einer Reihe von Optionen.

24 »Exogen« und »endogen« sind jeweils in Relation zum »System Sozialpolitik« gemeint.

25 Vgl. zum Hintergrund *Fritz W. Scharpf*, Sozialdemokratische Krisenpolitik in Europa. Das »Modell Deutschland« im Vergleich, Frankfurt am Main/New York 1987; *ders./Vivien A. Schmidt* (Hrsg.), Welfare and Work in the Open Economy, Bd. 1: From Vulnerability to Competitiveness, Oxford/New York 2000; Göttinger Graduiertenkolleg, Die Zukunft des europäischen Sozialmodells, Arbeitsbericht 2002 sowie Fortsetzungsantrag, URL: <www.uni-goettingen.de/de/inst/2978.html> [20.4.2009]; *Stefan A. Schirm*, Internationale Politische Ökonomie. Eine Einführung, Baden-Baden 2007, S. 65–185; *Hobsbawm*, The Age of Extremes, S. 403 ff.; *Eichengreen*, European Economy, S. 198–413; *Judt*, Postwar, S. 451–800; *Berend*, An Economic History of Twentieth Century Europe, S. 263–326; *Frieden*, Global Capitalism, S. 339–472; *Eric Thun*, The Globalization of Production, in: *John Ravenhill* (Hrsg.), Global Political Economy, Oxford/New York 2007, S. 346–372; *Bernard Wasserstein*, Barbarism and Civilization. A History of Europe in our Time, Oxford 2007, S. 554–793; *Christoph Boyer*, Vom Keynesianismus und Staatssozialismus zum …? Sozialökonomische Umbrüche in Europa im späten 20. Jahrhundert, in: Zeitgeschichte 34, 2007, H. 3, S. 135–143, sowie die Studien von Peter Hübner, Gabriele Metzler, Norbert Ortmayr und Harald Stöger in diesem Themenheft; *Anselm Doering-Manteuffel*, Nach dem Boom. Brüche und Kontinuitäten der Industriemoderne seit 1970, in: VfZ 55, 2007, S. 559–581; *ders./Lutz Raphael*, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2008.

vor allem diese Konsequenz für die nationalen Ökonomien ist im Blick auf die Sozialpolitik von Bedeutung.

Das Ende von Bretton Woods koinzidierte, zum Zweiten, in etwa mit der ersten Ölpreiskrise von 1973/4. Zwei Folgen dieser Krise waren von besonderer Bedeutung. Zum einen passten sich die westlichen Volkswirtschaften an die Vervierfachung der Ölpreise binnen Kurzem ohne *austerity* an, d. h. durch einen inflationären Schub. Abgesehen hiervon erzeugte der Abfluss von Kaufkraft in die Ölförderländer in den westlichen Volkswirtschaften eine Nachfragelücke, mit der Konsequenz steigender, durch die Nachfragelücke induzierter Arbeitslosigkeit. Inflation und Arbeitslosigkeit waren die Signatur der siebziger Jahre; sie waren durch das Stagflations-Dilemma unheilvoll miteinander verbunden: Um die Nachfragelücke zu füllen und vor dem Hintergrund hoher Erwartungen der Wählerschaft an die staatliche Beschäftigungspolitik nahm die Politik zum *deficit spending* Zuflucht. Dieses Antidot gegen die Arbeitsmarktprobleme trieb nun allerdings Inflation und Staatsverschuldung in die Höhe. Der Einsatz monetaristischer Instrumente zur Inflationsbekämpfung hingegen leistete dem weiteren Anstieg der Arbeitslosigkeit Vorschub.

Die zweite Ölpreiskrise Ende der siebziger Jahre brachte keine simple Wiederholung der Muster von 1973 mit sich. Die Signatur der achtziger Jahre wurde vor allem von der Anhebung des internationalen Zinsniveaus markiert – unter billigender Inkaufnahme der Rezession, d. h. sinkender Einkommen, weiter steigender Arbeitslosigkeit und niedrigen Wachstums. Ausgangspunkt dieser Entwicklung waren die USA, wo aus (innen-)politischen Gründen die Belange der Inflationsbekämpfung über diejenigen der Beschäftigungspolitik obsiegten. Die Federal Reserve reagierte auf den Inflationsdruck monetaristisch; die hohen Zinsen breiteten sich, bei bereits durchlässiger gewordenen Grenzen zwischen den nationalen Kapitalmärkten, rasch aus, denn die Regierungen waren gezwungen, nachzuziehen, um Kapitalabwanderung zu vermeiden. Das höhere Zinsniveau bewirkte steigende Zinslasten für die bereits bestehende Staatsschuld, es trieb die Gewinnerwartungen der Unternehmen in die Höhe, die nun nur dann mehr Arbeitsplätze schufen, wenn diese Erwartungen bedient wurden und Investitionen rentabler waren als hochzinsige Regierungsanleihen. Den Wirkmöglichkeiten von *deficit spending*, d. h. einer Sicherung von Beschäftigung durch Induzierung öffentlicher Nachfrage, waren damit noch engere Grenzen gesetzt; mit der Steigerung öffentlicher Investitionen allein ließ sich die wachsende Arbeitslosigkeit nicht mehr effizient bekämpfen. Wo ungeachtet dessen die antizyklische Investitionstätigkeit fortgesetzt wurde, wuchsen, zumindest bis »Maastricht«, die Staatsschulden und mit ihnen die Zinslasten der öffentlichen Haushalte in enorme Höhen. Vor diesem wirtschaftspolitischen Hintergrund waren die achtziger Jahre durch eine Redistribution der Einkommen von »Arbeit« zu »Kapital« und, ab etwa Mitte der achtziger Jahre, durch eine wenn auch von Land zu Land unterschiedliche Zunahme der Einkommensungleichheit gekennzeichnet.

Drei ebenfalls seit den frühen siebziger Jahren wirkende exogene Krisenursachen blieben wirksam, als sich im Lauf der achtziger Jahre die makroökonomischen Rahmenbedingungen wieder besserten und die Zinsen sowie die Ölpreise sanken. In erster Linie diese längerfristigen Determinanten setzen seitdem den Wohlfahrtsstaat unter Anpassungsdruck: zum einen, die Abflachung der exorbitanten und säkular vermutlich einzigartigen Wachstumsraten im Kontext der Nachkriegsrekonstruktion, angestoßen durch den Ersatz- und Nachholbedarf der früheren Nachkriegszeit. Prosperität ließ sich angesichts der Sättigungstendenzen auf dem Konsumgütermarkt und der – jedenfalls vorerst – schwindenden Innovationskraft der europäischen Volkswirtschaften sowie ihrem Nachhinken hinter den USA und Japan nicht mehr auf Dauer durch Nachfragestimulierung allein revitalisieren. Gemeint ist, zum Zweiten, die Umstellung vom extensiven Wachstumsmuster auf intensives Wachstum im Zeichen der – durch die Erfindung des Mikrochips ausge-

lösten – dritten industriellen Revolution. Waren die siebziger Jahre noch von nachlassender Innovationsdynamik und einem Strukturkonservatismus geprägt, der die ›alten Industrien‹ und ihre *blue-collar*-Belegschaften willig mit Subventionen bediente, so schlugen sich längerfristig in allen OECD-Ländern die technologisch bewirkten Produktivitätszuwächse, die steigende Kapitalintensität der Produktion und die sich verschärfende internationale Konkurrenz im signifikanten, teilweise dramatischen Absinken der industriellen Beschäftigung und in *jobless growth* nieder. Weil Tertiarisierung, d. h. der Ausbau sowohl der produktions- als auch der konsumentenorientierten Dienstleistungen, diese Entwicklung insgesamt gesehen nur partiell kompensieren konnte[26], baute sich der Sockel der Massenarbeitslosigkeit auf; eine – für die Betroffenen – wenig attraktive Alternative war die Umschichtung überflüssig gewordener *low skills* in den Niedriglohnsektor.

Zum Schwinden der ›klassischen‹ Lohnarbeit in den ›alten‹ europäischen Industrieländern trug – ebenfalls bereits seit den siebziger Jahren – der Wandel der Strukturen internationaler Arbeitsteilung bei: Mit der Deregulierung der nationalen Kapitalmärkte und dem Abbau der Kontrollen grenzüberschreitender Kapitalbewegungen, mit der zunehmenden Liberalisierung der Finanzdienstleistungen, kurz: mit der Globalisierung der Finanzmärkte, dann auch der europäischen Währungsunion, überhaupt mit den raumübergreifenden regionalen Integrationsprozessen – nicht nur in Europa, sondern etwa auch in Gestalt des Nordamerikanischen Freihandelsabkommens (NAFTA) oder des Gemeinsamem Markts Südamerikas (Mercosur) – orientierte sich das mobil gewordene Kapital nicht mehr an den nationalen Zinssätzen. Mit der sukzessiven Schleifung der Barrieren im internationalen Handel und der Beseitigung der nichttarifären Handelshemmnisse durch das Allgemeine Zoll- und Handelsabkommen (GATT) und die Welthandelsorganisation (WTO) dürfte hinsichtlich des Grads der Globalisierung in den frühen neunziger Jahren der Status quo ante 1914 wieder erreicht worden sein. Nationalstaaten und nationale Ökonomien verloren vor diesem Hintergrund beträchtlich an keynesianischer Steuerungskompetenz: Die »dosierte Regulierung« der Wirtschaft über die Festsetzung von Wechselkursen, Zöllen oder nichttarifären Handelshemmnissen wurde zusehends schwieriger. Wo *deficit spending* die Inlandsnachfrage belebte, dort stimulierte sie nicht mehr unbedingt die Inlandsproduktion, weil die Kaufkraft in Importe und damit ins Ausland abfließen konnte.

Diese Entwicklungen, zusammengenommen mit den technischen Verbesserungen und den Verbilligungen in Transport (Container) und Kommunikation (Internet) waren die Ursache dafür, dass das Volumen der grenzüberschreitenden Kapitalbewegungen, der Kreditgeschäfte und der Auslandsinvestitionen ebenso wie das des internationalen Handels signifikant anstiegen. Dieser Wachstumstrend war bezeichnenderweise auch in den sonst von Stagnation, ja Rezession geprägten siebziger Jahren ungebrochen. Mit der Ausweitung der Märkte expandierten die multinationalen Unternehmen. Diese beiden Entwicklungen bedingten einander zumindest teilweise; beide hingen wiederum mit dem technischen Fortschritt zusammen: Die höchsten Skaleneffekte resultierten dort, wo neue Technologien von möglichst großen Unternehmen umgesetzt und die Produkte auf möglichst umfangreichen Märkten abgesetzt wurden. Die Auslandsinvestitionen dieser oft ins Gigantische gewachsenen Unternehmen, etwa mit dem Ziel des Neuaufbaus von Tochterunternehmen in den neu sich industrialisierenden Ländern, zielten auf die Reduzierung der Transport- und die Senkung der Material- und Rohstoffkosten, auch auf die Umgehung noch bestehender Marktzugangsbeschränkungen. Weil so nicht zuletzt die Lohn-

26 Beschäftigungserfolge waren am ehesten beim Ausbau der konsumentenorientierten Dienstleistungen zu verzeichnen, soweit diese lokal produziert und konsumiert wurden, d. h. keinem Globalisierungsdruck unterworfen waren; in dieser Hinsicht besteht etwa zwischen dem Gebäudereinigungsgewerbe und der Call Center-Branche ein gewichtiger Unterschied.

kostendifferenzen zwischen den Volkswirtschaften genutzt werden konnten, leisteten sie der Verlagerung von Produktionsstätten und Arbeitsplätzen aus den alten Industrieländern an kostengünstigere Standorte Vorschub.

Standortstabile Unternehmen in den alten Industrieländern hingegen wirtschafteten nun unter erleichterten lohn- und sozialpolitischen Konditionen. Hat das *race to the bottom* der Sozialstandards aufs Ganze gesehen bis heute auch nicht im von manchen befürchteten – oder auch erhofften – Ausmaß stattgefunden, so hat doch der geschilderte Wandel der Strukturen internationaler Arbeitsteilung den globalen Produktions- und Absatz-, den Steuer- und Sozialwettbewerb in erster Linie mit den Ländern Osteuropas, Süd- und Ostasiens nicht unwesentlich verschärft. Folgen der Abwanderung traditioneller Industriebranchen und ihrer Arbeitsplätze waren die tendenzielle Entmachtung und die zunehmende Erpressbarkeit nationalstaatlicher Sozial- und Steuerpolitik in den alten Industrieländern.

Die Reorganisation der Lohnarbeit unter dem Druck des globalen Standortwettbewerbs mündete in der ›Ersten Welt‹ in ein Dilemma: Die Deregulierung der Arbeitsmärkte öffnete die Lohn- und in der Konsequenz auch die Sozialstruktur nach unten. Folge war die Entstehung eines – womöglich in den Auswirkungen durch Kombilöhne oder negative Einkommenssteuern abgefederten – Niedriglohnsektors. Infolge der Privatisierungen der neunziger Jahre war auch der öffentliche Sektor immer weniger imstande, als Beschäftigungspuffer zu fungieren. Folgen der »Flexibilisierung« waren die Erosion des industriellen Normalarbeitsverhältnisses, die Zunahme des neuen Prekariats – im Unterschied zum vorindustriellen – und irregulärer Erwerbsbiografien. Stärker vermachtete Arbeitsmärkte hingegen, auf denen die Rechte der industriellen Kernarbeiterschaft wirkungsvoll geschützt waren, auf denen letztlich zwar auch nur die produktivsten Arbeitskräfte »überlebten«, die anderen jedoch *nicht* in einen Niedriglohnsektor überführt werden konnten, leisteten der Massen- und Langzeitarbeitslosigkeit Vorschub, mit der Konsequenz wachsender Bedeutung einer vom vormaligen sozialökonomischen Status der Leistungsempfängers abgelösten steuerfinanzierten Basissicherung, deren Ausreichung in der Regel dichten administrativen Kontrollen unterlag. Folge sowohl der Langzeitarbeitslosigkeit wie auch der Ausbildung eines Niedriglohnsektors war die Verfestigung alter und die Formierung neuer, polizeilich-bürokratisch kontrollierter und moralisch-sozialpädagogisch traktierter Unterschichten. Im Ergebnis hat sich die Kohäsion der sozialstaatlich pazifizierten, vergleichsweise konfliktarmen Bürgergesellschaften der früheren Nachkriegszeit gelockert; die neue sozialökonomische Ungleichheit exkludiert tendenziell »unnütze« Bevölkerungsteile, mit gravierenden Risiken für die Legitimationsgrundlagen der Demokratie.[27]

Als Hauptdeterminante des signifikanten Anstiegs der Arbeitslosigkeit seit den siebziger Jahren kommt also, um dies noch einmal zusammenfassend zu benennen, die dritte industrielle Revolution in Kombination mit der Globalisierung in den Blick. Binnenpolitisch und binnenwirtschaftlich haben sich, aufs Ganze gesehen, die liberalisierenden, der Globalisierung Vorschub leistenden Tendenzen gegen die – weiterhin vorhandenen und agilen – protektionistischen Interessenformationen durchgesetzt. Auf die mögliche Relevanz »institutioneller Verkrustungen« und von einem angeblich übermäßig generösen Sozialstaat gesetzten adversen Anreize (»soziale Hängematte«) für die Erklärung steigender Arbeitslosigkeit kann an dieser Stelle lediglich pauschal verwiesen werden. Gegen das Argument, die Füllhörner des Wohlfahrtsstaates hätten Willen und Motivation zur Arbeit entscheidend geschwächt, ließe sich einwenden, dass die europäischen Sozialsysteme bereits vor 1973, also in Zeiten relativ niedriger Arbeitslosigkeit, im Allgemeinen über recht solide Absicherungen gegen diese verfügten. Das »Verfettungsargument« erklärt deshalb vermutlich nur einen kleineren Teil des Anstiegs der Arbeitslosigkeit.

---

27 Vgl. *Eichengreen*, European Economy, S. 272 und 274, Anm. 31.

Der Strukturwandel der Globalökonomie wirkte sich nicht nur auf die Vollbeschäftigung alten Schlages aus. Von zwei Seiten gerieten nun die finanziellen Fundamente der Versicherungssysteme zusätzlich unter Druck: zum einen durch die Schmälerung der Beitrags- und der Steuerbasis im Zeichen der steigenden Arbeitslosigkeit, zum anderen durch erhöhte Inanspruchnahme auf der Leistungsseite (Lohnersatz- und Fürsorgeleistungen). Wäre der Reichtum der *affluent society* zur Kompensation dieser Belastungen prinzipiell vermutlich auch in der Lage gewesen, so ließen und lassen die politischen Kräfteverhältnisse eine Verbreiterung der Steuerbasis oder egalisierende Umverteilung in der Regel nicht zu; eher wird das Problem mittels Verschiebung von Lasten in die Zukunft, d. h. durch steigende Staatsverschuldung ›gelöst‹.

Zum exogenen, durch den Wandel der ökonomischen Rahmenbedingungen verursachten Teil der Sozialstaatskrise kamen endogene, von der Logik des Wohlfahrtssystems selbst produzierte Entwicklungen.[28] Bei diesen handelte es sich, zum einen, um die Verschiebung der demografischen Proportionen: Gemeint ist hiermit der wachsende Anteil nicht mehr erwerbstätiger älterer sowie der sinkende Anteil jüngerer, erwerbstätiger Personen. Steigende Inanspruchnahme von Leistungen wird des Weiteren durch Defamilialisierung – abnehmende familiale Wohlfahrtsproduktion – bewirkt. Dieser Faktor ist zwar nicht gänzlich endogen im eben definierten Sinn, denn die sinkenden Geburtenraten sind schließlich auch auf den säkularen Wertewandel, speziell auf den Wandel der Geschlechterrollen zurückzuführen. Allerdings ist er *auch* endogen in dem Sinn, dass – jedenfalls in manchen Ländern – die Sozialpolitik adverse Anreize setzt, indem sie die »Rentenlasten« sozialisiert, die »Kinderlasten« hingegen privatisiert.

»Endogene Determinanten« meint, zum Zweiten, die in der Auf- und Ausbauphase des Sozialstaats gestiegenen Erwartungen der Wähler an die »staatliche Produktion« von Wohlstand und sozialer Sicherheit. Gemeint ist, zum Dritten, der mit wachsendem Umfang und abnehmender Übersichtlichkeit der Sozialsysteme zunehmende Hang zu *moral hazard* und *free riding*, zum Vierten die Verfestigung und politische Absicherung der partikularen sozialpolitischen Interessen schlagkräftiger Klientelverbände, zum Fünften die Aneignung von Ressourcen durch nicht ausreichend dem Wettbewerb ausgesetzte Leistungsanbieter wie den medizintechnisch-pharmazeutischen Komplex. Ressourcen zehrend wirken, zum Sechsten und Letzten, offensichtlich auch die materiellen Eigeninteressen wuchernder Sozialbürokratien.

2. Transformationen östlicher Sozialpolitik

Auch die staatssozialistischen Ökonomien gerieten, mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung, durch den Ölpreisschock unter Kostendruck. Auch der Osten sah sich durch die elektronische Revolution herausgefordert. Allerdings wurde im Staatssozialismus der Übergang zur nachfordistischen elektronischen Dienstleistungsgesellschaft in stärkerem Maße als im Westen gebremst; ursächlich waren hier in erster Linie die der zentraladministrativen Planwirtschaft inhärenten Innovationsblockaden. Eine weitere, ebenfalls institutionelle Barriere war die Vollbeschäftigungsgarantie als legitimatorischer Pfeiler des Staatssozialismus.

Das sicherlich nicht notwendige, aber eben doch faktisch zu konstatierende Scheitern der Staatssozialismen sowjetischen Typs[29] – ebenso wie der Bankrott seiner Wirtschafts-,

---

28 Stellvertretend für eine reiche Literatur: *Kaufmann*, Herausforderungen, S. 65 ff.; *ders.*, Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen, Frankfurt am Main 2005.

29 *Béla Tomka*, Wohlfahrtsstaatliche Entwicklung in Ostmitteleuropa und das europäische Sozialmodell, 1945–1990, in: *Kaelble/Schmid*, Europäisches Sozialmodell, S. 107–139; *Christoph Boyer*, Einleitung, in: *ders.* (Hrsg.), Sozialistische Wirtschaftsreformen. Tschechoslowakei und DDR im Vergleich, Frankfurt am Main 2006, S. IX–XLI, sowie die Aufsätze des Bandes; *ders.*,

Sozial- und Konsumpolitik, der ein essenzieller Teil dieses Scheiterns war – kann nicht befriedigend erklärt werden, wenn man den Staatssozialismus als Fehlkonstruktion von Anbeginn mit einer unausweichlichen, mehr oder weniger geradlinigen Verfallsgeschichte interpretiert. Unbestreitbar ist vielmehr der *relative* und *zeitweise* Erfolg der zentralen Planwirtschaft, zumindest als eine extensive Industrialisierungsstrategie. Dies gilt jedenfalls im Hinblick auf die agrarischen und die semi-industrialisierten Länder Ostmitteleuropas; es gilt auch im Hinblick auf die nicht unbeträchtliche Lebensdauer des Staatssozialismus, allen seinen offensichtlichen und letztlich unheilbaren, weil systemischen Defiziten zum Trotz. Die von Anbeginn evidenten Schwächen zentraladministrativer Wirtschafts- und Gesellschaftssteuerung wurden erst in der neuen, globalen, historisch kontingenten Bedingungskonstellation ab Anfang der siebziger Jahre »letal«. Gemeint ist hiermit zweierlei:

Aufgrund der inhärenten Modernisierungsbarrieren und der unzureichenden Erfolge bei der Bewältigung der Anforderungen der dritten industriellen Revolution vertiefte sich in den siebziger und achtziger Jahren, ungeachtet aller – nach wie vor systemimmanenter – »ökonomischer Intensivierung«, die Modernisierungslücke zum Westen. Mehrheitlich suchten die staatssozialistischen Länder nun die Lösung dieser Probleme in der Kooperation mit dem Westen. Importe technologisch avancierter Maschinen und des zugehörigen Know-how waren im planwirtschaftlichen Rahmen jedoch nicht wirklich erfolgreich; die Vergrößerung des Abstands zum Westen konnte damit ebenso wenig aufgehalten werden wie die Verschlechterung der *Terms of Trade* der staatssozialistischen Länder auf dem Weltmarkt.

Hinzu kam, zweitens, dass um die Wende zu den siebziger Jahren die kommunistischen Parteien Ostmitteleuropas in ihrer Mehrzahl ambitionierte sozial- und konsumpolitische »Hauptaufgaben« formulierten.[30] Die neue Linie als defensiv-hektische Reaktion auf die polnischen Unruhen vom Dezember 1970 zu interpretieren griffe zu kurz. Der Wechsel war von grundsätzlicherer Natur: Nach dem Ende der Reformära der sechziger Jahre wurde, anstelle von Dogma, Doktrin und den Restbeständen sozialistischer Utopie, der patriarchalische Konsumismus als *ultima ratio* zum stabilisierenden Herzstück des Staatssozialismus. Ausgeweitet wurde die Subventionierung der Verbraucherpreise im Bereich des Grundbedarfs. Das Prinzip war nicht neu; allerdings erreichten die vom sozialistischen Staat für eine erschwingliche Versorgung »der Massen« aufgewendeten Summen in den siebziger und achtziger Jahren gigantische, vorab ungekannte Dimensionen. Der Subventionseffekt wirkte zielgruppenunspezifisch, also ohne Rücksicht auf den realen Bedarf; das Gießkannenprinzip leistete der unökonomischen Verwendung »wertloser« Güter bis hin zur eklatanten Verschwendung[31] Vorschub. Jenseits der Grundversorgung – die nun im Wesentlichen gesichert war – zielte die spätsozialistische Konsumpolitik vorrangig auf die Bereitstellung technisch avancierter Konsumgüter (Autos, Fernsehen, Haushaltselektronik) im Massenmaßstab.

Einleitung, in: *ders.*, Zur Physiognomie sozialistischer Wirtschaftsreformen, S. I–XXXIV, sowie die Beiträge des Bandes; *Ivan T. Bérend*, Economic History, S. 172 ff.; *ders.*, Central and Eastern Europe 1944–1993. Detour from the Periphery to the Periphery, Cambridge 1996, S. 222 ff.; *Kornai*, Sozialistisches System, S. 429 ff.

30 Vgl. *Peter Hübner/Jürgen Danyel*, Soziale Argumente im politischen Machtkampf. Prag, Warschau, Berlin 1968–1971, in: ZfG 50, 2002, S. 804–832; *Hübner/Hübner*, Sozialismus als soziale Frage.

31 Einige Beispiele aus der DDR: Brot wurde als Kleintierfutter verwendet; eine andere Fehlleitung war der Kauf von – aus familienpolitischen Gründen subventionierter – Kinderkleidung durch kleinwüchsige Erwachsene. Charakteristisch für den gesamten ehemaligen Ostblock waren die unsinnig überheizten Wohnungen und öffentlichen Gebäude und die dort häufig vorzufindenden Heizkörper ohne Regulierungsknopf.

In jedem Fall aber führte der Paradigmenwechsel seit den frühen siebziger Jahren in einen Zielkonflikt zwischen der Investitionen erheischenden Modernisierung der Ökonomie und den konsum- und sozialpolitischen Anforderungen; die Überspannung der Leistungskraft durch die doppelten Anforderungen von Investitionen und Verbrauch war *strukturell* wahrscheinlich. Prinzipiell existierten in dieser Lage unterschiedliche Möglichkeiten: Erste Option war die Zulassung oder Duldung, ja stillschweigende Förderung agrarischer oder kleingewerblicher Strukturen, auch von kleinen Dienstleistungsbetrieben: eine zusätzliche Ressourcen mobilisierende »zweite Wirtschaft« nach dem Muster der frühsowjetischen Neuen Ökonomischen Politik (NEP), die mit den Grundlagen des Systems eigentlich nicht kompatibel war. Möglich erschien des Weiteren die Installierung inoffizieller Netzwerke in den Grauzonen zwischen den sozialistischen Betrieben. Konnte hierdurch den Knappheitsproblemen der »ersten Wirtschaft« auch in einem gewissen Umfang abgeholfen werden, so unterminierte doch auch diese Option auf lange Sicht die Ordnungsgrundlagen des Sozialismus. Die dritte und schließlich *in extenso* genutzte Möglichkeit war der Import von Ressourcen – Technologie und/oder Konsumgütern – auf Kreditbasis. Bei gegebener begrenzter Leistungskraft der Planwirtschaften und limitierten Chancen einer Refinanzierung der Kredite durch Exporte ins Nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet (NSW) führte diese Strategie in Polen, der DDR und Ungarn (aus hier nicht zu erörternden Gründen nicht in der ČSSR) längerfristig in die steil ansteigende Devisenverschuldung, mit der Folge bedrohlich zunehmender ökonomischer, schließlich auch politischer Abhängigkeit vom Westen. Die langfristig angelegte, aber erst in den siebziger und achtziger Jahren offen zutage tretende ökonomisch-sozialpolitische Leistungsunterlegenheit des Staatssozialismus gegenüber »dem Westen« in Kombination mit den neuen weltwirtschaftlichen Herausforderungen mündete so in die Paralyse des Staatssozialismus durch den »Systemgegner« und die internationalen Finanzmärkte, letztlich in den Systembankrott von 1989. Die finale sozialökonomische Krise des Staatssozialismus, die in der politisch-kulturellen Sphäre in wachsender Delegitimierung und im Verlust von Zukunftsfähigkeit und Zukunftsglauben überhaupt ihren Ausdruck fand, kann als Ausdruck einer misslungenen Einpassung der zentraladministrativen Planwirtschaften in die seit den siebziger Jahren sich intensivierende Globalisierung interpretiert werden. Die Suche nach Antworten auf die Herausforderungen der Globalisierung wurde, nach dem letztendlichen Scheitern, seit 1989 auf dem westlichen Pfad fortgesetzt.

Dahingestellt bleibe, ob die spätsozialistische Konsumstrategie eine Falle war, der die Führungen nur zum Preis systembedrohlicher sozialer Turbulenzen hätten entrinnen können. Evident ist, dass auch Massenkonsum und Sozialpolitik die fortschreitende Delegitimierung nicht zum Halt brachten. Auf strategisch wichtige Zielgruppen wie etwa Parteifunktionäre, Sicherheitsapparate oder Stahlarbeiter fokussierte Ausreichungen waren in einem gewissen Sinn effizient – aber auch geeignet, die Kluft zwischen »*them*« und »*us*« zu vertiefen. Eine solche selektive *buy-and-tie*-Strategie leistete unübersehbar der »unmoralischen Gesellschaft« und damit weiterem Legitimitätsverfall Vorschub. Aber auch die Verteilung nach dem Gießkannenprinzip war nicht zielführend. Die materiellen Leistungen des Sozialismus verblassten in jedem Fall neben dem westlichen Wohlstandsmodell, das von der Bevölkerung, auf der Grundlage des steigenden Einflusses der Westmedien, mehr und mehr als quasi natürliche Referenzgröße herangezogen wurde.

3. Zwischenhalt und vergleichender Rundblick

Die an der Oberfläche deutlich unterschiedlichen Problemszenarios in Ost und West sind durch subkutane Analogien, durch Korrespondenzen und funktionale Äquivalente verknüpft.[32]

32 Peter Hübner hat mit dem Begriff der »Doppelkrise« von industrieller Ökonomie und Sozialstaat als einer der ersten den Blick auf die subkutanen Gemeinsamkeiten von Ost und West ge-

Weil sich nicht alle, aber doch wesentliche Elemente der Krise industriegesellschaftlicher Sozialpolitik auf beiden Seiten der Systemgrenze finden, stehen *tertia comparationis* für einen systemüberwölbenden Vergleich zur Verfügung:

Osten wie Westen sahen sich, erstens, in der Tiefenstruktur mit ähnlichen sozialökonomischen Problemkonstellationen konfrontiert. Gemeinsam waren, mit anderen Worten, die Herausforderungen durch die dritte industrielle Revolution und den Übergang zum Postfordismus unter den Rahmenbedingungen der Globalisierung; systembedingt unterschiedlich war die Antwort: Die staatssozialistischen Strategien »ökonomischer Intensivierung« verblieben durchweg im Rahmen planwirtschaftlicher Strukturen und Denkhorizonte. Das Prinzip der »Vollbeschäftigung« war, weil unabdingbare Legitimationsgrundlage, tabu; die eigentlich erforderliche Umlenkung nicht unerheblicher Ressourcen vom Konsum zu den Investitionen unterblieb aus Furcht vor sozialen Turbulenzen. Sozialpolitischer Strukturkonservatismus im Dienst der Parteimacht forderte den Preis der Stagnation im Innern und existenzbedrohender Verschuldung nach außen. Antwort des Westens auf die Herausforderung der dritten industriellen Revolution war und ist der – raschere und weiterreichende – technisch-ökonomische Wandel. Systembedingt sind die Freiheitsgrade für Anpassungsprozesse höher. Für diese wird allerdings der – funktional äquivalente – Preis der Massenarbeitslosigkeit gezahlt.

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen West und Ost war die wachsende strukturelle Spannung zwischen der Leistungsfähigkeit der Sozialsysteme – und »ihrer« Ökonomien – einerseits, den hohen, kaum oder nur mühsam zu reduzierenden Ansprüchen an diese andererseits. Vor der Folie der Erwartungen und Ansprüche der Bürger in Ost wie West forderte die Räson des Überlebens den politischen Eliten die permanente Produktion von Legitimität und Loyalität durch materielle Leistungen ab, erforderlichenfalls auf Kredit, d. h. durch die Verschiebung der (Schulden-)Lasten auf die Nachgeborenen, durchwegs außerdem auf der Grundlage eines industriellen Wachstumskurses, dessen Kosten in Form von Raubbau an der Natur externalisiert wurden und werden. Vor diesem Hintergrund ist die dem »objektiven« Problemdruck widerstreitende *relative* Stabilität *beider* Ausformungen von Sozial- und Konsumstaatlichkeit auch nur auf den ersten Blick erstaunlich. Die Erklärung für die – ungeachtet aller Ausgabenstagnation und signifikanter Teil-Rückbauten[33] – beträchtliche Persistenz der Grundfesten des Sozialstaats[34] im Westen dürfte in der Vielzahl und engen Verflechtung rechtlich abgesicherter, lobbyistisch und mit dem Wahlzettel verteidigter *vested interests* zu suchen sein. Angriffe auf soziale Besitzstände sind für die politischen Eliten mit hohen Risiken und Kosten verbunden. Dies gilt *mutatis mutandis* für den Staatssozialismus[35] – der im gegebenen politisch-ökonomischen Rahmen

---

lenkt. Vgl. etwa den von Peter Hübner verantworteten vierten Abschnitt in: *André Steiner*, Bundesrepublik und DDR in der Doppelkrise europäischer Industriegesellschaften. Zum sozialökonomischen Wandel in den 1970er-Jahren, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe 2006, H. 3, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Steiner-3-2006> [22.4.2009]; vgl. etwa auch den anregenden, allerdings faktisch auf das Beispiel Ungarn fokussierten systemtranszendierenden Sozialpolitikvergleich in: *Tomka*, Welfare in East and West.

33 *Hans-Günter Hockerts* (Hrsg.), Bundesrepublik Deutschland 1966–1974. Eine Zeit vielfältigen Aufbruchs (Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945, Bd. 5), Baden-Baden 2006 zeigt exemplarisch für die ›alte Bundesrepublik‹, wie bzw. bis zu welchem Ausmaß dies realisiert werden konnte.

34 »Beträchtliche Persistenz« meint hier etwa den Sachverhalt, dass in der DDR und der Tschechoslowakei die weitreichende Konsumpolitik des »Realsozialismus« bzw. der »Normalisierung« das System immerhin 20 Jahre lang stabilisiert hat.

35 »Vested interests« gibt es durchaus auch in staatssozialistischen Gesellschaften. So agiert etwa in der späten DDR der FDGB als sozialpolitische quasi-*pressure group* in para-korporatistischen Konstellationen.

allerdings nur bis 1989 zur Bewältigung der »konsumpolitischen Herausforderung« imstande war. Im Blick auf die Konsumpolitik standen die kommunistischen Staatsparteien aufgrund der von ihnen angeeigneten umfassenden Kontroll- und Regulierungsansprüche und ihrer weitreichenden Gewährleistungsversprechen unter dem – paradox pointiert – sehr viel harscheren Diktat der Herrschaftsunterworfenen als die westlichen politischen Eliten.

Im Westen wie im Osten waren und sind, zum Dritten, die genannten Konfliktfelder vor dem Hintergrund schwindender Manövrierfähigkeit nationalstaatlicher Politik aufgespannt: Wurden die späten Staatssozialismen durch den ökonomisch überlegenen Systemgegner und die internationalen Finanzmärkte penetriert, paralysiert und tendenziell entmachtet, so werden die Steuerungskompetenzen westlicher Regierungen durch die internationalen Finanzinstitutionen und durch die transnationalen Unternehmen ausgehebelt. In beiden Fällen wirken Determinanten aus dem System*umfeld*, die dem Zugriff der nationalen Steuerungszentralen weitgehend entzogen sind.

Aufs Ganze und von einer höheren Warte der Abstraktion aus gesehen gilt, dass sozialistische und kapitalistische Industriegesellschaften ähnliche und vergleichbare Herausforderungen bearbeitetet haben bzw. immer noch bearbeiten. Dies gilt generell und im Besonderen, d. h. im Hinblick auf die Sozialpolitik. Die Krise seit den frühen siebziger Jahren war und ist eine Krise nicht nur »des Kapitalismus« bzw. des »Sozialismus«, sondern ein Umbruch in den rapide sich globalisierenden Industriegesellschaften als solchen. Lediglich die Antworten waren, systembedingt, fast zwei Jahrzehnte lang teilweise unterschiedlich. 1989 wechselte, wenn die Rede von der ›Wende‹ etwas technischer formuliert werden darf, der Osten auf den westlichen Krisenbearbeitungspfad. Das westliche Modell hat sich kurz- und mittelfristig als widerstandsfähiger und als der effizientere und flexiblere Problemlöser erwiesen. An der Antwort auf die Frage, ob dies auch langfristig gilt, wird derzeit gearbeitet.

4. Strategien der Krisenbearbeitung. Länderentwicklungspfade und die europäische Ebene

Die idealtypische Skizze von Durchschnittsverläufen ignoriert, dass jenseits zahlreicher, systemisch bedingter Gemeinsamkeiten, in beiden »europäischen Häusern« differente nationale Traditionen, politische Kulturen und politisch-sozialökonomische Akteurs- und Kräftekonstellationen je eigenprofilierte Modalitäten der Krisenbearbeitung hervorgebracht haben. Die Krise ist, mit anderen Worten, ein Genotypus, der sich in einer Mehrzahl von Phänotypen – vorzugsweise auf Länderentwicklungspfaden – entfaltet hat. Die Konturen und Identitäten der Nationalgesellschaften haben sich, dies ist die Prämisse, zwar abgeschliffen, jedoch keineswegs bis zur Unkenntlichkeit.

a) Im Blick auf die enorme Bandbreite westlicher Wohlfahrtsstaatlichkeit hat die Forschung elaborierte Typologien ausgearbeitet, zu denen auf der staatssozialistischen Seite vorerst kein ähnlich ausgefeiltes Pendant existiert. So ist etwa der Entwicklungsgang der ›alten‹ Bundesrepublik eine Variation dieses Themas – eine unter mehreren. Die »Thatcher-Revolution« in Großbritannien, um ein anderes Beispiel zu nennen, kontrastiert mit den vorerst weniger weitreichenden, jedoch sozialverträglicheren Versuchen einer Neubestimmung des Verhältnisses von Ökonomie und Sozialstaat in Italien und Österreich, Frankreich oder Deutschland. Weil solche Differenzierungen an dieser Stelle nicht im Einzelnen nachzuvollziehen sind, mögen – mit Blick auf das weite Feld der Krisenbearbeitung – einige allgemeine Bemerkungen genügen:

Die Krisenperzeptionen im Westen beruhten und beruhen nicht auf simplen Reiz-Reaktionsschemata. Vielmehr waren die Beziehungen zwischen dem Problemdruck einerseits, den Antworten auf die Herausforderungen andererseits komplex »konstruiert«[36] und

36 Die inflationäre, aber schiefe Metapher aus der Welt der Ingenieure wird hier lediglich *faute de mieux* gebraucht. Die Rede von der »sozialen Konstruktion« verkennt, dass in den meisten

vermittelt. Generell gilt, dass sich in allen europäischen Ländern westlich des Eisernen Vorhangs die (sozial-)politische Landschaft in den siebziger Jahren unter den Vorzeichen von Stagflation und Arbeitslosigkeit gewandelt hat; allerdings gerade nicht – oder noch nicht – im Sinn des »Neoliberalismus«: Die Gewerkschaften bekämpften und die Regierungen vermieden eine Sparpolitik. Bereits zwischen 1968 und 1973 hatte sich das Ende der *trente glorieuses* durch erhöhte Streikintensität angedeutet: so etwa im Mai 1968 in Frankreich. Charakteristisch war, vor diesem Hintergrund, bis zu den späten siebziger Jahren der eher vorsichtige Umgang mit den Gewerkschaften, der Besitzstandswahrung durch Lohnindexierung ermöglichte; das wohl bekannteste Beispiel ist die italienische *scala mobile.*

Eine für den mehr oder weniger großen Erfolg der Inflationsbekämpfung zentrale Größe war in den 1970er Jahren die institutionelle Ausformung des *collective bargaining*. Neokorporatistische, im Interesse des Gemeinwohls auf eine Moderierung der Lohnforderungen verpflichtete Verhandlungssysteme mit relativ wenigen, auf Konsens »geeichten« Mitspielern hatten hier, so die Faustregel, einen Vorteil gegenüber schwach koordinierten Arrangements mit einer höheren Zahl konkurrierender, unter Profilierungs- und Erfolgszwang stehender und deshalb tendenziell aggressiverer gewerkschaftlicher Akteure. Die bundesdeutsche Mitbestimmung oder auch die österreichische Sozialpartnerschaft, in deren Rahmen die Gewerkschaften keine sonderlich ambitionierten Umverteilungsziele, sondern vor allem das Ziel der Vollbeschäftigung verfolgten, waren unter diesem Blickwinkel den stärker fragmentierten Verhandlungssystemen etwa Italiens und Großbritanniens überlegen. In Italien verhinderte bis zur Transformation des politischen Systems Anfang der neunziger Jahre der tief eingefressene Klientelismus einen Stopp der Lohn-Preis-Spirale, mit der Folge astronomischer öffentlicher Defizite.

Eine weitere, für den Erfolg der Inflationsbekämpfung bedeutende Determinante war die Geldpolitik der Zentralbank. In der Bundesrepublik Deutschland etwa wirkte die Bundesbank, vor allem nach den hohen Lohnabschlüssen des Jahres 1974, mit ihrer restriktiven Geldpolitik der Inflation entgegen, allerdings mit der Folge eines starken Anstiegs der Arbeitslosigkeit und einer tiefen Rezession um die Mitte des Jahrzehnts. Eine effizientere Politikkoordinierung in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre und die Zurückhaltung der Gewerkschaften ermöglichten die Zügelung der Inflation. Ansonsten waren die siebziger Jahre, im Zeichen der noch schwach konturierten Wahrnehmung der neuen Probleme, eher durch die Ausweitung des öffentlichen Dienstes, den Anstieg der Subventionen, Außenhandelsprotektionismus und kostenintensive Sozialprogramme charakterisiert, die nicht über Steuererhöhungen, sondern durch das Wachstum der Staatsbudgets finanziert wurden. Damit fuhr die Politik, jedenfalls vorerst, ziemlich bequem, weil die Zinsen unterhalb der Inflationsrate lagen; das Staatsschuldenmachen war zwischen 1973 und 1981 praktisch ein *free lunch*.

Mit dem Voranschreiten der Globalisierung und den Geländegewinnen der auf Liberalisierung und Entgrenzung der Märkte bedachten sozialökonomischen Interessenformationen gewann dann allerdings der Glaube an die wohltätigen Auswirkungen eines Rückzugs der Regierungen aus Wirtschaft und Gesellschaft als beste Antikrisenpolitik Terrain. Der Begriff des Paradigmenwechsels sollte in diesem Kontext trotzdem mit Reserve gehandhabt werden: Zwar erlangten neue Konzepte und Rezepte, zum Beispiel der in der Wolle gefärbt neoliberale Washington Consensus, in den neunziger Jahren sinistre Bedeutung. War die Produktion des neuen Zeitgeists auch massiv interessengeleitet, so fand sie doch nicht am grünen Tisch und sozusagen als Weltverschwörung statt. Im Spiel war hier auch ein beträchtliches Maß an *Ad-hoc*-Pragmatismus: Die monetaristische Wende der amerikanischen Zinspolitik 1979 etwa dürfte als eine aus der Tagespolitik geborene,

---

herangezogenen Fällen keine rational geplanten und in Szene gesetzten »Konstruktions«leistungen vorliegen, sondern »Emergenzen«.

hemdsärmelige antiinflatorische Maßnahme anzusehen sein, der erst später das Mäntelchen einer Weichenstellung zum Monetarismus umgehängt worden ist. Solche und andere – zunächst kontingente – Einzelmaßnahmen »gerannen« längerfristig dann doch zu einem neuen Stil der Wirtschafts- und damit auch der Sozialpolitik. Dieser Entwicklung entsprach eine Wende in der akademischen Wirtschaftstheorie, mit unübersehbaren Implikationen auch für die wissenschaftliche Sozialpolitik.[37] Auf der Ebene der politökonomischen Diskurse und des feuilletonistisch verfassten Zeitgeists reflektierte sich die Wende im Schwinden des Vertrauens in die Wirkmacht staatlicher Wirtschafts- und Gesellschaftssteuerung. Indizien hierfür sind die Debatte um das »Staatsversagen«, überhaupt die Defensivstellung des Keynesianismus und die sich anbahnende intellektuelle Hegemonie des Neoliberalismus, der den Wohlfahrtsstaat nicht länger als Korollar, sondern als Konkurrenten der Ökonomie begreift. In diesem neuen Licht ist der Sozialstaat, frei nach Karl Kraus, das Problem, für dessen Lösung er sich gehalten hatte. Zum Hintergrund gehörte das Versiegen des Fortschritts- und Zukunftsglaubens überhaupt. Ein radikal neoliberal inspirierter, kompletter Rückzug des Staates aus Wirtschaft und Gesellschaft hat allerdings nicht einmal im Großbritannien der »Thatcher-Revolution« und danach stattgefunden, denn politisch-administrative Eingriffe in das Marktgeschehen sind auch dort zu verzeichnen.

Lässt sich mithin, im Blick auf den gesamten Zeitraum ab den siebziger Jahren, festhalten, dass die institutionellen Mechanismen westlicher Gesellschaften recht flexibel auf die wirtschafts- und auch sozialpolitischen Krisenlagen reagierten, so waren, als Pendant hierzu, auch die normativ-legitimatorischen Grundlagen »des Westens« weniger tief einzementiert als die des Staatssozialismus, der auf Arbeitsplatzsicherheit als *raison d'être* und als Alleinstellungsmerkmal gegenüber »dem Kapitalismus« nicht verzichten konnte. Im Westen wurden und werden staatliche Sicherungsleistungen tendenziell durch einen *public-private mix* unter Einbeziehung betrieblicher und privater Vorsorgeleistungen substituiert. In der Regel waren solche Umbauten verbunden mit komplexen Anstrengungen zur Ökonomisierung, Effektivierung und zumindest partiellen Privatisierung der großen Systeme sozialer Sicherung (Renten-, Kranken-, Arbeitslosenversicherung). In eins ging dies mit der tendenziellen Absenkung der Leistungen, insbesondere einer Beschneidung der Besitzstände vorrangig schwächerer Gruppen der Gesellschaft – dabei kamen Taktiken der schleichenden Enteignung, der Stilisierung von »Sündenböcken« (»Europa«, »Maastricht«) oder der mediengesteuerten Manipulation und inszenierte Konsensbildung zur Anwendung. Im Hintergrund hat sich, synchron zur Vermarktlichung der Wirtschaft, das Zielsystem des westlichen Sozialstaats von »Gleichheit« zu »Chancengleichheit« durch Förderung der »Beschäftigungsfähigkeit« mittels Arbeitsbeschaffung und Hebung des Ausbildungsniveaus gewandelt. Sozial- und Verteilungspolitik sind gegenüber der Beschäftigungspolitik des »aktivierenden Staates« ins Hintertreffen geraten. Im tieferen Hintergrund haben der säkulare Wertewandel und die damit verbundene Reformulierung der Leitbilder von Sozialstaatlichkeit eine Umverteilung der Krisenlasten nach unten begünstigt: Die schwindende Bedeutung von Gleichheit, Subsidiarität und Solidarität manifestiert sich im mehr oder weniger entschiedenen mentalen und faktischen Auszug der Mittelschichten aus dem Sozialstaats-Konsens. In diesen Zusammenhang gehören auch der zunehmende Stellenwert von Flexibilisierung und Individualisierung, die wachsende

37 Der Einwand, die entscheidenden Konzepte Milton Friedmans und Friedrich August von Hayeks seien bereits deutlich früher entstanden (vgl. für den Einwand *Martin Werding*, Gab es eine neoliberale Wende? Wirtschaft und Wirtschaftspolitik in der Bundesrepublik Deutschland ab Mitte der 1970er Jahre, in: VfZ 56, 2008, S. 303–321, insb. S. 309–311), ist sachlich richtig, aber unerheblich. Relevant ist, wann diese Konzepte praktisch wurden. Ein aufschlussreicher Indikator hierfür dürfte in der Verleihung des Nobelpreises für Wirtschaft an Hayek im Jahr 1974 zu sehen sein.

Akzeptanz vordem atypischer Beschäftigungsformen und die Umstilisierung von Prekarität zur »Selbstverwirklichung« im Kontext postmoderner Patchwork-Biografien. Der im Rahmen des Wertewandels seit den sechziger Jahren, insbesondere in der Folge von »1968« erblühende kritisch-emanzipatorische Individualismus hat, allem Anschein nach, seine Potenziale seit Langem erschöpft. »Individualismus« trägt eher zur Dispersion von koordiniert-kollektivem Widerstand gegen den Sozialstaatsabbau und damit zu dessen besserer Verdaulichkeit bei. Hierzu »passt« die Erosion der meisten das »klassische Arrangement« tragenden Parteiorganisationen und -milieus im Spektrum zwischen Kommunisten/Sozialdemokraten und Christdemokraten/Konservativen; durch zivilgesellschaftlich-selbstorganisierte Netzwerkstrukturen oder charismatisch-populistische Parteiführer sind sie auf Dauer kaum zu ersetzen. Auch dort, wo der institutionelle Unterbau des westlichen Makromodells fortbesteht, treten die konsensuell-korporatistischen Modi der Austarierung von Arbeit und Kapital zurück zugunsten stärker konfliktorientierter Formen der Auseinandersetzung bis hin zu politisch flankierten Versuchen der kompletten Schleifung von Gewerkschaftsmacht.

b) Da, wie erwähnt, im Blick auf die Bandbreite staatssozialistischer Sozialpolitik nicht die elaborierten westlichen Typologien zur Verfügung stehen, geht die folgende Analyse von der groben Fallunterscheidung zwischen den »ultrastabilen« spätsozialistischen Regimen in der DDR und der ČSSR und den »erodierenden« in Polen und Ungarn aus. Das mit diesen Begriffen bezeichnete – unterschiedliche – Ausmaß der Wandlungsfähigkeit ist mit Blick auch auf die Krisenbearbeitung die entscheidende Variable.

Der »Realsozialismus« der Honecker-Ära in der DDR ebenso wie in der ČSSR Gustav Husáks »Normalisierungsregime«[38] bearbeiteten, nach der Rücknahme der Ulbrichtschen Reformen und der Liquidierung des Prager Frühlings, die Krise durch Wiederbefestigung von Parteiherrschaft und Planwirtschaft.[39] Die Restauration der Systemgrundlagen wurde mit »weicher« Stabilisierung, also Legitimationsbeschaffung mittels der oben beschriebenen enorm ausgeweiteten Sozial- und Konsumpolitik kombiniert. Die Versorgung der Bevölkerung stand nun als obrigkeitlicher Akt unmittelbar im Dienst der restaurierten und nach soliden Stützen suchenden politischen Macht. Charakteristisch wurde die Präponderanz der von den real existierenden Verteilungsspielräumen abgekoppelten Garantie sozialer Sicherheit und stabiler Versorgung. Eine solche, wieder stärker nivellierende Sozial- und Konsumpolitik »passte« ungeachtet ihrer relativ bescheidenen Leistungsfähigkeit auf die Erwartungen einer eher im Ausnahme- als im Regelfall klassenbewussten Arbeiterschaft, die angesichts immerhin leidlicher Lebensbedingungen, laxer Arbeitsdisziplin und umfassender Staatsfürsorge den Flexibilisierungs- und Liberalisierungsanmutungen der Reformzeit mit Skepsis begegnet war.

Der ostdeutsche »Realsozialismus« und die tschechoslowakische »Normalisierung« mündeten so letztlich in das oben umrissene Dilemma von Ökonomie und Sozialpolitik. Erschien hier trotzdem die Macht der Partei an der Oberfläche konsolidiert und, bis zur finalen Implosion buchstäblich innerhalb weniger Wochen, intakt, so folgten Polen und Ungarn einem in mancher Hinsicht unterschiedlichen und insgesamt flexibleren Muster. Hier waren zunächst ähnliche konsumpolitische Tendenzen zu verzeichnen gewesen; der Kádárismus hatte, in Antwort auf »1956«, bereits in den sechziger Jahren den sprichwörtlichen »Gulaschkommunismus« in das Arsenal seiner Herrschaftstechniken eingebaut; in Polen sicherte der 1970 ins Amt gelangte Erste Sekretär der Polnischen Vereinigten Ar-

38 Der Begriff »Normalisierung« war ein von der offiziellen Propaganda erzeugter Euphemismus, der, nach der »Entartung« und dem »Chaos« der »Konterrevolution« von 1968, die Rückkehr zur »Normalität« im Geist von »Vernunft« und »Realismus« markierte.

39 Vgl. zu den unterschiedlichen Pfadverläufen *Boyer*, Einleitung, in: Sozialistische Wirtschaftsreformen, S. IX–XLI, sowie die Beiträge des Bandes; *ders*., Einleitung, in: *ders*., Zur Physiognomie sozialistischer Wirtschaftsreformen, S. I–XXXIV, sowie die Beiträge des Bandes.

beiterpartei (PVAP), Edward Gierek, seine Macht durch die Ausweitung materieller Leistungen für die Bevölkerung. Charakteristisch wurden in beiden Ländern dann aber der graduelle und partielle Rückzug des Parteiregimes aus Wirtschaft und Gesellschaft, die behutsame Öffnung nach Westen und die Duldung erster zivilgesellschaftlicher und privatwirtschaftlicher Elemente im öffentlichen Raum. Im Kontrast zum abrupten Zusammenbruch in Ostdeutschland und in der Tschechoslowakei mündete die Erosion in Polen und Ungarn in die Systemtransformation.

Mit dem partiellen Rückzug des Parteistaats in den siebziger und achtziger Jahren bahnte sich auch eine Neudefinition der sozialpolitischen Hauptproblemlage an. Während die DDR noch mit massiven Subventionen die Lebensmittelpreise zumindest des Grundsortiments gegen den Kostendruck der internationalen Märkte und gegen die steigenden Agrar-Erzeugerpreise abzuschirmen suchte, rückten Polen und Ungarn vom Axiom stabiler Verbraucherpreise ab. Die polnischen Wirtschaftsreformen von 1981 und 1987 verlagerten die Gewichte hin zur Steuerung durch den Markt. Sie rückten Planwirtschaft, demokratischen Zentralismus und »proportionale Entwicklung« als wichtigste Prinzipien der Wirtschaftspolitik und damit die Vollbeschäftigungsgarantie sowie die Stabilität von Realeinkommen und Versorgung als Zentralprinzipien sozialistischer Sozialpolitik in den Hintergrund. Ins Auge gefasst wurden nun der Abbau von Subventionen für Lebensmittel und Mieten, höhere Selbstbeteiligungen der Bevölkerung im Gesundheitswesen und die Selbstfinanzierung kultureller Einrichtungen. Die Betriebe befanden nun zunehmend eigenverantwortlich über die Verwendung ihres Gewinns, damit auch über Löhne, Prämien und soziale Maßnahmen, der Staat begann, sich aus der Entscheidung über die Proportionen von Investitionen und Konsum zurückzuziehen.

In Ungarn wurden im Zuge der zunehmenden Öffnung zum Weltmarkt die Exporte ins Nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet (NSW) zu Lasten des Binnenkonsums ausgeweitet; die Verbraucherpreise wurden liberalisiert, die Subventionen reduziert und die Löhne enger an Leistung gekoppelt. Die Vollbeschäftigungsgarantie war abgeschafft, die Steuern wurden erhöht. Steigende Arbeitslosigkeit, sinkende Realeinkommen und zunehmende soziale Differenzierung veränderten die Aufgabenstellung der Sozialpolitik bereits vor der ›Wende‹ grundlegend. Während die DDR noch 1989 unverdrossen ein Bekenntnis zur zentralen Lenkung der Investitionen durch den Staat als Grundvoraussetzung für die Realisierung großer Sozialprogramme ablegte, war auf dem ungarischen Weg die Eigenfinanzierung von Investitionen in Kombination mit der Mobilisierung von Auslandskapital vorgesehen. Erste Sorge der ungarischen Gewerkschaften waren nun die Sicherung von Beschäftigung und Lebensstandard – dies in Verhältnissen, in denen die Preise nicht mehr stabil und Arbeit zur Ware geworden war.

Näherten Ungarn und Polen sich damit bereits zusehends der Systemgrenze, so wurde diese im gesamten Ostblock doch erst 1989 endgültig überschritten. Damit änderten sich auch die Rahmenbedingungen von Sozialpolitik grundlegend.[40] Die Gründung des Verfassungsstaates und der politischen Demokratie fanden unter der mehr oder weniger direkter Anleitung der Europäischen Union statt. Die Anziehungskraft des westlichen Makromodells war zweifelsohne der maßgebliche Impuls; die beinahe sprichwörtlich gewordene Ankunft des Ostens in Europa und die bald folgende politisch-ökonomische Integra-

40 Die DDR bzw. das wiedervereinigte Deutschland sind in der folgenden Darstellung ausgeklammert; aus offensichtlichen Gründen waren die ›neuen Bundesländer‹ ein spezieller Fall. Vgl. dazu *Gerhard A. Ritter*, Eine Vereinigungskrise? Die Grundzüge der deutschen Sozialpolitik in der Wiedervereinigung, in: AfS 47, 2007, S. 163–198; *ders*., Der Preis der deutschen Einheit. Die Wiedervereinigung und die Krise des Sozialstaates, München 2006.

tion in die europäische Gemeinschaft fußte allerdings auch auf der Grundlage der in historischen Zeiträumen gewachsenen gemeineuropäischen Wertebasis.[41]

Die Konversion der politischen Systeme – die, aufs Ganze gesehen, ungeachtet mancher Regression auf alte, unappetitliche, nationalchauvinistische Traditionen, ungeachtet auch korruptiver Degenerationserscheinungen, als leidlich erfolgreich bezeichnet werden kann – war wechselseitig verbunden mit der Transformation der zentraladministrativen Plan- in Marktwirtschaften. Die hier erblühenden *varieties of capitalism* folgten, aufs Ganze gesehen, in ihrer spezifischen Mischung von Freiheit und Regulierung, eher dem europäischen als dem amerikanischen Muster.[42] Nach dem anfänglichen Schock und einem drastischen Absinken der Produktion wurden die postsozialistischen Ökonomien restabilisiert, das Wachstum setzte wieder ein, der Außenhandel orientierte sich nach Europa um. Im Großen und Ganzen hat die Transformation die systemischen Defizite der sozialistischen Staatswirtschaften eliminiert: Dies gilt insbesondere hinsichtlich der Innovations- und Wachstumsblockaden, die vor 1989 die Anpassung des Ostens an die dritte industrielle Revolution, seine Integration in den globalen Markt und die Befriedigung der Konsumbedürfnisse der Bevölkerung behindert hatten. Insofern markiert »1989«, jedenfalls auf den ersten Blick, einen klaren Bruch auf dem östlichen Pfad.

Auf den zweiten Blick nimmt sich die Entwicklung anders aus: Jenseits der evidenten, in vielen Hinsichten unbestreitbaren *success story* der Liquidation des Staatssozialismus gewannen nun die notorischen sozialökonomischen Asymmetrien zwischen dem Westen und dem Osten Europas wieder Kontur. Der Staatssozialismus, so ist oben argumentiert worden, war auch eine Entwicklungsstrategie mit dem Ziel einer Einebnung des historischen europäischen West-Ost-Gefälles gewesen. Tatsächlich hatte er die (semi-)agrarischen Länder der Region in die industrielle Moderne katapultiert – allerdings in eine sozusagen verkrüppelte und, gemessen am Westen, relative Moderne hinsichtlich der Produktivität, der technologischen Innovationskraft und der materiellen Leistungsfähigkeit der Ökonomie – von der kulturellen Moderne der Zivilgesellschaft ganz zu schweigen.

Nach dem Ende des Sozialismus wurde, und zwar nicht nur in Gestalt der Industriewüsten, die relative Leistungsunterlegenheit dieses östlichen Modells evident. Nun traten die bis 1989 kaschierten Gefälle und die hieraus resultierenden Abhängigkeitsbeziehungen zwischen westlichem Zentrum und östlicher Peripherie wieder offen zutage; als deren mittelbares Indiz bereits vor 1989 können die sukzessive Verschlechterung der *Terms of Trade* der Staatshandelsländer und deren immens wachsende Devisenverschuldung im Westen gewertet werden. Beispiele für nach 1989 installierte transnationale Abhängigkeiten sind etwa die von deutschen und österreichischen Banken in der Region geknüpften, heute das Geldwesen der Transformationsländer dominierenden Banken-Netzwerke. Vor allem aber wurden nun die ost- und ostmitteleuropäischen Ökonomien zur verlängerten Werkbank transnationaler Unternehmen. Sie offerierten einen umfangreichen Pool vergleichsweise billiger, trotzdem gut ausgebildeter und disziplinierter Arbeitskraft unmittelbar »vor der Haustür«. Dieser Umstand ermöglichte beträchtliche Kostensenkungen in global organisierten Produktionsprozessen. Ab den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts bildete sich so im Osten Europas eine periphere Zone wirtschaftsfreundlicher Regierungen heraus, in der die Gewerkschaften schwach waren, die Löhn niedriger als im Westen, die Investitionen hingegen höher – zugegebenermaßen aber auch die Wachstumsraten.

---

41 Dies gilt zumindest für die ostmitteleuropäischen Länder des lateinischen Kulturkreises; nicht ganz anders, aber doch sehr viel komplizierter nimmt sich die Angelegenheit im Blick auf den orthodoxen Kulturkreis aus.

42 Vgl. *Dorothee Bohle/Béla Greskovits*, Neoliberalismus, eingebetteter Neoliberalismus und Neo-Korporatismus. Sozialistische Hinterlassenschaften, transnationale Integration und die Diversität osteuropäischer Kapitalismen, in: *Dieter Segert* (Hrsg.), Postsozialismus. Hinterlassenschaften des Staatssozialismus und neue Kapitalismen in Europa, Wien 2007, S. 185–205.

Ist der ost-, ostmittel- und südosteuropäische Pfad in jüngster Zeit auf den ersten Blick auch durch einen markanten Bruch charakterisiert, so treten auf den zweiten Blick doch die über 1989 hinüberreichenden Kontinuitäten hervor. Der Pfad führt aus der Peripherie zurück in die Peripherie[43], wenn auch in der neuesten Zeit unter dem Mantel und im Rahmen »Europas«.[44]

In diesem Referenzrahmen sind die Strukturen und die Entwicklungen, die Chancen und Defizite postsozialistischer Sozialpolitik zu verorten. Der Befund mutet zwiespältig an: Manche alten Probleme sind in den neuen Kontexten in den Hintergrund getreten; so hat die Liquidierung des staatssozialistischen Produktionsparadigmas einige der Defizite sozialistischer Sozialpolitik wie etwa die markante Ungleichbehandlung der in Erwerbsarbeit Stehenden und derjenigen außerhalb des Produktionsprozesses tendenziell zum Verschwinden gebracht. Die Einfügung sozialer Rechte in die neuen Verfassungen, überhaupt die Verankerung des Prinzips der Rechtsstaatlichkeit hat den patriarchalischen und diktatorischen Charakter sozialistischer Sozialpolitik zumindest im Prinzip eliminiert. Auch ist der frühere hohe Grad der Zentralisierung durch eine neue Mehrzahl zivilgesellschaftlicher Akteure abgemildert. Die postsozialistischen Unternehmen sind im Zuge ihrer Reökonomisierung, also der Entflechtung von Wohlfahrtsausgaben und betriebswirtschaftlichen Belangen, von den sozialpolitischen Obligationen ihrer sozialistischen Vorgänger-Kombinate und der hieraus resultierenden Kostenlast entbunden worden. Auf dem Terrain der Konsumpolitik sind die breitflächigen, enorme Summen verschlingenden Preisstützungen und mit diesen eine wichtige Quelle ökonomischer Ineffizienz verschwunden. Auf der anderen Seite hat der Systemwechsel neue Probleme generiert, die neue Lösungen erfordern: die Etablierung von Marktwirtschaft und Marktgesellschaft, die Entflechtung oder Liquidierung der sozialistischen Kombinate, das Schwinden des sozialistischen Egalitarismus und der Aufstieg eines neuen kapitalistischen, womöglich auch postmodernen Individualismus hatten insgesamt[45] beträchtlich ansteigende Arbeitslosigkeit, eine tief eingefressene ökonomische und soziale Ungleichheit und einen deutlichen Anstieg der Armut zur Folge.[46] Die Herausforderungen des Marktes verlangen also nach einer neuen Sozialpolitik, insbesondere einer aktiven Arbeitsmarktpolitik und der Einrichtung eines sozialen Netzes als Vorkehrung gegen Arbeitslosigkeit.

Diese grobe Skizze der Hauptentwicklungstendenzen und der hiermit verbundenen alten und neuen sozialpolitischen Herausforderungen ignoriert natürlich eine lange Reihe unabdingbarer Unterscheidungen, in erster Linie die zwischen den Länderentwicklungspfaden.[47] Generell gilt, dass die sozialen Probleme der postsozialistischen Gesellschaften

---

43 Vgl. *Bérend*, Central and Eastern Europe.

44 So das Argument in Perry Anderson's furiosem, noch ziemlich neuem, aber bereits klassischem Essay »Depicting Europe«, in: London Review of Books, 20.9.2007.

45 Auf der einen Seite gingen durch den ökonomischen Strukturwandel Arbeitsplätze verloren, andere wurden wiederum neu geschaffen, z. B. im Bereich der – oben erwähnten – verlängerten Werkbank.

46 Aus der inzwischen recht umfangreichen Literatur zur neuen Armut vgl. exemplarisch: *Umur Korkut*, Die Konsolidierung des Kapitalismus und die neue Armut in Ungarn, in: *Aron Buzogány/Rolf Frankenberger* (Hrsg.), Osteuropa. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Festschrift für Gerd Meyer, Baden-Baden 2007, S. 199–211.

47 Es existiert bereits eine umfangreiche Literatur über diese Pfade. Hauptunterschied ist anscheinend auch hier wieder der zwischen Polen und Ungarn auf der einen Seite und der Tschechoslowakei/Tschechischen Republik auf der anderen. Im letztgenannten Fall gelang es, aus hier nicht zu erörternden Ursachen, soziale und wirtschaftliche Turbulenzen zu einem sehr viel weitergehenden Maße als in Ungarn und Polen zu vermeiden. Vgl. in strikter Auswahl: *Mitchell A. Orenstein*, Transitional Social Policy in the Czech Republic and Poland, in: Czech Sociologický časopis/Sociological Review 3, 1995, S. 179–196; *ders.*, Out of the Red. Building Capitalism and Democracy in Postcommunist Europe, Ann Arbor 2002; *Alfio Cerami*, Central Europe in Transition.

im europäischen Osten sozusagen in unterschiedlichen Schichten angeordnet sind. In der Realität sind diese unauflöslich verbunden, begrifflich lassen sie sich separieren. In den Blick geraten hiermit, erstens, die Transaktionskosten der Transformation, mithin die notwendigen und wohl unvermeidlichen Friktionen des Institutionenwandels in Kombination mit den Kinderkrankheiten des Postsozialismus. Diese Probleme werden, zweitens, verstärkt durch den neuen – und alten – Peripheriestatus der Region: die historisch tief eingewurzelte, auch im und durch den Sozialismus letztlich nicht überwundene relative Rückständigkeit.

Eine dritte und überaus wichtige Problemschicht rührt von dem Umstand her[48], dass die ehemals staatssozialistischen Länder zu einem Zeitpunkt auf den »westlichen Pfad« hinüberwechselten und die Grundsteine für ihre Demokratien und Marktwirtschaften legten, zu dem das westliche Makromodell unter dem Einfluss der Globalisierung bereits deutlichen ökonomischen und sozialen Turbulenzen ausgesetzt war. In die Konfrontation mit den auch für sie neuen Herausforderungen waren die westlichen Wirtschaften und Gesellschaften allerdings auf der Grundlage einer vergleichsweise langen Phase des Wachstums, der Stabilisierung und Konsolidierung eingetreten. Die ersten Nachkriegsjahrzehnte des Westens erscheinen aus dieser Perspektive noch einmal als ein gesegnetes Interim: halkyonische Tage des Wohlstands in einer näher und näher zusammenrückenden Staatengemeinschaft – auf einer Insel im Windschatten der Supermächte, wohlabgeschirmt von den armen Verwandten im Osten. Während dieses Goldenen Zeitalters waren die Länder des Westens auch in der Lage gewesen, leistungsfähige, innovative, international in wesentlichen Teilen konkurrenzfähige, permanent flexibel angepasste Produktionskapazitäten aufzubauen. Die auf dieser ökonomischen Grundlage aufruhenden sozialen Sicherungssysteme waren seit den siebziger Jahren zwar in mancherlei Hinsicht zurechtgestutzt worden; prinzipiell hatten und haben sie jedoch nicht ihre Fähigkeit verloren, die Bevölkerung gegen die basalen Lebensrisiken zu schützen. Jenseits der staatlichen Sozialpolitik ermöglichte es zudem der während der »fetten Jahre« akkumulierte gesellschaftliche Reichtum, sowohl der älteren als auch der »Erbengeneration« (noch), dem Sturmwind der Globalisierung vergleichsweise gefasst entgegenzutreten.

Der europäische Osten hingegen wurde nach dem Ende des Staatssozialismus binnen kürzester Frist der vollen Wucht der Globalisierung ausgesetzt. Nun ist auch im Postsozialismus der Sozialstaat, allen Probleme der Wirtschaft, den massiven Budgetkrisen und der fortgesetzten Außenverschuldung zum Trotz, nirgendwo gänzlich eliminiert worden; auch hat es keine (radikal-)liberale Transformation, etwa nach US-amerikanischem Muster gegeben. Die Sozialpolitik der Transformationsländer[49] ist, aufs Ganze gesehen, auf den – nunmehr gemeineuropäischen – Pfad eingeschwenkt. Der Regelfall ist auch in den neuen Demokratien, ungeachtet bramarbasierender liberaler Rhetoriken (»Marktwirtschaft ohne Adjektive«), die behutsam-inkrementalistische Reform in Kombination mit der moderaten Reduzierung sozialer Leistungen, wie sie angesichts der Abhängigkeit auch der postsozialistischen Eliten vom Wohlwollen der Bevölkerung plausibel und erwartbar war. Ungeachtet dessen gilt, dass die sozialen Folgen der Transformation unter den Vorzeichen der Globalisierung allem Anschein nach sehr viel herber sind als sie ohne diese gewesen

---

Emerging Models of Welfare and Social Assistance, MPRA Paper No. 8377, URL: <http://mpra.ub.uni-muenchen.de/8377> [4.9.2009]; *Pieter Vanhuysse*, Czech Exceptionalism? A Comparative Political Economy Interpretation of Post Communist Policy Pathways, 1989–2004, in: Sociologický časopis/Czech Sociological Review 42, 2006, S. 1115–1136; *Inglot*, Welfare States.

48 Hier folge ich Ehrkes sehr plausiblem Argument: vgl. *Michael Ehrke*, Das neue Europa. Ökonomie, Politik und Gesellschaft des postkommunistischen Kapitalismus, in: Europäische Politik 9, 2004, S. 1–12.

49 *Tomka*, Wohlfahrtsstaatliche Entwicklung, S. 126 ff.; *Korkut*, Die Konsolidierung des Kapitalismus und die neue Armut in Ungarn, S. 199–211.

wären. Die materielle Substanz des Westens – die private wie die öffentliche – steht ebenso wenig zur Verfügung wie ein über längere Zeiträume hinweg konsolidiertes und durch gewachsenes demokratisches Bewusstsein abgesichertes Gefüge politischer Institutionen; zur Abfederung sozialer Notlagen fehlt nicht zuletzt die entwickelte Zivilgesellschaft.

Wurde die Transformationsgesellschaft in dieser Hinsicht also in einen »geschichtslosen Raum« (Michael Ehrke) hineingebaut, so ist andererseits doch in Rechnung zu stellen, dass angesichts der offensichtlichen Erschöpfung der Entwicklungspotenziale des Staatssozialismus in den achtziger Jahren und dessen – auch durch weitere Runden immanenter Reformen nicht heilbarer – Agonie die Entwicklung wohl schlechterdings alternativlos war. Die sozialökonomische Dauerkrise des Ostens vor dem Hintergrund der Globalisierung als Fatum zu interpretieren erscheint zudem, nach einer Zeitspanne von knapp 20 Jahren seit der ›Wende‹, zumindest als voreilig. Spätestens an dieser Stelle endet allerdings endgültig die Aufgabe des Historikers, der Geschäftsbereich des Wahrsagers beginnt.

c) Die Bearbeitung der europäischen Wirtschafts- und Sozialstaatskrise verschränkt nationalstaatliche Lösungsansätze mit supranationalen. Supranationale Strukturen emergieren aus nationalen Krisenpolitiken und wirken auf diese zurück; die Mechanismen europäischer Integration sind mithin *auch* ein institutionelles Arrangement zur Bewältigung der Krisen der Nationalgesellschaften. Im staatssozialistischen Ostmitteleuropa war die Integration durch den RGW[50] als einem eher dürftig vernetzten Konglomerat nationalstaatlicher Zentralplanwirtschaften schwach, die Wohlfahrtsgewinne aus suprastaatlicher Integration waren begrenzt. Die ostmitteleuropäischen Staatssozialismen waren, wie oben ausgeführt, bis 1989 im Wesentlichen Nationalstaaten mit wirtschaftsnationalistisch getönten Wirtschaftspolitiken. Vor diesem Hintergrund blieb auch staatssozialistische Sozialpolitik-Kooperation, ungeachtet weitreichender, systemisch bedingter Ähnlichkeit der Problemlagen, rudimentär. Sie verharrte, ungeachtet leidlich verstetigter Kooperation der Experten, letztlich auf dem Niveau des »Austauschs« und der Information über »Sachstände«.[51]

Auch die west-, später gesamteuropäische Integration hat auf den ersten Blick im Bereich der Sozialpolitik eher unscheinbare Auswirkungen.[52] Notorische Triebfeder der europäischen Integration war die Marktintegration qua Deregulierung; die diese Öffnung der nationalen Arbeitsmärkte flankierende Politik der Gleichbehandlung von Arbeitsmigranten war bislang vorrangig von genuin ökonomischen Motiven geleitet. Es mangelt nach wie vor in starkem Maße an der demokratische Legitimation, an den finanziellen Ressourcen und den legislatorischen Kompetenzen für eine transnationale Sozialpolitik, die diesen Namen verdient. Impulse im keynesianischen Geist der späten sechziger und frühen siebziger Jahre (Gipfel von Paris 1972 und Erstes soziales Aktionsprogramm) waren mit dem Ende der Boomjahre obsolet. Die Sozialcharta von 1989, die im Vertrag von Amsterdam (1999) begründete Sozialgemeinschaft, die Grundrechtscharta von Nizza (2000) sowie die Offene Methode der Koordinierung (Lissabon 2000) führen bislang über freiwillige Kooperationen unter Wahrung des Subsidiaritätsprinzips nicht hinaus. Auch die Supranationalisierung der Arbeitsbeziehungen sowie ihre Neuprogrammierung als

---

50 Zum RGW *Kornai*, Sozialistisches System, S. 377 ff.; *Ralf Ahrens*, Gegenseitige Wirtschaftshilfe? Die DDR im RGW. Strukturen und handelspolitische Strategien 1963–1976, Köln/Weimar etc. 2000; *Christoph Buchheim*, Die Integration der Tschechoslowakei in den RGW, in: Bohemia 42, 2001, S. 1–10.

51 Vgl. im Detail hierzu: *Christoph Boyer*, Verflechtung und Abgrenzung. Sozial- und konsumpolitische Beziehungen im RGW, in: *Dierk Hoffmann/Michael Schwarz* (Hrsg.), Sozialstaatlichkeit in der DDR. Sozialpolitische Entwicklungen im Spannungsfeld von Diktatur und Gesellschaft 1945/49–1989, München 2005, S. 151–173.

52 Zum europäischen Sozialmodell und zu einer europäischen Sozialpolitik vgl. u. a. *Hartmut Kaelble/Günter Schmid*, Einleitung, in: *dies*., Europäisches Sozialmodell, S. 11–28, sowie die Beiträge des Bandes.

»kompetitiver Korporatismus« und die »aktivierende« (rekommodifizierende) Beschäftigungspolitik folgen vorwiegend der Logik des Marktes, »Maastricht« und die europäische Währungsunion wirken als zusätzliche restriktive Rahmenbedingungen einer ausgabenintensiven Sozialpolitik. Der Kern der einschlägigen Kompetenzen liegt bis heute bei den Nationalstaaten, die Tendenzen zur Verlagerung auf die europäische Ebene und zur Herausbildung einer europäischen Sozialstaatlichkeit sind nicht sonderlich ausgeprägt.

Im zweiten Anlauf bleibt allerdings zu prüfen, ob und inwieweit nicht doch im Langzeittrend von einem Fortschreiten der europäischen Integration von der ökonomischen zur sozialen Dimension und von einer gewissen Aufwertung der »europäischen Daseinsvorsorge« gegenüber dem Markt gesprochen werden kann. Unabdingbar ist der Blick auf die europäische Ebene und deren Wechselbeziehungen mit der nationalen aus einem weiteren Grund. Schließlich formuliert die europäische Wirtschafts- und Finanzpolitik allenthalben Zielgrößen, die tendenziell in Konflikte mit nationalen Sozialpolitiken münden. Dies gilt etwa für die an »Maastricht« orientierte Fiskalpolitik einerseits, das an sozialpolitischen Zielen orientierte *deficit-spending* andererseits. Eher wirtschaftsfreundliche *policies* werden vermutlich vorrangig dort auf dem Umweg über Europa lanciert, wo die Akteure auf der nationalen Ebene sich durch korporatistische oder föderalistische Arrangements blockiert sehen oder wo für unpopuläre Maßnahmen die Abstrafung durch die nationalen Wählerschaften droht.[53] Vermutlich sind es vorzugsweise nicht mehrheitsfähige Interessenformationen wie etwa Industrieverbände, die Forderungen und Ziele lobbyistisch auf dem Weg über die Eurokratie anstatt über die demokratisch legitimierten nationalen Institutionen in die Politik einzuspeisen suchen.

V. Zusammenfassung und Ausblick

1. Nimmt der westliche Pfad bereits in der zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts seinen Ausgang von der Notwendigkeit der Zähmung und Einhegung des industriegesellschaftlichen Klassenkonflikts, so mündet die Entwicklung im Osten erst nach 1945, unter den neuen Rahmenbedingungen des industriellen Sozialismus, auf ebendiesen industriegesellschaftlichen Pfad. Waren noch in der Zwischenkriegszeit in Ostmitteleuropa die typischen Konflikte der industriellen Gesellschaft eher am Rand von Belang gewesen, waren die für die agrarische Gesellschaft typischen Konfliktlagen hingegen ins Nationale verschoben und durch den politischen Autoritarismus stillgestellt worden, so wurden nun, in der Epoche zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und den frühen siebziger Jahren, in den beiden Hälften des europäischen Doppelhauses strukturell ähnliche Problemlagen bearbeitet. Impulse und Triebkräfte von Sozialpolitik waren ursprünglich sozialpolitische Not- und Krisenlagen, die entweder als bereits real vorhandene in Angriff genommen oder aber sozusagen prophylaktisch vorweggenommen wurden. Von Belang war auch der Umfang der finanziellen Handlungsspielräume; in diesem Sinne war und ist Sozialpolitik sowohl als Kind der Not wie auch Kind des Wohlstands möglich. Die Erklärung – Sozialpolitik als Antwort auf Problem-Impulse – ist im Kern eine funktionale; sie muss in Rechnung stellen, dass die gewählten Lösungen einen Platz im Spektrum realistischer Optionen[54] benötigen, d. h. mit dem jeweiligen institutionellen Rahmenwerk der Gesellschaft und deren materiellen Fundamenten kompatibel sein müssen.

---

53 Vgl. etwa *Robert Salais*, Europe and the Deconstruction of the Category of »Unemployment«, in: AfS 47, 2007, S. 371–401.

54 »Realistische Optionen« sind diejenigen aus der Gesamtmenge denkmöglicher Optionen, die mit den »allgemeinen Geschäftsbedingungen« eines Systems kompatibel sind. So ist im Staatssozialismus »Wirtschaftsplanung« eine realistische Option. Nicht realistisch ist die Option »demokratische Wahlen« (im westlichen Sinn): sie würde mit »Einparteienherrschaft« kollidieren.

Sozialpolitik fand in beiden Systemen in einem Klima großer Staatsnähe, in Aufgeschlossenheit gegenüber dem Gedanken der Planung und der staatlichen Intervention in Wirtschaft und Gesellschaft und vor dem Hintergrund eines technokratisch-optimistischen Zeitgeistes statt. Unübersehbar ist das langfristige Wachstum der Regulierungsintensität. Materielle Basis war in beiden Fällen zunächst die Ökonomie der zweiten industriellen Revolution; deren Produktionsregime kann durchaus auch im Blick auf den Staatssozialismus als (quasi) tayloristisch-fordistisch bezeichnet werden. Der Aktionsradius war im Wesentlichen kongruent mit dem des Nationalstaats, die Grundbestrebungen waren in beiden Fällen universalisierend, egalisierend und inkludierend, beide Sozialpolitiken zielten auf Systemintegration und Loyalitätsproduktion.

Mit der dritten industriellen Revolution, der wachsenden weltweiten Konkurrenz und dem hiermit in Zusammenhang stehenden Rückzug bzw. der schleichenden Erosion nationalstaatlicher Lenkung und Intervention in die Wirtschaft veränderten sich auch die sozialpolitischen Handlungsfelder und Handlungsmöglichkeiten in West wie Ost; die Außengrenzen der demokratischen, keynesianisch-korporatistischen Wohlfahrtsstaaten Westeuropas ebenso wie die der nicht-demokratischen, zentraladministrativ geplanten Staatssozialismen Osteuropas konnten angesichts einer fortschreitenden Weltmarktintegration – auch des Ostens – immer weniger klar gezogen werden. In Folge dieser Entwicklung waren im Westen vergleichsweise flexible institutionelle und mentale Anpassungsvorgänge zu beobachten. Innerhalb der in beiden Hinsichten deutlich starreren Staatssozialismen wurde der Übergang von der klassisch-fordistischen Industriegesellschaft zur elektronisch-digitalen Dienstleistungsgesellschaft bis zur ›Wende‹ gebremst. In diesem Sinne fungierte der Eiserne Vorhang also tatsächlich als »antiimperialistischer Schutzwall« gegenüber dem dynamischen globalen Kapitalismus. Weil die Systemgrenze jedoch keine perfekte Vorkehrung bot und wirtschaftliche Modernisierung gerade im Interesse einer gesellschaftsbefriedenden Sozial- und Konsumpolitik unausweichlich war, führte die innere Paralyse des Staatssozialismus im Verein mit seiner äußeren Paralysierung durch die globalen Märkte, insbesondere durch die Kapitalmärkte, in die finale Krise und die Systemtransformation. Nach dem Ende des Sozialismus münden so alle Pfade europäischer Sozialstaatlichkeit in den des Westens. Hat sich das westliche Makromodell als Problemlöser in der langfristigen evolutionären Perspektive auch den konkurrierenden Lösungen jedweder Couleur als überlegen erwiesen, so sieht sich dieser vermeintliche Sieger der Geschichte derzeit mit einer weiteren, vermutlich fundamentalen Transition, diesmal im globalen Maßstab konfrontiert – mit bislang offenen Aussichten.

2. Inwieweit, so wurde einleitend gefragt, sind die hier untersuchten Entwicklungen »spezifisch europäisch« – und können als solche Gegenstand einer europäischen Zeitgeschichte sein? Vermeidet man eine essentialistische Definition von »Europa« und die Suche nach dessen ahistorischem Wesen, so erscheint es am ehesten sinnvoll, »Europäizität« als eine alle Diversität der Europäer überwölbende Familienähnlichkeit zu begreifen. Europäische Gemeinsamkeiten lassen sich dann in empirischen, falsifizierbaren Hypothesen formulieren. Diese ebenso nüchterne wie bislang ziemlich erfolgreiche Suchstrategie dekliniert die Frage nach »Europa« mithin nicht ausschließlich, aber doch in erster Linie *down to earth* sozialökonomisch durch[55]; Europa ist nicht nur ein »Diskurs« und »sozial konstruiert«, sondern ein handgreifliches Ensemble wirtschaftlicher und gesell-

55 Wie das etwa Hartmut Kaelble tut: vgl. *Kaelble/Schmid*, Europäisches Sozialmodell; *Kaelble*, Sozialgeschichte Europas. Ähnlich bereits *ders*., Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880–1980, München 1987; *Hartmut Kaelble/ Martin Kirsch*, Einleitung. Zur Europäisierung des Selbstverständnisses und der Gesellschaft der Europäer im 19. und 20. Jahrhundert, in: *dies*. (Hrsg.), Selbstverständnis und Gesellschaft der Europäer. Aspekte der sozialen und kulturellen Europäisierung im späten 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2008, S. 11–26.

schaftlicher Strukturen. Europäische Gesellschaften sind, allem Anschein nach, im Globalvergleich ›alte‹, sich relativ langsam wandelnde Gesellschaften mit vergleichsweise deutlich ausgeprägten sozialen Scheidelinien. Sie sind vor allem auch relativ gut »*policirt*«. Der in dieser Studie für beide Pfade konstatierte hohe Grad der Formalisierung und der gesetzlichen sowie administrativen Durchregulierung von Sozialpolitik fügt sich in diesen allgemeinen Befund; er markiert einen deutlichen Unterschied zwischen dem europäischen Sozialmodell und etwa dem der USA, das durch einen signifikant niedrigeren Grad des Ausbaus der sozialen Sicherungssysteme charakterisiert ist; die zugrunde liegende Gesellschaftsphilosophie präferiert, um dies hier so plakativ zu benennen, »Individualismus« und »Risikobereitschaft« gegenüber »Gemeinschaftsbindung« und »Sicherheitsstreben«. Ein europäisches Proprium liegt anscheinend auch in Art und Umfang der durch soziale Grundrechte verbürgten Leistungen und der von Sozialpolitik bewirkten weitreichenden Inklusion breiter Kreise der Bevölkerung; diese war, zumindest in den Nachkriegs-Nationalgesellschaften bis zum Eintritt der Krise der siebziger Jahre, im Weltmaßstab vermutlich einzigartig.

Jenseits dieser ersten, tastenden Hypothesen ist das autoritative, dann notwendigerweise global vergleichende Wort noch längst nicht gesprochen. Womöglich liegt ein weiteres europäisches Spezifikum in den intrakontinentalen Ost-West-Asymmetrien oder auch Zentrum-Peripherie-Relationen. Die Unterentwicklung des europäischen Ostens und seine Abhängigkeit vom Westen waren und sind wechselseitig verbunden; bei der Rückkehr des Ostens aus der Peripherie in die Peripherie nach 1989 sind die lange bekannten Pfadabhängigkeiten hartnäckig am Werke. Sie verschärfen die sozialen Notlagen und erhöhen den sozialpolitischen Handlungsbedarf. Ist die Zweiteilung des Kontinents ein – dann nicht zu seiner *happy history* – gehöriges, auch die europäische Sozialpolitik prägendes Fatum? Die Antwort auf diese Frage muss hier dahingestellt bleiben.

Friederike Sattler

Europäische Wirtschaftseliten?

Unternehmensstrukturen, Sozialprofile und Leitbilder im beschleunigten Wandel seit den 1970er Jahren

Die seit den 1970er Jahren markant gewachsene Zahl inter- und transnational agierender Unternehmen mit Sitz in Europa legt es nahe, davon auszugehen, dass sich inzwischen auch transnationale – europäische oder globale – Wirtschaftseliten herausgebildet haben.[1] Vor allem die Kapitalbeteiligungen und die laufenden Geschäftsaktivitäten, aber auch die personellen Zusammensetzungen der Vorstände und Aufsichtsräte der großen Aktiengesellschaften haben sich, bei letzten gemessen an der nationalen Herkunft, den während des Studiums oder im Beruf in anderen Ländern gesammelten Erfahrungen und den in multinationalen Unternehmen, Verbänden und Vereinigungen wahrgenommenen Mandaten, stark inter- bzw. transnationalisiert.[2] Selbst in Frankreich, das für seine nationale Tradition der Elitenausbildung an den staatlichen *grandes écoles* bekannt ist, sind in den letzten Jahren vermehrt Ausländer an die Spitze der großen Konzerne getreten, die diese Schulen nie besucht haben, dafür aber meist eine ebenso vielfältige wie langjährige internationale Berufspraxis vorweisen können.[3] Beim Telekommunikations-Ausrüster Alcatel-Lucent ist es beispielsweise nach dem Rückzug der Amerikanerin Pat Russo jetzt der Niederländer Ben Verwaayen, beim Einzelhandelskonzern Carrefour nach dem Rückzug des Spaniers José Duran nun der Schwede Lars Olofsson und beim Chemiekonzern Sanofi-Aventis seit Dezember 2008 ebenfalls erstmals ein Ausländer: der Deutsch-Kanadier Chris Viehbacher.

Auch mit Blick auf die unternehmerischen Rechtsformen ist in Europa ein vielleicht noch nicht sehr starker, aber doch bemerkenswerter Trend zu beobachten: Immer mehr kleine, mittlere und große Unternehmen, darunter in Deutschland beispielsweise der mittelständische Maschinenbauer Hawe Hydraulik ebenso wie der große Versicherungs- und Finanzkonzern Allianz, wählen die *Societas Europaea* (SE) als Gesellschaftsform.[4] Sie tun dies in der Regel, nach eigenen Angaben, weil sich sowohl ihre Kunden als auch ihre Lieferanten, mithin ihre Geschäfte insgesamt, weit über den nationalen Rahmen

---

1 In Anlehnung an die Definition Jan Aart Scholtes wird das Adjektiv »international« im Folgenden zur Charakterisierung sozusagen gewöhnlicher, legaler Grenzüberschreitungen benutzt (»cross-border«), das Adjektiv »transnational« dagegen zur Charakterisierung von Aktivitäten, mit denen politische Grenzen tendenziell eher unterlaufen wurden (»trans-border«). Vgl. *Jan Aart Scholte*, Global Trade and Finance, in: *John Baylis/Steve Smith* (Hrsg.), The Globalization of World Politics. An Introduction to International Relations, Oxford 2001, S. 519–539.

2 Vgl. die Bestandsaufnahmen von *Benedikt Köhler*, Strukturen, Strategien und Integrationsformen transnationaler Konzerne, in: Soziale Welt 55, 2004, S. 29–50; *Mariëlle Heijltjes/René Olie/Ursula Glunk*, Internationalization of Top Management Teams in Europe, in: European Management Journal 21, 2003, S. 89–97; *Stefan Schmid*, Wie international sind Vorstände und Aufsichtsräte? Deutsche Corporate-Governance-Gremien auf dem Prüfstand, Europäische Wirtschaftshochschule Berlin/European School of Management, ESCP-EAP Working Paper No. 26, Berlin 2007.

3 Vgl. *Christian Schubert*, »Frischer Wind aus dem Ausland: Neue Führung für Frankreichs Konzerne«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 2.12.2008.

4 Vgl. »Die Europa AG macht unerwartete Karriere«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 12.1.2009; »Das Unternehmergespräch: Karl Haeusgen, Eigentümer und Vorstandssprecher der Hawe Hydraulik SE: Ich bin Europäer aus Leidenschaft«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 14.4.2009.

hinaus ausgedehnt haben. Als Vorteile der neuen Rechtsform einer europäischen Gesellschaft betrachten es die Unternehmen, dass sie die flexible Verlegung des Firmensitzes über die Grenzen hinweg erlaubt, die Etablierung einer einheitlichen, am angelsächsischen Modell orientierten Unternehmensspitze ermöglicht (also nicht zwangsläufig die Trennung von Aufsichtsrat und Vorstand vorsieht), leichteren Zugang zu ausländischen Banken und internationalen Kapitalmärkten verschafft und außerdem auch Ansatzpunkte bietet, die gesetzlich kodifizierten Mitbestimmungsrechte der Arbeitnehmer europäisch vereinheitlichend zu beschränken.[5] Gemessen an der Anzahl der in den nationalen Handelsregistern eingetragenen europäischen Gesellschaften, die von 40 im Jahr 2006 auf immerhin 85 im Jahr 2007 stieg, liegen Deutschland und Tschechien ganz vorn, Spanien, Italien und Polen dagegen ganz hinten in diesem Trend; eine klare Differenzierung nach langjährigen und eher jungen EU-Mitgliedern gibt es dabei nicht. Vor allem in der Finanz- und Versicherungsbranche ist die neue Gesellschaftsform sehr beliebt.

Sind die Wirtschaftseliten der west- und der osteuropäischen Länder also dabei, sich immer mehr von ihren nationalen Wurzeln zu trennen und sich damit zugleich aus den sozialen Kontexten der jeweiligen Gesellschaft herauszuziehen? Ist das einer der Gründe, warum sie sich derzeit einer so heftigen öffentlichen Kritik ausgesetzt sehen? Mit dem Verweis auf den gestiegenen Druck des globalen Wettbewerbs, der bereits seit den frühen 1970er Jahren spürbar ist und sich mit dem Ende des Kommunismus weiter verschärft hat, bestätigen die betroffenen Manager und Unternehmen selbst diese Annahme, denn sie begründen und rechtfertigen genau damit ihre immer stärkere Ausrichtung auf die Aktionäre und die internationalen Kapitalmärkte. Doch wo liegen – historisch betrachtet – die Ursachen für eine solche Entwicklung, die sich in der gegenwärtigen Finanz- und Wirtschaftskrise möglicherweise gerade wie in einer tosenden Welle bricht?

Bei der Suche nach einer Antwort geht der folgende Beitrag, der sich als eine erste, aus der Vogelperspektive vorgenommene gesamteuropäische Erkundung mit Hauptfokus auf die am stärksten industrialisierten Länder (Süd- und vor allem Südosteuropa werden folglich vernachlässigt) auf der Basis der einschlägigen, bisher vorliegenden sowohl wirtschafts- und sozialhistorischen als auch soziologischen Literatur versteht, von der These aus, dass die dritte Industrielle Revolution im Kontext wachsender globaler wirtschaftlicher Verflechtungen seit den frühen 1970er Jahren einen beschleunigten, systemübergreifend festzustellenden wirtschaftlich-technischen sowie sozial-kulturellen Wandel auslöste.[6] Sowohl die korporatistisch-keynesianisch verfassten Wohlfahrtsstaaten Westeuropas als auch die planwirtschaftlich verfassten Staatssozialismen Ostmitteleuropas mussten für die mit diesem Wandel verbundenen Struktur- und Anpassungskrisen jeweils eigene, system- und auch länderspezifische Lösungen finden, vor allem im Bereich der Wirtschafts- und Sozialpolitik, was offenkundig erhebliche Auswirkungen auf die Handlungsspielräume, Anforderungsprofile, sozialen Differenzierungen und Integrationsprozesse sowie die Werthaltungen und Leitbilder der Wirtschaftseliten hatte.

Nach Maßgabe der systemübergreifenden Perspektive und eines möglichst breiten gesellschaftshistorischen Ansatzes, der neben wirtschaftlichen auch soziale und kulturelle

---

5 So die Ergebnisse von Interviews mit Managern, die in einer »Societas Europaea« tätig sind. Vgl. *Horst Eidenmüller/Andreas Engert/Lars Hornuf*, Die Societas Europaea. Empirische Bestandsaufnahme und Entwicklungslinien einer neuen Rechtsform, in: Die Aktiengesellschaft 53, 2008, S. 721–730.

6 Der Beitrag profitiert u. a. von den lebhaften Diskussionen und Ergebnissen der Konferenz »European Economic Elites«, die am 1./2. November 2007 in Potsdam stattfand. Vgl. dazu den Tagungsband: *Friederike Sattler/Christoph Boyer* (Hrsg.), European Economic Elites. Between a New Spirit of Capitalism and the Erosion of State Socialism, Berlin 2009 (im Druck). Mein besonderer Dank für die produktive Zusammenarbeit, die auch dem folgenden Beitrag zugute kommt, geht an Christoph Boyer.

Aspekte berücksichtigt, wird der Begriff »Wirtschaftseliten« im Folgenden in einer sehr allgemeinen Bedeutung zur Bezeichnung einer gesellschaftlichen Teilelite verwendet, deren Angehörige solche Führungspositionen in der Wirtschaft innehaben, die mit beträchtlichen Definitions- und Gestaltungspotenzialen ausgestattet und die außerdem – nicht zwingend, aber sehr wahrscheinlich – durch soziale Verkehrskreise unter einander vernetzt sind.[7] Eine so verstandene Wirtschaftselite lässt sich nicht trennscharf von anderen Teileliten, etwa den politisch-administrativen, den wissenschaftlichen, den medialen oder den kulturellen Eliten abgrenzen, sondern sie überschneidet und überlappt sich mit diesen. Wirtschaftseliten in diesem Sinne bezeichnen mehr oder weniger kohärente Personengruppen oder auch einzelne Personen, die als Angehörige der oberen Ränge der technisch-wissenschaftlichen Intelligenz, als leitende Angestellte, als verantwortliche Manager oder als Eigentümer in Unternehmen unterschiedlicher Rechtsformen sowie in der korporativen oder staatlichen Verwaltung einer Marktwirtschaft einerseits, in den Apparaten einer zentraladministrativen Planwirtschaft, auf und oberhalb der Betriebsebene andererseits fungierten – in beiden Fällen als Inhaber, Nutzer und Verwalter ökonomischer und damit zumindest indirekt auch politischer und sozialer Macht. In Anlehnung an die neueren Konzepte der Sozialgeschichte wird ferner eine enge Wechselbeziehung zwischen den Wirtschaftseliten und ihrem jeweiligen institutionellen Umfeld angenommen:[8] Die politischen und wirtschaftlichen Institutionen bringen mit ihrem jeweils spezifischen Angebot an Positionen bestimmte Wirtschaftseliten hervor, indem sie diese auslesen, sozialisieren und von ihnen repräsentiert werden. Zugleich verfügen die jeweiligen Positionsinhaber aber zumindest potenziell, so die explizite Annahme, auch über persönliche Ressourcen, Werthaltungen und soziale Netzwerke, mit deren Hilfe sie ihr institutionelles Umfeld wenn nicht steuern, dann doch – in unterschiedlich starkem Maße – gestalten oder beeinflussen können.[9]

Gefragt wird im Folgenden zunächst nach den langfristigen Entwicklungslinien von Unternehmensstrategien, Organisationsstrukturen und Wirtschaftseliten im Europa des Industriezeitalters, also vom späten 19. bis weit in das 20. Jahrhundert hinein, um vor diesem Hintergrund dann die Entwicklungen ab den 1970er Jahren genauer in den Blick

---

7 Für einen solchen breit angelegten gesellschaftshistorischen Ansatz, der das Verständnis von Wirtschaftseliten nicht schematisch verengt, etwa indem nur die positionale Stellung in einem institutionalisierten Netzwerk oder nur die funktionale Stellung als Vorstands- oder Aufsichtsrat von Aktiengesellschaften berücksichtigt wird, plädierte bereits Dieter Ziegler. Vgl. *ders.*, Die wirtschaftsbürgerliche Elite im 20. Jahrhundert. Eine Bilanz, in: *ders.* (Hrsg.), Großbürger und Unternehmer. Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, S. 7–29, hier: S. 12–14.

8 Vgl. *Reinhard Sieder*, Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft? In: GG 20, 1994, S. 445–468.

9 Dies im Gegensatz zu der prononcierten – und mit Blick auf die gesamtgesellschaftliche Elite der gegenwärtigen Bundesrepublik formulierten – These Karl Ulrich Mayers, der bestreitet, »dass Mitglieder des Führungspersonals oder der Prominenz auf persönliche Ressourcen, Werthaltungen und soziale Netzwerke zurückgreifen können, die sich nicht aus ihrem institutionellen Umfeld und ihrer Positionsteilhabe ableiten.« Mayer empfiehlt deshalb, zur »Realbeschreibung gegenwärtiger Gesellschaft« keine anspruchsvollen Elitenmodelle zu entwickeln, sondern vordringlich zu prüfen, ob die Steuerung der deutschen Gesellschaft nicht durch funktional und institutionell differenzierte Teilsysteme gekennzeichnet sei, deren Führungskräfte neben ihren immer vorhandenen Interessen an Selbstprofilierung, Karriere, Prestige und Einkommenssteigerungen vor allem die Vorstellungen ihrer Institutionen verkörpern und vertreten. Von »echten« Eliten kann Mayer zufolge deshalb nicht die Rede sein. Seine These zu prüfen, wäre zweifellos vielversprechend, für das Anliegen dieses Beitrags, der auch andere europäische Gesellschaften einbezieht, aber wohl zu eng fokussiert. Vgl. *Karl Ulrich Mayer*, Abschied von den Eliten, in: *Herfried Münkler*/*Grit Straßenberger*/*Matthias Bohlender* (Hrsg.), Deutschlands Eliten im Wandel, Frankfurt am Main/New York 2006, S. 455–479, hier: S. 466.

nehmen zu können. Welche Wirkungen hatten die nun auftretenden neuen technischen, wirtschaftlichen und sozialen Herausforderungen auf die west- wie ostmitteleuropäischen Wirtschaftseliten? Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten, oder in der dynamischen Perspektive: welche Divergenzen und Konvergenzen lassen sich dabei für die Industrieländer West- und Ostmitteleuropas über die politische Epochenschwelle des Jahres 1989 hinweg beobachten? Haben sich tatsächlich über die Grenzen hinweg transnationale europäische Wirtschaftseliten herausgebildet? Mit welchen Konzepten von Positions-, Funktions- oder Machteliten ließen sie sich gegebenenfalls beschreiben und analysieren? Besonderes Augenmerk richtet sich dabei auf das von dem britischen Soziologen Leslie Sklair entwickelte Konzept der *Transnational Capitalist Class*, die er als eine globale Machtelite – bestehend aus vier verschiedenen Fraktionen: *corporate*, *political*, *technical* und *consumerist fraction* – versteht, die durch eine gemeinsame Kultur und Ideologie geeint sei.[10] Lässt sich ein solches Konzept für die empirische, historisch-kritische Analyse fruchtbar machen?

I. Unternehmensstrukturen und Wirtschaftseliten: Einige langfristige Entwicklungslinien von der ersten bis zur dritten industriellen Revolution

Unternehmensstrukturen

Ausgelöst durch die mit der »ersten Industrialisierungswelle« verbundenen Wandlungen in Produktion, Transportwesen und Kommunikation (die wichtigsten Stichworte hierzu sind: arbeitsteilige Massenproduktion, Eisenbahn und Telegrafie) bildeten sich bekanntlich nicht nur in den USA, sondern auch in West- und teilweise auch in Ostmitteleuropa – regional differenziert, abhängig vom jeweiligen Stand der Produktions- und Informationstechnik und den konkreten Marktbedingungen – bis zum späten 19. Jahrhundert überregionale, häufig nationale Märkte und in ihnen tätige Großunternehmen heraus.[11] Im Vergleich zu den USA waren die Binnenmärkte in Europa allerdings generell kleiner strukturiert, so dass die Großunternehmer hier kleiner ausfielen und neben ihnen relativ viele mittlere und kleine Familienunternehmen bestehen blieben, die für die regionalen und lokalen Märkte produzierten.[12] Die nationalen Wirtschaftssysteme, in denen sie jeweils agierten, waren ganz überwiegend von einer liberalen Wirtschaftspolitik geprägt. Allerdings wurden gerade von den Großunternehmen sehr bald Marktabsprachen getroffen und vermehrt Kartelle gebildet; man praktizierte – in anderen Worten – spezifische Formen des kontrollierten Wettbewerbs.[13] Das Kapital der Unternehmen, auch das der

10 Vgl. *Leslie Sklair*, The Transnational Capitalist Class, Malden/Oxford etc. 2001.

11 Vgl. dazu die klassischen Studien – für die USA: *Alfred D. Chandler jr.*, Strategy and Structure. Chapters in the History of the American Industrial Enterprise, Cambridge, Mass./London 1962; *ders.*, The Visible Hand. The Managerial Revolution in American Business, Cambridge, Mass./London 1977; *ders.*, Scale and Scope. The Dynamics of Industrial Capitalism, Cambridge, Mass./London 1990. Für Europa: *Youssef Cassis*, Big Business. The European Experience in the Twentieth Century, Oxford 1997.

12 Vgl. *Roy Church*, The Family Firm in Industrial Capitalism: International Perspectives on Hypotheses and History, in: Business History 35, 1993, S. 17–43; *Andrea Colli/Paloma Fernández-Pérez/Mary B. Rose*, National Determinants of Family Firm Development? Family Firms in Britain, Spain, and Italy in the Nineteenth and Twentieth Centuries, in: Enterprise & Society 4, 2003, S. 28–64; *Andrea Colli*, The History of Family Business 1850–2000, Cambridge 2003; *Michael Schäfer*, Familienunternehmen und Unternehmerfamilien. Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der sächsischen Unternehmen 1850–1940, München 2007.

13 Vgl. *Harm G. Schröter*, Cartelization and Decartelization in Europe, 1870–1995. Rise and Decline of an Institution, in: The Journal of European Economic History 25, 1996, S. 129–153.

größeren, wurde in vielen Fällen noch immer vom Gründer und seiner Familie aufgebracht, in wachsendem Maße aber durch andere private oder auch staatliche Teilhaber. Indem die Gründer und Eigentümer-Unternehmer bei wachsenden Geschäftsvolumina immer weniger in der Lage waren, sich sowohl um die strategische Ausrichtung des Unternehmens als auch um sämtliche funktionalen Bereiche, also grob gesprochen Einkauf, Produktion und Absatz, mit ihren jeweiligen laufenden Geschäften selbst zu kümmern, wurden in den größeren Unternehmen immer mehr dieser Aufgaben an andere Personen, in der Regel an einschlägig qualifizierte leitende Angestellte, delegiert. An die Seite oder an die Stelle der Eigentümer-Unternehmer traten Manager-Unternehmer, die in der Regel gar nicht oder nur geringfügig am Kapital und damit am unternehmerischen Risiko beteiligt waren. Gegenüber patriarchalischen Leitungsstrukturen bevorzugten sie eher funktionale Organisationsformen. Damit gewannen die Unternehmen als solche – unabhängig von ihren Gründern und deren Familien – Struktur und Eigenleben.

Die Strategien vieler Industrieunternehmen in West- und Ostmitteleuropa richteten sich um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert vordringlich auf extensives Wachstum und vertikale Integration, also auf die Verlagerung wichtiger vor- und nachgelagerter Marktaktivitäten in die eigene Organisation hinein. Die Stahlindustrie etwa, um ein Paradebeispiel zu zitieren, legte sich eigene Kohle- und Erzgruben zu, um von Preisschwankungen am Markt unabhängiger zu werden. Diese Internalisierung führte zu einem immer schnelleren Fluss der Ressourcen durch die Wertschöpfungskette und damit zur Reduzierung der betrieblichen Transaktionskosten. Gerade bei den in dieser Hinsicht besonders erfolgreichen Unternehmen rief das auf vertikale Integration gestützte Größenwachstum deshalb schon bald die Notwendigkeit neuer interner funktionaler Differenzierung hervor: Auf die zentrale Unternehmensführung ausgerichtete funktionale Abteilungen für Beschaffung, Produktion, Absatz und Verwaltung wurden aufgebaut. Die internen Koordinierungsleistungen der hier tätigen Manager – von der Ausbildung her handelte es sich zunächst nicht sehr häufig um Kaufleute, vielmehr um Techniker, Ingenieure und Naturwissenschaftler oder auch Juristen – übertrafen offensichtlich die der Märkte. Die Manager, die eine zunehmend anspruchsvolle theoretische Ausbildung, etwa an Ingenieur- und Handelshochschulen und an Universitäten durchliefen, halfen dabei, die Abhängigkeit der Unternehmen vom Eigentümer-Unternehmer und seiner Familie tendenziell weiter zu reduzieren.[14] Sie sorgten damit für Kontinuität über Generationenwechsel und Erbschaftsstreitigkeiten in den Eigentümerfamilien hinweg. An Familien- und Unternehmenstraditionen fühlten sie sich weniger stark gebunden und wagten deshalb leichter, Veränderungen vorzunehmen. Bei unzureichender Leistung konnten sie im Zweifelfall entlassen werden. Als soziale Gruppe gewannen sie zweifellos erheblich an Bedeutung und Einfluss – was schnell die Kritik auf den Plan rief.[15] Gleichzeitig mit der funktionalen Differenzierung und dem Bedeutungszuwachs für die Manager entstanden in den Unternehmen stärker formalisierte Informations- und Kontrollsysteme, so dass man von einer Ten-

14 Dennoch blieb der Einfluss der Familiendynastien auf die Industriekonzerne nicht nur in Frankreich, Deutschland und Italien, sondern auch in Skandinavien ausgesprochen hoch. Die Eigentümerfamilien selbst bedienten sich zur Wahrung ihres Einflusses zunehmend professioneller Managementmethoden, wie das Beispiel der Bankiersfamilie Wallenberg in Schweden sehr gut belegt. Vgl. *Randall K. Morck* (Hrsg.), A History of Corporate Governance around the World. Family Business Groups to Professional Managers, Chicago 2005; *Haldor Byrkjeflot* u. a. (Hrsg.), Scandinavian Management Revisited. Nordic Industrial Elites Facing the Democratic Challenge, Bergen 2001; *Jette Schramm-Nielsen/Peter Lawrence/Karl Henrik Sivesind*, Management in Scandinavia: Culture, Context and Change, Cheltenham 2004.

15 Vgl. *James Burnham*, The Managerial Revolution. What is Happening in the World, New York 1941.

denz zur Bürokratisierung sprechen kann.[16] Zusammengefasst: Die von Chandler so genannte *unitary form* (U-Form) der Unternehmensorganisation bildete sich auch in West- und Ostmitteleuropa heraus[17], verglichen mit der Entwicklung in den USA allerdings deutlich später und außerdem mit einem starken Gefälle zwischen den relativ früh industrialisierten Ländern im Westen und den relativ ›rückständigen‹, länger agrarisch geprägten Ländern in Ostmittel- und vor allem Südwest-, Süd- und Südosteuropa.[18]

Bald nach der Jahrhundertwende begannen sich für die Kernprodukte der funktional differenzierten Unternehmen allerdings auch Marktsättigungstendenzen und Überkapazitäten abzuzeichnen. Um ihre Wettbewerbsposition auf den etablierten Märkten abzusichern, gingen die Unternehmen im kontinentalen Europa nun immer stärker dazu über, sich zu Kartellen zusammenzuschließen. Es waren dann allerdings vor allem die neuen Technologien der »zweiten Industrialisierungswelle«, insbesondere im Bereich der Chemie- und der Elektroindustrie, die den Unternehmen der westeuropäischen Industrieländer die Möglichkeit boten, neue Wachstumsstrategien zu entwickeln: die einerseits produktbezogene, andererseits geografisch orientierte Diversifizierung. Unternehmen der Chemieindustrie brachten, gestützt auf herausragende Forschungs- und Entwicklungsleistungen, immer neue Syntheseprodukte auf den Markt, vor allem im Bereich der Pharmazeutika. Unternehmen der Elektroindustrie stellten vermehrt Straßenbahnen, Elektromotoren und schließlich Haushaltsgeräte her. Beide Entwicklungen stärkten wiederum die Nachfrage in der ›alten‹ Kohle- und Stahlindustrie. Hinzu kam – gerade bei Chemie- und Elektrounternehmen – gleichzeitig die geografische Diversifizierung, also die Eroberung neuer Märkte im Ausland und in Übersee. Von dieser Entwicklung zeigten sich die zentralen Abteilungen für Beschaffung, Produktion, Absatz und Verwaltung allerdings bald überfordert; an der U-Form orientierte Unternehmensstrukturen wurden zunehmend dysfunktional. Eine neue, stärker dezentralisierte Organisationsstruktur, die an die produktbezogene oder auch geografische Diversifizierung besser angepasst war, in einem Chemieunternehmen also beispielsweise spezielle Divisionen oder Sparten für Sprengstoff, Lacke und Dünger kannte, mit jeweils eigenen Beschaffungs-, Produktions-, Absatz- und Verwaltungseinheiten, begann sich zu etablieren. Die Nachfrage nach entsprechend qualifiziertem Leitungspersonal stieg beträchtlich an und beförderte den Aufstieg der Manager zu einer wirtschaftlich und gesellschaftlich wichtigen Gruppe. Die neuartige Organisationsstruktur, die sich in den USA zwischen den 1920er und 1960er Jahren durchsetzen und bis in die 1990er Jahre hinein halten konnte, nannte Chandler die *multi-division-form* (M-Form).[19]

Zurückgeworfen durch zwei Weltkriege gingen Industrieunternehmen in Westeuropa erst zwischen den 1960er und den 1980er Jahren dazu über, sich entsprechend ihrer verschiedenen Produktgruppen in tendenziell eigenständigere Einheiten zu untergliedern; vermehrt wurden nun ganze Firmen hinzugekauft und eingegliedert, die mit den Kernkompetenzen der Unternehmen teils nur wenig zu tun hatten, so dass ›Konglomerate‹ entstan-

16 Vgl. *Bernd Dornseifer*, Die Bürokratisierung deutscher Unternehmen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: JWG 1993/1, S. 69–91.

17 Eine idealtypische Abbildung findet sich in *Hartmut Berghoff*, Moderne Unternehmensgeschichte. Eine themen- und theoriezentrierte Einführung, Paderborn 2004, S. 67. Zur historischen Entwicklung immer noch einschlägig: *Jürgen Kocka*, Unternehmensverwaltung und Angestelltenschaft am Beispiel Siemens 1847–1914, Stuttgart 1969; *Norbert Horn/Jürgen Kocka* (Hrsg.), Recht und Entwicklung der Großunternehmen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Wirtschafts-, sozial- und rechtshistorische Untersuchungen zur Industrialisierung in Deutschland, Frankreich, England und den USA, Göttingen 1979.

18 Vgl. *Jacek Kochanowicz*, Globalization and Eastern Europe: 1870–1914, 1970–2000, in: Économique appliqué LV, 2002, S. 179–205; *ders.*, Backwardness and Modernization: Poland and Eastern Europe in the 16th to 20th Centuries, Hampshire 2006.

19 Eine idealtypische Abbildung findet sich in *Berghoff*, Moderne Unternehmensgeschichte, S. 70.

den.[20] Im Kern war dies eine Reaktion auf das Nachlassen der – im säkularen Trend – ungewöhnlich hohen Wachstumsraten der Nachkriegszeit und auf die im Zusammenhang mit der dritten – der elektronisch-digitalen – Industriellen Revolution gleichzeitig wachsenden Herausforderungen der Globalisierung. In den ostmitteleuropäischen Ländern, deren Wirtschaftsordnungen nach dem Zweiten Weltkrieg dem Vorbild der sowjetischen zentralen Planwirtschaft folgend grundlegend umgestaltet worden waren, was in der Regel mit der fast vollständigen Verstaatlichung der Industrieunternehmen einherging, zeichnete sich in den 1970er Jahren bemerkenswerter Weise ebenfalls ein Trend zur politisch forcierten Bildung von Großunternehmen, den so genannten ›Kombinaten‹ ab. Um Größenvorteile zu erzielen, wurden ihnen zahlreiche mittlere und kleine Betriebe eingegliedert; sie blieben allerdings – soweit bisher bekannt – einer funktionalen Organisationsstruktur verhaftet. Auf diese beiden parallelen, aber unterschiedlichen Entwicklungen ist noch ausführlich zurückzukommen.

Hier gilt es zunächst einmal zu betonen, dass der tatsächliche Verbreitungsgrad und die von Chandler postulierte wirtschaftliche Effizienz der diversifizierten und divisionalisierten Großunternehmen in Europa innerhalb der unternehmenshistorischen Forschung, die erst in den letzten zehn Jahren begonnen hat, sich zu europäisieren, noch nicht genügend erforscht ist. Ganz offenkundig konnte sich die M-Form nicht als westeuropäisches »Standardmodell« durchsetzen, sondern es sind zahlreiche Varianten und entsprechend variierende Managementstile anzutreffen.[21] Dafür können auch einige gute wirtschaftliche Argumente angeführt werden.[22] Erstens waren vertikale Integration und stärkere Diversifizierung in der unternehmerischen Praxis oft zeitlich synchron, nicht konsekutiv ablaufende Prozesse. Zweitens lassen sich für diversifizierte Großunternehmen auch andere, mit den jeweiligen kulturellen Gegebenheiten verflochtene, organisatorische Lösungen finden als die M-Form. Und drittens ist zu berücksichtigen, dass – unabhängig von klaren Strategien – auch simple Managementmoden eine gewisse Rolle spielen, nicht selten verstärkt von externen Unternehmensberatern oder durch politische Vorgaben.[23]

---

20 In der Betriebswirtschaftslehre wird ein Unternehmen als Konglomerat bezeichnet, wenn die Unternehmensstrategie bewusst auf Diversifizierung ausgerichtet ist und sich die wirtschaftlichen Aktivitäten zugleich über einen längeren Zeitraum (d. h. mehr als ein Geschäftsjahr) signifikant (d. h. im Umfang von mehr als 15 Prozent des Unternehmensumsatzes) von denen der Wettbewerber, die zum gleichen Industriezweig zählen, durch eine breitere Diversifizierung und die Präsenz auch in anderen Industriezweigen unterscheiden. Vgl. *Stefan Laucher*, Erfolgsfaktoren von Konglomeraten, Wiesbaden 2005, S. 1 und S. 75 f.

21 Meilensteine der bisherigen Forschung sind: *Gareth P. Dyas/Heinz T. Thanheiser*, The Emerging European Enterprise. Strategy and Structure in French and German Industry, London/Basingstoke 1976; *Ronnie Lessem/Fred Neubauer*, European Management Systems. Towards Unity out of Cultural Diversity, London 1994; *Roland Calori/Philippe de Woot* (Hrsg.), A European Management Model. Beyond Diversity, New York 1994; *Jack Hayward* (Hrsg.), Industrial Enterprise and European Integration. From National to International Champions in Western Europe, Oxford 1995; *Margarita Dritsas/Terry Gourvish* (Hrsg.), European Enterprise. Strategies of Adaptation and Renewal in the Twentieth Century, Athen 1997; *Richard Whittington/Michael C. J. Mayer*, The European Corporation. Strategy, Structure, and Social Science, Oxford 2000; *Harm G. Schröter*, The European Enterprise. Historical Investigations into a Future Species, Berlin 2008. Exemplarisch für jüngere Detailstudien: *Geoffrey Jones/Peter Miskell*, European Integration and Corporate Restructuring. The Strategy of Unilever, c. 1957 – c. 1990, in: EHR 58, 2005, S. 113–139; *Pierre-Antoine Dessaux/Jean-Philippe Mazaud*, Hybridizing the Emerging European Corporation. Danone, Hachette, and the Divisionalization Process in France during the 1970s, in: Enterprise & Society 7, 2006, S. 227–265.

22 Das Folgende in Anlehnung an: *Berghoff*, Moderne Unternehmensgeschichte, S. 71 f. Vgl. auch *Christian Kleinschmidt/Thomas Welskopp*, Zuviel »Scale« und zuwenig »Scope«. Eine Auseinandersetzung mit Alfred D. Chandlers Analyse der deutschen Eisen- und Stahlindustrie in der Zwischenkriegszeit, in: JWG 1993/2, S. 251–297.

23 Vgl. dazu auch *Richard P. Rumelt*, Strategy, Structure, and Economic Performance, Boston 1986 [zuerst 1974].

Wirtschaftseliten

Vor dem Hintergrund des skizzierten allgemeinen Wandels der Unternehmensstrukturen im Übergang von der ersten zur dritten Industriellen Revolution tritt beim Blick auf die europäischen Wirtschaftseliten, hier zunächst einmal verstanden als die Wirtschaftseliten der einzelnen west- und ostmitteleuropäischen Länder, eine sehr markante Kontinuität hervor: Der Selbstrekrutierungsgrad der Wirtschaftseliten, also ihre Abschließung gegenüber sozialen Aufsteigern, blieb in den west- wie osteuropäischen Gesellschaften außerordentlich hoch – und das, obwohl sich die Zusammensetzung der Wirtschaftseliten wandelte, indem traditionelle Eigentümer-Unternehmer mit ihren meist großbürgerlichen Werthaltungen und Lebensstilen zwar nicht vollständig, aber doch markant von modernen Manager-Unternehmern verdrängt wurden, die ganz andere – immer häufiger akademische – Ausbildungen absolvierten, andere berufliche Karrieren durchliefen, auf andere Weise mit den staatlichen, politischen und kulturellen Eliten verflochten waren (insbesondere mit den höheren Beamten und den Angehörigen der freien Berufe) und auch andere Lebensstile erkennen ließen (weil sie nicht unbedingt aus dem »Wirtschaftsmilieu« kamen und sich weniger an Familientraditionen gebunden fühlten).

Fragt man nach den Ursachen für die hohe Selbstrekrutierung der Wirtschaftseliten, so ist zunächst und zuallererst auf die erfolgreiche, meist innerfamiliäre Tradierung teils noch feudal-aristokratischer, vor allem aber besitz- und bildungsbürgerlicher privilegierter Positionen über den sozialökonomischen Strukturwandel der ersten und zweiten Industriellen Revolution hinweg in zwar andersartige, also transformierte, aber nicht minder privilegierte Positionen der gewerblich-industriellen Wirtschaft und des modernen Bank- und Finanzwesens zu verweisen. Grundlage dieser erfolgreichen innerfamiliären Tradierung und Transformierung privilegierter Positionen war die teils rasante Anhäufung materieller – agrarischer, vor allem aber gewerblicher, industrieller und finanzieller – Ressourcen im Zuge der beiden Industrialisierungswellen, die sich mit einem Zugewinn an wirtschaftlicher, oft auch politischer Macht und mit steigendem Sozialprestige verband. Gerade die erfolgreichen Gründer-Unternehmer, die Eigentum und Kontrolle ihrer wachsenden Unternehmen in eigenen Händen zu behalten versuchten, auch wenn diese immer höhere Anforderungen an das strategische, funktionale und operative Management stellten, sorgten für eine hohe Selbstrekrutierung und starke Kontinuität der Wirtschaftseliten, indem sie bevorzugt eigene Familienmitglieder oder persönliche Vertrauenspersonen in entsprechende Leitungspositionen einsetzen. Die so entstehenden, oft weit verzweigten Familiendynastien entwickelten sich zu tragenden Säulen der angelsächsischen »upper class« ebenso wie der französischen »classe dominante« und des deutschen »Großbürgertums«. In den Agrargesellschaften Südwest- und Süd- sowie Ostmittel- und Südosteuropas – also etwa in Portugal, Spanien und Sizilien, aber auch in Polen und Ungarn – blieb diese neue wirtschaftliche Oberschicht besonders eng mit den traditionellen feudal-aristokratischen Eliten verbunden.

Eine weitere Ursache für den hohen Selbstrekrutierungsgrad der Wirtschaftseliten liegt darin, dass sich mit den über die Generationen angesammelten materiellen Besitzständen zugleich auch die Voraussetzungen für die individuelle Bildung und Qualifikation sowie für die Verinnerlichung bestimmter Werte und kultureller Codes verbesserten, mit denen die persönliche Zugehörigkeit zur Wirtschaftselite selbst eingeübt und nach außen signalisiert, somit also doppelt gefestigt werden konnte. Durch die immer stärkere Trennung von Eigentum und Management in den großen Wirtschaftsunternehmen traten diese mit der sozialen Herkunft aus den besseren, begüterten Kreisen quasi automatisch verbundenen besseren Voraussetzungen für eine höhere Bildung und erfolgreiche Elitensozialisation sogar immer stärker in den Vordergrund. In welcher Form Ausbildung und Sozialisation der künftigen Topmanager organisiert wurden und noch immer werden, unterschei-

det sich dabei in den einzelnen Ländern Europas erheblich.[24] In Frankreich und Großbritannien spielen exklusive Bildungseinrichtungen wie die *grandes écoles* bzw. die *public schools* und besondere Eliteuniversitäten wie Oxford und Cambridge eine wichtige Rolle, die sich durch hohe Gebühren, vor allem aber elitäre Leistungsanforderungen auszeichnen. Dort, wo es solche exklusiven Bildungseinrichtungen nicht gibt, werden teilweise stark exkludierende, in erster Linie leistungsbezogene Verfahren an den Universitäten praktiziert, etwa in Spanien. Den exklusiven Bildungseinrichtungen wie den exkludierenden Auswahlverfahren kommt, über die leistungsbezogene Selektion hinaus, die aus den beschriebenen Gründen in vielen Fällen zugleich eine soziale Selektion ist, eine wichtige Sozialisationsaufgabe zu: An ihnen werden zugleich bestimmte gemeinsame Denk-, Verhaltens- und Umgangsformen eingeübt, mit Pierre Bourdieu gesprochen: der klassenspezifische Habitus; sie legen damit die Grundlagen für das Entstehen von Korpsgeist und vertrauensbasierten Netzwerken, tragen also erheblich zur sozialen Homogenisierung der Wirtschaftseliten bei. Zugleich fungieren diese Netzwerke der »old boys« – bis heute sind, aus hier nicht näher zu diskutierenden Gründen, nur wenige »girls« darunter[25] – als informelle Machtnetzwerke, in denen sozusagen kollektiv über Karrieremöglichkeiten der nachfolgenden Generation von Kandidaten entschieden wird.

Auffallend ist nun, dass auch in den Ländern, in denen es traditionell keine exklusiven Bildungseinrichtungen für die Eliten gab und gibt, also in den Niederlanden, Belgien und Luxemburg ebenso wie in Deutschland, Österreich und Italien, die Chancen, in die Wirtschaftselite aufzusteigen, bei einer sozialen Herkunft aus den gehobenen oder oberen Gesellschaftsschichten deutlich besser stehen als bei der Herkunft aus der Arbeiter- und der unteren Mittelschicht[26] – und zwar unabhängig von den formalen Bildungstiteln, deren Bedeutung zumindest bis zur Mitte der 1990er Jahre generell zunahm.[27] Vergleicht man beispielsweise für die Bundesrepublik Deutschland die Promotionskohorten der Jahre 1955, 1965 und 1975, so haben sich die relativen Chancen der Promovierten aus dem gehobenen Bürgertum und dem Großbürgertum, in eine unternehmerische Führungsposition aufzusteigen, im Zeitverlauf sogar noch gesteigert. Sie liegen für Promovierte aus dem gehobenen Bürgertum noch immer um etwa 70 Prozent, für das Großbürgertum sogar um rund 150 Prozent höher als für Promovierte aus der Arbeiter- und der unteren

---

24 Vgl. dazu den instruktiven Vergleich zwischen Frankreich und Deutschland von *Hervé Joly* (Hrsg.), Formation des élites en France et en Allemagne, Cergy-Pontoise 2005. Auf die große Bedeutung der elitären Bildungseinrichtungen hat vor allem Michael Hartmann immer wieder hingewiesen. Vgl. *Michael Hartmann*, Topmanager. Die Rekrutierung einer Elite, Frankfurt am Main/New York 1996; *ders.*, Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft, Frankfurt am Main/New York 2002; *ders.*, Eliten und Macht in Europa. Ein internationaler Vergleich, Frankfurt am Main/New York 2007.

25 Vgl. dazu ausführlicher *Mino Vianello/Gwen Moore* (Hrsg.), Gendering Elites. Economic and Political Leadership in 27 Industrialized Societies, Houndmills/New York 2000; *dies*. (Hrsg.), Women and Men in Political and Business Elites. A Comparative Study in the Industrialized World, London 2004; *Susan Vinnicombe* u. a. (Hrsg.), Women on Corporate Boards of Directors. Research and Practice, Basingstoke/London 2009.

26 Vgl. beispielsweise *Gerbert G. Beekenkamp*, President-directeuren, posities en pratonen. Een studie naar de rekrutering van de leiders van de 250 grootste ondernemingen in Nederland [*President-directeuren*, Positions and Patrons. A Study on the Recruitment of the Leading Personal of the 250 Biggest Companies in the Netherlands], Amsterdam 2002; *Hartmann*, Mythos; *Alberto Rinaldi*, Entrepreneurs and Managers (1913–1972), in: *Renato Giannetti*/*Michelangelo Vasta* (Hrsg.), Evolution of Italian Enterprises in the 20th Century, Heidelberg/New York 2006, S 239–263.

27 Vgl. *Michelle Jackson/John Goldthorpe/Colin Mills*, Education, Employers and Class Mobility, in: Research in Social Stratification and Mobility 23, 2005, S. 3–33.

Mittelschicht.[28] Im Wesentlichen lässt sich dies auf die Rekrutierungspraxis der Unternehmen selbst zurückführen. Umstritten ist allerdings, ob dabei ein schichtspezifischer Habitus zum Tragen kommt, der vor allem solche Kandidaten begünstigt, die dem gleichen gehobenen bürgerlichen Milieu entstammen wie die Auswählenden selbst[29], oder ob vor allem Leistungskriterien eine Rolle spielen.[30] Eine dritte – vermittelnde – Position geht davon aus, dass die Zurechnung von Leistung in Zeiten des beschleunigten gesellschaftlichen Wandels immer mehr ›Habituskomponenten‹ beinhaltet.[31]

Die Schweiz mit ihren eher kleinbürgerlichen Traditionen und ihrer alle sozialen Schichten erfassenden allgemeinen Wehrdienstpflicht für die 20- bis 34-jährigen Männer, setzt sich vom allgemeinen Muster etwas ab, ihre Wirtschaftselite ist sozial weniger exklusiv.[32] Auch in Skandinavien zeichnen sich die Wirtschaftseliten durch eine größere soziale Offenheit aus. Das hängt mit dem traditionell hohen Anteil staatlicher und genossenschaftlicher Unternehmen zusammen, deren Rekrutierungspraxis Kandidaten aus dem Kleinbürgertum und dem Arbeitermilieu begünstigt.[33]

Die Wirtschaftseliten der ostmitteleuropäischen Länder dagegen waren seit dem späten 19. Jahrhundert ebenfalls durch starke Selbstrekrutierung sowie soziale Exklusivität und Abschließungstendenzen gegenüber Aufsteigern gekennzeichnet.[34] Als Besonderheit kam in dieser Region Europas der hohe Anteil ethnischer und religiöser Minderheiten hinzu. Doch die autochthonen Wirtschaftseliten etwa in Polen und Österreich-Ungarn standen meistens auch mit den deutschen Unternehmern, die zum Beispiel in der oberschlesischen Schwerindustrie stark vertreten waren, oder mit den jüdischen Bankiers, die etwa im ungarischen Bankwesen eine außerordentlich wichtige Rolle spielten, in engen geschäftli-

---

28 *Hartmann*, Mythos, S. 202–205; *Mayer*, Abschied, S. 475.

29 Das ist das Hauptargument von Michael Hartmann. Vgl. als Beispiel *Michael Hartmann*, Class-specific Habitus and the Social Reproduction of the Business Elites in Germany and France, in: The Sociological Review 48, 2000, S. 241–261.

30 Dies betont *Mayer*, Abschied, S. 476 f., (der sich auf die Daten von Hartmann stützt, sie aber anders interpretiert). In Hinblick auf die Besetzung von Führungspositionen in deutschen Großunternehmen argumentieren auch Werner Plumpe und Christian Reuber, dass hier in erster Linie rational-unternehmerische Gründe sowie die Bewährung des Bewerbers innerhalb der Firma ausschlaggebend (gewesen) seien, nicht der klassenspezifische Habitus. Vgl. dazu den Bericht von Marie-Christine Potthoff zu der Tagung »Bürgertum und Bürgerlichkeit im 20. Jahrhundert in internationaler Perspektive«, die vom 26. bis 28.10.2007 in Loccum stattfand, unter: URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1922> [11.3.2009]. Im Hinblick auf den Verlauf der Berufskarrieren von Ingenieuren und Betriebswirten in der Schweiz betont Felix Bühlmann ebenfalls, dass diese vor allem auf persönlichen Leistungen beruhen und nach geregelten, hierarchischen innerbetrieblichen Mustern ablaufen. Vgl. *Felix Bühlmann*, The Corrosion of Career? Occupational Trajectories of Business Economists and Engineers in Switzerland, in: European Sociological Review 24, 2008, S. 601–616.

31 Vgl. *Martin Diewald*, Was ist Leistung, was ist Schließung? Anforderungen an Eliten und deren Rekrutierung, in: Weiterentwicklung der Reichtumsberichterstattung der Bundesregierung. Dokumentation des Experten-Workshops am 29. November 2006 in Berlin. Veranstaltung des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales. Durchführung und Dokumentation: Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik (ISG) in Kooperation mit DIW Berlin, Köln 2007, S. 117–131.

32 Vgl. *Sandra Rothböck/Stefan Sacchi/Marlis Buchmann*, Die Rekrutierung der politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Eliten in der Schweiz, in: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 25, 1999, S. 459–496.

33 Vgl. beispielsweise *Peter Christiansen/Birgit Møller/Lise Togeby*, Den danske elite, Kopenhagen 2001; *Trygve Gulbrandsen/Fredrik Engelstad/Trond Beldo Klausen* u. a., Norske makteliter, Oslo 2002.

34 Vgl. *Vera Bácskai* (Hrsg.), Bürgertum und bürgerliche Entwicklung in Mittel- und Osteuropa, 2 Bde., Budapest 1986.

chen Beziehungen und verkehrten mit ihnen auch in den gleichen elitären Gesellschaftskreisen.[35] Dem in der Zwischenkriegszeit markant anwachsenden Wirtschaftsnationalismus, angestoßen von einer entsprechenden wirtschaftspolitischen Entwicklungsstrategie zur Überwindung industrieller ›Rückständigkeit‹, stand die Unternehmerschaft der einzelnen Länder als solche eher skeptisch gegenüber; die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen und die sozialkulturelle Homogenität der Wirtschaftseliten besaßen bis zum Vorabend des Zweiten Weltkriegs, das kann man verallgemeinernd sicher sagen, klaren Vorrang vor den von politischer Seite immer stärker betonten nationalen Zugehörigkeiten.[36]

Der Zweite Weltkrieg brachte für Westeuropa hinsichtlich der hohen Selbstrekrutierung der Wirtschaftseliten keine gravierenden Änderungen mit sich. Selbst in Deutschland kam es am Ende der NS-Herrschaft im Westen im Bereich der Wirtschaft nicht zu einem markanten Elitenwechsel; die jüdischen Mitglieder der deutschen Wirtschaftseliten waren allerdings nahezu vollständig verdrängt worden.[37] Darüber hinaus zeigten weder die ›Nazifizierung‹ noch die ›Entnazifizierung‹ nachhaltig verändernde Wirkungen; aus der bundesdeutschen Wirtschaftselite ausgeschlossen wurden lediglich diejenigen Aufsteiger der NS-Zeit, die diesen Aufstieg eindeutig ihren politischen Verbindung zur NSDAP zu verdanken hatten und die gleichzeitig nicht aus dem gehobenen bürgerlichen Milieu stammten.[38] Ansonsten blieb in Westdeutschland wie in den meisten anderen westeuropäischen Ländern das Sozialprofil der Wirtschaftseliten, gekennzeichnet vor allem durch ihre soziale Exklusivität, ihren hohen Selbstrekrutierungsgrad und ihren Korpsgeist, erhalten. Das alles sorgte für soziale Homogenität und starke Kohäsion der Wirtschaftseliten. In Ländern mit sehr unterschiedlichen regionalen Entwicklungsniveaus, wie etwa Spanien mit der traditionellen Dominanz der katalonischen Wirtschaft oder Italien mit dem hoch industrialisierten Norden und dem agrarischen Süden, waren Homogenität und Kohäsion freilich schwächer ausgeprägt als in anderen Ländern.

Die Rahmenbedingungen der korporatistisch-keynesianischen Wohlfahrtsstaaten, die sich im westeuropäischen Wiederaufbau nach Kriegsende basierend auf ihrem traditionellen Korporatismus mit Unterstützung amerikanischer, an die Bedingung einer gewissen Liberalisierung geknüpfter Wirtschaftshilfe etablieren konnten und dezidiert auf den gesamtgesellschaftlichen Interessenausgleich und den Abbau sozialer Spannungen aus-

---

35 Vgl. *Karl von Delhaes*, Zur Frage wirtschaftlicher Macht nationaler Minderheiten in Industrie, Handel und Bankwesen Polens während der Zweiten Republik, in: *Hans Lemberg* (Hrsg.), Ostmitteleuropa zwischen den beiden Weltkriegen (1918–1939), Marburg 1997, S. 269–282; *Kasia Shannon*, Unternehmer gegen Etatismus und Wirtschaftsnationalismus in Ost-Oberschlesien 1922–1939, in: *Jutta Günther/Dagmara Jajesniak-Quast* (Hrsg.), Willkommene Investoren oder nationaler Ausverkauf? Ausländische Direktinvestitionen in Ostmitteleuropa im 20. Jahrhundert, Berlin 2006, S. 123–140; *Boris Barth/Josef Faltus/Jan Kren* u. a. (Hrsg.), Konkurrenzpartnerschaft. Die deutsche und die tschechoslowakische Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit, Essen 1999; *Christoph Boyer*, Nationale Kontrahenten oder Partner? Studien zu den Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen in der Wirtschaft der ČSR (1918–1938), München 1999.

36 Vgl. *Helga Schultz/Eduard Kubů* (Hrsg.), History and Culture of Economic Nationalism in East Central Europe, Berlin 2006; *Ágnes Pogány/Eduard Kubů/Jan Kofman* (Hrsg.), Für eine nationale Wirtschaft. Ungarn, die Tschechoslowakei und Polen vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, Berlin 2006.

37 Vgl. *Volker R. Berghahn*, Unternehmer und Politik in der Bundesrepublik, Frankfurt am Main, 1985; *Hervé Joly*, Großunternehmer in Deutschland. Soziologie einer industriellen Elite 1933–1989, Leipzig 1998; *Ziegler*, Großbürger und Unternehmer; *Volker R. Berghahn/Stefan Unger/Dieter Ziegler* (Hrsg.), Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert. Kontinuität und Mentalität, Essen 2003; *Martin Münzel*, Die jüdischen Mitglieder der deutschen Wirtschaftselite 1927–1955. Verdrängung – Emigration – Rückkehr, Paderborn 2006.

38 Instruktive Fallstudie: *Ralf Ahrens*, Der Exempelkandidat. Die Dresdner Bank und der Nürnberger Prozess gegen Karl Rasche, in: VfZ 52, 2004, S. 637–670.

gerichtet waren[39], erwiesen sich für die Homogenität, Kohäsion und Kontinuität der Wirtschaftseliten als sehr förderlich. Dabei kam der Beseitigung der traditionellen Kartelle, aber den dennoch engen Kapital- und Personalverflechtungen zwischen den Unternehmen eine besondere Bedeutung zu. Sie waren weiterhin durch eine hohe Eigentümerkonzentration und eine besonders enge Verflechtung zwischen Banken und Industrieunternehmen gekennzeichnet (Ausnahmen stellten Großbritannien und die Niederlande mit einer breiten Streuung des Aktienbesitzes in der Bevölkerung dar). Die hohe Netzwerkdichte, die sich aus den *interlocking directorates* zwischen Vorständen, Aufsichts- und Verwaltungsräten ergab, diente der wechselseitigen Kontrolle, begünstigte die hohe Stabilität der Beziehungen und damit auch die Bildung von persönlichem Vertrauen.[40] Schattenseite eines solchen vertrauensbasierten Kontrollmechanismus war die Neigung zu Cliquenbildung, die potenzielle Vernachlässigung der Interessen von Kleinaktionären und unter Umständen auch die Begünstigung von Korruption. In vielen westeuropäischen Ländern, die sich nach 1945 durch einen hohen Grad an Staatsinterventionen in der Wirtschaft bis hin zum umfangreichen staatlichen Eigentum an Unternehmen auszeichneten, waren die Wirtschaftseliten nicht nur untereinander, sondern auch mit den jeweiligen staatlichen Eliten eng verflochten. Dies galt vor allem für Frankreich, aber auch für Österreich und für Italien.

Etwas anders stellt sich die Lage allerdings im autoritären Korporatismus Spaniens und Portugals dar, wo sich die Wirtschaftspolitik der Nachkriegszeit nicht auf Wiederaufbau, sondern auf eine »nachholende« Industrialisierung und Modernisierung richtete. Gestützt auf hohe Staatsinterventionen und Kapitalkonzentration entstanden hier schmale, aus den urbanen Milieus stammende, stark technokratisch ausgerichtete Wirtschaftseliten, die sich sozial fest abschlossen und das traditionelle, auf Großgrundbesitz gestützte Bürgertum immer mehr in den Hintergrund drängten.[41] Diesen meist jungen, ambitionierten Technokraten der Industrie gelang es nach der demokratischen Revolution der 1970er Jahre in erstaunlichem Maße, sich gegenüber dem nun in der Wirtschaft wieder stärker in Erscheinung tretenden Bürgertum in ihren Positionen zu behaupten.

Während der Zweite Weltkrieg für die Wirtschaftseliten in Westeuropa – im Großen und Ganzen betrachtet – also keine massiven Einschnitte mit sich brachte, sah das in Osteuropa anders aus. Die zunächst volksdemokratisch genannte, durchaus variantenreiche Transformation hin zum Staatssozialismus unter sowjetischer Hegemonie umfasste in den meisten betroffenen Ländern die Kollektivierung der Landwirtschaft und die weitgehende Verstaatlichung von Industrie und Banken. Die alten bürgerlichen Wirtschaftseliten, deren Position durch die Vernichtung des jüdischen Bürgertums während und die Vertreibung des ethnisch deutschen Bürgertums am Ende des Kriegs bereits geschwächt war, sahen sich parallel dazu mit einer rigiden – allerdings machtpolitisch instrumentell gehandhabten – Entnazifizierung und Säuberung von Kollaborateuren konfrontiert.[42] Wer dem entging, musste auf wirtschaftliche Diskriminierung, juristische Verfolgung und soziale Deklassierung gefasst sein, denn in den staatssozialistischen Ländern wurde ein

---

39 Vgl. dazu auch *Matthias Kipping/Ove Bjanar* (Hrsg.), The Americanization of European Business. The Marshall Plan and the Transfer of US Management Models, London/New York 1998; *Dominique Barjot* (Hrsg.), Catching up with America. Productivity Missions and the Diffusion of American Economic and Technological Influence after the Second World War, Paris 2002.

40 Vgl. *Paul Windolf*, Corporate Networks in Europe and the United States, Oxford 2002. Als Vertiefung speziell für Deutschland: *Martin Fiedler*, Vertrauen ist gut, Kontrolle ist teuer, in: GG 27, 2001, S. 576–592; *ders*., Zur Rolle des Vertrauens in der »Deutschland AG«. Verflechtungen zwischen Finanz- und Nichtfinanzunternehmen im 20. Jahrhundert, in: JWG 2005/1, S. 93–106.

41 Vgl. *Manuel Loff*, Elites and Economic Modernization in Portugal (1945–1995): Authoritarianism, Revolution and Liberalism, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites.

42 Exemplarisch: *Ágnes Pogány*, Hungarian Economic Elites in the Twentieth Century, in: ebd.

ideologisch begründeter, dezidierter, wenn auch nicht schlagartig umsetzbarer Bruch mit den alten Eliten herbeigeführt – zugunsten der sukzessiven Installation einer neuen Wirtschaftselite. Die kommunistische Kaderpolitik richtete sich darauf, eine politisch abhängige Dienstklasse regimetreuer und speziell für die zu etablierende zentrale Planwirtschaft qualifizierter Wirtschaftskader heranzubilden – und sie tat dies auch. Wichtigste Kriterien des neuen Anforderungsprofils waren eine möglichst ›proletarische‹ Herkunft, politische Loyalität und die Bereitschaft, sich einem planmäßig organisierten Auslese-, Erziehungs- und Kontrollprozess zu unterwerfen. Subkutan war allerdings auch fachliche Kompetenz gefragt, was manchem Angehörigen der ›alten‹ bürgerlichen Wirtschaftseliten – unter Vorbehalt – seine Stellung zunächst erhielt. Gefördert durch betont niedrige Gehälter, die unter denen der industriellen Facharbeiter lagen, wurde allerdings auch ihnen ein betont proletarischer Habitus abverlangt.[43]

Das Anforderungsprofil an die neuen sozialistischen Wirtschaftseliten änderte sich parallel zu den grundlegenden Wirtschaftsreformversuchen der 1960er Jahre markant. Das Hauptziel der Reformen bestand darin, den Übergang von einem extensiven Wachstum, das auch hier den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Nachkriegszeit bestimmt hatte, aber immer mehr an Dynamik verlor, zu einem intensiven, auf neue Technologien und eine höhere Kapital- und Arbeitsproduktivität gestützten Wachstum zu erreichen.[44] Der Herausforderung durch den technologischen Wandel in den westlichen Industriegesellschaften – etwa im Bereich der synthetischen Chemieindustrie und der Automatisierung von Fertigungsprozessen – war man sich in den staatssozialistischen Ländern früh bewusst; entsprechend groß waren ihre Anstrengungen auf dem Gebiet der Hochschulbildung, die bereits seit den späten 1950er Jahren im Zeichen einer ›Mobilisierung der Produktivkraft Wissenschaft‹ standen.[45] Im Zuge der nachfolgenden Reformversuche wurden die während der sozialistischen Transformation in ihre Positionen gelangten, sozusagen klassischen kommunistischen Wirtschaftskader nach und nach durch neue Kräfte ersetzt. Bei allen nationalen Unterschieden kann man festhalten, dass allgemeinen Managementkompetenzen und fachlicher Professionalität, beruhend auf technischem und ökonomischem Sachverstand, bei der Auswahl des wirtschaftlichen Führungspersonals nun ein mindestens ebenso hoher Stellenwert beigemessen wurde wie der politischen Loyalität.

Bei allen Unterschieden zwischen den Entwicklungspfaden für die west- und die osteuropäischen Wirtschaftseliten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs sind allerdings einige wesentliche Gemeinsamkeiten nicht zu übersehen. An erster Stelle ist festzuhalten, dass die Wirtschaftseliten West- und Osteuropas nicht in gänzlich verschiedenen Welten agierten, auch wenn sich diese als gegensätzliche Ordnungsentwürfe verstanden. Denn diese beiden Ordnungsentwürfe entstammten letztlich doch ein- und derselben Wurzel: Sie waren – wenn auch unterschiedliche – Antworten auf die Probleme des liberalen Kapitalismus, wie er sich im späten 19. Jahrhundert in Europa herausgebildet hatte. Beide Nachkriegsentwürfe versuchten, den Krisenzyklus des Kapitalismus entweder ausgleichend

---

43 Exemplarisch: *Peter Hübner*, Durch Planung zur Improvisation. Zur Geschichte des Leitungspersonals in der staatlichen Industrie der DDR, in: AfS 39, 1999, S. 197–233; *Armin Müller*, Institutionelle Brüche und personelle Brücken. Werkleiter in Volkseigenen Betrieben der DDR in der Ära Ulbricht, Köln/Weimar/Wien 2006. Vgl. außerdem: *Ákos Róna-Tas/József Böröcz*, Bulgaria, the Czech Republic, Hungary, and Poland. Presocialist and Socialist Legacies among Business Elites, in: *John Higley/György Lengyel* (Hrsg.), Elites After State Socialism. Theories and Analysis, Lanham 2000, S. 209–227.

44 Zu Reformpolitik und Umsetzung vgl. *Christoph Boyer* (Hrsg.), Zur Physiognomie sozialistischer Wirtschaftsreformen. Die Sowjetunion, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, die DDR und Jugoslawien im Vergleich, Frankfurt am Main 2007.

45 Vgl. *Radovan Richta* u. a., Civilization at the Crossroads: Social and Human Implications of the Scientific and Technological Revolution, Sydney 1967.

zu steuern oder gleich ganz abzuschaffen. Beide wollten die industrielle Modernisierung vorantreiben, die Entwicklung der Gesellschaft dabei planend gestalten und Wohlstand für möglichst breite Bevölkerungsschichten schaffen. Dies brachte in beiden Fällen eine relativ große Staatsnähe und eine Verpflichtung der Wirtschaftseliten auf das – freilich jeweils sehr unterschiedlich definierte – gesellschaftliche ›Gemeinwohl‹ mit sich. In den ersten Nachkriegsjahrzehnten standen nicht nur die von der kommunistischen Staatspartei abhängigen Wirtschaftskader der osteuropäischen Länder, sondern auch die in den demokratischen und – man denke an Portugal, Spanien und Griechenland – autoritären Staatswesen verankerten westlichen Wirtschaftseliten dem Planungsgedanken und dem Staatsinterventionismus wesentlich aufgeschlossener gegenüber als dies vor den Erfahrungen der beiden Weltkriege der Fall gewesen war.[46] Für die Wirtschaftseliten in West- wie Osteuropa bedeutete dies zugleich eine starke Orientierung ihres Handelns am jeweiligen nationalen Rahmen. Das galt insbesondere für die osteuropäischen Wirtschaftseliten, weil der Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) nur eine schwache Integrationswirkung entfaltete und der traditionelle Wirtschaftsnationalismus hier eine sehr hohe Persistenz bewies, in den ersten Nachkriegsjahrzehnten aber auch für die Wirtschaftseliten der westeuropäischen Industrieländer, trotz voranschreitender Integration durch die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG). Innerhalb der jeweiligen nationalen Grenzen waren die Wirtschaftseliten in West wie Ost vom Sozialprofil her gesehen relativ homogen und außerdem in sich eng vernetzt – wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise: über dichte Kapital- und Personalverflechtungen, insbesondere zwischen Banken und Industrie einerseits, über das staatliche Eigentum und die zentrale Planungs- und Lenkungshierarchie andererseits.

II. Der systemübergreifend beschleunigte Wandel seit den 1970er Jahren

Die Krise der europäischen Industriegesellschaften

Die europäischen Industriegesellschaften in West- wie Osteuropa sind seit dem Beginn der 1970er Jahre mit einem grundlegenden, krisenhaften Wandel ihrer sozialökonomischen Strukturen konfrontiert. Folgt man den Überlegungen Eric Hobsbawms, setzte in dieser Zeit ein alle Gesellschaftsbereiche erfassender Wandel ein, der die Problematik des Kalten Kriegs immer mehr zu überlagern begann.[47] Dieser Wandel brachte eine eigentümliche Gemengelage von ökonomischer Krisen- und sozialkultureller Aufbruchstimmung hervor. Verwiesen sei mit knappen Stichworten auf die neue demografische Transition, das Nachlassen des Wirtschaftswachstums bei gleichzeitig steigenden Währungsschwankungen und Inflationsgefahren, das Aufkommen von Mikroelektronik, Atom- und Gentechnik, den beschleunigten Strukturwandel von Industrien und Dienstleistungen sowie, nicht zuletzt, auf ökonomische Globalisierungsprozesse, in denen die für Europa zu dieser Zeit noch immer virulente technologische und wirtschaftliche ›Aufholstrategie‹ gegenüber den USA ebenso zum Ausdruck kam wie die wachsende Konkurrenz der neuen Schwellenländer in Ostasien und Lateinamerika. Zur gleichen Zeit trat in den europäischen Industriegesellschaften ein sozial-kultureller Bedürfnis- und Wertewandel hervor, in Westeuropa früher und wesentlich markanter als in Ostmitteleuropa, aber auch hier in

46 Vgl. beispielsweise *Dieter Gosewinkel*, Zwischen Diktatur und Demokratie. Wirtschaftliches Planungsdenken in Deutschland und Frankreich. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Mitte der 1970er Jahre, in: GG 34, 2008, S. 327–359; *Fabio Lavista*, Business Elites in Italy and the Failure of the National Planning Policies as a Vision of Development, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites.

47 Vgl. *Eric Hobsbawm*, The Age of Extremes, 1914–1991, London 2004.

Ansätzen erkennbar, der mit den Stichworten Individualisierung und weitere Erosion der klassischen Sozialmilieus, Liberalisierung der Lebensstile in der gesellschaftlichen Pluralisierung, wachsende transnationale Migration auch von hoch qualifizierten Beschäftigten sowie Medialisierung von Alltagsleben und Politik kurz umrissen werden kann. Die Sphäre der Politik blieb von diesem Wandel aber auch in anderer Hinsicht nicht unberührt: Im Kontext zunehmender Globalisierung büßte der Nationalstaat erheblich an Steuerungs- und Problemlösungskompetenzen ein.

Sowohl die demokratischen, korporatistisch-keynesianischen Wohlfahrtsstaaten Westeuropas als auch die nicht-demokratischen, planwirtschaftlichen Staatssozialismen Ostmitteleuropas befinden sich seither ganz offenkundig im Übergang von der klassischen, in der ersten und zweiten Industriellen Revolution geformten, fordistischen Industriegesellschaft zu etwas Neuem, von dem die Konturen allerdings noch immer nicht sehr klar zu erkennen sind. Sind post-fordistische Industriegesellschaften entstanden? Handelt es sich gar um gänzlich post-industrielle Dienstleistungsgesellschaften?[48] Auch wie der zu konstatierende Wandel und die damit verbundenen Transformationsprozesse konzeptionell am besten gefasst werden könnten, ist bisher noch offen. Eine Möglichkeit, die hier vertreten und etwas näher ausgelotet werden soll, besteht darin, ihn als Ausdruck einer systemübergreifenden Krise der europäischen Industriegesellschaften zu begreifen.[49] Das Verständnis von ›Krise‹ geht dabei weniger von der Annahme einer womöglich politisch zugespitzten Entscheidungssituation als vielmehr von dem empirischen Befund eines Bündels zunächst nur wenig markanter, im Zeitverlauf aber deutlich erkennbarer Defizite der Steuerungs-, Produktions- und Legitimationsmechanismen eines sozialökonomischen Systems aus. Eine solche Krise kann zum Niedergang und schließlich zum Verschwinden des betreffenden Systems führen – oder aber in seine mehr oder weniger grundlegende Transformation münden.

Das westliche ›Krisensyndrom‹

In den westlichen Industrieländern hatte der lange wirtschaftliche Boom der Nachkriegszeit nicht nur Vollbeschäftigung, relativen Wohlstand für breite Bevölkerungsschichten und eine umverteilende, soziale Unterschiede nivellierende Sozial- und Konsumpolitik ermöglicht, sondern auch den Aufstieg des Individualismus und die Pluralität der Lebens-

---

48 Zur Diskussion über die Tertiarisierung in Deutschland und Europa: *Gerold Ambrosius*, Agrarstaat oder Industriestaat – Industriegesellschaft oder Dienstleistungsgesellschaft? Zum sektoralen Strukturwandel im 20. Jahrhundert, in: *Reinhard Spree* (Hrsg.), Geschichte der deutschen Wirtschaft im 20. Jahrhundert, München 2001, S. 50–69; *Nora Lauterbach*, Tertiarisierung und Informatisierung in Europa. Eine empirische Analyse des Strukturwandels in Deutschland, Frankreich, Italien und Großbritannien, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2004.

49 Dies geschieht in Anlehnung an *Christoph Boyer,* Vom Keynesianismus und Staatssozialismus zum …? Sozialökonomische Umbrüche in Europa im späten 20. Jahrhundert, in: Zeitgeschichte 34, 2007, S. 135–143. Einen wichtigen Anstoß für die Krisen-Konzeption gab *Charles S. Maier*, Two Sorts of Crisis? The »long« 1970s in the West and the East, in: *Hans-Günter Hockerts*, unter Mitarbeit von *Elisabeth Müller-Luckner* (Hrsg.), Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts, München 2004, S. 49–62. Daneben gibt es prominente andere Konzepte, etwa das des »Umbruchs« oder der »Epochenschwelle«. Vgl. dazu die anregenden Überlegungen von *Winfried Süß*, Der keynesianische Traum und sein langes Ende. Sozioökonomischer Wandel und Sozialpolitik in den siebziger Jahren, in: *Konrad J. Jarausch* (Hrsg.), Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008, S. 120–137. Grundsätzliche Orientierung bieten, ausgehend von der Annahme eines »Strukturbruchs« in den 1970er Jahren, außerdem: *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael,* Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2008.

stile befördert.[50] Die sozialen Gefüge der westlichen Industriegesellschaften hatten sich dabei, zusätzlich angetrieben von den supranationalen westeuropäischen Integrationsprozessen, tendenziell aneinander angeglichen.[51] Die wichtigste materielle Basis der westlichen Gesellschaften waren jedoch ihre jeweiligen Volkswirtschaften geblieben; diese standen in lebhaftem wirtschaftlichen Austausch miteinander, waren aber weiterhin durch unterschiedliche Grade an Produktivität gekennzeichnet und wurden deshalb durch das Währungssystem von Bretton Woods mit seinen festen, an den US-Dollar gekoppelten Wechselkursen auch voreinander ›geschützt‹.

Es waren im Wesentlichen zwei Ereignisse, die in den frühen 1970er Jahren als erste Anzeichen einer möglicherweise tiefer liegenden Krise hervortraten: Der Zusammenbruch des Währungssystems von Bretton Woods im Jahr 1971 und die erste Ölkrise von 1973. Der US-Dollar unterlag, ausgehend von wachsenden internationalen Handels- und Kapitalströmen, an denen Japan und Europa immer stärker beteiligt waren und die das transnationale Geschäft der Banken enorm belebten, schon seit den 1960er Jahren einer kontinuierlichen Abwertung.[52] Als die finanziellen Lasten für den Vietnamkrieg zu hoch wurden, entschlossen sich die USA im August 1971, zum Floating der Wechselkurse überzugehen und damit das System von Bretton Woods aufzugeben – sehr zum Bedauern der meisten westeuropäischen Länder, die diesem System ihre erfolgreiche Reintegration in die Weltwirtschaft nach 1945 zu verdanken hatten, allen voran die Bundesrepublik.[53] Hinzu kam im Herbst 1973 die durch den Jom-Kippur-Krieg ausgelöste erste Ölkrise, die zu weltweit steigenden Rohölpreisen führte.[54] Die Regierungen der westlichen Industrie-

50 Vgl. *Tony Judt*, Postwar. A History of Europe since 1945, London 2005, S. 451–800; *Barry Eichengreen*, The European Economy since 1945. Coordinated Capitalism and beyond, Princeton/Oxford 2006, S. 198–413; *Ivan T. Berend*, An Economic History of Twentieth Century Europe, Cambridge/New York 2006, S. 263–326; *Jeffry A. Frieden*, Global Capitalism. Its Fall and Rise in the Twentieth Century, New York/London 2006, S. 339–472.

51 Vgl. dazu die bahnbrechende Studie Hartmut Kaelbles und ihre aktuelle Fortsetzung: *Hartmut Kaelble*, Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880–1980, München 1987; *ders.*, Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart, München 2007.

52 Vgl. *Francis J. Gavin*, Gold, Dollars, and Power. The Politics of International Monetary Relations, 1958–1971, Chapel Hill/London 2004; *Barry Eichengreen*, Globalizing Capital. A History of the International Monetary System, Princeton 2008, S. 91–133; *Stefano Battilossi/Youssef Cassis* (Hrsg.), European Banks and the American Challenge. Competition and Cooperation in International Banking under Bretton Woods, Oxford 2002.

53 Ernst Matthiensen, Aufsichtsratsvorsitzender der Dresdner Bank, bekräftigte im Dezember 1971 bei einer Rede vor der Esso AG in Hamburg, dass die festen Wechselkurse des Systems von Bretton Woods eine weltweite Wohlstandssteigerung ermöglicht hätten, die internationale Zusammenarbeit in Europa und darüber hinaus höchst erfreuliche Fortschritte gemacht habe und sich nicht nur der Waren-, sondern auch der Kapitalverkehr vieler Fesseln habe entledigen können. Weniger erfolgreich sei das System bei der Erhaltung der Geldwertstabilität gewesen. Man könne für die inflationären Tendenzen aber nicht allein Handels- und Zahlungsbilanzüberschüsse verantwortlich machen. Der eigentliche Herd der lange schwelenden, nun offen aufgebrochenen Währungskrise sei das gewaltige Zahlungsbilanzdefizit der USA, »das einerseits zu einem wachsenden Misstrauen dem US-Dollar gegenüber führte und das uns andererseits die gewaltige Liquiditätsmasse von 50 bis 60 Milliarden vaterlandsloser Euro-Dollars [Dollar-Guthaben, die zwischen Banken und anderen Finanzintermediären in Europa, zunächst insbesondere am Platz London, gehandelt wurden, F. S.] hinterließ, die wiederholt dazu beitrugen, die europäische Zahlungsbilanzen ins Wanken zu bringen.« Typoskript der Ausführungen Ernst Matthiensens anlässlich der Aufsichtsratssitzung der Esso AG am 14.12.1971 in Hamburg, in: Historisches Archiv der Dresdner Bank, 109337.

54 Vgl. *Jens Hohensee*, Der erste Ölpreisschock 1973/74. Die politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen der arabischen Erdölpolitik auf die Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa, Stuttgart 1996.

länder versuchten diese Krise ohne drastische Verbrauchseinschränkungen zu bewältigen, was die Inflation in die Höhe trieb, zum Nachlassen der Kaufkraft und damit auch zu mehr Arbeitslosigkeit führte. Dieses Dilemma der ›Stagflation‹ entwickelte sich zum sozialökonomischen Signum der 1970er Jahre: Denn alle Versuche, Arbeitslosigkeit mit klassischem keynesianischem *deficit spending* zu bekämpfen, führten zu mehr Inflation bei weiter wachsender Arbeitslosigkeit, während andererseits alle Versuche, die Inflation mit neuen monetaristischen Instrumenten zu bekämpfen, die Arbeitslosigkeit ebenfalls weiter wachsen ließen. Zum westlichen ›Krisensyndrom‹ zählen neben diesen beiden eher zufällig zusammentreffenden Ereignissen der frühen 1970er Jahre aber auch drei langfristige Entwicklungen. Die außergewöhnlich hohen Wachstumsraten des westeuropäischen Wiederaufbaus flachten im Verlauf der späten 1970er Jahre immer weiter ab. Parallel dazu vollzog sich im Zusammenhang mit der dritten Industriellen Revolution ein Wechsel vom extensiven zum intensiven Wirtschaftswachstum. Von den frühen 1980er Jahren an trugen die neuen Technologien der Mikroelektronik zu einer enormen Steigerung von Kapitalintensität und Produktivität bei, mit der Folge, dass die ›alten‹ Industrien immer mehr unter Druck gerieten und Arbeitsplätze abbauten, während die ›neuen‹ Industrien und der Dienstleistungssektor zwar expandierten, was aber den volkswirtschaftlichen Verlust an Arbeitsplätzen nicht aufwiegen konnte. Das Ergebnis war bekanntermaßen der Aufbau von dauerhaft hoher Massenarbeitslosigkeit. Drittens: Die US-Politik der hohen Zinsen, gedacht als Mittel zur Bekämpfung von Inflation, veranlasste viele multinationale Unternehmen, verstärkt nach Lohnvorteilen in der internationalen Arbeitsteilung zu suchen; gestützt auf die Liberalisierung der internationalen Kapitalmärkte und die Innovationen der Kommunikations- und Transportmittel weiteten sie ihre ausländischen Direktinvestitionen erheblich aus – nicht selten zum Nachteil bisheriger Standorte und der dort Beschäftigten.[55] Bis zu einem gewissen Grad erreichte diese neue Qualität der transnationalen Aktivitäten der Konzerne auch die Länder jenseits des Eisernen Vorhangs.[56] Zusammengenommen haben diese Elemente des Krisensyndroms zu einer enormen Belastung der westeuropäischen Wohlfahrtsstaaten geführt und ihre Fähigkeit, sozialen Ausgleich herzustellen, empfindlich reduziert.

Das östliche ›Krisensyndrom‹

Vom Zusammenbruch des Währungssystems von Bretton Woods waren die ostmitteleuropäischen Staatsozialismen, bei denen es sich ebenfalls um klassische Industriegesellschaften mit umfassenden sozialpolitischen Angeboten für breite Bevölkerungsschichten handelte, zwar nicht direkt betroffen, doch die Ölpreiskrisen, vor allem die zweite zu Beginn der 1980er Jahre, trafen sie – wenn auch zeitverzögert – mit voller Härte und führten zu energiepolitischen Grundsatzentscheidungen mit teils sehr gravierenden Folgen für die Volkswirtschaften.[57] Auch die drei Elemente des westlichen Krisensyndroms, die eher

55 Vgl. *Geoffrey Jones*, Multinationals and Global Capitalism. From the Nineteenth to the Twenty-first Century, Oxford 2005; *Alfred D. Chandler jr./Bruce Mazlish* (Hrsg.), Leviathans. Multinational Corporations and the New Global History, Cambridge 2005.

56 Vgl. dazu insbesondere *Patrick Artisien-Maksimenko* (Hrsg.), Multinationals in Eastern Europe, Basingstoke 2000; *ders./Matija Rojec* (Hrsg.), Foreign Investment and Privatization in Eastern Europe, Basingstoke 2001; *Günther/Jajesniak-Quast,* Willkommene Investoren.

57 Vgl. *Eichengreen*, The European Economy since 1945, S. 299–301. Vgl. außerdem die instruktiven vergleichenden Essays von Harm G. Schröter, der die Auswirkungen der beiden Ölpreiskrisen auf die west- und die ostdeutsche Chemieindustrie eingehend untersucht hat: *Harm G. Schröter*, Ölkrisen und Reaktionen in der chemischen Industrie beider deutscher Staaten. Ein Beitrag zur Erklärung wirtschaftlicher Leistungsdifferenzen, in: *Johannes Bähr/Dietmar Petzina* (Hrsg.), Innovationsverhalten und Entscheidungsstrukturen. Vergleichende Studien zur wirtschaftlichen Entwicklung im geteilten Deutschland 1945–1990, Berlin 1996, S. 109–138; *ders.*,

langfristigen Entwicklungen entsprangen, trafen auf die ostmitteleuropäischen Länder zu. Sie hatten – wie schon angesprochen – bereits in den 1960er Jahren einen deutlichen Rückgang der vergleichsweise hohen Wachstumsraten des Wiederaufbaus zu verzeichnen. Gleichzeitig vollzog sich im Zusammenhang mit der dritten Industriellen Revolution auch hier ein Wechsel vom extensiven, auf alten Technologien beruhenden Wachstumsmuster zu intensivem Wirtschaftswachstum. Doch weil das zentrale Planungssystem eigenen Innovationen enge Grenzen setzte und außerdem zu Autarkie tendierte, lösten die neuen Technologien der Mikroelektronik hier keinen vergleichbaren Schub an zusätzlicher Kapitalintensität und Produktivität aus; auch die Vorteile internationaler Arbeitsteilung konnten nur sehr bedingt genutzt werden.[58] Der Modernisierungsabstand zum Westen wurde in den 1970er und 1980er Jahren immer größer, die Position der osteuropäischen Länder auf den internationalen Handels- und Kapitalmärkten zugleich schwächer. Während die westeuropäischen Länder im Dilemma der Stagflation steckten, versuchten sich die osteuropäischen Länder, nachdem die groß angelegten Wirtschaftsreformversuche der 1960er Jahre ja bereits gescheitert waren, nun an einer neuen Strategie der importgeleiteten Modernisierung und der gleichzeitigen Ausweitung und Intensivierung ihrer Sozial- und Konsumpolitik.[59] Was als Mittel zur gesellschaftlichen Stabilisierung erstaunlich lange funktionierte, führte andererseits in ein wachsendes Dilemma zwischen wirtschaftlichen und politisch-sozialen Zielen. Denn die neue Strategie bewirkte eine drastisch anwachsende internationale Verschuldung, bewirkte also eine steigende Abhängigkeit von den internationalen Kapitalmärkten und damit zugleich von den westlichen Regierungen.

Nach 1989, so könnte man verkürzt sagen, wurde die Suche nach Lösungen aus der Krise, die im Kern, wie im Westen auch, eine Anpassungskrise an den durch die dritte Industrielle Revolution und die voranschreitende Globalisierung hervorgerufenen beschleunigten Wandel war, deshalb auf dem westlichen Entwicklungspfad fortgesetzt – zu hohen sozialen Kosten und ohne Gewähr, was das Ergebnis angeht, denn der Westen selbst befand sich ja noch immer im Umbruch.[60] Dabei traten die historisch-langfristigen Unterschiede im sozialökonomischen Entwicklungsniveau zwischen West- und Osteuropa – zwischen Zentrum und Peripherie der Industrialisierung, mit allen darin angelegten wirtschaftlichen Abhängigkeiten – nun wieder deutlicher hervor, als dies während der bipolaren politischen Überformung der Gesellschaften der Fall gewesen war; trotz aller Anstrengungen waren sie in der Ära des Staatssozialismus nicht überwunden worden.[61] Die

---

Handlungspfadverengung bis zur »Selbstzerstörung«? Oder: Warum die chemische Industrie der DDR im Vergleich zu der der Bundesrepublik zwischen 1965 und 1990 so hoffnungslos veraltete, in: *Lothar Baar/Dietmar Petzina* (Hrsg.), Deutsch-deutsche Wirtschaft 1945–1990. Strukturen, Innovationen und regionaler Wandel, St. Katharinen 1999, S. 304–325.

58 Vgl. *Kazimierz Z. Poznanski,* Poland's Protracted Transition. Institutional Change and Economic Growth 1970–1994, Cambridge 1996; *Olaf Klenke*, Ist die DDR an der Globalisierung gescheitert? Autarke Wirtschaftspolitik versus internationale Weltwirtschaft – Das Beispiel Mikroelektronik, Frankfurt am Main 2001.

59 Für die DDR, Polen und die Tschechoslowakei: *Peter Hübner/Christa Hübner*, Sozialismus als soziale Frage. Sozialpolitik in der DDR und Polen 1968–1976. Mit einem Beitrag von Christoph Boyer zur Tschechoslowakei, Köln/Weimar/Wien 2008.

60 Vgl. *Michael Ehrke*, Das neue Europa: Ökonomie, Politik und Gesellschaft des postkommunistischen Kapitalismus, in: Friedrich Ebert Stiftung, Internationale Politikanalyse. Europäische Politik, September 2004, S. 1–12; *Dorothee Bohle/Béla Greskovits*, Neoliberalismus, eingebetteter Neoliberalismus und Neo-Korporatismus. Sozialistische Hinterlassenschaften, transnationale Integration und die Diversität osteuropäischer Kapitalismen, in: *Dieter Segert* (Hrsg.), Postsozialismus. Hinterlassenschaften des Staatssozialismus und neue Kapitalismen in Europa, Wien 2007, S. 185–205.

61 Vgl. *Ivan T. Bérend*, Central and Eastern Europe, 1944–1993. Detour from the Periphery to the Periphery, Cambridge 1998; *Tomasz Inglot*, Welfare States in East Central Europe, 1919–2004, Cambridge/New York 2008.

ostmitteleuropäischen Volkswirtschaften wurden, in anderen Worten, nun sehr schnell in ›verlängerte Werkbänke‹ multinationaler westlicher Konzerne verwandelt, wenn dies nicht schon zuvor geschehen war, denn wirtschaftsfreundliche neue Regierungen boten oft günstige Investitionsbedingungen und nicht zuletzt gut ausgebildete Arbeitskräfte bei gleichzeitig relativ günstigen Lohnkosten.

Vergleichende Perspektive

Diese Kurzbeschreibung des westlichen und des östlichen Krisensyndroms fällt zwangsläufig etwas grobschlächtig, ohne Nuancierung, aus, aber sie verdeutlicht, dass Wirtschaftseliten der Industrieländer West- und Ostmitteleuropas angesichts der wachsenden Herausforderungen von dritter Industrieller Revolution und Globalisierung nicht in völlig verschiedenen Welten agierten, sondern sich seit in den frühen 1970er Jahren in vielem doch recht ähnlichen Problemen zu stellen hatten.[62] Wie sie auf diese Herausforderungen und Probleme reagierten, welche Konzepte sie zu ihrer Bewältigung entwickelten, hing in hohem Maße von den jeweiligen konkreten Rahmenbedingungen, von den Machtstrukturen und politischen Kulturen ihrer Länder, von den genauen wirtschaftspolitischen Kontexten und nicht zuletzt auch von ihren eigenen unternehmerischen bzw. betrieblichen Strategien, ihren Mentalitäten und Werthaltungen, ihrer eigenen sozialen Integration und ihrer Einbindung in die jeweiligen gesellschaftlichen Elitennetzwerke ab.

An strukturellen Gemeinsamkeiten hervorzuheben ist hier jedoch noch einmal, dass in beiden Fällen die Steuerungs-, Regulierungs- und Problemlösungskapazitäten seit den frühen 1970er Jahren immer klarer an Grenzen stießen. Im ›Westen‹ reagierte man relativ schnell auf die ersten Anzeichen der Krise, ohne jedoch einen nachhaltigen Lösungsansatz finden zu können. Die Konsequenzen bestanden in dauerhaft hoher Massenarbeitslosigkeit und wachsender sozialer Unsicherheit. Im ›Osten‹ dagegen setzten das Primat der Parteimacht und die zentrale Planwirtschaft allen Reformansätzen von vornherein enge Grenzen; außerdem durfte es offene Arbeitslosigkeit nicht geben. Hier bestanden die Konsequenzen in wachsender innerer Verkrustung und äußerer Verschuldung. In beiden Systemen geriet der Wohlfahrtsstaat in eine immer größere Spannung zwischen den sozialen Anforderungen und Ansprüchen einerseits, seiner wirtschaftlichen und finanziellen Möglichkeiten andererseits.

Gleichzeitig verlor in beiden Systemen der Nationalstaat an Handlungsspielraum. Im ›Westen‹ stellten die Regierungen bald fest, dass ihre Entscheidungs- und Gestaltungsfreiheit in wachsendem Maße von den Abhängigkeiten der internationalen Kapitalmärkte und den multinationalen Unternehmen beschränkt wurde. Scheinbar mussten sie einen Teil ihrer politischen und wirtschaftlichen Macht an die Wirtschaftseliten, offenkundig insbesondere an die sich herausbildenden transnationalen Wirtschaftseliten, abgeben. Doch auch im ›Osten‹ kamen die Regierungen nicht umhin, ihre mit der eigenen Auslandsverschuldung wachsende Abhängigkeit von den internationalen Kapitalmärkten und damit auch den westlichen Regierungen zur Kenntnis zu nehmen. Nur wenige Länder, wie beispielsweise Ungarn, trugen dem offen Rechnung, indem sie dem Internationalen Währungsfonds beitraten und ihren Wirtschaftseliten den Anschluss an die transnationalen Wirtschaftseliten ermöglichten. Alles in allem erscheint es deshalb fraglich, von einer ›westlichen‹ und einer ›östlichen‹ Krise zu sprechen; es handelt sich vielmehr ganz offensichtlich um ein- und dieselbe Krise der europäischen Industriegesellschaften, die aller-

62 Für eine detaillierte Beschreibung der »Doppelkrise« bezogen auf den wirtschaftlichen Strukturwandel in der Bundesrepublik und der DDR: *André Steiner*, Bundesrepublik und DDR in der Doppelkrise europäischer Industriegesellschaften. Zum sozialökonomischen Wandel in den 1970er-Jahren, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 3, 2006, S. 342–362.

dings – bedingt durch den jeweils anderen politischen und wirtschaftlichen Ordnungsrahmen – recht unterschiedliche ›Krisensyndrome‹ ausbildete.

III. Die Auswirkungen der Krise auf Unternehmensstrukturen und Wirtschaftseliten

Unternehmensstrukturen und Wirtschaftseliten im ›Westen‹

Mit der in den 1970er Jahren aufbrechenden Krise der europäischen Industriegesellschaften veränderten sich auch die Rahmenbedingungen und Handlungsfelder für die Unternehmen und die Wirtschaftseliten. In der Wirtschafts- und Finanzpolitik vieler westlicher Regierungen vollzog sich von den späten 1970er Jahren an eine auf Deregulierung und Entstaatlichung der Wirtschaft zielende ›neoliberale‹ Wende, die sich in den USA mit dem Namen Ronald Reagan, in Westeuropa vor allem mit dem Namen der britischen Premierministerin Margret Thatcher verband. Die staatliche Investitionslenkung mittels Planungsprogrammen, wie sie bis dahin insbesondere Frankreich und Italien praktizierten, wurde nun zurückgenommen. In vielen westeuropäischen Ländern kam es zur Privatisierung bislang in staatlicher Hand befindlicher Unternehmen, vor allem im Bereich der Wasser-, Gas- und Elektrizitätsversorgung sowie der Telekommunikation und des Bahntransports.[63] In Österreich beispielsweise führte die Krise des sogenannten Austrokeynesianismus in den frühen 1980er Jahren zum Rückbau des antizyklischen wirtschafts- und finanzpolitischen Interventionismus und war zugleich Auftakt einer umfassenden Privatisierungswelle.[64] In einigen westeuropäischen Ländern gab es allerdings – zumindest vorübergehend – auch Gegentendenzen: In Portugal während und unmittelbar nach der Nelkenrevolution oder in Frankreich unter der Regierung François Mitterands wurden wichtige Großunternehmen teils erstmals, teils erneut in die öffentliche Hand überführt, so dass sich hier die Gewichte nochmals zugunsten des staatlichen Einflusses auf die Wirtschaft verschoben. Aufs Ganze gesehen kann man aber von einer Deregulierung und Entstaatlichung der Wirtschaft im Westeuropa der 1980er Jahre sprechen (begleitet zunächst vom weiteren Ansteigen der Sozialleistungsquoten), die von harten Interessenkämpfen begleitet war, sich in den 1990er Jahren aber weiter beschleunigte und nun auch in Portugal und Frankreich durchsetzte. Diese Entwicklung führte zu einem Paradigmenwandel hinsichtlich der Rolle des Staates selbst: Seine primären Aufgaben wurden nicht länger darin gesehen, ausgleichend zu lenken und zu versorgen, sondern unternehmerische Initiative und individuelle Eigenverantwortlichkeit in der Gesellschaft zu fördern.

Viele Großunternehmen in Westeuropa reagierten auf die seit den späten 1960er Jahren nachlassende Wachstumsdynamik, wie oben bereits angedeutet, mit einer Strategie der verstärkten sowohl produktbezogenen als auch geografischen Diversifizierung. Die Unternehmensleitungen versuchten durch die Ausweitung der Produktpaletten, gerade auch in branchenfremde Bereiche hinein, ebenso wie durch die Ausweitung der Aktionsradien, die Krise besser zu bewältigen.[65] Dieser Trend zur vermehrten Diversifizierung schlug sich organisatorisch – wie oben bereits kurz angesprochen – im Übergang von einem Mo-

63 Vgl. *Marko Köthenbürger*/*Hans-Werner Sinn*/*John Whalley* (Hrsg.), Privatization Experiences in the European Union, Cambridge, Mass./London 2006.

64 Vgl. *Fritz Weber/Theodor Venus* (Hrsg.), Austrokeynesianismus in Theorie und Praxis, Wien 1993; *Ansgar Belke/Friedrich Schneider*, Privatization in Austria. Some Theoretical Reasons and Performance Measures, in: *Köthenbürger/Sinn/Whalley*, Privatization Experiences, S. 89–116.

65 Vgl. *Cassis*, Big Business; *Dritsas/Gourvish,* European Enterprise; *Whittington/Mayer*, The European Corporation; *Schröter*, The European Enterprise; *Dessaux/Mazaud*, Hybridizing the Emerging European Corporation.

dell zentraler Unternehmensleitung, die sich bisher nur auf wenige, größere funktionale Einheiten stützte, zu einem Modell zwar ebenfalls straffer, aber dezentraler, divisionalisierter Unternehmensleitung nieder. Der Trend zur Bildung von Konglomeraten, die auch in andere Industriezweige hinein diversifizierten, wurde ganz offenkundig von den amerikanischen Unternehmensberatungen verstärkt, die ihr Geschäftsfeld seit den 1960er Jahren auf den westeuropäischen Märkten enorm hatten ausweiten können, vergleichsweise früh in Großbritannien, in anderen Ländern wie der Bundesrepublik Deutschland hingegen erst im Verlauf der 1970er Jahre.[66] Mit den multidivisionalen Organisationsstrukturen schufen die Großunternehmen allerdings gleichzeitig ›Sollbruchstellen‹, an denen spätere Umstrukturierungen – etwa im Sinne einer bald wieder angebracht erscheinenden Konzentration auf die eigentlichen Kernkompetenzen – ansetzen konnten; auch Übernahmeinteressenten sowie Investmentbanker und Finanzinvestoren, die in der Finanzierung und Begleitung von Übernahmen und Fusionen einen neuen lukrativen Markt für sich entdeckten, konnten genau hier einhaken.[67] Wie sich in den USA bereits in den späten 1970er Jahren, in Westeuropa dann ab Mitte der 1980er Jahre immer deutlicher zeigen sollte, waren viele der divisionalisierten Großunternehmen den Herausforderungen der dritten Industriellen Revolution und der weltweit wachsenden Konkurrenz, insbesondere aus Japan, kaum gewachsen. Indem sie sich wieder auflösten und erneut umstrukturierten, trugen sie zur weiteren ›Verflüssigung‹ der traditionellen Unternehmenslandschaften in Westeuropa bei und belebten sozusagen nachhaltig das Geschäft der transnational agierenden, kurzfristige und hohe Rendite suchenden Investmentbanker und Finanzinvestoren sowie nicht zuletzt auch das der Unternehmensberater.[68] Gefragt waren jetzt ›schlanke‹, ›atmende‹, ja ›grenzenlose‹ Unternehmen, denn dauerhaft flexible, rasch anpassungsfähige Organisationsstrukturen entwickelten sich zum Idealbild der Unternehmensorganisation.

Neben den Großunternehmen konnten sich in fast allen westeuropäischen Industriegesellschaften – entgegen den Annahmen der marxistischen Konzentrationslehre – auch kleine und mittlere Unternehmen mit weniger als 500 Beschäftigten wirtschaftlich behaupten, mehr noch: Sie erlebten seit Mitte der 1970er Jahren offenkundig sogar eine Renaissance, die aus unternehmenshistorischer Perspektive allerdings noch nicht genügend untersucht ist.[69] Offenkundig hing das mit den komparativen Vorteilen dieser Wirtschaftsform hinsichtlich Flexibilität und Produktivität zusammen. Kleine und mittlere Unternehmen konnten sich nicht nur mit Nischenstrategien auf den Märkten behaupten, sondern sie wurden von den Großunternehmen, gerade als diese sich im Verlauf der

66 Vgl. *Matthias Kipping*, American Management Consulting Companies in Western Europe, 1920 to 1990. Products, Reputation, and Relationships, in: Business History Review 73, 1999, S. 190–220; *Christopher D. McKenna*, The World's Newest Profession. Management Consulting in the Twentieth Century, Cambridge 2006.

67 Vgl. *C. K. Prahalad/Gary Hamel*, The Core Competence of the Corporation, in: Harvard Business Review 68, 1990, S. 79–91; *Daniel Baudru/Stéphanie Lavigne*, Investisseur institutionnels et gouvernance sur le marché financier français, in: Revue d'économie financière 48, 2001, S. 91–105; *Werner Plumpe*, Das Ende des deutschen Kapitalismus, in: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 2, 2005, H. 2, S. 3–26.

68 Vgl. *Gerald F. Davis/Kristina A. Diekmann/Catherine H. Tinsley*, The Decline and Fall of the Conglomerate Firm in the 1980s. The Deinstitutionalization of an Organizational Form, in: American Sociological Review 59, 1994, S. 547–570.

69 Vgl. – auch zum Folgenden – den allgemeinen Überblick von *Berghoff*, Moderne Unternehmensgeschichte, S. 107–126 sowie *Gary Loveman/Werner Sengenberger*, The Re-emergence of Small-scale Production. An International Comparison, in: Small Business Economics 3, 1991, S. 1–37. Zur langfristigen Einordnung: *Margrit Müller* (Hrsg.), Structure and Strategy of Small and Medium-size Enterprises since the Industrial Revolution, Stuttgart 1994; *Francesca Carnevali,* Europe's Advantage: Banks and Small Firms in Britain, France, Germany, and Italy since 1918, Oxford 2005.

1980er Jahre wieder stärker auf ihre Kernkompetenzen zu besinnen begannen, auch vermehrt als Zulieferer und Dienstleister gebraucht; sie formten für die Großunternehmen nun regelrechte komplementäre Netzwerke. Die wohl wichtigste Ursache der Renaissance der kleinen und mittleren Unternehmen dürfte im wirtschaftlichen Strukturwandel liegen, vor allem in der Tertiarisierung der klassischen Industriezweige und in der Expansion des Dienstleistungssektors als solchem. In den neuen Industrie- und Dienstleistungsgewerben kamen die komparativen Vorteile der kleinen und mittleren Unternehmen offenkundig voll zum Tragen: kurze Entscheidungswege, schnelle Anpassung an Marktveränderungen, flexible Spezialisierung, hohe Leistungsmotivation der Eigentümer und Mitarbeiter und nicht zuletzt auch der leichtere Zugriff auf zusätzliche familiäre Ressourcen, sowohl hinsichtlich des Kapitals als auch der Arbeitskraft. Ihr hoher Beitrag zur Beschäftigung machte sie außerdem für staatliche Arbeitsmarktförderprogramme interessant. Sieht man genauer hin, so handelt es sich bei den kleinen und mittleren Unternehmen allerdings um höchst unterschiedliche Firmen, darunter neben traditionellen Einzelhändlern und exportorientierten Qualitätsproduzenten auch hochinnovative und schnell expandierende Computer- oder Softwareproduzenten, die wie beispielsweise SAP rasch den Weg an die Börse fanden und deren Inhaber und leitende Manager innerhalb kürzester Zeit in die Wirtschaftselite aufstiegen.[70]

Welche Folgen hatten diese unternehmensstrukturellen Veränderungen insgesamt für die Wirtschaftseliten? Der wirtschaftliche Strukturwandel, so ist zunächst festzuhalten, führte dazu, dass die Zahl der Positionen und der Einfluss der Vertreter der ›alten‹ Industrien, insbesondere aus dem Bergbau, der Stahlindustrie, den Werften und der Textilindustrie, tendenziell abnahmen, während die Vertreter der neuen, technologisch fortgeschrittenen Industrien, insbesondere im Bereich der Mikroelektronik, wachsende Tätigkeitsfelder und damit auch zunehmendes Gewicht für sich beanspruchen konnten. Dies gilt sowohl für Verbände und Vereinigungen als auch für die politische Bühne und brachte die nach den alten Kräfteverhältnissen ausbalancierten Verhandlungsstrukturen des Korporatismus immer mehr aus dem Gleichgewicht. Ein erhebliches Problem resultierte zum Beispiel daraus, dass sich die Gewerkschaften weder in der expandierenden Finanzbranche noch in der neuen, oft mit ausgesprochen hohem Akademikeranteil an den Gesamtbelegschaften arbeitenden und zudem sehr fluiden Computer- und Softwareindustrie gut verankern konnten.[71] Die eingeübten Verständigungsmuster des Korporatismus erwiesen sich mit Blick auf die Mentalität der Beteiligten als nicht sehr persistent, die Polarisierung zwischen Gewerkschaften und Wirtschaftseliten nahm merklich zu, in Deutschland beispielsweise früher, bereits Mitte der 1990er Jahre, als in Norwegen, wo dies erst zur Jahrtausendwende festgestellt wurde.[72] Zugleich wuchs der Kosten- und Rationalisierungsdruck auf die Unternehmen und trug zum Wandel der Anforderungsprofile für die leitenden Manager in den Großunternehmen wie für die Eigentümer-Unternehmer im Mittelstand bei. In vielen Großunternehmen waren allgemeine betriebswirtschaftliche Managementqualifikationen nun stärker gefragt als produktionsbezogene technische Qualifikationen, insbesondere dann, wenn es galt, Fusionen und Übernahmen sowie immer neue Restrukturierungen zu bewältigen und neue Marketingkonzepte zu entwickeln. *Opera-*

---

70 Vgl. *Timo Leimbach*, Vom Programmierbüro zum globalen Softwareproduzenten. Die Erfolgsfaktoren der SAP von der Gründung bis zum R/3-Boom, 1972–1996, in: ZUG, 52, 2007, S. 33–56.

71 Vgl. *Thomas Fetzer*, Europäische Gewerkschaften und multinationale Unternehmen nach 1945. Ein Forschungsvorschlag, in: *Hartmut Kaelble/Martin Kirsch* (Hrsg.), Selbstverständnis und Gesellschaft der Europäer. Aspekte der sozialen und kulturellen Europäisierung im späten 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2008, S. 351–380.

72 Vgl. *Trygve Gulbrandsen/Ursula Hoffmann-Lange*, Consensus or Polarization? Business and Labour Elites in Germany and Norway, in: Comparative Social Research 23, 2007, S. 103–135.

tions research und *marketing research*, aber auch *human resource management* nach amerikanischem Vorbild erhielten Einzug in die Unternehmen.[73] Sieht man bei den Ingenieuren allerdings genauer hin, dann zeigt sich eine wichtige Differenzierung: Während die traditionellen ingenieurtechnischen Qualifikationen tatsächlich an Bedeutung verloren, gewannen neue informationstechnische Qualifikationen, die nicht nur auf der Ebene der Produkte und Produktionsprozesse, sondern auch hinsichtlich der Unternehmensorganisation erhebliches Innovationspotenzial bargen, gleichzeitig einen ganz neuen Stellenwert. Vom verschärften Wettbewerb und der Notwendigkeit einer stärkeren Marktorientierung blieben auch die Eigentümer-Unternehmer und ihr oft aus dem familiären Umfeld rekrutiertes Leitungspersonal in den mittelständischen Firmen nicht verschont.[74] Hatten sie bislang auf ihre Unabhängigkeit geachtet, so mussten sie sich nun, wollten sie weiter mithalten und auch in neue kapitalintensive Technologien investieren können, nicht nur für Banken, Beteiligungsgesellschaften und Wagniskapitalgeber, sondern auch für familien- und firmenfremdes betriebswirtschaftlich geschultes Führungspersonal und externe Berater öffnen. Das kurzfristige Renditedenken erhielt damit auch hier Einzug. Zugleich zeigte in vielen Eigentümerfamilien die Generation der Erben immer weniger Neigung, auf eigene Lebensentwürfe jenseits der Familientraditionen zu verzichten – ein wachsendes Problem für die Kontinuität der Firmen und oft der erste Anstoß für deren Verkauf an eigene Manager oder den Gang an die Börse.[75]

Vor dem Hintergrund der immer stärkeren Verflüssigung der überkommenen Unternehmensstrukturen und dem damit verbundenem Wandel von Anforderungsprofilen hin zu mehr betriebswirtschaftlichen Qualifikationen, kam es im Verlauf der 1990er Jahre in den westeuropäischen Industrieländern zu einer Entflechtung der traditionell dicht geknüpften Kapitalbeteiligungs- und Personalnetzwerke zwischen Banken und Industrie, die u. a. zur wechselseitigen Kontrolle des Managements der Unternehmen gedient hatte; für einige Länder, insbesondere Großbritannien, Deutschland und Frankreich, wurde das bereits eingehend untersucht.[76] Für die Schweiz konnte zudem aufgezeigt werden, dass sich zugleich neue, über den nationalen Rahmen hinausreichende Netzwerkstrukturen

---

73 Vgl. *Harm G. Schröter*, Americanization of the European Industry. A Compact Survey of American Influence in Europe since the 1880s, Dordrecht/Boston/London, 2005, insb. S. 97–123; *Ruth Rosenberger*, Experten für Humankapital. Die Entdeckung des Personalmanagements in der Bundesrepublik Deutschland, München 2008.

74 Vgl. *Katharina Bluhm/Rudi Schmidt* (Hrsg.), Change in SMEs. Towards a New European Capitalism?, Houndmills/Basingstoke 2008.

75 *Berghoff*, Moderne Unternehmensgeschichte, S. 124–126; *ders.*, Abschied vom klassischen Mittelstand. Kleine und mittlere Unternehmen in der bundesdeutschen Wirtschaft des späten 20. Jahrhundert, in: *Berghahn/Unger/Ziegler*, Die deutsche Wirtschaftselite, S. 93–113.

76 Grundlegend dazu: *Mark S. Mizruchi*, The American Corporate Network 1904–1974, Beverly Hills 1982; *Frans N. Stokman/Rolf Ziegler/John Scott* (Hrsg.), Networks of Corporate Power. A Comparative Analysis of 10 Countries, Cambridge 1985; *John Scott*, Corporate Business and Capitalist Classes, Oxford 1997; *Windolf*, Corporate Networks. Vertiefende Länderstudien zu den Auflösungsprozessen seit Mitte der 1990er Jahre: *Francois Morin*, La rupture du modèle français de détention et de gestion des capitaux, in: Revue Économique 50, 1998, S. 111–132; *Wolfgang Streeck/Martin Höpner* (Hrsg.), Alle Macht dem Markt? Fallstudien zur Abwicklung der Deutschland AG, Frankfurt am Main 2003; *Martin Höpner/Lothar Krempel*, The Politics of the German Company Network, Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, MPIfG Working Paper 03/9, Köln 2003; *An Rommens/Ludo Cuyvers/Marc Deloof*, Interlocking Directorates and Business Groups. Belgian Evidence, Antwerpen 2007; *Eelke M. Heemskerk/ Gerhard Schnyder*, Small States, International Pressures, and Interlocking Directorates. The Cases of Switzerland and the Netherlands, in: European Management Review 5, 2008, S. 41–54; *Evis Sinani* u. a., Corporate Governance in Scandinavia: Comparing Networks and Formal Institutions, in: European Management Review 5, 2008, S. 27–40.

etablierten.[77] Für die Banken nahm der Stellenwert des herkömmlichen Industriekreditgeschäfts, aus dem häufig wechselseitige Kapitalbeteiligungen hervorgegangen waren, mit dem Aufstieg des Investment-Banking immer mehr ab. Diese immer stärkere Ausrichtung von Banken und Industrie auf die Kapitalmärkte ging einher mit dem grundlegenden Wandel des im kontinentalen Westeuropa bis dahin allgemein vorherrschenden unternehmerischen Leitbildes: Der auf den gesellschaftlichen Interessenausgleich gerichtete Korporatismus trat immer mehr zugunsten einer neuen stark kapitalmarktorientierten Leitvorstellung der handelnden Manager zurück. Ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte die jeweils aktuelle, kurzfristige Entwicklung des Unternehmenswertes an den Aktienbörsen, der *shareholder value*. Langfristige Wertsteigerungen, technische Qualität, stabile Investorenbeziehungen sowie dauerhaft sichere Arbeitsplätze für die Belegschaften wurden demgegenüber als Zielgrößen in den Hintergrund gedrängt. Die Manager westeuropäischer Unternehmen, die oft erst seit dem Generationenwechsel der späten 1960er Jahre in ihren Funktionen tätig waren, verstanden sich, überspitzt gesagt, offenkundig immer weniger als leitende Angestellte, dafür immer mehr als »Broker« ihrer Unternehmen.[78]

Ein wichtiger Grund für den Erfolg des neuen am *shareholder value* orientierten Leitbildes der westeuropäischen Wirtschaftseliten liegt in den gesamteuropäischen Transformationsproblemen der 1990er Jahre, die sich aus dem Zerfall des kommunistischen Blocks und der dadurch weiter intensivierten Globalisierung ergaben. Diese Probleme stellten die bisherigen Praktiken der Unternehmensführung und -kontrolle über die gewachsenen, im Wesentlichen national integrierten Netzwerke der Kapital- und Personalverflechtung immer mehr in Frage. Die Kontrolle der Unternehmen durch ihre Großaktionäre, also vor allem durch andere Aktienunternehmen, bot zwar relativ wirksamen Schutz gegen externe Übernahmeversuche, sie leistete aber auch einer Ausweitung der Macht der Manager Vorschub.[79] Schließlich waren es die angestellten Manager von Großunternehmen, die im Rahmen dieses Modells als Aufsichts- und Verwaltungsräte auch die Eigentümerkontrolle über andere Unternehmen auszuüben hatten. Den Kritikern, die sich auf die betriebswirtschaftliche *agency theory* stützen konnten, erschien dieser auf die dichten Netzwerke der *interlocking directorates* gestützte Machtzuwachs der Manager außerordentlich bedenklich. Sie forderten deshalb vehement – und mit wachsendem Erfolg – die Auflösung der traditionellen Netzwerkstrukturen. Die Kontrolle der Unternehmen und ihrer Manager über die Märkte – den für Aktien, den für Manager und den für Unternehmenskontrolle – hielten sie für wesentlich effizienter. Zugleich trugen sie dazu bei, dass sich die öffentliche Diskussion vom eigentlichen Thema »Wie können Unternehmen am besten kontrolliert werden?« immer mehr zu dem Thema »Nieten in Nadelstreifen« (Günter Ogger) verlagerte, also zur Frage nach dem persönlichen Unvermögen und Fehlverhalten von Managern.[80] Im neuen neoliberalen Kontext wurden die vertrauensbasierten, auf wechselseitige soziale Kontrolle gestützten Netzwerke nun immer stärker als Klüngelei und Mauschelei perhorresziert.[81] Dieser Umbruch in der Wahrnehmung, Bewertung und Organi-

77 Vgl. *Gerhard Schnyder* u. a., The Rise and Decline of the Swiss Company Network during the 20th Century, Lausanne 2005; *Thomas David* u. a., The Swiss Business Elite between 1980–2000. Declining Cohesion, Changing Educational Profile and Growing Internationalization, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites.

78 Vgl. – für das deutsche Beispiel – *Plumpe*, Ende des deutschen Kapitalismus, S. 16.

79 Vgl. *Paul Windolf*, Die neuen Eigentümer. Eine Analyse des Marktes für Unternehmenskontrolle, in: Zeitschrift für Soziologie 23, 1994, S. 79–92; *Jürgen Beyer*, Managerherrschaft in Deutschland? »Corporate Governance« unter Verflechtungsbedingungen, Opladen 1998.

80 Vgl. *Jürgen Beyer*, Vom Netzwerk zum Markt? Zur Kontrolle der Managementelite in Deutschland, in: *Münkler/Straßenberger/Bohlender* (Hrsg.), Deutschlands Eliten im Wandel, S. 177–198.

81 Vgl. für das deutsche Beispiel *Fiedler*, Zur Rolle des Vertrauens.

sation von Unternehmenskontrolle fand in den USA bereits in den 1980er Jahren statt und setzte sich in den meisten westeuropäischen Industrieländern in den frühen 1990er Jahren durch, als die Kritik an den scheinbar so mächtigen, aber ›unfähigen‹ Managern angesichts der Transformationsprobleme neue Dimensionen annahm.[82]

Welche weitergehenden Auswirkungen hatte die Auflösung der traditionellen Kapitalverflechtungen bzw. der Personennetzwerke auf die soziale Zusammensetzung der Wirtschaftseliten? Die Verbreitung des neuen, am *shareholder value* orientierten Leitbildes wurde vor allem von den wirtschaftswissenschaftlich ausgebildeten Managern in den Finanz- und Controllingbereichen der Unternehmen getragen. Interessant ist nun, dass sich parallel zur Verbreitung dieses Leitbildes ganz offenkundig auch der vermehrte Aufstieg eben dieser Manager zu *chief executives* in den Vorständen der Unternehmenszentralen vollzog, die sich inzwischen häufig als Holdinggesellschaften konstituiert hatten, dicht gefolgt von ebenfalls in größerer Zahl als früher aufsteigenden Managern aus den Bereichen Marketing und Vertrieb. In Frankreich etwa zeigte sich diese Entwicklung darin, dass in den späten 1990er Jahren der Anteil der *inspecteurs des finances* in den Konzernleitungen zulasten der Angehörigen der ingenieur-technischen *grands corps* anstieg; diese früher nur im Finanzsektor und in den Finanzvorständen der Industriekonzerne anzutreffenden Fachleute traten nun auch als *président-directeur général* (*PDG*) an die Führungsspitze von Industriekonzernen.[83] Für Deutschland wird ein solcher Wandel zugunsten von »finanzmarktorientierten« Managern ebenfalls diskutiert[84] – und er scheint sich zu bestätigen.[85] Die neue Leitvorstellung verbreitete sich aber keineswegs nur durch die Verdrängung älterer durch jüngere Manager, sondern auch durch ihre erstaunlich schnelle Übernahme seitens bereits langjährig tätiger Führungskräfte. Dies ist wahrscheinlich in erster Linie mit der hohen Plausibilität der Leitvorstellung selbst zu erklären, die nicht nur Analysten, Fondsmanagern und Rating-Agenturen, sondern auch Kleinaktionärsvertreter sehr ansprach. Hinzu kam die Einführung der variablen, auch an die Aktienkursentwicklung gekoppelten Vergütungssysteme für Manager; sie dürfte einen sehr starken Anreiz zur Übernahme der neuen Leitvorstellung geliefert haben, weil sie nicht nur enorme Ein-

---

82 Vgl. *Neil Fligstein*, The Transformation of Corporate Control, Cambridge 1990; *Michael Useem*, Executive Defence. Shareholder Power and Corporate Reorganization, Cambridge 1993; *ders.*, Investor Capitalism. How Money Managers are Changing the Face of Corporate America, New York 1996; *Gerald F. Davis/Mark S. Mizruchi*, The Money Center Cannot Hold. Commercial Banks in the U. S. System of Corporate Governance, in: Administrative Science Quarterly 44, 1999, S. 215–239; *Neil Fligstein*, The Architecture of Markets – An Economic Sociology of Twenty-First Century Capitalist Societies, Princeton 2001; *Windolf*, Corporate Networks; *ders.* (Hrsg.), Finanzmarkt-Kapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen, Wiesbaden 2005.

83 *Hervé Joly*, Die bemerkenswerte Persistenz der staatlichen *grands corps* bei der Rekrutierung der Wirtschaftseliten in Frankreich, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites.

84 Vgl. *Hans-Joachim Gergs/Rudi Schmidt*, Generationenwechsel im Management ost- und westdeutscher Unternehmen. Kommt es zu einer Amerikanisierung des deutschen Managementmodells?, in: KZfSS 54, 2002, S. 553–578; *Markus Pohlmann*, Der Generationswechsel und die neue »Weltklasse« des Managements. Anmerkungen zum Zusammenhang von demographischem und gesellschaftlichem Wandel, in: ISO-Mitteilungen 2003, Nr. 2, S. 50–64; *Martin Höpner*, Was bewegt die Führungskräfte? Von der Agency Theorie zur Soziologie des Managements, in: Soziale Welt 55, 2004, S. 263–282.

85 Im Jahr 2003 hatten von den Vorstandsvorsitzenden der 100 größten deutschen Unternehmen immerhin 32,6 Prozent zuvor eine Karriere im Finanz- und Controllingbereich durchlaufen, 27,4 Prozent im Marketing- und Vertriebsbereich und 26,3 Prozent in den klassischen Bereichen Produktion und Technik. Und gerade die Unternehmen, die von einem Manager geleitet wurden, der zuvor im Bereich Finanzen und Controlling tätig gewesen war und einen ökonomischen Hochschulabschluss besaß, waren weniger in die personellen Verflechtungsnetzwerke der deutschen Unternehmen eingebunden als andere. Vgl. *Beyer*, Vom Netzwerk zum Markt?, S. 192.

kommenszuwächse ermöglichte, sondern auch beträchtliche Status- und Prestigegewinne innerhalb der *business community* mit sich brachte (gerade die aus der klassischen Netzwerkkontrolle entlassenen Unternehmen verzeichnen die stärksten Anstiege bei den Vergütungen), und sie leistete sicher auch der Ausbreitung von persönlicher Habgier einen gewissen Vorschub.[86]

Diese allgemeinen Entwicklungstrends, die in den verschiedenen Ländern zahlreiche, noch näher zu erforschende Varianten kannten, blieben nicht ohne Auswirkungen auf die Kohäsion und Integration der nationalen Wirtschaftseliten. Dabei sind bislang drei sich gegenseitig verstärkende Trends zu erkennen: Erstens: Durch die Entflechtung der nationalen Banken-Industrie-Komplexe und die parallel dazu erfolgende Etablierung neuer transnationaler Unternehmensallianzen seit den 1990er Jahren nahm die soziale Integrationskraft der ›alten‹ nationalen Elitennetzwerke offenkundig ab – und zwar unabhängig davon, ob sie ihr Fundament in einer starken Kartelltradition besaßen (wie in Deutschland, Österreich und der Schweiz), oder ob sie sich, wie in Frankreich oder auch in Skandinavien, maßgeblich auf den staatlichen Einfluss bei der Rekrutierung der Wirtschaftseliten stützten. Zweitens: Der relative Bedeutungsverlust der nationalen Märkte und die Erweiterung der unternehmerischen Aktionsradien zunächst auf die west- und dann auch die osteuropäischen bzw. die globalen Märkte trugen zur Europäisierung und Internationalisierung der Wirtschaftseliten bei. Definierten sich die meisten Unternehmen in den 1970er Jahren noch national, so ist die Zahl der *global player* seit Mitte der 1990er Jahre im Zuge einer Welle von Fusionen und Übernahmen in bis dahin nicht gekanntem Ausmaß weiter angestiegen.[87] Die transnationale Vernetzung dieser Unternehmen, durch Kapitalbeteiligungen, Geschäftsbeziehungen und persönliche Kontakte, gewann entsprechend an Bedeutung; die Bildung neuer transnationaler Interessenverbände und Vereinigungen verstärkte den Trend zur Europäisierung und Internationalisierung der Wirtschaftseliten noch zusätzlich.[88] Drittens: Aus kommunikationstechnischen, vermutlich auch aus tieferliegenden sozial-kulturellen Gründen blieben Ausländer in den jeweiligen nationalen Netzwerken der Wirtschaftseliten zugleich aber lange unterrepräsentiert.[89] Nationaler Korpsgeist und nationale Clubmentalitäten unterlagen einer eher langsamen, schleichenden Erosion – die allerdings gilt es wahrzunehmen: So sind heute selbst die französischen Großkonzerne, was Aktionäre, Märkte, Beschäftigte und eben auch ihre Manager angeht, immer weniger französisch geprägt. Die traditionell enge Verbindung zwischen dem französischen Staat und den Wirtschaftseliten hat sich im Verlauf der letzten Jahre so sehr gelockert, dass sich der Zugang für Angehörige anderer Nationalitäten zur französischen Wirtschaftselite künftig weiter vereinfachen könnte – auch mit dem Effekt, dass »echte« berufliche Leistungen möglicherweise irgendwann einmal mehr zählen werden als das formale Kriterium der Ausbildung an einer der elitären *grandes écoles*.[90] Aus diesen drei Trends, vor allem dem der Europäisierung und Internationalisierung der Wirtschaftseliten, ergibt sich unweigerlich die Frage nach der Herausbildung transnationaler Wirtschaftseliten, auf die – unter Einbeziehung der ostmitteleuropäischen Länder – noch näher einzugehen ist.

Bei aller Betonung des Wandels ist allerdings festzuhalten, dass sich an der sozialen Exklusivität in der Rekrutierung der Wirtschaftseliten bis in die Gegenwart offenbar nur

86 Vgl. *Reinhart Blomert*, Die Habgierigen. Firmenpiraten, Börsenmanipulation. Kapitalismus außer Kontrolle, München 2003.

87 Eine Übersicht zu den insgesamt fünf großen Fusionswellen im 20. Jahrhundert findet sich bei: *Berghoff*, Moderne Unternehmensgeschichte, S. 111.

88 Ein anschauliches Beispiel liefert die Versicherungswirtschaft, die ihre Interessen in der »Geneva Association« bündelte. Vgl. *Matthieu Leimgruber*, Bringing Private Insurance Back in. A Transnational Insurance Think Tank for the Post-Keynesian Decades, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites.

89 Ein markantes Beispiel hierfür liefert die Schweiz: Vgl. *David* u. a., Swiss Business Elite.

90 So die Hypothese von *Joly*, Die bemerkenswerte Persistenz.

wenig verändert hat und die nationalen Netzwerke der westeuropäischen Wirtschaftseliten auch keineswegs vollständig demontiert wurden. In Norwegen etwa ist die auf eine gemeinsame Weltanschauung und das Vertrauen in die Institutionen gegründete nationale Integration der Wirtschaftseliten noch immer sehr hoch.[91] Angesichts des überaus starken Globalisierungsdrucks hat sich auch das französische Modell der Elitenrekrutierung noch immer als bemerkenswert stabil erwiesen. Dies gilt gerade auch, wenn man es mit dem britischen Modell vergleicht, das zwischen 1995 und 2005 zwar nichts von seiner sozialen Exklusivität verloren hat, aber dennoch einem markanten Wandel unterlag. Die traditionellen Elitebildungseinrichtungen, die *public schools* und *Oxbridge* haben in Großbritannien in den letzten Jahren erheblich an Bedeutung verloren; ihre Absolventen sind vor allem noch bei den *chief executives* in den Banken und Versicherungen anzutreffen, aber auch hier rückläufig (während der Anteil von Ausländern stark angestiegen ist). Ursachen hierfür sind offenkundig das – durch Übernahmen und Fusionen bewirkte – fast vollständige Verschwinden der traditionellen britischen Privatunternehmen und eine veränderte Hochschullandschaft mit einer größeren Zahl konkurrierender Spitzenuniversitäten.[92]

Manchen politisch gut positionierten Angehörigen der Wirtschaftseliten, die mit genügend wirtschaftlichem, sozialem und kulturellem Kapital ausgestattet waren, gelang auch eine erfolgreiche Transformation ihrer persönlichen Netzwerke und das beharrliche Festhalten an Werthaltungen über den mehrfachen Wandel der institutionellen Rahmenbedingungen hinweg. Ein besonders aussagekräftiges Beispiel für den in den 1990er Jahren vermehrt anzutreffenden Typus des ›politischen Unternehmers‹ – der sich flexibel zwischen Politik und Wirtschaft bewegt – ist der frühere österreichische Finanzminister Hannes Androsch, dem es ohne markante Brüche gelang, sein persönliches Beziehungsnetzwerk wie auch seine persönlichen Werthaltungen aus dem Umfeld des Austrokeynesianismus zunächst in den staatsnahen Bankensektor und dann in das private Beratungs- und Beteiligungsgewerbe zu transferieren.[93]

Eine weitere Kontinuität im Wandel ist darin zu erkennen, dass der politische Lobbyismus der Wirtschaftseliten auf nationaler Ebene offenkundig nicht an Bedeutung verloren hat. In Skandinavien, also in vergleichsweise noch immer stark korporatistisch geprägten Gesellschaften, war offenkundig sogar das Gegenteil der Fall: Eine diesbezügliche Untersuchung für Norwegen hat jedenfalls ergeben, dass sowohl Eigentümer-Unternehmer als auch Manager-Unternehmer weiterhin sehr aktive Lobbyisten sind, wobei sich ihre Strategien nicht markant voneinander unterscheiden.[94] Dabei gibt es auch in Norwegen seit den späten 1990er Jahren – wie in vielen kontinentaleuropäischen Ländern – einen Trend zum vermehrten Wechsel von Elitenangehörigen aus der Politik in die Wirtschaft, aber auch aus der Wirtschaft in die Verwaltung. Offenkundig ist das klassische Lobbying von einer stärkeren Durchdringung von Politik und Wirtschaft ergänzt worden – ein Trend, den man sowohl unter dem Aspekt einer Politisierung der Wirtschaft als auch unter dem Aspekt einer Ökonomisierung der Politik betrachten kann. Die wechselseitige Durchdringung der verschiedenen Elitensektoren wurde in manchen westeuropäischen Ländern, darunter beispielsweise auch die Bundesrepublik Deutschland, politisch bewusst geför-

---

91 Vgl. *Trygve Gulbrandsen*, Ideological Integration and Variations within the Private Business Elite in Norway, in: European Sociological Review 21, 2005, S. 329–344; *ders*., Elite Integration and Institutional Trust in Norway, in: Comparative Sociology 6, 2007, S. 190–214.

92 Vgl. dazu *Hartmann,* Eliten und Macht in Europa, S. 116–122. Außerdem: *Mairi Maclean/ Charles Harvey/Jon Press,* Business Elites and Corporate Governance in France and the UK, Houndmills/New York 2006.

93 Vgl. *Christian Dirninger*, Der politische Unternehmer – ein österreichisches Beispiel, in: *Sattler/ Boyer*, European Economic Elites.

94 Vgl. *Trygve Gulbrandsen*, Private Business Lobbying in a Corporatist Society – The Case of Norway, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites.

dert, etwa im Interesse einer in Frankreich traditionell stärkeren wirtschaftlichen Professionalisierung der Exekutive.[95]

Unternehmensstrukturen und Wirtschaftseliten im ›Osten‹

Nach dem Scheitern der mehr oder weniger weitreichenden Wirtschaftsreformen der 1960er Jahre, die man rückblickend als misslungenen Versuch betrachten kann, unter Aufrechterhaltung des Machtmonopols der kommunistischen Staatspartei zur stärker indirekten, d. h. monetären Steuerung überzugehen und bestimmte Transaktionen aus der zentralen Planungs- und Lenkungsbürokratie heraus auf – echte oder simulierte – Märkte zu verlagern, kehrte man zu Beginn der 1970er Jahre in fast allen staatssozialistischen Ländern zu einer wieder straffer zentralisierten Planung und Lenkung der Volkswirtschaft zurück, mit allerdings recht unterschiedlichen Konzepten im Detail. Gemeinsam war den neuerlichen wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Kurswechseln in den staatssozialistischen Länder der Versuch, das sozial- und konsumpolitische Angebot für die jeweilige Bevölkerung möglichst zügig zu verbessern, ohne dabei mittel- bis langfristig das Ziel einer vor allem auf westliche Technologien gestützten Modernisierung der Volkswirtschaft aus den Augen zu verlieren. Deutliche Differenzen dagegen gab es beispielsweise mit Blick auf die künftige Rolle der Privatwirtschaft (in der DDR etwa wurde sie nahezu vollständig beseitigt, in Polen erhielt sie eine dauerhafte Bestandsgarantie, in Ungarn wurde ihr nun sogar eine wichtige, die Staatswirtschaft ergänzende Rolle zugesprochen) und das Ausmaß der Kreditaufnahme an den internationalen Kapitalmärkten (in der Tschechoslowakei etwa wurde es strikt begrenzt, in Polen dagegen relativ großzügig bemessen). Dabei war die Bereitschaft amerikanischer und westeuropäischer Geschäftsbanken, den osteuropäischen Ländern umfangreiche Investitions- und Konsumkredite zu gewähren, im Kontext der Entspannungspolitik zu dieser Zeit größer als jemals zuvor; und sie stieg sogar noch weiter an, als die in den 1970er Jahren weltweit anziehenden Energie- und Rohstoffpreise die Flut des weltweit Anlage suchenden Kapitals weiter anschwellen ließen.[96]

Grundlegende Gemeinsamkeiten der Kurswechsel ergaben sich auch mit Blick auf die Umgestaltung der Betriebsstrukturen: In der Hoffnung, die Kostennachteile der zentralen Planung und Lenkung der Wirtschaft besser begrenzen oder sogar abbauen zu können, forcierte man nun generell die Bildung von integrierten Großbetrieben.[97] Diese »Großen

95 Vgl. *Ulrich Derlien/Florian Lang*, Verwaltungseliten in der Bundesrepublik Deutschland und der V. Französischen Republik, in: *Guido Mehlis* (Hrsg.), Verwaltungseliten in Westeuropa (19./20. Jahrhundert) (Jahrbuch für europäische Verwaltungsgeschichte, Bd. 17), Baden-Baden 2005, S. 109–147.

96 Die Koordination der westlichen Gläubigerbanken, die angesichts der generell hohen Zahlungsmoral der osteuropäischen Länder keine größeren Bedenken bei der Anhebung der Kreditlinien insbesondere für Polen hatten, lag seit 1980 bei der Dresdner Bank. Vgl. *Reinhold Stössel*, Finanzielle Perspektiven aus westlicher Sicht. Vortrag am 27. Februar 1984 aus Anlaß des Symposiums »Jüngste Entwicklungen und künftige Aussichten des Polen-Geschäfts« des Berliner Instituts für Weiterbildung von Führungskräften der Wirtschaft (BIF) e. V., Berlin 1984. Nach dem Ölpreisschock von 1973 zeigte sich allerdings auch bald, dass die neue großzügig kreditfinanzierte Investitionsstrategie, wie sie etwa Eduard Gierek in Polen betrieb, nicht aufgehen konnte, weil sie die Möglichkeiten zur Produktivitätssteigerung der noch immer stark agrarisch geprägten polnischen Volkswirtschaft völlig überschätzte.

97 Dies in Anlehnung an *Oliver E. Williamson*, Markets and Hierarchies. Analysis and Antitrust Implications. A Study in the Economics of Internal Organization, New York / London 1975; *Viktor N. Čerkovec*, The Enterprise in the System of Socialist Social Production, in: Problems of Economics 22, 1980, H. 10, S. 3–21. Die andere – mit Williamson ebenfalls gut zu begründende – Option, bestimmte Transaktionen aus der Planungs- und Lenkungsbürokratie heraus auf die Märkte zu verlagern, um relative Kostenvorteile zu erlangen, stellte nach dem Scheitern der ambitionierten Reformen der 1960er Jahre, bei denen genau dies erfolglos versucht worden war, keine ernsthaft erwogene Alternative mehr dar.

Wirtschaftsorganisationen« oder »Kombinate«, die nur innerhalb der planwirtschaftlichen Gesamtarchitektur als quasi-divisionale Organisationseinheiten verstanden werden können, in ihrem Inneren aber einer funktionalen Organisationsstruktur verhaftet blieben, wurden mit beträchtlicher Autonomie ausgestattet und teils, etwa in der DDR, durch die Verstaatlichung und Eingliederung kleiner und mittlerer privater Betriebe abgerundet.[98] Mit ihren zumeist nur wenig diversifizierten Produktionsprogrammen konnten sie tatsächlich in vielen Bereichen, in Forschung und Entwicklung ebenso wie bei Beschaffung, Produktion und Absatz, bestimmte Größenvorteile erzielen, unterlagen allerdings nach wie vor keinem wirksamen Marktzwang zur Produktinnovation und stärkeren Kundenorientierung. Gerade hinsichtlich des als ausgesprochen wichtig eingestuften Wissenstransfers zwischen Hochschulen und Kombinaten zeigten die Kombinate früh strategische Schwächen, denn sie blieben zu eng in die zentralen Planungshierarchien eingebunden und fanden deshalb – trotz vielfacher Bemühungen beteiligter Wissenschaftler und Ingenieure um Kontakte ins westliche Ausland – keinen Anschluss an die westlichen Innovationsnetzwerke.[99] Als sich die Ölpreiskrisen und die dadurch weiter verschärfte Konkurrenz auf den Weltmärkten auch im sowjetischen Machtbereich bemerkbar machten, indem nicht nur die Preise für Energie und Rohstoffe, sondern auch die Zinsen für westliche Kredite weiter anstiegen, wurde die Kombinatsbildung allerdings trotzdem, mehr oder weniger energisch, vorangetrieben.[100]

Dahinter stand die Erwartung, dass die noch während der Wirtschaftsreformen oder im Zuge der forcierten Kombinatsbildung neu ins Amt gekommenen, meist jüngeren und fachlich oft besser als ihre Vorgänger qualifizierten Manager – in der Regel konnten sie nun ein Hochschulstudium vorweisen – im Rahmen der ausgeweiteten Handlungsspielräume auch stärkere unternehmerische Qualitäten an den Tag legen würden.[101] In Polen etwa stiegen unter dem neuen Regierungschef Eduard Gierek ab 1970 zahlreiche ehrgeizige junge Männer in verantwortliche Positionen der staatlichen Großbetriebe auf, die ihr Studium nicht selten bei einem der renommierten polnischen Wirtschaftswissenschaftler absolviert hatten, welche dem neoliberalen Gedankengut amerikanischer Provenienz zu dieser Zeit bereits recht aufgeschlossen gegenüber standen – ein deutlicher Hinweis auf

98 Größere Autonomie erhielten sie u. a. für die Planung des Produktionsprogramms, die Güterbilanzierung, die »Umprofilierung« der ihnen unterstehenden Betriebe und die Koordinierung der wirtschaftlichen Prozesse in und zwischen den Kombinaten. Vgl. *A. Darska*, Le système des entreprises pilotes en Pologne, in: Revue d'études comparatives est-ouest 6, 1975, H. 2, S. 73–135; *Hannelore Hamel*, Sozialistische Unternehmenskonzentration und Managerverhalten. Die Kombinatsbildung in der DDR als Effizienzproblem, in: *Günter Hedtkamp* (Hrsg.), Anreiz- und Kontrollmechanismus in Wirtschaftssystemen, Bd. 1, Berlin 1981, S. 67–97, hier: S. 70–74.

99 Vgl. *Manuel Schramm*, Wirtschaft und Wissenschaft in DDR und BRD. Die Kategorie Vertrauen in Innovationsprozessen, Köln/Weimar/Wien 2008; *ders*., Wirtschaftseliten und Wissenstransfer zwischen Hochschulen und Unternehmen in der DDR und Bundesrepublik Deutschland 1949–1990, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites.

100 Vgl. *János Kornai*, The Socialist System. The Political Economy of Communism, Princeton, NJ 1992, S. 399–403. Am weitesten wurde die Kombinatsbildung zweifellos in der DDR getrieben. Vgl. *Jörg Roesler*, Kombinate in der Geschichte der DDR. Von den ersten VVB bis zur durchgängigen Kombinatsbildung, in: Jahrbuch für Geschichte 31, 1984, S. 221–271; *Wolfgang Gössmann*, Die Kombinate in der DDR, Berlin 1987.

101 Zum »Wechsel der Wirtschaftskader« in den 1960ern vgl. *Alena Mísková*, Kaderpolitik und -entwicklung im Kontext der tschechoslowakischen Wirtschaftsreform, in: *Christoph Boyer* (Hrsg.), Sozialistische Wirtschaftsreformen. Tschechoslowakei und DDR im Vergleich, Frankfurt am Main 2006, S. 543–558; *Peter E. Fäßler*, »Gegenelite« versus »strategische Clique«. Kaderpolitik und -entwicklung während der DDR-Wirtschaftsreformen, in: ebd., S. 559–595. Zu den langfristigen Auswirkungen: *Róna-Tas/Böröcz,* Bulgaria, the Czech Republic, Hungary, and Poland.

das Bestehen transnationaler Wissenskulturen, in welche offenkundig auch die Länder Ostmitteleuropas eingebunden waren.[102] Sie verstärkten den schon zuvor feststellbaren Trend des Austauschs von Führungskräften mit rein technischer Ausbildung durch solche mit ökonomischem, juristischem oder gesellschaftswissenschaftlichem Hochschulabschluss: ein Trend, der dem in westeuropäischen Großunternehmen nicht unähnlich war, sich in Osteuropa allerdings bald wieder abschwächte, so dass die Dominanz der technischen Ausbildungsgänge hier letztlich ungebrochen blieb.[103]

Die jungen ›Aufsteiger‹ interessierten sich wenig für politische Ideen und Ideologien, dafür umso mehr für ihre eigenen Karrieren und ihr materielles Wohlergehen. Sie verstanden sich zunehmend als eine eigene soziale Gruppierung, die zwar nach wie vor von der politischen Machtelite abhängig war, aber doch ihre eigenen Interessen artikulieren und verfolgen konnte. Ihren Lebensstil richtete diese neue technokratische Teilelite zunehmend an der westeuropäischen Mittelklasse aus. In Polen trafen sich die Manager in ihren örtlichen »Direktorenklubs« auch mit den Spitzen der lokalen politischen und administrativen Eliten, um gemeinsame Interessen zu besprechen und in den politischen Entscheidungsprozess auf höherer Ebene einzuspeisen. Zu einer dauerhaft tragfähigen horizontalen Elitenintegration kam es dabei allerdings nicht. Vielmehr verhärteten sich in Polen in den frühen 1980er Jahren die Fronten zwischen den verschiedenen Interessengruppen und Lagern. Die unter Gierek neu ins Amt gekommenen Kombinats- und Betriebsleiter sahen, anders als viele ihrer ideologisch wesentlich stärker gebundenen Vorgänger, welche die ihnen übertragenen Positionen als ›gute‹ Funktionäre der Planungsbürokratie auszufüllen versucht hatten, keine grundsätzlichen Schwierigkeiten darin, sich auch auf informelle wirtschaftliche Transaktionen außerhalb der staatlich kontrollierten Bahnen einzulassen; sie hielten auch an ihren materiellen Privilegien fest, als die Wirtschaftsreformversuche längst gescheitert waren.

Die offiziellen Hierarchien gaben dem Führungspersonal der Kombinate und Betriebe scheinbar klare formal-bürokratische Verfahrensweisen vor. Angesichts der Unzulänglichkeiten des zentralen Planungs- und Lenkungssystems, die mit den unbewältigten Herausforderungen der dritten Industriellen Revolution trotz forcierter Kombinatsbildung und auch weiterer Reformversuche anwuchsen, sah sich das Management jedoch gezwungen, immer häufiger auch außerhalb des vorgegebenen Rahmens aktiv zu werden.[104] Die auf Kombinats- und Betriebsebene verantwortlichen Manager nutzten ihre erweiterten Verfügungs- und Nutzungsrechte über volkseigene Ressourcen in den 1980er Jahren immer häufiger, um auch informelle wirtschaftliche Koordinationen mit anderen Betrieben und Einrichtungen des lokalen Umfeldes anzuknüpfen, häufig mit Stadt- und Gemeindeverwaltungen, die zum Beispiel Wohnraum zu vergeben hatten, aber auch mit Produktionsgenossenschaften des Handwerks oder der Landwirtschaft sowie mit Kin-

---

102 Vgl. *Waldemar Kuczynski*, Le chemin de retour. L'évolution des opinions sur le marché et la propriété de Pologne, 1956–1982, in: Revue d'études comparatives est-ouest 6, 1990, S. 29–39; *Krzysztof Porwit*, Looking Back at Economic Science in Poland, 1945–1996. The Challenge of System Changes, in: *Hans-Jürgen Wagener* (Hrsg.), Economic Thought in Communist and Post-Communist Europe, London/New York 1998, S. 80–157.

103 Vgl. *Halina Najduchowska*, The Selection of General Directions of Industrial Enterprises and the Changing Role of the Industrial Enterprise, in: International Studies of Management and Organization 3, 1973, H. 3, S. 9–41; *Marian J. Kostecki*, The Managerial Cadres of the Polish Industry: Research Report, in: The Polish Sociological Bulletin 40, 1977, H. 2, S. 85–96; *Jacek Wasilewski*, Occupational Careers of Directors, in: The Polish Sociological Bulletin 1978, H. 3/4, S. 97–110; *Witold Morawski* (Hrsg.), The Sociology of Industrial Management in Poland (International Journal of Sociology 10, 1980/81, H. 4).

104 Vgl. *Hübner*, Durch Planung zur Improvisation.

dergärten, Schulen und sonstigen sozialen Einrichtungen.[105] Krisenmanagement und die Fähigkeit zu kooperativem Handeln in informellen Macht- und Austauschbeziehungen bekamen für sie einen hohen Stellenwert. Zugang zu den halb- bis illegalen Märkten innerhalb der Planwirtschaft erhielten die Manager dabei nicht durch Geld, sondern nur durch handfeste eigene Kompensationsgüter oder das Versprechen konkreter Vorteilsgewährung an die Tauschpartner. Indem sie auf diese Art des Tauschens eingingen, sorgten die Manager für den Aufbau »kompensatorischer Netzwerke« und trugen zur Ausbreitung der – freilich auch aus anderer Quelle gespeisten[106] – Schattenwirtschaft bei.[107] In den 1980er Jahren erwuchs hieraus – vor allem in Polen und Ungarn – eine allmählich stärker werdende »zweite Wirtschaft«, die sich in wachsendem Maße auch auf legalisierte, zunächst eher kleine produzierende oder dienstleistende Genossenschafts- und Privatbetriebe stützen konnte.[108]

Vor diesem Hintergrund formierte sich nicht nur in Ungarn – aber hier besonders markant nachzuverfolgen – in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre eine stärker differenzierte sozusagen spätsozialistische Wirtschaftselite, deren Angehörige später auch den Kern der postsozialistischen Wirtschaftselite bildeten. Dies gilt ungeachtet aller institutioneller Veränderungen im Zuge der Systemtransformation nach 1989. Die beiden wichtigsten Segmente dieser sich formierenden spätsozialistischen Wirtschaftselite bestanden in Un-

---

105 Vgl. *Jacek Tarkowski*, Local Influences in a Centralized System: Resources, Local Leadership and Horizontal Integration in Poland, in: *Sidney Tarrow/Peter A. Katzenstein/Luigi Graziano* (Hrsg.), Territorial Politics in Industrial Nations, New York 1978, S. 213–244; *Jacek Tarkowski*, Poland. Patrons and Clients in a Planned Economy, in: *Jerzy J. Wiatr* (Hrsg.), Local Politics in Poland. Twenty Years of Research, Warschau 1986, S. 66–90; *Jacek Tarkowski*, A Centralized System and Corruption. The Case of Poland, in: The Asian Journal of Public Administration 10, 1988, S. 48–70; *Małgorzata Mazurek*, Filling the Gap between Plan and Needs. Social Networks in the Local Government System in Communist Poland, in: *Annette Schuhmann* (Hrsg.), Vernetzte Improvisationen. Gesellschaftliche Subsysteme in Ostmitteleuropa und in der DDR, Köln/Weimar/Wien 2008, S. 103–120.

106 Zu nennen ist hier vor allem die verborgene Wertschöpfung privater Haushalte. Eine systematische Übersicht zu den verschiedenen Erscheinungsformen der Schattenwirtschaft und diverse Definitionsangebote finden sich bei: *E. Ulrich Cichy*, Schattenwirtschaft in sozialistischen Planwirtschaften. Eine kurze Bestandsaufnahme, in: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik 34, 1989, S. 207–223.

107 Zum theoretisch-konzeptionellen Hintergrund vgl. *Friederike Sattler*, Unternehmerische und kompensatorische Netzwerke. Anregungen der Unternehmensgeschichte für die Analyse von wirtschaftlichen Netzwerkstrukturen in staatssozialistischen Gesellschaften, in: *Schuhmann,* Vernetzte Improvisationen, S. 139–155. Vgl. außerdem: *Friederike Sattler*, Unbewältigte wissenschaftlich-technische Herausforderungen. Zur Ausbreitung kompensatorischer Netzwerke in der DDR und in Polen während der 1970er Jahre, in: *Morten Reitmayer/Ruth Rosenberger* (Hrsg.), Unternehmen am Ende des »goldenen Zeitalters«. Die 1970er Jahre in unternehmens- und wirtschaftshistorischer Perspektive, Essen 2008, S. 191–208.

108 Vgl. *Dieter Cassel* u. a. (Hrsg.), Inflation und Schattenwirtschaft im Sozialismus. Bestandsaufnahme, Erklärungsansätze und Reformvorschläge für die Volksrepublik Polen, Hamburg 1989; *David Stark*, Coexisting Organizational Forms in Hungary's Emerging Mixed Economy, in: *Victor Nee/David Stark* (Hrsg.), Remaking the Economic Institutions of Socialism. China and Eastern Europe, Stanford 1989; *Maria Los* (Hrsg.), The Second Economy in Marxist States, London 1990; *E. Ulrich Cichy,* Wirtschaftsreform und Ausweichwirtschaft im Sozialismus. Zur Rolle der Ausweichwirtschaft im Reformprozess sozialistischer Planwirtschaften, dargestellt am Beispiel der DDR, Polens und Ungarns, Hamburg 1990; *Ákos Róna-Tas*, The Second Economy in Hungary. The Social Origins of the End of State Socialism, Ann Arbor 1990; *Simon Johnson/Gary Loveman*, Starting Over in Eastern Europe. Entrepreneurship and Economic Renewal, Boston 1995; *Ákos Róna-Tas*, The Great Surprise of the Small Transformation: The Demise of Communism and the Rise of the Private Sector in Hungary, Ann Arbor 1999.

garn zum einen aus eben den kleinen und bald auch mittleren Unternehmern der expandierenden »zweiten Wirtschaft«. Diese Unternehmer standen anfangs oft noch mit einem Bein in der Staatswirtschaft, besaßen dort also einen regulären Arbeitsplatz, um mit dem anderen Bein neue Grauzonen zu erkunden, also ein Zweiteinkommen in den Netzwerken der prosperierenden Schattenwirtschaft zu erzielen, mit denen die Funktionsmängel der Planwirtschaft zumindest ansatzweise kompensiert werden konnten.[109] Das zweite Segment der spätsozialistischen Wirtschaftselite bildeten die Manager der legalen, sogenannten »ersten Wirtschaft«, die allerdings – und hierin unterschied sich Ungarn von anderen staatssozialistischen Ländern – nicht mehr ausschließlich von staatlichen Betrieben getragen wurde, sondern mit einem wachsendem Anteil auch von legalisierten gewerblichen Privatbetrieben. Ungarn scheute sich in den 1980er Jahren nicht, die zentralen Planvorgaben abzuschaffen, die eigene Währung konvertibel zu machen, dem Internationalen Währungsfonds und der Weltbank beizutreten und sich auf diese Weise wieder direkt in den Weltmarkt einzubinden; die ungarischen staatlichen Kombinate wurden entflochten und außenwirtschaftlich aktiviert; nicht selten gingen sie bereits Joint Ventures mit westlichen Unternehmen ein.[110] Diese weitgehende Liberalisierung und die Abschaffung gesetzlicher Diskriminierungen führten außerdem zur Neugründung immer größerer Privatbetriebe.[111]

Dies wiederum erforderte moderne Manager mit besseren Ausbildungsvoraussetzungen, höheren professionellen Kompetenzen und adäquaten mentalen und habituellen Profilen, Bildungsstreben, Sparsamkeit und Fleiß ebenso eingeschlossen wie unternehmerische Initiative und Risikobereitschaft. Sowohl in der Industrie als auch in der Landwirtschaft kam es hierbei zum Rückgriff einerseits auf kulturelles und symbolisches Familienkapital[112], andererseits auf die – als gewichtiges soziales Kapital einzustufenden – formellen und informellen Netzwerkstrukturen des späten Sozialismus; häufig anzutreffen war außerdem eine Mitgliedschaft in der Staatspartei, wobei es sich aber nur selten um sogenannte Apparatschiks handelte.[113] Im Zuge der Systemtransformation nach 1989 konnten diese verschiedenen Kapitalressourcen des späten Sozialismus offenkundig recht problemlos in neues, nun marktwirtschaftliches Kapital konvertiert werden, ähnlich wie seinerzeit vorindustrielle in industrielle Ressourcen der Wirtschaftseliten umgetauscht worden waren.

Was hier für Polen und Ungarn näher beschrieben wurde, also für staatssozialistische Länder, in denen sich die kommunistische Staatspartei in den 1980er Jahren in einer Art Erosionsprozess sukzessive und graduell aus Wirtschaft und Gesellschaft zurückzog, in denen sich die Privatwirtschaft zumindest in Ansätzen wieder entfalten konnte, in denen die kompensatorischen Netzwerke immer größere Kreise zogen und mit dazu beitrugen,

---

109 Schätzungen gehen davon aus, dass zu Beginn der 1980er Jahre nicht weniger als drei Viertel aller ungarischen Haushalte ein zusätzliches Einkommen aus der zweiten Wirtschaft bezogen, deren Größenordnung bei etwa 20 Prozent des Bruttosozialproduktes lag. Vgl. *Alejandro Portes/József Böröcz*, The Informal Sector under Capitalism and State Socialism: A Preliminary Comparison, in: Social Justice 15, 1988, H. 3/4, S. 17–28, hier: S. 18.

110 Vgl. *Adam Török/Ágnes Győrffy*, Ungarn in der Vorreiterrolle, in: *Günther/Jajesniak-Quast*, Willkommene Investoren, S. 253–274.

111 Zur Entwicklung der Privatwirtschaft in den anderen ostmittel- und osteuropäischen Ländern, mit zahlreichen weiterführenden Literaturhinweisen: *Kornai*, The Socialist System, S. 433–460.

112 Bemerkenswert häufig anzutreffen war eine bis zu den Großeltern reichende, dann infolge der sozialistischen Enteignungen abbrechende unternehmerische Familientradition, bei der es aber dennoch zur inter-generationellen Weitergabe bestimmter wirtschaftlicher Werthaltungen kam, beispielsweise von rationalem Kalkül, instrumentellem Denken und Individualismus.

113 Vgl. *Pogány*, Hungarian Economic Elites; *Zsuzsanna Varga,* The Agrarian Elite in Hungary before and after the Political Transition, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites; *György Lengyel*, Social Factors Conditioning the Recruitment of the Hungarian Economic Elite at the End of the 1990s, in: ebd.

dass Keime von Marktwirtschaft und Zivilgesellschaft bis in die öffentliche Sphäre vordringen konnten, so dass ein gleitender Übergang in die Systemtransformation möglich wurde – alles dies gilt nicht im gleichen Maße für andere staatssozialistische Länder. Dort, wo die Sicherung der Parteimacht weiterhin an oberster Stelle stand und ihr umfassender Regulierungs- und Kontrollanspruch nicht aufgegeben oder in Frage gestellt wurde, etwa in der Tschechoslowakei und in der DDR, verkrusteten auch die ökonomischen Strukturen immer mehr, so dass die Privatwirtschaft kaum Chancen zur Entfaltung bekam und auch die kompensatorischen Netzwerke beschränkt und subkutan blieben.[114] Von einer offenen Erosion kann hier nicht gesprochen werden, man hat es vielmehr mit einem – an der Oberfläche – scheinbar ultrastabilen Parteistaat zu tun. Und dennoch: Auch in der Tschechoslowakei und in der DDR kam es bereits in den 1980er Jahren innerhalb der Wirtschaftseliten zu einer gewissen, auch generationell bedingten Zirkulation zugunsten von Managern mit höheren Bildungsvoraussetzungen und stärkerem fachlich-professionellen Selbstverständnis.[115] Personelle Kontinuitäten von der spätsozialistischen in die postsozialistische Zeit hinein sind auch hier erkennbar: Die Wirtschaftseliten der Transformationszeit kamen aus der Mitte der spätsozialistischen Gesellschaft, nicht aus den Kreisen der bis dato politisch Verfolgten oder der aus dem Exil Zurückkehrenden, denn diese waren offenkundig tatsächlich buchstäblich ›Außenseiter‹, die nicht über ausreichend soziales, kulturelles oder symbolisches Kapital verfügten, welches im Zuge der Transformation in neues (markt)-wirtschaftliches Kapital hätte getauscht werden können.

Welche Folgen ergaben sich aus der Systemtransformation für die Wirtschaftseliten? Im Zuge des Umbaus der Zentralplanwirtschaften kam es zunächst einmal – vorübergehend – zu einer teils drastischen Reduzierung ökonomischer Aktivitäten überhaupt, bedingt durch die Schrumpfung der Binnenmärkte und die völlig veränderte außenwirtschaftliche Situation infolge des kollabierenden Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) und der nur mit großer Mühe zu öffnenden neuen Märkte des Westens. Viele der früheren Kombinate und Betriebe überlebten diese erste Crash-Phase der Transformation nicht. Dem damit verbundenen Verlust an Führungspositionen stand der Gewinn durch Privatisierung und Umstrukturierung der vormals hochgradig konzentrierten Produktionseinheiten gegenüber, deren Leitungshierarchien allerdings oft überdimensioniert gewesen waren. Die Zahl der zu besetzenden Führungspositionen stieg außerdem durch Betriebsneugründungen in der Industrie und – gestützt auf die Rückübertragung von Eigentumstiteln aus der Zeit vor den Kollektivierungen – gerade auch in der Landwirtschaft.

Innerhalb des zunächst nach unten, dann tendenziell nach oben schwankenden Bestandes an wirtschaftlichen Führungspositionen in den postsozialistischen Länder kam es überdies durch die veränderten wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen und den nachholenden wirtschaftlichen Strukturwandel hin zu modernen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften zu markanten Umschichtungen. Den qualitativ veränderten Anforderungsprofilen vermochten die ›alten‹ sozialistischen Betriebsdirektoren mit ihrem durch die Planwirtschaft geprägten Habitus oft nur begrenzt zu entsprechen; dies gilt weniger für Ungarn, sehr stark aber für die DDR/Ostdeutschland und die Tschechoslowakei/Tsche-

114 Vgl. *Christoph Boyer*, Die tschechoslowakischen Wirtschaftsreformen und der tschechoslowakische Entwicklungspfad, in: *ders.,* Zur Physiognomie sozialistischer Wirtschaftsreformen, S. 77–94; *André Steiner*, Von Plan zu Plan. Eine Wirtschaftsgeschichte der DDR, München 2004, S. 197–226.

115 Vgl. *Gil Eyal*, The Origins of Postcommunist Elites. From Prague Spring to the Breakup of Czechoslovakia, Minneapolis/London 2003; *Peter Hübner* (Hrsg.), Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR, Köln/Weimar/Wien 1999; *Heinrich Best/Michael Hofmann* (Hrsg.), Unternehmer und Manager im Sozialismus/Entrepreneurs and Managers in Socialism (Historische Sozialforschung/Historical Social Research 30, 2005, H. 2, Sonderheft/Special Issue Nr. 112), Köln 2005.

chische Republik.[116] Ihnen fehlte es fast durchgehend an genuin unternehmerischen Fähigkeiten: an klarer Marktorientierung, hoher Risikobereitschaft und starker Eigeninitiative, an ausgeprägtem Konkurrenzdenken, an Kosten-, Effizienz- und Renditebewusstsein sowie nicht zuletzt auch an den notwendigen internationalen Beziehungen. All dies waren Qualifikationen, die gewiss auch nicht jeder westeuropäische Manager zu bieten hatte, die allerdings im Zuge der immer schnelleren Dynamik des globalisierten Kapitalismus stark gefragt waren. Die geringsten Probleme traten für die ›alten‹ sozialistischen Manager dort auf, wo es weiterhin um das Management ›klassischer‹ tayloristisch-fordistischer Prozesse der industriellen Massenproduktion mit hoher Fertigungstiefe ging, denn schließlich waren sie von ihrer Prägung her stark auf die eher organisatorische Seite der Betriebsabläufe orientiert; sie zeichneten sich in dieser Hinsicht sogar durch eine besonders gute, weil enorm geschulte Improvisationsgabe aus, gerade in den beiden vergleichsweise alten Industriegesellschaften der DDR/Ostdeutschlands und der Tschechoslowakei/Tschechischen Republik. Zunächst blieben die ›alten‹ Manager, trotz unzureichender marktwirtschaftlicher Qualifikationen, zumindest in der zweiten Reihe in Leitungspositionen vor allem der weiterhin staatlichen, aber auch der privatisierter Betriebe. In Polen und Ungarn war jeder Dritte der im Jahr 1993 tätigen Unternehmensleiter bereits vor 1989 in der gleichen Position tätig gewesen, in der Tschechoslowakei immerhin jeder Fünfte. Bezieht man die stellvertretenden Direktoren mit in die Betrachtung ein, liegt der Anteil der in ihren Positionen verbleibenden Manager sogar bei rund drei Vierteln.[117]

Verglichen mit westeuropäischen Managern zeichneten sie sich ganz offenkundig auch durch eine höhere Kompetenz in der pragmatischen innerbetrieblichen Konfliktvermittlung aus. Dies war nicht nur ihrer sozial weniger exklusiven Herkunft und ihrer mentalen Affinität zum Werthaushalt der Arbeiterschaft geschuldet, sondern auch der Notwendigkeit des ständigen, oft informellen Interessenausgleichs zwischen der politischen Obrigkeit und den gerade im Bereich der Sozialpolitik durchaus anspruchsvollen Erwartungen der Beschäftigten.[118] Die ›alten‹ sozialistischen Manager waren, in anderen Worten, offenkundig bestens qualifiziert, um in fest gefügten politisch-institutionellen Kontexten zu agieren und dabei gleichzeitig für sozialen Ausgleich zu sorgen. Während dies in der ›Subventionslandschaft‹ unmittelbar nach 1989/90 durchaus noch ein Vorteil war, sowohl auf regionaler und nationaler als auch auf europäischer Ebene, verwandelte sich diese Qualifikation bereits in mittelfristiger Perspektive – parallel zur Auflösung des klassischen westeuropäischen Korporatismus, die ja gerade durch die Transformationsprozesse nach dem Ende des Kommunismus in den 1990er Jahren eine enorme Beschleunigung erfuhr – immer mehr in einen Nachteil, denn das Resultat war der Erhalt nach neuen Maßstäben tendenziell unrentabler Produktionsbereiche und die Persistenz eher technokratischer und weniger marktkonformer Verhaltensweisen, die jedoch für das unternehmerische Überleben auf den globalisierten Märkten immer wichtiger wurden. Damit er-

116 Vgl. *Marcel Boldorf*, Elitentausch? Die betrieblichen Führungskräfte in Ostdeutschland seit den 1980er Jahren, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites; *Libuše Macáková/Eduard Kubů*, Transformation of Economic Elites after the Fall of Communism in Czechoslovakia, in: ebd.

117 Vgl. *Petr Matějů/Eric Hanley*, Die Herausbildung ökonomischer und politischer Eliten in Ostmitteleuropa, in: *Magarditsch A. Hatschikjan/Franz-Lothar Altmann* (Hrsg.), Eliten im Wandel. Politische Führung, wirtschaftliche Macht und Meinungsbildung im neuen Osteuropa, Paderborn/München etc. 1998, S. 145–171.

118 Vgl. *Peter Hübner*, »Sozialistische Manager« und betriebliche Sozialpolitik in der DDR und Polen. Anmerkungen zu einem Vergleich, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites. Hübner fördert hinsichtlich des Umgangs ostdeutscher und polnischer Betriebsleitungen mit den engmaschigen sozialpolitischen Vorgaben und eher schmalen betrieblichen Handlungsspielräumen insgesamt mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zutage – trotz unterschiedlicher kultureller Prägungen.

wiesen sich ihre besonderen, zunächst positiv ins Gewicht fallenden Qualifikationen jedenfalls auf längere Sicht als ein Problem und als Hemmschuh für die Transformation selbst.

Aufs Große und Ganze gesehen, ergibt sich für den sozialstrukturellen Wandel der staatssozialistischen Wirtschaftseliten in den verschiedenen Länder ein bemerkenswert einheitliches Bild: Der personelle Wandel auf den oberen Etagen der Wirtschaft fand generell wesentlich langsamer statt als in der Politik, obwohl sich nicht nur das politische, sondern auch das wirtschaftliche System grundlegend änderte. Im Bereich der Wirtschaft wanderte insbesondere jene Generation von Kader-Managern der sozialistischen Betriebe in Industrie und Landwirtschaft relativ unbehelligt in den Kapitalismus, die erst in den 1980er Jahren in ihre Funktionen gelangt waren. Im Zuge der Privatisierung konnten sie offenkundig nicht unerheblich von Positionsvorteilen profitieren, die sich aus der beruflichen Erfahrung, der besseren Kenntnis betriebsinterner Handlungsabläufe und der Teilhabe an bestehenden formellen wie informellen Netzwerken ergaben, welche nun etwa für die Beschaffung von Krediten ausgesprochen wichtig wurden. Nicht selten betrieben sie, genau wie die ›politischen Unternehmer‹ westlicher Provenienz, erfolgreiches *management buy out*, begründeten also eigenständige neue Karrieren in der Privatwirtschaft. Die Feststellung eines keineswegs abrupten, sondern eher graduellen, langsamen Wandels der Wirtschaftseliten gilt umso mehr, je stärker das politisch-ökonomische System bereits vor 1989 erodiert war, also für Ungarn und Polen mehr als für die DDR und die Tschechoslowakei.[119] Verstärkt wurde dieser Trend des ›gemächlichen Wandels‹ der Wirtschaftseliten durch diejenigen privaten Geschäftsleute, die bereits im Spätsozialismus tätig werden konnten und die nun von ihren bereits zuvor gewonnenen Erfahrungen und von ihrer besseren Einbindung in personelle Netzwerkstrukturen profitierten. Der eher langsame Wandel der Wirtschaftseliten betraf also keineswegs nur die privatisierten Großbetriebe, sondern auch die kleineren, mittelständischen Betriebe – ganz zu schweigen von den weiterhin staatlichen Unternehmen.

Im weiteren Verlauf der 1990er Jahre waren es dann allerdings vor allem jüngere Manager mit erfolgreicher Umschulung oder ganz ohne berufliche Vergangenheit im Staatssozialismus, die, gestützt auf neue, insbesondere betriebswirtschaftliche akademische Grade, in der Dienstleistungs- und der Finanzwirtschaft steile Karrieren und nicht selten auch ansehnliche oder gar horrende Vermögen machten. Für sie spielten Verbindungen zu den Elitennetzwerken in Politik und Verwaltung, die während der Privatisierungen des frühen Postsozialismus so wichtig gewesen waren, immer weniger eine Rolle. Zugleich verstärkten sie mit ihren schnellen, klar auf bestimmte Wirtschaftssektoren begrenzten Karrieren den Trend zu einer wachsenden sozialen Exklusivität in der Rekrutierung der Wirtschaftseliten.[120] Allerdings lag und liegt diese insgesamt noch immer weit unter dem Niveau der westeuropäischen und auch der meisten, sozial offeneren skandinavischen Länder. Die höchste Exklusivität weisen heute die polnischen Topmanager auf; das polnische Rekrutierungsmuster kommt in dieser Hinsicht dem norwegischen am nächsten.[121]

Anders als vielleicht zu erwarten, waren diese sich relativ langsam wandelnden postsozialistischen Wirtschaftseliten keine fragmentierten Eliten. Sie waren zwar durch überkommene und neue soziale Differenzierungen gekennzeichnet, durch ihre Herkunft aus

---

119 Vgl. *Gil Eyal/Iván Szelényi/Eleanor Townsley,* Making Capitalism without Capitalists. Class Formation and Elite Struggles in Post-Communist Central Europe, London/New York 1998; *John Higley/Jan Pakulski/Wlodzimierz Wesolowski* (Hrsg.), Postcommunist Elites and Democracy in Eastern Europe, London 1998; *Hatschikjan/Altmann,* Eliten im Wandel; *Higley/Lengyel,* Elites After State Socialism; *Helmut Steiner/Pál Tamás* (Hrsg.), The Business Elites of East-Central Europe, Berlin 2005.

120 Vgl. *Lengyel*, Social Factors.

121 *Hartmann,* Eliten und Macht in Europa, S. 186 f.

unterschiedlichen sozialen Milieus des Spätsozialismus im breiten Spektrum von den Technokraten bis zu den – vereinzelten – Dissidenten, ebenso wie durch ihre Zugehörigkeit zu den Manager- oder den Eigentümer-Unternehmern. Sie besaßen in vieler Hinsicht unterschiedliche Auffassungen und Werthaltungen, etwa was partei- und wirtschaftspolitische Orientierungen anging, doch sie alle stimmten im Kern den neuen Spielregeln von Demokratie und Marktwirtschaft zu – ganz sicher war dies eine Folge der langen, schleichenden Delegitimierung des Kommunismus selbst.[122] Ein wichtiger Konfliktpunkt, der vor dem Hintergrund dieses Grundkonsenses aber nicht zu einer tieferen Fragmentierung führte, war die Frage der konkreten Ausgestaltung und des Tempos der Privatisierungspolitik. Hier gab es beispielsweise in Ungarn eine starke Diskrepanz zwischen den Managern der zunächst überwiegend noch in staatlicher Hand befindlichen großen Banken, die gemäß ihrer Herkunft, ihrer Einkommen und ihrer wirtschaftlichen Macht an keiner Veränderung des Status quo interessiert waren, und den Managern anderer Branchen, die von einer zügigen Privatisierung zu profitieren hofften.[123]

Die institutionellen Umbrüche der Transformation, die neuen wirtschaftspolitischen Positionierungen und sozialen Differenzierungen innerhalb der Wirtschaftseliten brachten nicht nur eine Umorientierung ihres Handelns auf neue Leitbilder, eingeschlossen das des *shareholder value,* mit sich, sondern sie führten – viel stärker als dies zur gleichen Zeit in den westeuropäischen Ländern der Fall war – zur Ausprägung grundlegend neuer Selbst- und Fremdbilder. Dabei geht es nicht zuletzt um aktive, performative (Selbst-)Inszenierungen, die zu diesem Zweck eingesetzten Strategien und ihre Wirkungen. Doch zunächst zur Außensicht auf die postsozialistischen Wirtschaftseliten:[124] Bei ihrem Wandel kamen, wie am – wahrscheinlich problemlos verallgemeinerbaren – Beispiel Polens gezeigt werden kann, mehrere Schichten von Einstellungen zum Vorschein, wobei zwischen Vorurteilen, Ressentiments und berechtigter Kritik nur sehr schwer zu unterscheiden ist. Das war erstens eine sehr alte, sozusagen vorsozialistische Schicht von Einstellungen, geprägt durch das generelle Misstrauen der vergleichsweise rückständigen ostmitteleuropäischen Agrargesellschaften gegenüber privaten Händlern, Industriellen und Bankiers; sie erschienen, möglicherweise vor dem Hintergrund sedimentierter eigener Erfahrungen und Erinnerungen und verstärkt durch ethnische Konflikte, auch weiterhin als potenzielle ›Betrüger‹, ›Ausbeuter‹, ›Wucherer‹ und ›Spekulanten‹. Zum Tragen kam, zweitens, eine im und durch den Sozialismus geprägte Schicht ebenfalls negativer Einstellungen gegenüber ›Privatkapitalisten‹; offenbar war sie gerade dort sehr stark, wo sich, wie in Polen, bereits im Spätsozialismus Freiräume für informelle Privatinitiative eröffnet hatten und eine Schicht von *nouveaux riches* entstanden war, die u. a. von Schwarzmarktgeschäften in fremden Währungen und von ihren Beziehungen zu ausländischem Kapital profitieren konnte; diese weiterhin virulenten Einstellungen beförderten die Denunzierung der postsozialistischen Manager- und Eigentümer-Unternehmer als ›Ausbeuter‹, ›Dunkelmänner‹ und ›Spekulanten‹, die anscheinend oder angeblich noch immer auf Kosten der einfachen abhängig Beschäftigten lebten. Zum Tragen kam drittens eine Schicht von Einstellungen, die sich erst während der Transformation herausbildete: Eigentümer- und Manager-Unternehmer, die nun mit Blick auf ihre Fähigkeiten, wirtschaftliche Werte zu schaffen und Arbeitsplätze zu sichern, eine Ära der Bewährung durchliefen, sahen sich damit konfrontiert, dass nicht nur den politischen Eliten, sondern gerade auch

122 Eyal, Szelényi und Townsley betonen, dass sich die Angehörigen der neuen Wirtschaftseliten erstaunlich schnell auf eine neue »Managerideologie« geeinigt hätten. Vgl. *Eyal/Szelényi/Townsley,* Making Capitalism without Capitalists, S. 113–158.

123 Vgl. *György Lengyel/Attila Bartha*, Hungary. Bankers and Managers after State Socialism, in: *Higley/Lengyel*, Elites after State Socialism, S. 163–177.

124 Vgl. – auch zum Folgenden – *Krzysztof Gołata*, The Problems of a Business Elites' Image and Reputation. The Example of Poland, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites.

ihnen – wegen ihrer tatsächlichen oder vermeintlichen guten Verbindungen zu den alten wie den neuen politischen Eliten – die enormen sozialen Kosten der Transformation zur Last gelegt wurden, die in hohen Inflationsraten, Massenarbeitslosigkeit und Verarmungstendenzen zum Ausdruck kamen. Wirtschaftlicher Erfolg und persönlicher Reichtum erschienen, befördert von den Massenmedien, die kriminelle Einzelfälle skandalisierten, ›politisch kontaminiert‹ und zugleich sozial nur wenig verantwortlich. Wirtschaftliche Krisen verstärkten diese Eindrücke, wirtschaftlich günstige Entwicklungen wirkten ihnen tendenziell entgegen.

Dieser – ziemlich eindeutig negativen – Außensicht auf die postsozialistischen Wirtschaftseliten steht offenkundig ein erstaunlich schneller und erfolgreicher Wandel ihres Selbstbildes, verstanden im Sinne einer neuen Selbstinterpretation und Selbstinszenierung als erfolgreiche Individuen, gegenüber, wie eine Untersuchung am Beispiel Litauens nahe legt.[125] Dem ›alten‹ sozialistischen Manager, der als Teil eines größeren Kollektivs in zentral kontrollierten, tayloristisch-fordistisch standardisierten betrieblichen Umgebungen immer dann erfolgreich agierte, wenn er es verstand, in den politisch vorgegebenen Strukturen Karriere zu machen und gleichzeitig die Mangelwirtschaft mit flexiblen schattenwirtschaftlichen Aktivitäten ›auszutricksen‹, der also beide Codes beherrschte und situativ richtig einzusetzen wusste, diesem *homo sovieticus* wurde nun der ›neue‹ postsozialistisch-neoliberale Manager gegenübergestellt. Dessen Identitätsentwurf geht von einem sich selbst kontrollierenden, flexiblen und mobilen, nicht mehr in kollektiver Abhängigkeit stehenden Individuum aus. Die Verantwortung für ein ›erfolgreiches‹ Leben wird individualisiert und privatisiert, dem sozialen Umfeld weitgehend entzogen. ›Erfolg‹ kann mit einem bestimmten, in der Regel auf gehobenen Konsum gestützten *lifestyle* ausgedrückt werden, der sich durch einen betont ›europäischen‹ Geschmack gegen illegale, mafiöse, kulturlose und nicht-westliche Konnotationen abzusetzen versucht. Zu diesem durch *conspicuous consumption* befestigten Selbstbild gehört auch eine entsprechende Interpretation des eigenen Werdegangs. Bemerkenswert ist, dass dabei die eigene Vergangenheit in der Regel offensichtlich nicht verschleiert wird; vielmehr werden die im stagnierenden sozialistischen Kommandosystem gesammelten Erfahrungen, Beziehungen und Qualifikationen, wie etwa die Fähigkeit zum schnellen situativen Handeln und der schattenwirtschaftlich geschulte Geschäftssinn, fast nahtlos in das neue Selbstbild integriert. Diese Erfahrungen, Beziehungen und Qualifikationen erscheinen nun als wertvolles soziales, kulturelles und symbolisches Kapital, als Ausweis hervorragender Anpassungsfähigkeit in Ost- und West-Strukturen, als komparativer Vorteil auf dem Weg zum Erfolg auf den freien Märkten des globalisierten Kapitalismus. Klassische westliche Modelle des unternehmerischen Individuums werden dabei aber offenbar nicht einfach kopiert, vielmehr werden eigenprofilierte hybride, auf Vergangenheits- und Gegenwartserfahrungen gleichermaßen gestützte Formen der Subjektivität ausgebildet – beste Voraussetzungen, so könnte man resümieren, um in die neuen transnationalen Wirtschaftseliten aufgenommen zu werden.

Vergleichende Perspektive

Die trotz aller grundlegenden Unterschiede in den Entwicklungspfaden der west- und der ostmitteleuropäischen Wirtschaftseliten nach dem Zweiten Weltkrieg festzustellenden Gemeinsamkeiten, bestanden, um das noch einmal kurz in Erinnerung zu rufen, vor dem Beginn des beschleunigten Wandels seit den 1970er Jahren darin, dass sie sich in beiden Fällen innerhalb gesellschaftlicher Ordnungsentwürfe bewegten, die den Krisenzyklus

125 Vgl. – auch zum Folgenden – *Asta Vonderau*, Enterprising Self. Neue soziale Differenzierung und kulturelle Selbstdeutungen der Wirtschaftselite in Litauen, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites.

des Kapitalismus ausgleichend zu steuern oder gleich ganz abzuschaffen suchten, was in beiden Fällen eine relativ große Staatsnähe und eine Verpflichtung der Wirtschaftseliten auf das – freilich jeweils sehr unterschiedlich definierte – gesellschaftliche ›Gemeinwohl‹ mit sich brachte. Dem Staatsinterventionismus und dem Planungsgedanken standen die west- wie die ostmitteleuropäischen Wirtschaftseliten nun generell aufgeschlossener gegenüber, als dies vor den Erfahrungen der beiden Weltkriege der Fall gewesen war. Ihr Sozialprofil war in beiden Fällen relativ homogen, wobei im Westen die soziale Exklusivität ausgeprägt blieb, welche im Osten bewusst gebrochen wurde. Der Aktionsradius der west- wie der ostmitteleuropäischen Wirtschaftseliten war im Wesentlichen der des Nationalstaates; innerhalb dieses Rahmens waren sie sowohl untereinander als auch mit den politischen Eliten entweder eng vernetzt oder sogar – über das Kadersystem – unmittelbar von diesen abhängig. Jedes der nationalen Eliten-Geflechte war gegenüber der Außenwelt mehr oder weniger strikt abgeschlossen. Die ›Exit-Optionen‹ der Wirtschaftseliten waren, mit anderen Worten, begrenzt; auch Unternehmer und Manager bewegten sich, ebenso wie die Beschäftigten und die Konsumenten, überwiegend im nationalen Rahmen, innerhalb dessen sie mit in die Pflicht des Sozialstaats genommen wurden. Auf die relativ hohe politische Steuerungsintensität stellten sich die Wirtschaftseliten dabei auch mental ein: Vor dem Hintergrund eines technokratisch-optimistischen Zeitgeistes, der sich auf ein ansehnliches, überwiegend extensives Wirtschaftswachstum stützen konnte, zeigten sie ihrerseits ein recht hohes Maß an ›Steuerungsgläubigkeit‹.

Unter dem Einfluss der dritten Industriellen Revolution und zunehmender Globalisierungsprozesse veränderte sich dieses Bild seit den 1970er Jahren zusehends. Für beide politischen Systeme stellen die neuen technologischen und wirtschaftlichen Herausforderungen bald auch soziale Herausforderungen dar, die den gesellschaftlichen Interessenausgleich – basierend auf korporativen Arrangements hier, auf dem politischen Diktat des Konsenses dort – immer stärker bedrohten; in den westeuropäischen Ländern führte das schließlich zur Auflösung des Korporatismus zugunsten einer immer stärkeren Kapitalmarktorientierung, in den ostmittel- und osteuropäischen Ländern in die Systemtransformation. Dieser beschleunigte, krisenhafte Wandel seit den 1970er Jahren bestimmte in beiden Systemen auch die Entwicklung der Wirtschafteliten: hinsichtlich ihrer Handlungsoptionen, ihrer Ausbildungs- und Qualifikationsprofile, ihrer sozialen Differenzierung und Integration, ihrer Leitbilder und Werthaltungen. Der Umfang der Handlungs- und Wandlungsoptionen war dabei durch die jeweiligen systemischen Grundlagen definiert und beschränkt: Die Freiheitsgrade der demokratischen, korporatistisch-keynesianisch verfassten westeuropäischen Industriegesellschaften waren sowohl hinsichtlich der normativen Grundlagen als auch hinsichtlich der Vielfalt und Anpassungsfähigkeit der institutionellen Arrangements generell höher als die der nicht-demokratischen, staatssozialistisch verfassten Industriegesellschaften Ostmitteleuropas. Vor diesem Hintergrund fördert der Vergleich der west- und der ostmitteleuropäischen Wirtschaftseliten sowohl Unterschiede als auch Gemeinsamkeiten zutage.

Die ›westlichen‹ wie die ›östlichen‹ Wirtschaftseliten antworteten auf die deutliche Abschwächung der Wachstumsdynamik der ersten Nachkriegsjahrzehnte und die Herausforderungen der dritten Industriellen Revolution mit der Erprobung neuer Unternehmensstrategien und -strukturen. Im Westen führten die auf stärkere Diversifizierung gerichteten Unternehmensstrategien zunächst zur Bildung großer, nicht mehr zentral-funktional, auf die Produktionstechnik ausgerichteter, sondern vermehrt dezentral-multidivisional organisierter Unternehmen. Die damit entstehenden Konglomerate und Mischkonzerne erwiesen sich allerdings nicht als dauerhaft lebensfähig. Ihre Auflösung und Restrukturierung trug seit Mitte der 1980er Jahre zu einer starken und nachhaltigen Verflüssigung der Unternehmensstrukturen bei, die das Geschäft der international agierenden Investmentbanker und Finanzinvestoren, nicht zuletzt auch das der Unternehmensberater deut-

lich belebte. Parallel dazu erlebten auch kleine und mittlere Betriebe seit den 1970er Jahren eine gewisse Renaissance. Im Osten reagierten die politisch abhängigen Wirtschaftseliten in der Hoffnung auf Effizienz- und Produktivitätsgewinne mit einer prinzipiell analogen Strategie forcierter Kombinatsbildung. Verglichen mit den ›westlichen‹ Konglomeraten zeigten diese allerdings bald als noch wesentlich größere strategische Schwächen hinsichtlich ihrer Innovationskraft und wirtschaftlichen Anpassungsfähigkeit. Doch konnten die ostmitteleuropäischen Industrieländer, anders als dies im Westen der Fall war, die politisch mehr oder weniger fest zementierte Kombinatsstruktur – in der die systemischen und strukturellen Schwächen der zentralen Planwirtschaft gebündelt zum Ausdruck kam – nicht mehr grundlegend revidieren. Zwar bildeten sich in ihrem Umfeld in den 1980er Jahren informelle kompensatorische Netzwerke, doch konnten diese die Schwächen der unflexiblen Großbetriebe nur bedingt auffangen. In der DDR und in der Tschechoslowakei blieb der Umfang dieser ›Hilfskonstruktionen‹ eher gering. In Polen und Ungarn hingegen erreichten sie, gestützt auf bäuerliche Hauswirtschaften, eine expandierende Schattenwirtschaft und schließlich auch eine immer größere Zahl legalisierter Kleinbetriebe, vergleichsweise große Bedeutung. Die Auflösung der Kombinate und die – dann vor allem von der Digitalisierung beförderte – Verflüssigung der Unternehmensstrukturen, ebenso wie die neuen Gründungswellen in den Bereichen Informationstechnologie, Medien, Beratung und Finanzdienstleistungen wurden in den ostmitteleuropäischen Ländern jedoch erst nach der politischen Wende von 1989/90 realisiert.

Ungeachtet solcher Unterschiede kann man mit Blick auf die west- und die ostmitteleuropäischen Wirtschaftseliten allerdings eine mit der dritten Industriellen Revolution und der wachsenden weltweiten Konkurrenz in Zusammenhang stehende gemeinsame Entwicklung beobachten: Den offenen Rückzug bzw. die schleichende Erosion der staatlichen Lenkung oder Intervention in der Wirtschaft. Das Handlungsfeld der Wirtschaftseliten erweiterte sich hierdurch maßgeblich, in West wie Ost. Überspitzt gesagt: Der Nationalstaat ›resignierte‹ in diesem Handlungsfeld (während er in anderen, etwa dem sozialstaatlichen, weiter stark präsent blieb bzw. bleiben musste), weil die Außengrenzen der demokratischen, korporatistisch-keynesianischen Wohlfahrtsstaaten Westeuropas ebenso wie die der nicht-demokratischen, zentralistischen Staatssozialismen Ostmitteleuropas angesichts einer voranschreitenden Weltmarktintegration immer weniger klar gezogen werden konnten.

Folge dieser Entwicklung waren im Westen die in den 1990er Jahren zu beobachtende tendenzielle Entflechtung der nationalen Elitennetzwerke von Politik und Wirtschaft bzw. die Auflösung der nationalen Kapitalbeteiligungs- und Personalnetzwerke auf der einen Seite, die zunehmende Einbindung der Wirtschaftseliten in transnationale Handlungskontexte und Netzwerke auf der anderen Seite. Alles dies war verbunden mit einem Wandel weniger der Rekrutierungsmuster, die weiterhin für soziale Exklusivität sorgten, als vielmehr der Qualifikationsprofile, der Rationalitätskriterien und Handlungsmuster der Wirtschaftseliten, welche sich – pauschal betrachtet – immer stärker auf ein neues kapitalmarktorientiertes Leitbild der Unternehmensführung bezogen.

Innerhalb der erstarrten wirtschaftlichen Institutionen der staatssozialistischen Industrieländer vollzogen sich in den 1980er Jahren ebenfalls markante Veränderungen. Der beschleunigte sozialökonomische Wandel wurde in diesen Ländern zwar vorerst, d. h. bis zur politischen Wende von 1989/90, gebremst, abgeschwächt und systemtypisch modifiziert. Doch der Eiserne Vorhang bot gegen den dynamischen Kapitalismus keineswegs eine ›perfekte‹ Vorkehrung; die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Modernisierung zeigte sich vielmehr immer deutlicher. Weil diese nicht aus eigener Kraft zu leisten war und zumindest Versatzstücke in Form von Maschinen und Anlagen, aber auch von technischem Know-how sowie volks- und betriebswirtschaftlichem Wissen aus dem Westen importiert wurden, ergab sich für die Wirtschaftseliten zum einen eine gewisse Verschie-

bung ihrer Tätigkeitsfelder von den alten zu den neuen Branchen und von den ingenieurtechnischen zu neuen informations-technischen sowie außerdem hin zu gesellschaftswissenschaftlichen Qualifikationen. Zum anderen bot sich hier ein Ansatzpunkt für die beginnende Umstellung der Denk- und Verhaltensmuster in Richtung Markt und die Hinwendung zu einem an der westlichen Mittelklasse orientierten Lebensstil. Außerdem zeigen sich – wenn auch zunächst nur zaghafte – Ansätze für die Einbindung in transnationale Handlungskontexte, etwa des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank. Die sozialistischen Manager verstanden sich zunehmend als eine von der Macht zwar nach wie vor abhängige, aber eben doch in Ansätzen eigene soziale Interessengruppe, was eine Absetzung von der Gemeinwohlorientierung der »sozialistischen Dienstklasse« implizierte. Zumindest partiell war es möglich, genuin unternehmerische, stärker marktorientierte und risikobereite Kompetenzen unter Beweis zu stellen, wenn auch zunächst vor allem in den Grauzonen der Schattenwirtschaft und nur zögerlich auf einem von der spätsozialistischen Staatsmacht offiziell freigegebenen Terrain. Doch zumindest subkutan bildeten sich im Spätsozialismus funktional und sozial stärker differenzierte Wirtschaftseliten heraus. Insgesamt waren diese Tendenzen in den schleichend erodierenden Staatssozialismen Ungarns und Polens deutlicher zu erkennen als in den scheinbar ultrastabilen, schließlich aber doch implodierenden Staatssozialismen der DDR und der Tschechoslowakei.

Die Strategie der »importierten Modernisierung«, die diese Entwicklungen ermöglichte, war allerdings nicht nur kostspielig und trieb die Staatsverschuldung in die Höhe, sondern sie scheiterte schließlich auf ganzer Linie: Der Modernisierungsrückstand zum Westen wurde immer größer, während die außenwirtschaftliche Abhängigkeit von den Weltmärkten immer weiter stieg. Man könnte von einer zunehmenden Paralysierung der Staatssozialismen durch die globalen Märkte, insbesondere die Kapitalmärkte, sprechen. Der Weg in diese finale Krise war verbunden mit einem enormen Verlust an Zukunftsfähigkeit und Zukunftsglauben gerade auch der Wirtschaftseliten. Umso bemerkenswerter ist es, dass die Angehörigen eben dieser spätsozialistischen Wirtschaftseliten nach dem letztendlichen Scheitern der Staatssozialismen im Jahr 1989 und trotz aller institutioneller Veränderungen im Zuge der Systemtransformation die Suche nach Antworten auf die Herausforderungen der Globalisierung fast nahtlos, ohne grundlegenden Personalwechsel, weiter fortsetzen konnten, nun allerdings auf dem von den westeuropäischen Industrieländern vorgeprägten Pfad einer auf privatem Eigentum beruhenden Marktwirtschaft. Diese Wirtschaftsordnung befand sich zu diesem Zeitpunkt allerdings bereits selbst in einem tiefgreifenden Wandel vom vergleichsweise gemütlichen nationalstaatlich-korporativen, keynesianischen Kapitalismus hin zum finanzmarktorientierten globalisierten Kapitalismus. Diesen Wandel hatten die ostmitteleuropäischen Wirtschaftseliten nun in einem wesentlich schneller ablaufenden Transformationsprozess zu absolvieren. Auch wenn dies mit starken sozialen Verwerfungen verbunden und von teils heftigen Skandalen begleitet war, hat sich die Konsolidierung der postsozialistischen Wirtschaftseliten – im Großen und Ganzen – nach dem Vorbild der westeuropäischen Wirtschaftseliten vollzogen und zu deutlichen Konvergenzen geführt. So hat sich die soziale Exklusivität in der Rekrutierung der postsozialistischen Wirtschaftseliten, offenkundig im Rückgriff auf bürgerliche Traditionen aus der Zeit vor 1945, seit der zweiten Hälfte der 1990er Jahre immer mehr an die westeuropäischen Wirtschaftseliten angenähert, liegt allerdings noch immer niedriger als im Westen. Auch die Verbindung der Wirtschaftseliten zu Politik und Verwaltung hat sich seit der zweiten Hälfte der 1990er Jahre deutlich gelockert, ist offensichtlich aber noch immer enger als im Westen.

IV. Ausblick: bilden sich im beschleunigten Wandel transnationale europäische Wirtschaftseliten heraus?

Diese deutlichen, vom Prozess der europäischen Integration weiter geförderten Konvergenzen ebenso wie die in den 1990er Jahren auf die west- und die neuen osteuropäischen sowie die globalen Märkte ausgeweiteten Aktionsradien vieler großer, aber auch mittelständischer Unternehmen trugen in der Tendenz zweifellos zu einer Internationalisierung der Wirtschaftseliten in Europa bei. Doch wie stark war diese Tendenz? Hat sie bereits aus dem nationalen Konnex heraus gelöste transnationale Wirtschaftseliten hervorgebracht? Inwiefern handelt es sich dabei – wenn ja – um europäische oder um globale Wirtschaftseliten? Wo Antworten auf diese Fragen gesucht werden, stehen sich bisher zwei Forschungsrichtungen gegenüber: Auf der einen Seite werden die noch immer stark national geprägten Ausbildungs- und Rekrutierungsmuster der Wirtschaftseliten betont; auf der anderen richtet sich der Blick auf die wachsende Zahl transnational agierender Unternehmen und Institutionen als das neue ›Habitat‹, in dem bereits genuin transnationale berufliche Karrieren zurückgelegt werden.

Die Vertreter der ersten Forschungsrichtung stellen die markante Zunahme transnational agierender, wechselseitig verflochtener Unternehmen und Interessenvereinigungen der Wirtschaft keineswegs in Frage, argumentieren aber doch, dass die hier tätigen Personen weiterhin sehr stark durch ihre jeweiligen nationalen Ausbildungs- und Rekrutierungsmuster und kulturellen Hintergründe geprägt seien. Dies beeinträchtige die transnationale Kommunikation und Kooperation noch immer erheblich und führe eben nicht zur Herausbildung neuer – europäischer oder gar globaler – Gruppenidentitäten und Loyalitäten.[126] Die Bedeutung dezidiert europäisch oder international ausgerichteter Elitebildungsstätten, beispielsweise der *European Business School* in Oestrich-Winkel oder des INSEAD in Fontainebleau bei Paris, sei, verglichen mit den traditionellen nationalen Einrichtungen, noch immer begrenzt. Der seit den späten 1990er Jahren zu verzeichnende allgemeine Boom der *Business Schools* konzentriere sich in Europa stark auf Großbritannien und habe außerdem nicht wirklich zu einer Professionalisierung der Manager beigetragen.[127] Bei der Besetzung von Führungspositionen in den großen europäischen Industrie- und Finanzkonzernen spiele der *Master of Business Administration*-Abschluss jedenfalls weiterhin eine untergeordnete Rolle. Weitere Kriterien, mit denen die Internationalisierung der Wirtschaftseliten empirisch überprüft und kritisch hinterfragt werden, sind die Anzahl von ausländischen Führungskräften an den Unternehmensspitzen und das Ausmaß der praktischen Auslandserfahrungen der nicht-ausländischen Führungskräfte. Gemessen

126 Vgl. *Michel Bauer*, Vers un modèle européen de dirigants? Comparaison Allemagne/France/Grande-Bretagne, Paris 1996; *ders./Bénédicte Bertin-Mourot*, National Models for Making and Legitimating Elites. A Comparative Analysis of the 200 Top Executives in France, Germany and Great Britain, in: European Societies 1, 1999, S. 9–31; *Michael Hartmann*, Auf dem Weg zur transnationalen Bourgeoisie? Die Internationalisierung der Wirtschaft und die Internationalität der Spitzenmanager Deutschlands, Frankreichs, Großbritanniens und der USA, in: Leviathan 27, 1999, S. 113–141; *ders*., Nationale oder transnationale Eliten? Europäische Eliten im Vergleich, in: *Stefan Hradil/Peter Imbusch* (Hrsg.), Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen, Opladen 2003, S. 273–297.

127 Vgl. *Haldor Byrkjeflot*, Management Education and Selection of Top Managers in Europe and the United States, Bergen 2000; *Rakesh Khurana*, From Higher Aims to Hired Hands. The Social Transformation of Business Schools and the Unfulfilled Promise of Management as a Profession, Princeton 2007. Einen anderen Akzent setzten Robert R. Locke und Katja E. Schöne, die den starken amerikanischen Einfluss auf die Ausbildung von Managern im Hochtechnologiesektor an französischen, deutschen und tschechischen *Business Schools* betonen. Vgl. *Robert R. Locke/Katja E. Schöne*, The Entrepreneurial Shift. Americanization in European High-Technology Management Education, Cambridge 2004.

hieran scheint die französische Wirtschaftselite gegenwärtig noch immer kaum, die deutsche und die britische Wirtschaftselite dagegen relativ stark europäisiert bzw. internationalisiert zu sein. Im Topmanagement deutscher Großunternehmen finden sich dabei vor allem Österreicher, Schweizer, Niederländer, Schweden und Italiener, so dass man tatsächlich von einer Europäisierung sprechen könnte, die allerdings starke Präferenzen für den deutschen Sprachraum erkennen lässt. Das britische Topmanagement dagegen ist deutlich weniger europäisiert als vielmehr mit den Commonwealth-Staaten und den USA vernetzt.[128] Italien und Spanien liegen in punkto Europäisierung und Internationalisierung weit hinter diesen Ländern zurück. Lediglich die kleineren europäischen Länder, gerade auch in Osteuropa, in denen überproportional viele multinationale Konzerne aktiv sind und das Angebot einheimischer Spitzenkräfte zugleich relativ begrenzt ist, etwa die Schweiz, die Niederlande und die ostmitteleuropäischen Länder, weisen ein stark internationalisiertes Spitzenmanagement auf. Dabei ist eine gewisse Priorität für Europäer aus den jeweiligen Nachbarländern zu erkennen, aber auch Amerikaner sind stark vertreten.

Die Vertreter der zweiten Forschungsrichtung hingegen akzentuieren den Stellenwert internationaler Managementschulung sowie die in den letzten beiden Jahrzehnten über den nationalen Rahmen hinaus ausgeweiteten Handlungsfelder von Wirtschaftseliten, und zwar nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer und kultureller Hinsicht.[129] Wichtiges Kriterium, um die Erweiterung der Aktionsradien von Wirtschaftseliten empirisch zu messen, ist der Grad der Kapital- und Personalverflechtung von Unternehmen. Hier zeigen die bisher vorliegenden Studien, dass nicht nur die transnationalen Kapitalverflechtungen zugenommen haben und noch weiter zunehmen, sondern sich die Vorstände der großen Unternehmen auch personell immer stärker überlappen, wobei die Netzwerkdichte innerhalb Europas – verglichen mit dem globalen Level – schon Mitte der 1990er Jahre hoch war: Zwischen 1976 und 1996 verdoppelten sich die europäischen transnationalen Verbindungen nicht nur der schweizerischen und der niederländischen, sondern auch der französischen Unternehmen. Auffällig ist allerdings, dass die transatlantischen Verflechtungen zwischen Europa und den USA auch 1996 noch immer wesentlich intensiver waren als die Verflechtungen zwischen Europa und Japan bzw. den Schwellenländern Südkorea oder Brasilien.[130] Am Beispiel der Schweiz kann außerdem gezeigt werden, dass diese Entwicklung mit dem Auflösungsprozess des nationalen Unternehmensnetzwerkes verbunden war, gerade mit Blick auf die früher feste Verbindung zwischen den großen und den weniger großen Unternehmen.[131] Anders gesagt: Insbesondere die großen Unternehmen lösen sich offenkundig aus den nationalen, regionalen und lo-

128 Vgl. *Hartmann,* Eliten und Macht in Europa, S. 204–213.

129 Vgl. *Jane Marceau*, A Family Business? The Making of an International Business Élite, Cambridge 1989; *Kees van der Pijl*, The Sovereignty of Capital Impaired. Social Forces and Codes of Conduct for Multinational Corporations, in: *Henk Overbeek* (Hrsg.), Restructuring Hegemony in the Global Political Economy. The Rise of Transnational Neo-liberalism in the 1980s, London 1993, S. 28–55; *Rosabeth Moss Kanter*, World Class. Thriving Locally in the Global Economy, New York 1995; *William Robinson/Jerry Harris*, Towards a Global Ruling Class? Globalization and the Transnational Capitalist Class, in: Science and Technology 64, 2000, S. 11–54; *Sklair*, The Transnational Capitalist Class; *ders.*, The Transnational Capitalist Class and Global Politics: Deconstructing the Corporate-State Connection, in: International Political Science Review/Revue International de Science Politique 23, 2002, H. 2, S. 159–174; *Kees van der Pijl*, Two Faces of the Transnational Cadre under Neo-liberalism, in: Journal of International Relations and Development 7, 2004, H. 2, S. 177–207.

130 Vgl. *William K. Carroll/Meindert Fennema*, Is there a Transnational Business Community?, in: International Sociology 17, 2002, S. 393–419; *Jeffrey Kentor*/*Yong Suk Jang,* Yes, There Is a (Growing) Transnational Business Community. A Study of Global Interlocking Directorates 1983–1998, in: International Sociology 19, 2004, S. 355–368.

131 Vgl. *David* u. a., The Swiss Business Elite.

kalen Zusammenhängen heraus. Ein weiterer Beleg für die Ausweitung der Aktionsradien von Wirtschaftseliten auf die europäische wie die globale Ebene ist die wachsende Zahl von transnationalen Interessenverbänden und Vereinigungen, wie etwa der *European Roundtable of Industrialists*, das *World Economic Forum* oder die *Mont Pèlerin Society*, um drei der bekanntesten zu nennen.[132]

Inwiefern sie tatsächlich zur Ausbildung transnationaler Wirtschaftseliten beitragen, muss allerdings jeweils konkret für die einzelne Organisation untersucht werden. Für den *European Roundtable of Industrialists* konnte Michael Nollert empirisch nachweisen, dass sich dieses relativ kleine und sehr elitäre Netzwerk zwischen 1984 und 1994 zwar ausgedehnt, verdichtet und deutlich an politischem Einfluss gewonnen hat, seine Transnationalität allerdings gleichzeitig leicht abnahm.[133] Am Beispiel der *Geneva Association* der Versicherungswirtschaft, die mit ihrem klaren Branchenzuschnitt zu den weniger prominenten Beispielen einer in den 1970er Jahren neu gegründeten transnationalen wirtschaftlichen Interessenvereinigung zählt, zunächst westeuropäischen, dann globalen Zuschnitts, zeigte Matthieu Leimgruber dagegen auf, wie sich wachsende Transnationalität konkret erproben und erfolgreich organisieren ließ.[134] Abgesehen vom wechselseitigen Austausch zwischen den wichtigsten Versicherungskonzernen und der einschlägigen akademischen Forschung kann dabei der Aufstieg und das expandierende Handlungsfeld prominenter »Forschungsunternehmer« beobachtet werden, die sich höchst flexibel zwischen akademischer Wissenschaft (Wirtschaftswissenschaften), Unternehmen und Interessenvereinigungen bewegten. Als gemeinsames Diskussionsforum der Führungskräfte aus den weltweit wichtigsten Versicherungskonzernen spielte die *Geneva Association* in Hinblick auf die geschäftsstrategische Integration insbesondere der europäischen privaten Versicherungswirtschaft eine wichtige Rolle. Vor dem Hintergrund einer politisch und medial stark präsenten und präsent gehaltenen »Krise des Wohlfahrtsstaats« hatten und haben dabei die Ausarbeitung und Propagierung normativer Sichtweisen und Empfehlungen für sozialpolitische Reformen, die auf weitergehende Liberalisierung und stärkere Involvierung der privaten Versicherer bei der Vorsorge breiter Bevölkerungsschichten zielen, einen hohen Stellenwert.

Bei allen Unterschieden verdeutlichen die Ergebnisse beider Forschungsrichtungen, wie schwierig es ist, Prozesse der Europäisierung von solchen der Globalisierung zu trennen. Von transnationalen europäischen Wirtschaftseliten zu sprechen, scheint deshalb – trotz aller seit den 1990er Jahren zu beobachtenden Konvergenzen zwischen den west- und den osteuropäischen Wirtschafteliten – als problematisch. Die künftige Forschung wird sich deshalb wohl vor allem mit der Frage nach der Herausbildung transnationaler globaler Wirtschaftseliten auseinanderzusetzen haben. Doch mit welchen Konzepten von Positions-, Funktions- oder Machteliten können sie beschrieben und analysiert werden?

Ein die empirisch-historische Forschung herausforderndes, wenn auch nicht unproblematisches Interpretationsangebot hat – wie eingangs erwähnt – der Soziologe Leslie Sklair mit seinem Konzept der *Transnational Capitalist Class* (TCC) unterbreitet.[135] Er ver-

---

132 Vgl. *Michael Nollert/Nicola Fielder*, Lobbying for a Europe of Big Business. The European Roundtable of Industrialists, in: *Volker Bornschier* (Hrsg.), State Building in Europe. The Revitalization of Western European Integration, Cambridge 2000, S. 187–209; *Jean-Christophe Graz*, How Powerful are Transnational Elite Clubs? The Social Myth of the World Economic Forum, in: New Political Economy 8, 2003, S. 321–340; *Bernard Walpen*, Die offenen Feinde und ihre Gesellschaft. Eine hegemonietheoretische Studie zur Mont Pèlerin Society, Hamburg 2004.

133 Vgl. *Michael Nollert*, Transnationale Wirtschaftseliten. Das Netzwerk des European Roundtable of Industrialists, in: *Ronald Hitzler/Stefan Hornbostel/Cornelia Mohr* (Hrsg.), Elitenmacht, Wiesbaden, 2004, S. 91–102.

134 *Leimgruber*, Bringing Private Insurance Back in.

135 *Sklair*, The Transnational Capitalist Class.

steht sie im Sinne einer globalen Machtelite, die sich in vier Fraktionen gliedert: Die *corporate fraction* (bestehend aus den Eigentümern und führenden Managern, denen die größten transnationalen Unternehmen gehören oder die sie kontrollieren; sie besitzen, so das Konzept, eine gemeinsame Kultur, die an »kapitalistischen Grundsätzen« ausgerichtet sei), die *political fraction* (bestehend aus den sich globalisierenden Politikern und Bürokraten, die sozusagen als »Vertreter der TCC« in internationalen Organisationen und Behörden arbeiten und insbesondere für den Abbau von Handelsbarrieren eintreten würden), die *technical fraction* (bestehend aus den sich globalisierenden Experten, darunter Wissenschaftler, Mitarbeiter von Thinktanks und Wirtschaftsberater) und schließlich die *consumerist fraction* (bestehend aus Vertretern von Handel und Medien, deren Hauptanliegen, so lautet die Hypothese, die Werbung für den Konsum sei). Die Angehörigen der TCC zeichnen sich, so Sklair, durch ihre in erster Linie auf die globale Wirtschaft und kaum noch auf nationale oder lokale Zusammenhänge ausgerichteten Interessen aus; ihm zufolge gleichen sie ihre Lebensstile, gestützt auf ähnliche Muster der Ausbildung, die zunehmend in *Business Schools* erfolge, ebenso wie auf den Konsum von Luxusgütern und -dienstleistungen, einander immer mehr an und verstehen sich selbst ebenso als Weltbürger wie auch weiterhin als Bürger ihrer Herkunftsländer.[136] Sklair betont, dass die TCC nicht nur durch *interlocking directorates* zwischen den multinationalen Unternehmen gut vernetzt sei, sondern auch ihre Verbindungen in die Zivilgesellschaft hinein pflege, etwa zur Wohlfahrtspflege, zum Sport und zur Kultur. Auf diese Weise gelinge es ihr im wahrsten Sinne des Wortes, ihr globales Geschäft zum Geschäft der Gesellschaft zu machen.

Dieses umfassende Verständnis und Konzept einer *transnational capitalist class* hat den Vorteil, dass es – ganz im Sinne des hier vertretenen, möglichst breiten gesellschaftshistorischen Ansatzes – neben wirtschaftlichen auch soziale und kulturelle Aspekte berücksichtigt. Doch bei dem Versuch der Operationalisierung des Konzepts für die historisch-empirische Forschung erweist sich dieser Vorzug zugleich als eine empfindliche Schwäche, denn es bleibt unklar, auf Basis welcher institutionellen Strukturen sich diese postulierte Klasse denn tatsächlich formiert und reproduziert; die erhebliche empirische Beweislast konnte bisher jedenfalls nur ansatzweise abgetragen werden.[137] Dennoch bleibt festzuhalten, dass die zugespitzten Thesen Sklairs zur Existenz einer globalen kapitalistischen Klasse nicht nur provozieren, sondern gleichermaßen neue Fragen auch mit Blick auf die europäischen Wirtschaftseliten stimulieren, die offenkundig – auch wenn es ihnen an einer genuin europäischen Identität mangelt – schon lange mehr sind als die Summe der nationalen Eliten der einzelnen west- und osteuropäischen Länder.

---

136 Wie unterschiedlich das Leben der zumeist hoch qualifizierten, dauerhaften ›Transmigranten‹ aussehen kann, verdeutlichen die Beiträge in *Florian Kreutzer/Silke Roth* (Hrsg.), Transnationale Karrieren. Biografien, Lebensführung und Mobilität, Wiesbaden 2006. Vgl. insb. *Florian Kreutzer*, Becoming an Expatriate. Die transnationale Karriere eines Dual-Career Couple, in: ebd., S. 34–63; *Lars Meier*, Den Ort spüren, Distanz erfahren – Irritationen der alltäglichen Handlungen deutscher Finanzbeschäftigter in London, in: ebd., S. 224–239.

137 Vgl. *Carroll/Fennema*, Is there a Transnational Business Community?, S. 396 f. Dies zeigt sich auch in: *Leslie Sklair*, Social Movements for Global Capitalism. The Transnational Capitalist Class in Action, in: Review of International Political Economy 4, 1997, S. 514–538; *ders.*, The Transnational Capitalist Class – Theory and Empirical Research, in: *Sattler/Boyer*, European Economic Elites.

Frank Trentmann

The Long History of Contemporary Consumer Society

Chronologies, Practices, and Politics in Modern Europe

That contemporary societies are consumer societies is a common place in public as much as academic discourse. For Europe, this label is generally traced back to the era of affluence in the 1950s and 1960s. What precisely this means for a historical interpretation of contemporary Europe, however, is far from clear. Assumptions about what consumer society is vary widely.[1] Much writing continues to be coloured by a moralistic association of consumption with excess, alienation, and an addiction to things.[2] Consumer society is equated with the rise of life-style, an orientation towards pleasure, possessive individualism, and leisure-oriented sub-cultures, and an accompanying decline of older social structures and identities such as class and work. In these accounts, a consumerist ›liquid‹ society marked by individual choice, materialism, and fleeting attachments replaces a more fixed, work-oriented ›modern‹ society that, we are told, had been characterised by rootedness, stable hierarchies and structural constraints.[3]

Some have portrayed the very figure of the consumer as a recent product of ›advanced liberalism‹ through which societies since the 1950s have delegated the mechanisms of rule to the individual, relying on choice and self-monitoring.[4] As people become consumers, they cease to be citizens. Other analysts, by contrast, have challenged this exclusive focus on individualism, choice, and materialist life-style. Older forms of social stratification continue to shape cultural consumption, although there is an on-going debate amongst sociologists whether Weber's idea of status or Bourdieu's of distinction remain useful analytical categories today or should be seen as limited to their own highly specific

---

1 The literature on this subject now includes several thousand publications and has spawned a range of dedicated journals. For a short, critical point of entry from a sociological perspective, see *Alan Warde*, Changing Conceptions of Consumption, in: *Steven Miles/Alison Anderson/Kevin Meethan* (eds.), The Changing Consumer. Markets and Meanings, London 2002, pp. 10–24; see further *Daniel Miller* (ed.), Acknowledging Consumption. A Review of New Studies, London 1995; *Don Slater*, Consumer Culture and Modernity, Cambridge 1997; *Roberta Sassatelli*, Consumo, cultura e società, Bologna 2004; *John Brewer/Frank Trentmann* (eds.), Consuming Cultures, Global Perspectives, Oxford 2006; and the first issue of the Journal of Consumer Culture 1, 2001, no. 1. For a bibliography, see URL: <http://www.consume.bbk.ac.uk/publications.html#bibliography.> [17.2.2009]. The article is also a welcome opportunity to thank once more the Friedrich-Ebert-Stiftung for an international studentship 20 years ago.

2 See the critical discussion in *Daniel Miller*, The Poverty of Morality, in: Journal of Consumer Culture 1, 2001, pp. 225–243, and the historical perspectives in *Daniel Horowitz*, The Anxieties of Affluence. Critiques of American Consumer Culture, 1939–1979, Amherst, MA 2004, and *Frank Trentmann*, Beyond Consumerism. New Historical Perspectives on Consumption, in: JCH 39, 2004, pp. 373–401.

3 *Zygmunt Bauman*, Consuming Life, Cambridge/Malden 2007; *ibid.*, Work, Consumerism and the New Poor, Buckingham 1998; *ibid.*, Exit Homo Politicus, Enter Homo Consumens, in: *Kate Soper/Frank Trentmann* (eds.), Citizenship and Consumption, Basingstoke 2007, pp. 139–153. Part of the problem with such theories is that they idealise classic ›modern‹ societies as more structured and less open than they were. In fact, in the United States, for example, marriage rates and religious affiliation were significantly higher in the 1950s (consumer society) than in the supposedly more rigid industrial society of the late nineteenth century.

4 *Nikolas Rose*, Powers of Freedom. Reframing Political Thought, Cambridge 1999.

historical constellation.[5] Much consumption involves routines and quotidian practices rather than symbolic value or conspicuous consumption.[6] Historically, consumption has energised politics and citizenship as much as simply sapping civic attachments.[7]

General theories and research about consumption, then, reflect in no small part basic disagreements about what consumption is, and how best to study it. Early studies of consumer society tended to be moralistic because they overwhelmingly focused on individual purchase and the manipulation of desire in the marketplace. Here consumption was collapsed into commodification and alienation. Studies of subcultures, by contrast, have focused on the symbolic, even liberating function of consumer goods in creating group identity. The more recent interest in practices looks at consumption as a process of use, in which users, things, and technologies come together to accomplish certain tasks – the emphasis here is on the doing, not the commodity. As historians we should be wary of any essentialist definition of consumption and consumers – these are themselves concepts with changing meanings over time. Consumption is an umbrella term for a large set of different practices which have their own dynamics and characteristics (eating, doing home improvement, playing computer games, listening to opera, going on holiday, as well as shopping). Future historians would do well to complement the study of commodities, advertising and spending, where monetary data has a tendency to flatten out differences by creating the illusion of aggregate demand, with greater attention to how people have used things. Here studies of everyday life remain a useful starting point, though more attention needs to be given to materiality and technology.

The association of consumption with individual choice, and of consumers with private end-users, has been a tradition with particular force in Western societies after 1945, but it is worth emphasizing that it was always only one tradition amongst others, and as such contested not only by non-capitalist systems of provision but also by competing traditions of progressive politics and everyday life where consumption was tied to civic life and a life of things beyond the point of purchase.[8]

Research on contemporary history has been remarkably unaffected by this soul-searching in neighbouring disciplines about the scope, nature and dynamics of consumption. Most contemporary historians have treated ›consumer society‹ as a given, equating it with affluence and greater purchasing power. For Europe, three stories dominate. The first is that of a caesura around the middle of the twentieth century, from an industrial to a consumer society. Between 1850 and 1950, in this view, European societies were rigid and hierarchical, structured by class and industry and an associated ethic of duty, saving, and realisation through work. After 1950, these characteristics gave way to mobility, lifestyle islands, and a preoccupation with self-realisation through pleasure and consump-

---

5 Special Issue »Contesting Affluence«, in: Contemporary British History 22, 2008, no. 4; *T. W. Chan/J. H. Goldthorpe*, Is There a Status Order in Contemporary British Society?, in: European Sociological Review 20, 2004, pp. 383–401; *ibid.*, Social Stratification and Cultural Consumption. Music in England, in: European Sociological Review 23, 2007, pp. 1–19.

6 *Lizabeth Cohen*, A Consumer's Republic. The Politics of Mass Consumption in Postwar America, New York 2003; *Frank Trentmann*, Free Trade Nation. Commerce, Consumption, and Civil Society in Modern Britain, Oxford 2008; *Soper/Trentmann*, Citizenship and Consumption; *Matthew Hilton*, Prosperity for All. Consumer Activism in an Era of Globalization, Ithaca/New York 2009.

7 *Jukka Gronow/Alan Warde* (eds.), Ordinary Consumption, London 2001.

8 *Frank Trentmann*, The Modern Genealogy of the Consumer. Meanings, Knowledge, and Identities, in: *Brewer/Trentmann*, Consuming Cultures, Global Perspectives, pp. 19–69. For a different reading, see *Ulrich Wyrwa*, Consumption and Consumer Society. A Contribution to the History of Ideas, in: *Susan Strasser/Charles McGovern/Matthias Judt* (eds.), Getting and Spending. European and American Consumer Societies in the Twentieth Century, Cambridge 1998, pp. 431–448.

tion.[9] A second, complementary approach is to see the spread of consumerism as a sign of the Americanization of Europe. In Victoria de Grazia's recent book »Irresistible Empire«, Europe appears as a fairly rigid class-based community, cracked open and infiltrated by the United States and its uniquely dynamic consumer culture.[10] A third narrative, less dependent on external influences, sees post-1950s ›mass consumer society‹ as following on an early twentieth-century stage of ›mass consumption‹ and mass production.[11]

All three accounts are essentially historical stage models. Consumer society is conceived as a block, presumed to reflect the logic of a historical era or mode of socio-economic organisation; the analytical roots of many accounts remain Werner Sombart, Thorstein Veblen, Theodor W. Adorno, and 1950s theories of ›consumer society‹ imported from America. This has made it difficult to recognise consumption as a series of phenomena evolving over time. In other words, stage models distract from the longer histories which have made consumption an increasingly important sphere of human experience in the modern world. Consumer society is presumed to be *sui generis*, a novel phenomenon of the affluent 1950s–1960s. A recent study of youth cultures in contemporary Europe is symptomatic. It was only in the 1960s, we are told, that »[c]onsumption no longer focused on the safeguarding of basic survival such as shelter, clothing, or food, but on, strictly speaking, dispensable things and possessions which could be arbitrarily combined: the nicer apartment, the more palatable food, the different clothes.« »Excess and arbitrary selection« replaced »frugality and thrift […] which had been authoritative for a long time.«[12]

What lurks underneath this portrayal is a highly problematic if widespread assumption that it was only in the 1960s that European societies crossed the threshold from ›needs to wants‹. This idea sits oddly with what we know from historical and anthropological work on earlier periods. Social scientists have stressed since Hobhouse and Malinowski that needs and wants are not fixed but relative. They evolve over time. Bernard Mandeville emphasized already three centuries ago that it was impossible to draw a stark distinction between ›luxury‹ and ›basic needs‹ for any human society, since people throughout history have made improvements to their habitat and clothing, thus changing the material yardstick.[13] Of course, an affluent society had more consumer goods in 1970 than earlier societies; there were 14 million cars in West Germany alone. Aggregates matter, but a historical understanding of consumption stops short if it focuses on absolutes alone. The particular volume of new goods and consumer technologies in the post-1945 period should not distract from earlier periods marked by similar *processes* of changing consumer desires, values, and practices.

The singular fixation with mass-produced consumer goods as markers of a true consumer society has its roots in an older, production-oriented narrative of modernization: Mass consumption follows on mass production. This model has encouraged circular reasoning. The subjects of consumption (and the sources for its study) were mass consumer

---

9 *Christian Pfister* (ed.), Das 1950er Syndrom. Der Weg in die Konsumgesellschaft, Bern 1995.

10 *Victoria de Grazia*, Irresistible Empire. America's Advance through 20th-Century Europe, Cambridge, MA 2005.

11 *Heinz-Gerhard Haupt*, Konsum und Handel. Europa im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2002. For the tensions between these narratives, see also *Hannes Siegrist/Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka* (eds.), Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums, 18. bis 20. Jahrhundert, Frankfurt 1997.

12 *Axel Schildt/Detlef Siegfried*, Youth, Consumption, and Politics in the Age of Radical Change, in: *ibid.* (eds.), Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960–1980, Oxford/New York 2006, pp. 1–35, here: p. 13.

13 *Bernard Mandeville*, The Fable of the Bees, London/New York 1989 (1st published 1724), Remark (L), pp. 136 f.

goods. Their documentation, in turn, reinforced the sociological model of »mass society« that was held to be unique to the mid-twentieth century affluent West. The 1950s have thus featured as axiomatic starting point in recent European histories of consumer society. Rather than probing the longer genealogies of consumption for new subjectivities, practices and communication, these accounts see the immediate post-war years as a watershed between ›traditional‹ and ›modern‹ ways of life.[14] Clearly, the arrival of consumer durables in the home, of rising affluence and greater leisure time had significant consequences for European societies, especially from the late 1950s. But there is no reason to automatically presume that consumer culture and its associated effects such as self-expression and distinction have been weak or absent in societies lacking radios or washing machines. Many goods of mass consumption were the results of small-scale and artisanal production. More generally, it is debatable whether consumer practices and desires should be treated as derivatives or consequences of a prior and authentic world of production and labour.

The aim of this article is to place European consumer culture in a broader historical and conceptual framework. It confronts three core assumptions that have informed research: that since the 1950s–1960s consumer culture is a new phenomenon; that it has replaced diversity with homogeneity; and that the growing importance people have attached to things and leisure has eroded civic engagement. All three propositions are open to empirical and methodological challenges and raise questions for the study of consumer society in Europe after 1945. Our historical understanding will be enriched by examining a longer narrative and giving greater attention to the diversity of practices that make up consumption.

I. A RICHER, MORE GLOBAL PAST

The history of consumer society is intimately tied up with the period of the Cold War. The concept was initially popularised in the 1950s and 1960s, as American commenta-

14 For example, the model of ›consumer society‹ needlessly frames the otherwise useful studies of German consumption in the 1950s and 1960s by Michael Wildt and Detlef Siegfried. Yet ›consumer society‹ was a social theory, coloured by a strong moralistic critique, not an empirical portrayal of how people consumed at the time. Wildt follows Katona's ideal-typical contrast between a future-oriented mass consumption society of the United States and a traditional, grounded Germany: »Whereas in the United States, expanding the horizon of consumption and steadily increasing the standard of living became a mentality, and the satisfaction with what had been achieved engendered new needs and desires for new consumer goods, in Germany the values of solidity and durability were still in place«. *Michael Wildt*, Continuities and Discontinuities of Consumer Mentality in West Germany in the 1950s, in: *Richard Bessel*/*Dirk Schumann* (eds.), Life after Death. Approaches to a Cultural and Social History of Europe During the 1940s and 1950s, Cambridge 2003, 211–230, here: p. 226. Such contrasts are debatable for both the United States and Germany. American working-class families in the late 1950s did not share the future-oriented optimism nor the outer-directed conformity implied by the model of ›consumer society‹. See, e.g., *Lee Rainwater/Richard P. Coleman/Gerald Handel*, Workingman's Wife. Her Personality, World and Life Style, New York 1959. Similarly, German spending and saving behaviour was internally differentiated, with one third of Germans taking out a loan at the time. See also the ›modernization‹ thesis in *Arnold Sywottek*, From Starvation to Excess? Trends in the Consumer Society from the 1940s to the 1970s, in: *Bessel/Schumann*, Life after Death, pp. 341–358; *Michael Wildt*, Vom Kleinen Wohlstand. Eine Konsumgeschichte der Fünfziger Jahre, Frankfurt 1996. Similarly, Siegfried's recent study needlessly takes the 1950s as an axiomatic starting point into inquiries into youth culture, leisure culture, and symbolic forms of consumption, *Detlef Siegfried*, Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2006. For the longer history of the teenager, see references in notes 29 and 30 below.

tors from David Riesman to Vance Packard came to worry about the effects of materialism on the national psyche and community life.[15] Consumer society appeared the child of individual choice and of a new pleasure-oriented value-system. For critics, it produced a new social character, what Riesman christened the »outer-directed type« in constant search for conformity.[16] For defenders, like the motivation research guru Ernest Dichter, by contrast, it promised greater fulfilment and individual creativity and freedom.[17] Historians who turned to consumption in the 1970s and early 1980s were working under the shadow of this distinct American constellation, searching for historical antecedents. The British historian Neil McKendrick found »the birth of a consumer society« and the break-through of choice and distinction in eighteenth-century Britain.[18]

Far from a radical break, however, the post-1945 ›discovery‹ of consumer society developed out of an older ambivalence towards material abundance. The link between consumption, social mobility, and a belief in self-fulfilment, had been a trope much commented on by nineteenth-century visitors to America. In the 1880s Simon Patten argued that the United States had entered a new material era: an economy of abundance.[19] By the early 1920s, politicians like Herbert Hoover, the US commerce secretary and future president, preached that the United States had a distinct national mission to advance the standard of living of the common man, spreading extras and luxuries as well as securing basic needs. To these observers, America's embrace of consumption was unique.

In the last decade, the Anglo-American story of the birth of consumer society has been undermined by more gradualist and global accounts. The rise of shopping has been documented for Renaissance Italy.[20] Above all, research has overturned meta-narratives of a uniquely dynamic West versus a backward East. Fashion and a desire for novelty existed in eighteenth century China and East Africa.[21] From the tenth century onwards, the Indian Ocean was a vibrant commercial zone, across which cottons, dyed and block printed in India, found their way into clothes and soft furnishings in Egypt and East Africa. This was the platform for the spread of cottons into Europe in the seventeenth and eighteenth centuries. It was transoceanic rivalry, emulation and catching-up, not some national genius, that spawned the take-off of the cotton industry in the North West of Europe. Instead of being in the lead, Europe and the American colonies were lagging behind in such consumer goods as fashionable clothes well into the middle of the eighteenth century.[22]

---

15 *John Brewer*, The Error of Our Ways. Historians and the Birth of Consumer Society, URL: <http://www.Consume.Bbk.Ac.uk> [12.6.2004], Working Paper No. 012.

16 *David Riesman/Nathan Glazer/Reuel Denney*, The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character, New York 1953 (1st published 1950.)

17 *Ernest Dichter*, The Strategy of Desire, New York 1960.

18 *Neil McKendrick/John Brewer/John H. Plumb*, The Birth of a Consumer Society. The Commercialization of Eighteenth- Century England, Bloomington 1982.

19 *Daniel M. Fox*, The Discovery of Abundance. Simon N. Patten and the Transformation of Social Theory, Ithaca/New York 1967.

20 *Evelyn Welch*, Shopping in the Renaissance. Consumer Cultures in Italy 1400–1600, New Haven, CT 2005.

21 *Craig Clunas*, Modernity Global and Local. Consumption and the Rise of the West, in: AHR 104, 1999, pp. 1497–1509; *Antonia Finnane*, Changing Clothes in China, London 2007; *Jeremy Presthold*, On the Global Repercussions of East African Consumerism, in: AHR 109, 2004, pp. 755–781; *Robert Batchelor*, On the Movement of Porcelains. Rethinking the Birth of the Consumer Society as Interactions of Exchange Networks, China and Britain, 1600–1750, in: *Brewer/Trentmann*, Consuming Cultures, pp. 95–121.

22 *Maxine Berg*, In Pursuit of Luxury. Global History and British Consumer Goods in the Eighteenth Century, in: Past and Present 182, 2004, pp. 85–142. *Prasannan Parthasarathi/Giorgio Riello* (eds.), The Spinning World. A Global History of Cotton Textiles, 1200–1850, Oxford 2009.

The scope of this transnational flow of consumer goods is worth stressing. By the 1680s, an average of 682,235 pieces of Indian textiles were imported into England every year. By 1700, 40 percent of all imported cottons were Chintzes, that is painted or printed in bright colours or adorned with floral and other patterns.[23] ›Mass‹ consumer markets are often seen as a result of early twentieth-century ›mass‹ production. This is a mistake.[24] Cotton goods came from highly productive and innovative small artisanal shops in India; later, in the nineteenth century, it would be small furniture makers that fed the new mass market for home furnishings. In England and France, cotton gowns, stockings, and cotton furnishings reached all social ranks, including servants, artisans, and ›plebeian‹ consumers. Alongside shops and markets, these new consumer goods spread through pawn and second hand shops, theft, inheritance and gifting (between master and servant). In Paris, upholsterers and other shops sold on ›demi-luxury‹ goods, acting as brokers between aristocratic and bourgeois clients.[25]

Cotton brought a revolution in taste, self-formation, and communication, qualitatively not so different from the use of goods as a symbolic marker of identity associated with contemporary trends. Sense of body, appearance, and style changed, as people in eighteenth-century Britain, France, and Holland developed the habit of wearing new intimate clothes (underwear and nightclothes) and acquired a taste for greater variation, colour, and comfort. New fashionable clothes acquired unprecedented meaning for personal self-image, as witnessed by the detailed memories of patterns, feel, and colour recorded by those who had their favourite dresses stolen. These early signs of self-fashioning deserve emphasis because they were also tied to the symbolic function of clothes for status and distinction. In rapidly growing urban communities, goods signalled one's respectability and rank to strangers. And cities encouraged status competition. Commentators at the time were fully aware of this twin dynamic. There was a fundamental difference between close-knit rural communities and cities, the American writer John Rae observed in the early nineteenth century. In the country, where everyone was known, people could not successfully pass themselves off for someone they were not. »In town Molly Seagrim would have been admired as a fantastical fine lady; in the country she got herself mobbed.« »In proportion to the populousness of towns, the inhabitants are filled with notions of vanity, and actuated by an ambition of distinguishing themselves by trifles. If they are numerous, and most of them strangers to one another, their vanity redoubles, because there are greater hopes of success.«[26]

---

23 *Sergio Aiolfi*, Calicos und Gedrucktes Zeug. Die Entwicklung der englischen Textilveredelung und der Tuchhandel der East India Company 1650–1750 Stuttgart 1987, p. 217, tables 8 and 9.

24 *Paul D. Glennie/Nigel J. Thrift*, Modernity, Urbanism, and Modern Consumption, in: Environment and Planning D 10, 1992, pp. 423–443.

25 *Natacha Coquery*, Bijoutiers et tapissiers. Le luxe et le demi-luxe à Paris dans le seconde moitié du XVIIIe siècle, in: *Stéphane Casteluccio* (ed.), Le Commerce de luxe à Paris aux XVIIe et XVIIIe siècles. Échanges nationaux et internationaux, Bern 2009; *John Styles*, The Dress of the People. Everyday Fashion in Eighteenth-Century England, New Haven, CT 2007; *Daniel Roche*, The Culture of Clothing. Dress and Fashion in the »Ancien Régime«, Cambridge 1994 (1st published 1989); *Beverly Lemire*, Fashion's Favourite. The Cotton Trade and the Consumer in Britain, 1660–1800, Oxford 1991.

26 *John Rae*, Statement of Some New Principles on the Subject of Political Economy, Boston 1834. That servants had begun to dress like their masters had been widely noted by English writers in the previous two centuries, e.g. *Daniel Defoe*, Great Law of Subordination Considered, s.l. 1724.

II. Growing Affluence, Uneven Diffusion

The popular triumph of cotton was merely one part in the evolution of an increasingly diverse and dynamic material culture in the eighteenth and nineteenth centuries. This included the diffusion of exotic spices and beverages, the spread of furniture and new comforts in the home, and an increasingly vibrant urban scene of shops and advertising. Not all Europeans shared in this trend alike. Social investigators found working families in Genoa or St. Petersburg living at subsistence level in 1900, with hardly any personal belongings or disposable income for comfort, let alone luxuries.[27] At the same time, the price of food and even more so clothing had dramatically declined for people in England and France[28], freeing up money to buy pianos and furniture on instalment plans, and to visit music-halls, early cinema or the race course.

A full appreciation of these earlier phases is beyond the scope of this article, but to recognise this long-term evolution has implications for how contemporary consumer culture is historicised and spatialised. The first point is that consumer desire, a drive for distinction, and the accumulation of things for purposes of self-fashioning are not peculiar to the age of affluence, or to the West. When American organisations and advertisers spread idealised images of affluence and domestic comfort in Western Europe after the Second World War they did not enter virgin lands. Many of the material aspirations of Western Europeans after 1945 had been sown in the previous half century. Film, radio, and gramophone opened up new material dream worlds. The rise in female employment in clerical jobs and the high wages of single young workers produced a dynamic, youth-oriented leisure scene.[29] The first signs of subcultures, in which youths developed their own clothing styles, can be traced to urban gangs around 1900.[30] More respectable couples went in their millions to home exhibitions in inter-war London, Paris, and Düsseldorf where homes with modern comforts and new consumer durables were showcased.

Many of these new durables would be out of the reach of the average worker until the 1960s; in 1928 a Mors vacuum cleaner would have cost a skilled French worker one month's salary.[31] Still, the dream of a better life was abroad in fascist as well as liberal Europe.[32] Critics of ›mass society‹ like Ortega y Gasset were already in 1930, in the middle of the world depression, asserting that Europeans had entered a dangerous »land of plenty«, where ever more choice, more things and more pleasures had made people ›self-satisfied‹: A person was no longer »lord of himself. He feels lost amid his abundance.«[33]

---

27 *Edward Young*, Labor in Europe and in America, Washington 1875, p. 634; *Sergej Prokopowitsch*, Haushaltungsbudgets Petersburger Arbeiter, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 30, 1910, pp. 66–99.

28 *Carle C. Zimmerman*, Consumption and Standards of Living, London 1936, p. 26.

29 *Corey Ross*, Media and the Making of Modern Germany. Mass Communication, Society, and Politics from the Empire to the Third Reich, Oxford, 2008; *David Fowler*, The First Teenagers. The Lifestyle of Young Wage-Earners in Interwar Britain, London 1995; *Selina Todd*, Young Women, Work, and Leisure in Interwar England, in: Historical Journal 48, 2005, pp. 789–809. *Detlev Peukert*, Jugend Zwischen Krieg und Krise, Cologne 1987; *ibid.*, Inside Nazi Germany, Harmondsworth 1987, chapter 8.

30 *Andrew Davies*, The Gangs of Manchester, Preston 2008; *Jon Savage*, Teenage. The Creation of Youth Culture, New York 2007.

31 *Robert L. Frost*, Machine Liberation. Inventing Housewives and Home Appliances in Interwar France, in: French Historical Studies 18, 1993, pp. 109–130.

32 *S. Jonathan Wiesen*, Creating the Nazi Marketplace. Public Relations and Consumer Citizenship in the Third Reich, in: *Geoff Eley/Jan Palmowski* (eds.), Citizenship and National Identity in Twentieth-Century Germany, Stanford 2008.

33 *Jose Ortega y Gasset*, The Revolt of the Masses, London 1932 (1st Spanish edition 1930), p. 47.

When after 1945 governments from Belgium to Norway introduced tax allowances and loans to encourage home ownership, they were less following the American model than resuming home-grown efforts to promote property-owning democracy in the 1930s; in Britain, mortgage policies were in fact more liberal than in the United States, enabling already one quarter of working families to own their home by the late 1930s.[34] Commentators have tended to write about the competitive race between Western and Eastern bloc over material goods as a phenomenon of the Cold War, symbolised by the famous kitchen debate between Nixon and Cruchschev. Once again, it is helpful to see this as a continuation of developments well under way in the inter-war years, such as the promotion of progress through material possessions and a cultured lifestyle (*kul'turnost'*) by Stalin in the mid-1930s.[35]

The second point is to note the geographic myopia of the Americanization thesis. Non-Western influences and exchanges, so central now to our picture of the early modern world, virtually disappear from twentieth-century studies preoccupied with the impact on Germany, France and Italy of what de Grazia has called the American »market empire«.[36] The Atlantic, however, was a two-way highway rather than a one-way street.[37] The imperial past cast a shadow, too, well after the formal end of de-colonization, tangible in a self-image of modernity and cleanliness as well as in ethical consumer initiatives of ›caring‹ for disadvantaged producers in the ›Third World‹.[38] There was a transnational traffic in goods and signs that side-stepped the United States altogether, such as Indian dress and patterns and the spread of new or invented ethnic cuisines from the Balkans and former Asian colonies.[39] Many European societies had lively cultural exchanges with Latin America, notably the flow between Brazilian song and popular Italian *cantautori* in the

---

34 *Heinz Umrath*, The Problem of Ownership in Workers' Housing Policy in Western Europe, in: International Labor Review 2, 1955, pp. 105–127; *Peter Scott*, Residential Real Estate Marketing and the Creation of the Modern Working-Class Consumer in Interwar Britain, in: Business History, 50, 2008, pp. 4–25.

35 *Sheila Fitzpatrick*, Everyday Stalinism. Ordinary Life in Extraordinary Times. Soviet Russia in the 1930s, Oxford 1999; *Lewis H. Siegelbaum*, Stakhanovism and the Politics of Productivity in the USSR, 1935–41, Cambridge 1988; *Julie Hessler*, A Social History of Soviet Trade. Trade Policy, Retail Practices, and Consumption, 1917–53, Princeton, NJ 2004; *Jukka Gronow*, Caviar with Champagne. Common Luxury and the Ideals of the Good Life in Stalin's Russia, Oxford/New York 2003.

36 *De Grazia*, Irresistible Empire. For a critical discussion of this concept, see *Roberta Sassatelli*, Impero o mercato? Americanizzazione e regimi di consumo in europa, in: Stato e Mercato 2, 2007, pp. 300–316.

37 *Heinz-Gerhard Haupt/Paul Nolte*, Konsum und Marktgesellschaft. Deutschland und die USA, in: *Christof Mauch/Kiran Klaus Patel* (eds.), Wettlauf um die Moderne. Die USA und Deutschland seit 1890, Munich 2008, pp. 187–223. For creolization effects, see *Richard Kuisel*, Seducing the French. The Dilemma of Americanization, Berkeley, CA 1993. See further *Alf Lüdtke/Inge Marssolek/Adelheid von Saldern* (eds.), Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1996; *Philipp Gassert*, Amerikanismus, Antiamerikanismus, Amerikanisierung, in: AfS 39, 1999, pp. 531–561.

38 *Kristin Ross*, Fast Cars, Clean Bodies. Decolonization and the Reordering of French Culture, Cambridge, MA 1996; *Timothy Burke*, Citebuoy Men, Lux Women: Commoditication, Consumption, and Cleanliness in Modern Zimbabwe, Durham, NC 1996; *Trentmann*, Free Trade Nation.

39 *Maren Möhring*, Transnational Food Migration and the Internalization of Food Consumption. Ethnic Cuisine in West Germany, in: *Alexander Nützenadel/Frank Trentmann* (eds.), Food and Globalization. Consumption, Markets and Politics in the Modern World, Oxford 2008, pp. 129–152; *Sonia Ashmore*, Far Out and Way In. London as Fashion Cosmopolis 1945–1979, in: *Christopher Breward/David Gilbert* (eds.), Fashion's World Cities, Oxford/New York 2006, pp. 201–215.

late 1960s, and the development of new hybrids, like Finnish tango, which since the 1930s has blended Argentinean music with folkloristic nostalgia for nature and the homestead, and, with its own stars, competitions and festivals, has been as central to leisure in post-war Finland as the sauna.[40]

It is important to recognise the American model of a mass consumer society for just that: a normative ideal-type, not a mirror of material reality. This ideal-type in itself exercised considerable influence. American film in particular sharpened desires and frustrations. »I do get very dissatisfied with my way of life and neighbourhood«, one young female British typist confessed:

> »After seeing marvellous places like New York, Hollywood, California, Cuba, Washington […] on the screen, especially in technicolour, it makes me very miserable and unhappy sitting in my stuffy little office all day with nobody to talk to but myself (which I don't) and to go home to a house that should have been knocked down five years ago«.[41]

What was new about »the American dream« was its aspirational, democratic inflection. As a validation of consumption, however, it should be seen as part of a longer turn to material comforts as a source of self-formation. This had indigenous roots in Europe, too. Victorian middle classes defended the cult of home possessions as bringing out the richness of God's design.[42] Already enlightenment authors had justified ›moderate‹ luxuries for nursing personal energy, industry, and self-fulfilment. That consumption had liberating, creative effects was part of modern European culture just as much as the better known fears of selfishness and conformity.

In Europe as in the United States, the diffusion of new technologies and new habits of consumption was long-drawn out and highly uneven, by region, race, and class. Londoners already had access to constant running water by the 1890s while one third of rural households had yet to be connected by the 1940s. Conditions could vary dramatically even within the same class and city. Workers who were fortunate to occupy a flat at the back of blocks in Berlin's Louisenstadt were twice as likely to have running water as in other working class areas of the city.[43] Societies that were early adopters of gas tended to be late with switching to electric durables. In Britain only 17 percent of households had an electric cooker in 1939 compared to 79 percent who had a gas cooker, whereas in Germany it were workers who already owned half of the electric ranges sold at that time. While the total amount of energy used would rise substantially in the 1950s–1960s with the penetration of the fridge, the washing machine and the television, electricity consumption in Britain and Germany increased a hundred fold between 1900 and 1938.[44] Consumer culture continued to differ in size and meaning by race and class. By the mid-1930s only every second African-American home had a bath, only 19 percent had a radio and 17 percent a car, slightly less than working class whites but hugely different from the top income group where 92 percent had a bath, 63 percent a radio and 83 percent a car.[45]

---

40 *Pirjo Kukkonen*, Tango Nostalgia, The Language of Love and Longing, Helsinki 1996.

41 *Jacob P. Mayer*, British Cinemas and Their Audiences. Sociological Studies, London 1948, p. 116.

42 *Deborah Cohen*, Household Gods. The British and Their Possessions, New Haven 2006, esp. pp. 24–29.

43 *Shahrooz Mohajeri*, 100 Jahre Berliner Wasserversorgung und Abwasserentsorgung 1840–1940, Stuttgart 2005, pp. 71 f.

44 From 4 KWH to 400 KWH per capita. *Karl Ditt*, Energiepolitik und Energiekonsum. Gas, Elektrizität und Haushaltstechnik in Großbritannien und Deutschland 1880–1939, in: AfS 46, 2006, pp. 107–152, here: pp. 147–149.

45 White House Conference on Child Health and Protection, The Young Child in the Home. A Survey of Three Thousand American Families, New York 1936, p. 274.

This pattern of diversity matters because it complicates the often simple use of national averages and aggregates that appear in comparisons between contemporary Europe and the United States, and between European societies themselves. There were leaders and laggards of new consumer technologies, but they were unequally distributed within as well as across societies. The same household might live in multiple historical periods. As the Lynds noted in »Middletown«, in 1925 many houses had no bathroom, a quarter did not even have running water or sewage, and yet in the same houses could be found electric washers, irons, vacuum cleaners and cars.[46] A large-scale inquiry by women's clubs in the 1930s found that in one-third of American homes there was no bathroom; 18 percent did not even have a flush toilet.[47] In 1950s and 1960s Europe, television entered homes without baths or washing machines. In 1963 Leeds, in a slum area marked for demolition, 74 percent of households had a TV, 41 percent a vacuum cleaner and 38 percent a washing machine, but hardly any houses had hot water, a fixed bath, or an indoor toilet.[48]

Affluence in the 1950s and 1960s facilitated the spread of new consumer durables and technologies of comfort in Western Europe. With the exception of Bulgaria and Romania, most of Eastern Europe caught up in the 1980s–1990s. By 1995, 88 percent of EU households had a washing machine, 81 percent had central heating and 97 percent had hot running water.[49] For an understanding of consumer culture, however, what matters in the last analysis is not how many things people owned but about their uses and meanings. Here advocates of the American dream, reaching back at least to Hoover, envisaged a convergence around middle class values of property, comfort, self-fulfilment, sociability and social service. The Americanization thesis effectively stands or falls on whether consumer cultures are seen to have converged or diverged. A brief examination of a few illustrative areas must suffice: class, the use of leisure time, and the changing assembly of consumption practices.

That affluence would lead to social and cultural conformity was a running fear amongst critics of consumer society in Europe and the United States alike. Some historians have seen in the growing uniformity of mass consumption a crucial difference between »modern« and »archaic« forms of globalisation. As Chris Bayly has sharply put it: The »archaic« system prized the collection of diverse goods, whereas »modern complexity demands the uniformity of Levis and trainers.«[50] This is provocative, but too simple, since for every standardized product there are an equally large number of goods and services that have diversified. The diversification of popular music is a case in point. Consumption is more than a function of production systems, as Adorno thought. Standardized forms of retailing,

---

46 *Robert S. Lynd/Helen Merrell Lynd*, Middletown. A Study in Modern American Culture, New York 1929, pp. 97 f.

47 *Edith Elmer Wood*, Slums and Blighted Areas in the United States (Federal Emergency Administration of Public Works, Housing Division Bulletin No. 1), Washington DC 1935, p. 7.

48 *Roy Wilkinson/Eric M. Sigsworth*, A Survey of Slum Clearance Areas in Leeds, in: Yorkshire Bull of Econ and Soc Res 15, 1963, no. 1, pp. 25–47. Electrification did not automatically open the doors to new consumer durables. In the United States, providers were still preaching to farmers to use more electricity in the 1950s, because many farm households found new fridges unreliable or unnecessary or fell back on using a wood stove instead of an electric range. Only 22 percent in a 1945 Oregon study found electric ranges satisfactory; see *Ronald R. Kline*, Consumers in the Country. Technology and Social Change in Rural America, Baltimore, MD 2000, p. 256.

49 Eurostat data cited in *Frank Trentmann*, Consumption, in: *John Merriman* / *Jay Winter* (eds.), Europe since 1914. Encyclopaedia of the Age of War and Reconstruction, Vol. 2, Detroit 2006, p. 708.

50 *Christopher A. Bayly*, ›Archaic‹ and ›Modern‹ Globalization in the Eurasian and African Arena, c. 1750–1850, in: *Anthony G. Hopkins* (ed.), Globalization in World History, London 2002, pp. 45–72, here: p. 52.

like the supermarket, have spread unevenly across Europe; as late as the early 1980s, Italians and the French bought only 2 percent and 14 percent of their food in supermarkets, compared to 32 percent in Germany and 70 percent in the United States. One quarter of French people today shop at least once a week in a local market. Modern tourism, similarly, has reinforced a taste for saving diversity from extinction and using personal collections to express one's individuality.[51]

These trends reflect the coming of a cultural system that is more open and flexible for personalised combinations of tastes and leisure activities. This does not automatically mean, however, that these combinations are unaffected by class, gender or other inequalities. Having a modern kitchen or a TV has meant different things for different classes. Ford workers who moved to the suburbs in the 1950s did not adopt the sociability and drink culture of their middle class neighbours.[52] Most working class families did not see themselves rising up the ladder of social mobility. They preferred small neighbourhood shops and sales parties to department stores in the centre of town. Spending remained mixed with anxieties about wasting money. For Lee Rainwater and colleagues who studied families in Chicago, Trenton and Louisville in 1959, contrasting social mentalities were summed up by attitudes to the modern kitchen: »middle class women want such a kitchen in order ›to make it as easy as possible to get through with the work‹ and out of the kitchen. Working class women on the contrary, do not anticipate that they will ever accomplish so easy an escape from the kitchen. Nor are they quite that eager to escape.«[53]

European studies since the 1950s have similarly debated the degree to which a new material lifestyle has eroded or even eliminated class-structures. Studies at the time document how moving out of overcrowded housing into one of the new council housing estates unleashed a whole sequence of new purchases and desires, new furniture, new clothes, and new family-oriented pleasures, including taking the family on a holiday.[54] Was the ›affluent worker‹ cutting himself and his family off from inherited solidarities of work and neighbourhood, withdrawing into a private world of television and family?[55] The problem with some of the research was that it did not sufficiently distinguish between the particular context of the affluent, high-employment 1960s and the general effects imputed to consumption. Researchers revisiting this subject in the 1970s during an era of unemployment stressed both the resilience of social and local community ties and of gender inequalities.[56]

If there was one social identity that was truly transformed in contemporary consumer culture, it was arguably not class or gender but age, especially in Western Europe. Youth culture in the 1950s and 1960s reinforced new generational identities (the teenager), continuing a trend under way in the early twentieth century. One significant difference between the youth movements of 1900 and those of the 1960s was that the former looked mainly for emancipation from the authority of their elders by withdrawing from commercial culture to a more authentic, natural setting, whereas the latter looked for libera-

---

51 *Russell W. Belk*, Collecting in a Consumer Society, London/New York 2001.

52 *Bennet M. Berger*, Working-Class Suburb. A Study of Auto Workers in Suburbia, Berkeley, CA 1960.

53 *Rainwater/Coleman/Handel*, Workingman's Wife, p. 177.

54 *John M. Mogey*, Family and Neighborhood. Two Studies in Oxford, Oxford 1956.

55 *Ferdynand Zweig*, The Worker in an Affluent Society, London 1961; *John H. Goldthorpe/David Lockwood/Frank Bechhofer*, The Affluent Worker. Industrial Attitudes and Behaviour, Cambridge 1968; *John H. Goldthorpe* et al., The Affluent Worker in the Class Structure, Cambridge 1971. Compare the discussion in *Frank Mort*, Democratic Subjects and Consuming Subjects, in: *Frank Trentmann* (ed.), The Making of the Consumer. Knowledge, Power and Identity in the Modern World, Oxford/New York 2006, pp. 225–248. See now also the special issue »Contesting Affluence« in Contemporary British History 22, 2008, no. 4.

56 *Fiona Devine*, Affluent Workers Revisited. Privatism and the Working Class, Edinburgh 1992.

tion through commercial culture. The rebellious side of Sixties youth culture is easily exaggerated. Teenagers might have watched James Dean, but few were rebels without a cause. A 1966 British study found that the vast majority of 16–20 year olds felt that their mother and father were understanding.[57] When asked by researchers what they would do if they won the lottery, the greatest number of German youths said they would build a house; the second biggest answer was to invest it in an interest-earning account.[58] Two-thirds of 16–20 year old girls were keeping the tradition of the trousseau alive, regularly saving and storing up linen, clothes, cutlery, and china for marriage. These were hardly the excessive, myopic consumers associated with affluence.[59] At their own parties most adolescents wanted guests to behave, drink coke or syrup, and listen to »La Paloma« rather than get in an »ecstatic rage over Elvis.«[60]

Certainly, consumption does not appear to have weakened ties between generations. One reason for the remarkable strength and adaptability of the family lies in the unprecedented improvement in living conditions of senior Europeans. This has facilitated reciprocal gift-exchange and caring between old and young. And rising incomes and well-being has facilitated the inclusion of elderly people as active consumers. We should note that the chronological markers of this story differ from the »golden« 1950s and 1960s. In Europe, the rise of the elderly consumer is a phenomenon of the last forty years, the result of changing welfare regimes. This part of the history of contemporary consumer culture has primarily to do with the state not with the market or choice. Pensions policies transformed old age: Retirement no longer meant a collapse in the standard of living.[61] Whereas almost three quarters of European men aged 60–64 were in work in 1947, by the 1980s more than three quarters were living in retirement.[62] An OECD study found that by the mid-1990s older Germans and Dutch people even had a higher standard of consumption than the young.[63] There remain interesting differences between EU member states – the average elderly German couple spends 115 percent of what a younger couple spends on recreation and culture, whereas older Finns only spend 77 percent.[64] Still, the overall lifting of the elderly population from poverty and exclusion to material comfort and leisure since the 1960s is a revolutionary change. Elderly people have second homes, cars, computers, travel abroad, eat out and work out.[65] Marketers report that elderly consumers today view

---

57 *Peter Wilmott*, Adolescent Boys of East London, rev. edition, Harmondsworth 1969 (1st published 1966), pp. 66–68.

58 *Dorothea-Luise Scharmann*, Konsumverhalten von Jugendlichen, Munich 1965, p. 48 (for lottery), p. 45 (for trousseau). Saving for marriage was less pronounced amongst youths from higher educational and social backgrounds; for trends of rising disposable income and saving behaviour, see *Siegfried*, Time is on My Side, pp. 43 ff.

59 The best recent study that focuses on the myopic effects of affluence is *Avner Offer*, The Challenge of Affluence. Self-Control and Well-Being in the United States and Britain since 1950, Oxford 2006.

60 Quoted in *Reinhold Berger*, Dimensionen der Wunsch- und Erlebniswelt Jugendlicher, in: *Ludwig von Friedeburg* (ed.), Jugend in der modernen Gesellschaft, Cologne 1965, pp. 519 f. (my translation).

61 While pensions are only a share of the working income, older people have lower expenses for housing and travel to work.

62 Women's respective share fell from 13 to 4 percent, *Gilbert Dooghe*, The Ageing of the Population in Europe. Socio-Economic Characteristics of the Elderly Population, Brussels 1992, p. 191.

63 *Bernard Casey/ Atsuhiro Yamada*, Getting Older, Getting Poorer? A Study of the Earnings, Pensions, Assets and Living Arrangements of Older People in Nine Countries, OECD, Paris 2002, table 2.3.

64 *Ibid*., table 2.4. In Japan it was even 132 percent.

65 *Ian Rees Jones/David Ekerdt/Paul Higgs* (eds.), Consumption and Generational Change. The Rise of Consumer Lifestyles, Edison, NJ 2008; *Joachim Vogel*, Ageing and Living Conditions of the Elderly. Sweden 1980–1998, in: Social Indicators Research 59, 2004, pp. 1–34.

travel and tourism as an »elementary need«[66], and can choose between 50-plus hotels, holiday tours for ›best agers‹, or a winter in Spain and Australia. Ironically, such has been the cultural break-through of ›active ageing‹ that by the early twenty-first century, in the face of an advancing fiscal and pensions crisis, European governments are thinking about how best to lure active seniors back to work.

III. Temporal Divergence

The degree of cultural homogeneity and diversity in contemporary consumer culture is not only a result of relative affluence or how many goods people own, but is determined by patterns of use. How do people use their leisure time? One important difference between contemporary and earlier consumer cultures is the expansion of leisure time with the shortening of the working week and earlier retirement. By 2000, people in new and old member states of the European Union alike enjoyed between four and five and a half hours of free time a day. The main differences were between men and women rather than between countries. Italian men had 5.05 hours, one hour more than Italian women; only Norway had virtually no gender gap. TV and Video dominated in all societies, with some national differences; British men spent 45 percent of their free time in front of the box, compared to only 34 percent in Germany and Norway.

The changing temporalities of everyday life have been sidelined in most histories of consumption preoccupied with questions of purchase and desire.[67] Yet, as recent sociologists and theorists have shown, consumption is organised in rhythms and routines and involves the coordination of tasks in time and space. And these are the products of historically changing pressures and opportunities. Change in leisure time can be examined at three levels: aggregate national changes, the rhythms of everyday practices, and the distribution of these practices across the population.

National time-use surveys since the 1960s provide an opportunity to chart comparative trends in the aggregate use of time. In the last 40 years, people spent more time on travel, sport, eating out, and watching TV. The single most influential development here is the spread of television viewing and the decline of socializing. By 2000, Italians spent 37 percent of their free time watching TV or video, and only 17 percent socializing; Belgians 44 percent and 15 percent respectively.[68] Socializing has declined in *absolute* terms; only in France has it increased. Yet, socializing has held up *relatively* well in the last 30 years. People may watch a lot of television but visiting and socializing remains in a strong second position, well ahead of purely individual leisure pursuits such as reading, hobbies or entertainment. TV, in other words, mainly cut into going to the movies and much less into socializing. The picture for 2000 is not dramatically different from what we know about German workers in the early 1970s, who had visitors for an average of 46 minutes a day during the work week.[69]

---

66 Cited in Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft, Berlin 2005, p. 242.

67 Rare exceptions and starting points are: *Gary Cross*, Time and Money. The Making of Consumer Culture, London 1993; *Wildt*, Vom Kleinen Wohlstand, esp. chapters 5 and 7; *Paul Ginsborg*, The Politics of Everyday Life. Making Choices, Changing Lives, New Haven/ London 2005.

68 Eurostat data, cited *Jukka Gronow/Dale Southerton*, Consumption and Leisure in Europe, in: *Göran Therborn/Stefan Immerfall* (eds.), Handbook of European Societies, London (forthcoming), table 4.

69 *Kaspar Maase*, Lebensweise der Lohnarbeiter in der Freizeit, Frankfurt 1984; Informationsbericht des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen 1984, no. 38, p. 76.

Greater affluence has also facilitated greater access to a variety of leisure activities. It is telling that people in the poorer new EU member states watch more television and spend less time on socializing, hobbies, sport, and volunteering than their richer neighbours. Once again, there may be longer historical trends at work here. Much to the frustration of party officials, youths in socialist Europe retreated to a private world of television rather than build a collective culture. A 1977 study in Eisenach, East Germany, found that young workers watched six hours television a week, but only contributed 40 minutes to volunteer work.[70] Even the more affluent old EU member states fall into two groups. Societies that watch relatively less TV (Germany, Italy, Spain, Sweden, Norway) tend to spend more time socializing and eating out.[71]

Time, however, is not structured and experienced in bulk units. It is broken up and held together through different rhythms. A long, slow family meal is different from five or six snacks, even though the aggregate time might stack up the same. The rhythms of everyday life were a central research agenda in French studies by Henri Lefebvre and Michel de Certeau in the 1960s–1980s, but as historians we still know far less about their evolution than would be desirable.[72] European societies continue to have strikingly different rhythmic constitutions of everyday life. People in France not only spend a lot of time overall eating but tend to have a long lunch, whereas Finns tend to spread out eating across the day. Much of how we consume is the result of collective rhythms, and this is brought out sharply for people who move to a new country which runs on a different clock.

Time, as the sociologist Elizabeth Shove has remarked, is not only used up: It is also created through practices.[73] New practices compete with old. One can annihilate the other, or they can arrive at some kind of peace and co-existence. An example of the first belongs to visual entertainment and communication practices – watching TV meant fewer hours at the movies; since the 1990s, computers have encroached on the TV. Radio listening is a good case of the second type – more listening has been combined with more ironing and other household chores.[74]

In the 1920s, young female textile workers in Westfalia spent on average two hours at the end of every work day at home helping with chores and housekeeping. Sundays was a day for walking, visiting and music and singing. Holidays were mainly spent with sewing or gardening; only 5 percent went hiking. Some went swimming three times a day. The way to work was short. There was a long lunch break of 75 to 90 minutes.[75] Compared to work and leisure time today, these women had a fairly structured day. A century ago, there were leisure activities but their number was small, requiring relatively little synchronisation from the women themselves.

To what degree has a relatively simple structure of everyday life been broken up by contemporary consumer culture? One big difference between Europeans in the early

---

70 Zentralinstitut für Jugendforschung, Freizeit und Freizeitnutzung junger Arbeiter und Schüler in der Wartburgstadt Eisenach, Leipzig 1977, p. 65.

71 The United Kingdom is an exception, with high TV viewing and high socializing.

72 *Henri Lefebvre*, Critique of Everyday Life: Foundations for a Sociology of the Everyday, Vol. 2, London 2002 (1st published 1961); *ibid.*, Rhythmanalysis. Space, Time and Everyday Life, London 2004; *Michel de Certeau*, The Practice of Everyday Life, Berkeley, CA 1984 (1st published 1974).

73 *Elizabeth Shove*, Everyday Practice and the Production and Consumption of Time, in: *Elizabeth Shove/Frank Trentmann/Richard Wilk* (eds.), Time, Consumption, and Everyday Life, Oxford 2009.

74 *Amy Hewes*, Electrical Appliances in the Home, in: Social Forces 2, 1930, December, pp. 235–242; *Ruth Palter*, Radio's Attraction for Housewives, in: Hollywood Quarterly 3, 1948, pp. 248–257.

75 *Lynda Lueb*, Die Freizeit der Textilarbeiterinnen, Münster 1927.

twenty-first century and their great-grandparents in the early twentieth century is that, thanks to greater personal mobility and electric connectivity, there are far greater opportunities and pressures to coordinate numerous practices. In addition to the overall density of leisure practices, however, we should also ask how these practices are distributed. Aggregate accounting and averages tend to presume that everyone does a little of everything. But this is, of course, a statistical illusion. Leisure activities are unevenly distributed. Some people play a bit of golf and like to go to the movies, the opera and eat out in restaurants, other people play golf and nothing else. We need to know about who participates in what type of consumption.

Sociologists who have compared participation rates between countries across time have found some suggestive and provocative divergence between advanced consumer societies. One research project tracked eating and reading in France, Holland, Norway, Great Britain and the United States. It found no overall convergence for trends in eating-out specifically or eating more generally. Whereas in the United States the time people spent eating at home shrank from 53 minutes in 1975 to 42 minutes in 2000, it stayed at 96 minutes in France. Above all, there was significant divergence in participation rates. Continental European countries were more homogenous, that is, people tended to share in general changes in how they spent their free time. Thus, in Holland, the decline in time spent reading was a trend shared across society. In the United States, by contrast, people moved in opposite directions in the 1970s to the 1990s: Those who already liked reading were reading more, while those who were less devoted readers were spending even less time on it; Britain was closer to the United States than to other European societies.[76] One possible interpretation is that consumer societies have evolved in opposite directions: Some typified by the United States, moving towards ever greater specialisation and fragmentation, the other, closer to the continental European cases, encouraging more evenly shared, homogenous national life-styles. American consumer culture may represent the opposite of the homogeneity so feared by 1950s critics predicting conformity and standardisation like David Riesman. The American ›way of life‹, at least in recent decades, has been marked by growing internal diversification, not by shared past-times. Put more positively, contemporary history has seen the evolution of rival types of ›consumer society‹, characterized by different logics of internal stratification and dynamics of practice.

IV. Between Choice and Compulsion

Together with patterns of homogenisation, contemporary consumer cultures has been associated with the triumph of choice and individualisation and a withdrawal from civic engagement: The more people buy, the more their individual consumer identity crowds out their civic spirit.[77] In this view, citizenship is hollowed out by consumerism, as evidenced by reform initiatives since the 1980s to make public policies, from education to health services, more consumer-oriented, introducing greater choice and quasi-market mechanisms. Citizenship is no longer directed towards public engagement, but encourages individuals to express themselves as active consumers.

This way of thinking has roots stretching back to ›republicanism‹ and Jean-Jacques Rousseau, but it is probably not surprising that it gained a new attraction in the age of

---

76 *Alan Warde/Shu-Li Cheng/Wendy Olsen* et al., Changes in the Practice of Eating. A Comparative Analysis of Time-Use, in: Acta Sociologica 50, 2007, pp. 363–385.

77 From the large literature in this vein, see, for example, *Bauman*, Consuming Life; *ibid.*, Exit Homo Politicus, Enter Homo Consumens; *Michael Sandel*, Democracy's Discontent. America in Search of a Public Philosophy, Cambridge, MA 1996; *David Marquand*, Decline of the Public. The Hollowing-out of Citizenship, Cambridge 2004.

neo-liberalism in the 1980s–1990s, with its emphasis on de-regulation and marketization. Academics looking for a historical narrative have tended to reach backwards from the contemporary elevation of the individual consumer to several earlier developments: rational choice models; the advent of consumer testing-agencies reporting on the best deal; advertising, with its celebration of the desiring self; all the way to the marginalist revolution of the 1880s.[78] Some historians have stressed that even in inter-war America, consumer culture was never a uniform manifestation of corporate commerce and always divided by class and race[79], but overall the line towards individual choice and the commercial manipulation of desire seemed pretty straight, especially for the post-war period.

There are two problems with this narrative. The first concerns the present. Policy statements and initiatives that set out to consumerise public services are one thing. The reality on the ground is another. Researchers following local users and providers have found that consumerist reforms have had virtually no impact at all on identities. When going to a hospital, people continue to think of themselves as patients and members of the community, not as consumers.[80] In public swimming pools and other leisure services, users do not behave as the rational choice model would predict. Altruism, care, and a sense of civic belonging have not been extinguished.[81]

For the purposes of this article, a second weakness is more serious since it concerns the uses of the past. Reading backwards from current concerns over choice and market integration has produced an ahistorical, presentist narrative that has obscured alternative formations of the consumer. It has tended to conflate choice with individualism, and it has downplayed or ignored altogether the politics of consumption that occurs outside markets and shops, at home, in the realm of ordinary habits and routines, and in battles over needs and provisions in socialist and capitalist societies alike.

Far from being an essential post-war product of ›advanced liberalism‹, the consumer evolved as a point of reference through competing traditions in modern Europe.[82] In Britain, the consumer had been firmly established on the map of politics by 1914. The consumer then stood for the public interest, an association forged through popular battles over free trade and taxation.[83] In France, by contrast, ›the consumer‹ was a self-image for reform-minded middle class groups who sought to improve the social conditions of workers, who were understood to be producers, not consumers.[84] The First World War gave the consumer a new significance as a national interest. In all these traditions, individual choice

---

78 This narrative does considerable injustice to the social ethics of economists like Marshall and to the continuities between Marshall and an earlier generation in their defence of consumer interests, see *Donald Winch*, The Problematic Status of the Consumer in Orthodox Economic Thought, in: *Trentmann*, The Making of the Consumer, pp. 31–52.

79 *Lizabeth Cohen*, The Class Experience of Mass Consumption, in: *Richard W. Fox/T. J. Jackson Lears* (eds.), The Power of Culture, Chicago 1993, pp. 135–162; *Cohen*, A Consumer's Republic.

80 *John Clarke/Janet Newmann/Nick Smith* et al., Creating Citizen-Consumers. Changing Publics and Changing Public Services, London 2007.

81 *Johnston Birchall/Richard Simmons*, User Power. The Participation of Users in Public Services, London 2004.

82 *Trentmann*, The Modern Genealogy of the Consumer.

83 *Trentmann*, Free Trade Nation.

84 *Marie-Emmanuelle Chessel*, Catholicisme social et éducation du consommateurs. La ligue sociale d'acheteurs au cœur des débats (1908–1910), in: Catholicisme et modernisation de la société française (1890–1960) (Cahiers du Centre Pierre Léon d'histoire économique et sociale, No. 2), ed. by *Marie-Emmanuelle Chessel*/*Bruno Dumons*, Lyon 2003, pp. 19–39. See further the two volumes of essays: *Alain Chatriot/Marie-Emmanuelle Chessel/Matthew Hilton* (eds.), Au nom du consommateur. Consommation et politique en Europe et aux États-Unis au XX^{e} siècle, Paris 2004; *Trentmann*, The Making of the Consumer.

was linked to broader social or national ethics: the active citizen-consumer in Free Trade Britain; the consumer who used the power of the purse to help workers and shop-assistants in France; the consumer who bought and saved for the sake of the nation in war-time Germany. There was no straight line to individual choice and markets. In fact, in inter-war Britain many consumers aligned themselves with a popular conservative movement to »buy empire« goods to strengthen imperial solidarity. From this longer perspective, more recent consumer movements like »fairtrade«, and Max Havelaar appear more as one variation in a longer history of the social ethics of consumption, and less like the invention of newly reflexive affluent consumers.[85]

Taking ordinary consumption more seriously opens up additional fields of consumer politics. Post-war affluence did not mean the end of a ›politics of necessity‹. Arguably, affluence expanded its scope. More wealth and more goods came with new battles over the health and safety of products from electronic goods to medical supplies and infant-feeding formulas. By the 1960s – 1970s, housing had become a magnet of consumer activism in many European countries, bubbling up from the grassroots through new rental associations (Mieterverbände), tenants' associations and irritation at the lack of accountability and provision in public housing.[86] Leisure itself was defined as a need, an entitlement belonging to the domain of social citizenship. As a House of Lords Committee stressed in 1973, as the state cared for »›their other needs‹« the »›state should not opt out of caring for people's leisure‹«.[87] Even the most routine of leisure activities, watching television, appears to have recreated a sense of public connection, rather than leading to disengagement.[88] Researchers who have studied political activism suggest that it is wrong to relate the decline in older forms of political action to the rise of consumerist protests. People who are active in ethical consumer movements are also disproportionately active in older community based forms of politics and volunteering.[89]

In addition, there is a quotidian micro-politics of consumption that deserves fuller recognition. Consumer society was advertised as a world of shiny goods. But goods and services failed and faltered. More cars meant more traffic jams. Technical systems became more interdependent and vulnerable to breakdown. The democratisation of material comforts, epitomised by the fixed bath, the shower, washing machine and garden equipment, put new pressures on infrastructures. These pressures arising through ordinary consumption tend now to be linked to questions of environmental sustainability. They were also important new nodes of a quotidian politics of consumption, as influential as the drive for distinction or symbolic representation often seen as typifying contemporary consumer

---

85 *Frank Trentmann*, Before »Fair Trade«. Empire, Free Trade, and the Moral Economies of Food in the Modern World, in: Environment and Planning D 25, 2007, pp. 1079–1102; *Matthew Hilton*, Prosperity for All? Consumer Activism in an Era of Globalization, Ithaca/New York 2009; *Sophie Dubuisson-Quellier*, La consommation engagée, Paris 2009.

86 *Bernhard Wanders*, Zwischen Dienstleistungsunternehmen und politischer Basisbewegung. Mieterorganisation in der Bundesrepublik Deutschland. Untersuchung zur politischen Organisation wohnungsbezogener Verbraucherinteressen in Mietervereinen und Deutschem Mieterbund sowie in Mieterinitiativen, Munich 1984; *Peter Shapely*, The Politics of Housing. Power, Consumers and Urban Culture, Manchester 2007.

87 Cited in *Rhona Rapoport/Robert N. Rapoport*, Leisure and the Family Life Cycle, London 1975, p. 10.

88 *Nick Couldry/Sonia Livingstone/Tim Markham*, Media Consumption and Public Engagement. Beyond the Presumption of Attention, Basingstoke 2007.

89 *Michelle Micheletti/Dietlind Stolle/Marc Hoogh*, Zwischen Markt und Zivilgesellschaft. Politischer Konsum als bürgerliches Engagement, in: *Dieter Gosewinkel/Dieter Rucht/Wolfgang von Daele* et al. (eds.), Zivilgesellschaft – national und transnational, Berlin 2003, p. 151–171.

culture. New goods and technologies involve the delegation and coordination of tasks. When things break down, people are pressed into action.[90]

Seeing consumption as a set of practices – rather than in terms of choice, markets and discretionary income – simply has not least the advantage of recognising socialist societies as also belonging to the family of consumer societies, although perhaps more a distant cousin than a sibling. Accounts of shortages, queuing and bad economic planning are legion, but they should not distract from the very real material accumulation in the 1960s. Flats were relatively smaller than in the West, with less central heating, but households in Hungary, Poland, Czechoslovakia and the GDR were major consuming units. In 1970, 79 percent of households in Czechoslovakia had a television (45 % in Poland, 84 % in GDR, 53 % in Hungary), 75 percent a washing machine (67 % in Poland, 54 % in GDR, 50 % in Hungary), 57 percent a fridge (28 % in Poland, 56 % in GDR, 32 % in Hungary).[91] Pensioners, single and poorer households had fewer of these goods, but the overall trend was upward. In the GDR, free time increased by almost one hour between 1974 and 1985, to 4.2 hours a day. With car-ownership low, home decoration and home-based leisure assumed enormous importance. In a study of consumer desire, the GDR's youth research institute found in 1979 that 92 percent of youths dreamt of furnishing and decorating a nice flat, well ahead of other consumer desires such as travel (69 %), dressing fashionably (54 %) or acquiring a car (36 %).[92] What set societies like the GDR aside was a relative lack of choice and a high level of home-made goods and passing on, although it would be wrong to presume that second-hand consumption and making goods at home have completely disappeared in market societies either.[93] In 1971 the average East German woman owned three skirts, four blouses, and five dresses she had tailored herself, more than a third of her wardrobe.[94] Lack of choice did not diminish a desire for fashion and distinction. It probably had the opposite effect. Lack of variety in patterns, colours, and sizes, enhanced the importance of a personal touch. Children's clothing is suggestive of this mix of recycling and personalisation. The average East German boy and girl had five shirts and 14 pullovers in 1980. Sewing and knitting were popular with rich as well as poor. 51 percent of households earning less than 600 Marks did it, but so did 34 percent of those earning 1,800 Marks or more. These domestic practices were not

---

90 For further discussion, see *Frank Trentmann*, Disruption is Normal. Blackouts, Breakdowns and the Elasticity of Everyday Life, in: *Shove*/*Trentmann*/*Wilk*, Time, Consumption, and Everyday Life, pp. 67–84.

91 Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BArch), 01 C/450a, Institut für Marktforschung, Untersuchungen zur Spartätigkeit in ausgewählten RGW-Mitgliedsländern, Bericht Nr. 7; vertrauliche Dienstsache, 30.6.1975, table 4. For consumption in socialist Europe, see: *Ina Merkel*, Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR, Cologne 1999; *Katherine Pence*, You as a Woman Will Understand. Consumption, Gender and the Relationship between State and Citizenry in the GDR's Crisis of 17 June 1953, in: German History 19, 2001, pp. 218–252; *Susan E. Reid/David Crowley*, Style and Socialism. Modernity and Material Culture in Post-War Eastern Europe, London 2000, *Victor Buchli*, An Archaeology of Socialism, Oxford/New York 1999; *Fitzpatrick*, Everyday Stalinism.

92 Zentralinstitut für Jugendforschung, Jugend und Mode, Leipzig 1979, table 2. Male teenagers (88 %) and female teenagers (95 %) equally put »eine schöne Wohnung einrichten« first in their wish list.

93 *Nicky Gregson/Louise Crewe*, Second-Hand Cultures, Oxford/New York 2003; *Alison Clarke*, Mother Swapping. The Trafficking of Second Hand Baby Wear in North London, in: *Peter Jackson/Michelle Lowe/Daniel Miller* et al. (eds.), Commercial Cultures. Economies, Practices, Spaces, Oxford 2000; *Elizabeth Shove/Mathew Watson/Martin Hand* et al., The Design of Everyday Life, Oxford 2007.

94 BArch Berlin-Lichterfelde, DL 102/543, Zur Entwicklung Sozialistischer Verbrauchs- und Lebensgewohnheiten bei der Bevölkerung der DDR, 30.6.1971, table 8.

driven purely by necessity, but because many people liked to choose their own style and colour and because they found them enjoyable.[95]

That affluence breeds materialism is a popular cliché. Scholars like Ronald Inglehart, by contrast, have seen the age of affluence as promoting non-materialist dispositions, including social and environmental awareness.[96] Evidence from Eastern Europe adds a twist. Shortages, uneven distribution, the many broken promises of unfulfilled improvement, may have heightened a materialist outlook. In Poland, commentators in the late 1960s observed »ideał małej stabilizacji« or an ideal of small stabilisation as expressed in privatisation and a longing for material goods. Young workers pinned their hope on a higher standard of living. When they were asked in Rzeszow in 1973 what happiness meant, 59 percent gave the answer »a happy family«, 50 percent said »money and a higher standard of living«.[97]

Riches and access to consumption are unevenly distributed in market and socialist societies alike. Indeed, the inequalities in the former have on average been higher in modern history. All societies have to cope with unfulfilled desires. Why, then, did consumption become increasingly politicised in societies like the GDR? One reason is that scarcities and lack of variety were connected to a growing sense of low social mobility and disempowerment, real and imagined. Here Adam Smith's insight in the »Theory of Moral Sentiment« about the quality of »the spectator« remains valuable. In a commercial society, Smith observed, inequality could be a source of stability because poor people could imagine themselves to be like a rich neighbour – and one does not steal from or attack one's (potential) self.[98] The socialist system of provision stifled such hopes. People felt at the mercy of plans and party bosses. That scarce goods like cars, telephones or housing were allocated to people with connections, access to Western currency or to zones designated of special international importance, like East Berlin, shook the faith of many ordinary loyal citizens. As one petitioner complained to Egon Krenz just a few months before the fall of the Berlin wall, how was he supposed to explain to his kids that the neighbour who had access to ›Deutschmark‹ could buy a camper van while he himself had to wait for it for twelve years or more? He used to have a »good attitude to our state«, but in the last five years he had ever more often asked himself why he and his wife were working so hard, clocking up over-time, if it was impossible to fulfil one's modest desires (»bescheidene Wünsche«).[99]

---

95 BArch Berlin-Lichterfelde, DL 102/1476, Informationen aus Wiederholungsbefragungen – Befragungszyklus 1980/81 – Knaben von 1 bis unter 15 Jahren; ibid., DL 102/1471, Informationen aus Wiederholungsbefragungen – Befragungszyklus 1980/81 – Mädchen von 1 bis unter 15 Jahren.

96 *Ronald Inglehart*, The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles among Western Publics, Princeton, NJ 1977; *idem*, Modernization and Postmodernization. Cultural, Economic, and Political Change in 43 Societies, Princeton, NJ 1997. For critical discussion, see *Russell Belk*, Materialism. Trait Aspects of Living in the Material World, in: Journal of Consumer Research 12, 1985, pp. 265–280; *Harold D. Clarke/Nitish Dutt/Jonathan Rapkin* et al., The Effect of Economic Priorities on the Measurement of Value Change. New Experimental Evidence, in: American Political Science Review 93, 1999, pp. 637–647; *Richard A. Easterlin/ Eileen M. Crimmins*, Private Materialism, Personal Self-Fulfillment, Family Life, and Public Interest. The Nature, Effects and Causes of Recent Changes in the Values of American Youth, in: Public Opinion Quarterly 55, 1991, pp. 499–533.

97 *Wolf Oschlies*, Jugend in Osteuropa II: Polens Jugend, Cologne 1982, here: p. 180. See also: *Katherine Verdery*, National Ideology under Socialism. Identity and Cultural Politics in Ceausescu's Romania, Berkeley, CA 1991.

98 *Adam Smith*, Theory of Moral Sentiment, 1759, Edinburgh 1808, pp. 433–444.

99 BArch Berlin-Lichterfelde, DY 30/IV 2/2.039/154, Eingabe, 1.8.1989, no. 846.

The *Eingaben* or petitioning system, which this Berliner made use of, has been interpreted by some historians as a way of containing political opposition by turning grievances into separate, isolated instances with the illusion of a responsive regime.[100] This might have been the intention, but in reality, the petitioning system helped to politicise everyday life. As a way of containing unfulfilled desires it backfired. Unlike the complaints of frustrated consumers in market societies, which are scattered across the commercial landscape, unconnected to a central responsible source, socialist consumer complaints were bundled. In the process of adding letters and documentation to their dossier, many of the hundreds of thousands of East German who went through the petitioning system underwent a quotidian politicisation, where they learnt to translate their grievances as consumers into a critique of the regime. The growing visibility to Western cars and products in the mid-1980s, especially in East Berlin, sharpened the sense of injustice. As one man from Erfurt complained to the *Zentralkomitee* of the SED already in 1976: How was it possible for people to advertise boilers and entire radiator systems in exchange for a Wartburg in local newspapers at a time when new apartments could not be completed because of a shortage of heating equipment? »Surely something is rotten here.«[101]

V. Outlook

The history of consumption in contemporary Europe is intimately tied up with the major ideological traditions that have expressed fears and critiques of consumer society since the Second World War. What we know (and what we don't) about how European consumers have led their lives in part expresses the kind of concerns and approaches that have been at the centre of larger social theories. Approaches have moved from a focus on mass production and standardisation (Frankfurt School), to a view of consumption as an instrument of status and social power (Bourdieu), to an emphasis on the symbolic value of consumption as a world of signs (Baudrillard). In their different ways, these traditions have had an interest in portraying consumer society as a new historic era and break with earlier societies. Contemporary historians have thus tended to use the ›affluent‹ 1950s and 1960s as a launch pad of consumer culture, looking forward to the diffusion of new goods and materialist values, rather than looking back to trace its roots and dynamics in an earlier history.

Coming down from the lofty heights of postmodernism affords a useful opening to revisit fundamental questions and approaches about the place of contemporary consumer culture in a longer history and its internal dynamics. For all their insights, most older views have had the habit of treating consumption as a means to an end, primarily concerned with answering a separate problem, such as the reproduction of social inequality through a habitus of consumption, the manipulation of desire or the workings of capitalist society. What these tended to leave out was the practice and stuff of the consuming itself, that is,

---

100 Recent discussions are *Jonathan Zatlin*, The Currency of Socialism, Cambridge 2007, and *Mary Fulbrook*, The People's State. East German Society from Hitler to Honecker, New Haven, CT 2005, although the benign features of the petitioning system should not be exaggerated. For complaints, see also *Ina Merkel* (ed.), Wir sind doch nicht die Mecker-Ecke der Nation, Köln 1998, and comparatively *Frank Trentmann*, Kurze Unterbrechung – Wir Entschuldigen die Störung. Zusammenbruch, Zäsur, und Zeitlichkeit im alltäglichen Konsum, in: *Christina Benninghaus/Sven Oliver Müller/Jörg Requate* et al. (eds.), Unterwegs in Europa – Beiträge zu einer pluralen europäischen Geschichte, Frankfurt/New York 2008, pp. 219–245, here: pp. 224–234.

101 »Hier kann doch etwas nicht in Ordnung sein«, BArch Berlin-Lichterfelde, DY 30/3261, Eingaben an G. Mittag, 14.9.1976.

how people use things. After postmodernism we are rediscovering the materiality of everyday life.[102]

This article has suggested ways of broadening the contemporary history of consumer culture, chronologically, conceptually, and analytically. It has deliberately criss-crossed 1945, often seen as an hour zero of consumerism. If we associate consumer culture with distinction, desire, self-fashioning and identity-formation, there are strong continuities between pre- and post-45 Europe. Future research on consumer cultures in post-45 Europe do well to integrate these earlier developments and to place them in broader imperial and comparative perspectives. The association of consumer society with affluence in the 1950s and 1960s has especially been coupled with an interest in how a fascist society like Germany adapted to peaceful democracy. The longer European experience of consumer culture, however, was neither inherently privatising nor inherently peaceful. It had an imperial past and was connected to a modernizing project of cultural uplift through material goods and manners. This project shared affinities with other regimes like Japan intent on civilizing manners through a material reform of the home, its goods and practices. We still know too little about the place of colonial and international knowledge in the everyday life of European consumers after 1945.

The age of affluence was not a watershed between needs and wants. The article has deliberately highlighted the mundane world of consumption, calling into question the conventional focus on choice and purchase. A very large part of what and how people consume remains the result of ordinary or routine forms of consumption. Of course, it would be foolish to suggest that contemporary Europe is exactly *like* other or less affluent societies, past or present. One distinctive feature remains high public sector consumption in health, transport, education and other areas of life that supports high levels of private consumption. A second, especially pronounced at the level of the European Union, is the attention given to an individual market-oriented citizen-consumer; once again, this needs to be understood as part of a longer history in the rise of the consumer as a subject of politics and discourse with roots in progressive as well as nationalist traditions. How much of the neo-liberal emphasis on choice and the market consumer will survive the current economic crises is uncertain. The singularity or homogeneity of Europe as a consumption zone, however, must not be exaggerated. Genuine comparative historical research is few and far between. What we do know from social science research about practices, tastes, and the role of consumption for identity and group formation in European countries suggests caution towards any generic talk of ›consumer society‹. It is wrong to draw a sharp qualitative distinction between societies as either living in a world of want, where there is no consumption because there is no choice, or in a world of needs, where there is choice and desire rules. Societies are a mix of both. What changes is the mix. Just as people in pre-twentieth century societies were not without desires and certain spectacular forms of consumption, so people in contemporary societies still pursue plenty of ordinary consumption practices. Arguably, affluence has increased both routine practices and choice; the rise in home improvement and gardening is a case in point. A focus on consumption as practice encourages a change in perspective from older social theories that continue to influence many histories of consumption and that have treated cultural inequalities as a result of social inequalities, notably Veblen and Bourdieu. Instead of seeing how individuals consume as an effect of social class or status, it starts with the individuals and their

---

102 *Alan Warde*, Consumption and Theories of Practice, in: Journal of Consumer Culture 5, 2005, pp. 131–153; *Daniel Miller* (ed.), Material Cultures. Why Some Things Matter, London 1998; *Shove/Watson/Hand*, Design of Everyday Life; *Wim M. J. van Binsbergen/Peter L. Geschiere* (eds.), Commodification. Things, Agency, and Identities. The Social Life of Things Revisited, Münster 2005; *Frank Trentmann*, Materiality in the Future of History. Things, Practices, and Politics, in: Journal of British Studies 48, 2009, no. 4.

practices, recognising that through their consumption they move between different cultural genres. Social differences, in other words, become visible as also being the result of how individuals consume, not just their income or status. Recent sociologists have emphasized the significant degree of intra-individual variation in cultural consumption, that is how the same individual can belong to many different publics and different cultural forms (e.g. TV entertainment shows, novels, opera and pop music).[103] How such social differences have evolved over time as a result of practice is an important, untapped field of research for future historians.

Through earlier social theories, historians have inherited a divide that sees consumption either as purely symbolic or as functional. This is unfortunate. Most consumption involves both dimensions. Closer attention to how people consume and to the distribution of practices within as well as between societies calls into question a simple thesis of homogenisation. Cultures of consumption remain diverse and differentiated.

103 *Bernard Lahire*, La culture des individus, Paris 2004; see also the special issue in: Poetics 36, 2008.

Christopher Kopper

Eine komparative Geschichte des Massentourismus im Europa der 1930er bis 1980er Jahre

Deutschland, Frankreich und Großbritannien im Vergleich

Die volle Entwicklung der (west)europäischen Gesellschaften zu Massenkonsumgesellschaften gehört zu den bedeutendsten sozioökonomischen und soziokulturellen Wandlungsprozessen zwischen dem Beginn der Wiederaufbauära nach 1945 und der europäischen Epochenwende von 1989/90. Während die Entwicklung des Konsums materieller Güter bereits die Aufmerksamkeit zahlreicher Historiker/-innen gefunden hat[1], findet der Konsum immaterieller Dienstleistungsgüter eher eine stiefmütterliche Betrachtung.

Obwohl über die Geschichte des Reisens bis 1945 bereits eine Vielzahl geschichtswissenschaftlicher Monografien publiziert wurde, wurde die eigentliche Durchbruchsphase des Massentourismus nach 1945 bislang kaum in monografischen Studien untersucht. Der folgende Beitrag zur Geschichte des sich entfaltenden Massentourismus in Europa nach 1945 stützt sich auf die Geschichte der drei (west)europäischen Staaten mit dem höchsten Aufkommen an Urlaubsreisenden, auf Frankreich, Großbritannien und die Bundesrepublik Deutschland. Während die Tourismusgeschichte der kleineren west- und nordeuropäischen Nationen wegen des Zwangs zu einer reduzierten empirischen Komplexität und mangels eines ausreichenden Vorlaufs der nationalgeschichtlichen Historiografien außer Betracht bleiben muss, muss auf eine vergleichende Geschichte der wirtschaftlich am weitesten entwickelten Zentralverwaltungswirtschaften in Mitteleuropa – der DDR und der ČSSR – aus Gründen der fehlenden institutionellen Vergleichbarkeit verzichtet werden.

Eine Konsumgesellschaft im engeren Sinne des Begriffs setzt das Vorhandensein eines breiten Güter- und Dienstleistungsangebots, eines freien Anbietermarktes und einer systemisch nicht eingeschränkten Verfügbarkeit voraus – Kriterien, die in kommunistischen Zentralverwaltungswirtschaften nicht oder allenfalls partiell erfüllt sind. Obwohl die Gesellschaft der DDR in den 1980er Jahren eine ähnliche Reisendenquote[2] wie die Bundesrepublik erreichte, waren die paradigmatischen institutionellen Elemente einer touristischen Massenkonsumgesellschaft in der DDR nicht vorhanden. Das zentral geplante Reiseangebot, das von staatlichen Monopolbetrieben und von politischen Massenorganisationen in einer monopolähnlichen Marktstruktur erstellt wurde, die stark eingeschränkte Verfügbarkeit von Reisedevisen selbst innerhalb des sozialistischen Wirtschaftsverbundes Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe und harte rechtliche Mobilitätshürden wie das faktische Verbot von Westreisen schließen eine Vergleichbarkeit mit offenen verkehrswirtschaftlichen Gesellschaften aus.[3] Ausnahmen vom touristischen Westreiseverbot wie Gruppenreisen von FDJ-Jugendtourist (Freie Deutsche Jugend) nach Skandinavien und

---

1 *Sabine Haustein*, Vom Mangel zur Massenkonsum. Deutschland, Frankreich und Großbritannien im Vergleich 1945–1970, Frankfurt am Main 2007; *Wolfgang König*, Kleine Geschichte des Konsums, Stuttgart 2007; *Christian Kleinschmidt*, Konsum. Eine Einführung, Stuttgart 2008.

2 Nach internationalen statistischen Standards wird die Reisendenquote als der Anteil der Bevölkerung ab dem 15. Lebensjahr definiert, der mindestens einmal im Jahr eine mindestens fünftägige Urlaubsreise unternommen hat.

3 Hier sei auf die Dissertation von Heike Wolter (TU Dresden 2007) zur Tourismusgeschichte der DDR verwiesen, die 2009/2010 als Monografie in der Reihe »Beiträge zur historischen Verkehrsforschung« erscheinen wird.

in die Bundesrepublik waren an strenge Prüfungen der politischen Loyalität gebunden und damit unabhängig von preislichen Hürden nur für eine politische Elite verfügbar.

Bereits publizierte Untersuchungen zu einer vergleichenden westeuropäischen Konsumgeschichte nach 1945 haben trotz durchaus vergleichbarer harter sozioökonomischer Rahmendaten wie den durchschnittlichen Einkommenshöhen und vergleichbarer Muster der Einkommensverteilung nationale Unterschiede beim Konsum von Lebensmitteln wie auch beim Erwerb langlebiger Konsumgüter zutage gefördert.[4] Während Fernsehgeräte und Haushaltswaschmaschinen in Großbritannien, Frankreich und in der BRD fast gleichzeitig auf den Konsumgütermärkten angeboten wurden, folgte die Anschaffung dieser Güter unterschiedlichen Präferenzstrukturen, die sich in abweichenden zeitlichen Reihenfolgen und phasenversetzten Marktdurchbrüchen manifestierten. Es fragt sich, inwiefern sich dies auch im Tourismus niederschlug.

Da die bereits veröffentlichten nationalgeschichtlichen Studien zum Tourismus in der Zeit bis 1945 auf einige wesentliche Unterschiede in den kulturellen Traditionen des Urlaubsreisens, in der Verfügbarkeit bezahlten Urlaubs für breitere Bevölkerungsschichten und im Grad der öffentlichen Förderung des (Massen)Tourismus hinweisen, stellt sich die Frage nach strukturellen Ähnlichkeiten und Differenzen in der Ausbreitung des Massentourismus nach 1945 umso mehr. Die essentialistischen anthropologischen Theorien über eine ›anthropologische Konstante‹ des Mobilitätsbedürfnisses und des Fernwehs, die in der Mobilitätsforschung immer wieder bemüht werden, werden in dieser Darstellung wegen ihres unhistorischen Gehalts nicht weiter verfolgt. Bis zur Entstehung der adligen und großbürgerlichen Bäderreise und des bürgerlichen Urlaubs in der sogenannten Sommerfrische waren temporäre Ortsveränderungen zu Nicht-Erwerbszwecken auf die *grand tour* des höheren Adels und die seltenen Studienreisen einer bürgerlichen Elite beschränkt. Besuche bei räumlich entfernten Angehörigen bleiben außer Betracht, da sie in den meisten Fällen nicht der Erholung dienten. Im Folgenden soll ein synchroner und diachroner Vergleich zwischen Deutschland, Großbritannien und Frankreich zeigen, wie sich das Urlaubsreisen zu einer gesellschaftlichen Massenerscheinung entwickelte. Hierbei sollen makroökonomische Faktoren wie das Durchschnittseinkommen und die Einkommensverteilung ebenso berücksichtigt werden wie die Veränderung von Konsumpräferenzen und die Bedeutung kommerzieller Reiseangebote. Institutionelle Faktoren wie die staatliche Urlaubsgesetzgebung und die öffentliche Förderung des Sozialtourismus werden ebenso berücksichtigt wie die Bedeutung sozialer und kultureller Leitbilder.

I. Massentourismus vor 1945

Schon die Frage nach den durchschnittlichen gesetzlichen und arbeitsvertraglichen Urlaubsansprüchen für Arbeitnehmer/-innen ergibt im deutsch-britisch-französischen Vergleich erhebliche Unterschiede. Entgegen dem propagandistischen Anspruch der Deutschen Arbeitsfront (DAF) und ihrer Tochterorganisation Kraft durch Freude (KdF), allen ›Volksgenossen‹ einen Jahresurlaub und in möglichst naher Zukunft auch eine Urlaubsreise zu ermöglichen, blieben die Urlaubsregelungen je nach Region, Branche und Berufsstand (Arbeiter bzw. Angestellter) weiterhin unterschiedlich. Die institutionelle Zersplitterung der Weisungs- und Gestaltungskompetenzen zwischen den vom Reichsarbeitsminister bestellten Treuhändern der Arbeit und der DAF war dafür verantwortlich, dass sich die Urlaubsansprüche der »Gefolgschaftsmitglieder« nicht synchron mit dem quantitativ erweiterten und preislich subventionierten Urlaubsangeboten der KdF entwickelten. Obwohl sich die durchschnittliche Länge der Urlaubsansprüche nach den wenigen

4 *Haustein*, Vom Mangel zum Massenkonsum.

veröffentlichten Statistiken des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der DAF gegenüber den frühen 1930er Jahren verbessert hatte und beispielsweise zwei Drittel aller Beschäftigten in der Metallindustrie 1938 mehr als eine Woche Urlaub erhielt, bestand die erhebliche Differenzierung nach der Betriebszugehörigkeit weiterhin fort.[5] Unabhängig von den kriegsbedingten Urlaubssperren stand der DAF-Führer Robert Ley 1940 noch weit von seinem utopischen Ziel entfernt, dass alle Arbeiter, Angestellten und Beamten zwei Wochen pro Jahr in einem DAF-Ferienzentrum wie der fast fertig gestellten fordistischen Urlaubsmaschine Prora verbringen sollten.[6] Der utopische Überschuss der KdF-Funktionäre stand in einem bemerkenswerten Missverhältnis zu den tatsächlichen materiellen Möglichkeiten der Arbeiter und Angestellten – und den materiellen Möglichkeiten der KdF.

Die Entwicklung des gesetzlichen und tariflichen Urlaubsanspruchs verlief im Frankreich der Vorkriegsjahre deutlich anders. Die sozialistische Volksfrontregierung des Ministerpräsidenten Léon Blum führte bereits wenige Monate nach ihrem Amtsantritt im Juli 1936 einen gesetzlichen zweiwöchigen Urlaubsanspruch für alle abhängig Beschäftigten ein, obwohl eine solche Forderung weder im Wahlkampf noch in der Streikwelle des Mai/Juni 1936 eine Rolle gespielt hatte. Angesichts der zunehmenden Militanz und der Streikneigung der kommunistischen und sozialistischen Arbeiter stimmten die konservative Opposition und die Arbeitgebervertreter dieser Regelung fast einstimmig zu[7], die im internationalen Maßstab sehr großzügig war. Der intensiven Propaganda der DAF über die Ehre und Würde des deutschen Arbeiters im »Sozialismus der Tat« zum Trotz überstieg sie die Leistungen der NS-Diktatur erheblich. Für die gesellschaftsintegrierende Wirkung des Urlaubsgesetzes sprach auch, dass die bürgerlichen Nachfolgeregierungen und selbst das Vichy-Regime an ihm festhielten. Die Einführung des zweiwöchigen Urlaubs durch die Volksfrontregierung gilt in der zeitgenössischen populären Filmkultur, in der französischen Historiografie und im historischen Gedächtnis der Franzosen als das Ereignis[8], das den Beginn des Massentourismus markierte. Der August 1936 stand im historischen Gedächtnis Frankreichs als der Beginn des jährlichen Aufbruchs in die Ferien, der sich jedes Jahr wiederholen sollte.

Demgegenüber waren die Durchbrüche des Massentourismus in Deutschland und vor allem in Großbritannien die Ergebnisse eines längeren sozioökonomischen und kulturellen Wandlungsprozesses. Doch entgegen den Erwartungen der Volksfrontregierung nutzte nur eine Minderheit von unter 15 Prozent der Franzosen die neue unerwartete Möglichkeit des Urlaubmachens und Verreisens.[9] Obwohl die kommunistische Gewerkschaft *Confédération générale du travail* (CGT), die sozialistische Tageszeitung *Le Populaire*, katholische Verbände und auch einzelne Arbeitgeber als Mittel zur Mobilisierung ihrer Klientel Gruppenreisen anboten, stellten finanzielle und auch psychologische Barrieren für eine große Mehrheit der *classes populaires* eine zu große Hürde dar.[10] Während die DAF allein 1937 ihr Angebot an Kulturveranstaltungen, Tagesausflügen, Wochenendreisen und Urlaubsreisen mit 29 Mio. RM aus ihren Beitragsüberschüssen subventionierte,

---

5 *Hasso Spode*, Arbeiterurlaub im Dritten Reich, in: *Carola Sachse/Tilla Siegel/Hasso Spode* u. a. (Hrsg.), Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im Nationalsozialismus, Opladen 1985, S. 275–328.

6 So Ley in einem Gespräch mit dem Redakteur der dänischen Zeitung »Berlingske Tidene«, Jakob Kronika, August 1940, in: Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Carl Goerdeler.

7 *Ellen Furlough*, Making Mass Vacations. Tourism and Consumer Culture in France, 1930s to 1970s, in: Comparative Studies in Society and History 40, 1998, S. 247–286, hier: S. 254; vgl. *Marc Boyer*, Histoire du tourisme de masse, Paris 1999, S. 76 f.

8 *Boyer*, Histoire du tourisme, S. 82 f.

9 Nach *Furlough*, Making Mass Vacations, lag die Reisendenquote in Frankreich 1950 bei 15 %, als das Vorkriegsniveau nach anderen Indizien übertroffen war.

10 *Furlough*, Making Mass Vacations, S. 255–258.

1939 sogar 33 Mio. RM dafür aufwendete und die Reichsbahn die KdF mit Sonderzugfahrkarten zu einem nicht kostendeckenden Sonderrabatt von 75 Prozent indirekt subventionierte[11], blieb die finanzielle Förderung des Tourismus in Frankreich auf einen 40-Prozent-Rabatt für Ferienfahrkarten der französischen Eisenbahngesellschaften beschränkt. Dieser Rabatt wurde von Regierungsseite weder subventioniert noch erzwungen, sondern kam durch *moral suasion* der Regierung und das wirtschaftliche Eigeninteresse der Eisenbahnen zustande.[12] Infolge des Reisendenrückgangs wegen der noch nicht überwundenen Weltwirtschaftskrise waren die französischen Bahnen an einer besseren Auslastung ihrer Züge mit eigenwirtschaftlich rentablen Sonderangeboten interessiert.

In Deutschland wie in Frankreich konnte nur eine Minderheit das politisch verbilligte Reiseangebot und die neuen zeitlichen Freiräume für eine Urlaubsreise nutzen. Ein gesetzlicher Mindesturlaub von zwei Wochen konstituierte zunächst nur ein Urlauberpotenzial, während eine Urlauberwelle erst durch die Gewöhnung an die Idee einer Urlaubsreise und mit dem Aufbau eines finanziellen Potenzials entstehen konnte. Trotz der erheblichen Subventionierung durch die DAF und die Reichsbahn sah sich eine starke Mehrheit der deutschen Arbeiter/-innen wegen der stagnierenden Stundenlöhne auf dem Niveau der Weltwirtschaftskrise von der Teilnahme an KdF-Urlaubsreisen ausgeschlossen. Ebenso wie in Frankreich kamen die neuen nichtkommerziellen wie kommerziellen Urlaubsangebote vornehmlich bei den neuen urbanen Mittelschichten im sozialen Milieu der mittleren Beamten und Angestellten an.[13] Arbeiter konnten die Urlaubsangebote mangels Kaufkraft und dringlicherer Konsumbedürfnisse selten nutzen. Zur Ausnahme der reisenden Arbeiter-Avantgarde gehörten zum einen die besonders reisefreudigen und besser bezahlten Pariser Facharbeiter in Großbetrieben, welche die gewerkschaftlichen Urlaubsangebote mit Sonderzügen und verbilligter Gruppenunterbringung nutzen konnten – zum anderen die Facharbeiter einiger deutscher Großbetriebe, denen das Unternehmen einen Teil des Reisepreises als *incentive* und als Konzession an die Forderungen der DAF nach einer erweiterten betrieblichen Sozialpolitik bezahlt hatte. In der Praxis scheiterte die KdF immer wieder an ihrem hohen Anspruch, ihrer kleinbürgerlichen und proletarischen Klientel die gleichen Leistungen wie den Urlaubern aus der wohlsituierten gehobenen Mittelschicht zu bieten. Da die KdF ihre Marktmacht als Großnachfrager zur Durchsetzung niedriger Tagessätze für Unterbringung und Verpflegung einsetzte, betrachteten die Zimmervermieter und Pensionswirte den KdF-Urlauber oftmals als Urlauber zweiter Klasse und boten ihnen schlechtere Leistungen als den umworbenen Individualreisenden.[14]

Hinsichtlich der Reiseintensität und der klassenüberschreitenden Verbreitung der Urlaubsreise nahm Großbritannien unter den großen Industriestaaten eine Sonderstellung ein. Nach einer Schätzung des britischen Tourismushistorikers John Walton unternahmen im letzten Vorkriegsjahr 1938 fast 40 Prozent aller erwachsenen Briten eine Urlaubsreise[15], während nur ca. 15 Prozent aller Franzosen und Deutschen auf eine mindestens fünftägige Urlaubsreise gingen. Die Gründe für die vergleichsweise hohe Reiseneigung der Briten über Klassengrenzen hinweg waren weniger in der britischen Arbeitsgesetz-

---

11 *Shelley Baranowski*, Strength through Joy. Consumerism and Mass Tourism in the Third Reich, Cambridge 2004, S. 52. Zur Subventionierung der KdF durch unterkostendeckende Sonderzugfahrkarten der Reichsbahn vgl. *Alfred C. Mierzejewski*, The Most Valuable Asset of the Reich. A History of the German National Railway, Bd. 2, Chapel Hill 2000, S. 29.

12 *Boyer*, Histoire du tourisme, S. 93.

13 *Baranowski*, Strength through Joy, S. 66–74.

14 Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934–1940, Bd. 3, S. 881 (Juli 1936), und Bd. 5, S. 169 (Februar 1938).

15 *John A. Walton*, The British Seaside, Manchester 2000, S. 58 ff.; vgl. *Gary Cross*, Vacations for All. The Leisure Question in the Era of the Popular Front, in: Journal of Contemporary History 24, 1989, S. 599–621, hier: S. 613.

gebung zu suchen. Obwohl erst der *Holidays with Pay Act* von 1938 der staatlichen Gewerbeaufsicht das Recht zur Festsetzung von Urlaubsansprüchen gab, besaßen bereits vor seinem Inkrafttreten 40 Prozent aller Beschäftigten das tarifvertragliche Recht auf einen bezahlten Urlaub.[16]

Gerade in den Industriebetrieben und Industriestädten Großbritanniens waren bezahlte Betriebsferien und *town holidays* mit einer Woche Werksferien schon vor der gesetzlichen Regelung durch den *Holidays with Pay Act* weit verbreitet. An die ältere Tradition mehrerer zusammenhängender lokaler Feiertage (*wakes*) anknüpfend, boten sie zumindest den besser bezahlten Facharbeitern die Möglichkeit zu einem einwöchigen Urlaub in einem Badeort an der See. Aufgrund der geografischen Lage der britischen Industriestädte und der großen Zahl touristisch erschlossener Badeorte an den Küsten der Insel ließen sich die nächstgelegenen Urlaubsorte mit vergleichsweise geringem Geldaufwand erreichen. Die gewohnheitsrechtliche Institutionalisierung der *town holidays* hatte in Arbeiterkreisen ein institutionalisiertes Sparen für den Jahresurlaub initiiert, das in Form von *holiday savings clubs* organisiert war. Abseits der mondänen Seebäder hatte sich ein kommerzielles touristisches Angebot in Form von preiswerten Privatzimmern bei den oft humoristisch karikierten Zimmerwirtinnen und Zimmerwirten herausgebildet, das von einer Vielzahl von preiswerten *Fish-and-Chips*-Ständen und Amüsiereinrichtungen ergänzt wurde, sich den Urlaubern aus der *working class* öffnete und an deren finanzielle Möglichkeiten und kulturelle Präferenzen angepasst war.[17] Entscheidend für den frühen Durchbruch zum Massentourismus bereits vor dem langandauernden Wirtschaftsboom der Nachkriegszeit war vor allem das höhere Realeinkommensniveau britischer Facharbeiter, das bei niedrigeren Nahrungsmittelpreisen größere Ausgaben für nicht lebensnotwendige Aufwendungen ermöglichte. Das größere Ausgabenpotenzial für Urlaub und Freizeit hatte neben den bereits habitualisierten Reisegewohnheiten der Arbeiter und ihrer sozialen Akzeptanz durch die touristischen Leistungsanbieter dazu geführt, dass sich das Urlaubsreisen als klassenübergreifende soziale Normalität – wenngleich noch nicht als soziale Norm – bereits in Großbritannien etabliert hatte.

II. Reisen in der Nachkriegszeit

Westdeutschland

Nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft lösten die Alliierten auch die KdF auf, die sich zum größten Reiseveranstalter der Welt entwickelt hatte. Die Auflösung der Organisation hinterließ auf dem Reisemarkt keine dauerhafte Lücke, da sich die mittelständischen Mitbewerber der KdF unmittelbar nach der Währungsreform wieder als Anbieter touristischer Leistungen konstituierten. Zu den Pionieren des entstaatlichten und entideologisierten Massentourismus der Nachkriegszeit gehörte der Touristikunternehmer Carl Degener, der mit seinem Unternehmen auch gegen die Konkurrenz der KdF bestehen konnte. Gegen diese übermächtige Preiskonkurrenz hatte sich Degener als Alternative für eine bürgerliche Klientel behaupten können, die den »organisierten Rummel« der KdF-Reisen abgelehnt hatte.[18] Degener knüpfte an diese Erfahrungen an, um die von der KdF generierten negativen Klischeevorstellungen von der Pauschalreise zu überwinden und jede Assoziation zwischen seinem Unternehmen und der KdF zu vermei-

16 Ebd., S. 608 f.

17 *Gareth Shaw/Allan Williams* (Hrsg.), The Rise and Fall of British Seaside Resorts. Cultural and Economic Perspectives, London 1997.

18 *Cord Pagenstecher*, Der bundesdeutsche Tourismus, Hamburg 2003, S. 304 f.; vgl. die Titelgeschichte des Spiegels, Der Urlaubs-Trust, 18.7.1956.

den. Obwohl in seinen Pauschalreisen auch Gemeinschaftsveranstaltungen wie Folkloreabende und Gruppenwanderungen enthalten waren, vermied die Gestaltung seiner Reisen jeden Anschein eines Gruppenzwangs.

Zusammen mit der Bundesbahn und weiteren kapitalstarken Partnern gründete Degener 1951 das Unternehmen Touropa, das sich schnell zum größten deutschen Pauschalreiseanbieter und zum Synonym für preiswerte Urlaubsreisen entwickelte. Degener knüpfte an ein Geschäftskonzept an, dass er bereits 1933 unabhängig von dem ähnlichen Konzept der KdF entwickelt hatte: Degener erschloss touristisch noch kaum bekannte Urlaubsorte mit einem niedrigen Preisniveau für den Pauschaltourismus. Im Fall der Touropa war es der oberbayerische Ort Ruhpolding, den Touropa durch die Nachfrage nach touristischen Leistungen im Laufe der 1950er Jahre zu einem führenden Urlaubsort entwickelte.

Auch das quantitativ dominierende Individualreisen erreichte zu Anfang der 1950er Jahre schnell wieder das Vorkriegsniveau. Bereits 1952 / 53 überschritten die Übernachtungszahlen in den 40 bedeutendsten bundesdeutschen Ferienorten die höchsten Zahlen der Vorkriegszeit.[19] Während sich die deutschen Reiseveranstalter der 1920er und 1930er Jahre überwiegend auf eine sozial gehobene Klientel konzentriert hatten, setzte Touropa auf das Mengengeschäft. Touropa und einige ihrer ebenfalls mittelständischen Konkurrenten begnügten sich mit relativ geringen Gewinnspannen und nutzten die Kostenvorteile der gebündelten Nachfrage durch die Beschränkung auf wenige Ziele konsequent aus. Das fordistische Angebotsmodell nach dem Vorbild der KdF erzielte seine Kostenvorteile gegenüber individuell organisierten Reisen vor allem durch die Bündelung der Anreise in Sonderzügen. Die niedrigen Preise waren das stärkste Verkaufsargument der neu entstandenen Pauschalreiseveranstalter: Während beispielsweise eine neuntägige Urlaubsreise von Hamburg nach Ruhpolding mit Anreise, Privatzimmer und Vollpension 1956 nur 141 DM kostete, kostete eine reguläre Rückfahrkarte von Hamburg nach Ruhpolding bereits 124 DM.[20]

Die Konzentration auf das wachsende Massengeschäft im unteren und mittleren Preissegment erwies sich als strategischer Vorteil. Wie in der Weimarer Republik erwiesen sich die reisefreudigen, aber preissensiblen Angestellten und Beamten als die am stärksten wachsende Kundenklientel. Angestellte und Beamte waren die erste soziale Schicht, die einen konsumorientierten Lebensstil entwickelte und einen größeren Teil ihrer verfügbaren Kaufkraft für Freizeit und Reisen ausgab.

Frankreich

In Frankreich begann die Rückkehr zum Urlaubsreisen nicht erst am Anfang der 1950er Jahre, sondern unmittelbar nach dem Ende des Krieges. Glaubt man einer 1962 durchgeführten repräsentativen Umfrage des IFOP-Instituts unter 3.250 Arbeitnehmer/-innen und Hausfrauen im Alter von unter 50 Jahren, erreichte die Zahl der Urlaubsreisenden bereits im Sommer 1945 eine zuvor noch nie erreichte Höhe und stieg in den folgenden Jahren kontinuierlich an.[21] Im Unterschied zu Deutschland hatte die große Mehrheit der urlaubsreisenden Franzosen ihre ersten Reiseerfahrungen als Individualreisende gewon-

---

19 Errechnet nach den Angaben in den Statistischen Jahrbüchern für das Deutsche Reich 1938 und für die Bundesrepublik Deutschland 1954.

20 *Christopher Kopper*, Die Reise als Ware. Die Bedeutung der Pauschalreise für den westdeutschen Massentourismus nach 1945, in: Zeithistorische Forschungen 4, 2007, S. 61–83, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/site/40208751/default.aspx> [25.2.2009].

21 *Boyer*, Histoire du tourisme, S. 96–99. Die exakte Zahl der Urlaubsreisenden und die Reisequote lassen sich aus diesen Zahlen nicht entnehmen, da ausschließlich nach der ersten Urlaubsreise im Berufsleben gefragt wurde. Diese Zahlen sind für die Zeit ab 1945 jedoch signifikant höher als für die Jahre von 1936 bis 1938.

nen und setzte diese Praxis fort, nachdem die Transportinfrastruktur wieder für Reisende benutzbar wurde.

Hierbei ist allerdings zu berücksichtigen, dass in Frankreich auch Besuchsreisen zu Verwandten und Freunden als Urlaubsreisen gezählt wurden. Dies gilt sowohl für die Erfassung der Urlaubsreisen in der offiziellen Urlaubsstatistik als auch für die Definition der Urlaubsreise. Nach dem französischen Verständnis von Urlaubsreisen werden Besuchsreisen zu Freunden und Verwandten zu den Urlaubsreisen gezählt, sofern sie in der Ferienzeit – vor allem im Ferienmonat August – und primär zu Urlaubs- und Erholungszwecken vorgenommen werden. Ein erheblicher Anteil der Urlaubsreisen in den ersten Nachkriegsjahren dürfte auch der Verbesserung der eigenen Ernährung geschuldet sein. Stadteinwohner reisten zu ländlichen Verwandten, die wegen ihrer Beziehungen zu Bauern und dank der Selbsterzeugung von Nahrungsmitteln über ein höheres Nahrungsmittelangebot verfügen konnten als Stadtbewohner, die auf die knappen Lebensmittelrationen angewiesen waren.

Die Gründe für den hohen Anteil der Urlaubsreisen zu Verwandten und Freunden wurden in der französischen Historiografie bislang noch nicht erforscht. Eine hypothetische Annäherung an diese französische Besonderheit setzt an dem zeitlichen und räumlichen Migrationsverhalten der französischen Gesellschaft an. Die Land-Stadt-Wanderung in der britischen Gesellschaft hatte sich aufgrund der frühen und schnellen Verstädterung Großbritanniens bereits vor dem Ersten Weltkrieg verlangsamt. Eine signifikante Mehrheit der britischen Stadtbewohner waren Städter der zweiten, dritten und sogar der vierten Generation, die keine näheren Verwandten mehr auf dem Land besaßen. Demgegenüber gab es in Frankreich vom Take-off der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis weit in die Nachkriegszeit eine kontinuierlich starke Abwanderung aus der agrarisch-kleingewerblichen Provinz in die großen Städte und vor allem in den Großraum Paris. Zahlreiche Großstädter waren Städter der ersten und zweiten Generation, deren Geschwister, Eltern und Vettern auf dem Lande lebten.

Urlaubsreisen zu Verwandten und Freunden waren keineswegs nur eine nichtkommerzielle Ersatzform des Urlaubsreisens, bei dem Verwandtschaftsbeziehungen die fehlenden Mittel für einen Urlaubsaufenthalt in einem kommerziellen touristischen Quartier ersetzen mussten. Das Umgehen eines kommerziellen Geld-Leistungs-Nexus bei einer Urlaubsreise beschränkte sich in Frankreich nicht nur auf das Reiseverhalten unterer Einkommensschichten, die ihre Reiseabsichten sonst nicht verwirklichen konnten. Nach einer repräsentativen Untersuchung der französischen Statistikbehörde *Institut National de la Statistique et des Études Économiques* (INSEE) über das Urlaubsjahr 1964 verbrachten 49 Prozent der reisenden Arbeiter (bei einer Reisendenquote von 40 Prozent) und immerhin noch 41 Prozent der Reisenden aus der höchsten Einkommensgruppe der leitenden Angestellten und Freiberufler (bei einer Reisendenquote von 83 Prozent) ihren Urlaub bei den Eltern oder bei Freunden.[22] Der ungewöhnlich hohe Anteil von Urlaubsreisen zu Verwandten verdeutlicht sich in der grafischen Darstellung der Urlauberströme von 1964. Während die stärksten Urlaubsströme der Pariser in die traditionellen Fremdenverkehrsregionen an der Cote d'Azur, der Atlantikküste, der Bretagne und der Normandie gingen, sind verhältnismäßig starke Urlauberströme auch in touristisch wenig erschlossenen Regionen wie die umgebende Ile de France, die Picardie, das Orléanais und das Zentralmassiv feststellbar – den Herkunftsregionen vieler Familien in Paris. Noch deutlicher wird der hohe Anteil der Urlaubsreisen zu Angehörigen bei den Einwohnern von Lyon und Marseille. Ein großer Teil der Urlauber verbrachte 1964 die Ferien in den umliegenden Départements, aus denen viele der urbanisierten Zuwanderer stammten.[23] Urlaub im französischen Verständnis bedeutete zunächst arbeitsfreie Zeit und das Verlassen der

22 *Marc Boyer*, Le tourisme, Paris 1972, S. 45–54.
23 Ebd., S. 37 ff.

(Groß)Stadt – aber nicht zwingend das Aufsuchen eines fremden Ortes in einer fremden Region und den professionellen Service einer touristischen Einrichtung.

Die Entwicklung des Massentourismus in der französischen Nachkriegsgesellschaft zeichnete sich durch eine weitere Besonderheit aus. In den ersten Jahren nach der Befreiung entstand eine Vielzahl nichtkommerzieller Ferienanbieter, die sich aus den weltanschaulichen Säulen der französischen Gesellschaft entwickelten. Die erste provisorische Nachkriegsregierung unter Charles de Gaulle gründete und subventionierte vor allem auf Initiative der französischen Linken die nichtkommerzielle Urlaubsvereinigung *Tourisme et Travail*, die 1948 eine Million individuelle Mitglieder und zwei Millionen Mitglieder durch korporative Mitgliedschaft zählte.[24]

Tourisme et Travail knüpfte bewusst an die Ziele der Volksfrontregierung an, das Urlaubsreisen weiterer Bevölkerungsschichten durch eine soziale Fremdenverkehrspolitik zu fördern. *Tourisme et Travail* war zunächst überparteilich, auch wenn es stark von den Gewerkschaften getragen wurde. Die Organisation geriet nach dem Austritt der sozialistischen und der christlichen Gewerkschaft 1948 jedoch zunehmend stärker unter den Einfluss der CGT, so dass ihre finanzielle Förderung durch den Staat 1952 endete. Zur Klientel von *Tourisme et Travail* gehörten vor allem die Mitglieder der CGT in der Industriearbeiterschaft und unter den kleinen Angestellten, die einen preiswerten Urlaub in einem Feriendorf oder auf einem Campingplatz verbringen wollten. Ungeachtet des offen verkündeten Selbstverständnisses als Organisation der Arbeiterbewegung und der Begrüßung der Urlauber mit »Guten Tag Genossen«[25] präsentierte sich *Tourisme et Travail* seit dem Ende der 1950er Jahre in der Bildersprache seiner Prospekte wie ein kommerzieller Reiseveranstalter, der die Sehnsucht nach Sonne, Vergnügen und auch nach einer sexualisierten Sinnlichkeit bediente. Der allmähliche Niedergang von *Tourisme et Travail* setzte erst im Laufe der 1960er Jahre ein, weniger wegen der nachlassenden Bindungskraft des kommunistischen Organisationsmilieus als aufgrund des geringen und nicht mehr zeitgemäßen Komforts seiner Feriensiedlungen.

Langfristig erfolgreicher war das gemeinnützige Konkurrenzprojekt VVF (*Villages Vacances Familles*), das 1956 von der *Fédération Française du Tourisme Populaire* (FFTP), einer Unterorganisation der christlichen Gewerkschaft CFTC gegründet wurde.[26] Mit finanzieller Unterstützung der staatseigenen Bank *Caisse des Consignations et Dépôts*, der staatlichen Sozialversicherung und dem Landwirtschaftsministerium eröffnete die VVF 1959 die zwei ersten Familien-Feriensiedlungen, denen im Laufe der 1960er Jahre zwölf weitere Feriensiedlungen folgten.[27] Die VVF und andere nichtkommerzielle Betreiber von Feriensiedlungen profitierten auch von einer generellen Steuervergünstigung: Der französische Staat besteuerte die Umsätze der Feriensiedlungen mit dem ermäßigten Steuersatz von 7,5 Prozent statt mit der regulären Mehrwertsteuersatz von 17,6 Prozent und verbilligte damit den Urlaub in Feriensiedlungen um fast 10 Prozent.[28]

Der dauerhafte Erfolg der VVF lässt sich weniger in der Distanz von einem offenen weltanschaulichen Bekenntnis und in der größeren Reichweite über die politischen Milieugrenzen als in der kontinuierlichen Anpassung der Feriensiedlungen an das veränderte Freizeitverhalten der Urlauber und an die steigenden Komforterwartungen erklären. Die besondere Konzentration auf Familien erwies sich, abgesehen von der satzungsmäßigen Zweckbestimmung der VVF, als eine erfolgreiche Geschäftsstrategie. Die verhältnismä-

---

24 *Furlough*, Making Mass Vacations, S. 265–270.
25 Im Original: »Bonjour Camarades«.
26 *Furlough*, Making Mass Vacations, S. 270–273; *Paul Goujon*, Cent ans de tourisme en France, Paris 1989, S. 88–92.
27 *Boyer*, Le tourisme, S. 93.
28 *René Baretje/Pierre Defert*, Aspects économiques du tourisme, Paris 1972, S. 258 (Mehrwertsteuersätze nach dem Stand von 1972).

ßig hohen Preise für familiengeeignete Unterkünfte bei kommerziellen Anbietern und die Orientierung der VVF an den besonderen Bedürfnissen von Familien – wie Kinderbetreuung und spezielle Freizeitangebote für Kinder, kindgerechte Unterbringungen und Kindermenüs – erwiesen sich als wichtige *push*- und *pull*-Faktoren, die die Existenz des Sozialtourismus in Frankreich im touristischen Mainstream – und nicht als eine Randform des Tourismus – dauerhaft sicherten.

Selbst der Club Méditerranée (Club Med), heute das größte Tourismusunternehmen Frankreichs, hatte seine Wurzeln in einem gemeinnützigen Betrieb. Der Club Med wurde 1950 als ein gemeinnütziges Unternehmen gegründet, bei dem die Kunden entsprechend ihrem Status als Clubmitglieder als *gentils membres* und mit dem vertraulichen »Du« angesprochen wurden. Der Urlaub in Camps an einsamen Stränden unterschied sich nicht nur durch die andersartige Unterkunft in Zelten und Strandhütten, sondern vor allem durch den Charakter eines Ferienclubs mit einer bewusst kreierten Vertrautheit zwischen den Urlauber / -innen und den Organisatoren und Animateuren (*gentils organisateurs*) von den traditionellen Formen des Pauschalurlaubs. Diese Urlaubskonzept der inszenierten Nähe unter den Urlaubern und zwischen Urlaubern und Animateuren überlebte auch die Umwandlung des Club Med in einen kommerziellen Wirtschaftsbetrieb (1957) und die Transformation des Urlaubs von einem organisierten Abenteuer einer gleichgesinnten Minderheit in eine weltweit angebotene Dienstleistung. Das Konzept des Club Med als abgeschlossene Gegenwelt zum Lebensalltag und zur Umwelt des Gastlandes entwickelte sich zur kommerziell erfolgreichsten Innovation der französischen Tourismusindustrie, das sich seit den 1960er Jahren erfolgreicher als jedes andere Produkt französischer Touristikunternehmen an ausländische Kunden verkaufen ließ.[29] Die Camps des Club Med waren der spezifische französische Beitrag zu den kommerziell produzierten Urlaubsformen der massentouristischen Nachkriegsgesellschaften Europas.

Großbritannien und Westdeutschland

Demgegenüber blieb die Bedeutung des nichtkommerziellen Sozialtourismus in Großbritannien und in der Bundesrepublik marginal. Mit einer Reisendenquote von fast 40 Prozent hatte sich das Urlaubsreisen in Großbritannien bereits vor dem Krieg zu einem schichten- und klassenübergreifenden Konsummuster entwickelt. In Deutschland blieben nichtkommerzielle Urlaubsangebote überwiegend auf mehrtägige Reisen von Vereinigungen mit einem sportlichen Vereinszweck (wie den Alpenverein) oder einer spezifischen politisch-gesellschaftlichen Orientierung (wie den Touristenverein »Naturfreunde«) beschränkt, die überwiegend nur den Vereinsmitgliedern offen standen. Verbände der kirchlichen Diakonie wie das Kolpingwerk gründeten Ferienzentren für kinderreiche Familien, doch richteten sich diese Organisationen des Sozialtourismus vorwiegend an aktive Kirchenmitglieder.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund bündelte seine Urlaubsangebote und die Reiseangebote der Einzelgewerkschaften 1968 im Unternehmen GUT-Reisen (Gemeinschaftliches Unternehmen für Touristik), das ähnlich den übrigen gewerkschaftseigenen Unternehmen wie die Versicherung Volksfürsorge als ein gewinnorientierter Betrieb in der Rechtsform einer Kapitalgesellschaft (GmbH & Co. KG) verfasst war.[30] Von seiner Angebotspalette und seiner Vertriebsstruktur unterschied sich GUT-Reisen nur wenig von seinen großen Konkurrenten *Touristik Union International* (TUI) und *Neckermann und Reisen* (NUR): GUT verkaufte seine Reisen überwiegend über Reisebüros, während der Vertrieb über die gewerkschaftseigene Einzelhandelskette Co-op nur eine Nebenrolle spielte. Die Rei-

29 *Furlough*, Making Mass Vacations, S. 277–282; *Pierre Py*, Le tourisme. Un phénomène économique, Paris 1996, S. 58, 75.

30 *Otto Schneider*, Die Ferien-Macher, Hamburg 2001, S. 213 ff.

senden bei GUT verbrachten ihren Urlaub nicht in Ferienheimen der Gewerkschaften, sondern in kommerziellen Hotels, bei denen GUT-Reisen Bettenkontingente einkaufte.

Obwohl GUT-Reisen bis 1973 keine Gewinne erwirtschaftete, unterschied sich die Preisgestaltung nur wenig von ihren Wettbewerbern. Das Unternehmensziel, Arbeitnehmer/-innen eine Ferienreise zu ermöglichen, wurde dank der steigenden Realeinkommen und der wachsenden disponiblen Ausgabespielräume für nicht lebensnotwendige Konsumgüter vor allem durch die sozioökonomische Entwicklung der bundesdeutschen Gesellschaft verwirklicht. 1970 unternahm die Hälfte aller erwachsenen Bundesbürger eine Urlaubsreise.[31] Die noch bestehende Unterrepräsentation von Arbeitern gegenüber Angestellten und Beamten hatte sich im Laufe der 1960er Jahre signifikant verringert. Ein funktionierender Preiswettbewerb zwischen den größeren Pauschalreiseanbietern sorgte dafür, dass die Touristikbranche die stark steigende Nachfrage – vor allem nach Pauschalreisen mit dem Flugzeug – nicht zu unangemessenen Preiserhöhungen nutzen konnte und die Kunden von der Konkurrenz der Anbieter profitierten. Der soziale Unternehmenszweck hatte sich dank der Entwicklung der Arbeitnehmereinkommen und der Preisentwicklung auf dem Touristikmarkt erledigt. Auch in Anbetracht des verlangsamten Unternehmenswachstums und der nicht befriedigenden Gewinnentwicklung verkaufte der DGB GUT 1977 an NUR Neckermann-Reisen, mit dem GUT bereits seit 1972 beim Einkauf von Flugleistungen kooperierte.

In Nachkriegs-Großbritannien verdrängten kommerzielle Anbieter von Familien-Feriencamps nichtkommerzielle Vereinigungen der Arbeiterbewegung wie die *Workers' Travel Association*, die bereits in der Zwischenkriegszeit Urlaub in Feriencamps angeboten hatten. Kommerzielle Anbieter von Familienferien wie die 1937 gegründete Billy Butlin Company[32] etablierten sich schnell auf dem größten touristischen Massenmarkt Europas, in dem sich das Urlauben am Meer nur wenige Jahre nach Kriegsende wieder als Massenerscheinung etabliert hatte. Billy Butlins zahlreiche Feriencamps bestanden zunächst aus Zeltlagern, die aus klimatischen Gründen zunehmend durch Baracken- und Pavillonbauten und durch feste Gebäude ersetzt wurden. Mit Kinderbetreuung rund um die Uhr und zahlreichen Sport- und Unterhaltungsangeboten ohne Mehrpreis richteten sich Butlins Feriencamps vor allem an Familien, deren Bedürfnisse nach familiengerechten Unterkünften, Erholungs- und Aktivitätsmöglichkeiten im traditionellen Arbeiter- und Angestelltenurlaub in den Privatquartieren der Seebäder bislang nur eingeschränkt erfüllt wurden. Während die Feriencamps des Club Méditerranée mit ihrem ambitionierten kulturellen und sozialen Gegenentwurf zur Alltagswelt vor allem jüngere Singles und Paare aus gehobenen und höheren Bildungsschichten ansprachen, gehörten Arbeiter und kleine Angestellte mit Kindern zur Kerngruppe der Butlin-Urlauber. Die straffe Organisation der Aktivitäten in den großen Butlin-Camps mit regelmäßigen Lautsprecherdurchsagen, dem ritualisierten Aufwecken per Lautsprecher, dem streng strukturierten Tagesablauf und dem Lautsprecherruf zur Nachtruhe (»Good night campers«)[33] unterschied sich stark von der kameradschaftlichen Intimität zwischen den Urlaubern und Animateuren in den viel kleineren Anlagen des Club Med, die jeden Anschein einer zentralen Anleitung oder gar einer autoritären Lenkung der Urlauber vermied.

Beiden Urlaubsformen war gemeinsam, dass der Transfer dieser Konzepte nach Deutschland in den 1950er und noch in den 1960er Jahren gescheitert wäre. Die bauliche Anlage der Butlin-Camps in der Form eines Ferienlagers mit Lautsprecherbeschallung, einem streng durchstrukturierten Tagesablauf und einem informellen Gruppenzwang zur

---

31 *Rainer Wohlmann*, Entwicklung des Tourismus 1954–1991, in: *Heinz Hahn/H. Jürgen Kagelmann* (Hrsg.), Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie, München 1993, S. 17.

32 *Cross*, Vacations for All, S. 613.

33 *Colin Ward/Dennis Hardy*, Goodnight Campers! The History of the British Holiday Camp, London 1986.

Beteiligung an Gemeinschaftsaktivitäten hätte bundesdeutsche Urlauber an Ferienlager der Hitlerjugend, die organisierte Vergemeinschaftung auf KdF-Reisen und vor allem an den gewerkschaftlich organisierten Massenurlaub in der DDR erinnert. Das negative Bild des staatlich organisierten und politisierten Urlaubs in der DDR in bundesdeutschen Presseberichten der 1950er und 1960er Jahre und die noch wachen Erfahrungen der (Zwangs)Kollektivität in der NS-Diktatur und in der SED-Herrschaft standen der Verbreitung einer Urlaubsform diametral entgegen, die durch Animation und Agitation per Lautsprecher und durch organisierte Gemeinschaft in einem Ferienlager geprägt war. Butlins Feriencamps blieben eine spezifisch britische Form des Urlaubs, die sich nicht auf den Kontinent und am allerwenigsten nach Deutschland exportieren ließ.

Das spezifisch französische Urlaubsmodell des Club Med fand mit seinem inszenierten und letztlich vorgetäuschten Anti-Konsumismus durch den symbolischen Ersatz von Geld durch Perlen, der inszenierten Egalität und seinem Gegenentwurf zu gesellschaftlichen Hierarchien, Förmlichkeiten und der Unpersönlichkeit des Alltagslebens bereits in den 1960er Jahren bei einigen jüngeren Bundesdeutschen aus höheren Bildungsschichten und mit guten Französischkenntnissen Anklang. Aufgrund der erheblichen Sprachbarriere in den frankophonen Clubs konnte sich der Cluburlaub erst seit dem Beginn der 1970er Jahre auf dem deutschen Markt etablieren, als Club Med die ersten Clubs mit deutscher und englischer Clubsprache gründete. Anfang der 1970er Jahre adaptierten große deutsche Touristikunternehmen mit der Gründung des »Club Robinson« (TUI) und des »Club Aldiana« (NUR Neckermann) das Urlaubsmodell des Club Med. Die Etablierung des Cluburlaubs erforderte eine doppelte Transfer- und Übersetzungsleistung: die unternehmerische Imitation und die Übersetzung der Cluburlaubs-Philosophie und der Cluburlaubs-Gestaltung in die deutsche Kultur. Angesichts der anti-kollektivistischen Erfahrungen und Prägungen durch die Sozialisation im Nationalsozialismus und das Negativbild der DDR während des Kalten Krieges war es kein Zufall, dass sich der Cluburlaub erst nach dem Erwachsenwerden der ersten Nachkriegsgeneration und mit dem Bedeutungsverlust des negativen Referenzmodells DDR auf dem bundesdeutschen Markt etablieren konnte.

III. MASSENHAFTES REISEN IN EUROPA: SPÄTE KONVERGENZ DER ENTWICKLUNG

Nachkriegszeit: Durchsetzung des Massentourismus

Die bundesdeutsche, die britische und die französische Nachkriegsgesellschaft zeichneten sich durch eine grundlegende kulturelle Gemeinsamkeit aus, die den Durchbruch des Urlaubsreisens zur gesellschaftlichen Massenerscheinung erleichterte. In keiner dieser Gesellschaften entwickelte sich ein hegemonialer massentourismuskritischer Mediendiskurs, der einen wesentlichen Teil der Gesellschaft von der Verwirklichung ihrer Urlaubspläne abgehalten hätte. In der Bundesrepublik der 1950er Jahre definierten sowohl die gewerkschaftlichen Arbeitnehmervertreter als auch Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard, der führende Protagonist des gesellschaftlichen Erfolgsmodells Soziale Marktwirtschaft, den steigenden Massenkonsum als ein angemessenes und für ein kontinuierliches Wirtschaftswachstum nützliches Bedürfnis. 1956 erhob der IG Metall-Vorsitzende Otto Brenner die Erschwinglichkeit der Urlaubsreise sogar zu einem Indikator auf dem Weg in die soziale Demokratie.[34] Brenner befand sich damit im Einklang mit einer breiten Mehrheit der Bundesdeutschen: Nach einer repräsentativen Umfrage des Allensbach-Instituts von 1955 betrachteten 83 Prozent der Befragten die Urlaubsreise als ein legiti-

34 Rede von Otto Brenner auf dem 4. Bundeskongress des DGB in Hamburg, zit. nach *Friedrich A. Wagner*, Die Urlaubswelt von morgen, Düsseldorf/Köln 1970, S. 30.

mes Konsumgut und nicht mehr als ein Luxusgut.[35] Der moderne intellektuelle Konservatismus in Gestalt eines Helmut Schelsky deutete die zunehmenden Konsummöglichkeiten breiterer Bevölkerungsschichten nicht mehr kulturpessimistisch als eine Bedrohung durch Materialismus und Vermassung, sondern als positives Indiz einer sozial »nivellierten Mittelklassengesellschaft«, die den Status der Unterschichten angehoben habe. Kulturkritik am beginnenden Massentourismus der bundesdeutschen Gesellschaft kam lediglich aus den Reihen der Neuen Linken. Von Adornos und Horkheimers Theorie der Entfremdung und Manipulation beeinflusst, stellte Hans Magnus Enzensberger 1958 die These auf, dass sich die Entfremdung in der Arbeit im Urlaub fortsetze.[36] Außerhalb von linken Intellektuellenkreisen erhielt diese These jedoch keine Unterstützung.

In der französischen Gesellschaft fand die Idee des jährlichen Sommerurlaubs im Hauptferienmonat August über alle politischen Lagergrenzen hinweg volle, ja teilweise emphatische Zustimmung. Viele Industrieunternehmen, familiengeführte Einzelhandelsgeschäfte und Handwerksbetriebe institutionalisierten die jährlichen Betriebsferien (*congés*) in den 1950er Jahren oder bereits in den Vorkriegsjahren ab 1936. Der jährliche Aufbruch in die Ferien zu Beginn des August entwickelte sich zu einem gesellschaftlichen Ritual, das sich in den Städten des Landes und vor allem im Großraum Paris in weiten Bevölkerungskreisen habitualisierte und einen weitgehenden Stillstand des öffentlichen Lebens bis Ende August markierte.

Auch wenn sich der Massentourismus in der Nachkriegszeit zu einer gesamteuropäischen Erscheinung entwickelte, fand der Durchbruch zum Massentourismus mit einer nationalen Phasenverschiebung statt. Während die Reisendenquote in Großbritannien bereits am Anfang der 1950er Jahre den Schwellenwert von 50 Prozent erreichte[37], ging erst 1970 die Hälfte der Bundesdeutschen auf eine jährliche Urlaubsreise. Nimmt man die Verbreitung der Urlaubsreise als einen wesentlichen Indikator für die konsumhistorische Wende des Übergangs von der Bedarfsdeckung zum Wohlstandskonsum, hatte sie sich in Großbritannien schon vor der Entfaltung der Wohlstandsgesellschaft entwickelt. Der Durchbruch des Urlaubsreisens lief in allen drei Staaten nicht synchron mit der konsumhistorischen Wende, den Sabine Haustein und andere Konsumhistoriker/-innen auf die Jahre 1955 bis 1957 datieren. In Deutschland und Frankreich entwickelte sich die Urlaubsreise erst ein Jahrzehnt nach dem Durchbruch der Wohlstandsgesellschaft zum sozialen Normalfall für die Hälfte der Bevölkerung. Orientiert man sich an den publizierten statistischen Werten der französischen Statistikbehörde INSEE[38], hatte Frankreich noch 1970 die Schwelle von 50 Prozent nicht erreicht. Mit einer Reisendenquote von 45 Prozent blieb Frankreich hinter den westdeutschen und den britischen Werten zurück. Dieser Unterschied überrascht, da noch in den 1960er Jahren ein Drittel aller reisenden Franzosen den Urlaub kostengünstig oder gar kostenlos bei Verwandten und Freunden verbrachte und die finanziellen Hürden bei dieser Urlaubsform niedriger waren.

In Deutschland fand der Durchbruch des Urlaubsreisens von einem Minderheitenphänomen zu einer Massenerscheinung der Bevölkerungsmehrheit während der 1960er Jahre statt. 1958 hatten nur 28 Prozent aller erwachsenen Bundesdeutschen eine Urlaubsreise unternommen – 1970 dagegen 50 Prozent. Der französische Rückstand im Durchbruch des Tourismus zu einer Mehrheitserscheinung lässt sich zu einem erheblichen Teil mit Unterschieden in der statistischen Erfassung erklären, die sich auf kulturelle Faktoren zurückführen lassen. Wegen der herausgehobenen Bedeutung des Sommerurlaubs erfassten

35 *Otto Lenz*, Die soziale Wirklichkeit, Allensbach 1956, auf der Basis einer Umfrage unter 2.000 erwachsenen Bundesdeutschen.

36 *Hans Magnus Enzensberger*, Eine Theorie des Tourismus (1958), in: *ders.*, Einzelheiten, Frankfurt am Main 1962, S. 147–168.

37 *Haustein*, Vom Mangel zum Massenkonsum, S. 161.

38 *Boyer*, Le tourisme, S. 24.

die französischen Statistiken der 1960er Jahre ausschließlich die Urlaubsreisen der Sommermonate. Franzosen, die ihren Urlaub außerhalb des Sommers unternahmen, fanden in diesen Statistiken keine Berücksichtigung. Die Zahl der Franzosen, die ihre Urlaubsreise(n) nur außerhalb der Sommersaison unternahm, lag nach französischen Tourismusstatistiken der 1980er Jahre jedoch nur bei zwei bis drei Prozent und kann daher vernachlässigt werden.[39] Nach den Schätzungen des französischen Tourismuswissenschaftlers Marc Boyer näherte sich jedoch die französische Reisendenquote für das ganze Jahr bereits 1964 einem Wert von 49 Prozent – und damit dem westeuropäischen Durchschnitt.

Die jährliche Urlaubsreise verbreitete sich keineswegs in allen sozialen Schichten und in allen Regionen gleichermaßen schnell. Die entscheidenden Faktoren für den Durchbruch der Urlaubsreise zum Massenkonsumgut waren vor allem, aber nicht nur, die Länge des Jahresurlaubs und der disponible Teil des Nettoeinkommens, der für Freizeit und Erholung übrig blieb. So gab es noch 1967 in Deutschland signifikante Unterschiede im Urlaubsverhalten von Angestellten/Beamten und Arbeitern, die sich nicht allein durch ökonomische Faktoren wie Einkommensunterschiede und die Sicherheit des Arbeitsplatzes erklären lassen. Während 52 Prozent aller Beamten und Angestellten mit einem monatlichen Bruttoeinkommen von 800 bis 1.000 DM eine Urlaubsreise unternommen hatte, waren nur 42 Prozent der Facharbeiter und 32 Prozent der angelernten Arbeiter in dieser Einkommensgruppe in den Urlaub gereist.[40] Lässt man andere, nicht verifizierbare sozioökonomische Einflussfaktoren wie die Familiengröße außer Acht, kann man diesen signifikanten Unterschied im Ausgabenverhalten nur durch soziokulturelle Einflüsse und Prägungen erklären. Angestellte und Beamte gehörten bereits in den 1950er Jahren zu den Pionieren des Massentourismus und konstituierten die wichtigste Kundengruppe der Tourismuswirtschaft. Ihre Reisendenquote wurde nur von den akademischen Freiberuflern übertroffen, die finanziell deutlich besser gestellt waren.

Noch deutlicher fielen 1967 die Unterschiede im Reiseverhalten von Dorfbewohnern und Großstädtern aus. Während 60 Prozent aller Einwohner in Städten über 500.000 Einwohnern eine Urlaubsreise unternahmen, waren in den Dorfgemeinden bis 2.000 Einwohnern nur 30 Prozent aller Erwachsenen in den Urlaub gefahren.[41] Die erheblichen Unterschiede im Reiseverhalten der Dörfler und Großstädter lassen sich nicht allein auf die unterschiedlichen Sozialstrukturen und Einkommensverhältnisse zurückführen. Auch wenn man den Anteil der berufsbedingt immobilen Haupt- und Nebenerwerbslandwirte großzügig mit 20 Prozent ansetzt und aus der Dorfbevölkerung herausrechnet, bleibt ein erheblicher ungeklärter Resteinfluss anderer sozialer und kultureller Faktoren. Da der Besitz eines Hauses für den sozialen Status in einer dörflichen Gemeinschaft entscheidend war, können die Unterschiede zwischen dem traditionellen besitzorientierten Ausgabenverhalten der Dörfler und dem modernen konsumorientierten Ausgabeverhalten der Großstädter durch unterschiedliche soziokulturelle Normen erklärt werden, die sich erst im Laufe der 1980er Jahre annäherten. Die massenmedial vermittelten Vorbilder einer modernen Lebensführung und die sozialstrukturelle Annäherung der Landbevölkerung an die Stadtbevölkerung trugen dazu bei, dass sich die Unterschiede im Reiseverhalten signifikant verringerten.

Die Unterschiede im Reiseverhalten verschiedener sozialer Gruppen bei gleichen Einkommen waren in der französischen Gesellschaft der 1960er Jahre noch signifikanter ausgeprägt und näherten sich auch zum Ende des Jahrzehnts nur wenig an. Während 1961 51 Prozent der einfachen Angestellten (*employés*) (1970: 59 Prozent) eine Urlaubsreise unternahmen, lag die Reisequote der Arbeiter (*ouvriers*) 1961 bei 36 Prozent und stieg

---

39 *Py*, Le tourisme, S. 25.

40 Studienkreis für Tourismus (Hrsg.), Motive – Meinungen – Verhaltensweisen. Einige Ergebnisse und Probleme der psychologischen Tourismusforschung, Starnberg 1969, S. 20–37.

41 Ebd.

bis 1970 auf 44 Prozent.[42] Die Differenzen zwischen dem Reiseverhalten der dörflichen und kleinstädtischen Bevölkerung und den Großstädtern waren im Frankreich der frühen 1960er Jahre noch sehr viel stärker. Trotz des Strukturwandels der ländlichen Gesellschaft von einer primär agrarischen zu einer gewerblich-agrarischen Erwerbstruktur reduzierten sich die Stadt-Land-Unterschiede im Reiseverhalten bis 1970 kaum. Während 1961 nur 13 Prozent der Einwohner in dörflichen Ortschaften (1970: 18 Prozent) im Sommer eine Urlaubsreise unternahmen, lag der Anteil der reisenden Großstädter 1961 bereits bei 50 Prozent und stieg bis 1970 auf 56 Prozent. Die stärkste Reiseneigung war bei den Bewohnern des Großraums Paris festzustellen: 1961 lag sie bei 68 Prozent, 1970 sogar bei 78 Prozent.[43] Die Reisendenquote in Kleinstädten mit weniger als 20.000 Einwohnern lag sowohl 1961 (30 Prozent) als auch 1970 (36 Prozent) signifikant unter dem nationalen Durchschnitt.

Da nach anderen statistischen Darstellungen 1957 bereits 72 Prozent aller Pariser und 53 Prozent aller Großstädter verreisten[44], hatte sich der kollektive Aufbruch in den Sommerurlaub in den Großstädten und gerade in Paris noch früher als in der Bundesrepublik zu einer sozialen Norm entwickelt, an der die Angehörigen aller sozialen Schichten – wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung – partizipierten. So reisten 1964 selbst 65 Prozent aller Pariser mit einem unterdurchschnittlichen Jahreseinkommen von 8.400 Francs in den Urlaub.[45] Doch abseits der Großstädte war selbst zu Beginn der 1970er Jahre der in Massenmedien und Filmen dargestellte Massenaufbruch in die Sommerferien, der den Verlauf des Sommers strukturierte und prägte, noch nicht zu einer Dimension entwickelt, die dem Prädikat Massentourismus entsprochen hätte. Das Einkommensgefälle zwischen den Kleinstädten und dem Großraum Paris beeinflusste die großen Unterschiede im Urlaubsverhalten auch erheblich, konnte aber nur einen Teil des Unterschiedes erklären. Während 72 Prozent der Pariser mit einem durchschnittlichen Einkommen (12.000 Francs p. a.) 1964 in den Urlaub reisten, verreisten nur 48 Prozent der Kleinstädter in der gleichen Einkommensklasse. In allen Einkommensklassen lag die Reisendenquote der Kleinstädter 20 bis 30 Prozent unter der Reisequote der Pariser.

Was den Konsum von Urlaubsreisen betrifft, war die französische Gesellschaft zu Beginn der 1970er Jahre noch immer zwischen Großstadt und Land getrennt – stärker als die Gesellschaften der Bundesrepublik und Großbritanniens. Während der Anteil der Urlaubsreisenden in den französischen Dörfern noch 1977 bei 28 Prozent verharrte, hatte er sich bis 1993 (44 Prozent) dem französischen Durchschnitt von 60 Prozent zwar angenähert, aber noch immer nicht angeglichen.[46] Insgesamt waren die Unterschiede im Reiseverhalten innerhalb Frankreichs und Deutschlands signifikant größer als die Unterschiede zwischen den beiden Nationen. Entgegen der Hypothese Sabine Hausteins wurden die »regionalen Sonderwege« im Konsum erst mit einer erheblichen Verzögerung zweitrangig.[47] Während es eine phasenverschobene Annäherung des quantitativen Urlaubskonsums zwischen der britischen, deutschen und französischen Gesellschaft gab, glichen sich die nationalen Stilunterschiede und die soziokulturellen Determinanten des Reiseverhaltens wie das Stadt-Land-Gefälle nur langsam an. Die Bedeutung von Einkommensunterschieden und sozialen Schichtzugehörigkeiten war in den späten 1960er Jahren noch immer bedeutsam, aber geringer als der Unterschied zwischen Stadt und Land.

Es sind verschiedene plausible Hypothesen denkbar, weshalb die Franzosen in Dörfern und Kleinstädten so viel seltener in den Urlaub reisten als die Bewohner der Groß-

---

42 *Boyer*, Le tourisme, S. 31.
43 Ebd., S. 26 f.
44 *Baretje/Defert*, Aspects économiques de tourisme, S. 175.
45 Ebd., S. 174 (Zahlen für 1964).
46 *Py*, Le tourisme, S. 34, 37.
47 *Haustein*, Vom Mangel zum Massenkonsum, S. 7–22.

städte. Den Bewohnern der Großstädte und vor allem des Großraums Paris versprach die Reise in den Urlaub Erholung vom Lärm, von der Luftverschmutzung und von den überfüllten Naherholungsgebieten der Ballungsgebiete. Die Bewohner der Kleinstädte litten deutlich weniger unter den typischen Agglomerationsproblemen wie dem Lärm und der Hektik des urbanen Alltags, fanden in den Naherholungsgebieten ihrer unmittelbaren Umgebung schneller und zuverlässiger Entspannung und besaßen im Unterschied zu den Großstadtbewohnern oftmals ein Haus mit Garten. Die Flucht vor den Belastungen des Alltags war ein Urlaubsmotiv, das mit der Größe der Stadt proportional stieg. Die kompensatorische Funktion der Urlaubsreise schwächte sich mit sinkender Ortsgröße ab und schien bei Dorfbewohnern selbst in den 1970er Jahren noch keine große Rolle zu spielen.

In einer Hinsicht unterschied sich die französische Konsumgesellschaft der 1960er und frühen 1970er Jahre sehr deutlich von den Gesellschaften der Bundesrepublik und Großbritanniens. Von 1954 bis 1970 stieg die Anzahl der deutschen Auslandsurlauber von einer Million auf zehn Millionen, während sich der Anteil der Auslandsreisen an allen Urlaubsreisen von 15 auf 54 Prozent erhöhte.[48] Gehörte der Urlaub im Ausland bis zum Ende der 1950er Jahre noch zum materiellen Privileg gut verdienender Freiberufler, leitender Angestellter und höherer Beamter, entwickelte sich die prestigebesetzte Auslandsreise bis Ende der 1960er Jahre zu einem herkömmlichen Konsumgut der Mittelschichten.

In Frankreich blieb die Inlandsreise der soziale Normalfall in einer Gesellschaft, die sich zu einer räumlich mobilen Konsumgesellschaft entwickelte. Da die französischen Tourismusstatistiken der 1960er Jahre keine Angaben über die Zahl der französischen Auslandsurlauber und den Anteil der Auslandsreisen an allen Urlaubsreisen enthalten, muss eine Schätzung auf der Basis der touristischen Ausgaben im In- und Ausland erfolgen. 1967 gaben die Franzosen insgesamt 9,1 Milliarden Francs für Urlaubsreisen aus, davon nur 1,1 Milliarden im Ausland.[49] Nur 12 Prozent der Urlaubsausgaben entfielen auf Auslandsreisen. Da die Aufwendungen für Auslandsreisen wegen der höheren Fahrtkosten höher anzusetzen sind und nur selten eine kostenlose Unterkunft bei Verwandten und Freunden verfügbar war, dürfte der Anteil der französischen Auslandsurlauber keinesfalls zehn Prozent überschritten haben.

Legt man die Zahl der Übernachtungen zugrunde, so stieg der Anteil der Urlaubsreisen ins Ausland bis 1980 nur auf 17 Prozent und erreichte 1992 erst 19 Prozent, während der Anteil der bundesdeutschen Auslandsurlauber Anfang der 1980er Jahre 61 Prozent betrug.[50] Eine derartig große Diskrepanz im Urlaubsverhalten zweier Nationen mit vergleichbaren Bildungs- und Einkommensniveaus erfordert einen neuen Erklärungsansatz jenseits der sozioökonomischen Faktorenanalyse: Im Unterschied zu allen anderen europäischen Staaten verfügt Frankreich über eine naturräumliche Ausstattung mit den unterschiedlichsten Landschaftsformen, die für eine (massen)touristische Nutzung geeignet sind. Neben der langen Mittelmeerküste mit ihrem zuverlässig warmen und trockenen Klima im Sommer und ihrer milden Frühjahrs- und Herbstwitterung besitzt Frankreich eine lange, klimatisch günstige atlantische Küstenlinie am Golf von Biscaya und in der Vendée, die sich dank breiter Sandstrände gut für Badeurlaube eignet. Ebenso fremdenverkehrsgeeignet sind die klimatisch und landschaftlich raueren Kanalküsten der Bretagne und der Normandie. Frankreich besitzt mit den Vogesen, dem Jura und dem Zentralmassiv drei touristisch geeignete Mittelgebirgsregionen und einen erheblichen Anteil an den Westalpen für den Sommer- und Winterurlaub im Hochgebirge.

Das häufige touristische Reisemotiv, den Urlaub an einer warmen Meeresküste zu verbringen, lässt sich im Unterschied zu Deutschland und Großbritannien auch im eigenen Land verwirklichen. Der Wunsch, den Urlaub in einer pastoralen mediterranen Landschaft

48 Studienkreis für Tourismus, Motive – Meinungen – Verhaltensweisen, S. 20–37.
49 *Baretje/Defert*, Aspects économiques du tourisme, S. 196.
50 *Py*, Le tourisme, S. 25.

zu verbringen, muss nicht unbedingt mit dem Aufenthalt in einem saisonal stark bevölkerten Badeort erfüllt sein. Die geringere Bevölkerungsdichte außerhalb der Ballungsräume ermöglicht einen reinen Erholungsurlaub in der *campagne* auch abseits der klassischen touristischen Zielregionen. Nach allen französischen Untersuchungen zur Tourismusgeschichte und zur Tourismussoziologie gab es keine auffälligen Unterschiede zwischen Franzosen mit höherem oder niedrigerem kulturellen Kapital in der Präferenz für inländische oder ausländische Reiseziele. Angesichts der weiten schichtenübergreifenden Verbreitung von Urlaubsreisen und des geringen Anteils von Auslandsurlaubern war es kein Zufall, dass der Soziologe Pierre Bourdieu in seinem berühmten Werk *La Distinction*[51] auf eine Untersuchung des Reiseverhaltens als Indikator für soziokulturelle Distinktionsmuster verzichtete.

In der deutschen und in der britischen Gesellschaft der Vorkriegsjahre und in den 1950er Jahren war eine Auslandsreise ein wichtiges ökonomisches und kulturelles Distinktionsmerkmal, mit dem sich die Angehörigen höherer Einkommens- und Bildungsschichten von der großen Mehrzahl der Urlaubsreisenden unterschieden. Schon der Anstieg der Auslandsreisen an allen Reisen deutscher Urlauber von 15 auf 40 Prozent im kurzen Zeitraum von 1954 bis 1962 deutete darauf hin, dass die Auslandsreise als solche ihre sozial und kulturell distinguierende Funktion allmählich verlor. Die Distinktion verlagerte sich von der Auslandsreise an sich auf die Auswahl der Reiseziele und die Art der Urlaubsreise.

Schließlich kann in Anbetracht dieser Befunde festgehalten werden, dass sich das vielfach in der Sozialgeschichte gebrauchte Forschungsparadigma der »Amerikanisierung« in der vergleichenden Geschichte des europäischen Massentourismus nicht verwenden lässt. Das Urlaubsverhalten der Deutschen, Briten und Franzosen imitierte nicht amerikanische Vorbilder, sondern entstand aus genuin europäischen Entwicklungen. Schon in den 1960er Jahren erreichte die durchschnittliche Urlaubsdauer in Westeuropa drei Wochen und lag damit bereits über den durchschnittlichen Urlaubsansprüchen der Amerikaner. Der deutlich längere Jahresurlaub ermöglichte die Massenverbreitung von Urlaubsformen wie des zwei- bis dreiwöchigen Erholungsurlaubs, die nur wenige US-Amerikaner wegen der harten zeitlichen Restriktionen praktizieren konnten. Die Pauschalangebote der europäischen Reiseveranstalter waren eigenständige nationale Entwicklungen und keine Imitation amerikanischer Angebotsstrategien.

Ausdifferenzierung des Massentourismus

Obwohl sich die Urlaubsreise als soziale Norm in Großbritannien deutlich früher durchsetzte, blieben Auslandsreisen bis in die späten 1960er Jahre ein Privileg der materiell Wohlsituierten. Während 1966 nur sechs Prozent aller britischen Arbeiter bzw. etwa zwölf Prozent aller urlaubenden Arbeiter eine Urlaubsreise ins Ausland unternahmen, hatten sich 20 Prozent aller Angehörigen der Mittel- und Oberschichten bzw. etwa ein Drittel aller Urlauber dieser Schichten eine Urlaubsreise ins Ausland geleistet.[52] 1968 lag die Gesamtzahl der britischen Auslandsurlauber mit 4,3 Millionen nur halb so hoch wie in der Bundesrepublik (8,9 Millionen).[53] Aufgrund der geografischen Lage der Insel und der größeren geografischen Distanz mussten Briten deutlich mehr Geld aufwenden, wenn sie eines der besonders begehrten mediterranen Ziele oder die Alpen erreichen wollten. Eine zeitsparende und komfortable Anreise per Flugzeug war Ende der 1960er Jahre wegen der strengen Preisregulierungen im weitgehend kartellisierten britischen Flugmarkt noch teuer. Die britische Luftfahrtbehörde untersagte den Reiseveranstaltern, Pauschal-

51 *Pierre Bourdieu*, Die feinen Unterschiede, Frankfurt am Main 1982 (Original Paris 1979).
52 *Haustein*, Vom Mangel zum Massenkonsum, S. 171.
53 Ebd., S. 185.

reisen ins Ausland zu einem niedrigeren Preis anzubieten als einen Hin- und Rückflug in Linienflugzeugen der staatlichen Fluggesellschaften BEA (British European Airways) und BOAC (British Overseas Airways Corporation) zum gleichen Ziel.[54] Die willkürlich gesetzten Mindestpreise für Pauschalflugreisen lagen über den echten Wettbewerbspreisen und verzögerten eine soziale Demokratisierung des Auslandsurlaubs.

Für potenzielle deutsche Auslandsurlauber war die Lage günstiger. Österreich war in den 1950er und 1960er Jahren noch vor Italien das beliebteste Reiseland der Bundesdeutschen. Es ließ sich mit der Bahn, dem Bus und mit dem eigenen Auto zu vertretbaren Kosten erreichen. Da das österreichische Preisniveau im Tourismus die deutschen Preise nicht überschritt, waren die finanziellen Hürden für eine Reise ins benachbarte Ausland nicht signifikant höher als für vergleichbare Inlandsreisen. Wegen der fehlenden Sprachbarriere und dank ähnlicher Sitten und Gebräuche im Alltag war die Gefahr sprachlicher und kultureller Missverständnisse gering. Anders als bei der klassischen Bildungsreise nach Italien war kein besonderes kulturelles Kapital für eine Urlaubsreise erforderlich.

Auch die Italienreise als klassisches Ziel höherer Bildungs- und Einkommensschichten wurde im Laufe der späten 1950er und frühen 1960er Jahre demokratisiert. Die materielle und kulturelle Demokratisierungsleistung wurde zu einem erheblichen Teil von Reiseveranstaltern erbracht, die komplette Pauschalreisepakete mit Transport, Unterkunft, Verpflegung und Betreuung vor Ort anboten. Sie ersparten ihren Kunden erhebliche finanzielle und kulturelle Transaktionskosten in Form fremdsprachlicher Verständigungsleistungen und zeitaufwendiger Orientierung im Reiseland. Unter dem Eindruck der zunehmenden Urlauberzahlen aus Deutschland stellten sich italienische Touristikdienstleister wie Hotels und Restaurants auf die Sprache und die kulinarischen Eigenheiten ihrer deutschen Kunden ein und reduzierten die subjektiv als unangenehm empfundenen Aspekte der Fremdheitserfahrung. Während die damals noch mittelständischen Reiseveranstalter wie Touropa, Scharnow und Hummel ihre Existenz durch preisgünstige Inlandsreisen begründet hatten, entfiel ein großer Teil ihres Umsatzzuwachses der späten 1950er und der 1960er Jahre auf das Geschäft mit Auslandsreisen. Während die Pauschalreiseanbieter im Inland nur Marktanteile von 10 bis 15 Prozent erobern konnten, erzielten sie auf dem Reisemarkt nach Italien einen Marktanteil von 30 Prozent.

Der allmähliche Schwund der sozialen und kulturellen Distinktion durch eine Auslandsreise wäre nicht ohne die preisliche und organisatorische Erleichterung durch Pauschalreiseanbieter denkbar gewesen. Im Laufe der 1960er Jahre entwickelten vor allem deutsche und britische Pauschalreiseveranstalter ein neues mediterranes Reiseziel, das sich ohne die Erschließungs- und Vermittlungsleistung der Reiseveranstalter nicht so schnell zu einer populären massentouristischen Destination entwickelt hätte: Spanien. Bis Anfang der 1960er Jahre war Spanien auf der imaginären touristischen Landkarte der Deutschen und Briten noch ein weißer Fleck.

Als Folge des außenpolitischen, ökonomischen und kulturellen Isolationismus des Franco-Regimes der 1940er und 1950er Jahre hatte sich Spanien bis zum Ende der 1950er Jahre nur sehr langsam ausländischen Touristen geöffnet. Die spanische Tourismuspolitik förderte in den 1950er Jahren fast ausschließlich einen Elitetourismus zu den herausragenden kulturellen Reisezielen des Landes, aber vernachlässigte die Entwicklung des besonders wachstumsträchtigen Badetourismus ans Mittelmeer. Erst die Abschaffung der Visumspflicht und des Zwangsaumtauschs sowie die Abwertung der spanischen Pesete zu Beginn der 1960er Jahre schufen angemessene politische und ökonomische Rahmenbedingungen für die Entwicklung des Massentourismus. Die jüngeren Mitglieder der franquistischen Verwaltungselite wie der Tourismusminister Manuel Fraga Iribarne er-

54 *Roger Bray/Vladimir Raitz*, Flight to the Sun. The Story of the Holiday Revolution, London 2001.

kannten die ökonomische Bedeutung des Tourismus für den Ausgleich der chronisch defizitären spanischen Handelsbilanz, investierten in öffentliche touristische Infrastruktureinrichtungen wie Flughäfen und legalisierten ausländische Direktinvestitionen im Tourismusgeschäft.[55]

Für deutsche und britische Reiseveranstalter war Spanien das ideale Ziel, um für den Massentourismus entwickelt zu werden. Aufgrund der großen geografischen Entfernung war Spanien für Individualreisende mit dem Auto nur sehr mühsam erreichbar. Mehr als 70 Prozent aller deutschen Spanienurlauber und ein noch höherer Anteil der britischen Spanienreisenden, aber nur ca. 30 Prozent aller Italienreisenden buchten ihre Reise als Pauschalreisepaket, in dem bei fast allen Spanienreisen, aber nur bei einer Minderzahl der Italienreisen eine Flugreise enthalten war. Die Wertschöpfungskette der Reiseveranstalter verlängerte sich entsprechend, was den Umsatz und den Gesamtgewinn der Veranstalter erhöhte.

Die Reiseveranstalter vermarkteten Spanien ganz nach den Präferenzen ihres größten Kundensegments: Angehörige der Mittelschichten mit geringer oder völlig fehlender Erfahrung in Auslandsreisen. Während die traditionelle Italienreise vor allem den Bildungsbürger mit einem starken geschichtlichen und kulturellen Interesse angesprochen hatte, war die spanische Mittelmeerküste das ideale Ziel für den vergnügungsorientierten Touristen neuen Typs, der sich primär für Sonne, Strand und Spaß interessierte und allenfalls ein sekundäres Interesse an der Landeskultur entwickelte. Die lange Küstenlinie der spanischen Mittelmeerküste und der Balearen war aufgrund ihrer klimatischen und topografischen Vorzüge (wie breite Sandstrände) für die Vermarktung als touristisches Massenziel prädestiniert. Das niedrige Lohnniveau im Spanien der 1960er und 1970er Jahre ermöglichte einen deutlich preiswerteren Einkauf von arbeitsintensiven touristischen Serviceleistungen als in Deutschland, Österreich und Italien.

Mit der Entwicklung und Vermarktung touristischer Leistungspakete für Flug, Unterkunft, Verpflegung und Betreuung am Reiseort leisteten die deutschen und britischen Reiseveranstalter einen wichtigen Beitrag für die soziale und kulturelle Demokratisierung der Reise ans Mittelmeer, die bis Anfang der 1960er Jahre vor allem in Großbritannien weitgehend den gehobenen Mittelschichten und der Oberschicht vorbehalten war. Während die Organisation einer individuell geplanten Auslandsreise mit erheblichen materiellen, zeitlichen und kulturellen Transaktionskosten wie einer Korrespondenz in einer Fremdsprache verbunden war, stellten der Kauf und die Teilnahme an einer Pauschalreise keine besonderen Anforderungen an das kulturelle Kapital in Form von Landes- und Fremdsprachenkenntnissen.

Der deutlich niedrigere und nur insignifikant steigende Anteil der Auslandsreisen an den Urlaubsreisen der Franzosen schlug sich in erheblichen strukturellen Unterschieden zwischen den nationalen Tourismusmärkten nieder. 1992 betrug der Anteil der Pauschalreisenden in Frankreich nur elf Prozent und lag damit weit unter dem westeuropäischen Durchschnitt von 41 Prozent.[56] Der niedrige Anteil der Pauschalreisen in Frankreich hatte erhebliche Auswirkungen für die Unternehmensstrukturen auf dem französischen Pauschalreisemarkt. Der Club Méditerranée als größter französischer Reiseveranstalter rangierte 1992 unter den europäischen Veranstaltern nur auf Platz 6, während deutsche Veranstalter (TUI, NUR und LTU) die Plätze 1, 3 und 4 und ein britischer Veranstalter (Thomson) den Platz 2 besetzten.[57]

Während sich der Kauf einer Pauschalreise in den 1960er und in den 1970er Jahren zu einer Selbstverständlichkeit für Deutsche und Briten entwickelte, planten französische

---

55 *Sasha Pack*, Tourism and Dictatorship. Europe's Peaceful Invasion of Franco's Spain, New York 2006.

56 *Py*, Le tourisme, S. 104 (Zahlen für den westeuropäischen Durchschnitt für 1990).

57 Ebd., S. 75, auf der Grundlage der Umsätze.

Urlauber ihre Urlaubsreise weiterhin individuell. Da ein großer Teil der französischen Urlauber inländische Ziele bevorzugte, ist es sehr unwahrscheinlich, dass sich eine größere Zahl der Vermittlungsleistungen eines Reisebüros bediente. Bereits Mitte der 1960er Jahre reisten mehr als 60 Prozent aller Franzosen im eigenen Auto in den Urlaub[58], was die potenzielle Wertschöpfungskette der Pauschalreiseveranstalter erheblich verkürzte. Eine Sprachbarriere bestand bei Inlandsreisen nicht. Die monetären und zeitlichen Informationskosten für die Orientierung im touristischen Angebot und für die briefliche und telefonische Kommunikation mit Fremdenverkehrsämtern und Hotels blieben beim Urlaub im Inland überschaubar. Es gab für französische Inlandsurlauber daher kaum einen Grund, sich zur Verringerung des Transaktionskostenaufwands der Urlaubsvermittlung durch ein Reisebüro und einen Reiseveranstalter zu bedienen.

In der Bundesrepublik stieg die Gesamtzahl der verkauften Pauschalreisen allein von 1958 bis 1970 von 1,6 auf 3,2 Millionen. Der Anteil der Pauschalreisenden an der Gesamtzahl der Urlauber wuchs in diesem Zeitraum von 13 auf 17 Prozent[59] und bis 1992 auf 44 Prozent, als 66 Prozent aller Urlauber ihren Urlaub im Ausland verbrachten. Dies zeigt, dass der Anstieg der Auslandsreisen ohne das Produkt Pauschalreise nicht denkbar gewesen wäre. Der Aufstieg der bundesdeutschen Reiseveranstalter zu den größten Touristikunternehmen Europas wurde durch die Verbreitung der Auslandsreise im deutschen Dienstleistungsmarkt maßgeblich ermöglicht. Auf der anderen Seite trug diese Entwicklung entscheidend dazu bei, dass sich die Auslandsreise in weiten Teilen der bundesdeutschen Gesellschaft als ein normales Konsumgut etablieren konnte. Für die Entwicklung des britischen Auslandstourismus gilt das Gleiche: Da 1974 59 Prozent und 1987 sogar 64 Prozent aller britischen Auslandsurlauber mit einem Pauschalreiseveranstalter reisten[60], wäre die Verbreitung der Auslandsreise als Massenkonsumgut nicht ohne die Pauschalreise denkbar gewesen. Aufgrund der geografischen Lage hatten Pauschalreiseveranstalter in Großbritannien eine noch stärkere Stellung als auf dem deutschen Markt für Auslandsreisen.

IV. Fazit

Man könnte aus diesen Zahlen die Schlussfolgerung ziehen, dass sich der Urlaub in Frankreich weniger als in Deutschland und Großbritannien zu einer konfektionierten (Massen)Ware entwickelte und seinen individuellen Charakter stärker bewahrte. Hierzu ist kritisch anzumerken, dass Individualtourismus und Massentourismus keinesfalls Gegensätze sind. Während die Pauschalreiseveranstalter vor allem in den 1960er Jahren auch touristisch noch wenig erschlossene Ziele anboten, verbrachten Ende der 1960er Jahre 60 Prozent aller französischen Sommerurlauber im Inland ihren Urlaub in einem Département am Meer.[61] Trotz der langen Küstenlänge am Mittelmeer führte die große Zahl inländischer und ausländischer Urlauber zu einer hohen Touristenkonzentration im den Hauptreisemonaten August und Juli, die sich mit dem Begriff der Individualität nur schwer in Einklang bringen lässt.

Infolge des starken Wachstums des Pauschaltourismus stieg in Teilen der Kundschaft die Nachfrage nach neuen Zielen, die touristisch noch nicht übererschlossen oder überlaufen waren und den Reiz des Neuen und touristisch Unverbrauchten bieten konnten.

---

58 *Boyer*, Le tourisme, S. 45–53.

59 *Py*, Le tourisme, S. 104; *Wohlmann*, Entwicklung des Tourismus, S. 11; *Pagenstecher*, Der bundesdeutsche Tourismus, S. 137.

60 *A. M. Williams*, Mass Tourism and International Tow Companies, in: *M. Burke/J. Tanner/M. T. Newton* (Hrsg.), Tourism in Spain. Critical Issues, Wallingford 1996, S. 119–135.

61 *Boyer*, Le tourisme, S. 41.

Um sich von der Konkurrenz abzuheben und neue Marktsegmente zu erschließen, erschlossen Pauschalreiseveranstalter neue Ziele. Das Angebot der deutschen Pauschalreiseveranstalter differenzierte sich nach Zielregionen und Urlaubsformen soweit aus, dass die Angebotsbreite zunehmend unübersichtlicher, aber auch vielfältiger wurde. Vor allem kleinere und mittlere Spezialveranstalter entwickelten neue Urlaubsformen wie Sporturlaube, Kreativurlaube, naturkundliche und landeskundliche Studienreisen, die ein anspruchsvolleres, ambitioniertes und stärker individualistisches Publikum erschlossen als der klassische Standardurlaub an einem populären Ziel am Mittelmeer. Die Vermarktung der Pauschalreise als Ware führte entgegen den Erwartungen von Pauschalreisekritikern nicht zwangsläufig zu einer Konfektionierung oder gar Uniformierung der Urlaubsreise. Pauschalreiseveranstalter nahmen die Distinktionsbedürfnisse des gehobenen Kundensegments auf und sorgten dafür, dass sich die Distinktionsspirale weiter drehte.

Die Entwicklung der Urlaubsreise vom Privileg der materiell und kulturell bessergestellten Schichten zu einer schichtenübergreifenden Massenerscheinung vollzog sich mit gleicher Intensität, wenn auch mit einer zeitlichen Verschiebung zwischen Großbritannien, Deutschland und Frankreich. In den großstädtischen Regionen und im Sozialmilieu der neuen Mittelschichten entwickelte sich die Urlaubsreise bis zum Ende der 1950er Jahre zu einem normalen Konsumgut und zum Signifikanten eines sozial angemessenen Lebensstils. Das Beispiel Frankreich zeigt jedoch, dass die materielle Erschwinglichkeit der Urlaubsreise nicht automatisch ihren Durchbruch zum Massenkonsumgut induzierte. Für die Angehörigen des dörflichen und des kleinstädtischen Milieus war die Urlaubsreise bis in die 1970er Jahre weder ein notwendiges positionales Konsumgut zur Demonstration des sozialen Status noch eine essenzielle Kompensation für umweltbedingte Belastungen im Alltag. Die Kommerzialisierung der Urlaubsreise als Pauschalreise und Ware schritt in allen Staaten fort, aber war ursächlich von der Nachfrage nach Auslandsreisen abhängig. Während sich das räumliche Reiseverhalten der Franzosen wegen der klimatischen und landschaftlichen Vielfalt der touristischen Zielregionen im Inland nur wenig änderte, ermöglichten die Kommerzialisierung des Reiseangebots und der erhebliche Anstieg der Realeinkommen während der 1960er Jahre einen epochalen Wandel der Reiseziele. Die Auslandsreise an sich verlor in Deutschland und Großbritannien unwiderruflich ihre soziokulturelle und sozioökonomische Distinktionsfunktion zwischen den gehobenen Mittelschichten und der Mehrheit der Bevölkerung. Von der reisenden Mehrheit der Bevölkerung verbrachte seit den 1970er Jahren (Bundesrepublik) bzw. den 1980er Jahren (Großbritannien) eine Mehrheit den Urlaub im Ausland.

Die Entwicklung des Urlaubsreisens zur Massenerscheinung in den europäischen Nachkriegsgesellschaften brachte nicht nur einen revolutionären Wandel des Mobilitätsverhaltens und der Erfahrungen fremder Regionen. Die Entwicklung der sommerlichen Urlaubsreise zur gesellschaftlichen Norm führte zu einer neuen Periodisierung des jahreszeitlichen Ablaufs, der zuvor vor allem durch die religiösen Feiertage an Weihnachten und Ostern und durch die Erntezeit strukturiert wurde. Nicht nur die alltägliche Lebenswelt veränderte sich durch die Verbreitung der Urlaubsreise. Politische Entscheidungsprozesse, unternehmerisches Handeln, kulturelle Veranstaltungen und sportliche Großereignisse müssen seit den 1960er Jahren bei ihren Terminplanungen berücksichtigen, dass die Akteure und auch die Adressaten in der Bevölkerung während der sommerlichen Ferienmonate nur sehr eingeschränkt präsent und mobilisierbar sind. Das sogenannte Sommerloch verdankt seine Existenz ganz ursächlich dem Massentourismus. Diese Kombination ist ein europaweites Phänomen mit gewissen europäisierten Zügen, das allerdings weiterhin an seine nationale Strukturierung von Schulferien geknüpft bleibt.

Kerstin von Lingen

Erfahrung und Erinnerung

Gründungsmythos und Selbstverständnis von Gesellschaften in Europa nach 1945

»Memory is not only a victory over time, it is also a triumph over injustice«, so Elie Wiesel anlässlich der Eröffnung des United States Holocaust Memorial Museums im Jahr 1993 in Washington.[1] Erinnerung formt, so die Aussage, nicht nur die eigene nationale Identität, sondern ist auch geeignet, angesichts nationalen schuldhaften Verhaltens das moralische Gleichgewicht zwischen Tätern und Opfern wiederherzustellen. Als Überlebender der NS-Verbrechen formulierte Wiesel damit eine Forderung für den internationalen Umgang mit der Vergangenheit, die nach dem Ende des Kalten Krieges richtungweisend wurde.

Nach 1945 bauten viele Nachkriegsstaaten Europas auf dem vorsätzlichen Vergessen der gerade überwundenen Kriegserfahrungen auf. Doch seit 1989 beobachten wir »eine kompensatorische Überfunktion des Gedächtnisses«, ein institutionalisiertes öffentliches Erinnern, das das zentrale Fundament kollektiver europäischer Identität bildet.[2] Im Gefolge der Zäsur von 1990, die das Ende des »kurzen 20. Jahrhunderts« (Hobsbawm) markiert[3], und einer staatlichen Neuordnungsphase vor allem in Osteuropa sind deutliche Normierungstendenzen im Umgang mit einer als problematisch empfundenen Vergangenheit festzustellen.[4] Im Versuch, sich an Aufarbeitungsstrategien nach 1945 zu orientieren und dadurch Fehler beim Aufbau demokratischer Staatlichkeit zu vermeiden, aber auch unter dem Eindruck neuerlicher Kriege und Menschenrechtsverletzungen in Jugoslawien und in Ruanda, schärfte sich das Bewusstsein für die Notwendigkeit supranationaler Standards, nach denen Staaten sich bei zukünftigen Konflikten richten könnten und die eine Wertegemeinschaft begründen. Die Diskussion »humaner Werte im globalen Zeitalter« auf der Holocaust-Konferenz in Stockholm im Jahr 2000 und die Empfehlung, anhand von Information über den Holocaust als negative Größe menschlicher Verfehlungen die Jugend der Welt zur Ablehnung von Fremdenhass, Rassismus und Antisemitismus zu erziehen[5], waren ein erster Schritt auf dem Weg zur Etablierung einer Welt-Werte-Gemeinschaft – und zu einer genormten Erinnerung.

---

1 *Elie Wiesel*, »Interview«, Nobel Prize for Peace, Sun Valley, ID 1996.

2 Vgl. *Tony Judt*, Postwar. A History of Europe since 1945, New York 2005. Zitiert wird hier die deutsche Ausgabe: Die Geschichte Europas seit dem Zweiten Weltkrieg, München 2006, S. 965.

3 *Eric Hobsbawm*, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 2009 (zuerst engl. 1994).

4 *Katrin Hammerstein/Julie Trappe*, Aufarbeitung der Diktatur – Diktat der Aufarbeitung? Eine Einleitung, in: *Katrin Hammerstein/Ulrich Mählert/Julie Trappe* u. a. (Hrsg.), Aufarbeitung der Diktatur – Diktat der Aufarbeitung? Normierungsprozesse beim Umgang mit diktatorischer Vergangenheit, Göttingen 2009, S. 9–20, hier: S. 11.

5 *Daniel Levy/Nathan Sznaider*, Erinnerung im Globalen Zeitalter. Der Holocaust, Frankfurt am Main 2001, S. 212; *Henry Rousso*, Das Dilemma eines europäischen Gedächtnisses, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History (Online-Ausgabe) 1, 2004, H. 3, S. 1–11, hier: S. 11, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Rousso-3-2004> [28.1. 2009]; *Micha Brumlik*, Ein singulärer Lernprozess? Die Bundesrepublik Deutschland und die Lehren des Holocaust, in: *Hammerstein/Mählert/Trappe* u. a., Aufarbeitung der Diktatur, S. 73–85, hier: S. 80.

War in früheren Jahrhunderten das *Vergessen* die moralische Kategorie, die nach Konflikten angestrebt wurde, um Gesellschaften zu stabilisieren, ist diese Form des Umgangs mit der Vergangenheit angesichts der nationalsozialistischen Verbrechen unvorstellbar geworden.[6] Heute ist es das *Erinnern*, das politisch erwünscht ist und einen gesellschaftlichen Gesundungsprozess nach Konflikten auslösen soll.[7] Denn von noch größerer Bedeutung als die Stabilisierung der nationalen Gesellschaft erscheint nunmehr, die internationale Balance im Lot zu halten und globale Werte festzuschreiben, die eine Wiederholung von Menschheitsverbrechen unmöglich machen. Ein mündiger Staat zeichnet sich heute dadurch aus, dass er eine »aktive Erinnerung«[8] pflegt, die auch die dunklen Punkte der Vergangenheit in den Blick nimmt und alte Feindbilder überwindet, was ihn zur Partnerschaft befähigt.

Die neue Norm einer transnationalen, aktiven Erinnerung ist ein politisches Credo; und es sind gerade die Erfahrungen Europas nach dem Zweiten Weltkrieg, die diese Normkonstruktion geformt haben. Durch die Definition einer gemeinsamen europäischen Erinnerungskultur bekräftigt Europa sein Selbstverständnis als ›Wiege‹ der westlichen Welt und legitimiert politische Ziele, etwa einer gemeinsamen europäischen Außen- und Innenpolitik.[9] Daraus erwächst zunehmend ein Handlungsimperativ: So machte das Europäische Parlament im Sommer 2008 den Vorschlag, europaweit einen einheitlichen Gedenktag für die »Opfer der stalinistischen und nationalsozialistischen Verbrechen« einzuführen.[10] Der Vorschlag unterstreicht zum einen die Asymmetrie der europäischen Kriegserinnerung, die von der doppelten Gewalterfahrung osteuropäischer Länder geprägt ist, die Anerkennung fordert[11]; zum anderen wird das Ziel deutlich, die gemeinsame Erfahrung des Krieges als eine Verpflichtung zu definieren, Vorbildfunktion zu erfüllen und gegen Gewalt und Ausgrenzung politisch tätig zu werden. »Staatenübergreifende Geschichtspolitik, Erinnerungspolitik als europäische Gemeinschaftsaufgabe mit Sanktionen gegen Personen und Staaten, das ist neu«, befand Dieter Langewiesche in seinem Kommentar zur möglichen erinnerungspolitischen Zeitwende.[12] Der Vorschlag wird aber von Kritikern auch als eine Form der Amnesie bezeichnet, da es dadurch in Europa zu Nivellierung von Gewalterfahrungen komme.[13] Es stellt sich daher die Frage nach Sinn und Funktion

---

6 *Ulrike Jureit*, Olympioniken der Betroffenheit. Normierungstendenzen einer opferidentifizierten Erinnerungskultur, in: *Hammerstein/Mählert/Trappe* u. a., Aufarbeitung der Diktatur, S. 108–119, hier: S. 119.

7 Ausführlich dazu *Aleida Assmann*, Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006, S. 17; *Volkhart Knigge*, Abschied der Erinnerung, in: *Norbert Frei/Volkhart Knigge* (Hrsg.), Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, München 2002, S. 423–440, hier: S. 427.

8 Dieser Begriff wird jedoch vor allem von den Überlebenden der Konzentrationslager vehement zurückgewiesen. Eine aktive Erinnerung, so Jorge Semprún auf der Feierstunde zum 60. Jahrestag der Befreiung Buchenwalds 2005, vereint die ehemaligen Opfer und ihre Erinnerungen, ist aber nicht übertragbar auf die Nachgeborenen. Insofern sei der Kreis der aktiven Erinnerung dabei, sich am Lebensende der Überlebenden zu schließen. Vgl. *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 964. Dieser exklusive Erinnerungsbegriff ist, übertragen auf die Vergangenheitspolitik von Staaten, jedoch zu eng. »Aktiv« wird daher im Folgenden als wünschenswertes Ideal und Gegenpol zu einer passiven Erinnerung, also geduldeter, vielleicht gar widerwillig erinnerter Vergangenheit verwendet.

9 *Michael Weigl*, Europa neu denken? Zur historischen Umorientierung europäischer Identitätspolitik, in: *Hammerstein/Mählert/Trappe* u. a., Aufarbeitung der Diktatur, S. 177–188, hier: S. 177.

10 Vorschlag des Europäischen Parlaments zur Erklärung des 23. August zum Europäischen Gedenktag an die Opfer von Stalinismus und Nazismus, URL: <http://www.europarl.de/presse/pressemitteilungen/quartal2009 2/PM_090402_1f> [27.4.2009].

11 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 955.

12 *Dieter Langewiesche*, Zeitwende. Geschichtsdenken heute, Göttingen 2008, S. 22.

13 *Jureit*, Olympioniken, S. 118.

von Erfahrung und Erinnerung als Stabilisierungsfaktor nach Konflikten, der im Folgenden mit Blick auf die Entwicklung der Erinnerungslandschaften in Europa nach 1945 nachgegangen werden soll.

Das Ziel jeder Form von Vergangenheitsbewältigung sollte eine Balance zwischen Vergangenheits*politik*, Erinnerungs*kultur* und Geschichts*wissenschaft* bilden; es handelt sich dabei um das Ergebnis eines dreistufigen Prozesses: erstens die Neukonstitutionalisierung und Stabilisierung der Gesellschaft nach dem Konflikt, zweitens die Sinnstiftung nach einem politischen Systemwechsel durch Schaffung einer akzeptierten Erinnerungs- oder Gedenkkultur und drittens die Historisierung, also Rekonstruktion, Erklärung und Deutung der Vergangenheit.[14]

Das Konzept der *Transitional Justice* beschreibt die vielschichtigen, exogenen wie endogenen ablaufenden Prozesse beim Übergang (*transition*) von der Kriegs- in die Friedensgesellschaft; das Modell ist inzwischen mehrfach erweitert worden.[15] Die strafrechtliche, politische und gesellschaftliche Relevanz des Übergangs definiert sich demnach über die vier Säulen Friedenssicherung, Stabilisierung gesellschaftlicher Strukturen, Konsolidierung des demokratischen Regierungssystems und der Ermöglichung von individueller und nationaler Versöhnung.[16] Obwohl *Transitional Justice* dem Zusammenspiel der verschiedenen Faktoren Rechnung trägt, liegt der Schwerpunkt auf der Unverzichtbarkeit strafrechtlicher Maßnahmen innerhalb dieser Stabilisierungsphase, wie der Begriff »justice« betont.[17] Dabei variieren die Maßnahmen, die nach dem Ende eines Konflikts in der Übergangsphase das Land stabilisieren sollen und zur Abrechnung mit dem vorangegangenen Regime angewendet werden, von Strafprozessen bis zu administrativen Säuberungen und ethnischen Homogenisierungsbestrebungen durch Vertreibungen von Minderheiten. In jüngster Zeit wurde besonders die Wiederherstellung gesellschaftlichen Friedens, meistens als Gerechtigkeit apostrophiert, betont, etwa durch Herstellung von Öffentlichkeit für eine verdrängte Opfergruppe, durch Debatten um Reparationszahlungen, öffentliche Entschuldigungen der Politik oder die Schaffung von Gedenkorten. Das theoretische Konzept *Transitional Justice* gilt daher seit Beginn des neuen Jahrtausends als Matrix für Übergangsprozesse überall auf der Welt und wird von Nicht-Regierungs-Organisationen (NGOs) und Forschungsinstituten ständig evaluiert und erweitert.

Unter Abrechnungsprozessen fallen somit zum einen strafrechtliche, meist extern angestoßene Maßnahmen, und zum anderen nationale Säuberungsprozesse, sei es in der Verwaltung, sei es als gesellschaftlicher Diskurs um Schuld und Sühne, seien es Versorgungs- und Entschädigungsregelungen. Die Auswirkungen von Abrechnungsprozessen auf nationale Identitätskonzepte und deren Inhalte versucht man unter dem Begriff »Erinnerungskultur« sichtbar zu machen, wobei »Erinnerungspolitik« die Mechanismen der Steuerung des nationalen Gedenkens beschreibt. Im Mittelpunkt politisch gestalteter Erinnerungskultur steht der Gedanke der Versöhnung, der gleichwohl ein Ideal bleibt, das nicht immer und vor allem nicht in kurzer Zeit erreicht werden kann.

Drei Schlüsselfaktoren der gesellschaftlichen Übergangsphase sind zu prüfen, um Aufschluss über die Transitionsprozesse in Europa nach 1945 zu erhalten: erstens der Grün-

---

14 Ebd., S. 109.

15 *Neil Kritz*, Transitional Justice. How Emerging Democracies Reckon with Former Regimes. Laws, Rulings and Reports, 3 Bde., Washington 1995; *Ruti G. Teitel*, Transition Justice, Oxford 2000; *Jon Elster*, Closing the Books. Transitional Justice in Historical Perspective, New York 2004 (dt.: Die Akten schließen. Recht und Gerechtigkeit nach dem Ende von Diktaturen, Frankfurt am Main 2005); *ders.* (Hrsg.), Retribution and Reparation in the Transition to Democracy, New York 2006; *David Cohen*, Transitional Justice in Divided Germany after 1945, Berkeley 2006.

16 *Elster*, Akten schließen, S. 17.

17 Vgl. ebd., Kapitel: Die Struktur transitionaler Justiz, S. 93 ff.

dungsmythos der Nachkriegsgesellschaft, der eine Definition der Rolle der Nation während des Kriegs einschließt, zweitens die Katalysatoren gesellschaftlichen Wandels, also die intellektuellen Träger oder Kritiker des Gründungskonsenses und ihre Unterstützer, und drittens die politischen Rahmenbedingungen, in welchen sich die Sinnstiftung bewegt und unter welchen sie sich wandelt. Von besonderer Bedeutung sind zwei weitere Determinanten, nämlich, in welcher Weise der Ablauf von Abrechnungsmechanismen die Herausbildung eines Gründungsmythos beeinflusst und in welcher Weise interne oder externe Faktoren (»Schocks«) Einfluss nehmen auf den Erinnerungskonsens und eine Umformung oder gar Revision bewirken. Daraus ergibt sich ein Modell aus drei Phasen, die im Dreiklang Abrechnung – Auseinandersetzung – Anerkennung gesellschaftlichen Debatten um das nationale Selbstbild den Rhythmus vorgeben.[18] Erst wenn die Abrechnung mit der Vergangenheit nicht nur auf strafrechtlicher Ebene durchgeführt, sondern auch Eingang in die Erinnerungskultur eines Landes gefunden und dort Widerhall bzw. konkrete Fürsprecher gefunden hat, den Schritt vom einfacher zu akzeptierenden eigenen Opferstatus zur Anerkennung von Täterschaft zu wagen, kann von einer dauerhaften Stabilisierung der nationalen Identität gesprochen werden.

Aus der Art des Zustandekommens gesellschaftlichen Friedens nach 1945 können Rückschlüsse auf den Erfolg der Stabilisierungsmaßnahmen und ihre Wirkung auf die Ordnungskonfiguration der nationalen Identitätsbildung gezogen werden. Transnationale Forschung zum Zusammenhang zwischen Kriegserfahrung und nationaler Identität konzentrierte sich zuletzt um die Leitbegriffe »memory« und »identity«, um Rückschlüsse auf den Inhalt und die Tragfähigkeit des Abrechnungskompromisses zu erhalten. Dabei ergänzen sich historische, politikwissenschaftliche und soziologische Ansätze in Erfolg versprechender Weise.

Es ist daher wichtig, Stabilisierungsmechanismen und Abrechnungsstrategien in Beziehung zu setzen zum Gründungsnarrativ der Nation und nach den Trägerschichten solcher Abrechnungsmaßnahmen und innergesellschaftlichen Prozesse zu fragen, in denen sich die mächtigere Lobby schließlich mit ihrer Version als zukünftige kollektive Erinnerung durchsetzen kann. In einem zweiten Schritt müssen die Bruchstellen aufgedeckt werden, an denen sich die kollektive Erinnerung und damit auch die nationale Identität verändert. Besonders durch die Untersuchung der Diskussion um nationale Tabus oder vergessene Opfergruppen kann der Frage nachgegangen werden, ob durch Anerkennung von Schuld nationale Identität geschwächt wird, wie Kritiker von Abrechnungsprozessen gern behaupten, oder ob nicht Entschädigung für erlittenes Unrecht ein Faktor ist, der die nationale Identität befestigt, indem er die Erinnerung um die bisher fehlenden Komponenten der nationalen Geschichte ergänzt. Dadurch wird eine Empathie mit den Opfern aufgebracht, die international als Fähigkeit zur Partnerschaft anerkannt wird. Oft werden diese Entschädigungsdiskussionen auch Wiedergutmachungsverhandlungen genannt. Der Begriff ist jedoch insofern problematisch, da er zum einen suggeriert, dass man Unrecht und Mord auf eine materielle Weise ungeschehen machen könnte, zum anderen durch die finanzielle Kompensation eine Art Wertigkeit des Verlusts hergestellt wird, die selten den Gerechtigkeitserwartungen der einstigen Verfolgten entspricht.[19] ›Wiedergutmachung‹ ist daher auch ein Synonym für die Grenzen einer bürokratisch-juristischen Vergangenheitsbewältigung und oft die Geschichte einer erneuten Enttäuschung.[20]

---

18 *Kerstin von Lingen*, Kriegserfahrung und die Formierung nationaler Identität in Europa. Eine kurze Einführung, in: *dies.* (Hrsg.), Kriegserfahrung und nationale Identität in Europa. Erinnerung, Säuberungsprozesse und nationales Gedächtnis, Paderborn 2009, S. 10–26, hier: S. 16.

19 Ausführlich dazu: *Constantin Goschler*, Schuld und Schulden. Die Politik der Wiedergutmachung für NS-Verfolgte seit 1945, Göttingen 2005.

20 Zu dieser Problematik zuletzt der Sammelband von *Norbert Frei/José Brunner/Constantin Goschler (Hrsg.)*, Die Praxis der Wiedergutmachung. Geschichte, Erfahrung und Wirkung in Deutschland und Israel, Göttingen 2009.

Nachfolgend erfolgt zunächst ein Überblick über das weite Themenfeld der Erinnerungskultur, bevor anhand der Abrechnungsmaßnahmen nach 1945 in Europa der Zusammenhang zwischen Strafverfolgung, gesellschaftlicher Säuberung und Identitätsbildung analysiert werden kann. Abschließend lassen sich anhand der erinnerungspolitischen Wende nach 1990 die Hinwendung vom Vergessen zum Erinnern sowie die These einer supranationalen Identitätsbildung diskutieren.

I. Erinnerung: Konzepte der Geschichtswissenschaft

Das nationale Selbstbild durch eine Analyse seiner Inhalte zu bestimmen, ist in den letzten Jahren durch die stetig wachsende Forschung zum sozialen Gedächtnis ermöglicht worden und hat die umgangssprachlich eingebürgerte Gegenüberstellung eines individuellen und kollektiven Gedächtnisses in der Forschung abgelöst.[21] Man unterscheidet anhand der Interaktion zwischen Politik und Gedenken drei verschiedene Typen von Erinnerung: kollektiv, individuell und institutionell.[22] Der Mechanismus, der beim Transport von individuellen Einzelerinnerungen in ein kollektives Gedächtnis abläuft, stellt den Analysegegenstand dar und wird »Transfer der Erinnerung« genannt.[23]

In der Forschung werden verschiedene Konzepte zur Erforschung des kollektiven Gedächtnisses diskutiert und drei Ausprägungsformen unterschieden[24]: erstens, die psychologisch-sozialgeschichtliche Richtung einer der *Oral history* verwandten Erinnerungserforschung, die das Sichtbarmachen bisher vernachlässigter Erfahrungen in den Vordergrund rückt. Zweitens, die Gedächtnisgeschichte, die auf die Erforschung der Mechanismen einer Konstruktion von Erinnerung zielte und nach den ihr innewohnenden Vorstellungen und Verdrängungskriterien ungewünschter Erinnerungen fragte. Für diese Richtung war seit den 1980er Jahren Pierre Nora mit seinen Forschungen zu »Gedächtnisorten« (*lieu de mémoire*) maßgebend.[25] »Erinnerung« wurde von George Mosse und Jay Winter in den 1990er Jahren, unter Rückgriff auf theoretische Ansätze aus Frankreich, dabei besonders von Maurice Halbwachs[26], zu einem neuen historischen Paradigma erhoben.[27] Daraus entwickelte sich ein dritter Zweig historischer Erinnerungsforschung, der mit dem Nachwirken traumatischer Ereignisse und seinem Einfluss auf nationalen Identitätskonstruktionen befasst ist und die Entwicklung des öffentlichen Gedenkens sowie die ihr zugrunde liegende Politik analysiert. Im Folgenden wird vor allem der letzte Zweig beschrieben und seine Ergebnisse diskutiert.

Ausgehend von der Annahme, dass wir uns als Individuen verschiedenen »Wir«-Gruppen zurechnen, unterscheidet Aleida Assmann vier spezifische Gedächtnisformationen,

---

21 Theoretischen Einstieg neben Aleida und Jan Assmann bieten: *Horst-Alfred Heinrich*, Kollektive Erinnerung der Deutschen. Theoretische Konzepte und empirische Befunde zum sozialen Gedächtnis, Weinheim/München 2002; *Astrid Erll*, Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, Stuttgart 2005; *Harald Welzer*, Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München 2002.

22 *Richard Ned Lebow*, The Memory of Politics in Postwar Europe, in: *Richard Ned Lebow/Wulf Kansteiner/Claudio Fogu* (Hrsg.), The Politics of Memory in Postwar Europe, Durham 2006, S. 1–39, hier: S. 10.

23 *Assmann*, Lange Schatten, S. 16.

24 *Rousso*, Dilemma, S. 4–6.

25 Pierre Nora hatte mit der dreibändigen Serie »Lieux de Mémoire« (Paris 1984, 1986, 1992) das Themenfeld abgesteckt.

26 *Maurice Halbwachs*, Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Frankfurt am Main 1985 (zuerst frz. 1925); *ders*., Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt am Main 1991 (zuerst frz. 1950).

27 *George Mosse*, Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of Wars, New York 1991; *Jay Winter*, Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European Cultural History, Cambridge 1995.

die Einfluss auf unser individuelles Gedächtnis wie auch auf unsere Identität haben.[28] Träger von Erinnerungen sind Individuen, soziale Gruppen, politische Kollektive und Kulturen, und sie formen dementsprechend ein individuelles, soziales, kollektives oder kulturelles Gedächtnis und ebenso viele Identitäten.[29] Die Verortung des Individuums in allen vier Gedächtnisformen macht jedoch deutlich, dass der Inhalt unseres Gedächtnisses größer ist als unsere eigene Erfahrung.[30] Die Frage ist, wie ein solch komplexes Ganzes entsteht, das sich aus vorgängig individuellen Erinnerungen, Leistungen sowie Errungenschaften konstituiert und nicht von Generation zu Generation neu verhandelt wird, sondern sich über die Jahrhunderte fortsetzt.[31]

Das kulturelle Gedächtnis, so Assmann, besteht aus einem Funktions- und einem Speichergedächtnis. Im Funktionsgedächtnis legt eine Gesellschaft in kanonisierter Form die Errungenschaften nationaler Kultur ab, die ständig wachgehalten und neu gedeutet werden; eine besondere Spielart des kulturellen Gedächtnisses bildet das nationale Gedächtnis, das das Selbstbild, Staatsverständnis und die Gründungsmythen der Nation transportiert. Das Speichergedächtnis ist dagegen die passive Form dieses kulturellen Archivs, »in welchem ein gewisser Anteil an materiellen Überresten vergangener Epochen aufbewahrt wird, nachdem sie ihre lebendigen Kontexte verloren haben«.[32] Das kulturelle Gedächtnis speist sich aus einem Spannungsverhältnis »von Erinnertem und Vergessenem, Bewusstem und Unbewußtem, Manifesten und Latenten«; es füllt sich durch Zuschreibungen und Interpretationen, die durch Medien, Museen und Archive vermittelt und in Ritualen und Gedenkreden wachgehalten werden.[33] Aus dieser Dynamik heraus ist ein kulturelles Gedächtnis im Unterschied zu einem auf Eindeutigkeit ausgerichteten nationalen Gedächtnis wandlungsfähiger, denn es kann nicht losgelöst werden von seinen Ausprägungen in Texten, Bildern und dreidimensionalen Artefakten.[34] Wo das nationale Gedächtnis mit hoher symbolischer Intensität kollektive Rituale und normative Verbindlichkeit schafft, ist das kulturelle Gedächtnis auf die individuelle Aneignung der Inhalte angewiesen.[35]

Das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft wird konstruiert von politischen Eliten eines Landes, befördert durch Medien, Schulunterricht und offizielle Gedenkanlässe, wirkt auf die individuelle Erinnerung der Einzelnen und konkurriert mit ihr um die »gültige«, kollektiv akzeptierte Version.[36] Man spricht deshalb synonym auch vom »politischen« oder »nationalen Gedächtnis«.[37] Denn der Begriff »kollektives Gedächtnis« ist umstritten[38], scheint er doch keine wirkliche Gedächtnisform zu umschreiben, geht man davon aus, dass nur Individuen ein Gedächtnis besitzen können. Dennoch ist der Begriff operabel, verfügt ein kollektives Gedächtnis immerhin über zwei Faktoren, die ein Gedächtnis begrifflich eingrenzen: zum einen die Anbindung an Identitäten und zum anderen die Dialektik von Erinnerung und Vergessen.[39]

Aufbauend auf der These, dass die kollektive Erinnerung einen »Sinnrahmen« für die Politik darstellt[40], ist nach dem allgemein gültigen Verständnis bestimmter, für die Nation

---

28 *Assmann*, Lange Schatten, S. 59.
29 Ebd., S. 23.
30 Ebd., S. 59.
31 Ebd., S. 53.
32 Ebd., S. 57.
33 Ebd.
34 Ebd., S. 58.
35 Ebd.
36 *Lingen*, Kriegserfahrung und die Formierung nationaler Identität, S. 13.
37 *Assmann*, Lange Schatten, S. 60.
38 *Koselleck*, Negatives Gedächtnis, S. 24.
39 *Assmann*, Lange Schatten, S. 60.
40 *Nicolas Pethes*/*Jens Ruchatz* (Hrsg.), Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon, Hamburg 2001, darin *Dietz Bering*, Kulturelles Gedächtnis, S. 329–332, hier: S. 329.

zentraler Ereignisse zu fragen. Es geht der Erinnerungsforschung nicht darum, die klassischen Fragen »Wer/Wie/Was ist zu erinnern?« zu beantworten, sondern vor allem die Intention eines bestimmten Erinnerungsnarrativs aufzuzeigen: So besteht ein identitätsrelevanter Unterschied zwischen Sinn*stiftung* und Sinn*forderung*, also zwischen aktiver und passiver Zuschreibung, zwischen der Folge einer Erfahrung im Gegensatz zur Erwartung an die gesellschaftseinigende Deutung eines Ereignisses, die durch Erinnern erreicht werden soll.[41]

Gerade im Hinblick auf die Nationsbildung und den Diskurs um die Inhalte nationaler Selbstbilder kommt dem Begriff des »kollektiven Gedächtnisses« die größte Bedeutung zu, denn daraus speist sich der Gründungsmythos einer Nation. Eine Nation muss sich stetig neu definieren[42], und dazu schafft sie *master narrativs* oder Meistererzählungen; die wichtigste dieser Erzählungen wird als staatstragend definiert. Kollektive Erinnerung dient dadurch auch zur Sortierung von Gesellschaften.[43] Ein Gründungsmythos ist eine mythisch aufgeladene Erzählung, also eine kulturelle Konstruktion zur Schaffung eines kollektiven Selbstbildes während der Nationsbildungsphase, mit Überzeugungskraft für die Gesellschaft und erheblichem Wirkungspotenzial für Gegenwart und Zukunft, das aus Interpretationen und Zuschreibungen der Vergangenheit gebildet wird.[44] Mythen stellen deutungsoffene Konzepte dar, sie müssen immer wieder neu ausgelegt werden, wenn sie ihre Kraft nicht verlieren sollen.[45] Es erfolgt so eine ständige Neuschöpfung um einen nationalen Selbstentwurf, den »Identitätskern« (Elias Canetti) herum, »der auf ein Wertmuster zielt, das nach außen abgrenzt, nach innen zusammenschließt und damit Verhalten legitimiert.«[46] Besonders nach Konflikten ist eine Neudefinition des Selbstbildes vonnöten, um die Übergangsphase in den Nachkriegsstaat zu flankieren.

Trägerschichten der Abrechnung, staatliche Organisationen oder Elitegruppen auf der einen, Bürgerbewegungen, Opferverbände oder andere Nicht-Regierungs-Organisationen auf der anderen Seite tragen dazu bei, einen gesellschaftlichen Konsens oder eine kollektive Erinnerung im Umgang mit der Vergangenheit zu formen, jedoch auch, ihn von Zeit zu Zeit an gewandelte Rahmenbedingungen anzupassen.[47] Die im kollektiven Gedächtnis gespeicherten Inhalte drücken daher eine Art Mehrheitsbeschluss aus. Es hat sich zur Unterscheidung der Akzeptanz der verwendeten Narrative der Begriff »shared memory« im Gegensatz zu »sharable memory« eingebürgert, mit der die trennenden von den die gesamte Gesellschaft einigenden Erinnerungsinhalten abgegrenzt werden.

Einer der zentralen Begriffe der Erinnerungskultur ist das Verständnis des Begriffs »Opfer«, das konnotiert von »schuldlos« bis »schuldig missbraucht durch Hitler« in Europa Verwendung fand, im jeweiligen nationalen Kontext eingebunden wurde und durch andere Mythen Befestigung erfuhr. Dabei verwischte sich der Opferbegriff zwischen *sacrifice* und *victim*. Die Spaltung des Begriffs in einen aktiven und einen passiven Pol ist für die Untersuchung von identitätsrelevanten Erinnerungskonstruktionen grundlegend. Während »Opfer« im Deutschen ambivalent gebraucht wird, unterscheidet die englische

---

41 *Reinhart Koselleck*, Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses, in: *Frei/Knigge*, Verbrechen erinnern, S. 21–32, hier: S. 31.

42 *Benedict Anderson*, Imagined Communities. Reflections of the Origin and Spread of Nationalism, London 1991 (zuerst 1983).

43 *Jeffrey K. Olick*, States of Memory. Continuities, Conflicts, and Transformations in National Retrospection, Durham 2003.

44 *Assmann*, Lange Schatten, S. 41.

45 *Nikolaus Buschmann*/*Dieter Langewiesche* (Hrsg.), Der Krieg in den Gründungsmythen europäischer Nationen, Frankfurt am Main 2003.

46 *Dieter Langewiesche*, Unschuldige Mythen. Gründungsmythos und Nationsbildung in Europa im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 26–41, hier: S. 29.

47 *Lingen*, Kriegserfahrung und die Formierung nationaler Identität, S. 12.

Forschungsliteratur, auf lateinischen Ursprüngen basierend, zwischen »sacrifice« und »victim«.[48] Während *sacrificium* ein selbstloses, bewusstes Opfer für irgendetwas meint und dabei an heroische, religiös aufgeladene Semantik anknüpft, ist *victima* der Begriff für ein wehrloses, passives Opfer von Gewalt. Die passive Opfererinnerung unterscheidet zwischen heroischem und traumatischem Opfergedächtnis. Das traumatische Opfergedächtnis wird dominiert von der Fassungslosigkeit und Scham und kann nicht in ein positives oder individuelles Selbstbild integriert werden. Um das Trauma zu verarbeiten, erhält das Opfer nachträglich einen Platz im heroischen Opfergedächtnis, z. B. als Kämpfer oder als Märtyrer, sein Sterben wird dadurch zum *sacrificium* aufgewertet, auf dass sein Sterben mit Sinn versehen wird.[49] Ein Trauma wird dadurch zunächst mit den Mitteln des heroischen Opfergedächtnisses erinnert: So stand beispielsweise der jüdische Aufstand im Warschauer Ghetto in den ersten 25 Jahren nach 1945 in der israelisch-jüdischen Erinnerung eher im Zentrum als die Erinnerung an den millionenfachen Holocaust und seine passiven Opfer.

Eine als belastend empfundene Vergangenheit konstituiert ein negatives Gedächtnis. Der Begriff beschreibt zum einen den negativen Inhalt, der darin gespeichert ist, zum anderen jedoch auch die Schwierigkeiten, dieses Negativum aus dem Gedächtnis in die Erinnerung zu überführen, also sich damit als Gesellschaft auseinanderzusetzen und eine daraus erwachsende Handlungsverpflichtung, etwa zur Strafverfolgung oder symbolischen Wiedergutmachung, anzuerkennen.[50]

Im Umgang mit der Vergangenheit unterscheidet man drei erinnerungsrelevante Kategorien: »Angesichts einer traumatischen Vergangenheit gibt es üblicherweise überhaupt nur drei sanktionierte Rollen, die das nationale Gedächtnis akzeptieren kann: die des Siegers, der das Böse überwunden hat, die des Widerstandskämpfers und Märtyrers, der gegen das Böse gekämpft hat, und die des Opfers, das das Böse passiv erlitten hat.«[51] Da die Position eines Verlierers schwer zu ertragen und daher mnemotisch zurückgewiesen wir, versuchen Gesellschaften von Verliererna tionen, sich einem anderen Konzept anzuschließen. Dieser Vorgang kann durchaus disparat innerhalb derselben Gesellschaft ablaufen: Es ist denkbar, dass manche sich als Opfer sehen, manche als Widerstandskämpfer, und manche als verhinderte Sieger. Zudem geht die Gedächtnisforschung davon aus, dass es nach dem Konflikt nicht unmittelbar möglich ist, alle Aspekte der schmerzlichen Erinnerung zu thematisieren, sondern dass die Gesellschaft eine Art Schonfrist oder auch »erinnerungspolitische Karenzzeit« von 15 bis 30 Jahren benötigt, um sich zu festigen, bevor sie sich damit auseinander setzen kann.[52]

Verfügen Sieger und Verlierer noch grundsätzlich in Form des heroischen Gedächtnisses und der Selbstdeutung als »ehrenhafte Nation« über eine ähnliche Semantik, verkompliziert sich die Identitätskonstruktion bis zur Unmöglichkeit des Vergleichs, wenn die Verliererna tion zudem ein »Tätergedächtnis« in das nationale Selbstbild integrieren muss, wie dies für die Nachfolgestaaten des Deutschen Reiches gilt.[53] Eine Zerstörung des nationalen Selbstwertgefühls, wie dies beispielsweise durch die ›Verlierer und Tä-

48 *Assmann*, Lange Schatten, S. 72 ff.
49 Ebd., S. 75.
50 *Koselleck*, Negatives Gedächtnis, S. 21.
51 *Aleida Assmann*, Von kollektiver Gewalt zu gemeinsamer Zukunft, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 42–51, hier: S. 47.
52 Christoph Cornelißen spricht von »Karenzzeit«, in *ders.*, Vergangenheitsbewältigung – ein deutscher Sonderweg?, in: *Hammerstein/Mählert/Trappe* u. a., Aufarbeitung der Diktatur, S. 21–36, hier: S. 26; *Assmann*, Lange Schatten, S. 28, betont, dass traumatische Ereignisse etwa 15 bis 30 Jahre einer Art ›Erinnerungssperre‹ unterliegen, bevor das Kollektiv die Kraft aufbringt, sich damit zu beschäftigen.
53 *Assmann*, Lange Schatten, S. 67.

ter‹-Kombination entstehen kann, lässt die Niederlage total werden[54]; dadurch muss die Gesellschaft, ähnlich dem Neustart eines Computers, komplett neu ›formatiert‹ werden. Derartige Prozesse werden durch externe Maßnahmen wie Re-Education und Demokratisierungsmaßnahmen unterstützt und sollen idealerweise in eine gesellschaftliche Diskussion um Schuld und Sühne münden.

Mit dem Begriff »Vergangenheitspolitik« schuf Norbert Frei Mitte der 1990er Jahre eine Definitionsformel für justizielle, legislative und exekutive Maßnahmen zur Überwindung des vorherigen Regimes, um nationale Abrechnungsprozesse nach dem Zweiten Weltkrieg zu beschreiben.[55] Edgar Wolfrum hat den Begriff globalisiert und um die Diskurskomponente der politischen Lenkung erweitert: Unter »Erinnerungspolitik«, oft auch Erinnerungskultur, versteht man die »Instrumentalisierung von Abrechnungsprozessen in legitimatorischer Absicht«.[56] Seither sind umfangreiche Studien zu vielen Einzelaspekten entstanden, zum einen vergleichend angelegte Studien zur Typologie der verschiedenen Ebenen nationaler Erinnerungskulturen des Krieges, ihrer Mythen und Narrative, zum anderen Analysen zur Typisierung der Herausbildung von Identitäten nach Umbrüchen.[57] Gemäß der *Transitional Justice*-Theorie sind jedoch, aufbauend auf der gesellschaftlichen Konsolidierung des Nachkriegsstaats, auch Fragen nach der Aussöhnungspolitik mit den Opfern gestellt worden, idealerweise dem versöhnlichen Abschluss von Übergangs- und Abrechnungsphasen.[58]

Erinnerungskultur in Europa: Versuch eines Modells

Gesellschaftliche Umbrüche nach militärischen oder politischen Konflikten wie 1945 und 1989 haben Europa im 20. Jahrhundert stark geformt. Der Zweite Weltkrieg und die Verarbeitung der in dieser Zeitspanne gemachten Erfahrungen dienten dabei als Referenz-

---

54 *Wolfgang Schivelbusch*, Die Kultur der Niederlage, Frankfurt am Main 2003, S. 42.

55 *Norbert Frei*, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1995.

56 *Edgar Wolfrum*, Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1949–1989. Phasen und Kontroversen, in: *Petra Bock/Edgar Wolfrum* (Hrsg.), Umkämpfte Vergangenheit. Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich, Göttingen 1999, S. 55–81, hier: S. 58.

57 *István Deák/Jan T. Gross/Tony Judt* (Hrsg.), The Politics of Retribution in Europe. World War II and its Aftermath, Princeton 2000; *Bock/Wolfrum*, Umkämpfte Vergangenheit; *Frei/Knigge*, Verbrechen erinnern; *Christoph Cornelißen/Lutz Klinkhammer/Wolfgang Schwentker* (Hrsg.), Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945, Frankfurt am Main 2003; *Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große Kracht* (Hrsg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945, München 2003; *Bernd Faulenbach/Franz-Josef Jelich* (Hrsg.), »Transformationen« der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989, Essen 2006; *Jörg Echternkamp/Stefan Martens* (Hrsg.), Der Zweite Weltkrieg in Europa. Erfahrung und Erinnerung, Paderborn 2007; *Norbert Frei* (Hrsg.), Transnationale Vergangenheitspolitik. Der Umgang mit deutschen Kriegsverbrechern in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg, Göttingen 2006; *Ulrich Herbert/Axel Schildt* (Hrsg.), Kriegsende in Europa. Vom Beginn des deutschen Machtzerfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung 1944–1948, Essen 1998; *Henning Radtke/Dieter Rössner/Theo Schiller* u. a. (Hrsg.), Historische Dimensionen von Kriegsverbrecherprozessen nach dem Zweiten Weltkrieg, Baden-Baden 2007; *Regina Fritz/Carola Sachse/Edgar Wolfrum* (Hrsg.), Nationen und ihre Selbstbilder. Postdiktatorische Gesellschaften in Europa, Göttingen 2008; *Robert Bohn/Christoph Cornelißen/Karl Christian Lammers* (Hrsg.), Vergangenheitspolitik und Erinnerungskulturen im Schatten des Zweiten Weltkriegs. Deutschland und Skandinavien seit 1945, Essen 2008.

58 Vgl. *Goschler*, Schuld und Schulden; *Hans Günther Hockerts/Claudia Moisel/Tobias Winstel* (Hrsg.), Grenzen der Wiedergutmachung. Die Entschädigung für NS-Verfolgte in West- und Osteuropa 1945–2000, Göttingen 2006.

punkt nicht nur der Politik, sondern auch der gesellschaftlichen Legitimation der Nachkriegsstaaten. Die Wiederherstellung einer Gesellschaft und der Aufbau neuer nationaler Konzepte nach kriegerischen Auseinandersetzungen erfolgte innerhalb eines Übergangsprozesses, in welchem Abrechnungsstrategien wie Strafprozesse, Vertreibungen oder administrative Säuberungen von politischen Eliten oder dominanten gesellschaftlichen *pressure groups* dazu genutzt wurden, eigene Machtansprüche durchzusetzen und andere Gruppen aus dem Aufbauprozess des neuen Staates auszugrenzen.

Doch die doppelte Zäsur von 1945 und 1989 gerade in Osteuropa führte auch zu einer rivalisierenden Erinnerung.[59] Aus der zweifachen Opferrolle osteuropäischer Staaten unter nationalsozialistischer und nach 1945 kommunistischer Herrschaft resultierende Vergleiche des nationalen Leidens irritierten im Westen, und die Forderung nach Anerkennung der Leiden unter kommunistischer Herrschaft kam vielen einer Bagatellisierung der NS-Verbrechen gleich. Umgekehrt konnten viele Osteuropäer mit der Betonung des Holocaust wenig anfangen, da sich der Zweite Weltkrieg ihnen, in Nachwirkung der sowjetischen Rhetorik, als antifaschistischer Krieg ohne rassistische Dimension darstellte.[60] Das Leid der Juden stand dadurch gleichwertig neben eigenem Leid, und neues Leid unter der kommunistischen Herrschaft sorgte schließlich dafür, dass eine frische Erinnerungsschicht die alte überlagerte.[61]

Die Durchsetzung der Demokratie als ›Erfolgsmodell‹ in Westeuropa bewirkte einen transnationalen Wandel.[62] Im Gewand der nationalen Abrechnungsprozesse verbreiteten sich demokratischen Ideen in Europa und lösten einen Modernisierungsschub aus, etwa durch Stärkung von Menschenrechten und der Betonung der Partizipation der gesamten nationalen Gesellschaft, ungeachtet von Klassen- und Geschlechterbarrieren. Durch wirtschaftliche Stabilität und ein verlässliches Feindbild im Kalten Krieg verfestigte sich die Demokratie in Westeuropa im Lauf der Nachkriegszeit.

Für die Akzeptanz der Abrechnungsmaßnahmen entscheidend war, inwieweit der Gründungsmythos des Nachkriegsstaates Formen der Abrechnung legitimierte und ihnen einen Sinn für den Aufbau der neuen nationalen Identität zuwies. Die Auseinandersetzung der Nachkriegsgesellschaft in der Gründungsphase darüber, was und wie der neue Staat erinnern bzw. was vergessen werden sollte, formte dessen moralisch-gesellschaftliche Basis und war das Ergebnis einer bestimmten dominanten Strategie. Die Verarbeitung von Konflikterfahrungen wurde in den europäischen Nachkriegsgesellschaften zum Schlachtfeld unterschiedlicher mnemonischer Narrative, die sich nur mühsam zu einem nationalen Konsens in einem *master narrative* zusammenfügen ließen[63]. Die Verwerfungen und Diskussionen um die Inhalte der Meistererzählungen in Europa nach 1990 verdeutlichen zudem, dass inhaltlich eher die Dominanz einer bestimmten Strömung erkennbar ist denn das Ergebnis eines konsensualen Prinzips.

Das Hauptproblem des neuen Staates war in einer ersten Phase nach 1945 nicht die Konstruktion seines Narrativs, sondern der Ausgleich zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, zumal mit denjenigen, die nicht mit der kollektiven Erinnerung konform gingen, entweder weil sie eine private Gegenerinnerung pflegten, oder weil sie dem politisch dominanten Erinnerungskonstrukt nicht entsprachen und aus der neu definierten Nation ausgeschlossen wurden. Nicht selten traf die Außenseiterrolle oder eine

---

59 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 966; *Bernd Faulenbach*, Eine neue Konstellation? Der Umgang mit zwei Vergangenheiten in Deutschland nach 1989, in: *Hammerstein/Mählert/Trappe* u. a., Aufarbeitung der Diktatur, S. 37–47, hier: S. 45.

60 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 957.

61 Ebd.

62 *Martin Conway*, Democracy in Postwar Western Europe. The Triumph of a Political Model, in: European History Quarterly 32, 2002, S. 59–84.

63 *Lingen*, Kriegserfahrung und die Formierung nationaler Identität, S. 11.

Sündenbockfunktion vormalige Opfer erneut, wie man etwa an der Ausgrenzung von Kommunisten in Westdeutschland sehen kann, neben der verweigerten Erinnerung ihres Lager-Schicksals gab es für sie auch in der nationalen Zukunft keinen Platz. Dem militärischen folgte daher in vielen Ländern Europas ein gesellschaftlicher Konflikt, in dem durch Exklusionen einzelner Gruppen eine stärkere Inklusion anderer, gewünschter Gruppen erreicht werden sollte. Dies kam einer eher moralisch-ethisch orientierten Unterscheidung in die ›Guten‹ und die ›Bösen‹ auf Grundlage des Verhaltens in der Kriegszeit gleich.

In Westdeutschland lässt sich in dieser ersten Phase konstatieren, wie zunächst, von den Alliierten ermuntert, der Wunsch nach nationalstaatlich getragener Abrechnung mit einigen wenigen Tätergruppen vorherrschend war. Die von den Alliierten geforderte Entnazifizierung der Gesellschaft wurde im Verlauf der Jahre zu einer »Mitläuferfabrik«[64], die aus der belasteten westdeutschen Gesellschaft ein paar Sündenböcke aussiebte, um die große Mehrheit wieder hereinzuholen. Mit dem Wunsch, ausgewählte Gruppen zu schützen, verlor die Ahndung ihre moralische Glaubwürdigkeit. Die angestrebte gesellschaftliche Säuberung wurde zur Farce, weil die Gesellschaft sie nicht mittrug: In Gefälligkeitserklärungen bewährte sich die Kriegsgemeinschaft ein letztes Mal gegen den ehemaligen Feind, den Urheber der Entnazifizierung, und bescheinigte sich gegenseitige Unwissenheit oder allenfalls nominelle Mitläuferschaft im Nationalsozialismus. Die Kriegsopfergemeinschaft war wieder im Kriegszustand angekommen – und begriff sich mit dem innenpolitisch motivierten Definitionsangebot, es habe nur wenige »wirkliche Täter« gegeben, ausschließlich als Opfer.

Mit der zunehmenden Eskalation des Kalten Krieges verschoben auch die Westalliierten etwa ab 1948 den Fokus ihrer Kriegsverbrecherpolitik von Bestrafung auf Integration. Gerade die Kriegsverbrecherprozesse gerieten dadurch rückwirkend unbeabsichtigt zur Plattform für eine revisionistische Geschichtssicht, indem die Verteidigungsstrategie der Angeklagten, gedeckt durch die nachträgliche Kurskorrektur in der Kriegsverbrecherpolitik, den Eindruck von der Unschuld der Täter erweckte und diese Sicht in der kollektiven Erinnerung festschreiben konnte.[65]

Die Zäsur von 1945 und die daraus erwachsene Teilung in zwei ideologische Blöcke bewirkte im europäischen Rahmen nach außen hin, sowohl in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft als auch im Warschauer Pakt, das politische Bestreben, im Bündnis durch Überwindung der Nationalstaatlichkeit zu einer Interessenbündelung und dadurch zu einer stärkeren Position im europäischen Staatenverbund zu gelangen.[66] Im Innern musste sich die eigene Gesellschaft diesen Interessen unterordnen und den eingeschlagenen Kurs in einem ideologisch ausgerichteten Erinnerungskonstrukt begründen. Überall in Europa zeichnete sich die faktische politische Ohnmacht der Nachkriegsjahre durch eine Diskreditierung theoretischer Gesellschaftsmodelle und Ideologien aus, die von Erlahmen politischen Interesses begleitet wurde.

Unter diesen Vorzeichen äußerte sich überall in Europa der Umgang mit der (Kriegs-) Vergangenheit in den ersten beiden Jahrzehnten nach 1945 in einem kollektiven Beschweigen, Entkonkretisieren, Vergessen oder sogar Verdrängen.[67] So legte sich ein Schweigepakt auf den europäischen Kontinent, der die Judenvernichtung ausschließlich dem Deutschen Reich zuschrieb, Differenzierungen zur Kollaborationsvergangenheit vermied und dadurch das nationale »Freund-Feind-Schema« als *master narrative*, bei-

64 *Lutz Niethammer*, Die Mitläuferfabrik. Die Entnazifizierung am Beispiel Bayerns, Bonn 1982.

65 *Kerstin von Lingen*, Kesselrings letzte Schlacht. Kriegsverbrecherprozesse, Vergangenheitspolitik, Westintegration. Der Fall Kesselring, Paderborn 2004, S. 352.

66 *Tony Judt*, The Past is Another Country. Myth and Memory in Postwar Europe, in: *Deák/Gross/Judt*, Politics of Retribution, S. 293–323, hier: S. 293.

67 *Cornelißen*, Vergangenheitsbewältigung – ein deutscher Sonderweg?, S. 26.

spielsweise in überdimensionierten Widerstandsmythen, festschrieb.[68] Die Diskrepanz zwischen öffentlicher und privater Erinnerung, der Art und Weise, »wie über die Kriegszeit geredet oder geschwiegen wurde, führte zu unterschiedlichen Handlungs- und Deutungsdispositionen innerhalb der Gesellschaft«[69], wie Studien zur Erinnerung in Europa gezeigt haben.[70] Dabei kam Frankreich als Führungsmacht des europäischen Einigungsprozesses eine Schlüsselrolle zu: Solange Frankreich sich seiner Kriegserfahrung selbst nicht zu stellen vermochte, »lag auch ein Schatten über dem neuen Europa.«[71]

Parallel zum Schweigen über eigene Verstrickungen bildete sich ein nationalheroisches Mythennarrativ heraus, das sich als Überhöhung nationaler Widerstandsbewegungen oder Idealisierung von Kämpfern äußerte und vor allem das Ziel hatte, durch Referenz auf die Nazi-Barbarei von eigener politischer Verantwortung oder Kollaborationsvergangenheit, vor allem aus den Reihen der Nachkriegseliten, abzulenken.[72] Dabei bildete sich in der Folge ein differenzierender Opferbegriff heraus, der zwischen aktiven Kämpfern und ohnmächtigen Opfern der Vernichtung unterschied. Für den Aufbau eines Landes, und damit sein Identitätsnarrativ, ließen sich Widerstandskämpfer weit besser instrumentalisieren als heimgekehrte Juden, die ja aus politischen, nicht jedoch nationalen Gründen der Verfolgung zum Opfer gefallen waren.[73] Umgekehrt ermöglichte die zumindest rhetorische Einbeziehung der jüdischen Opfer in die Nation die Verhinderung von Entschädigungen für erlittene Deportation und ›Arisierung‹ von Vermögen, so etwa in Belgien und den Niederlanden.[74] Eine selektive Auslegung des Opferbegriffs ist daher ein Kennzeichen europäischer Abrechnungspolitik. Mit der Konzentration strafrechtlicher Abrechnung auf einzelne Gruppierungen durfte sich überall in Europa die Mehrheit der Gesellschaft von Schuld freigesprochen fühlen. Zudem rechtfertigte die von der Politik instrumentalisierte Erinnerung tagespolitische Weichenstellungen.[75] »Das Schweigen über die jüngste Vergangenheit war die Voraussetzung für den Bau einer Europäischen Zukunft«, bilanziert Tony Judt.[76]

In einer zweiten Phase wurde der in einem Schweigepakt erkaufte gesellschaftliche Friede durch die nächste Generation in Frage gestellt. Vietnamkrieg und Studentenrevolten lösten um das Jahr 1968 nicht nur in Westdeutschland, sondern in ganz Europa, sogar in den USA und Japan, eine gesellschaftliche Debatte aus, in der es auch um Abrechnung, Mitschuld und Wiedergutmachung ging.[77] Auffällig ist, dass die Studenten- und Bürgerrechtsbewegung angetreten waren, um gesellschaftliche Reformen durchzusetzen[78], die Infragestellung des Erinnerungskonsenses zunächst aber gar nicht Ziel des Protests war. Dieser zerbrach jedoch infolge der abgelehnten Reformvorschläge und der zur Schau gestellten Gleichgültigkeit der älteren (Kriegs-)Generation in vielen Ländern als erstes.

---

68 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 22–24.

69 *Jörg Echternkamp/Stefan Martens*, Der Weltkrieg als Wegmarke? Die Bedeutung des Zweiten Weltkrieges für eine europäische Zeitgeschichte, in: *dies.*, Der Zweite Weltkrieg in Europa, S. 1–34, hier: S. 2.

70 *Harald Welzer*, Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002. Darauf aufbauend das Sammelwerk zu Erforschung eines europäischen Familiengedächtnisses: *ders.* (Hrsg.), Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im Europäischen Gedächtnis, Frankfurt am Main 2007.

71 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 948.

72 Cornelißen, Vergangenheitsbewältigung – ein deutscher Sonderweg?, S. 26.

73 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 935.

74 Ebd., S. 937.

75 *Martin Conway*, The Rise and Fall of Western Europe's Democratic Age, in: Contemporary European History 13, 2004, S. 67–88, hier: S. 72.

76 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 25.

77 *Norbert Frei*, 1968. Jugendrevolte und globaler Protest, München 2008.

78 *Richard Ned Lebow*, Future Conditional. The U. S. and its Past, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 74–91, hier: S. 88.

Es lassen sich noch weitere Querschnitte anlegen, um die Wirkung externer Faktoren auf das kulturelle Gedächtnis zu prüfen, etwa die Reaktion der Gesellschaft auf den Linksterrorismus und der damit einhergehende Wandel des Geschichtsbildes seit den späten 1970er Jahren, die zunehmende Thematisierung von Menschheitsverbrechen wie medizinischen Versuchen in Konzentrationslagern sowie der Themenkomplex der Euthanasie in den 1980er Jahren oder die in den 1990er Jahren diskutierte Frage, ob Restitutionsansprüche und Wiedergutmachung ein Eingeständnis von Schuld und damit als nationale Schwäche zu bewerten seien.

Nach Ende des Kalten Krieges hat eine dritte Phase in Europa begonnen. Mit dem politischen Generationenwechsel ist ein Paradigmenwechsel in Bezug auf Kriegserfahrung und Identitätsnarrative zu beobachten, der zunehmend auch nationale Traumata und eine Tätervergangenheit in den Blick nimmt. In der Bundesrepublik kam es zu einer »Institutionalisierung und Nationalisierung negativen Gedenkens«, das die dauerhafte Bewahrung der nationalen Schande im kollektiven Gedächtnis der Deutschen meint und durch Gedenkpolitik und Reden das Erinnern daran als nationale Aufgabe festgeschrieben hat.[79]

Die Wende von 1989/90 bewirkte in Ost- wie Westeuropa eine starke Transformation der Erinnerungskulturen. Osteuropa holte nach dem Ende der sowjetisch dominierten Staatlichkeit zusammen mit der Nations- auch die Nationalstaatsbildung nach, was zu einer Verstärkung der Identitätsdiskurse führte.[80] In Ost und West gab es das Phänomen von »wiedergefundener Erinnerung«[81], verdrängten Aspekten der Vergangenheit, die nun diskutiert und durch aktive Erinnerung wie symbolische Entschuldigungsrituale oder Mahnmals-Konzeptionen in das nationale Gedächtnis inkorporiert wurden. Gerade im Osten ist es dabei zu einem Bildersturz gekommen, neben dem Schleifen von kommunistischen Herrschaftsinsignien und Denkmälern vor allem zu einer Umbenennung von Straßen und Plätzen. Parallel dazu thematisierte die Gesellschaft erstmals verdrängte Erinnerungen, und Opfergruppen kehrten in das nationale Gedächtnis zurück, aus dem sie »in der Euphorie des Sieges über die Deutschen oder auch aus der Scham der Niederlage heraus verdrängt worden waren.«[82] Seit den 1990er Jahren sind viele offen gebliebene Fragen aus der Geschichte des Zweiten Weltkriegs erstmals diskutiert worden. In Deutschland bezog sich die wiedergefundene Erinnerung auf verdrängte Opfer, es ging um Wehrmachtverbrechen, Todesmärsche, Zwangsarbeiter und in diesem Zusammenhang auch um ein neues Interesse an Wiedergutmachungsfragen als Form der Sühne für den deutschen Vernichtungskrieg.[83]

Politisch führte die Wiedervereinigung Deutschlands zu einem Prozess der Osterweiterung der EU, den vor allem Deutschland, nicht zuletzt durch die Idee einer gemeinsamen europäischen Währung, aktiv mitgestaltete. Ziel der politischen Erweiterung der EU war die Integration in europäische wie internationale Zusammenhänge auf der Basis gemeinsamer (Kriegs-)Erfahrung. Durch die zunehmende Hegemonialisierung des Holocaustgedenkens, verbunden mit dem »Nie wieder!« der Überlebenden, stehen seit der Stockholmer Konferenz 2000 in Europa die Mahnung zukünftiger Generationen zur friedlichen Konfliktlösung und eine unspezifische ›Menschenrechtserziehung‹ im Mittelpunkt staatlicher Erinnerungspolitik, aus der ein Rahmen für eine europäische Innenpolitik erwachsen könnte.[84] Die Erinnerung an den Holocaust als »Mahnung für die Kraft des Bö-

---

79 *Knigge*, Abschied der Erinnerung, S. 423.
80 *Faulenbach*, Neue Konstellation, S. 38.
81 *Cornelißen*, Vergangenheitsbewältigung – ein deutscher Sonderweg?, S. 28.
82 Ebd., S. 35.
83 Ebd., S. 34.
84 *Jens Kroh*, Europäische Innenpolitik? Die Stockholmer Holocaust-Konferenz und die diplomatischen Maßnahmen der EU der 14 gegen Österreich, in: *Hammerstein/Mählert/Trappe* u. a., Aufarbeitung der Diktatur, S. 204–214; *Knigge*, Abschied der Erinnerung, S. 437.

sen«, wie der Vatikan formulierte[85], dient auf einer transnationalen europäischen Ebene als Referenz für Partnerschaftsfähigkeit, indem sie Wertmaßstäbe politischen und gesellschaftlichen Handelns determiniert.

Als Vehikel vergangenheitspolitischer Veränderungen dienten wirtschaftliche Argumente, besonders Boykott-Androhungen gegen Schlüsselindustrien von betroffenen Staaten. Die Bemühungen bzw. Forderungen transnational wirkender Bürgergruppen und NGOs nach öffentlicher Entschuldigung oder finanzieller Wiedergutmachung lösten einen Prozess des Umdenkens aus, der durch Strafverfahren allein nicht erreicht werden konnte. Dadurch erreichte die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit eine politische Dimension, die eine Revision bisheriger Muster erzwang und starke gesellschaftliche Auseinandersetzungen auslöste; im Idealfall führte dies zu einer Neuausrichtung der nationalen Erinnerung und einem »Erinnerungsimperativ«, der sich aus Bekenntnisverpflichtung, Mahnung für die Zukunft, Erziehungsabsichten gegenüber der eigenen Gesellschaft und einer versöhnlichen, transnational argumentierenden politischen Grundhaltung zusammensetzt.[86] Der Erinnerungsimperativ ist jedoch ein theoretisches Ideal, das der Realität nur als Folie dienen, nicht aber Erklärungen anbieten kann. Er verkennt zum einen Strömungen vor 1990, die Wiedergutmachung und Aussöhnung forderten und sich bereits seit Willy Brandts Ostpolitik der 1970er Jahre politisch Gehör verschaffen konnten, zum anderen die Rolle der weltweiten ökonomischen Vernetzungen, die zu den Ausgleichszahlungen an Opfer beigetragen haben.

II. Gründungsmythen und nationales Selbstverständnis in Europa nach 1945

Nach 1945 ließen materielle Kriegsfolgen, demografische Verwerfungen und politische Neuordnungen im zunehmenden Ost-West-Gegensatz die Nachkriegsgesellschaften nicht zur Ruhe kommen.[87] Die Parameter des Kalten Krieges sowie der jeweiligen Bündnisse in West und Ost formten die Europäische Identität nachhaltig, führten jedoch zu einer verzerrten und keineswegs konsensualen Perspektive: Tony Judt spricht von einer Grenze innerhalb der öffentlichen Erinnerungskultur Europas, die eher die aktuellen politischen Gegensätze als Erfahrungen des Krieges widerspiegelte.[88] Zwangsläufig wurde ein derartiges Konstrukt in regelmäßigen Abständen von konkurrierenden Gegenerinnerungen herausgefordert und destabilisiert.

Es ist von großer Bedeutung, welcher Erinnerungskonsens sich in einer Gesellschaft durchsetzte, um den neuen Staat zu begründen. Eine als inferior empfundene Ausgangsposition wie Besetzung oder Niederlage bewirkte einen besonders ausgeprägten Transformationsprozess innerhalb der Gesellschaft, und deswegen lassen sich praktisch in jedem Land Europas starke Debatten um die gültige Kriegserinnerung beobachten, die wiederum transnational interagieren. Die vergleichende Analyse der Strategien, Phasen und Akzente, die die verschiedenen Länderregierungen bei ihrer Aufarbeitungspolitik sowie gesellschaftliche Gruppen im innenpolitischen Diskurs setzten, macht deutlich, in welch hohem Maße und vor dem Hintergrund der Notwendigkeit zur Integration belasteter Eliten überall in Europa Ahndungsmechanismen und Deutungsmuster von der Politik instrumentalisiert wurden.

Um eine Synthese der Nachkriegsentwicklung in Europa zu zeichnen, ist es sinnvoll, sich gemäß einer auf ihren Nachkriegsidentitäten aufbauenden Ordnung zu bewegen, die

---

85 Süddeutsche Zeitung vom 28.1.2009, Papst Benedikt XVI. in Zurückweisung von Äußerungen des englischen Bischofs Richard Nelson Williamson, der den Holocaust leugnet.

86 *Knigge*, Abschied der Erinnerung, S. 433.

87 *Echternkamp/Martens*, Der Weltkrieg als Wegmarke?, S. 1.

88 *Judt*, Past is Another Country, S. 293.

durch die Ausgangsposition bei Kriegsende determiniert ist. Durch das Trauma der Kriegszeit war die »Vorkriegsidentität«[89] beschädigt und musste umgedeutet oder ersetzt werden. In Europa bildeten sich nach 1945 drei Formen von Bewältigungsstrategien der Kriegsvergangenheit heraus[90]: zum einen, in Anlehnung an einen Fachbegriff aus der Medizin, das »Quarantäneprinzip«, das die als beschämend empfundene Vergangenheit aus der Geschichte der Nation ausblendete. Eine Spielart des Quarantäneprinzips ist der Opfermythos, der mit Verweis auf die eigenen Leiden die Schuld der Täter zu verdecken suchte. Eine zweite Strategie bestand in der Ignoranz gegenüber eigenen Schuldanteilen in Bezug auf den Holocaust. Die dritte Bewältigungsstrategie marginalisierte die Kollaborationsvergangenheit zugunsten einer in der Rückschau überdimensionierten Widerstandsbewegung und betonte nationale Tapferkeit und die Eigeninitiative im Kampf gegen die Besatzer, um bestimmte Gesellschaftsgruppen in den neuen Staat zu integrieren bzw. politische Machtverteilung im Nachkriegsstaat zu legitimieren.

Um den Blick auf die identitätsstiftende Wirkung der Kriegserfahrung zu schärfen, ist es wichtig, die Alliierten und deren Sicht auf den Krieg in Europa mit einzubeziehen. Daraus ergibt sich ein Analysemodell[91] zwischen Siegerstaaten (USA, Großbritannien, Sowjetunion) und neutralen Staaten (Schweden, Schweiz) sowie den Verliernationen auf dem Territorium des Großdeutschen Reiches (Deutschland, Österreich), zwischen den durch das Reich besetzten Ländern mit Kollaborationsvergangenheit (Niederlande, Norwegen, Dänemark, Polen, Tschechien, Ungarn, Rumänien) oder »besetzten Verbündeten« mit starker Widerstandsbewegung, die die Kollaboration in der Nachkriegswahrnehmung überlagerte (Frankreich, Italien, Kroatien), sowie den Sonderfällen der vergleichsweise autonomen Bündnisstaaten (Finnland, Spanien).

Alliierte Strafverfolgung: Wirkung auf den Gründungskonsens Europas

Die Rolle der Alliierten und ihre politischen Vorgaben für die europäische Nachkriegsordnung kann nicht hoch genug bewertet werden: Die Alliierten waren nicht nur der Motor der Vergangenheitspolitik, sondern auch der ideologische Kitt des Erinnerungskonsenses in ihrem jeweiligen Machtbereich, der zudem Aussagen über die eigene, nationale Identitätskonstruktion zulässt. Eine Analyse der alliierten Kriegserfahrungen und Deutungsvarianten muss daher zum einen die Politik, zum anderen die Auswirkungen der Kriegserfahrung in den alliierten Nationen selbst in den Blick nehmen.

Die alliierte Nachkriegsplanung für das deutsche Reich hatte unter dem Schlagwort »Re-Education« auf Beweise des verbrecherischen Charakters des Regimes vor Gericht und eine gesellschaftliche Säuberung gezielt.[92] Doch die Handhabbarkeit konkreter Probleme wie die Versorgung der Bevölkerung, Wiederherstellung von Industrie und Transportwesen sowie die Organisation einer deutschen Verwaltung zur Erleichterung der Besatzungsverwaltung führten nach 1945 schnell dazu, dass pragmatische Überlegungen die Herangehensweise an die Abrechnung bestimmten und die Frage nach der individuellen Verantwortung einzelner Entscheidungsträger unbeantwortet blieb. In der konkreten Pla-

---

89 *Assmann*, Lange Schatten, S. 68.

90 *Lebow*, Memory of Politics, S. 32.

91 *Lingen*, Kriegserfahrung und die Formierung nationaler Identität, S. 18.

92 *Frank M. Buscher*, Bestrafen und Erziehen. »Nürnberg« und das Kriegsverbrecherprogramm der USA, in: *Frei*, Transnationale Vergangenheitspolitik, S. 94–139; *Wolfgang Krieger*, Die amerikanische Deutschlandplanung. Hypotheken und Chancen für einen Neuanfang, in: *Hans-Erich Volkmann* (Hrsg.), Ende des Dritten Reichs – Ende des Zweiten Weltkriegs, München 1995, S. 25–50, hier: S. 28 f.; *Donald Bloxham*, Pragmatismus als Programm. Die Ahndung deutscher Kriegsverbrecher durch Großbritannien, in: *Frei*, Transnationale Vergangenheitspolitik, S. 140–179; *Tom Bower*, Blind Eye to Murder. Britain, America and the Purging of Nazi Germany. A Pledge Betrayed, 3. Aufl., London 1997 (zuerst 1981).

nung zeigte sich jedoch schon vor Kriegsende, dass ein solch umfassendes Ziel mit den Mitteln externer Justiz allein nicht zu schaffen sein würde, vielmehr eine umfassende Säuberung mit dem Ziel einer gesellschaftlichen Neuausrichtung (Re-Education, Re-Orientation) angestrebt werden müsse.[93] Trotz der alliierten Strafverfahren, die bis 1948 stattfanden, und des großen Kreises von Angeklagten wurde gesellschaftlich nicht diskutiert, wer welchen Anteil am Funktionieren des Systems Hitlers gehabt hatte. Unbeantwortet blieb dadurch auch die Frage nach dem Mitverschulden.

Die Entscheidung zur Schaffung des ersten Internationalen Militär-Tribunals (IMT) in Nürnberg[94] 1945 wurde ein Fanal für die internationale Verbindlichkeit von Rechtsnormen. Die Bedeutung des Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesses bestand in der erstmaligen Verfolgung von staatlich legitimierter Kriminalität, der sich die Funktionseliten durch keinen Verweis auf anderslautendes nationales Recht entziehen konnten. Durch die Fokussierung der amerikanischen Anklagebehörde im IMT auf die Ächtung des Angriffskrieges blieben jedoch andere Bereiche, wie etwa die heute unter dem Begriff »Menschheitsverbrechen« gefassten Straftatbestände, vor Gericht unscharf. Dies sollte bedeutende Auswirkungen auf die unter nationaler Hoheit ablaufenden Kriegsverbrecher-Gerichtshöfe in den Ländern Europas haben, die dem internationalen Nürnberger Verfahren folgten. Während die Alliierten neben Deutschland (Nürnberger Nachfolgeverfahren und die Dachau-Trials sind die bekanntesten) auch in anderen europäischen Ländern Strafverfahren gegen Kriegsverbrecher, deutsche wie einheimische Täter, durchführten[95], kam es vor nationalen Gerichtshöfen zwar auch zu Verfahren gegen Deutsche, aber in der Mehrheit vor allem gegen Angehörige der eigenen Nation.[96]

Es wird anhand der Studien zu den alliierten Siegerstaaten USA, Sowjetunion und Großbritannien deutlich, dass auch ihre nationalen Identitäten, wiewohl nicht motiviert durch eine staatliche Neugründung nach 1945, vom Rückbezug auf die Kriegserfahrung geprägt wurden. Sieger hatten zunächst wenig Grund, zurückzublicken, es sei denn, sie wollten das Motiv der eigenen Anstrengungen oder der gebrachten Opfer betonen und das weitere Engagement, etwa in der Kriegsverbrecherpolitik, erklären.[97] Zweck des Siegernarrativs war daher Glorifizierung und Rechtfertigung. Herausgefordert wurde der Mythos der Unverwundbarkeit und moralischen Überlegenheit durch spektakuläre Angriffe auf die Staatsgewalt[98], und militärische Niederlagen nach 1945: In den USA waren die Kriege in Vietnam und Irak starke Bezugspunkte, die das nationale Image beschädigt

---

93 *Arieh J. Kochavi*, Prelude to Nuremberg. Allied War Crimes Policy and the Question of Punishment, Chapel Hill 1998.

94 Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. 14. November 1945 – 1. Oktober 1946, 42 Bde., Nürnberg 1947 bis 1949; *Whitney Harris*, Tyranny on Trial, Dallas 1954; *Telford Taylor*, Die Nürnberger Prozesse. Hintergründe, Analysen und Erkenntnisse aus heutiger Sicht, München 1994; *Gerd R. Ueberschär* (Hrsg.), Der Nationalsozialismus vor Gericht. Die alliierten Prozesse gegen Kriegsverbrecher und Soldaten 1943–1952, Frankfurt am Main 1999; *Heiko Ahlbrecht*, Geschichte der völkerrechtlichen Strafgerichtsbarkeit im 20. Jahrhundert, Baden-Baden 1999, S. 103–123; *David Cohen*, Öffentliche Erinnerung und Zweiter Weltkrieg. Kriegsverbrecherprozesse in Asien und Europa, in: *Cornelißen/Klinkhammer/Schwentker*, Erinnerungskulturen, S. 51–66; *Gerd Hankel/Gerhard Stuby* (Hrsg.), Strafgerichte gegen Menschheitsverbrechen. Zum Völkerstrafrecht 50 Jahre nach den Nürnberger Prozessen, Hamburg 1995; *Michael Marrus*, The Nuremberg War Crimes Trial 1945/46. A Documentary History, Bedford 1997.

95 *Wolfgang Form*, Transitional Justice. Alliierte Kriegsverbrecherprozesse nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 52–73, hier: S. 73.

96 Etwa in den Niederlanden, Norwegen, Polen und Frankreich.

97 *Lebow*, Future Conditional, S. 87.

98 *Baebie Zelizer*, Covering the Body. The Kennedy Assassination, the Media, and the Shaping of Collective Memory, Chicago 1992.

hatten, jedoch nicht zu einem Bruch im Erinnerungskonsens geführt haben.[99] Dies hat mit dem Selbstverständnis der amerikanischen Gesellschaft zu tun, die sich seit 1945 »ungeachtet diverser Niederlagen absolut resistent gegen die von außerhalb vorgebrachte Forderung zur Revision ihres Geschichtsbilds gezeigt hat«.[100]

Im Land des »besiegten Siegers« Sowjetunion[101] zeigt sich am Schicksal der Heimkehrer aus Kriegsgefangenschaft und Zwangsarbeit im Narrativ vom Opfergang der Nation, die sich dem deutschen Aggressor nicht gebeugt habe, der Fokus des Gründungsmythos in der Sowjetunion: die Betonung der ideologischen Überlegenheit. Angesichts massiver Kriegszerstörungen war es wichtig, den Sieg immer wieder in die Erinnerung zurückzuholen. Den Heimkehrern wurde im Mutterland, ganz gemäß Stalins Kriegszeit-Diktion, als »Verrätern« oder »Kollaborateuren« der Prozess gemacht und ein Platz in der Aufbaugesellschaft verweigert.[102] Durch diese symbolische Politik der Stärke bewahrte der Stalinismus seine Handlungsfähigkeit auch angesichts massiver wirtschaftlicher Aufbauschwierigkeiten und verhinderte zum einen eine Diskussion um den Anteil der örtlichen Kollaboration in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten, nicht zuletzt beim Judenmord. Zum anderen wurde eine ideologische Auseinandersetzung mit einem alternativen Staats- und Wirtschaftsystem blockiert, dessen Einflüsse die Heimkehrer nun nicht in die Gesellschaft tragen konnten.[103] Die Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter wurden so zum zweiten Mal Opfer, diesmal des eigenen Staates.[104] Der militärische Sieg wurde zum Leitnarrativ der Sowjetunion und verhinderte ein Infragestellen der Politik und deren Umgang mit ihren Gegnern, etwa im GULAG-System. Der Zusammenbruch der Sowjetunion brachte zwar Ende der 1980er Jahre erstmals eine Welle konkurrierender Gegenerinnerungen über Stalins Terror nach innen ans Licht, diese ist jedoch schon Ende der 1990er Jahre, spätestens beim Amtsantritt von Wladimir Putin als russischer Präsident, wieder verebbt, wie die Bürgerrechtsbewegung MEMORIAL beklagt.[105] Putin bezog sich dezidiert auf die Unantastbarkeit des »heiligen Sieges« von 1945 und führte damit die absolute Trennung in negative und positive Errungenschaften des Regimes fort. Die russische Erinnerungskultur lässt sich in ihrer Ambivalenz als »gebrochene Reflektion nicht nur der Vergangenheit, sondern auch des stalinistischen bzw. sowjetischen Umgangs mit dem Zweiten Weltkrieg selbst lesen.«[106]

---

99 *David Ryan*, US Collective Memory, Intervention and Vietnam. The Cultural Politics of US Foreign Policy since 1969, New York 2009; *Marita Sturken*, Tangled Memories. The Vietnam War, the AIDS Epidemic, and the Politics of Remembering, Berkeley 1997; *William Adams*, War Stories. Movies, Memory, and the Vietnam War, in: Comparative Social Research 11, 1989, S. 165–189.

100 *Lebow*, Future Conditional, S. 90; *Timothy Kubal*, Cultural Movements and Collective Memory, New York 2008.

101 *Andreas Hilger*, Besiegte Sieger. Ehemalige Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter des Zweiten Weltkriegs in der UdSSR und in Russland, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 92–110.

102 Ebd., S. 97.

103 *Nicolas Werth*, Ein Staat gegen sein Volk. Gewalt, Unterdrückung und Terror in der Sowjetunion, in: *Stephane Courtois* (Hrsg.), Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror, München 1998, S. 45–295; *Maria Ferretti*, Unversöhnliche Erinnerung. Krieg, Stalinismus und die Schatten des Patriotismus, in: Osteuropa 55, 2005, Nr. 4–6, S. 45–54; *Nanci Adler*, The Future of the Soviet Past Remains Unpredictable. The Resurrection of Stalinist Symbols Amidst the Exhumation of Mass Graves, in: Europe-Asia Studies 57, 2005, S. 1093–1119.

104 *Pavel Polian*, Deportiert nach Hause. Sowjetische Kriegsgefangene im »Dritten Reich« und ihre Repatriierung, München 2001; *David Gaunt* (Hrsg.), Collaboration and Resistance during the Holocaust. Belarus, Estonia, Latvia, Lithuania, Bern 2004.

105 Das Jahr 1937 und die Gegenwart. Thesen von MEMORIAL, in: Osteuropa 57, 2007, Nr. 6, S. 387–394.

106 *Hilger*, Besiegte Sieger, S. 97.

Doch ist nicht nur die sowjetische Meistererzählung, sondern auch die britische von der Kriegserfahrung affirmativ beeinflusst worden. Stark ist das britische Narrativ, nach dem der Kampf gegen Hitler und schließlich der Sieg belegten, das Großbritanniens Kriegsstrategie richtig war und das Festhalten an Überliefertem das Land genügend auf die Anforderungen der Zukunft vorbereit habe.[107] Aus dieser Selbstsicherheit heraus konnte die Vorreiterrolle in der Kriegsverbrecherpolitik legitimiert werden, aber auch eine Inkonsequenz in der Umsetzung und einer frühen Begnadigungspolitik, die neuere Erkenntnisse zur Funktionsweise des Staatsterrors unter Hitler ignorierte und die in vielen Fällen nicht angebracht gewesen war. Das britische Siegernarrativ überdeckte erste Zweifel, ob die Gesellschaft vielleicht unfähig gewesen sei, eine angemessene Antwort auf den Genozid der Nationalsozialisten zu finden.[108] Die Übernahme eines Holocaust-Gedenktages in die britische Feiertagsagenda diente vor diesem Hintergrund dazu, anhand der »schlimmstmöglichen Variante« die Beschwörung liberaler Werte wie Menschenrechte und Demokratie als Gegenpol autoritärer Politik zu zelebrieren – und damit Großbritanniens liberale Tradition zu betonen.[109]

Verliererstaaten

Diejenigen Staaten, die sich bei Kriegsende auf dem Territorium des Deutschen Reiches befunden hatten, mussten sich mit dem Status des Verlierers auseinandersetzen und ihre nationale Identität komplett neu definieren. In der Bundesrepublik Deutschland, der DDR und in Österreich bildeten sich dadurch ganz unterschiedliche Zuschreibungen zu ihrer Rolle während des Krieges heraus. Alle drei Länder waren sich jedoch einig in der Abwehr der Schuld und der Stilisierung als Opfernation. In Abgrenzung zum Terminus von den »schuldlosen Opfern« wird hier zuweilen von »schuldigen oder verführten Opfern« gesprochen. In den Verliererstaaten zeigten sich die Bedrohtheit des Erinnerungskonsenses und der Druck, unter dem die nationalstaatliche Identität stand, am hohen Maß an Exklusion gesellschaftlicher Gruppen, sowie an einer generellen Tendenz zur Heroisierung und Viktimisierung, mit der die Nachkriegsgesellschaften auf diesen Druck reagierten. Die gesellschaftlichen Machtkämpfe einzelner Gruppen oszillierten zwischen Identitätsstiftung und Identitätsbehauptung.[110] Es zeigt sich deutlich, dass gesellschaftliche und politische Narrative miteinander um die gültige Version des »Erinnerungspakts« (Aleida Assmann) rangen.

Während es ein »Kriegsopfernarrativ« politisch in der Bundesrepublik nicht gegeben hat (wohl aber gesellschaftlich), verweigerte die DDR politisch konsequent das Erbe der Täterschaft und erklärte sich von Anfang an zum Opfer des kapitalistischen Faschismus.[111] Die Justiz war in beiden deutschen Staaten eng verknüpft mit dem selbst-legitimatorischen Aufrechnungsparadigma des Kalten Krieges.[112] Unter diesen Faktoren entwickelten

---

107 *Donald Bloxham*, Collapsed Enthusiasm. British War Crimes Policy 1945–1957, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 111–130, hier: S. 129.

108 Ebd., S. 111: »British War Crimes Policy also reflected the political culture of a society that had found itself incapable of responding to the enormity of Nazi genocide during war.«

109 Ebd., S. 129.

110 Vgl. *Ulrich Brochhagen*, Nach Nürnberg. Vergangenheitsbewältigung und Westintegration in der Ära Adenauer, Hamburg 1994; *Jeffrey Herf*, Zweierlei Erinnerung. Die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland, Berlin 1998; *Wilfried Loth/Bernd-A. Rusinek* (Hrsg.), Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, Frankfurt am Main 1998.

111 *Michael Greve*, Der justitielle und rechtspolitische Umgang mit den NS-Gewaltverbrechen in den sechziger Jahren, Frankfurt am Main 2001; *Annette Weinke*, Die Verfolgung von NS-Tätern im geteilten Deutschland. Vergangenheitsbewältigungen 1949–1969 oder: Eine deutsch-deutsche Beziehungsgeschichte im Kalten Krieg, Paderborn 2002.

112 *Annette Weinke*, Strafrechtliche Abrechnung als Medium gesellschaftlichen Wandels? Bundesrepublik Deutschland und DDR, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 131–149, hier: S. 133.

sich die Erinnerungsbilder in beiden Ländern sehr unterschiedlich. Dem bundesrepublikanischen Modell war eine »antinomische Gegenüberstellung von Tätern und Opfern« zueigen, das aufbauend auf der negativen Erfahrung in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren, als vornehmlich Deutsche zu Opfern wurden, den Blick auf die deutschen Täteranteile und auf nicht-deutsche Opfer verweigerte.[113]

Die DDR führte, übrigens ähnlich wie andere kommunistische Staaten, NS-Prozesse mit dem Ziel durch, »Feinde des Aufbaus« vom neuen sozialistischen Staat auszuschließen.[114] Dabei ist auffällig, dass gerade im sozialistischen Deutschland eine Hierarchisierung der Opfer erfolgte. Der Begriff »Opfer des Faschismus« wurde schon 1946 auf Vorschlag der Sowjetischen Militärregierung um die Facette »Kämpfer gegen den Faschismus« ergänzt.[115] Daraus ergaben sich nicht unbeträchtliche Abstufungen an Mitspracherecht, Entschädigungsansprüchen und gesellschaftlichem Status. Die Langzeitwirkung der Verrechtlichung der Vergangenheit auf die Identität der beiden deutschen Gesellschaften, dazu die Frage, ob lediglich auf externem Druck der Alliierten oder aus dem ideologischen Gegensatz zum Brudervolk heraus Strafverfahren abgehalten wurden, müssen erst noch erforscht werden. Das Ende des Kalten Krieges bedeutete für die beiden deutschen Staaten den Übergang »vom Erinnerungskampf zur Erinnerungskultur«.[116]

Parallelen gibt es in beiden deutschen Staaten bei der Frage der Abrechnung nach innen. Die Integration belasteter Eliten durch rechtliche, politische und moralische Rehabilitierung war »eine der ersten Aufgaben, die fast zeitgleich in West und Ost in Angriff genommen wurde«.[117] Mit dem Ende der strafrechtlichen Abrechnung 1948 wurde die Vergangenheit nicht mehr thematisiert, es begann das öffentliche Schweigen. Wulf Kansteiner hat dafür das Schlagwort von der »communicative silence« geprägt.[118] Trotz der Betonung des Opfernarrativs (»Hitlers Opfer«) stellte die Entnazifizierung eine gesellschaftliche Zäsur dar, die bei vielen, vor allem in der mittleren Funktionselite, traumatisch nachwirkte und besondere Linientreue zum neuen Staat erzeugte. Wie Frei festgehalten hat, bedeutete die Abrechnung eine »politische und justizielle Grenzziehung gegenüber den Restgruppen des Nationalsozialismus«, eine »Demarkationslinie«, hinter die es kein Zurück mehr gab.[119]

Doch nach Gründung der Bundesrepublik und der DDR bewirkte der ideologische Gegensatz, dass Forderungen nach Aufarbeitung der Vergangenheit vor allem zur politischen Diskreditierung der ideologischen Gegenseite in Ost oder West genutzt wurden und damit zum Kampfbegriff verkamen. Die Wiederaufrüstung und danach Einbindung beider deutscher Staaten in die jeweiligen Block-Bündnisse NATO und Warschauer Pakt zementierten diese Antagonie. Gleichzeitig trug der damit einhergehende Wandel in der Kriegsverbrecherpolitik der Westalliierten, die in Anerkennung der Bemühungen um Wiederbewaffnung großzügig Urteile abmilderten und Begnadigungen aussprachen, zu

---

113 *Christoph Cornelißen/Lutz Klinkhammer/Wolfgang Schwentker*, Nationale Erinnerungskulturen seit 1945 im Vergleich, in: *dies*., Erinnerungskulturen, S. 9–27, hier: S. 22.

114 *Weinke*, Strafrechtliche Abrechnung als Medium, S. 137.

115 *Peter Reichel*, Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur in Politik und Justiz, München 2007, S. 89.

116 *Norbert Frei*, Deutsche Lernprozesse. NS-Vergangenheit und Generationenfolge seit 1945, in: *Heidemarie Uhl (*Hrsg.), Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts, Innsbruck 2003, S. 87–102, hier: S. 90.

117 *Weinke*, Strafrechtliche Abrechnung als Medium, S. 135.

118 *Wulf Kansteiner*, Losing the War, Winning the Memory Battle. The Legacy of Nazism, World War II, and the Holocaust in the Federal Republic of Germany, in: *Lebow/Kansteiner/Fogu*, Politics of Memory, S. 102–146, hier: S. 108.

119 *Frei*, Vergangenheitspolitik, S. 14.

einer Derealisierung der NS-Zeit bei, bei der Grausamkeiten irgendwo im Osten zwar stattgefunden hatten, Deutsche als Täter aber nicht konkret vorstellbar waren.[120]

Die Skandale in den späten 1950er Jahre um allzu dreiste Täterintegrationen, wie etwa um den Staatssekretär Hans Globke, einem der Kommentatoren der »Nürnberger Rassegesetze« von 1935, machten deutlich, dass dennoch 1945 eine gesellschaftliche Transformation begonnen hatte. Die Aufdeckung von nationalsozialistischen Karrieristen bewirkte ein geschärftes Bewusstsein für die Ambivalenzen im neuen Staat und eine größere Bereitschaft zur Strafverfolgung für NS-Täter, für das der Ulmer Einsatzgruppenprozess 1958 modellhaft steht.

Der Erinnerungswandel manifestierte sich anhand der Wirkung (externen »Schocks«) des Frankfurter Auschwitz-Prozesses. Erstmals waren hier Historiker den Juristen an die Seite gestellt worden, um die Öffentlichkeit über den planmäßigen Charakter der NS-Verbrechen aufzuklären.[121] Erfolgreicher war jedoch die emphatische Ebene der Erinnerungskorrektur: In Frankfurt am Main wurde über den Umweg der Augenzeugenaussage vor Gericht die Realität der Vernichtung in die kollektive Erinnerung der Bundesrepublik eingeschrieben.[122] Danach bei Gedenkanlässen über die Judenvernichtung hinwegzusehen, war für Repräsentanten des öffentlichen Lebens nicht mehr möglich.

Dadurch hatten Teile der politischen Eliten die Bürde der Kontinuität und die unvollkommene Abrechnungsbilanz erkannt, und erste Bürgergruppen aus liberalen Publizisten und Intellektuellen, etwa Theodor W. Adorno, und Funktionsträgern, etwa um die Staatsanwälte Barbara Just-Dahlmann und Fritz Bauer, formierten sich.[123] Ihnen standen starke Beharrungskräfte im Justizapparat entgegen, die die Strafverfolgung mit juristischen Tricks blockierten: Der Mythos von der Nation als »Opfer Hitlers« manifestierte sich in der »Gehilfen-Rechtsprechung«, die den Angeklagten in NS-Prozessen durchweg milde Strafen zusprach, indem sie nicht als Urheber, sondern lediglich als »Gehilfen Hitlers, Himmlers und Heydrichs« eingestuft wurden.[124]

In der Bundesrepublik kam es 1965 zu einer hochbedeutsamen Bundestagsinitiative zur Verhinderung der Verjährungsklausel bei NS-Taten, die zu großen Kontroversen führte und die gesellschaftlichen Beharrungskräfte noch einmal sehr deutlich machte. Es war keineswegs selbstverständlich, dass die Initiative nach Jahren schließlich quer durch alle Parteien mehrheitsfähig wurde und sich 1969 auf die Nicht-Verjährbarkeit von Völkermord, 1979 auf die grundsätzliche Unverjährbarkeit von NS-Verbrechen einigte.[125] Mit

---

120 Den Begriff der Derealisierung führte Wolfram Wette bezogen auf den Umgang der Wehrmacht mit der Vergangenheit ein; vgl. *ders.*, Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden, Darmstadt 2002, S. 192; *Frei*, Vergangenheitspolitik, S. 405.

121 *Werner Renz*, Der erste Frankfurter Auschwitz-Prozeß. Völkermord als Strafsache, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 15, 2000, S. 11–48.

122 *Irmtrud Wojak* (Hrsg.), »Gerichtstag halten über uns selbst …«. Geschichte und Wirkung des ersten Frankfurter Auschwitzprozesses (Jahrbuch 2001 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust), Frankfurt am Main 2001; *Norbert Frei*, Der Frankfurter Auschwitz-Prozess und die deutsche Zeitgeschichtsforschung, in: Fritz Bauer Institut (Hrsg.), Auschwitz. Geschichte, Rezeption und Wirkung (Jahrbuch 1996 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust), Frankfurt am Main 1996, S. 123–138, hier: S. 124.

123 *Weinke*, Strafrechtliche Abrechnung als Medium, S. 142.

124 *Michael Greve*, Täter oder Gehilfen? Zum strafrechtlichen Umgang mit NS-Gewaltverbrechen in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Ulrike Weckel/Edgar Wolfrum* (Hrsg.), »Bestien« und »Befehlsempfänger«. Frauen und Männer in NS-Prozessen nach 1945, Göttingen 2003, S. 194–221, hier: S. 206; vgl. auch *Joachim Perels*, Das juristische Erbe des »Dritten Reichs«, Frankfurt am Main 1999; *ders.*, Entsorgung der NS-Herrschaft? Konfliktlinien im Umgang mit dem Hitlerregime, Hannover 2004; *ders.*, Die Umdeutung der NS-Diktatur in einen Rechtsstaat, in: Leviathan 2007, H. 2, S. 230–247.

125 *Greve*, Der justitielle und rechtspolitische Umgang mit den NS-Gewaltverbrechen, S. 358 ff.; *Annette Weinke*, Alliierter Angriff auf die nationale Souveränität? Die Strafverfolgung von

der Ausstrahlung der US-Fernsehserie »Holocaust« im selben Jahr entfaltete die gesellschaftliche Sensibilität für das Thema Breitenwirkung, die unzählige lokale Gedenkprojekte und Aufarbeitungsinitiativen anstieß.[126] Im sogenannten Historikerstreit 1987 um die Vergleichbarkeit des NS-Judenmords mit den sowjetischen Lagern Stalin'scher Prägung (GULAG) kulminierte eine in Politik und Gesellschaft seit Beginn der 1980er Jahre geführte Diskussion um den adäquaten Umgang mit der deutschen Geschichte.[127] Es kam erstmals zu einer Grundsatzdebatte »um die Blindstellen etatistischer Vergangenheitsbewältigung mit den Mitteln des Strafrechts«[128]. Mit der sogenannten Wehrmachtausstellung begann 1995 eine Diskussion um die letzte Bastion des Erinnerungskonsenses, um die angeblich »saubere Kriegführung« (im Unterschied zur NS-Politik).

Was Österreich von den anderen Erben des ›Dritten Reichs‹ unterscheidet, ist die ungewöhnlich starke gesellschaftliche Abwehr strafrechtlicher Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, die »die Identität des Nachkriegsstaates zu bedrohen schien«.[129] In der Analyse von Österreich, das sich mit dem Segen der Alliierten schon 1945 zu »Hitlers erstem und letzten Opfer« erklärt und damit einen äußerst zählebigen Gründungsmythos gelegt hatte[130], bietet das Opfernarrativ eine Erklärung für die uneinheitliche Prozessgeschichte Österreichs, die zwischen Verfahren mit harten Strafen und offensichtlich zu milden Urteilen je nach Gerichtsbezirk schwankte.[131] In den 1960er Jahren begann Simon Wiesenthal, diesen Mythos durch die Gegenthese herauszufordern, dass überproportional viele Österreicher am Judenmord beteiligt gewesen seien oder davon profitiert hätten.[132] Erst in den 1980er Jahren, überschattet vom Skandal um Bundespräsident Kurt Waldheims Verwicklung in ein Massaker der deutschen Wehrmacht in Griechenland, kam es zwischen Heldenkult und Tätererfahrungen »an der Sollbruchstelle des österreichischen Gedächtnisses«[133] zu einer Verschiebung im Opferbegriff. Dieser blieb von da an für die

---

Kriegs- und NS-Verbrechen in der Bundesrepublik, DDR und Österreich, in: *Frei*, Transnationale Vergangenheitspolitik, S. 37–93, hier: S. 81.

126 *Weinke*, Alliierter Angriff, S. 84.

127 *Ulrich Herbert*, Der Historikerstreit. Politische, wissenschaftliche, biografische Aspekte, in: *Sabrow/Jessen/Große Kracht* (Hrsg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte, S. 94–113, hier: S. 95.

128 *Weinke*, Alliierter Angriff, S. 90.

129 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 60.

130 *Alexander Pollak*, Vergangenheit und Reflexion. Konsens und Streitlinien im Umgang mit der NS-Vergangenheit in Österreich, in: *Sabrow/Jessen/Große Kracht* (Hrsg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte, S. 326–346; *Heidemarie Uhl*, From Victim Myth to Co-Responsibility Thesis. Nazi Rule, World War II and the Holocaust in Austrian Memory, in: *Lebow/Kansteiner/Fogu*, Politics of Memory, S. 40–72; *dies.*, Denkmäler als Medien. Die Denkmallandschaft der Zweiten Republik und die Transformationen des österreichischen Gedächtnisses, in: *Fritz/Sachse/Wolfrum*, Nationen und ihre Selbstbilder, S. 68–74; *Anton Pelinka*, Austria – Out of the Shadows of the Past, Boulder 1998.

131 Vgl. dazu grundlegend: *Thomas Albrich/Winfried R. Garscha/Martin F. Polaschek* (Hrsg.), Holocaust und Kriegsverbrechen vor Gericht. Der Fall Österreich, Innsbruck 2006; *Claudia Kuretsidis-Haider/Winfried Garscha* (Hrsg.), »Keine Abrechnung«. NS-Verbrechen, Justiz und Gesellschaft in Europa nach 1945, Leipzig/Wien 1998.

132 *Sabine Loitfellner*, Simon Wiesenthals »Schuld und Sühne Memorandum« an die Bundesregierung 1966. Ein zeitgenössisches Abbild zum politischen Umgang mit NS-Verbrechen in Österreich, in: *Heimer Halbrainer/Claudia Kuretsidis-Haider* (Hrsg.), Kriegsverbrechen, NS-Gewaltverbrechen und die europäische Strafjustiz von Nürnberg bis Den Haag, Graz 2007, S. 28–288.

133 *Heidemarie Uhl*, Die Transformation des »österreichischen Gedächtnisses« in der Erinnerungskultur der Zweiten Republik, in: *Andrea di Michele* (Hrsg.), Faschismen im Gedächtnis, Innsbruck 2005, S. 23–54, hier: S. 47; *dies.*, Vom Opfermythos zur Mitverantwortungsthese. Die Transformation des österreichischen Gedächtnisses, in: *Monika Flacke* (Hrsg.), Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen, Bd. 1, Berlin 2004, S. 481–508.

Opfer der NS-Gewalt reserviert und wird zumindest in offiziellen Diskursen auch so verwendet, sieht man vom Sonderfall und der eigenwilligen Geschichtsinterpretation der von ihrem Vorsitzenden Jörg Haider beeinflussten Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) einmal ab.[134] Zwar haben Elitenkontinuität und Kaltschnäuzigkeit im Umgang mit den heimkehrenden Opfern, die die Rückgabe ihres Eigentums verlangten, auch Österreichs Transitionsphase begleitet, aber die Diskussion um die Inhalte einer Gedenkkultur nach 1990 hat schließlich ein Umdenken im politischen Alltag gezeitigt. Inzwischen ist das Land zu einem der fortschrittlichsten Länder in Sachen Wiedergutmachung geworden, wie man besonders im Bereich Kunst-Restitution feststellen kann, wo der österreichische Staat – wiewohl spät – mit gesetzlichen Verordnungen die Rückgabe verbindlich geregelt hat.[135]

Neutrale Staaten

In den neutralen Staaten wie Schweden und der Schweiz ähneln sich die Narrative und die Überhöhung der Neutralitätspolitik als identitätsstiftendem Konstrukt[136] sowie das Narrativ eines politischen Zwangs zu politischen oder wirtschaftlichen Kontakten zu Hitler-Deutschland.[137] Um den stillen Nießbrauch an den wirtschaftlichen Gewinnen des Nachbarlandes zu verschleiern, betonten beide Länder nach 1945 die Hilfe für die Opfer und das eigene Risiko, dem sie sich dabei aussetzten; dadurch wurde etwa in der Schweiz nach 1945 nicht nur verschwiegen, dass man Flüchtlingen die Einreise verwehrt hatte, sondern umgekehrt noch der Mythos von der rettenden Zuflucht für alle Verfolgten konstruiert.[138] Beide Länder bemühten sich nach 1945, eine führende humanitäre Rolle nicht nur in Europa, sondern global einzunehmen. In Schweden bewirkte die Vorreiterrolle als Diplomat der Welt Identitätsstiftung nach innen und half, das Profil nach außen hin zu schärfen.[139] Die Schweiz setzte sich jedoch in den letzten Jahren intensiv mit dem Vorwurf der »Neutralität als Verbrechen« auseinander, den Elie Wiesel angesichts der Zuschauerrolle der Schweiz in der Diskussion um den Verbleib der Opfervermögen und des Reichsbankvermögens, das durch das den Ermordeten gestohlene Gut beträchtlich angewachsen war (daher der Begriff »Nazi-Gold«), erhoben hatte.[140]

Nicht nur Schweden, sondern auch die Schweiz spielten eine Vorreiterrolle auf der Stockholmer Konferenz im Jahr 2000 (»Stockholm Conference on Holocaust Education,

---

134 *Uhl*, Die Transformation des »österreichischen Gedächtnisses«, S. 44.

135 *Sabine Loitfellner*, Hitlers erstes und letztes Opfer zwischen »Anschluß« und Auschwitz-Prozeß. Zum Umgang Österreichs mit der NS-Vergangenheit, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 150–169, hier: S. 166.

136 *Thomas Maissen*, Vom Umgang mit Deutschland – und mit der eigenen Geschichte. Aspekte eines Vergleichs zwischen Schweden und der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs, in: *Eva Lindgren/Renate Walder* (Hrsg.), Schweden, die Schweiz und der Zweite Weltkrieg, Bern 2001, S. 11–31.

137 *Alf W. Johansson*, Neutrality and Modernity. The Second World War and Sweden's National Identity, in: *Stig Ekman/Nils Edling* (Hrsg.), War Experience, Self Image and National Identity. The Second World War as Myth and History, Gidlunds 1997, S. 163–185, hier: S. 176.

138 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 945.

139 *Rolf Hugoson*, History and Memory in Support of Neutrality. The Case of Sweden, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 206–224, hier: S. 220.

140 *Thomas Maissen*, Verweigerte Erinnerung. Nachrichtenlose Vermögen und Schweizer Weltkriegsdebatte 1989–2004, Zürich 2005; *Thomas Maissen*, Aktivdienst, Wirtschaftsbeziehungen, Holocaust. Etappen der Schweizerischen Erinnerungskultur, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 224–245, hier: S. 242; *Sacha Zala*, Geltung und Grenzen schweizerischen Geschichtsmanagements, in: *Sabrow/Jessen/Große Kracht* (Hrsg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte, S. 306–325.

Remembrance and Research«) bei der Etablierung des internationalen Holocaust-Gedenkens als Referenzgröße. Idee dieser kurz »Holocaust task force« genannten Initiative war die Forderung nach Erziehung der Jugendlichen durch Bewusstmachung des Verbrechens am jüdischen Volk, gleichsam als Königsweg zur Vermeidung zukünftigen Unrechts.[141] Kritiker bemängelten, durch eine globalisierte Holocaust-Erziehung komme es, besonders in Deutschland, zu einer entlastenden Verkürzung. Gerade die selbstreflexive Spannung einer Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus aus Opfer- und Täterperspektive falle unter den Tisch.[142]

Besetzte Länder

Die Untersuchung der vom Deutschen Reich besetzten Länder Europas und des Grades der gesellschaftlichen Akzeptanz der Doktrin des Nationalsozialismus bzw. der Formen staatlicher Kollaboration führte zu überraschenden Parallelen im Gründungsmythos, der die nationale Identität auf Basis einer Opferrolle schuf. In der mit Pathos wachgehaltenen Erinnerung an die erlittenen Leiden wurde in einigen Ländern der nationale Widerstand überhöht, in anderen der Mythos vom »schuldlosen Opfer deutscher Besatzung« zelebriert. Es fällt auf, dass beide Spielarten des Opfermythos das Ziel verfolgten, den Zusammenhalt nach innen zu stärken.[143]

In den Niederlanden herrschte die Dichotomie von den »Guten und Bösen« in der Nachkriegsgesellschaft. Der Staat gründete sich auf dem Konsens, dass die Bösen die deutschen Besatzungsorgane darstellten.[144] In der strafrechtlichen Abrechnung richtete sich der Fokus jedoch besonders auf niederländische Kollaborateure, die unnachgiebig verfolgt wurden, weil sie durch ihren Kontakt zu den deutschen Besatzern selbst zu den ›Bösen‹ gezählt wurden und dem Ansehen des Volkes geschadet hätten.[145] Durch externe Einflüsse wie dem Kolonialkrieg der Niederlande um Indonesien Ende der 1940er Jahre kam es erstmals zu einer gesellschaftlichen Diskussion um die Grauzonen und Gewalt im Besatzungsalltag (freilich in Ostasien). An der Verurteilung deutscher Kriegsverbrecher änderte dies nichts, und Gnadengesuche verschiedenster Parteien wurden gesellschaftlich blockiert. Diese Diskussion endete erst mit dem Tod der letzten inhaftierten deutschen Häftlinge in Breda Anfang der 1980er Jahre, buchstäblich im letzten Moment.[146] Erst mit dem Tod des Feindbildes gelang es, das ›klein, aber tapfer‹-Selbstbild zugunsten einer differenzierteren Betrachtung zu brechen. Die Weihnachtsansprache der Königin festigte seit dem Jahr 1990 das ›neue‹ Narrativ der Niederlande. Sie rief dazu auf, Ambivalenzen und Grauzonen der eigenen Geschichte jenseits der Gut-Böse-Dichotomie in den Blick zu nehmen.[147] Der Schock angesichts des Massakers von Srebrenica, als holländische UNO-Soldaten tatenlos dem serbischen Massaker an muslimischen Zivilisten zusehen mussten, weil sie kein Mandat zum Eingreifen hatten, hat die Diskussion um ver-

141 *Knigge*, Abschied der Erinnerung, S. 437.
142 Ebd.
143 *Assmann*, Lange Schatten, S. 65.
144 *Friso Wielenga:* Die »Guten« und die »Bösen«. Niederländische Erinnerungskultur nach 1945, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 245–264. hier: S. 258.
145 *Peter Romijn/Gerhard Hirschfeld*, Die Ahndung der Kollaboration in den Niederlanden, in: *Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller* (Hrsg.), Politische Säuberung in Europa. Die Abrechnung mit Faschismus und Kollaboration nach dem Zweiten Weltkrieg, München 1991, S. 281–310; *Friso Wielenga*, Vom Feind zum Partner. Die Niederlande und Deutschland seit 1945, Münster 2000, *Harald Fühner*, Nachspiel. Die niederländische Politik und die Verfolgung von Kollaborateuren und NS-Verbrechern, 1945–1989, Münster 2005.
146 *Hinke Piersma*, De drie van Breda. Duitse oorlogsmisdadigers in Nederlandse gevangenschap 1945–1989, Amsterdam 2005.
147 *Friso Wielenga*, Die »Guten« und die »Bösen«, S. 264.

meintliche Nationaltugenden wie Pflichterfüllung sowie um zukünftige identitätsrelevante nationale Werte verstärkt.[148]

In Norwegen zeigt die Erzählung von der »Nation im Widerstand«, wie ein Gründungsmythos die Post-Konflikt-Gesellschaft sortierte und zahlreiche Gruppen vom Wiederaufbau auf Jahre ausschloss.[149] Es kam zu einer gesellschaftlichen Stigmatisierung der »Quislinge«, wie die Anhänger des faschistischen Parteiführers genannt wurden, mit denen hart nach formalen Kriterien wie Parteimitgliedschaft und erreichtem Posten abgerechnet wurde, was eine differenzierte Betrachtung von Einzelfällen verhinderte. Jede gesellschaftliche Diskussion um Kollaboration mit den deutschen Besatzern, etwa auf wirtschaftlichem Gebiet oder bei der Polizei, ja selbst die Thematisierung der Ursprünge der norwegischen NS-Bewegung wurde dadurch blockiert. Durch die Tabuisierung verweigerte Norwegen jedoch auch den Opfern der Kollaborationspraxis, etwa jüdischen Deportierten, Anerkennung oder produzierte neue Opfergruppen, wie die sogenannten Kriegskinder norwegischer Mütter und deutscher Väter.[150] Diese stellten den inneren Feind dar, waren sie doch ein Zeichen der verdrängten Fraternisierung mit dem Feind.

Eine Analogie besteht in Norwegen und Dänemark dahingehend, dass der Hauptfokus der Abrechnung auf den eigenen Kollaborateuren lag, die eigentliche Besatzung und ihre deutschen Repräsentanten aber nur punktuell thematisiert und verfolgt wurden.[151] In Dänemark wurde der Gründungsmythos von der »kleinen Nation im Widerstand« von einem politischen Machtkampf flankiert, in welchem die Betonung der Erfolge der Widerstandsgruppen und der Verhinderung der Judendeportation bewusst genutzt wurde, um Fragen nach den Handlungsspielräumen der dänischen Kollaborationsregierung und möglicher Mitverantwortung zurückzuweisen.[152] Durch den Widerstandsmythos ließen sich nach 1945 auch aktuelle Probleme lösen und Divergenzen zwischen der zur Macht drängenden Widerstandsbewegung und den Kontinuitätspolitikern der Kollaborationsregierung überdecken.

Die Gruppe der besetzten Länder, die sich als Widerstandsnationen definierten, wird erweitert durch Nachkriegsgesellschaften, die im Lavieren zwischen verschiedenen Ethnien einen nationalen Identitätswandel durchliefen. Durch eine »Ethnisierung der Schuldzuweisung« wurde die Integration eigener Eliten mit der Exklusion von Minderheiten verbunden, um über einen Ausschluss aus der nationalen Gesellschaft jahrhundertealte Spannungen aufzulösen.

Die tschechische Nation bietet ein Beispiel für eine »nationale Neudefinition durch Vertreibung«, die durch die Sowjetisierung nach 1948 eine erneute Umdeutung erfuhr[153]

---

148 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 947.

149 Bjarte Bruland, Norwegen – Wie sich erinnern? Norwegen und der Krieg, in: *Flacke*, Mythen der Nationen, S. 453–480, hier: S. 470; *Susanne Maerz*, Die langen Schatten der Besatzungszeit. »Vergangenheitsbewältigung« in Norwegen als Identitätsdiskurs, Berlin, 2008; *Robert Bohn* (Hrsg.), Neutralität und totalitäre Aggression. Nordeuropa und die Großmächte im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1991; *Bohn/Cornelißen/Lammers*, Vergangenheitspolitik.

150 *Susanne Maerz*, Problem Landesverrat. »Vergangenheitsbewältigung« in Norwegen, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 265–283, hier: S. 281.

151 *Karl Christian Lammers*, Späte Prozesse und milde Strafen. Die Kriegsverbrecherprozesse gegen deutsche in Dänemark, in: *Frei*, Transnationale Vergangenheitspolitik, S. 351–369; *Stein Ugelvik Larssen*, Ahndung des Unvorhersehbaren. Die strafrechtliche Aufarbeitung deutscher Kriegsverbrechen in Norwegen, in: *Frei*, Transnationale Vergangenheitspolitik, S. 370–398; *Klaus-Richard Böhme*, Kriegsverbrechen in Norwegen und Dänemark, in: *Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär* (Hrsg.), Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert, Darmstadt 2001, S. 235–246.

152 *Christian Widmann*, Machtkampf und Mythos. Die Genese des dänischen »Résistancialismus« 1944–1957, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 284–297, hier: S. 294.

153 *Bradley Abrams*, The Politics of Retribution. The Trial of Jozef Tiso and the Chechoslovak Environment, in: *Deák/Gross/Judt*, Politics of Retribution, S. 252–290; *Katherina Kocova/*

und zumindest die Deutschen in der DDR als Brudervolk betrachtete. Entgegen der jahrzehntelangen offiziellen Narration von den deutschen Nationalsozialisten hat der Umbruch von 1990 in Tschechien dazu geführt, auch die Täteranteile der eigenen Bevölkerung zu diskutieren.[154] Diese vorsichtigen gesellschaftlichen Sondierungen erhielten jedoch durch Forderungen deutscher Opfergruppen nach einer Entschuldigung oder gar Entschädigung für die Vertreibungen in den letzten Jahren immer wieder empfindliche Rückschläge, da noch immer jedes Eingeständnis einem Zugeständnis gleichgesetzt wird. Doch die einstige Gegenerinnerung unter dem Kommunismus, die auch tschechische Freiwillige in der Royal Air Force, ›gute‹ deutsche Nachbarn oder die Befreiung durch amerikanische Truppen im Andenken bewahrte, hat sich inzwischen in der nationalen Identität etabliert.

Polen ist ein Beispiel, in dem die Abrechnung mit den »hitleristischen Verbrechern« der deutschen Besatzung zu einer Abrechnung mit der deutschen Minderheit im Land wurde, um die Gesellschaft nach innen zu einigen und den Aufbau des kommunistischen Nachkriegsstaates nicht zu gefährden.[155] Das Gründungsnarrativ Polens wurde von einem starken, religiös konnotierten Opfermythos getragen, der seine Kraft aus einem transnationalen und solidarischen Leidensbegriff bezog (»brotherhood of victims«) und alle Völker einschloss, die gemeinsam mit Polen im Kampf um die Freiheit standen.[156] Da die Befreiung des Landes allein der Roten Armee zu verdanken sei, so die offizielle Nachkriegsnarration, bildete sich in Konkurrenz dazu ein Familiengedächtnis heraus, das im privaten Raum die Helden der polnischen Befreiungsbewegung, der »Heimatarmee«, im Gedächtnis bewahrte. In der Behandlung des polnischen Kriegstraumas Katyn wird deutlich, wie stark verdrängte Narrative immer wieder ans Licht drängen und den Staat zur Diskurskorrektur zwangen, ohne die offizielle Vorgabe von der Alleintäterschaft der Deutschen am Unglück Polens zu schwächen.[157] Seit 1990 ist ein Umbruch der Erinnerungslandschaft zu beobachten, um sowjetische und westliche Narrative in der Beschreibung der polnischen Nachkriegsgesellschaft zur Deckung zu bringen.[158] Neben einer Öffnung nach Westen beobachtet man, ähnlich wie in Tschechien, gerade in Polen vereinzelt eine Hinwendung zum Nationalismus, der sich aus dem Opfernarrativ speist und mit Verweis auf die Verluste unter der Zivilbevölkerung im Zweiten Weltkrieg einen gewichtigeren Platz im Gefüge der Europäischen Union einzunehmen fordert.

Anders als für die großen slawischen Nachbarn stellte sich die Lage in Südmitteleuropa dar. In Ungarn und Rumänien stand die Auseinandersetzung und versuchte Instrumenta-

---

Jaroslav Kucera, »Sie richten statt unser und deshalb richten sie hart«. Die Abrechnung mit deutschen Kriegsverbrechern in der Tschechoslowakei, in: *Frei*, Transnationale Vergangenheitspolitik, S. 438–473.

154 *Katarina Lozoviukova*, Nationale Neudefinition durch Vertreibung. Die Abrechnung mit NS-Verbrechern und Kollaborateuren in den böhmischen Ländern, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 298–313, hier: S. 312.

155 *Wlodzimierz Borodziej*, »Hitleristische Verbrechen«. Die Ahndung deutscher Kriegs- und Besatzungsverbrechen in Polen, in: *Frei*, Transnationale Vergangenheitspolitik, S. 399–438; *Bogdan Musial*, NS-Kriegsverbrecher vor polnischen Gerichten, in: VfZ 47, 1999, S. 25–56.

156 *Jan T. Gross*, A Tangled Web. Confronting Stereotypes Concerning Relations Between Poles, Germans, Jews and Communist, in: *Deák/Gross/Judt*, Politics of Retribution, S. 74–130, hier: S. 116.

157 *Krzysztof Ruchniewicz*, Das polnische Kriegstrauma Katyn zwischen Instrumentalisierung durch die Kommunisten und Heroisierung der nationalen Opfer durch Polen, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 314–331, hier: S. 328.

158 *Laura Hölzlwimmer*, 60 Jahre Erinnerung an den Krieg und Krieg um die Erinnerung. Das Beispiel Polen, in: *Fritz/Sachse/Wolfrum*, Nationen und ihre Selbstbilder, S. 108–128, hier: S. 123; *Kazimierz Wóycicki*, Der Konflikt um die historische Erinnerung in Europa, in: Rapporte der Konrad-Adenauer-Stiftung 2007, S. 2–12.

lisierung der Kriegsvergangenheit als ›Juniorpartner‹ des Deutschen Reiches im Mittelpunkt der Transformation des Gründungskonsenses.[159] Die Diskrepanz zwischen der jahrzehntelang gepflegten Eigenwahrnehmung als Opfer Hitlers[160] und der Fremdeinschätzung als dessen »Vasall«[161], der umfangreiche finanzielle Reparationsleistungen rechtfertigte, erzeugte eine Spannung, die sich schließlich auf dem Rücken der nationalen (zumeist deutschen) Minderheiten entlud, die so zum Sündenbock für die Bündnispolitik wurden.[162] Dabei blieb die Thematisierung eigener faschistischer Strömungen unterrepräsentiert.[163]

Anders als die ›Juniorpartner‹ im Donauraum hatte sich Finnland schon während des Zweiten Weltkrieges selbst nie als Bündnispartner des Deutschen Reiches gesehen und eigene Interessen vertreten. In der finnischen Narration hat das Land im Krieg einen Separatkrieg geführt und beispielsweise im Fortsetzungskrieg (1941–1944) von der Sowjetunion im »Winterkrieg« verlorenes Territorium zurückerobert, gleichwohl zeitgleich und unterstützt durch den deutschen Vormarsch nach Osten.[164] Die Fähigkeit, den eigenen Kriegsschauplatz zu isolieren und dadurch die Waffenbrüderschaft zu marginalisieren, grenzte wiederum eigene Bevölkerungsteile, besonders die Soldaten und Armeehelferinnen, aus der nationalen Gemeinschaft aus, die mit wachsendem Abstand zur Kriegszeit auf eigens konstruierten Umwegen wieder hineingeholt werden mussten, ohne die Terminologie vom kleinen Land als Spielball der Großmächte, der sogenannten Treibholz-These, zu verletzen.[165]

Widerstandsnationen mit Kollaborationsvergangenheit

Ambivalent zeigen sich diejenigen europäischen Nationen und ihr Gründungsmythos, die zwei verschiedene Kriegserfahrungen integrieren mussten und sich angesichts der negativen Kollaborations- und Besatzungserfahrung nach 1945 für die Widerstandsbewegung als staatstragende Meistererzählung entschieden. In der Analyse der französischen Kriegserfahrung zeigen sich rückblickend die tiefen Brüche in der nationalen Selbstwahrnehmung der *Grande Nation*, die in den Nachkriegsjahren durch den Résistance-Kult nur überdeckt, jedoch nicht langfristig gelöst werden konnten.[166] Gleichwohl verfolgte Charles

159 *Istvan Deák*, The Debate over Collaboration and Resistance in Hungary, in: *Deák/Gross/Judt*, Politics of Retribution, S. 39–73.

160 *Petru Weber*, Die Wahrnehmung des »domestic holocaust« im Rumänien der Nachkriegsjahre, in: *Fritz/Sachse/Wolfrum*, Nationen und ihre Selbstbilder, S. 150–170, hier: S. 151.

161 *Hans-Christian Maner*, Parlamentarismus in Rumänien 1930–1940. Demokratie im autoritären Umfeld. München 1997; *Alexandru Zub*, Geschichtskultur und Modernisierung Rumäniens im 20. Jahrhundert, in: *Konrad Clewing/Oliver Jens Schmitt* (Hrsg.), Südosteuropa. Von moderner Vielfalt und nationalstaatlicher Vereinheitlichung. Festschrift für Edgar Hösch, München 2005, S. 315–327.

162 *Norbert Spannenberger*, (Selbst-)Reflexion der Kriegsschuld. Rumänien und Ungarn 1945–1948, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 332–350, hier: S. 348 f.

163 *Margit Szöllösi-Janze*, Pfeilkreuzler, Landesverräter und andere Volksfeinde. Generalabrechnung in Ungarn, in: *Henke/Woller*, Politische Säuberung, S. 311–357.

164 *Bernd Wegner*, Selbstverteidigung, Befreiung, Eroberung? Die finnische Historiografie und der Zweite Weltkrieg, in: *Bohn/Cornelißen/Lammers*, Vergangenheitspolitik, S. 153–168; *Seppo Hentilä*, Treibholz oder Stromschnellenboot? Zur finnischen Erinnerungskultur während des Kalten Krieges, in: ebd., S. 81–94.

165 *Tiina Kinnunen*, Finnische Kriegserinnerung, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 351–370, hier: S. 351 und S. 366.

166 *Pieter Lagrou*, Mémoires patriotiques et Occupation nazi. Résistants, requis et déportés en Europe occidentale, 1945–1965, Brüssel 2003; *Claudia Moisel*, Résistance und Repressalien. Die Kriegsverbrecherprozesse in der französischen Zone und in Frankreich, in: *Frei*, Transnationale Vergangenheitspolitik, S. 247–282.

de Gaulle das Ziel einer inneren Konsolidierung und Reinigung der Nation[167], die nach einer ersten wilden Abrechnungswelle von 1945 und der strafrechtlichen Konzentration auf einige Hauptfiguren der Kollaborationsregierung von Vichy die Kriegsjahre und das Bündnis mit Hitlers Deutschland vergessen wollte.[168] Wie ein Sinnbild der Abrechnung hat sich das Bild Robert Capas der geschorenen Französinnen, die als ›Deutschenhuren‹ durch die Städte getrieben wurden, ins kollektive Gedächtnis der westlichen Welt eingebrannt.[169] Anhand der Elsass-Problematik zeigte sich, dass die Nation gewillt war, aus politischen Gründen auch diejenigen wieder in den französischen Staat zu integrieren, die von 1940 bis 1945 nachweislich zum Deutschen Reich gehört und Wehrdienst geleistet hatten.[170]

Eine größere gesellschaftliche Kontroverse entzündete sich 1953 anlässlich des Kriegsverbrecherprozesses um die Zerstörung des Dorfes Oradour in Südfrankreich. Nach der Verurteilung einiger Elsässer, die 1944 als Angehörige einer Waffen-SS-Einheit zusammen mit deutschen Angeklagten verurteilt worden waren, kam es nach heftigen Protesten im Elsass zum Erlass eines Amnestiegesetzes für französische Staatsbürger, die sogenannte Lex Oradour. Nun wurde nicht mehr die Frage geprüft, ob Einzelne sich an Kriegsverbrechen beteiligt hatten, sondern dem Argument Rechnung getragen, dass man die Elsässer, die bereits als Zwangsrekrutierte der Waffen-SS gelitten hatten, nun nicht ein zweites Mal aus der Nation aussondern und mit den Deutschen gleichstellen könne. Diese Geste der Versöhnung aus Paris an das Elsass führte jedoch dazu, dass sich nun die Überlebenden Opfer aus Oradour und ihre Angehörigen aus der Gemeinschaft der französischen Nation ausgeschlossen fühlten und sich zukünftig anlässlich der jährlichen Gedenkfeiern jegliche Beteiligung von Regierungsstellen strikt verbaten.[171]

Vichy und die Frage nach der Intensität der französischen Kollaboration sowie die Mittäterschaft von Franzosen an Verbrechen beschäftigten Frankreich als grundsätzliches, identitätsrelevantes Problem.[172] Nach 1945 wurden unbequeme Zusammenhänge in eine Art »Erinnerungsloch« verbannt – neben Vichy auch der Kolonialkrieg in Indochina und in Algerien, und es herrschte die weitverbreitete Ansicht, Vichy sei so etwas wie ein Fremdkörper in der Geschichte der französischen Republik gewesen.[173] Die Diskussion um die französische Rolle als Besatzer begann zum Ende des Konflikts in Algerien Ende der 1960er Jahre und führte erst nach dem politischen Generationswechsel in den 1990er Jahren zu einer Neubewertung der Kollaborationsvergangenheit, so dass es noch zu Prozessen an damals hochrangigen französischen Verwaltungsbeamten kam und in der Folge auch die Vichy-Vergangenheit noch einmal neu in den Blick genommen wurde.[174]

---

167 *Christiane Kohser-Spohn*, France 1945 – vers un société nouvelle. Mythe, justice, histoire, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 371–389, hier: S. 374.

168 *Claudia Moisel*, Frankreich und die deutschen Kriegsverbrecher. Politik und Praxis der Strafverfolgung nach dem Zweiten Weltkrieg, Göttingen 2004.

169 *Fabrice Virgili*, La France »virile«. Des femmes tondues à la Libération, Paris 2000; *Marc-Olivier Baruch* (Hrsg.), Une poignée de misérables. L'épuration de la société française après la Seconde Guerre mondiale, Paris 2003.

170 *Jean-Laurent Voneau*, L'épuration en Alsace. La face méconnue de la Libération 1944–1953, Straßburg 2005.

171 *Sarah Farmer*, Martyred Village. Commemorating the 1944 Massacre in Oradour-sur-Glane, Berkeley 1999, S. 259.

172 *Christine Axer*, Devoir de mémoire – devoir de l'histoire? Frankreichs Erinnerungskultur im Zeichen der lois mémorielles, in: *Hammerstein/Mählert/Trappe* u. a., Aufarbeitung der Diktatur, S. 146–159, hier: S. 148 ff.

173 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 950 f.

174 *Henry Rousso*, Vichy. L'événement, la mémoire, l'histoire, Paris 2001; *Etienne François*, Die späte Debatte um das Vichy-Regime und den Algerienkrieg in Frankreich, in: *Sabrow/Jessen/Große Kracht*, Zeitgeschichte als Streitgeschichte, S. 264–287.

Auch Italien pflegte seinen Widerstandsmythos und die Thematisierung des deutschen Okkupationsterrors, allerdings unter Ausblendung der 22-jährigen faschistischen Herrschaft Mussolinis und der Bündnispolitik an der Seite des Deutschen Reiches. Die Metamorphose vom faschistischen ›Urbild‹ zur Opfernation entsprach der Interpretation, die die Alliierten Italien durch ihre Nachkriegsplanung und strafrechtliche Marginalisierung faschistischer Verbrechen vorgegeben hatten.[175] Unter alliierter Ägide fand eine umfassende Säuberung in Italien von den Hinterlassenschaften des Faschismus so gut wie gar nicht statt.[176] Die Umdeutung der Resistenza zu einer staatstragenden Bewegung der Erneuerung ermöglichte nach 1945 die nationale Wiedergeburt unter dem Banner einer zweiten Nationsbildung (»Secondo Risorgimento«)[177], allerdings auf Kosten großer Teile der Bevölkerung, die als Kriegsheimkehrer aus Gefangenschaft oder Zwangsarbeit in Deutschland für ihre Leiden kein Gehör fanden. Durch die gesellschaftliche Amnesie des faschistischen Bündnisses mit Hitlers Reich wurde ihr Schicksal im nationalen Nachkriegsreferenzrahmen sinnlos, denn sie waren für die falsche Sache eingetreten.[178] Erst nach dem Zusammenbruch der Regierungspartei infolge eines Korruptionsskandals in den frühen 1990er Jahren, der zufällig mit dem Zusammenbruch des Kommunismus zusammenfiel und so einen Kollaps des Parteiensystems auslöste, kam es zu einer Neuausrichtung der Erinnerung, die nun auch italienische Verbrechen diskutierte.[179] Allerdings bewirkte dieser Versuch durch politische Instrumentalisierungsversuche auch eine Re-Nationalisierung des Gedenkens, bisweilen unter unkritischer Verwendung faschistischen Vokabulars, besonders durch Ministerpräsident Silvio Berlusconi und seinen neo-faschistischen Koalitionspartner. Die neue Erinnerungskultur führte in Italien nach 1994 zu einer Inflation des Opferbegriffs: Im neuen Geschichtsbild können sich alle Italiener, egal ob sie für Mussolinis Krieg gelitten hatten oder unter deutscher Besatzung, auf ihren in gutem Glauben fürs Vaterland geleisteten Dienst berufen.[180] Die Opposition antwortete darauf seit 2002 mit einer Beschwörung der Resistenza-Tugenden und der Betonung der Höherwertigkeit des Kampfes gegen den Faschismus, um das Vaterland ein weiteres Mal aus existenzieller Bedrohung zu retten – freilich diesmal bezogen auf den politischen Gegner.

Wenn man sich vor Augen hält, wie wichtig der Jugoslawienkonflikt in den 1990er Jahren für die Etablierung globaler Wertmaßstäbe und Strafnormen geworden ist, kommt den Balkanländern besondere Bedeutung zu.[181] Am Beispiel Kroatiens zeigt sich die Wirkung der Abrechnung von Partisanen mit Anhängern der kroatischen Kollaborationsregierung 1945, die zur Schaffung des sogenannten Bleiburg-Mythos als Gründungsmythos

---

175 *Hans Woller*, »Ausgebliebene Säuberung?« Die Abrechnung mit dem Faschismus in Italien, in: *Henke/Woller*, Politische Säuberung, S. 148–191, hier: S. 159.

176 *Hans Woller*, Der Rohstoff des kollektiven Gedächtnisses. Die Abrechnung mit dem Faschismus in Italien und ihre erfahrungsgeschichtliche Dimension, in: *Cornelißen/Klinkhammer/Schwentker*, Erinnerungskulturen, S. 67–76, hier: S. 71; *Filippo Focardi*, Das Kalkül des Bumerangs. Politik und Rechtsfragen im Umgang mit deutschen Kriegsverbrechen in Italien, in: *Frei*, Transnationale Vergangenheitspolitik, S. 536–566, hier: S. 555.

177 *Pierluca Azzaro*, Italien – Kampf der Erinnerungen, in: *Flacke*, Mythen der Nationen, S. 343–372.

178 *Kerstin von Lingen*, Giorni di gloria. Wiedergeburt der italienischen Nation in der Resistenza, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 390–410, hier: S. 395.

179 *Filippo Focardi*, Italien als Besatzungsmacht auf dem Balkan. Der Umgang mit Kriegserinnerung und Kriegsverbrechen nach 1945, in: *Echternkamp/Martens*, Der Zweite Weltkrieg in Europa, S. 163–174, hier: S. 172.

180 *Lingen*, Giorni di Gloria, S. 406.

181 *Holm Sundhaussen*, Der Balkan. Ein Plädoyer für Differenz, in: GG 29, 2003, S. 608–624; *Philipp Ther/Holm Sundhaussen* (Hrsg.), Nationalitätenkonflikte im 20. Jahrhundert. Ursachen von inter-ethnischer Gewalt im Vergleich, Wiesbaden 2001.

des Nachkriegsstaates führte.[182] Zwar kam es auch in Kroatien 1990 zur Wende, jedoch nicht, um bisher verdrängten Inhalten Raum zu geben, sondern um in der Ära Tudjman einen staatlich institutionalisierten Revisionismus umzusetzen, dessen Kern die Idee einer »nationalen Versöhnung« von Ustascha und Partisanen bildete, die beide auf ihre jeweils eigene Art für die »kroatische Sache« gekämpft hätten.[183] Die im Jugoslawienkrieg der 1990er Jahre aufbrechenden alten Konfliktlinien verdeckten erneut die Notwendigkeit einer historischen und kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Täterrolle, vor allem mit der Judenvernichtung und dem Massenmord an den Serben und Roma, der Kollaboration sowie mit der Waffenhilfe im Krieg der Wehrmacht in Europa.[184]

Spanien bleibt als Sonderfall außerhalb des europäischen Nachkriegspanoramas, da es zwar durch ein Kriegsbündnis mit Hitler und Mussolini verbunden war, jedoch nicht in den Zweiten Weltkrieg eingegriffen hat. Anders als 1945 markierte hier 1975 der Tod Francos den Beginn der Abrechnung, die unter dem Diktum der nationalen Versöhnung zelebriert wurde und Vergessen meinte.[185] Den Grundstein dafür hatte Franco selbst nach seinem Sieg im Bürgerkrieg 1939 mit einer Versöhnungsrhetorik gelegt, die jedoch durch fortgesetzte Verfolgung konterkariert wurde.[186] Seit einigen Jahren gibt es auch in Spanien politische und private Initiativen, den bisherigen Erinnerungskonsens aufzubrechen und einer ›echten‹ Versöhnung durch Anerkennung der Leiden und Leistungen zur Einigung der Nation Raum zu geben.[187] Der Motor dieser Aufarbeitungswelle ist jedoch kein öffentlicher, sondern das privat tradierte Familiengedächtnis Spaniens, das den Staat zum Handeln drängt, und damit letztlich einer Folge der Fundamentalliberalisierung vor allem der Mittelschichten, die ihre Teilhabe an der politischen Gestaltungsmacht zunehmend europaweit einfordert.[188]

III. Transformation der Europäischen Erinnerungslandschaft seit 1990: Vom Vergessen zum Erinnern

Der Gründungsmythos oder Erinnerungskonsens eines Landes ist, wie wir gesehen haben, Wandlungen unterworfen und innerhalb der nationalen Gesellschaft unter bestimmten Voraussetzungen verhandelbar, abhängig von äußeren politischen Faktoren. In der Analyse europäischer Nachkriegsnarrative ergeben sich transnationale Übereinstimmungen, die in der Optik einer Ost-West-Unterscheidung bisher nicht aufgefallen waren. Im transnationalen Vergleich wird deutlich, dass es mehrere internationale Zäsuren gibt, die

182 *Ljiljana Radonic*, Vergangenheitspolitik in Kroatien zwischen Revisionismus und europäischen Standards, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 409–424, hier: S. 410 f.

183 Ebd., S. 422.

184 *Walter Manoschek*, Kriegsverbrechen und Judenvernichtung in Serbien 1941–1942, in: *Wette Ueberschär*, Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert, S. 123–136; *Zoran Janjetovic*, Devisen statt Entschädigung. Die Wiedergutmachungsverhandlungen zwischen der Bundesrepublik und Jugoslawien, in: *Hockerts*, Grenzen der Wiedergutmachung, S. 633–666; *Ian Innerhofer*, Nationale Selbstbilder und die Diskussion um die Sprachbezeichnung in Bosnien-Herzegowina nach dem Zerfall Jugoslawiens, in: *Fritz/Sachse/Wolfrum*, Nationen und ihre Selbstbilder, S. 306–327.

185 *Walter L. Bernbecker/Sören Brinkmann*, Kampf der Erinnerungen. Der spanische Bürgerkrieg in Politik und Gesellschaft 1936–2006, Nettersheim 2007.

186 *David Rey*, Erinnern und Vergessen im Postdiktatorischen Spanien, in: *Sabrow/Jessen/Große Kracht*, Zeitgeschichte als Streitgeschichte, S. 347–369.

187 *Sören Brinkmann*, Soziale und nationale Identitäten in der Erinnerung an den Bürgerkrieg, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 425–439, hier: S. 433 f.

188 Ebd., S. 439.

erinnerungsrelevante Proteste und Diskussionen ausgelöst haben. So haben viele der Länder Europas nicht nur 1945, sondern auch anlässlich der Umsturzversuche in Osteuropa nach 1956, während der studentischen Protestbewegungen 1968, in den 1970er Jahren in der Auseinandersetzung mit dem Linksterrorismus und besonders 1990 gesellschaftliche Diskussionen zum Erfolg der Abrechnung bzw. dem Grad der erreichten gesellschaftlichen Umgestaltung geführt, die in die Selbstwahrnehmung und nationalen Identitätsnarrative Eingang fanden.

Bisher gilt vor allem die Entnazifizierung in Deutschland als Beispiel für eine misslungene gesellschaftliche Säuberung, die den Aufbau der Demokratie behindert und schließlich zu den gewaltsamen Studentenprotesten der späten 1960er Jahre beigetragen hat, doch stellt man im transnationalen Vergleich fest, dass es auch in anderen Ländern Kontinuitäten gibt, die den Gründungsmythos beeinflusst und zu Protestbewegungen geführt haben und im Westen schließlich in einen gewalttätigen Linksterrorismus mündeten. Neben Deutschland, Italien und Frankreich sind, wiewohl mit anderer Ausrichtung, auch Ungarn und die Tschechoslowakei Beispiele für Studenten-Protestbewegungen als Initialzündung zur Aufkündigung des Erinnerungspaktes in ihren Ländern. Zudem ist 1968 die erste transnationale erkennbare Zäsur, die auch in den USA und in Japan nachweisbar ist und ähnliche Reformforderungen mit sich brachte.

Je schwächer entwickelt das nationale Selbstwertgefühl in der Zwischenkriegszeit war, desto stärker scheint die Exklusion bzw. Vertreibung ganzer Gruppen als Mittel der Abrechnung und des staatlichen Neuanfangs genutzt worden zu sein. Und desto häufiger wurde der gesellschaftliche Externalisierungsdrang von Schuld von der Tendenz zur eigenen Viktimisierung begleitet, oftmals als ethnisch begrenzte Schuldzuweisung, 1945 meist gegenüber der deutschen Minderheit. Die Integration eigener Eliten wurde mit der Vertreibung der Minderheiten verbunden, nicht zuletzt um Vorkriegsziele zur Schaffung eines möglichst homogenen Staatsgebildes durchzusetzen, so etwa in Polen, Tschechien, Ungarn und Rumänien. Durch Verweis auf die Nazi-Barbarei und harte Abrechnungspolitik mit distinkten Tätergruppen konnte die Frage nach dem Ausmaß der Staatskollaboration in den Niederlanden, Norwegen und Dänemark, aber auch in Polen, Rumänien und Ungarn umschifft werden. So ist die Externalisierung der Schuld auf eine genau definierte Tätergruppe, ob sie nun als Hauptkriegsverbrecher oder Verantwortliche für die Staatskollaboration oder als »Landesverräter« gegen das eigene Volk verurteilt wurden, praktisch in allen ehemals besetzten Ländern Europas anzutreffen und bildet eine Grundkonstante gesellschaftlicher Transformation nach 1945.

Durchweg durch alle europäischen Gesellschaften zieht sich eine zweistufige strafrechtliche Abrechnungspolitik nach 1945, die zunächst hart urteilte und relativ schnell zu Begnadigungen griff. Diese paradoxe Politik wollte man nach 1990 korrigieren: Ein Beispiel dafür sind die »verspäteten Strafverfahren« um deutsche Kriegsverbrechen in Italien, etwa der Fall Caiazzo 1994 oder die Ermittlungen gegen Friedrich Engel 2000.[189] Sie haben in Europa durchweg positive Resonanz gefunden und gelten als symbolischer Beitrag zur Versöhnung.[190] Das deutet auf einen Bedeutungswandel von Strafverfahren im Abrechnungskontext hin: Angesichts fehlender Zeugenaussagen und dünner schriftlicher Beweislage sowie des hohen Alters der Angeklagten und ihrer Haftunfähigkeit ist auf strafrechtlicher Ebene keine Sühne für begangene Verbrechen mehr zu erwarten. Nun steht ihr gesellschaftlich-erzieherischer Wert im Vordergrund. Diese Prozesse haben dazu beigetragen, die Unverjährbarkeit von Verbrechen gegen die Menschlichkeit als Wert innerhalb der Europäischen Gemeinschaft zu etablieren.

---

189 *Joachim Staron*, Fosse Ardeatine und Marzabotto. Deutsche Kriegsverbrechen und Resistenza, Paderborn 2002, S. 323 ff.

190 *Weinke*, Alliierter Angriff, S. 93.

Weiter fällt auf, dass eine extrem national zentrierte Tradition eines Landes viel eher geeignet scheint, unkoordinierte, violente Ausbrüche in der Abrechnungsphase als politisch gelenkte Maßnahmen zu erklären, als die rein geografische Verortung oder der Verweis auf die Zugehörigkeit zur östlichen oder westlichen Einflusssphäre. Dabei begegnet man auch in anderen Ländern Europas dem Phänomen der administrativen Säuberung als gesellschaftlicher Demarkationslinie. Nach der ausgesprochen gewaltbeladenen Säuberungsphase in Frankreich wie auch in Italien 1945/46 blieb das Thema Kollaboration auf Jahrzehnte gesellschaftlich völlig tabu, wodurch der Großteil der alten Funktionseliten problemlos in den Dienst des neuen Staates übertreten konnte.

Heimkehrende Soldaten bilden einen besonderen Faktor bei der Herausbildung der Kriegserinnerung: Sie sind die Träger der unmittelbaren Kriegserfahrung, wiewohl nicht diejenigen, die die Komplexität des Besatzungs- und Vernichtungskrieges erklären und eine Antwort auf die Schuldfrage geben konnten. Dabei herrschten verschiedene Narrative vor: Der verlorene Krieg wurde in Westdeutschland nicht von seinem Anfang in den Großmachtträumen eines Diktators, sondern vom fatalen Ende her erinnert, um die Opfernarrative zu stützen.[191] In Kollaborationsregimen hatte die Kriegserfahrung der Soldaten, die an der Seite des Reiches gekämpft hatten, überhaupt keinen Platz, wie man in Italien[192], aber auch in Ungarn und Rumänien sehen kann, und in abgewandelter Form gilt dies auch für die Kriegserfahrung von Sonderformationen der SS aus Belgien, Norwegen, Finnland, den Niederlanden, Frankreich und dem Baltikum in ihren Heimatländern nach 1945. Die Waffenbrüderschaft entwickelte nach Ende des Konflikts zudem eine ganz eigene, transnationale Kraft zur Versöhnung. Die Soldaten knüpften nach 1945 über ganz Europa hinweg Netzwerke der Kameradschaft und konnten gerade durch die gemeinsame Kriegserfahrung in vielen Ländern ein von der Besatzungsrealität abgekoppeltes positives Bild militärischer deutscher Tugenden, die insgeheim als Vorbild galten, als subalterne Gegenerinnerung etablieren. In geringem Maß gilt die Bewunderung für die geächtete Verliererarmee sogar für britische und US-amerikanische Narrative, primär zur Überhöhung eigener Leistungen im Krieg.[193]

Durchgehend lässt sich in allen Ländern Europas die Beobachtung verifizieren, dass Geschichtspolitik der symbolischen Reproduktion kollektiver Identität dient. Es scheint, als ändere sich die Form des Ausschlusses bestimmter Gruppen im Lauf der Zeit in dem Maße, wie die Identifikation mit der Nation im Zuge reflexiver Entgrenzungsprozesse zunehmend problematisiert oder durch politische Einflüsse infrage gestellt wird.[194] So kann die Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im Holocaust als Indikator für einen Wandel der Narrative gelten[195]: Während sich in ehemals okkupierten Ländern wie Dänemark oder den Niederlanden ein Judenretter-Narrativ als Spielart des Tapferkeits-Gründungsmythos wiederfindet, hat man in anderen besetzten Ländern mit einer so unterschiedlichen Besatzungserfahrung wie Norwegen, Polen, Kroatien, Ungarn, Rumänien, aber auch Frankreich und Italien die Thematisierung der Judendeportationen bis in die 1990er Jahre

---

191 *Oliver von Wrochem*, Kriegsdeutungen und gesellschaftliche Transformation. Wehrmachtikonen, Sinnstiftung und soldatische Identitäten in Westdeutschland, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 189–205, hier: S. 193.

192 *Thomas Schlemmer*, Die Italiener an der Ostfront 1942/43. Dokumente zu Mussolinis Krieg gegen die Sowjetunion, München 2005.

193 *Kerstin von Lingen*, Resistenza-Mythos und die Legende vom sauberen Krieg an der Südfront. Konstruktion von Kriegserinnerung in Italien und Deutschland 1945–2005, in: *Faulenbach/Jelich*, Transformation der Erinnerungskulturen, S. 329–363, hier: S. 361.

194 *Lingen*, Kriegserfahrung und die Formierung nationaler Identität, S. 25.

195 David *Cesarini/Paul Levine* (Hrsg.), ›Bystanders to the Holocaust‹. A Re-Evaluation, London/Oregon 2002.

generell vermieden, um den Gründungsmythos des Staates, erkämpft im Widerstand gegen die Nationalsozialisten, nicht zu schwächen.

Europaweit ist jedoch zu beobachten, das die Fernsehserie »Holocaust« 1979 eine gesellschaftliche Debatte über den Umgang mit den »eigenen Juden« auslöste, in der vorsichtig auch erste Fragen nach der Verantwortlichkeit und der Rolle der nationalen Polizeikräfte formuliert wurden.[196] Befördert von Filmproduktionen wie »Schindlers Liste« (Spielberg, 1994) und »Das Leben ist schön« (Benigni, 1996) lässt sich seit Mitte der 1990er Jahre eine Emotionalisierung des Holocaust beobachten. Zumindest in der Rhetorik, vor allem aber in der Forschung, ist in vielen Ländern Europas ein Interesse an den nationalen jüdischen Minderheiten und gesellschaftlicher Identifizierung mit den Opfern zu beobachten, das sich in der Anteilnahme an den Geschichten um sogenannte »Judenretter« äußerte. Das Phänomen scheint vor allem in den Ländern stärker zu sein, in denen die Forschung zuvor auf die nationale Mitverantwortung an Deportationen hingewiesen hatte.

Ein signifikanter Unterschied in der europäischen Erinnerungslandschaft ergibt sich jedoch aus der politischen Blockbildung. Während die *Transitional Justice*-Prozesse des Übergangs von der Kriegs- in die Friedensgesellschaft nach 1945 im Westen zum Ende der 1950er Jahre weitgehend abgeschlossen waren, bewirkte das künstliche Gleichgewicht der Kalten Kriegs-Situation, dass wesentliche Elemente einer Stabilisierung im Sinne von *Transitional Justice* wie etwa die Aussöhnung, nicht in den Blick genommen werden konnten. Erkennbar ist diese verdrängte Erinnerung in den Ländern des späteren kommunistischen Machtbereichs, die nicht thematisiert wurde und daher erst nach der Perestrojka diskutiert werden konnte, an den Themen sowjetische Kriegsverbrechen oder nationale Befreiungsbewegungen, wie etwa die »Heimatarmee« in Polen, oder Beteiligung am Krieg auf Seiten der Alliierten, etwa die tschechischen Royal Air Force-Kämpfer. Das Ende des Kalten Krieges bedeutete daher Abschluss und Neubeginn zugleich und führte in ganz Europa nicht nur zur Herausbildung neuer, freiheitlicher Staatsformen, sondern auch zum Zusammenbruch der bisherigen Kriegserinnerungsnarrative und der daraus gebildeten Gründungsmythen.

Nach 1990 erfolgte eine weitere Transitionsperiode, als nicht nur das wiedervereinigte Deutschland sich neu definieren und mit der SED-Vergangenheit abrechnen musste, sondern auch die osteuropäischen Staaten auf dem Weg in die Demokratie die Erinnerungskonzepte der Nachkriegszeit und damit ihren nationalen Identitätsrahmen veränderten. Die wachsende Unabhängigkeit von den ehemaligen Polen des Kalten Krieges, UdSSR und den USA, führte zunächst zu nationaler Rückbesinnung in Osteuropa und zum Beginn einer »Erinnerungssouveränität« in Form eines selbstbestimmten Umgangs mit der Vergangenheit, indem zuvor geltende Tabus fielen.

Auch der Ablauf von Archivsperrfristen und der Zugang zu bisher versperrten Archiven in Osteuropa revidierte Geschichtsbilder: So war in Österreich nach der Waldheim-Debatte nichts mehr wie vorher, in Frankreich wurde die Vichy-Vergangenheit erstmals nach 1990 thematisiert, in Polen brachten Dokumente über den Judenmord in Jedwabne den Mythos von der deutschen Alleintäterschaft ins Wanken, und auch für das Gebiet der ehemaligen DDR ließ sich plötzlich dokumentengestützt Antisemitismus auch nach 1945 nachweisen, so dass die antifaschistische Gesellschaft ex post als Konstrukt entlarvt wurde.[197]

Abrechnung wurde zu Auseinandersetzung und schließlich zu Anerkennung nationaler Vergangenheit und Schuld. Diese Entwicklung machte den Weg frei für Versöhnungsrituale gegenüber bisher vergessenen Opfergruppen und nicht aufgearbeiteten Themenkomplexen, außerhalb der nationalen Grenzen wie auch innerhalb der eigenen Gesellschaft.

---

196 *Maerz*, Problem Landesverrat, S. 275.

197 *Assmann*, Von kollektiver Gewalt zu gemeinsamer Zukunft, S. 47.

Deutlich wird jedoch gerade in der Analyse des Transitionsprozesses nach 1990, wie stark Abrechnungsdiskurse von außen definiert werden können und dadurch möglicherweise eher die Folge des Konvergenzdruckes als innergesellschaftlicher Transformation darstellen. So ist es ein offenes Geheimnis, dass der Wunsch vieler osteuropäischer Staaten nach einer NATO-Mitgliedschaft von der US-Regierung Bush senior wie auch Clinton mit der Forderung verknüpft wurde, die nationale Kollaborationsvergangenheit mit dem nationalsozialistischen Deutschland und eine mögliche Beteiligung am Holocaust zu thematisieren.[198] Judt spricht daher angesichts des politisch erwünschten Bekenntnisses zur Holocausterinnerung provokant von einer »europäischen Eintrittskarte« für die osteuropäischen Staaten.[199] Aber auch im innereuropäischen Kontext bewirkte der Wunsch nach Teilhabe an der Europäischen Union und ihrer Wertegemeinschaft, etwa im Fall des Beitritts Österreichs, einen Abschied vom Gründungsmythos und das Bekenntnis einer Mitverantwortung.[200]

Die Wende von 1990 hat zu einer Pluralisierung der Erinnerungslandschaft in Europa geführt. Vehikel vergangenheitspolitischer Forderungen waren von jeher die Medien. Ihre Entwicklung hin zur Entgrenzung ist daher ein Faktor, der die expotentiale Berücksichtigung der Erinnerungskultur im internationalen Kontext seit 1990 erklären kann und völlig unabhängig von den politischen Veränderungen der gleichen Epoche vonstatten ging.[201] Die Entwicklung der Medientechnologie ist jedoch nicht nur informationsrelevant, sondern womöglich handlungsleitend und damit signifikant für die Veränderung der Gründungsmythen in der europäischen Erinnerungslandschaft. Bereits Benedict Anderson hat 1983 auf die prägende Wirkung von medialer Reproduktion des Nationsbildes durch die Medien hingewiesen[202], dürfte jedoch kaum antizipiert haben, welche Dynamik die medialen Verbreitungsmöglichkeiten noch entfalten sollten. Beobachten wir zeitgleich mit der massenhaften Verbreitung des Fernsehens in den 1960er Jahren einen ersten Schub in der gesellschaftlichen Diskussion um erinnerungsgestützte Identitätskonzepte der Nation, so ist es seit Beginn der 1990er Jahre das Internet, das durch die Fülle an Informationen Breitenwirkung entfaltet. Handlungsdruck baute sich durch Pressekampagnen und internetkoordinierten Manifestationen von Bürgerrechtsorganisationen oder Nichtregierungsorganisationen auf. Innergesellschaftliche Debatten werden signifikant beeinflusst, wenn nicht sogar ausgelöst, durch die öffentliche Forderung nach Entschuldigung, Wiedergutmachungsklagen vergessener Opfergruppen vor Zivilgerichten und staatliche Reparationsregelungen für Zwangsarbeiter, Holocaust-Überlebende oder auch Vertriebene.

Die medialen Möglichkeiten von Kommunikation und Information machen Geschichtsbilder wie auch nationale Identitätskonzepte für die Politik zunehmend nicht mehr steuerbar. Aus der Medienpräsenz aktueller Konflikte nach 1990, wie etwa in Jugoslawien oder in Ruanda, entwickelte sich ein politischer wie moralischer Handlungsdruck auf die Staatengemeinschaft der UNO[203], der in der Etablierung überstaatlich gültiger Strafrechtsnormen und der weitgehenden Anerkennung internationaler Strafgerichtshöfe mündete.[204] Entschuldigungsforderungen wirken wie Strafverfahren, denn sie erzwingen ein Schuldeingeständnis. Die Vernetzung zwischen gesellschaftlicher Transformation und dem Transportieren eines neuen Images in den Medien zeigt sich besonders augenfällig anhand von öffentlichen Entschuldigungen. Sie sind zum einen Ausdruck der Interaktion zwischen

198 *Lebow*, Future Conditional, S. 88.
199 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 933.
200 *Loitfellner*, Hitlers erstes und letztes Opfer, S. 169; *Kroh*, Europäische Innenpolitik, S. 204.
201 *Faulenbach*, Neue Konstellation, S. 38.
202 *Anderson*, Imagined Communities, S. 43.
203 *Holm Sundhaussen*, Von »Lausanne« nach »Dayton«. Ein Paradigmenwechsel bei der Lösung ethnonationaler Konflikte, in: *Rüdiger Hohls/Iris Schröder/Hannes Siegrist* (Hrsg.), Europa und die Europäer. Quellen und Essays zur modernen europäischen Geschichte, Stuttgart 2005.
204 *Rainer Huhle* (Hrsg.), Von Nürnberg nach Den Haag, Menschenrechtsverbrechen vor Gericht – Zur Aktualität der Nürnberger Prozesse, Hamburg 1996.

Erinnerung und Gesellschaft, werden jedoch zum andern bewusst medienwirksam inszeniert. Jeffrey Olick prägte zuletzt den Begriff einer »politics of regret« als einer Politik, die sich der zunehmenden Prävalenz der Kategorien »Entschuldigung« und »Verantwortung« bedient.[205]

Die Revision des eigenen Geschichtsbildes wird schließlich in zwei Bereichen manifest: Sie findet zum einen Eingang in die nationale Identität, sichtbar beispielsweise an der Aufnahme der Tätervergangenheit in Schulbücher. Zum anderen zeigt sich der Wandel der Erinnerungskultur eines Landes auch auf wirtschaftspolitischer Ebene, beispielsweise in der Wiedergutmachungspolitik nach 1990, etwa am Entschädigungsfonds für Zwangsarbeiter (Deutschland 1999–2006), gespeist durch öffentliche und private Gelder unter Beteiligung der involvierten Firmen. Sichtbar ist die Revision aber auch auf kultureller Ebene, etwa durch Widmung eines Denkmals. Die Diskussion um den Standort für das Holocaust-Mahnmal in Berlin als Ausdruck geschichtsbewusster Reue und Mahnung in unmittelbarer Sichtweite des Parlaments ist dafür ein Beispiel. Inwieweit die öffentliche Anerkennung von Schuld Verantwortung ausdrückt oder lediglich politische Handlungsfähigkeit im Sinne einer Demonstration des guten Willens und der internationalen Partnerschaftsfähigkeit wiederherstellt, muss hier offen bleiben.

Seit dem Jahr 2000 erleben wir zeitgleich einen Prozess der Nationalisierung und der Individualisierung.[206] Neben der nach dem Zusammenbruch des Kommunismus möglich gewordenen staatlichen Neudefinition, die eine Identitätskonstruktion einschloss[207], ist parallel dazu eine immer größere Verästelung der Identitäten in verschiedene Bereiche zu beobachten. In den transnationalen Erinnerungsgemeinschaften von morgen wird jeder nicht mehr nur national verortet, sondern sich gleichzeitig mehreren identitätsstiftenden *communities* zugehörig fühlen, etwa nach Generation, Region, Ethnie, Religion, Beruf.[208] Zwar bedingen die Harmonisierungsbestrebungen in der Erinnerungslandschaft die Herausbildung eines supranationalen Konsenses der Werte, wie es in der Stockholmer Holocaust-Erklärung 2000 festgeschrieben wurde, aber auch die gleichzeitige Nivellierung von Konfliktfeldern. Der »Zivilisationsbruch Auschwitz« gilt inzwischen europaweit als Referenzpunkt der nationalen Erinnerungskulturen.[209] Im internationalen Zusammenhang wird die NS-Vergangenheit in Europa zu einem negativen Horizont menschlicher Möglichkeiten, der zu gemeinsamem Handeln jenseits nationaler Interessen mahnt, ohne die Konflikte völlig beseitigen zu können.[210] Zwar eröffnen sich in der globalisierten Welt neue Erinnerungsräume, die ein kosmopolitisches Gedächtnis bilden, aber die Opfererfahrung wird dadurch nicht nur universalisiert, sondern auch ihrer Einzigartigkeit und ihres Schreckens beraubt.[211] Durch die Universalisierung des Holocaust besteht die Gefahr einer Anonymisierung der Täter und einer Pauschalisierung ihrer Taten. So hat Reinhart Koselleck darauf verwiesen, dass die furchtbaren Erfahrungen der Opfer nicht allein Teil unserer deutschen Erinnerung sein können, sondern »die Täterschaft und ihre Taten« zueinander in Beziehung gesetzt werden müssen.[212]

---

205 *Jeffrey K. Olick*, The Politics of Regret. On Collective Memory and Historical Responsibility, New York 2007, S. 14.

206 *Daniel C. Thomas*, The Helsinki Effect. International Norms, Human Rights, and the Demise of Communism, Princeton 2001. Judt hat darauf verwiesen, dass die unkritische Umkehr des antifaschistischen Paradigmas bisweilen in Osteuropa dazu führte, dass faschistische Traditionsstränge gesellschaftlich diskutiert wurden; vgl. *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 958.

207 *Faulenbach*, Neue Konstellation, S. 38.

208 *Richard Ned Lebow*, The Future of Memory, in: *Lingen*, Kriegserfahrung und nationale Identität, S. 440–455, hier: S. 446 ff. Lebow spricht von »memory communities«.

209 *Uhl*, Die Transformation des »österreichischen Gedächtnisses«, S. 50.

210 *Knigge*, Abschied der Erinnerung, S. 426.

211 *Levy/Sznaider*, Holocaust; *Brumlik*, Lernprozess, S. 79.

212 *Koselleck*, Negatives Gedächtnis, S. 27.

Aleida Assmann hat darauf hingewiesen, dass wir momentan die »ethische Wende von der sakrifiziellen zur viktimologischen Form des Erinnerns« erleben, die die Anerkennung der Opfer zum Ziel hat.[213] Dieser Prozess der Anerkennung ist ein transnationaler. Während sakrifizielle Opfer von der eigenen Gesellschaft anerkannt werden, ist die Anerkennung der »victims« nur von außen möglich, erfordert also eine Interaktion mit den Nachbarstaaten oder Täternationen. Der Transfer der Erinnerung vom Helden oder Märtyrer zum Opfer eröffnet dabei neue Perspektiven, wie Henry Rousso festgestellt hat, denn ein Opfer kann nicht nur Anerkennung, sondern sogar Wiedergutmachung beanspruchen.[214] Umgekehrt impliziert die Anerkennung der Vergangenheit für die »Täternation«, dass man sie überwinden und hinter sich lassen kann.[215] So ist die negative Erinnerung also nicht für immer im Wertekanon einer Nation festgeschrieben, sondern verschwindet, sobald sie ihren Zweck – Versöhnung zu schaffen – erfüllt hat.

Die opferidentifizierte Erinnerung hat sich Ende des 20. Jahrhunderts zur Norm entwickelt, aber durch die ihr innewohnende Emotionalisierung auch eine Art »Opferidentifizierungswunsch« geschaffen, um dem negativen Gedächtnis zu entkommen; diese Erinnerung ist konstruiert und begründet nur eine »geliehene Identität«, gerade in der deutschen Erinnerungskultur.[216] Diese tendiert dazu, stattdessen zu einer »Vergessenskultur« zu werden, gerade weil sie sich zwanghaft erinnert: Das »verordnete Erinnern« hat gesellschaftlich zu einer subtilen Entlastungsstrategie geführt.[217]

Auch heute noch sind nicht alle aus der Kriegserfahrung resultierenden Probleme zwischen den europäischen Nachbarstaaten gelöst. Beispielsweise lässt sich anhand des Konfliktes zwischen Deutschland und der Tschechischen Republik um die Frage der Anerkennung von Unrecht an den deutschen Vertriebenen die Entwicklung der öffentlichen Entschuldigung in der politischen Kultur zeigen.[218] Zudem wurden die Auswirkungen des Umgangs mit der Vergangenheit auf wirtschaftliche Beziehungen deutlich, als 1995 in der Schweizer Raubgolddebatte um die Verwendung sogenannter herrenloser Vermögen von Holocaust-Opfern nach dem Krieg die Rolle der Schweiz als Retter-Nation schmerzlich revidiert und ökonomischer Nutznieß der Situation eingeräumt werden musste. Japan machte ähnliche Erfahrungen, als von einer Frauenrechtsorganisation in einem symbolischen Gerichtsverfahren im Jahr 2000 vor dem »Woman's International War Crimes Tribunal on Japan's Military Sexual Slavery« Anklage gegen das japanische Militär und den Kaiser wegen Ausbeutung von Zwangsprostituierten in den besetzten asiatischen Gebieten erhoben wurde.[219] Trotz der Nicht-Vollstreckbarkeit des Schuldspruchs kam es zu wirtschaftlichen Boykottdrohungen, gesellschaftlicher Sensibilisierung im In- und Ausland für das Thema, kurz: einem enormen Imageschaden. Der Prozess bewirkte dadurch einen zumindest moralischen Schuldspruch.

Assmann formuliert in Bezug auf die Zukunft Europas das Postulat eines *dialogischen Erinnerns*, dass das Leid am Nachbarvolk zur Kenntnis nimmt und dadurch transnationale Verbindung schafft.[220] »Dialogisches Erinnern meint keinen auf Dauer gestellten ethischen

---

213 *Assmann*, Lange Schatten, S. 76.
214 *Rousso*, Dilemma, S. 9.
215 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 965.
216 *Jureit*, Olympioniken, S. 118.
217 Ebd., S. 119.
218 *Lozoviukova*, Neudefinition durch Vertreibung, S. 313.
219 Transcript of the Oral Judgement delivered on 4 December 2001 by the Judges of the Women's International War Crimes Tribunal on Japan's Military Sexual Slavery, URL: <http://www1.jca.apc.org/vaww-net-japan/english/womenstribunal2000/oraljudgement.pdf> [3.8.2009], S. 16–18.
220 In diese Richtung argumentiert auch *Henry Rousso*, Eine neue Sicht des Krieges, in: *Echternkamp/Martens*, Zweiter Weltkrieg in Europa, S. 269–276, hier: S. 276.

Erinnerungspakt, sondern das gemeinsame historische Wissen um wechselnde Täter- und Opfer-Konstellationen in einer geteilten traumatischen Gewaltgeschichte.«[221] Die globale Verbindung zwischen Erinnerung und internationalen Beziehungen fordert eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der nationalen Vergangenheit, um zu verhindern, dass Individuen Staaten oder Wirtschaftsunternehmen »als Geiseln nehmen können«, weil sie sich in der Vergangenheit ungerecht behandelt und bisher nicht gewürdigt fühlten.[222] Erinnerung und Vergessen sind zugleich aktive und passive Parameter der Politik: »remembering and forgetting […] will be used to reflect and direct regional strategic alignments«.[223]

Olick prägte 2007 wie bereits erwähnt den Begriff einer »politics of regret« als Erinnerungsform der Zukunft.[224] Gemeint ist eine Politik, die sich der unangenehmen nationalen Vergangenheit stellt und versucht, dies in möglichst vielfältigen Formen auszudrücken, um international als verlässlicher Partner ernst genommen zu werden. Der Begriff impliziert die Anerkennung der Schuld, sagt jedoch nichts über die tatsächliche gesellschaftliche Akzeptanz der Umdeutung des Erinnerungskonsenses aus. Tatsächlich lässt sich beobachten, dass gerade kompensatorische oder symbolische Wiedergutmachungsgesten häufig von kontroversen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen begleitet werden und ein hohes Maß an gesellschaftlicher Divergenz bezeugen.

Supranationale Identität ist ein Ideal. Aber die Kriegserinnerung, gemeinsam zwischen ehemaligen Feindstaaten praktiziert, dient heute nicht mehr als Menetekel, sondern zur moralischen Rechtfertigung eines gemeinsamen europäischen Handelns im Kampf gegen neues Unrecht. Wiedergutmachung ist zu einem Faktor der Zusammenarbeit in Europa geworden und eine Referenz für demokratische Gesinnung, die auf ökonomischem wie auch politischem Gebiet gleichsam als Gütesiegel der Fähigkeit zur Partnerschaft in der Staatengemeinschaft anerkannt wird. Diese partnerschaftliche Sicht hat zur Definition der politischen Rolle der EU beigetragen, in welcher die vormaligen Täter den »Schulterschluss mit Besetzten und Opfern« wagen.[225] Bundeskanzler Gerhard Schröder zog zum 60. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz die Verbindung zwischen Erinnerung und Demokratisierung, um eine europäische Zukunft zu beschwören:

> »Die Erinnerung an Krieg und Völkermord im Nationalsozialismus ist Teil unserer gelebten Verfassung geworden. Für manche ist dieser Teil schwer zu ertragen. Aber es ändert nichts daran, dass diese Erinnerung zu unserer nationalen Identität gehört. Die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen ist eine moralische Verpflichtung. Wir sind dies nicht nur den Opfern, den Überlebenden und ihren Angehörigen schuldig, nein, wir sind es uns auch selbst schuldig.«[226]

Daraus lässt sich schließen, dass nationale Identität idealerweise nicht nur die Stabilität des eigenen Staates determiniert, sondern auch für die internationale Staatengemeinschaften konstituierend wirkt und eine supranationale Wertebasis schafft. Gerrit Gong formulierte 2001 mit Blick auf den ostasiatischen Raum als neue politische Maxime, nicht die Zeit heile alle Wunden, sondern nur die Erinnerung, aus ihr begründe sich die nationale wie auch transnationale Geschichte.[227] Die wiederentdeckte Erinnerung an die Ermordung der europäischen Juden liest sich in dieser Interpretation als »Definition und Garantie für die wiedergefundene Humanität des [europäischen] Kontinents«.[228]

---

221 *Assmann*, Von kollektiver Gewalt zu gemeinsamen Zukunft, S. 49.
222 *Gerrit W. Gong*, The Beginning of History. Remembering and Forgetting as Strategic Issues, in: The Washington Quarterly 24, 2001, Nr. 2, S. 45–57, hier: S. 48.
223 Ebd., S. 53.
224 *Olick*, Politics of Regret, S. 14.
225 *Kansteiner*, Losing the War, Winning the Memory Battle, S. 129.
226 Zitiert nach URL: <http://archiv.bundesregierung.de/bpaexport/rede/38/778838/multi.htm> [3.8.2009]; Auszüge bei *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 961.
227 *Gong*, Remembering and Forgetting.
228 *Judt*, Geschichte Europas (Postwar), S. 934.

Helke Rausch

Verordnetes Wissen?

Amerikanische Forschungsförderung in Deutschland und Frankreich nach 1945 als Moment einer transatlantisch vergleichenden Wissen(schaft)sgeschichte

Europa reicht weit, vom kulturell und ideologisch überfrachteten Wahrnehmungs- oder Erinnerungsraum[1] bis hin zum kaum umgrenzbaren Ort politischer, ökonomischer und sozialer Aushandlungsprozesse.[2] Diese unbestimmte Vielgestaltigkeit Europas kann konzeptionelle Überlegungen zu einer europäischen Gesellschafts- als Zeitgeschichte gleichzeitig stimulieren und erschweren. Ob die internationale Geschichtswissenschaft dabei mit einer ganzen Reihe von in erster Linie sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen konkurriert[3] oder sich in einen transdisziplinären Verbund begibt – in jedem Fall kann sie ein eigenes analytisches Potenzial in Anschlag bringen.[4] Der besondere Akzent geschichtswissenschaftlicher Überlegungen zum historischen Europa lässt sich in der Diskussion um eine europäische Geschichte greifen. Hier wird betont, dass europäische Geschichte als notwendige Konsequenz einer selbstkritischen Rückschau auf uniforme Geschichtsbilder im nationalen 19. und während der totalitären Herrschaften im 20. Jahrhundert hinreichend divers angelegt sein soll. Daher spricht viel dafür, nicht nationale Geschichten zielgerichtet zu einer vermeintlichen europäischen Geschichtserzählung zusammenzufügen, sondern stattdessen die längst zu beobachtende Pluralisierung der historiografischen Ansätze als Versuch zu würdigen, einem heterogenen Ensemble von Gesellschaftsformationen und seinen unterschiedlichen Entwicklungsdynamiken und Zeitlichkeiten gerecht zu werden.[5] Zugleich bleibt europäische Geschichte narrativ struktu-

---

1 Vgl. u. a. *Dieter Langewiesche*, Erinnerungsgeschichte. Ihr Ort in der Gesellschaft und in der Historiografie, in: Schweizer Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 100, 2006, S. 14–30; *Dan Diner*/*Gotthard Wunberg* (Hrsg.), Restitution and Memory. Material Restoration in Europe, New York/Oxford 2007; *Kerstin von Lingen* (Hrsg.), Kriegserfahrungen und nationale Identität in Europa nach 1945. Erinnerung, Säuberungsprozesse und nationales Gedächtnis zwischen Mythos und Wahrheit, Paderborn 2009; *Charles Maier*, Consigning the 20th Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era, in: AHR 105, 2000, S. 907–931.

2 Vgl. *Ute Schneider/Lutz Raphael* (Hrsg.), Dimensionen der Moderne. Festschrift für Christof Dipper, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2008; *Hannes Siegrist*, Comparative History of Cultures and Society. From Cross-Societal Analysis to the Study of Intercultural Interdependencies, in: Comparative Education 42, 2006, S. 377–404; *Tony Judt*, Postwar. A History of Europe since 1945, New York 2005, dt. Ausgabe: Die Geschichte Europas seit 1945 bis zur Gegenwart, München 2006; *Jost Dülffer*, Europa – aber wo liegt es? Zur Zeitgeschichte des Kontinents, in: AfS 44, 2004, S. 524–564.

3 Vgl. u. a. *Antje Wiener/Thomas Diez (Hrsg.)*, European Integration Theory, Oxford 2009; *Peter Sloterdijk*, Theorie der Nachkriegszeiten. Bemerkungen zu den deutsch-französischen Beziehungen seit 1945, Frankfurt am Main 2008.

4 Als ungewöhnliches Projekt auf dem überfluteten Markt erscheint die Fortsetzung der auf einer Quellensammlung und kommentierenden Essays basierenden Festschrift für Hartmut Kaelble mit den Mitteln des Internet, die auf eine wissenschaftsnahe Öffentlichkeit zielt. Vgl. *Rüdiger Hohls/Iris Schröder/Hannes Siegrist* (Hrsg.), Europa und die Europäer. Quellen und Essays zur modernen europäischen Geschichte. Festschrift für Hartmut Kaelble zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2005, bzw., URL: <http://www.europa.clio-online.de> [22.4.2009].

5 Vgl. *Jörn Leonhard*, Europäisches Deutungswissen in komparativer Absicht. Zugänge, Methoden und Potentiale, in: Zeitschrift für Staats- und Europawissenschaften 4, 2006, S. 341–363;

riert und daher ständig damit befasst, ihre Kriterien und Vorannahmen empirisch zu überprüfen.[6]

Die Frage, wie eine europäische Gesellschafts- als Zeitgeschichte geschrieben werden kann, lässt sich von daher nicht mit dem Plädoyer für ein neues Leitnarrativ beantworten. Allerdings ist auch klar, dass mit dem dekonstruktivistischen Bekenntnis – in diesem Falle zu Lasten der Nation als ontologischer Größe und eines geografischen Containerbegriffs von Europa (statt die Raumvorstellungen zu historisieren, mit denen Europa in verschiedenen Phasen zeitgenössisch konnotiert worden ist) und zu Lasten der Vorstellung von einer homogenen europäischen Kultur – noch kein positives Programm benannt ist. Im Anschluss an den aktuellen Debattenstand wird es um eine europäische Geschichte gehen müssen, die rasant beschleunigte soziale, ökonomische, kulturelle und politische Verflechtungen und die Austauschbewegungen von Ideen, Menschen und Waren samt ihren strukturellen Voraussetzungen und Folgen stärker in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung rückt. Aus ›transnationaler‹ Sicht gewinnen dabei »Interaktionen zwischen Individuen, Gruppen, Organisationen und Staaten« besondere Bedeutung, »die über Grenzen hinweg agieren und dabei gewisse über den Nationalstaat hinausreichende Strukturmuster ausbilden.«[7] Zugleich ist allerdings zu klären, wie sich mäandernde transnationale Akteure zum nach wie vor strukturbestimmenden Nationalstaat verhalten und wie die außereuropäische Peripherie zum konstitutiven Teil einer europäischen Geschichte werden kann.[8]

Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden erörtert, wie europäische Zeit- und Gesellschaftsgeschichte im Rahmen einer sozial- und kulturgeschichtlich informierten Geschichte transatlantischer Wissenszirkulation anzugehen ist. Diese scheint besonders geeignet, in die Geschichte Europas jene »Transferprozesse« mit einzubeziehen, »die über Europa hinausweisen«[9], so dass »Europa nicht als hermetische Binnenwelt […], sondern

---

Alexander Nützenadel/Wolfgang Schieder (Hrsg.), Zeitgeschichtsforschung in Europa, in: *dies.* (Hrsg.), Zeitgeschichte als Problem, Göttingen 2004, S. 7–24; *Hannes Siegrist/Rolf Petri*, Geschichten Europas. Kritik, Methoden und Perspektiven, in: *dies.* (Hrsg.), Probleme und Perspektiven der Europa-Historiographie, Leipzig 2004 (Comparativ 14, H. 3), S. 7–14.

6 Vgl. *Stefan Berger* (Hrsg.), Writing the Nation. A Global Perspective, Basingstoke 2007; *Michael Brenner*, Abschied von der Universalgeschichte. Ein Plädoyer für die Diversifizierung der Geschichtswissenschaft, in: GG 30, 2004, S. 118–124; *Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow*, »Meistererzählung« – Zur Karriere eines Begriffs, in: *dies.* (Hrsg.), Die historische Meisterzählung. Deutungslinien der historischen Nationalgeschichte nach 1945, Göttingen 2002, S. 9–32.

7 *Jürgen Osterhammel*, Transnationale Gesellschaftsgeschichte: Erweiterung oder Alternative?, in: GG 27, 2001, S. 464–479, hier: S. 472; vgl. *Hartmut Kaelble/Martin Kirsch/Alexander Schmidt-Gernig*, Zur Entwicklung transnationaler Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert. Eine Einleitung, in: *dies.* (Hrsg.), Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main/New York 2002, 7–36, hier: S. 9

8 Vgl. *Matthias Middell*, Transnationale Geschichte als transnationales Projekt? Zur Einführung in die Diskussion, in: Historical Social Research 31, 2006, S. 110–117; *Gunilla Budde/Sebastian Conrad/Oliver Janz* (Hrsg.), Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, Göttingen 2006; *Michael Werner/Bénédicte Zimmermann*, Beyond Comparison: Histoire Croisée and the Challenge of Reflexivity, in: History and Theory 45, 2006, S. 30–50; *Kiran Klaus Patel*, Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte, in: ZfG 52, 2004, S. 626–645; *Hartmut Kaelble*, Transnationalität aus der Sicht eines Sozialhistorikers, in: *Eckart Conze/Ulrich Lappenküper/Guido Müller* (Hrsg.), Geschichte der internationalen Beziehungen. Erneuerung und Erweiterung einer historischen Disziplin, Köln/Weimar etc. 2004, S. 277–292; *Jürgen Osterhammel*, Europamodelle und imperiale Kontexte, in: Journal of Modern European History 2, 2004, S. 157–182.

9 Vgl. so *Albert Wirz*, Für eine transnationale Gesellschaftsgeschichte, in: GG 27, 2001, S. 489–498, hier: S. 498.

als randoffene, ausstrahlende und zugleich absorbierende Zivilisation«[10] begriffen wird. Genauer soll eine solche randoffene europäische Zeitgeschichte in einem Vergleich der Forschungsförderung in den Sozialwissenschaften in Frankreich und Deutschland im ersten Nachkriegsjahrzehnt durch die US-amerikanische Rockefeller-Stiftung eingefangen werden. Wiewohl nicht der einzige philanthropische Akteur aus den USA auf europäischem Terrain, verfügte die Stiftung über außergewöhnlich langfristige, rege und enge Europakontakte und spielte bei der intensiven Förderung speziell der europäischen Sozialwissenschaften seit den Zwischenkriegsjahren eine in ihren europäischen Dimensionen bisher kaum gewürdigte Pionierrolle. Seit man das bereits auf Sozialforschung spezialisierte *Laura Spelman Rockefeller Memorial* 1928/29 inkorporiert hatte, wertete die bereits 1913 gegründete Rockefeller-Stiftung den Bereich erst der amerikanischen und mit Beginn der frühen 1920er Jahre auch der europäischen Sozialwissenschaften zu einem elementaren Bestandteil ihres wissenschaftsphilanthropischen Kerngeschäfts auf. Neben den Fachabteilungen vor allem für medizinische und Naturwissenschaften richtete sie entsprechend eine *Division for Social Sciences* ein, die gleichermaßen das inneramerikanische wie das weltweite Einsatzgebiet übersah.[11]

Der Kontakt US-amerikanischer Stiftungen mit europäischen Intellektuellen, Politikern und Wissenschaftlern reichte demnach bis in die Zwischenkriegsphase zurück.[12] Die private US-Philanthropie hatte im Rahmen einer weltweiten Katastrophenhilfe, und in Europa besonders anlässlich einer Kampagne zur Tuberkulosebekämpfung in Frankreich 1917 begonnen.[13] Symptomatisch für ihre in programmatischen Selbstdarstellungen in der Regel eher knapp erwähnte, faktisch allerdings unübersehbare Nähe zur politischen Macht, arbeitete die Rockefeller-Stiftung wiederholt parallel zu regierungsnahen Einrichtungen wie namentlich der von Herbert Hoover geleiteten *American Relief Administration*.[14] Zwischen 1919 und 1939 hatte die amerikanische Philanthropie unter diesen Umständen bereits ein Kapitalvolumen von etwa 1,3 Milliarden US-Dollar erreicht.[15] Angesichts einer extrem breiten Palette von Betätigungsfeldern unterschiedlich aufgestellter US-ame-

---

10 *Osterhammel*, Transnationale Gesellschaftsgeschichte, S. 478; *Pierre-Yves Saunier*, Circulations, connexions et espaces transnationaux in: Genèses 57, 2004, S. 110–126.

11 Vgl. The Rockefeller Foundation, Annual Report 1929, New York 1930, S. 239–267.

12 Vgl. *Ludovic Tournès*, La fondation Rockefeller et la naissance de l'universalisme philanthropique américain, in: Critique Internationale 35, 2007, S. 173–197; *Helke Rausch*, US-amerikanische »Scientific Philanthropy« in Frankreich, Deutschland und Großbritannien zwischen den Weltkriegen, in: GG 22, 2007, S. 73–98; *Volker R. Berghahn*, Transatlantische Kulturkriege. Shepard Stone, die Ford-Stiftung und der europäische Antiamerikanismus, Stuttgart 2004; *Giuliana Gemelli/Roy MacLeod* (Hrsg.), American Foundations in Europe. Grant-Giving Policies, Cultural Diplomacy and Transatlantic Relations, 1920–1980, Brüssel / Bern etc. 2003; *dies.* (Hrsg.), The Ford Foundation and Europe, 1950's–1970's. Cross fertilization of Learning in Social Science and Management, Brüssel 1998; *Benjamin Page*, The Rockefeller Foundation and Central Europe. A Reconsideration, in: Minerva 40, 2002, S. 265–287; *Ellen Condliffe Lagemann*, The Politics of Knowledge. The Carnegie Corporation, Philanthropy and Public Policy, Middletown, CT 1989.

13 Vgl. Rockefeller Foundation has given 24,000,000 Francs to France since 1917 to fight tuberculosis, in: New York Times, 18.6.1920; Rockefeller Foundation – gift of $1,000,000 to European Relief Council, in: New York Times, 1.3.1921; *R. L. Duffus*, Scientific Giving now Big American Business, in: New York Times, 3.2.1929.

14 Vgl. Organization of American Relief in Europe, 1918–1919. Including Negotiations leading up to the Establishment of the Office of Director General of Relief at Paris by the Allied and Associated Powers. Documents selected and ed. by *Suda Lorena Bane and Ralph Haswell Lutz*, Stanford, CA 1943.

15 Vgl. *Emily S. Rosenberg*, Missions to the World. Philanthropy Abroad, in: *Lawrence J. Friedman/Mark D. McGarvie* (Hrsg.), Charity, Philanthropy, and Civility in American History, Cambridge 2003, S. 241–257, hier: S. 249.

rikanischer und international rekrutierter Stiftungskörperschaften lag der epochale Take-off nicht nur der amerikanischen, sondern auch anderer transnationaler Nichtregierungsorganisationen demnach bereits deutlich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.[16] Ihre Ambitionen zur langfristigen strategischen Wissenschaftsförderung entfalteten die Verantwortlichen der Rockefeller-Stiftung zunächst unter inneramerikanischen Vorzeichen, parallel zu anderen transnationalen Aktivitäten aber auch zügig in Europa.[17] In den Zwischenkriegsjahren reichten an die Rockefeller-Aktivitäten am ehesten diejenigen des 1910 gegründeten, nach dem Stahlmagnaten Andrew Carnegie benannten *Carnegie Endowment for International Peace* (CEIP) heran, das noch früher, allerdings in geringerer Fächerbreite, kollektive transatlantische Forschungsverbünde auf den Weg brachte und u. a. die kompendiöse »Economic and Social History of the World War« mit europäischen Historikern orchestrierte.[18]

Nach 1945 gewann diese Konjunktur philanthropischen Engagements noch einmal eine neue Dynamik und intensivierte und veränderte sich dadurch auch qualitativ. An die bereits bestehenden akademischen Austauschroutinen[19] konnte nach dem Zweiten Weltkrieg zwar angeknüpft werden, andererseits schufen die machtpolitischen Zusammenhänge des Kalten Kriegs dafür neue Handlungsgrundlagen, die sich angesichts des neuen Supermachtstatus der USA aus einer noch dominanteren Position der US-amerikanischen Stiftungen ergaben.

Eine beispiellose Dynamik entstand auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften: Schon in der Zwischenkriegszeit waren die intellektuellen Suchbewegungen von Wissenschaftsförderern in den USA einerseits sowie von europäischen Wissenschaftlern andererseits in die Konzeption empiriegesättigter Sozialwissenschaften gemündet. Diese sollten als realitätsnahes Sondierungsinstrument mit hohem Problemlösungs- und Prognosepotenzial in einer Phase umfassenden Wandels dienen.[20] Nach 1945 waren die amerikanischen Stiftungen einmal mehr bestrebt, moderne Wissenschaftskonzepte nicht nur in das materiell und moralisch ruinierte Westdeutschland, sondern auch in die *scientific communities* der inzwischen machtpolitisch angeschlagenen ehemaligen Großmacht Frankreich zu transferieren.[21] Bei aller anhaltenden Attraktivität, die auch die Naturwissenschaften und die medizinische Forschung aus Stiftungssicht hatten, blieb die Priorität dezidiert sozialwissenschaftlicher Förderung bis in die 1970er Jahre hinein in Europa hoch. Neben der Rockefeller-Stiftung lancierte ab den 1950er Jahren verstärkt auch die Ford Foundation ent-

16 Vgl. *Akira Iriye*, A Century of NGOs, in: Diplomatic History 23, 1999, S. 421–435.

17 Vgl. *Merle Eugene Curti*, American Philanthropy Abroad. A History, New Brunswick 1988 (zuerst 1963).

18 Vgl. *James T. Shotwell*, Report on the Economic and Social History of the World War, Washington, D. C. 1922.

19 Vgl. z. B. *Ragnhild Fiebig-von-Hase*, Die politische Funktionalisierung der Kultur. Der sogenannte »deutsch-amerikanische Professorenaustausch«, in: *dies./Jürgen Heideking* (Hrsg.), Zwei Wege in die Moderne. Aspekte der deutsch-amerikanischen Beziehungen 1900–1918, Trier 1998, S. 45–88.

20 Vgl. *David Paul Haney*, The Americanization of Social Science. Intellectuals and Public Responsibility in the Postwar United States, Philadelphia 2008; *Christian Fleck*, Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der empirischen Sozialforschung, Frankfurt am Main 2007; *Theodore M. Porter/Dorothy Ross* (Hrsg.), The Modern Social Sciences, Cambridge 2003; *Peter Wagner/Björn Wittrock/Richard Whitely* (Hrsg.), Discourses on Society, Dordrecht 1991; *Dorothy Ross* (Hrsg.), The Origins of American Social Science, Cambridge 1991.

21 Vgl. *Brian Angus McKenzie*, Remaking France: Americanization, Public Diplomacy, and the Marshall Plan, Oxford/New York 2005; *Ludovic Tournès*, Le réseau des boursiers Rockefeller et la recomposition des savoirs biomédicaux en France (1920–1970), in: French Historical Studies 29, 2006, S. 77–107; *Brigitte Mazon*, Aux origines de l'École des Hautes Études en Sciences Sociales: Le rôle du mécénat américain (1920–1960), Paris 1988.

sprechende transatlantische Kontakte.[22] Begegneten sich nun die Stiftungsvertreter und europäische Wissenschaftler, so trafen die wissenschaftspolitischen Leitvorstellungen US-amerikanischer Philanthropen auf jeweils spezifische Strukturen des deutschen und französischen Wissenschaftssystems und auf unterschiedliche Entwicklungsstadien der Teildisziplinen (vgl. dazu III.). Entsprechende Begegnungen waren darüber hinaus auch von der Qualität und Dichte langfristig entwickelter paralleler Vernetzungen zwischen amerikanischen, deutschen und französischen Akteuren im wissenschaftlichen und wissenschaftsnahen politischen Bereich geprägt (vgl. II.). Die amerikanische Wissenschaftsförderung erwies sich unter diesen Bedingungen als intellektuell und strukturell eingehegtes und diversen Konjunkturschwankungen unterliegendes transatlantisches Projekt von langer Dauer, das aus einer randoffenen Geschichte Europas kaum wegzudenken ist und in dem Europa gleichzeitig als politisch und ökonomisch strukturierter, durch Akteursnetzwerke über Nationalstaatsgrenzen hinweg dynamisierter und durch Ideen- wie Konzepttransfers und wechselseitige Zuschreibungen und Selbstinszenierungen kulturell aufgeladener Handlungsrahmen erscheint.

Im Folgenden soll dieser spezifische Aspekt europäischer Geschichte in einem exemplarischen historischen Vergleich von Transfersituationen eingefangen werden, für den es bislang keine etablierten Muster gibt, so dass zunächst einige modellhafte Erörterungen erforderlich scheinen (I). Anschließend werden die Konstellationen zwischen Stiftungen und Wissenschaftlern einer breiteren transatlantischen und binneneuropäischen Austauschgeschichte zugeordnet (II). Schließlich wird die Kontaktsituation zwischen Philanthropen und Wissenschaftlern in der unmittelbaren Nachkriegsphase punktuell anhand einzelner Momente des direkten Zusammentreffens deutscher bzw. französischer mit den amerikanischen Akteuren samt ihrer unmittelbaren strukturellen Rahmenbedingungen beleuchtet (III). Auf diesem Weg lässt sich der historische Vergleich transatlantischer Wissenschaftskontakte einer europäischen Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert zuordnen. Dabei fällt zum einen auf, dass selbst 1945 die transatlantischen Wissenschaftskontakte kaum flächendeckend einer US-amerikanischen Verordnungslogik folgten, wie sie gelegentlich aus der machtpolitischen Suprematie der USA hergeleitet worden ist.[23] Zwar war die mehr oder minder subtil vermittelte philanthropische Absicht erkennbar, den massiven amerikanischen Ressourcenvorsprung nach 1945 dazu zu nutzen, sich in die Rekonfiguration maßgeblich der deutschen, durchaus aber auch der französischen Wissenschaftsstrukturen und -praktiken federführend einzumischen und in diesem Sinne sozialwissenschaftliche Wissensformate vorzugeben. Allerdings wurden nach Kriegsende auch die strukturellen und intellektuellen Rahmenbedingungen sozialwissenschaftlicher Forschung sowie die Eigeninteressen und Handlungsabsichten deutscher und französischer Sozialwissenschaftler prägend für die transatlantischen Kontakte. Zum anderen wird deutlich, dass die Förderung der Sozialwissenschaften aus einer Geschichte des US-amerikanischen *knowledge transfers* nicht auszuklammern und die Frage nach dem Effekt amerikanischer Forschungsförderung ohne einen Vergleich von Transferkonstellationen kaum zu beantworten ist.[24]

---

22 Vgl. als *insider account* des ehemaligen Stiftungspräsidenten zwischen 1936 und 1948: *Raymond Fosdick*, The Story of the Rockefeller Foundation, New York 1952. Neudruck mit einem Vorwort v. Steven C. Wheatley, New Brunswick 1989 (dt.: Die Geschichte der Rockefeller Stiftung, Wien/Würzburg 1955).

23 Vgl. besonders *Bernhard Plé*, Wissenschaft und säkulare Mission. »Amerikanische Sozialwissenschaft« im politischen Sendungsbewusstsein der USA und im geistigen Aufbau der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1990.

24 Auch scheint eine Langzeitperspektive auf die Transfergeschichte vor dem Zweiten Weltkrieg unverzichtbar, wenn die amerikanische Forschungsförderung historisch bewertet werden soll. Alle drei Faktoren finden sich nicht im ansonsten grundlegenden Buch von *John Krige*, American Hegemony and the Postwar Reconstruction of Science in Europe, Cambridge 2006.

I. Europäische Geschichte als Vergleich Transatlantischer Wissen(schaft)skontakte

Der Kontakt zwischen US-Philanthropen und deutschen wie französischen Wissenschaftlern erscheint unter schematischen Gesichtspunkten als zeitlich parallele Transferbeziehung in amerikanisch-französischer und amerikanisch-deutscher Anordnung. Damit doppelt sich der Blick über den Rand Europas und gewinnt, sofern die Wissenschaftsförderung nicht 1945 neu einsetzte, historisierbare Dimensionen. Insofern eignet sich die Untersuchungsanordnung für exemplarische Überlegungen zu einer interkulturell vergleichenden Wissensgeschichte Europas.[25] Die transatlantischen Wissenschaftskontakte und eventuelle Wissenschaftstransfers sind demzufolge, modellhaft gesprochen, entlang einer *diachronen* und einer *synchronen* Achse zu beobachten.

1. Aus *diachroner* Sicht ist das unmittelbare Zusammentreffen europäischer Sozialwissenschaftler mit den US-amerikanischen Philanthropen zu historisieren und in die Langzeitperspektive historischer Verflechtungsprozesse einzuordnen, denn internationale und transatlantische Verflechtungen haben sich längst im Zuge von mindestens in das 19. Jahrhundert zurückreichenden nichtlinearen, von Zäsuren und Brüchen geprägten Prozessen herausgebildet.[26] Auch werden die transatlantischen Wissenschaftskontakte nicht erst nach 1945 von langfristig parallelen Austauschprozessen gleichermaßen in transatlantischer wie in innereuropäischer Richtung beeinflusst: Sozialwissenschaftliche Austauschbeziehungen über den Atlantik wurden nicht nur von Transfers in anderen Disziplinen begleitet[27], sondern auch von einer ganzen Serie von Transfers in verschiedenen außerwissenschaftlichen Segmenten von Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Kultur.[28]

---

25 Vgl. *Johannes Paulmann*, Grenzüberschreitungen und Grenzräume. Überlegungen zur Geschichte transnationaler Beziehungen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Zeitgeschichte, in: *Conze/Lappenküper/Müller*, Geschichte der Internationalen Beziehungen, S. 169–196; *ders.*, Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in: HZ Bd. 267, 1998, S. 649–685; *Matthias Middell*, Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis, in: Comparativ 10, 2000, H. 1, S. 7–41; *Hans-Jürgen Lüsebrink*, Kulturtransfer – methodisches Modell und Anwendungsperspektiven, in*: Ingeborg Tömmel* (Hrsg.), Europäische Integration als Prozess von Angleichung und Differenzierung, Opladen 2001, S. 213–226; *Rudolf Muhs/Johannes Paulmann/Willibald Steinmetz* (Hrsg.), Aneignung und Abwehr. Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert, Bodenheim 1998.

26 Vgl. *Martin Geyer/Johannes Paulmann* (Hrsg.), The Mechanics of Internationalism. Culture, Society, and Politics from the 1840s to the First Wold War, Oxford 2001.

27 Vgl. z. B. *Terence R. Gourvish/Nick Tiratsoo*, Missionaries and Managers. American Influences on European Management Education, 1945–60, Manchester/New York 1998.

28 Vgl. *Harm G. Schröter*, Economic Culture and its Transfer. An Overview of the Americanisation of the European Economy, 1900–2005, in: European Review of History 15, 2008, S. 331–344; *Jessica C. E. Gienow-Hecht* (Hrsg.), Decentering American History, New York/Oxford 2007; *Mel van Elteren*, Americanism and Americanization. A Critical History of Domestic and Global Influence, Jefferson, NC/London 2006; *Alexander Stephan*, The Americanization of Europe. Culture, Diplomacy and Anti-Americanism after 1945, New York/Oxford 2006; *Helke Rausch* (Hrsg.), Transatlantischer Kulturtransfer im »Kalten Krieg«. Perspektiven für eine historisch vergleichende Transferforschung, Leipzig 2006 (Comparativ 16, H. 4); *Victoria de Grazia*, Irresistible Empire. America's Advance through Twentieth-Century Europe, Cambridge, MA/London 2005; *Giles Scott-Smith/Hans Krabbendam* (Hrsg.), The Cultural Cold War in Western Europe 1945–1960, London/Portland, OR 2003; *Jonathan Zeitlin/Gary Herrigel* (Hrsg.), Americanization and its Limits. Reworking U. S. Technology and Management in Post-war Europe and Japan, Oxford 2000; *Ursula Lehmkuhl/Stefanie Schneider/Frank Schumacher* (Hrsg.), Kulturtransfer & Kalter Krieg. Westeuropa als Bühne und Akteur im Amerikanisierungsprozeß, Erfurt 2001; *Ursula Lehmkuhl/Michael Wala* (Hrsg.), Technologie und Kultur. Europas Blick auf Amerika vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Heidelberg 2000.

Diese parallelen Austauschströme verliefen vor wie nach 1945 auf transatlantischer wie auf binneneuropäischer Ebene parallel zu den sozialwissenschaftlichen Kontakten zwischen amerikanischen Stiftungen und deutschen wie französischen Sozialwissenschaftlern. Beide Parallelentwicklungen stehen zum sozialwissenschaftlichen Austausch nicht per se in kausalem Zusammenhang; gleichwohl scheint es unlogisch, sie ganz voneinander isoliert zu sehen. Stattdessen bilden die transatlantischen Wissenschaftskontakte in den Sozialwissenschaften Teilausschnitte benachbarter vorgängiger oder zeitlich paralleler Transfers oder Transferverweigerungen in transatlantischer wie in binneneuropäischer Orientierung.

Wie sich nach 1945 die wissenschaftlichen Austauschoptionen zwischen deutschen und französischen Forschern darstellten, war demzufolge auch nicht bereits mit den bilateralen politischen und kulturpolitischen Beziehungen der europäischen Nationalstaaten untereinander und mit den USA präjudiziert. Umgekehrt stifteten die deutsch-französischen ebenso wie die amerikanisch-französischen und amerikanisch-deutschen Beziehungen im weitesten Sinne strukturelle und atmosphärische Zusammenhänge und ggf. Routinemuster, an die amerikanische Stiftungen und europäische Wissenschaftler anknüpfen konnten, um sie aufzugreifen oder zu konterkarieren. Vernetzungskontexte und Institutionalisierungszusammenhänge bildeten insofern einen gestaltungsoffenen Handlungshintergrund.

2. Sollen Transferkonstellationen historisch vergleichend untersucht werden, ist die diachrone mit einer *synchronen* Sichtachse zu schneiden. Hier kommt die direkte transatlantische Kontaktkonstellation zwischen Philanthropen und Wissenschaftlern bzw. geförderten sozialwissenschaftlichen Institutionen in Deutschland und Frankreich im engeren Sinne in den Blick, wie sie weiter unten kurz für das erste Nachkriegsjahrzehnt betrachtet werden soll. Zum einen waren die amerikanischen Stiftungsvertreter bemüht, Verfahrensweisen der angewandten Sozialforschung nach Deutschland und Frankreich zu transferieren. In die Logik gängiger Modelle der Kulturtransferforschung übersetzt[29], begann der Prozess der beabsichtigten Übertragung damit, dass die amerikanischen Philanthropen aus den in den USA praktizierten, im 20. Jahrhundert ihrerseits längst international infiltrierten sozialwissenschaftlichen Forschungspraktiken das Segment der empirischen Sozialforschung herausfiletierten.[30] Zum anderen stand am Ende des Prozesses beabsichtigter Übertragung ein breites Spektrum von Einbettungsvarianten in als deutsch oder französisch apostrophierte Wissenschaftszusammenhänge, die nationalstaatlich gerahmt, aber auch von transnationalen Austauschbewegungen mitgeprägt waren.[31] In deutlichem Gegensatz zu diesen intellektuellen Kreuzungen haben die Philanthropen und Sozialwissenschaftler einen bemerkenswert großen Teil ihrer Kommunikation untereinander damit verbracht, Differenzen zwischen der amerikanischen, deutschen und französischen Sozialwissenschaft zu unterstellen. In dieser Rhetorik spiegelten sich nicht notwendig tatsächliche Struktur- und Denkunterschiede wider, sondern vor allem die Absicht, dem jeweils eigenen wissenschaftlichen Programm handfestere Konturen und mehr Durchsetzungskraft zu verleihen.

Die Umstände der erwähnten Dekontextualisierung und die Zusammenhänge für die Rekontextualisierung lassen sich konkreter beschreiben. Es geht im einen Fall um die wissenschaftspolitischen Leitvorstellungen US-amerikanischer Philanthropen: Angewandte

---

29 Vgl. u. a. *Hans-Jürgen Lüsebrink*, Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer, Stuttgart/Weimar 2008.

30 Vgl. z. B. *Jennifer Platt*, A Promising Agenda. Simmel in American Sociological Thought, in: International Journal of Politics, Culture and Society 11, 1998, S. 475–483.

31 Vgl. z. B. *Mitchell G. Ash*, Central European Emigré Psychologists and Psycho-Analysts in the UK, in: *Werner Eugen Mosse/Julius Carlebach* (Hrsg.), Second Chance. Two Centuries of German-speaking Jews in the United Kingdom, Tübingen 1991, S. 101–121.

Sozialforschung als Wissenschaftspraxis erschien den Vertretern der Rockefeller-Stiftung vor allem deshalb attraktiv, weil sich an sie zeittypische, außerwissenschaftliche Diskurse knüpften, die auf beiden Seiten des Atlantik mit der Entwicklung dieser Disziplinengruppe und ihrer Wissenschaftspraxis über weite Strecken mindestens des gesamten 20. Jahrhunderts verbunden waren. Die Sozialwissenschaften gehörten ebenso wie die Naturwissenschaften und moderne Technologien zu jenen symbolischen Ressourcen, die die USA dazu nutzten, ihren militärischen, machtpolitischen und wirtschaftlichen Führungsanspruch allemal in der von ihnen selbst definierten westlichen Hemisphäre der Welt zusätzlich zu untermauern.[32] Im anderen Fall geht es um die Strukturzusammenhänge des deutschen und französischen Wissenschaftssystems, um die kognitive und materielle Ausstattung und die Professionalisierungsstadien der Teildisziplinen vor Ort,[33] die weiter unten skizziert werden sollen.

Aus der Verschränkung von diachroner Langzeit- und synchroner Detailuntersuchung entsteht in diesem Beitrag das Programm für einen interkulturellen Transfervergleich, der in schematischer Hinsicht erstens über die in der Regel bilateral orientierte Kulturtransferforschung zugunsten des Vergleichs von Austauschkonstellationen hinausgeht und zweitens versucht, zusätzliche Variablen einzuführen, die kontextualisiert werden sollen.[34] Für ein solches Untersuchungsmodell gibt es großen Bedarf, vor allem weil die aktuelle Amerikanisierungs-Forschung, die vergleichbare Transferfragestellungen thematisiert hat, an zwei entscheidenden Stellen Lücken aufweist: Zum einen werden bislang eher Länderstudien aneinandergereiht und transatlantische Beziehungskonstellationen nicht systematisch miteinander verglichen, so dass die europäische Seite der Untersuchung assoziativ bleibt.[35] Zum anderen wird in der Regel die Seite der sogenannten europäischen Rezipienten eher schwach beleuchtet und entschieden zu wenig darauf geachtet, welches kreative Potenzial bzw. welche Blockademacht die Akteure auf der jeweils anderen Atlantikseite im Einzelfall womöglich doch entfalteten. Dabei hat inzwischen u. a. die Konsumforschung verdeutlichen können, dass zwar die Etablierung der Konsumgesellschaft in Europa alle Züge einer unmittelbaren Korrespondenz mit den Vereinigten Staaten trug, sich zugleich aber innerhalb Europas distinkte Muster des Konsums herausbildeten, die nicht einfach einem amerikanischen Modell folgten.[36] Auch vor diesem Hintergrund liegt die Frage nach der tatsächlichen Transfermacht US-amerikanischer Stiftungen im Zuge der Wissenschaftskontakte unmittelbar nach 1945 nahe. Die hier entwickelte vergleichende Transferperspektive lenkt den Blick darauf, dass die in Europa von den Stiftungsgeldern profitierenden Wissenschaftler auch im deutschen Fall nicht als imitationsbeflissene

32 Vgl. The Endless Frontier. A Report to the President by *Vannevar Bush*, Director of the Office of Scientific Research and Development, July 1945, Washington 1945; *Don Krasher Price*, Government and Science. Their Dynamic Relation in American Democracy, New York 1954.

33 Schematisch gesprochen werden Wissenschaftstransfers insofern immer in einem phasenspezifisch zu beschreibenden Spannungsfeld zwischen institutionellen Strukturen und politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen sowie individueller oder kollektiver Gestaltungsmacht der Akteure liegen. Das heuristische Modell muss dabei offen bleiben für die Diagnose von Missverständnissen bei der zeitgenössischen Wahrnehmung und Einschätzung von Wissenschaftskonzepten oder von Erfolgsaussichten verfolgter Transfers. Vgl. dazu *Middell*, Kulturtransfer, und *Paulmann*, Internationaler Vergleich.

34 Vgl. zu diesem Bedarf *Hartmut Kaelble*, Transnationalität aus der Sicht eines Sozialhistorikers, in: *Conze/Lappenküper/Müller*, Geschichte der Internationalen Beziehungen, S. 277–292, hier: S. 292.

35 Vgl. *Rausch*, Transatlantischer Kulturtransfer im »Kalten Krieg«; *Chantal Metzger/Hartmut Kaelble* (Hrsg.), Deutschland – Frankreich – Nordamerika: Transfers, Imaginationen, Beziehungen, Stuttgart 2006.

36 Vgl. *Ruth Oldenziel/Adri Albert de la Bruhèze/Onno de Wit*, Europe's Mediation Junction. Technology and Consumer Society in the 20th Century, in: History and Technology 21, 2005, S. 107–139. Vgl. auch den Beitrag von *Frank Trentmann* in diesem Band.

Epigonen amerikanischer Sozialwissenschaften antraten. Welcher Art die Kontakte und eventuellen Transfers tatsächlich waren, ergibt erst die Binnenperspektive auf die sozialwissenschaftlichen Einrichtungen und die einzelnen Stiftungsvertreter, auf jene Projekte und Personen, die sie positiv oder kritisch evaluiert haben und auf die Strategien, die die Wissenschaftler vor Ort anwandten, um die Stiftungsgelder einzuwerben.

II. Historische Konjunkturen transatlantischer und innereuropäischer Vernetzung und des Wissenschaftskontakts im 20. Jahrhundert

Bevor die Begegnungen von amerikanischen Stiftungen mit deutschen Sozialwissenschaftlern im einen Fall und mit deren französischen Kollegen im anderen Fall nach 1945 angesprochen werden, sind – entsprechend den schematischen Überlegungen zur diachronen Sichtachse – sowohl die transatlantischen als auch die deutsch-französischen Austauschbeziehungen, in die sich die Förderkonstellation einordnen lässt, knapp nebeneinander einzublenden.

Die Skizze soll erstens zeigen, dass sich die transatlantischen Wissenschaftskontakte als Teilausschnitt einer nicht-linearen und nicht per se positiv konnotierten Geschichte stetig zunehmender politischer und zivilgesellschaftlicher Vernetzung im 20. Jahrhundert einordnen lassen, die ebenso von Verdichtungen wie von Krisen geprägt ist.[37] Zweitens ist wichtig, dass transnationale Austauschprozesse (außen)politisch vermittelt waren, ohne dass die Qualität wechselseitiger Kontakte auf diesem Wege präjudiziert worden wäre: Vernetzungen gingen auch auf zahllose zivilgesellschaftliche Initiativen zurück, ohne die die bilateralen politischen Beziehungen kaum hätten zustande kommen können. Insofern waren längst vor 1945 staatliche und zivilgesellschaftliche, also staatsfernere und private Vernetzungen quer über den Atlantik und zwischen Akteuren in Deutschland und Frankreich miteinander verschränkt. Transnationale Austauschprozesse und Kontaktkonstellationen trugen von daher häufig den Charakter einer prekären Balance zwischen außenpolitischem Handlungsrahmen und zivilgesellschaftlichem Gestaltungsraum.

Die Vernetzungszusammenhänge sollen im Folgenden kurz für die Phase vor und nach 1945 angesprochen werden. Bislang sind die Handlungsspielräume und Vernetzungslogiken von Wissenschaftlern und Wissenschaftsförderern noch nicht in Langzeitstudien vermessen oder konsequent in internationale oder zivilgesellschaftliche Beziehungs- und Austauschgeschichten eingeordnet worden. Von hier aus könnte sich allerdings nicht nur der Horizont für eine transatlantische Geschichte des Wissenschafts- und Wissenstransfers ergeben, es scheint so auch besonders plausibel gemacht werden zu können, in welchem Maße eine auf Kontaktmomente und Transfers zielende Wissenschaftsgeschichte anschlussfähig an die europäische Geschichte ist.

Tendenzen transatlantischer und binneneuropäischer Vernetzung vor 1945

Zwischen der Auftaktphase verdichteter Vernetzung um das ausgehende 19. Jahrhundert[38] und der transatlantischen Wissenschaftsförderung nach 1945 lagen die Einschnitte zweier

37 Vgl. *Ralph Jessen/Sven Reichardt/Ansgar Klein* (Hrsg.), Zivilgesellschaft als Geschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, Wiesbaden 2004; *Arnd Bauerkämper* (Hrsg.), Die Praxis der Zivilgesellschaft: Akteure, Handeln und Strukturen im internationalen Vergleich, Frankfurt am Main/New York 2003.

38 Vgl. *Wolfram Kaiser*, Transnational Mobilization and Cultural Representation. Political Transfer in an Age of Proto-Globalization, Democratization and Nationalism 1848–1914, in: European Review of History 12, 2005, S. 403–424; *Jürgen Osterhammel/Niels P. Petersson*, Geschichte der Globalisierung, München 2003; *Knut Borchardt*, Globalisierung in historischer Perspektive, München 2001; *Jürgen Osterhammel*, Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats, Göttingen 2001.

Weltkriege. Innereuropäische und transatlantische Vernetzungen brachen im August 1914 ab. Die politischen Rahmenbedingungen für zivilgesellschaftlichen Austausch im Allgemeinen und den Wissenschaftsinternationalismus im Besonderen sackten damit jäh in sich zusammen. Stattdessen nahmen wechselseitig geschürte Antagonismen überhand.[39] Zu Frontkämpfern im »Krieg der Geister«[40] erklärte nicht nur die jeweilige Propaganda ihre intellektuellen Eliten, den Schulterschluss mit der staatlichen Politik suchten die Wissenschaftler durchaus selbst.[41] Von der drastischen Mobilisierung nach 1914 nahmen sich die Sozialwissenschaftler nicht aus, sondern beteiligten sich mit pauschalisierenden Theorien und Thesen an der jeweiligen nationalistischen Agitation. Stagnierte unter diesen Bedingungen der akademische und Wissenschaftsaustausch, traf dies im Spiegel der Kriegssituation vor allem die *deutschen* Wissenschaftskontakte. Auch die langjährigen engen Austauschbeziehungen zwischen deutschen und amerikanischen Sozialwissenschaftlern gerieten nun massiv unter Druck. Zu den vielen Symptomen für den zügigen Meinungsumschwung gegen die deutschen Sozialwissenschaftler gehörte, dass selbst der Chicagoer Soziologe Albion Small, der die soziologische Forschung in Deutschland wiederholt gewürdigt[42] und, symptomatisch für zahlreiche enge Wissenschaftsbeziehungen über den Atlantik, einen Teil seines Studiums in Deutschland verbracht hatte, dann die Deutschen kritisierte.[43]

In ähnlicher Weise, wie dies auch nach 1945 wieder gelten sollte, standen transatlantische und innereuropäische Austauschbeziehungen auch in der Zwischenkriegszeit in einem Wechselverhältnis. Zu europäischen Initiativen ermutigten seit Anfang der 1930er Jahre nicht zuletzt taktische Erwägungen: Während europaweit die Kritik an einem Amerika stieg, das wirtschaftlich und kulturell übermächtig zu werden und Europa gleichsam unter einer Flut massenkultureller Konsumprodukte zu begraben drohte, schien es deutschen und französischen Akteuren umso attraktiver, einen Ausgleich gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Interessen herbeizuführen, während die auswärtigen Beziehungen zwischen beiden Staaten allerdings angespannt blieben.[44] Auch aus diesem Grund verdichteten sich parallel zu den politisch-offiziellen Kontakten seit der Wiederannäherung der Weimarer Republik an die internationale Staatengemeinschaft nach Locarno Mitte der 1920er Jahre und bis 1933 auch die Verbindungen zwischen Akteuren in Deutschland und Frankreich erneut.[45] Als regelrechte Schrittmacher wirkten semi-gouvernementale

---

39 Vgl. *Martin Aust/Daniel Schönpflug* (Hrsg.), Vom Gegner lernen – Feindschaften und Kulturtransfers im Europa des 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2007; *Claude Weill*, La »question des étrangers«. Les étudiants russes en Allemagne, 1900–1914, in: Le Mouvement social 120, 1981, S. 77–94.

40 *Hermann Kellermann* (Hrsg.), Der Krieg der Geister, Dresden 1915.

41 Vgl. *Christophe Prochasson*, La langue du feu. Science et expérience linguistiques pendant la Première Guerre mondiale, in: Revue d'histoire moderne et contemporaine 53, 2006, S. 122–141; *Wolfgang J. Mommsen*, Die europäischen Intellektuellen, Schriftsteller und Künstler im Ersten Weltkrieg, in: *ders.*, Bürgerliche Kultur und politische Ordnung. Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle in der deutschen Geschichte 1830–1933, Frankfurt am Main 2000, S. 196–215.

42 Vgl. u. a. *Albion W. Small*, The Present Outlook of Social Science, in: The American Journal of Sociology 18, 1913, H. 4, S. 433–469, hier: S. 436–438

43 Vgl. *ders.*, Americans and the World-Crisis, in: The American Journal of Sociology 23, 1917, H. 2, S. 145–173.

44 Vgl. *Thomas Raithel*, »Amerika« als Herausforderung in Deutschland und Frankreich in den 1920er Jahren, in: *Metzger/Kaelble*, Deutschland – Frankreich – Nordamerika, S. 82–97; *Michael E. Nolan*, The Inverted Mirror. Mythologizing the Enemy in France and Germany, 1898–1914, New York 2005.

45 Vgl. *George H. Danton*, Franco-German Cultural Relations since the War, in: The German Quarterly 5, 1932, S. 1–16.

Akteursgruppen und Einrichtungen wie die bildungsbürgerliche Deutsch-Französische Gesellschaft oder das deutsch-französische Studienkomitee. Sie wollten über die bilaterale Dimension hinaus durchaus auf eine europaweite Verständigung hinarbeiten, auch wenn die dort vertretenen Europaideen in einem weiten Spektrum zwischen paneuropäischen und neokonservativen Ausprägungen lagen.[46] Der ebenfalls neu belebte Wissenschaftsinternationalismus der Zwischenkriegsjahre, der unter anderem in einem umtriebigen Konferenzwesen zum Ausdruck kam, blieb allerdings ambivalent.[47] Seine Akteure zielten eher auf nationalen Interessenabgleich statt auf transnationale Verständigung, so dass machtpolitisch überformte, nationale Rivalitäten prägend blieben.[48] Seit den späten 1920er und frühen 1930er Jahren versuchten allerdings sowohl der französische als auch der deutsche Staat, die Beziehungsnetzwerke stärker zu etatisieren.[49]

Europäische wie US-amerikanische Wissenschaftler waren jedenfalls seit dem Ende der Phase des wissenschaftspolitischen Boykotts und Gegenboykotts nach dem Ersten Weltkrieg erneut an transnationaler Vernetzung interessiert. Nicht zuletzt konkurrierten sie dabei um Internationalisierungserfolge, die jeweils dem eigenen nationalen Wissenschaftssystem das erstrebte Gütesiegel als international vernetzter Wissenschaftsstandort verleihen konnten.[50] Im Anschluss an die nationalsozialistische Machtergreifung von 1933 erhielt die per rassistischer Agitation brutal erzwungene akademische Mobilität von deutschen und Anfang der 1940er Jahre dann auch von französischen Wissenschaftlern einen dominant transatlantischen Grundzug. Mit der ersten großen Migrationswelle flohen über 2.000 verfolgte Wissenschaftler verschiedenster Disziplinen aus Deutschland und Österreich und nach dem deutschen Einmarsch etliche auch aus Frankreich ins Exil.[51] Die

---

46 Vgl. *Hans Manfred Bock*, Transaktion, Transfer, Netzwerkbildung. Konzepte einer Sozialgeschichte der transnationalen Kulturbeziehungen, in: *ders.*, Französische Kultur im Berlin der Weimarer Republik. Kultureller Austausch und diplomatische Beziehungen, Tübingen 2005, S. 11–36; *ders.*, Kulturelle Wegbereiter politischer Konfliktlösung: Mittler zwischen Deutschland und Frankreich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Tübingen 2005; *Guido Müller*, Deutsch-französische Gesellschaftsbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg. Das Deutsch-Französische Studienkomitee und der Europäische Kulturbund, Aachen 1997.

47 Vgl. *Eckardt Fuchs*, Wissenschaftsinternationalismus in Kriegs- und Krisenzeiten. Zur Rolle der USA bei der Reorganisation der internationalen scientific community, 1914–1925, in: *Ralph Jessen/Jakob Vogel* (Hrsg.), Wissenschaft und Nation in der europäischen Geschichte, Frankfurt am Main/New York 2002, S. 263–284; *Reinhart Meyer-Kalkus*, Die akademische Mobilität zwischen Deutschland und Frankreich (1925–1992), Bonn 1994; *Michel Espagne*, Kulturtransfer und Fachgeschichte der Geisteswissenschaften, in: Comparativ 10, 2000, H. 1, S. 42–61; *Volkhard Laitenberger*, Akademischer Austausch und auswärtige Kulturpolitik, Göttingen 1976.

48 Vgl. *Brigitte Schroeder-Gudehus*, La science ignore-t-elle vraiment les frontières? Les relations franco-allemandes dans la domaine des sciences, in: *Hans-Manfred Bock/Reinhart Meyer-Kalkus/Michel Trebitsch* (Hrsg.), Entre Locarno et Vichy. Les relations culturelles franco-allemandes dans les années 1930, 2 Bde., Paris 1993, Bd. 1, S. 393–404.

49 Vgl. *Laurence Badel*, Le Quai d'Orsay, les associations privées et l'Europe (1925–1932), in: *Renée Girault/Gérard Bossuat* (Hrsg.), Europe brisée, Europe retrouvée. Nouvelles réflexions sur l'unité européenne au XX^{e} siècle, Paris 1994, S. 109–131.

50 Vgl. *Christophe Charle*, La république des universitaires, 1870–1940, Paris 1994.

51 Vgl. *Martin Kirsch*, Wissenschaftler im Ausland zwischen 1930 und 1960 – Transferbedingungen und Identitätswandel einer erzwungenen Migration, in: *Kaelble/Kirsch/Schmidt-Gernig*, Transnationale Öffentlichkeiten, S. 179–209; *Claus-Dieter Krohn*, Wissenschaftsemigration, in: *ders./Patrik von zur Mühlen/Gerhard Paul* u. a. (Hrsg.), Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945, Darmstadt 1998, S. 681–690, hier: S. 681; *Colin W. Nettelbeck*, Forever French. Exile in the United States 1939–1945, New York/Oxford 1991; *Peter M. Rutkoff/William B. Scott*, New School. A History of the New School for Social Research, New York/London 1986; *Guy Fritsch-Estragin*, New York entre de Gaulle et Pétain. Les Français aux Etats-Unis de 1940 à 1946, Paris 1991.

US-amerikanische Philanthropie ist aus dieser Phase forcierter Amerikaauswanderung als historischer Motor kaum wegzudenken. Trat tatsächlich die Rockefeller-Stiftung als einer der wichtigsten Förderer europäischer Wissenschaftsmigranten nach 1933 auf, so spiegelte sich einerseits in dieser Rolle ein bereits über Jahrzehnte hinweg entwickelter enger Austausch mit den entsprechenden europäischen Akteuren wider.[52] Andererseits waren die Aktivitäten der Rockefeller-Stiftung nur der substanzielle Teil eines transnationalen Netzwerks von philanthropischen und anderen nicht-staatlichen Unterstützern deutschsprachiger Exilwissenschaftler weit über den US-amerikanischen Rahmen hinaus. Dieser breiten internationalen akademischen Flüchtlingshilfe verdankten allen voran die deutschsprachigen, durchaus aber auch die französischen Sozialwissenschaftler wichtige Förderchancen.[53]

Tendenzen transatlantischer und binneneuropäischer Vernetzung nach 1945

Nach 1945 taten sich die Aktionsfelder für die amerikanischen Stiftungen wie die europäischen Wissenschaftler erneut in einer Art strukturellen Schnittmenge zwischen transatlantischen und innereuropäischen Austauschbeziehungen und Vernetzungen auf.[54] Der Zweite Weltkrieg hatte tiefe Spuren in den Raumorientierungen und Kooperationspräferenzen westeuropäischer und US-amerikanischer Akteure hinterlassen: Die transatlantische Nachkriegskonstellation erwies sich allem voran als Ergebnis erstens einer Aufteilung der Welt in eine US-amerikanisch und eine sowjetisch definierte Interessensphäre und einer strategischen Neudefinition des Westens.[55] Sie ergab sich zweitens aus einer beispiellosen wirtschaftlichen Stärke und qualitativ neuen interventionistischen Ambition der USA und drittens aus dem sich ankündigenden Statusverlust der ehemaligen Kolonialmacht Frankreich bei gleichzeitigem umfassenden wirtschaftlichen, politischen und moralisch-kulturellen Ruin und Reputationsverlust des geteilten Deutschland. Das ausgeprägte Bedürfnis Frankreichs, das deutsche Machtpotenzial einzudämmen, und der Wille der Bundesrepublik, im engen Schulterschluss mit den USA langfristig und dosiert aus der Rolle des Objekts alliierter Machtarrangements herauszukommen und Entscheidungsspielräume zurückzugewinnen, verhalfen den USA vor allem in den 1950er Jahren zu einer Schlüsselfunktion im allmählich beginnenden Prozess der politischen und wirtschaftlichen Integration Europas.[56]

Im Gefolge dieser Konstellation erschienen die transatlantischen Wissenschaftsbeziehungen europaweit als Teilsegment kulturdiplomatischer und -politischer Aktivitäten der

---

52 Vgl. *Fosdick*, The Story of the Rockefeller Foundation.

53 Vgl. *Stephen Duggan/Betty Drury*, The Rescue of Science and Learning. The Story of the Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars, New York 1948; *Christian Fleck*, The Role of Refugee Help Organizations in the Placement of German and Austrian Scholars Abroad, in: *Edward Timms/Jon Hughes* (Hrsg.), Intellectual Migration and Cultural Transformation. Refugees from National Socialism in the English Speaking World, Wien 2003, S. 21–35; *Marita Krauss*, »Gedankenaustausch über Probleme und Methoden der Forschung«. Transatlantische Gastprofessoren aus Emigrantenkreisen in Westdeutschland nach 1945, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 29, 2006, S. 243–259; *Claus-Dieter Krohn/Axel Schildt* (Hrsg.), Zwischen den Stühlen? Remigranten und Remigration in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit, Göttingen 2002; *Charles Halary*, Les exilés du savoir. les migrations scientifiques internationales et leurs mobiles, Paris 1994.

54 Vgl. *Detlev W. Bronk*, International Relations among Scientists, in: Proceedings of the American Philosophical Society 90, 1946, H. 4, S. 304–308.

55 Vgl. *Michael Hochgeschwender*, Was ist der Westen? Zur Ideengeschichte eines politischen Konstrukts, in: Historisch-Politische Mitteilungen 11, 2004, S. 1–30.

56 Vgl. *Geir Lundestad*, The United States and Western Europe since 1945. From »Empire« by Invitation to Transatlantic Drift, Oxford 2003; *Winfried Loth*, Die Teilung der Welt. Geschichte des Kalten Krieges 1941–1955, München 2000.

USA in der westlichen Hemisphäre und, sofern möglich, darüber hinaus.[57] Die US-amerikanischen Initiativen und Direktiven kulturpolitischer Art in Deutschland waren gemessen an der europa- und weltweiten Taktik singulär: Kaum anderswo boten sich den US-amerikanischen Akteuren so außergewöhnlich große Handlungsspielräume und wurden Ressourcen ähnlich intensiv eingesetzt.[58]

Als Handlungshintergrund für die amerikanischen Stiftungen und die Wissenschaftler auf der anderen Atlantikseite erwiesen sich auch die innereuropäisch parallelen zivilgesellschaftlichen Vernetzungen und die schleppend anlaufenden europäisch konzipierten Wissenschaftskooperationen: Zum einen blieben diese zivilgesellschaftlichen Beziehungskonstellationen erneut nicht im Schlagschatten außenpolitischer Diplomatie. Eher traten politisch-offizielle und kulturdiplomatisch lancierte mit stärker privat initiierten zivilgesellschaftlichen Kontakten in ein dynamisches Wechselverhältnis. Teils erarbeiteten zivilgesellschaftliche Kooperationsnetzwerke die Voraussetzungen für die politische Verständigung, teils blieben zivilgesellschaftliche Kooperationen wie die deutsch-französischen Jugendtreffen auf die tatkräftige Beteiligung gouvernementaler Akteure angewiesen.[59] Dies schloss antizyklische Effekte wie in den frühen 1960er Jahren nicht aus, als die städtepartnerschaftlichen Initiativen zwischen Frankreich und der Bundesrepublik ihren Elan verloren, während demgegenüber die bilaterale politische Verständigungspolitik einen Aufschwung erlebte.[60]

Was zum anderen die wissenschaftliche Kooperation betrifft, begünstigten ähnliche Problemlagen im Gefolge des Zweiten Weltkrieges[61] das Interesse europäischer Akteure daran, nicht nur die universitären Kontakte zu erneuern,[62] sondern auch Nichtregierungsorganisationen auf innereuropäischer Ebene zu gründen oder auszubauen. Eine dezidiert europäische Politik im Bereich der Wissenschaften sollte entsprechende Zusammenschlüsse nicht zuletzt wissenschaftspolitisch gegenüber den USA sichtbar machen. Allerdings versuchten europäische Akteure in der Regel, an nationalen Strukturen festzuhalten und keinen dritten Ort europäischer Koordinationsmacht einzurichten.[63] Wie weit europäische Institutionen und Akteure in den Wissenschaften vom vergleichsweise hohen Organisationsgrad auf dem Gebiet der Wirtschafts- oder Europapolitik entfernt blieben, hing erheblich von den einzelnen Disziplinen ab. Kostenintensive Forschung in den ex-

---

57 Vgl. *Marc Trachtenberg*, The United States and Eastern Europe in 1945. A Reassessment, in: Journal of Cold War Studies 10, 2008, S. 94–132.

58 Vgl. *Manuela Aguilar*, Cultural Diplomacy and Foreign Policy. German-American Relations, 1955–1968, New York 1996; *Thomas Klöckner*, Public Diplomacy – Auswärtige Informations- und Kulturpolitik der USA. Strukturanalyse der Organisation und Strategien der United States Information Agency und des United States Information Service in Deutschland, Baden-Baden 1993.

59 Vgl. *Jacqueline Plum*, Französische Kulturpolitik in Deutschland 1945–1955. Das Beispiel der Jugendbewegungen und privaten Organisationen, Bonn 2005; *Mechthild Rahner*, Die Intellektuellentreffen der Nachkriegszeit als Agentur der deutsch-französischen Verständigung, in: Lendemains 84, 1996, S. 96–109.

60 Vgl. *Hans Manfred Bock/Corine Defrance/Gilbert Krebs* u. a. (Hrsg.), Les jeunes dans les relations transnationales. L'Office Franco-Allemand pour la jeunesse 1963–2008, Paris 2008; *Johannes Paulmann* (Hrsg.), Auswärtige Repräsentationen. Deutsche Kulturdiplomatie nach 1945, Köln 2005; *Ulrich Lappenküper*, Adenauer, Schuman und die deutsch-französische Verständigung 1948–1963. Ideelle Visionen und kalkulierte Interessen, in: Historisches Jahrbuch 125, 2005, S. 301–326.

61 Vgl. *Dominik Geppert* (Hrsg.), The Postwar Challenge. Cultural, Social and Political Change in Western Europe, 1945–1958, London 2003.

62 Vgl. Glanzvoller Auftakt in der Großen Aula. Pariser Universitätswoche in München eröffnet, in: Münchner Merkur, 15.2.1955.

63 Vgl. *Helmuth Trischler/Hans Weinberger*, Engineering Europe. Big Technologies and Military Systems in the Making of the 20th Century, in: History and Technology 21, 2005, S. 49–83.

perimentellen Naturwissenschaften hat offenkundig den Bedarf an europäischer Zusammenarbeit stärker befördert. Mit der Gründung des Europäischen Zentrums für Nuklearforschung CERN 1952, der Europäischen Atomgemeinschaft 1957 und den ersten Vereinbarungen im Bereich der europäischen Raumfahrtforschung entstanden hier wichtige Knotenpunkte einer allerdings hochgradig konfliktanfälligen Kooperation.[64]

Freilich gingen europäische Wissenschaftskontakte und wechselseitiger Wissensaustausch nicht in Institutionenarrangements auf. Sie behielten häufig genug auch deutlich fluidere Formen wie etwa im Falle der deutsch-französischen Forschergruppen innerhalb deutscher oder französischer Forschungseinrichtungen. Solche bilateralen Wissenschaftskontakte liefen allerdings schleppend an. So initiierte der Deutsche Akademische Austauschdienst erst in den 1970er Jahren regelmäßige deutsch-französische Professorenaustauschprogramme.[65] Währenddessen hielt sich Frankreich in den unmittelbaren Nachkriegsjahren gegenüber möglicher Zuwanderung selbst von technischen Fachkräften aus Deutschland eher bedeckt.[66]

Tendenziell hatten im Gefolge des Krieges vor allem *deutsche* Wissenschaftler ein hohes Interesse an einem engen transatlantischen Wissenschaftskontakt, den sie wiederholt als Chance begriffen, eine neue wissenschaftliche Seriosität und Dignität im Einzugsbereich westlicher Wissenschaft zu demonstrieren.[67] Unmittelbar nach Kriegsende behinderte allerdings eine historisch schwer mess- und operationalisierbare Atmosphäre wechselseitigen Misstrauens französischer gegenüber den deutschen Akteuren und umgekehrt die bilateralen Wissenschaftsbeziehungen durch hohe Vernetzungsbarrieren. Im beidseitigen Vorbehalt spiegelte sich womöglich nicht nur die noch überaus präsente, unmittelbare Verfeindung während des Zweiten Weltkrieges, sondern auch die Erfahrung deutscher Wissenschaftler wider, zunächst vom Wissenschaftsinternationalismus der 1920er Jahre ausgeschlossen geblieben zu sein, bevor sie seit etwa Mitte der 1920er Jahre mühsam wieder Anschluss an die Austauschdynamik gefunden hatten.[68]

III. Forschungsförderung der Rockefeller-Stiftung in Deutschland und Frankreich nach 1945

Bevor die Rockefeller-Stiftung nach 1945 ihr Förderengagement in Europa wiederaufnahm, unterzogen ihre Thinktanks in den Programmabteilungen die Leitlinien ihrer Aktivitäten einer internen Überprüfung. Mehrheitsfähig war hier ein einigermaßen lückenlos über die Kriegszäsur hinweggerettetes, überaus selbstbewusstes Credo der Philanthropen:

---

64 Vgl. *Thomas Fetzer*, Zivilgesellschaftliche Organisationen in Europa nach 1945. Katalysatoren für die Herausbildung transnationaler Identitäten?, in: *Kaelble/Kirsch/Schmidt-Gernig*, Transnationale Öffentlichkeiten, S. 355–392; *Armin Herrmann/John Krige/Dominique Pestre* (Hrsg.), History of CERN, 3 Bde., Amsterdam 1987, 1990, 1996; *Krige*, American Hegemony.

65 Vgl. *Corine Defrance*, Les relations universitaires franco-allemandes avant 1963, impulsions institutionnelles et initiatives privées, in: Lendemains 27, 2002, H. 107–8, S. 202–219.

66 Vgl. *Hartmut Kaelble*, Science and Franco-German Reconciliation since 1945, in: Technology and Society 23, 2001, S. 401–426, hier: S. 410; *Marie-France Ludmann-Obier*, Un aspect de la chasse aux cerveaux. Les transferts de techniciens allemands en France 1945–1949, in: Relations internationales 46, 1986, S. 195–208.

67 Vgl. *Ulrich Pfeil* (Hrsg.), Die Rückkehr der deutschen Geschichtswissenschaft in die »Ökumene der Historiker« nach 1945. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Ansatz, München 2008.

68 Von 60 % der etwa 275 internationalen Kongresse, die zwischen 1919 und 1925 quer durch die Disziplinen tagten, waren deutsche Wissenschaftler ausgeschlossen, wobei der Zenit der Abschottung um 1920 lag und nach der Mitte der 1920er Jahre hin stetig verflachte. Vgl. *Brigitte Schroeder-Gudehus*, Challenge to Transnational Loyalties: International Scientific Organizations after the First World War, in: Science Studies 3, 1973, H. 2, S. 93–118, hier: S. 98.

»The [social sciences, H. R.] program is part of a larger program devoted to the advancement of human welfare. It seeks to contribute to this larger aim by accelerating the progress of social sciences in European countries and expects that social sciences will benefit mankind ultimately in helping to solve important problems of human relationship.«[69]

In diesem Votum des Vorsitzenden der Social Sciences-Abteilung in der Stiftung, Joseph H. Willits, schlug sich eine weit über die Grenzen der Rockefeller-Stiftung hinweg auch in den Reihen politischer und ökonomischer Eliten durchaus nicht nur der USA, sondern auch in Europa verbreitete und langfristig seit dem 19. Jahrhundert auf beiden Altantikseiten genährte Einschätzung nieder. Die Rockefeller-Stiftung verstand sich faktisch als Agentin der »Verwissenschaftlichung des Sozialen«[70], indem sie mit dem sozialwissenschaftlichen jenes Menschheitswissen mehren wollte, das offenbar einen optimalen Fundus zur Selbstverständigung über die reale und aktuelle Welt darstellte. Aus dieser Perspektive galten die Sozialwissenschaften gleichermaßen als intellektueller Ausdruck und hochsensibles Werkzeug der Moderne, das der Politik zu maximaler Professionalität verhalf, wenn es darum gehen würde, der Gesellschaft Diagnosen zu stellen und wissensbasierte Therapieempfehlungen auszusprechen.[71] In dieser Ambition, sozialwissenschaftliches als Modernisierungswissen zu fördern, schlug sich zugleich auch der akademische Sozialisationshintergrund einer namhaften Kohorte von Stiftungsverantwortlichen nieder. Viele von ihnen entstammten dem Umkreis sozialwissenschaftlicher Departments renommierter Universitäten wie namentlich der Universität Chicago und sprachen sich entsprechend vehement für eine dezidiert quantitative Methodologie anwendungsorientierter Sozialwissenschaften aus, die in die europäische Lehre und Forschung Eingang finden sollte.[72]

Zugleich unterstrich der in die Programmdiskussion der Stiftung involvierte amerikanische Soziologe Frederick F. Stephan: »[…] it is essential that RF [Rockefeller Foundation, H. R.] be in close touch with developments in Europe, that it win and maintain the confidence of responsible officers of universities, research institutions and appropriate government officials«.[73] Europaweite Vernetzung mit den akademischen und politischen

---

69 Vgl. so der Leiter der sozialwissenschaftlichen Abteilung der Rockefeller-Stiftung, Joseph H. Willits, an Frederick F. Stephan, 12.2.1949, Rockefeller Archive Center, Tarrytown, NY (RAC), Bestandsgruppe Rockefeller Foundation (RF) RG 1.1 700 S Box 23 Folder 167.

70 Vgl. *Lutz Raphael*, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: GG 22, 1996, S. 165–193; *Margit Szöllösi-Janze*, Wissensgesellschaft in Deutschland. Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse, in: GG 30, 2004, S. 277–313; *Peter Wagner*, Sozialwissenschaften und Staat. Frankreich, Italien und Deutschland 1870–1980, Frankfurt am Main 1990.

71 Vgl. u. a. *Pendleton Herring*, Toward an Understanding of Man. Some Introductory Remarks about the Objectives and Methods of the Social Sciences, in: Proceedings of the American Philosophical Society 99, 1955, H. 2, S. 39–45. Vgl. grundsätzlich *David C. Engerman*, American Knowledge and Global Power, in: Diplomatic History 31, 2007, S. 599–622, mit der wichtigsten aktuellen Literatur, sowie *Martin Bulmer*, Knowledge for the Public Good. The Emergence of Social Sciences and Social Reform in Late-Nineteenth and Early-Twentieth-Century America, 1880–1940, in: *David L Featherman/Maris A. Vinovskis* (Hrsg.), Social Science and Policy-Making. A Search for Relevance in the Twentieth Century, Ann Arbor 2001, S. 16–39.

72 Vgl. *Frederick F. Stephan*, The Centenary of the American Statistical Association, in: Journal of the American Statistical Association 35, 1940, S. 213–215. Stephan war Schüler William F. Ogburns am Soziologiedepartment der Universität Chicago, später selbst akademischer Lehrer an den renommierten Universitäten von Chicago und Princeton und langjähriger wissenschaftlicher Mitarbeiter der »American Statistical Association«. Vgl. *Martin Bulmer*, The Chicago School of Sociology. Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research, Chicago 1984, S. 172–189.

73 So Frederick L. Stephan, Some thoughts on RF Policy for the Social Sciences in Europe, 16.9. 1946, RAC, RF RG 1.1 700 S Box 23 Folder 168; N. S. Buchanan, Random Thoughts of Improvement of Social Sciences in Europe, 14.3.1947, RAC, RF RG 1.1 700 S Box 23 Folder 167.

Eliten als eine Vertrauen schaffende Maßnahme, die insbesondere Westeuropa nicht nur machtpolitisch, sondern auch ideell an die amerikanische Supermacht heranrücken sollte, gehörte ebenfalls zur Förderstrategie. Die unterstützten sozialwissenschaftlichen Institutionen in Europa nahmen die Philanthropen dabei als Knotenpunkte der Professionalisierung der sozialwissenschaftlichen Disziplinen in den Blick. Von diesen würden Standardisierungsimpulse auf die im Entstehen begriffene und sich ständig verändernde Disziplinengruppe ausgehen, indem gelungene Förderverfahren einen Multiplikatoreffekt für die gesamte Disziplinenlandschaft haben konnten. Zwar machten sich die Stiftungsvertreter kaum Illusionen darüber, dass sie im europäischen Einzelfall überaus unterschiedliche Handlungsbedingungen vorfinden würden, zugleich war man sich aber ebenso schnell und – gemessen an einer sensibleren Sichtung der Disziplinengeschichte – allzu pauschal einig, dass es qualitativ hochwertige empirische sozialwissenschaftliche Forschung amerikanischen Stils nirgendwo an europäischen Universitäten gebe.[74] In dieser Einschätzung lebten zum Teil auch Voten aus den Vorkriegsjahren wieder auf, als amerikanische Soziologen auf dem Höhepunkt progressiver Selbsteinschätzung ebenso despektierlich wie summarisch von der uneinholbaren Überlegenheit amerikanischer gegenüber vermeintlich rückständiger Forschung in Europa gesprochen hatten: »[…] the European viewpoint, with now and then something of some significance about American sociology […]« zeigte demzufolge kaum »any indication of a real understanding of what is going on here [d. h. in den USA, H. R.] in creative sociological thinking and investigation.«[75]

Im deutschen wie im französischen Fall war das Förderverhalten der Rockefeller-Stiftung kaum so kohärent, dass es sich als Summe von Förderleitsätzen zusammenfassen lässt oder im Nachweis von Finanzierungsprogrammen an einzelnen Instituten bereits aufgeht. Daher soll knapp ein allgemeiner Handlungsrahmen für die Rockefelleraktivitäten in Deutschland und Frankreich benannt werden, bevor anschließend exemplarischer argumentiert wird. Zur Ambition, während der Zwischenkriegsjahre gleichsam erprobte Kooperationen wiederaufzugreifen, trat in beiden Fällen der Anspruch, an der Neukonstituierung der französischen und besonders der deutschen, von der ideologischen Selbstnazifizierung deformierten Forschungslandschaft nach dem Krieg beteiligt zu sein.[76]

Dass der Logik, die transatlantischen Vorkriegskontakte zu reaktivieren, insbesondere im deutschen Zusammenhang massive Probleme entgegenstanden, hatte unterschiedliche Gründe. So schlug sich etwa im überaus zögerlichen Stiftungsengagement am ehemaligen Heidelberger Institut für Sozial- und Staatswissenschaften nach 1945 nieder, dass den Rockefeller-Verantwortlichen über die Neuaufstellung des Instituts hinaus lange unklar blieb, wer an die Position des ehedem als Vertrauensperson präferierten und spätestens seit seinem Rückzug aus dem gleichgeschalteten Wissenschaftsbetrieb besonders glaubwürdigen Alfred Weber würde rücken können.[77] Im Falle des in den 1920er und 1930er Jahren prominent geförderten Kieler Instituts für Weltwirtschaft wichen die Stiftungsvertreter nach 1945 zunächst auf eine niedrig angesetzte Materialbeschaffungspolitik aus, während vorsichtige Distanz zur neuen Institutsleitung an größeren Investitionen hinderte.[78]

---

74 Interview von Frederic C. Lane mit Lazarsfeld und Vertretern des Social Science Research Council, 29.11.1948, RAC, RF RG 1.1 700 S Box 23 Folder 167.

75 Vgl. *L. L. Bernard/J. S. Bernard*, The European Viewpoint in Sociology, in: Social Forces 12, 1933, S. 287–289, hier: S. 289.

76 Vgl. in diesem Sinne nicht nur Stephan und andere Rockefeller-Officers nach 1945, sondern bereits der Verantwortliche für die Social Sciences-Förderung in Europa, Tracy B. Kittredge am 1. Mai 1940 an Willits, RAC, RF RG 6.1 Box 40 Folder 492.

77 Vgl. Excerpt from Diary – Carl Schorkse, Heidelberg, March 11–13, 1950, RAC, RF RG 1.1 717 S Box 21 Folder 197.

78 Vgl. Adolph Lowe an Joseph H. Willits, 15.7.1947, RAC, RF RG 1.1 717 S Box 20 Folder 183.

Der nach ihrer Schließung 1933 nun 1948 wieder gegründeten und mit ca. 69.000 US-Dollar subventionierten Berliner Deutschen Hochschule für Politik galten zwar ungebrochen die Stiftungssympathien. Auch wirkte die Nähe namhafter Institutsmitglieder wie Otto Suhr zum Kongress für Kulturelle Freiheit und die zentrale Rolle von Remigranten aus den USA wie Ernst Fraenkel als Garantie für die bekenntnishafte West- und im Zweifelsfall klare US-Orientierung der dort geübten Wissenschaftspraxis.[79] Zugleich wollten die Philanthropen allerdings auch am parallel entstehenden Berliner Institut für Politische Wissenschaft beteiligt sein, für dessen Integrität aus Stiftungssicht von Beginn an Franz L. Neumann zu bürgen schien.[80] Der Ehrgeiz, sich durch die Förderung institutioneller Neugründungen ein Stück weit in die Forschungsgeschichte der jungen Bundesrepublik einzuschreiben, führte die Stiftungsverantwortlichen mitunter in Graubereiche, wenn sie etwa mit der Sozialforschungsstelle Dortmund an der Universität Münster den Ausbau der größten Nachkriegseinrichtung empirischer Sozialforschung mitbetrieben[81], deren Mitarbeiter wie etwa Wilhelm Brepohl beträchtliche Teile ihrer wissenschaftlichen Karriere während des Nationalsozialismus durchlaufen hatten und dort unter anderem als Verfechter einer biologistischen Volkskunde in Erscheinung getreten waren.[82]

Die Reaktivierung erprobter Fördertranchen spielte auch im französischen Fall eine erhebliche Rolle. Beispielsweise verdankte sich das nach 1945 anhaltende Engagement zugunsten des *Institut scientifique de recherches économique et sociales* (IRES), das seit den ersten Projektförderungen 1933 bis 1950 über 518.000 US-Dollar erhielt, ganz wesentlich den intensiven Kontakten der Philanthropen zum Wirtschaftswissenschaftler Charles Rist während der 1930er Jahre.[83] Langfristig präferierte Kontakte konnten teilweise Sogwirkung entfalten, so dass etwa die Integration dieses Forschungsinstituts in die *Fondation Nationale des Sciences Politiques* keine unerhebliche Rolle dabei spielte, dass auch die *Fondation* selber und ihr neues sozial- und wirtschaftswissenschaftliches Department zwischen 1947 und 1953 etwa 13.500 US-Dollar erhielten.[84] Gemessen am institutionell breit gestreuten Förderengagement in Deutschland konzentrierte sich die Rockefeller-Stiftung in Frankreich allerdings stärker auf den Wissenschaftsstandort Paris und wandte sich dort, von kleineren Pogrammen wie am *Centre d'Études sociologiques* abgesehen[85], besonders der auf Sozialwissenschaften spezialisierten VI. Sektion der *École*

---

79 Vgl. Protokoll eines Gesprächs mit Otto Suhr, Frederic C. Lane Diary, 16.12.1952, sowie Grantzusage vom 19.6.1953, beides RAC, RG 1.2 717 S Box 15 Folder 154. Vgl. zum CCF *Michael Hochgeschwender*, A Battle of Ideas. The Congress for Cultural Freedom (CCF) in Britain, Italy, France, and West Germany, in: *Geppert*, The Postwar Challenge, S. 319–338.

80 Vgl. Protokoll eines Gesprächs mit A. R. L. Gurland, Leland C. DeVinney Diary, 17.5.1951, RAC, RF RG 1.2 717 S Box 18 Folder 178.

81 Vgl. *Otto Neuloh*, Die Sozialforschungsstelle, ihr Sinn und ihre Aufgabe, in: Sozialforschungsstelle an der Universität Münster, Sitz Dortmund (Hrsg.), Aufgaben und Satzungen der Gesellschaft Sozialforschungsstelle an der Universität Münster, Dortmund 1946, S. 6–10.

82 Vgl. *Jens Adamski*, Ärzte des sozialen Lebens. Die Sozialforschungsstelle Dortmund 1946–1969, Essen 2009; *Christoph Weischer*, Das Unternehmen ›Empirische Sozialforschung‹. Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland, München 2004, S. 63–73; *Carsten Klingemann*, Wissenschaftliches Engagement vor und nach 1945. Soziologie im Dritten Reich und in Westdeutschland, in: *Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas* (Hrsg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2002, S. 409–431, hier S. 423–425.

83 Vgl. Jospeh Willits an Charles Rist, 19.11.1946, RAC, RF RG 1.1 500 S Box 22 Folder 225, und Grant in Aid to the National Foundation of Political Sciences, Paris, 2.7.1952, RAC, RF RG 1.1 500 S Box 23 Folder 228.

84 Vgl. Grantzusage vom 25.2.1953, RAC, RF RG 1.2 500 S Box 18 Folder 161.

85 Vgl. Leland DeVinney Diary, 4.10.1954, RAC, RF RG 1.2 500 S Box 15 Folder 140.

Pratique des Hautes Études zu, an die seit 1948 bis Mitte der 1950er Jahre ca. 44.500 US-Dollar als Fördergelder gingen.[86] Neben wissenschaftskonzeptionellen Erwägungen spielten dabei wiederholt dezidiert politische Maßstäbe eine zentrale Rolle, indem die Stiftungsverantwortlichen darauf insistierten, dass eine Zusammenarbeit mit als kommunistisch eingestuften französischen Wissenschaftlern nicht wünschenswert und stattdessen politische Loyalität mit der westlichen Supermacht gefordert war.[87]

In der folgenden exemplarischen Sicht auf Grundzüge der amerikanisch-deutschen und der amerikanisch-französischen Kontakte innerhalb des erwähnten breiten Förderrahmens zeigt sich mindestens zweierlei: Der transatlantische Kontakt blieb im deutschen und französischen Fall in jeweils unterschiedliche politische und wissenschaftspolitische Strukturzusammenhänge eingebettet. Diese eröffneten der Rockefeller-Stiftung in Deutschland eindeutig mehr Zugriffschancen, gewährten aber durchaus auch in Frankreich Einflussmöglichkeiten, weil die Sozialwissenschaften zunächst wissenschaftspolitisch marginalisiert erschienen. Selbst im deutschen Fall, wo die Wissenschaft anders als in Frankreich einigermaßen flächendeckend diskreditiert erschien, tat sich allerdings, anders als in Implementierungsthesen nahegelegt[88], für die amerikanischen Philanthropen kein gestaltungsoffener, barrierefreier Handlungsraum auf. Vielmehr entstanden hier nur knapp skizzierbare Eigengesetzlichkeiten und -dynamiken in den Transferkonstellationen, die die deutschen und französischen Wissenschaftler als Akteure mit eigenen Agenden auftreten ließen. Es zeigt sich, dass die Geschichte transatlantisch zirkulierenden Wissens, die hier brennglasartig in der amerikanischen Wissenschaftsförderung während der frühen Nachkriegsjahre eingefangen wird, erst aus der Nahsicht auf Strukturkontexte und Akteure vor Ort geschrieben werden kann.

Forschungsförderung in Deutschland

Die politischen Bedingungen der Entwicklung Westdeutschlands unterschieden sich nach 1945 denkbar stark vom französischen Fall. Als Konsequenz des von Deutschland verursachten Krieges und des Genozids reduzierte sich der Status der westlichen Zonen ganz auf die Bedingungen eines »Erziehungsprotektorats«[89], das die Westalliierten einem klaren Demokratisierungsgebot und einem unmissverständlichen Souveränitätsvorbehalt unterstellten. Entlang des »Handbook of Military Government« sollte der entstehende Teilstaat aus amerikanischer Sicht ebenso reglementiert wie konstruktiv für den Neuanfang vorbereitet werden.[90] Aus dem Schatten eines außerordentlich hohen US-amerikanischen und französischen Kontrollbedarfs trat die Bundesrepublik zwar 1955 nur nominell heraus, doch profitierte sie zugleich wie kaum ein anderer Staat von dem immensen Kapitalstrom

---

86 Vgl. Note relative à la réorganisation de la VIe section de l'EPHE, 25.5.1956, Archives de l'École des Hautes Études en Sciences Sociales, Paris, Fonds Louis Velay.

87 Vgl. Protokoll einer Interviewreihe von Edward F. D'Arms mit Fernand Braudel, Jean Train, Père Henri Chambre zwischen dem 3. und 17. Oktober 1955, RAC, RF RG 1.2 500 R Box 10 Folder 98.

88 Vgl. so *Plé*, Wissenschaft und säkulare Mission. Für den Fall amerikanischer Forschungsförderung mit einer ähnlichen Logik *Donald Fisher*, Fundamental Development of the Social Sciences. Rockefeller Philanthropy and the United States Social Science Research Council, Ann Arbor 1993.

89 *Jürgen Osterhammel*, Der europäische Nationalstaat des 20. Jahrhunderts in globaler Sicht, in: *ders*., Geschichtswissenschaft, S. 332.

90 Vgl. *Arnd Bauerkämper/Konrad Jarausch/Markus Payk* (Hrsg.), Demokratiewunder. Transatlantische Mittler und die kulturelle Öffnung Westdeutschlands 1945–1970, Göttingen 2005; *Konrad H. Jarausch*, Die Umkehr. Deutsche Wandlungen 1945–1995, München 2004; *Klaus-Dietmar Henke*, Die amerikanische Besatzung Deutschlands, München 1995; *Petra Marquardt-Bigman*, Amerikanische Geheimdienstanalysen über Deutschland 1942–1949, München 1995.

im Volumen von insgesamt über 13 Milliarden US-Dollar, die im Rahmen des amerikanischen Marshallplans nach Europa flossen.[91]

Aus diesen Rahmendaten ergaben sich die wissenschaftspolitischen Strukturkontexte für die Begegnung von US-Philanthropen und deutschen Wissenschaftlern unmittelbar nach 1945. Die Gegebenheiten lassen sich im Folgenden zunächst knapp verallgemeinernd aus amerikanischer und deutscher Perspektive einschätzen, bevor die Verfahrensweise der US-amerikanischen Philanthropen und die Haltung deutscher Sozialwissenschaftler zum philanthropischen Engagement skizziert werden.

Aus der Sicht amerikanischer Akteure weit über die Gruppe der Philanthropen hinaus schien eine beträchtliche personelle Kontinuität in den akademischen und administrativen Leitungspositionen deutscher Forschungseinrichtungen unvermeidbar. Zudem waren die amerikanischen Handlungsoptionen elementar abhängig vom Grad der Kriegszerstörung und von den am jeweiligen Universitätsstandort überhaupt noch verfügbaren Ressourcen.[92] Spezifisch blieb allen voran die Lage in Berlin, wo die interalliierte Konkurrenz dazu bewog, Strukturen und Funktionen der akademischen Einrichtungen zügig wiederherzustellen, und daher mehr als andernorts zu Dezentralisierungsstrategien führte.[93] Abzüglich entsprechender Abweichungen im Einzelfall erwies sich die Forschungsausstattung jedenfalls noch bis in die frühen 1950er Jahre hinein in der Regel als beklagenswert: »Die staatlichen Aufwendungen für die Hochschulen sind in ganz Westdeutschland so bemessen, dass nach Abzug der Personalkosten höchstens noch die Betriebsmittel für den Unterricht, für die Forschung aber nichts übrig bleibt.«[94] Parallel zur Demontagepraxis ganzer Forschungseinrichtungen durch die sowjetischen Besatzungskräfte versuchten mit den westlichen Alliierten auch die Amerikaner, vorhandene Wissenschaftspotenziale für eigene Belange zu nutzen. Auch im Blick auf solche erzwungenen und durch klare materielle Asymmetrien zugunsten der USA geprägte Transfers von Technologie- und Infrastrukturen befand sich das deutsche Wissenschaftssystem zunächst in einer unübersichtlichen Phase der Ressourcenumverteilung und des Übergangs.[95]

Unterdessen lag der Handlungsspielraum deutscher Verantwortlicher bei der Frage, wie der deutsche Wissenschaftsbetrieb erneuert und die Fachdisziplinen aufgestellt sein sollten, in einer grauen Zone zwischen alliierten Vorgaben, taktischer Ausreizung der Gestal-

---

91 Vgl. *Michael Cox/Caroline Kennedy-Pipe*, The Tragedy of American Diplomacy? Rethinking the Marshall Plan, in: Journal of Cold War Studies 7, 2005, S. 97–134.

92 Vgl. Vgl. *Helmuth Plessner* (Hrsg.), Untersuchungen zur Lage der deutschen Hochschullehrer, 3 Bde., Göttingen 1956. – Vgl. *Sylvia Paletschek*, Die deutsche Universität im und nach dem Krieg. Die Wiederentdeckung des Abendlandes, in: *Bernd Martin* (Hrsg.), Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen. Ergebnisse – Auswirkungen – Reflexionen, Freiburg 2006, S. 231–249; *Corine Defrance*, Les Alliés occidentaux et les universités allemandes, 1945–1949, Paris 2000; *Cornelia Rau-Kühne*, Die Entnazifizierung und die deutsche Gesellschaft, in: AfS 35, 1995, S. 35–70.

93 Vgl. *Rüdiger vom Bruch*, Zwischen Traditionsbezug und Erneuerung. Wissenschaftspolitische Denkmodelle und Weichenstellungen unter alliierter Besatzung 1945–1949, in: *Jürgen Kocka* (Hrsg.), Die Berliner Akademie der Wissenschaften im geteilten Deutschland, 1945–1990, Berlin 2002, S. 3–23; *Bernd Weisbrod* (Hrsg.), Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit, Göttingen 2002.

94 Stifterverband für die deutsche Wissenschaft (Hrsg.), Forschung heißt Arbeit und Brot, Stuttgart 1950, S. 52. Vgl. auch Wiederaufbau deutscher Wissenschaft über Staat und Wirtschaft, in: Stifterverband für die deutsche Wissenschaft (Hrsg.), Wissenschaft in Zahlen, Essen 1955, S. 4 f.

95 Vgl. *Mitchell G. Ash*, Wissenschaft und Politik als Ressourcen füreinander, in: *Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas* (Hrsg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2002, S. 32–51, hier S. 44.

tungsoptionen, die sich aus alliierten Kompetenzüberschneidungen oder interalliierten Gegensätzen ergaben, und eigenen fachspezifischen und (außer)universitären Interessen.[96] Das galt auch für Sozialwissenschaftler oder an den Sozialwissenschaften interessierte Wissenschaftsmanager oder -politiker, die der Disziplin Rückhalt in der deutschen Wissenschaftslandschaft bieten wollten.[97] Die universitären Bedingungen für die Etablierung und Entwicklung der deutschen Sozialwissenschaften nach dem Krieg hing damit von der Lage der Hochschule in der jeweiligen Besatzungszone ebenso ab, wie von lokalen Gegebenheiten vor Ort einschließlich des Verlaufs der Entnazifizierung und der Umstände der universitären Wiedereröffnung.

Vor diesem Hintergrund suchte nun die Rockefeller Foundation bei der Anbahnung der ersten Nachkriegskontakte zu westdeutschen Sozialwissenschaftlern einerseits einen symptomatisch engen Schulterschluss mit der US-Regierung, indem sie sich auch auf die *public opinion surveys* stützte, die in einer entsprechenden Meinungsforschungsabteilung im *Intelligence Branch* der seit 1945 aktiven *Information Control Division* der amerikanischen Militärregierung in Deutschland (Office of Military Government for Germany) erarbeitet wurden.[98] Damit schloss man zur Strategie der Regierung auf, die angewandte Sozialforschung nun nicht mehr (nur) wie in den Kriegsjahren zur Propaganda im Namen der USA, sondern auch zur faktenorientierten Bestandsaufnahme der gesellschaftlichen Stimmungslage zu nutzen. Bedingungen und Chancen künftiger Wissenschaftsförderung schätzten die Stiftungsvertreter insofern in doppelter Hinsicht kongruent mit der offiziellen amerikanischen Politik ein: Investitionen in die deutschen Sozialwissenschaften galten einerseits auch aus Sicht der Philanthropen eindeutig als Teil US-amerikanischer Besatzungspolitik einschließlich ihres demokratischen Umerziehungsziels. Andererseits begriff man die Wissenschaftsförderung als gesamtgesellschaftlich kontextualisiertes Unterfangen, dessen Erfolgaussichten mit der möglichst umfassenden Kenntnis der sozialen und politischen Verhältnisse und Selbsteinschätzungen im Nachkriegsdeutschland wachsen würden.[99]

Dieser Modus einer vor allem von militärischen Kommandostellen initiierten sozialwissenschaftlichen Auftragsforschung erschien keineswegs als ein US-amerikanisches Spezifikum, sondern spiegelte eine etablierte zeitgenössische Erwartungshaltung offizieller Politik und des Militärs an die angewandten Sozialwissenschaften wider. Vertreter der französischen und der britischen Besatzungsmacht in Deutschland verfuhren ähnlich, indem das 1947 gegründete britische *Public Opinion Research Office* und die französische *Direction de l'Information* vergleichbare Forschungseinrichtungen etablierten und sozialwissenschaftliche Datenerhebungsverfahren auf den Weg brachten.[100] Ähnlich

96 Vgl. *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Deutschland unter alliierter Besatzung, 1945–1949/55, Berlin 1999; *Manfred Heinemann* (Hrsg.), Hochschuloffiziere und der Wiederaufbau des Hochschulwesens in Westdeutschland, 1945–1952, Hildesheim 1990.

97 Vgl. *Mitchell G. Ash*, Verordnete Umbrüche – konstruierte Kontinuitäten, in: ZfG 43, 1995, S. 903–923; *ders.*, Wissenschaft und Wissenschaftsaustausch, in: *Detlef Junker* (Hrsg.), Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges, 1945–1990. Ein Handbuch, Bd. 1, München 2001, S. 634–645.

98 Vgl. *Hans Braun*, Sozialwissenschaftliche Forschung als Selbstvergegenwärtigung und Evaluation der amerikanischen Besatzungsherrschaft, in: *ders./Uta Gerhardt/Everhard Holtmann* (Hrsg.), Die lange Stunde Null. Gelenkter sozialer Wandel in Westdeutschland nach 1945, Baden-Baden 2007, S. 205–225; *Anja Kruke*, Demoskopie in der Bundesrepublik Deutschland. Meinungsforschung, Parteien und Medien 1949–1990, Düsseldorf 2007.

99 Vgl. so außer *Plé*, Wissenschaft und säkulare Mission, auch *Johannes Weyer*, Westdeutsche Soziologie 1945–1960. Deutsche Kontinuitäten und amerikanischer Einfluß, Berlin 1984.

100 Vgl. *Hans Braun/Maria Zörkler/Pia-Luise Grundhöfer* u. a., Die sozialwissenschaftliche Forschung im Rahmen der britischen Besatzungspolitik in Westdeutschland zwischen 1945 und 1949, Trier 1989; *dies.*, Die sozialwissenschaftliche Forschung im Rahmen der französischen Besatzungspolitik zwischen 1945 und 1949, Trier 1989.

waren schließlich auch die häufig misslichen Prognosen über die Demokratiefähigkeit der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, zu denen die westlichen Alliierten einschließlich vieler Stiftungsvertreter entsprechende Forschungen veranlassten. Der deutschen Mehrheitsgesellschaft attestierten sie zunächst, einigermaßen hartnäckig zu Autoritarismus und Rassismus zu neigen und die Kritik an den Entnazifizierungsmaßnahmen und die Unfähigkeit zur verantwortlichen Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Regime in Demokratieskepsis umzumünzen.[101] Ganz wesentlich katalysiert durch die amerikanische Besatzungsmacht wurde die deutsche Gesellschaft somit auch zum kritisch untersuchten Objekt angewandter Sozialforschung.

Auch an anderen Stellen tauchte die Rockefeller-Stiftung in nächster Nähe der amerikanischen Regierungsvertreter in Deutschland auf. Für die demokratische Reform des deutschen Bildungswesens stellte das OMGUS mit der *Education and Religious Affairs*-Abteilung E&RA eine zunächst kleine (allerdings bald expandierende) Einheit zur Verfügung. Es war allen voran der Soziologe Edward Y. Hartshorne (Universität Harvard) an ihrer Spitze, der ungeachtet kritischer Bewertungen der Gesamtlage die deutschen Universitäten bereits im Spätjahr 1945 wiedereröffnet sehen wollte. Dabei ging Hartshorne davon aus, dass zum Schulterschluss mit den mehr oder minder entlasteten Akademikern auf dem Weg zu einem funktionierenden akademischen System letztlich keine Alternative bestand.[102] Mit dieser Einschätzung wurde Hartshorne, selbst nicht Mitglied der Stiftung, zur Schlüsselfigur für einen wissenschaftlichen Rekonstituierungsprozess, der sich von Beginn an und symptomatisch eng erstens mit der Rockefeller-Stiftung als einer Art Koalitionspartner und zweitens mit den Sozialwissenschaften als präferiertem Fördersektor verband: So stand Hartshorne als Organisator hinter den interzonalen Marburger Hochschulgesprächen im Juni 1946, mit denen es die amerikanischen Militärbehörden verstanden, sich über ihren zonalen Einflusssektor hinaus in die Wiederherstellung der deutschen Universitätslandschaft einzuschalten und die akademische Neukonstituierung anzutreiben. Dort gab sich Hartshorne ausdrücklich als Verbindungsmann der amerikanischen Wissenschaftsphilanthropen und »Kulturvermittler« zu erkennen:

> »Vor genau zehn Jahren verließ ich Deutschland mit einem längeren Bericht über ›Die deutschen Universitäten und den Nationalsozialismus‹ in der Tasche. Der Bericht war für den sozialwissenschaftlichen Forschungsrat der Rockefeller-Stiftung vorbereitet worden und sollte dem Ausland ein Bild geben, wie die deutschen Hochschulen sich nach vier Jahren nationalsozialistischen Umbruchs entwickelt hatten. […] Heute […] ist [es] schwer von beiden Seiten her: aus einer Besatzung Kulturvermittler zu bilden und aus einer besiegten Nation einen fröhlichen Partner einer internationalen Gemeinschaft.«[103]

Hartshornes Votum ließ durchscheinen, dass das massive Engagement der US-amerikanischen Philanthropen für die deutschen Sozialwissenschaften auf einem machtpolitisch

---

101 Vgl. *Uta Gerhardt*, Soziologie der Stunde Null. Zur Gesellschaftskonzeption des amerikanischen Besatzungsregimes in Deutschland 1944–1945/1946, Frankfurt am Main 2005. In welchem Maße sich die sozialwissenschaftlichen Datenerhebungen tatsächlich bis auf die Ebene militär- und machtpolitischer Entscheidungen amerikanischer, britischer und französischer Besatzungsstellen in Deutschland bis Ende der 1940er Jahre niederschlugen, ist nicht ausgemacht.

102 Vgl. *Edward Y. Hartshorne*, Reopening German Universities, in: Weekly Information Bulletin 43, 27.5.1946, S. 5–9; *ders.*, The German Universities and the Government, Philadelphia 1938. Vgl. dazu *James F. Trent* (Hrsg.), Academic Proconsul. Harvard Sociologist Edward Y. Hartsthorne and the Reopening of German Universities 1945–1946, Trier 1998*; ders.*, Mission on the Rhine. Reeducation and Denazification in American-Occupied Germany, Chicago 1982.

103 Marburger Hochschulgespräche. 12.–15. Juni 1946. Referate und Diskussionen, Frankfurt am Main 1947, S. 7.

definierten, ausgeprägt wertorientierten Willen zum Transfer demokratisch-internationaler Gesellschaftsideale basierte. Zugleich sah man sich mit der spezifischen Situation in Deutschland konfrontiert, dass zum einen akademische Elitenkontinuitäten die Grenze zu den ideologisch belasteten Sozialwissenschaften während des NS-Regimes erheblich verwischen konnten und zum anderen die beachtliche Resistenz gegenüber den alliierten Reformansätzen die Grundstrukturen der hierarchischen Ordinarienuniversität über die Zäsur von 1945 hinweg stabilisierte.[104] Der überaus enge Schulterschluss zwischen Philanthropen und US-amerikanischen Militärbehörden in Deutschland musste zugleich den Eindruck verstärken, dass die amerikanische Wissenschaftsphilanthropie stark durch die asymmetrische Ausgangslage geprägt war, in der sich ein in jeder Hinsicht bankrottes deutsches Wissenschaftssystem und eine ökonomisch potente und interventionswillige Supermacht gegenüberstanden.

Dennoch ging die asymmetrische Konstellation nicht grundsätzlich in einem Mechanismus wissenschaftspolitischer und -praktischer amerikanischer Verordnungen auf: Etwa stießen die US-amerikanischen Initiativen ohnedies auf Widerhall bei denjenigen deutschen Sozialwissenschaftlern, die für eine empirische Forschungstradition in Deutschland standen, wenn auch oft genug ohne jene starke Affinität zu demokratischen Werten, die die Philanthropen zugleich stärken wollten.[105] Dass die Rockefeller-Stiftung in der frühen Phase ihrer Tätigkeit in Deutschland zunächst bevorzugt Remigranten förderte, denen sie eine Art strategisches Interesse daran unterstellte, ihre in den USA geprägten Wissenschaftserfahrungen in die deutschen Nachkriegskontexte einspeisen zu wollen, eröffnete auch einem seiner wissenschaftskonzeptionellen Ausrichtung nach eher unwahrscheinlichen Forschungsort Förderchancen: dem Frankfurter Institut für Sozialforschung. Dabei trafen die Kontaktmänner der Rockefeller-Stiftung an dieser Einrichtung, für deren Wiedergründung 1949 sich besonders der Frankfurter Universitätsrektor Walter Hallstein verwendet hatte[106], keineswegs auf uneingeschränkte Emphase. Vertreter des Frankfurter Instituts für Sozialforschung wie Theodor Adorno traten den Philanthropen zwar mit einem nachdrücklichen Interesse am Programm der empirischen Sozialwissenschaften gegenüber, in dem sich zugleich auch das Ungenügen an einem für dringend revisionsbedürftig gehaltenen Stand der Disziplinenentwicklung in Deutschland widerspiegelte. Dem Sammeln von Daten erkannten sie ein (weniger politisch als sozialwissenschaftlich verstandenes) demokratisches Potenzial zu, sofern es eine zusätzliche Näherung an das Individuum in der Gesellschaft zu erlauben schien. Zugleich insistierten sie aber auf dem Bedarf erstens an theoriegeleiteter Aufbereitung der Empirie (die erst zu umfassenderen Aussagen über die Gesellschaft würde führen können), und betonten weiterhin die Standortgebundenheit und eingeschränkte Objektivität, der auch quantifizierende Forschung nicht entgehe.[107] Gegenüber dem aufklärerischen Duktus der Chicago School hielt man sich demgegenüber bedeckt.

Über entsprechend distanzierte deutsche Voten zum amerikanischen Förderprogramm machten sich die Philanthropen keinerlei Illusionen. Der Associate Director der *Social*

---

104 Vgl. John Marshall's comments in staff conference on German program, 11.4.1947, RAC RF RG 1.1 717 Box 2 Folder 15.

105 Vgl. so z. T. im Fall der oben genannten Sozialforschungsstelle.

106 Vgl. *Clemens Albrecht*, »Das Allerwichtigste ist, dass man die Jugend gewinnt.« Die kultur- und bildungspolitischen Pläne des Horkheimer-Kreises bei der Remigration, in: *ders./Günter C. Bermann/Harald Homann* (Hrsg.), Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule, Frankfurt am Main 1999, S. 97–131; *Alex Demirovic*, Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule, Frankfurt am Main 2000.

107 Vgl. *Christoph Weischer*, Das Unternehmen ›Empirische Sozialforschung‹. Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland, München 2004, S. 7.

Sciences Division, Leland C. DeVinney, jedenfalls ließ im Zusammenhang mit den Fördererwägungen durchaus erkennen, dass er der mondänen Selbstinszenierung der Institutsvertreter zum Trotz deren Wissenschaftsverständnis keineswegs für deckungsgleich mit dem amerikanischen sozialwissenschaftlichen Projekt erachtete. Allerdings hielt DeVinney fest: »They nevertheless do know something about empirical research methods and are perhaps one of the very few potential avenues for developing interest and effort along these lines in the German social science scene.«[108] In einer eher resignativen Sichtweise schien folglich die deutsche sozialwissenschaftliche Praxis derart weit von den amerikanischen Stiftungskriterien entfernt, dass selbst ein vages Anzeichen konzeptioneller Aufgeschlossenheit schleunigst honoriert und auf potenzielle Nachahmungseffekte gesetzt werden sollte. Mit einer Summe von 5.000 US-Dollar bewegte sich das Fördervolumen allerdings auch eher im Bereich des Symbolischen.[109] Auch in vergleichbaren Fällen begriffen deutsche Wissenschaftler ihre Rolle als Empfänger amerikanischer Forschungsgelder und den Kontakt mit den amerikanischen Stiftungen bis in die frühen 1950er Jahre hinein nicht zuletzt als Chance, zur ideologisch belasteten Wissenschaft im eigenen Land auf Distanz zu gehen.

Es scheint vor diesem Hintergrund dringlich, solche synchronen Varianten von deutsch-amerikanischen Förderkonstellationen unmittelbar nach 1945 ebenso genauer zu untersuchen, wie von dort ausgehende diachrone Weiterentwicklungen transatlantischer Stiftungskontakte, die hier nur anzudeuten sind. Im Verlauf der 1950er und 1960er Jahre kamen jedenfalls neue Subtexte zum deutschen Eigeninteresse an den transatlantischen Wissenschaftskontakten hinzu. Nun fiel beispielsweise ins Gewicht, dass die deutschen Protagonisten auf dem Feld der allmählich wieder ausgebildeten Wissenschafts- und Forschungspolitik in zunehmendem Maße in politische und bildungspolitische Debatten involviert waren, die über das sozialwissenschaftliche Disziplinenfeld und über Institutionenarrangements weit hinausreichten.[110] Dem bundesrepublikanischen Bildungssystem wurden im internationalen Vergleich schlechte Zeugnisse ausgestellt und Reformen gefordert, die besonders den Universitäten aus einem perzipierten Rückstand heraushelfen sollten. Als Referenzgröße firmierten aber nicht nur die USA, sondern Ende der 1950er Jahre im Gefolge der Sputnik-Hysterie phasenweise auch die Sowjetunion.[111] Parallel und

---

108 Interview DeVinneys mit Louis Wirth, 13.4.1952, RAC, RF RG 1.2 717 S Box 15 Folder 155.

109 Vgl. dazu auch *Claus-Dieter Krohn*, Ein Intellektueller Marshallplan? Die Hilfe der Rockefeller Foundation beim Wiederaufbau der Wissenschaften in Deutschland nach 1945, in: *Braun/Gerhardt/Holtmann*, Die lange Stunde Null, S. 227–250, hier: S. 243. Krohn veranschlagt einen zeitgenössischen Gegenwert von 21.000 DM. Allerdings hat Horkheimer der Stiftung gegenüber keineswegs in seinem Förderantrag verheimlicht, dass das IfS bereits aus anderen Quellen Subventionen bezog. Noch vor der Grantzusage im Dezember 1951 brachte Horkheimer den U. S. »High Commissioner for Germany« bereits als bedeutenden Förderer des Instituts während der beiden Vorjahre ins Spiel, um damit zum einen die eigene Attraktivität als Förderkandidat zu erhöhen und zum anderen die notorische Forderung der Stiftung zu antizipieren, zusätzliche Finanziers aufzutun, die der Einrichtung Dauerhaftigkeit sichern sollten. Vgl. Horkheimer an den Assistant Director der Social Sciences-Abteilung im Pariser Europäischen Büro, Frederick Lane, 27.11.1951, RAC, RF RG 1.2 717 S Box 15 Folder 155.

110 Vgl. zur Debatte in den 1960er Jahren *Alfons Kenkmann*, Von der bundesdeutschen »Bildungsmisere« zur Bildungsreform in den 1960er Jahren, in: *Schildt/Siegfried/Lammers*, Dynamische Zeiten, S. 402–423; *Christoph Führ/Carl-Ludwig Furck* (Hrsg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 4.1, München 1998.

111 Vgl. Gedanken über ein Verfahren zur Ausnutzung der wissenschaftlichen Ausbildungsmöglichkeiten westeuropäischer Universitäten und Hochschulen im Universitätsrang. Anlage zum Schreiben des Präsidenten der Westdeutschen Rektorenkonferenz an den Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes, Sattler, vom 11.12.1959 zur verbesserten Zusammenarbeit europäischer Universitäten, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin, B94/504 (Kul-

besonders ab den 1960er Jahren nahm man in Deutschland aber vor allem die USA, Frankreich und Großbritannien einschließlich ihrer Systeme höherer Bildung als Inbegriff der erfolgreichen »westlichen Kulturnationen« wahr.[112] Die einigermaßen unerbittliche Verknüpfung von florierender Bildung allgemein und von Wissenschaft und Forschung ganz besonders mit Wirtschaftswachstum und Fortschritt verhalf dem Bildungsreformthema zu großem öffentlichen Interesse.[113] Elektrisierend wirkte häufig die Befürchtung, hochqualifizierte Natur- und Technikwissenschaftler aus Deutschland könnten dauerhaft in die USA abwandern, so dass sich der gelegentlich als dramatisch beschriebene infrastrukturelle Rückstand der Bundesrepublik gegenüber den Vereinigten Staaten weiter vergrößerte.[114] Rückstand-Diagnosen und Aufhol-Rhetoriken im Blick auf die USA gehörten wesentlich zu den Faktoren, die das Interesse deutscher Wissenschaftler an amerikanischen Geldern steigerten, während erst im Einzelfall erkennbar werden wird, ob und in welchem Maße man sich von daher wissenschaftsprogrammatischen Erwartungen der Philanthropen öffnete.

Forschungsförderung in Frankreich

Die amerikanisch-französischen Förderkontakte waren nicht anders als im deutschen Fall unmittelbar in die machtpolitische Nachkriegssituation eingebettet. Politik und Wissenschaft in Frankreich waren dabei nach Kriegsende einem befürchteten Zugriff der USA deutlich stärker entzogen als in der Bundesrepublik. Darüber hinaus sahen sich nicht erst de Gaulle, sondern auch Mendès France und Mollet bei der Gestaltung der Nachkriegsordnung von den ehemaligen Alliierten marginalisiert. Dies wollten sie durch eine eigene europa- und weltpolitische Agenda ausgleichen, indem sie auf ein französisch angeführtes Europa als dritte Kraft hinarbeiteten, das die duale Ost-West-Konstellation aufbrechen würde.[115] Auch stießen sich die französischen Regierungen an der massiven amerikanischen Protektion der Bundesrepublik. Von daher riskierte Frankreich nach 1945 zwar eine Reihe machtpolitischer Konflikte mit den USA, unterlief aber selbst in Phasen postkolonialer Konfrontationen um die Mitte der 1950er Jahre nicht den prowestlichen Minimal-

---

turabteilung Wissenschaft) Grundsatzfragen; *Ulrich Sonnemann*, Unter angereicherten Himmeln – Die Sputnik-Welt und die Zurückgebliebenen, in: Frankfurter Hefte 12, 1957, S. 826; *Donald J. Hughes*, On Keeping Up with the Russians, in: The Nation 6–7, 1958, S. 507–510. Vgl. den DFG-Referenten für die Sowjetunion, *Wolfgang Kasack*, Die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion, in: Osteuropa 9, 1965, S. 587–593; *Wolfgang Bergsdorf*, Der deutsch-sowjetische »Wissenschaftler-Austausch«, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 9, 1967, S. 555–559; Vgl. dazu *Zuyoe Wang*, In Sputnik's Shadow. The President's Science Advisory Committee and Cold War America, New Brunswick 2008; *Wilfried Rudloff*, Bildungspolitik als Sozial- und Gesellschaftspolitik. Die Bundesrepublik in den 1960er- und 1970er-Jahren im internationalen Vergleich, in: AfS 47, 2007, S. 237–265.

112 Vgl. *Georg Picht*, Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation, Olten/Freiburg im Breisgau 1964, S. 96.

113 Vgl. *Silke Hahn*, Zwischen re-education und Zweiter Bildungsreform. Die Sprache der Bildungspolitik in der öffentlichen Diskussion, in: *Georg Stötzel/Martin Wengeler* (Hrsg.), Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin/New York 1995, S. 163–209.

114 Vgl. Der Bundesminister für wissenschaftliche Forschung, Bundesbericht Forschung II: Bericht der Bundesregierung über den Stand und Zusammenhang aller Maßnahmen des Bundes zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung und Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1967, zit. nach *Kenkmann*, Von der bundesdeutschen »Bildungsmisere«, S. 410.

115 Vgl. *William I. Hitchcock*, France Restored. Cold War Diplomacy and the Quest for Leadership in Europe, 1944–1954, Chapel Hill 1998.

konsens.[116] Auf die innen- und wissenschaftspolitische Entwicklung Frankreichs griffen die USA, anders als in Deutschland, faktisch nicht einmal an den aus ihrer Sicht neuralgischen Punkten zu. Schieden im Mai 1947 ebenso wie in Italien und Belgien zum gleichen Zeitpunkt die kommunistischen Minister aus der französischen Regierung aus, so geschah dies ebenso wenig auf US-amerikanischen Druck hin, wie im Falle der Spaltung der Gewerkschaftsbewegung 1947/48. Vielmehr war dies auf weitreichende innerfranzösische Streitigkeiten der regierenden Parteien zurückzuführen, die schließlich zum Eklat in der Koalition führten. Die verbliebene nichtkommunistische Regierung Frankreichs machte ohnedies kaum Anstalten, eine interventionstolerante Politik gegenüber den USA zu verfechten, obschon mit etwa 2,7 Milliarden US-Dollar zwischen 1948 und 1951 zwar weniger als in Deutschland, aber immer noch beträchtliche Marshallplangelder auch in Frankreich ankamen.[117]

War Frankreich insofern politisch und damit auch wissenschaftspolitisch ungleich eigenständiger als deutsche Akteure aufgestellt, teilte es, wiewohl in einem qualitativ und quantitativ entschieden geringeren Ausmaß, mit ihnen die besondere Problemlage, die sich aus der politischen Selbstinfiltrierung der Wissenschaft vor 1945 ergeben hatte, denn an der französischen Wissenschafts- und Forschungslandschaft waren das Vichyregime und die deutsche Okkupation des Landes nicht spurlos vorbeigegangen. Während die deutsche Besatzungsmacht auf zahlreiche Belange des kulturellen Lebens in Frankreich direkt zugriff, betraf dies die französischen Universitäten weniger – mit Ausnahme der Universität Straßburg und abgesehen von jenen Drangsalierungen akademischen Personals, das man aus politischen und rassischen oder religiösen Gründen zu unerwünschten Minoritäten erklärte.[118] Dass die drastische Politisierung der Wissenschaft in Frankreich über strukturelle Aspekte hinausging, deutete sich an, als etwa das *Centre de documentation social* 1940 seine Pforten hatte schließen müssen und die Soziologie, intellektueller Magnet republikanischen Denkens in der Tradition Durkheims, durch die Unterdrückung des entsprechenden Lehrstuhls an der Sorbonne absichtsvoll marginalisiert wurde.[119] Ein scheinbar oberflächlicher Umstand erhielt so symptomatische Bedeutung für die substanziellen Veränderungen, die mit dem Wechsel zum Vichyregime auch für die Sozialwissenschaften anstanden: Kaum hatte die Rockefeller-Stiftung ihr Pariser Büro in der Rue de la Baume im 8. Arrondissement geräumt und sich schließlich nach Portugal vertagt, als in dasselbe Gebäude 1941 die *Fondation française pour l'étude des problèmes humains*

---

116 Vgl. *Brian Angus MacKenzie*, Remaking France. Americanization, Public Diplomacy, and the Marshall Plan, Oxford/New York 2005; *Eckart Conze*, Hegemoniale Selbstbehauptung oder partnerschaftliches Gleichgewicht? Frankreich als Problem der deutsch-amerikanischen Beziehungen 1945–1990, in: GWU 51, 2000, S. 449–463.

117 Vgl. *Irwin M. Wall*, The United States and the Making of Postwar France, 1945–1954, Cambridge/New York 1991; anders *Gérard Bossuat*, Les aides américaines économiques et militaires à la France, 1938–1960. Une nouvelle image des rapports de puissance, Paris 2001.

118 Vgl. Loi du 21 juin 1941, réglant les conditions des étudiants juifs dans le établissements d'Enseignement supérieur, Archives Nationales, Paris, 61 AJ 105 ENS (rue d'Ulm) 1939–45. Gestion. Vgl. *Nicolas Chevassus-au-Louis*, Savants sous l'Occupation. Enquête sur la vie scientifique française entre 1940 et 1944, Paris 2004; *Léon Strauss*, L'Université de Strasbourg repliée. Vichy et les Allemands, in: *André Gueslin* (Hrsg.), Les facs sous Vichy, étudiants, universitaires et universités de France pendant la seconde guerre mondiale, Clermont-Ferrand 1994, S. 87–112; *Claude Singer*, L'université libérée, l'université épurée (1943–1947), Paris 1997.

119 Die prekäre Stellung der Disziplin während der Zwischenkriegsjahre an der Universität machte die Soziologie allerdings auch zu einer leichten Beute. Vgl. *Victor Karady*, Durkheim, les sciences sociales et l'université. Bilan d'un semi-échec, in: Revue française de sociologie 17, 1976, S. 267–311; *Francine Muel-Dreyfus*, La rééducation de la sociologie sous le régime de Vichy, in: Actes de la recherche en sciences sociales 153, 2004, S. 65–77.

einzog. Dort war vor 1945 der letzte institutionelle Knotenpunkt der französischen Sozialwissenschaften im engen Verbund mit den Kultur- und Naturwissenschaften und im zeitgenössisch international erfolgreichen Konzept einer eugenisch ausgerichteten Wissenschaft vom Menschen erhalten geblieben.[120]

Über das Kriegsende von 1945 hinaus prägten das Vichyregime und die deutsche Okkupation die strukturellen Bedingungen für die französischen Sozialwissenschaften auch dadurch nachhaltig, dass sie, dem deutschen Fall vergleichbar, ganze Forschergruppen ins Exil gezwungen hatten.[121] Eine politisch forcierte Abwanderung insbesondere in die Vereinigten Staaten war auch hier die Folge, wo sich die aus Frankreich migrierten Sozialwissenschaftler gebündelt unter das Dach der New Yorker *New School for Social Research* flüchteten, um sich nach Kriegsende, nun anders als die deutschen Sozialwissenschaftler, mehrheitlich und unvermittelter wieder nach Frankreich zurückzuorientieren.[122] Für die Entwicklung der französischen Sozialwissenschaften erwies sich das New Yorker Exil als konstitutive Phase: Aus den Reihen des *Institut de sociologie* an der *École libre* in New York stammten etwa mit Claude Lévi-Strauss und Jean Gottmann jene Sozialwissenschaftler, die sich kurze Zeit später in Paris zur Kerngruppe der 1947 neu gegründeten VI. Sektion an der *École Pratique des Hautes Études* wiederfanden.[123] Unabhängig von der ganz unterschiedlichen Bedeutung sozialwissenschaftlicher Remigranten in Deutschland und Frankreich nach dem Krieg war wiederum die Rockefeller-Stiftung aus dieser Entwicklungsetappe des Exils nicht wegzudenken, indem ihre beträchtlichen Zuwendungen an die *New School* nicht nur zahlreichen deutschen, sondern auch jenen französischen Wissenschaftsexilanten exzeptionelle Forschungsbedingungen geboten hatten.[124] An der *New School* eröffneten ihnen allerdings nicht nur die Finanzhilfe der Rockefeller-Stiftung gute Forschungsperspektiven, hier profitierten sie auch vom Ehrgeiz des Direktors der *New School*, Alvin Johnson, der bis dahin noch eher marginalen Einrichtung intellektuellen Glanz zu sichern, ein geballtes Potenzial kritischer Gesellschafts- und Wirtschaftsanalyse abzugreifen und es dem US-amerikanischen Wissenschaftsdiskurs zuzuführen.[125]

Die wissenschaftspolitischen und forschungspraktischen Voraussetzungen und Entwicklungskonditionen für die französischen Sozialwissenschaften gestalteten sich, verglichen mit der deutschen Situation, ebenfalls anders. Grundsätzlich hatte sich die französische Wissenschaftspolitik seit den Vorkriegsjahren über die Kriegsphase hinweg und

---

120 Vgl. *René Barthé/Maurice Caullery/François Perroux*, Trois essais sur la science de l'homme, Paris 1943; Vgl. zur Fondation *Alain Drouard*, Une inconnue des sciences sociales. La Fondation Alexis Carrel 1941–1945, Paris 1992. Die ideologische Deformierung der französischen unterschied sich dabei grundsätzlich und mehr, als hier diskutiert werden kann, von derjenigen deutscher Sozialwissenschaften während der frühen 1940er Jahre.

121 Vgl. Abschnitt II.

122 Vgl. *Emmanuelle Loyer/Ludovic Tournès*, Les échanges culturels franco-américains au XX^{e} siècle. Jalons pour une histoire des circulations transnationales, in: *Laurent Martin/Sylvain Venayre* (Hrsg.), L'histoire culturelle du contemporain, Paris 2005, S. 181–192; *Laurent Jeanpierre*, Système d'exil. L'exemple des français réfugiés aux Etats-Unis pendant la seconde guerre mondiale, in: *Catherine Collomp/Mario Menendez* (Hrsg.), Exilés et réfugiés politiques aux États-Unis 1798–2000, Paris 2003, S. 113–134.

123 Vgl. *Claude Lévi-Strauss*, De près et de loin, Paris 1988, insb. S. 63 f.

124 Die Rockefeller-Stiftung investierte zwischen 1933 und 1945 1.410.778 US-Dollar in die Flüchtlingshilfe und finanzierte damit 303 Wissenschaftler aus verschiedensten Disziplinen, von denen 91 Deutsche und 36 Franzosen bzw. insgesamt 113 Sozialwissenschaftler waren. Vgl. Rockefeller Foundation, Annual Report 1945, New York 1946, S. 30–33.

125 Vgl. *Peter M. Rutkoff/William B. Scott*, A History of the New School for Social Research, New York 1986.

bis zur *Libération* zunehmend stärker institutionalisiert.[126] An den Sozialwissenschaften allerdings liefen entsprechende Initiativen zur systematischen Forschungsförderung weitgehend vorbei und konzentrierten sich deutlich stärker auf die Naturwissenschaften.[127] Nach 1945 fehlten zunächst unmittelbare oder, wie in Deutschland, externe Handlungsimpulse auf wissenschaftspolitischem Gebiet. Die Energien zur Umgestaltung Nachkriegsfrankreichs trafen unter den Bedingungen eines umfassenden Rekonstituierungsprozesses nicht zuallererst den Bildungs- und Wissenschaftssektor. Stattdessen schien die zeitgenössische Politik absorbiert mit der zunächst vordergründigen Abwicklung von Vichy und mit dem Übergangsregime der Provisorischen Regierung, bis sich im Zuge der Wahlen 1945/46 und der Verfassunggebung im Oktober 1946 die strukturellen Parameter der IV. Republik zu klären begannen und sich die Volksrepublikaner (MPR) an der Seite von Sozialisten und Kommunisten als politische Mehrheitsströmung ausweisen konnten. Dennoch sahen Wissenschaftler und Wissenschaftspolitiker einen umfassenden Überholungsbedarf struktureller Schaltstellen wie des *Centre National de la Recherche Scientifique* (CNRS), das als Koordinationskern aufgeweicht schien. Vor diesem Hintergrund erlebte die französischer Wissenschaftspolitik in den 1950er und 1960er Jahren Innovationsschübe, die allerdings an den strukturellen Bedingungen für die französischen Sozialwissenschaften generell wenig zu ändern schienen: Weder in der neuen forschungspolitischen Infrastruktur noch in den wissenschaftspolitischen Entscheidungen der neuen Institutionen tauchte sozialwissenschaftliche Forschung prominent auf.[128] Eine die französischen Sozialwissenschaften einschließende Wissenschaftspolitik kam erst Ende der 1950er Jahre in Gang.[129] Unter diesen Umständen war der Bedarf nach einer gezielten Außenförderung in der ersten Nachkriegsdekade unter französischen Sozialwissenschaftlern kaum weniger ausgeprägt als im deutschen Fall.

Die amerikanischen Stiftungen traten nun anders als in Deutschland den französischen Wissenschaftlern nicht an der Seite einer Besatzungsmacht gegenüber. Gleichwohl war das politische Meinungsklima unter französischen Akademikern im Allgemeinen einer besonders engen Allianz mit den US-amerikanischen Philanthropen nicht von vornherein zuträglich.[130] Im folgenden kursorischen Blick auf einige Förderkonstellationen zeichnet sich ab, dass die dynamische Disziplinenentwicklung und institutionelle Verankerung der französischen Sozialwissenschaften nach 1945 die Aktionsspielräume der Stiftungen eher einengten als sie auszudehnen. Im Zuge zahlreicher Neugründungen und anhaltender Positionskämpfe zwischen ganzen Disziplinengruppen erschien die Situation aus amerikanischer Sicht unübersichtlich und bewog die Stiftungsvertreter vor Ort, ihr Förderverhalten möglichst flexibel anzupassen. Ihren französischen Gesprächspartnern erwuchsen aus dieser Konstellation mitunter außerordentliche Handlungsspielräume.

---

126 *Henri Laugier*, Une puissante recherche scientifique, condition préalable à toute grandeur française, in: Les Cahiers rationalistes 148, Juli-August 1955. Vgl. allgemein *Vincent Duclert*, La France et la politique de recherche au XXe siècle. L'enjeu historique de l'institutionnalisation, in: *ders./Alain Chatriot* (Hrsg.), Le Gouvernement de la recherche. Histoire d'un engagement politique de Pierre Mendès France au général de Gaulle (1953–1969), Paris 2006, S. 19–31.

127 1921 hatte sich angekündigt, dass die *science de l'homme* allmählich für förderungswürdig erachtet wurde. Vgl. *Olivier Dumoulin*, Les sciences humaines et la préhistoire du CNRS, in: Revue française de sociologie 26, 1985, S. 353–374, hier: S. 357.

128 In den in diesem Zusammenhang neu etablierten Gremien waren die Sozialwissenschaften in der Regel kaum vertreten. Vgl. *Alain Chatriot/Vincent Duclert*, Fonder une politique de recherche. Les débuts de la DGRST, in: *Philippe Bezes/Michel Chauvière/Jacques Chevallier* u. a. (Hrsg.), L'État à l'épreuve des sciences sociales. La fonction recherche dans les administrations sous la V^{e} République, Paris 2005, S. 23–36.

129 Vgl. Les cahiers de la république. Numéro spécial sur l'enseignement et la recherche scientifique, Paris 1957.

130 Vgl. *Richard Kuisel*, Seducing the French. The Dilemma of Americanization, Berkeley 1996.

Exemplarisch lässt sich die Komplexität von Förderverfahren da greifen, wo die Rockefeller-Stiftung sich zwar an einem renommierten Institutionalisierungsverfahren beteiligte, indem sie die Gründung der VI. Sektion der *École Pratique des Hautes Études* 1947 mit finanzierte. Der Effekt dieser Kofinanzierung allerdings lag kaum darin, angewandte Sozialforschung amerikanischen Zuschnitts in Frankreich implantiert zu haben. Besonders attraktiv erschien der Rockefeller-Stiftung unter diesen Umständen ein Förderengagement zugunsten der VI. Sektion.[131] Für deren raschen Ausbau waren die Rockefeller-Gelder anfangs von substanzieller Bedeutung, machte das amerikanische Kapital doch Ende der 1940er Jahre nahezu ein Drittel des Institutshaushaltes aus.[132] Die Gelder verbesserten nicht nur die materiellen Forschungsbedingungen, sondern prämierten naturgemäß die mit der Stiftung kooperierenden französischen Kontaktleute, die auf diesem Wege zum einen von staatlichen Finanzquellen unabhängiger wurden und zum anderen aus Sicht der französischen Wissenschaftspolitik an Glaubwürdigkeit gewannen, weil sie es verstanden hatten, die amerikanischen Ressourcen zu sichern.

Zu einem zentralen Akteur wurde für die amerikanischen Stiftungen der Historiker Fernand Braudel, der, wissenschaftspolitisch besonders umtriebig, seinerseits an einer Zusammenarbeit mit den amerikanischen Förderern sehr interessiert war.[133] Besonders offen zeigte sich Braudel gegenüber dem *area studie*s-Programm der Rockefeller Foundation, das, symptomatischer Ausdruck einer im Geiste der Kalten Kriegs-Logik entwickelten sozialwissenschaftlichen Subdisziplin, zumindest von amerikanischer Seite her dazu gedacht war, Expertenwissen über die nichtwestliche Welt und ihre beargwöhnte Anfälligkeit für den Kommunismus bereitzustellen.[134] In seinen Kontakten mit der Stiftung zeigte sich Braudel unterdessen nicht ausschließlich vom machtpolitisch gefärbten Subtext der Disziplin als von ihrem Potenzial angetan, multidisziplinäre Erkundungen vor allem Asiens und Afrikas in Angriff zu nehmen. In einer grundsätzlichen Stellungnahme, mit der er sich im Sommer 1956 in der Debatte um die Neukonzeption der französischen Wissenschaftspolitik Gehör zu verschaffen wusste, bezog er sich eigens auf die *area studies*:

»Un des rôles essentiels des sciences humaines est la difficile prospection du monde actuel. Sa reconnaissance n'est possible que par la collaboration des différentes disciplines qui, à cet effet, doivent se soumettre à une orchestration entièrement nouvelle. […] La connaissance de cette vie mondiale […] est absolument nécessaire à la politique clairvoyante d'un grand pays comme le notre. […] Que la méthode soit bonne, on le voit assez bien avec la mise en place, aux Etats-Unis, de très coûteuses opérations d'area studies. Cette méthode a été appliquée chez nous, il y a plus de vingt cinq ans, par Ch. A. Julien […] en 1935.«[135]

Damit exponierte sich Braudel in der innerfranzösischen Debatte zunächst als Verfechter eines amerikanischen Wissenschaftsformats. Zugleich tat er dies nicht, ohne vergleichbare Konzepte französischer Wissenschaftler zu erwähnen. Braudel verwies dann auf den Maghreb-Experten Charles-André Julien, dem die Volksfrontregierung Mitte der 1930er

131 Vgl. *Jacques Revel/Nathan Wachtel*, Une école pour les sciences sociales. De la VI[e] section à l'École des hautes études en sciences sociales, Paris 1996, S. 145–166.

132 Vgl. Brief des Präsidenten der EPHE an den Minister der Education Nationale, 20.6.1949, Archives Nationales, Paris, F 17 17715, sowie die Grantzusagen der Stiftung vom 20.6.1952, S. 1, RAC, RF RG 1.2 500 S Box 16 Folder 146, Grantzusage vom 6./7.12.1955, RAC, RF RG 1.2 500 R Box 9 Folder 14.

133 Vgl. *Giuliana Gemelli*, Fernand Braudel, Paris 1995.

134 Vgl. *Corinna R. Unger*, Cold War Science. Wissenschaft, Politik und Ideologie im Kalten Krieg, in: NPL 51, 2006, S. 49–68, hier S. 61 f.

135 *Fernand Braudel*, Rapport préliminaire sur les sciences humaines 1956, S. 5, Archives de l'École des hautes Études en Sciences Sociales, Paris, Fonds Louis Velay CPVL 99 MSH (1956–1974).

Jahre Gelegenheit gegeben hatte, eine entsprechende außenpolitische Expertise am *Centre de politique étrangère* der Universität Paris zu institutionalisieren und der französischen Diplomatie und Staatsverwaltung Expertenwissen über die Region zuzuarbeiten. Zugleich mied Braudel jeden Hinweis auf die französischen Kolonialwissenshaften in der Zwischenkriegszeit, denen es wesentlich um die Produktion eines systematischen Wissens über die nordafrikanische als aus dezidiert ›französischer‹ Sicht exotisch ›andere‹ und zugleich – mindestens machtpolitisch – nachrangige Region gegangen war.[136] Er beabsichtigte, mithilfe der amerikanischen Fördergelder die für die französischen Kontexte anverwandelten *aires culturelles* so in der VI. Sektion anzusiedeln, dass sie mit Einrichtungen wie der etablierten *École nationale des langues orientales* würde konkurrieren können, die das regionalwissenschaftliche Feld bisher besetzten. Der Hinweis auf als französische Vorläufer der *area studies* etikettierte wissenschaftliche Ansätze in Frankreich erfüllte unter diesen Umständen die strategische Funktion, das Maß möglicher Gegenwehr aus diesen Einrichtungen gering zu halten. Jedenfalls sollte es auf diesem Wege unmöglich werden, die *area studies* pauschal als amerikanischen Import zu diskreditieren. Umgekehrt sollte die amerikanische Finanzierung Kritiker beschwichtigen, die hinter Braudels Fürsprache für die Asien- oder Russlandforschung ein kommunismusfreundliches machtpolitisches Kalkül argwöhnten.[137] Gegenüber der Rockefeller-Stiftung wiederum machte sich Braudel dafür stark, in die Förderrubrik der *area studies* auch klar historisch ausgerichtete Projekte aufzunehmen.

Die Förderbeziehungen zur VI. Sektion entwickelten sich von daher grundsätzlich anders als von der Rockefeller-Stiftung geplant. Zugleich war man auf der Stiftungsseite zu einer entsprechenden Wendigkeit bereit, denn Braudel gewährte als international vernetzter und einflussreicher Wissenschaftsmanager den Philanthropen zugleich Zugang zu seinen akademischen Netzwerken. Am Erfolg der Förderkonstellation hatten sie insofern ein Interesse, da es ihnen so möglich schien, sich französischen Sozialwissenschaftlern in doppelter Weise als finanzielles Substitut zu empfehlen: als Verwalter von Fördergeldern, die ihre potenziellen Empfänger vor allzu großer Nähe zum französischen Staat würden bewahren können, und als dauerhafter Koalitionspartner in einer Zeit, in der die Wissenschaftskontakte zu Deutschland erst langsam wieder intensiviert wurden.[138] Auch aus diesem Kalkül heraus ließen sich die Stiftungsvertreter auf einen inkrementalen Rhythmus von Aushandlungen ein.

IV. Transatlantische Forschungsförderung als Teil einer offenen Wissenschaftsgeschichte Europas

Wird die eingangs angesprochene Frage nach den Möglichkeiten, europäische (Zeit-)Geschichte zu schreiben, noch einmal aufgegriffen, so eignet sich eine vergleichende Geschichte transatlantischer Wissenschaftstransfers auch dazu, Europa als einen zeitgebunden unterschiedlich definierten und strukturierten Ort der Aushandlung und Transfers

136 Vgl. *M. Chauvot*, Le haut comité méditerranéen et les organismes de politique musulmane, Paris 1937. Vgl. zum Kontext *Henry Laurens*, L'orientalisme français. Un parcours historique, in: *Youssef Courbage/Manfred Kropp* (Hrsg.), Penser l'Orient, Beirut 2004, S. 103–128, und *William A. Hoisington*, The Mediterranean Committee and French North Africa, 1935–1940, in: The Historian 35, 1991, S. 255–266.

137 Vgl. zum Diskurskontext *Thomas Kroll*, Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im Vergleich (1945–1956), Köln/Weimar etc. 2007, S. 134 f.

138 Vgl. Joseph H. Willits, an Frederick F. Stephan, 12.2.1949, RAC, RF RG 1.1 700 S Box 23 Folder 167.

von Wissenschaftspraktiken und Wissensformaten zu thematisieren. Dass die Forschungsförderung der hier beispielhaft thematisierten Rockefeller-Stiftung in einem Szenario amerikanisch verordneter Sozialwissenschaften aufgegangen wäre, zeichnet sich weder für die deutsch-amerikanischen noch für die französisch-amerikanischen Förderkontakte der frühen Nachkriegsjahre von vornherein ab. Ebenso wenig ist freilich eine ganz auf Augenhöhe ausgehandelte Zusammenarbeit mit deutschen oder französischen Forschern und Wissenschaftsvertretern zu erkennen. Die verstreuten Nahaufnahmen legen nahe, dass die Vertreter der Rockefeller-Stiftung, selbst wenn sie einer Implantierungslogik gehuldigt haben mögen, angesichts der komplexen und dynamischen Rahmenbedingungen, die sie in Deutschland und Frankreich nach 1945 vorfanden, so nicht verfahren konnten. Stattdessen mussten Förderkontakte entlang eines tastenden Verfahrens zum Teil mühsam hergestellt werden. Intensität und Reichweite der Wissenschaftszirkulation ergaben sich insofern aus einer ungleich subtileren Logik als der einer machtpolitisch unterfütterten Verordnungspolitik seitens der Philanthropen. Unter diesen Umständen ließen sich jedenfalls nicht kompakte Modelle sozialwissenschaftlichen Forschens nach Europa durchreichen.

Zweifellos hatten die amerikanischen Akteure unter den vorherrschenden internationalen Machtbedingungen nach 1945 eine günstige Ausgangslage, um die Haupttransferrichtung über den Atlantik vorzugeben. Mit dieser Ambition ist allerdings der Verlauf der Wissensvermittlung nicht schon analysiert, sondern erst ein politisch, wenn nicht ideologisch aufgeladenes Akteursinteresse benannt und der Ausgangspunkt komplexer Bezugnahmen markiert. Sozialwissenschaftliche Transferobjekte wie die empirischen Sozialwissenschaften wurden nicht nur durch die US-Akteure bestimmt, in die Selektion entsprechender Wissenschaftsfermente mischten sich auch die europäischen Sozialwissenschaftler ein. Sie taten dies, nicht anders als die Philanthropen, mit dem Eigeninteresse, sich an der ständigen Differenzbildung zwischen vermeintlich national etikettierbaren Wissenschaftskulturen zu beteiligen. Sprachen Philanthropen und Wissenschaftler eingehend von französischen, deutschen oder amerikanischen Sozialwissenschaften, ging es ihnen demzufolge nicht um eine (ohnehin illusorische) vorbehaltlose Perzeption der im zeitgenössischen Diskurs national konstruierten Disziplinenfelder. Dann nämlich wären vor allem die vielfachen transnationalen akademischen Austauschbeziehungen und *métissages* und die keineswegs linearen, aber aller Krisenanfälligkeit zum Trotz langfristigen intellektuellen und (kultur-)politischen Interaktionen aufzudecken gewesen, denen sich die beiderseits des Atlantik praktizierten Sozialwissenschaften immer auch verdankten. Demgegenüber spricht viel dafür, dass vom Rekurs auf die sogenannten amerikanischen Sozialwissenschaften die deutschen und französischen womöglich kaum weniger profitierten als die US-amerikanischen Akteure, wenn es darum ging, nicht nur Forschungsgelder einzuwerben, sondern auch darum, sich innerhalb der jeweils eigenen Disziplinen- und Institutionenfelder zu positionieren. Der dekonstruktivistische Blick wird sich dabei nicht nur auf behauptete nationale Differenzen, sondern auch auf die zeitgenössische Unterstellung von vermeintlicher Kohäsion richten müssen: Sprachen die Vertreter der Rockefeller-Stiftung programmatisch von den »social sciences in Europe«[139] konnte dies zunächst kaum mehr als Appellcharakter haben. Umso genauer wird darauf zu achten sein, mit welchem Kalkül sich deutsche und französische Sozialwissenschaftler vor allem seit den 1960er Jahren zunehmend für eine transnationale Kooperation auch auf institutioneller Ebene interessierten. Dass sich der supranationale Elan auch dem Bestreben verdankte, Europa als konkurrenzfähigen Ort einer programmatisch aufgeladenen modernen Wissensproduktion gegenüber starken Wissenschaftsstandorten in den USA sichtbar zu machen, liegt nahe.

139 Vgl. u. a. der Associate Director der Social Sciences-Abteilung der Rockefeller-Stiftung, Norman Buchanan, Notes on Social Science Policy in Europe, 20.1.1948, RAC, RF RG 1.1 700 S Box 23 Folder 167.

Imke Sturm-Martin

Annäherung in der Diversität

Europäische Gesellschaften und neue Zuwanderung seit dem Zweiten Weltkrieg

Migrationen haben die europäische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert geprägt. Das Phänomen Migration reicht tief in die Geschichte zurück, die Mobilität auch über weite Strecken ist eine anthropologische Konstante. Seit der frühen Neuzeit ist Europa Schauplatz von grenzüberschreitenden »Migrationssystemen«[1], deren Radius sich mit der Revolution des Transportwesens immer mehr vergrößerte. Im 19. Jahrhundert weitete sich die Perspektive der Mobilen bis über den Atlantik, die Auswanderung aus Europa nach Übersee wurde zum Massenphänomen. Im 20. Jahrhundert trat zur massenhaften Flucht vor Not und Armut die massenhafte Flucht vor Verfolgung und Repression. Als ›Jahrhundert der Flüchtlinge‹ geht das 20. Jahrhundert in die Migrationsgeschichte ein, Europa war während der ersten Jahrhunderthälfte die Drehscheibe dieser erzwungenen Migrationen. In diesem Zeitraum existierten auf dem europäischen Kontinent Orte der Vertreibung und Orte der Zuflucht nebeneinander, entsprechend groß waren die nationalen Diskrepanzen hinsichtlich der europäischen Migrationsgeschichte. Als sich mit den Jugoslawienkriegen am Jahrhundertende wieder eine innereuropäische Fluchtsituation ergab, hatten sich die nationalen Unterschiede hinsichtlich der Themen Einwanderung und Minderheiten längst verflacht. Für die zweite Jahrhunderthälfte ist kaum zu übersehen, wie sich einerseits die Brennpunkte der Migration zunehmend auf den Globus verteilten, und sich andererseits innerhalb Europas die zunächst stark divergierenden Migrationsgeschichten europäischer Gesellschaften aufeinander zu bewegten. Wie auf vielen anderen Gebieten wurde auch für den Bereich der Migration, für politische Regulierungsversuche und für den Umgang mit zugewanderten Minderheiten eine wachsende Ähnlichkeit der europäischen Gesellschaften konstatiert. In der Gegenwart sind alle westeuropäischen Länder – trotz der verschiedenen Ausgangspositionen nach dem Zweiten Weltkrieg – inzwischen zu Einwanderungsländern geworden, überall in diesem westlichen Europa finden sich multiethnische Gesellschaften.

Im Folgenden sollen die Mechanismen dieser Angleichung genauer untersucht werden. Migration hat insbesondere im 20. Jahrhundert die europäischen Gesellschaften verändert: Welches sind die Bestimmungsfaktoren dieser Veränderung, wo in Europa wurden Wegmarken gesetzt für eine europäische Nachkriegsmigrationsgeschichte? Die zunehmende innereuropäische Ähnlichkeit von Migrationsgeschehen, von Migrations- und Integrationspolitik vollzog sich vor dem Hintergrund der institutionalisierten Zusammenarbeit auf wirtschaftlicher und politischer Ebene, gleichzeitig aber auch vor dem Hintergrund einer zunehmenden Annäherung der konsumorientierten Lebensstile in Industriegesellschaften weltweit. Die Verfügbarkeit von Infrastruktur und Transportmitteln auf der einen Seite, die Zugänglichkeit von Informationen andererseits haben internationale Migration global zu einem Teil dieses Lebensstils werden lassen. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind in den Staaten des westlichen Europas die statistischen Größen von eingewanderten Minderheiten, die Altersstruktur der Bevölkerung, Rahmendaten des Arbeitsmarktes und die Parameter gesellschaftlicher Integration, derart ähnlich, dass die Versuchung groß ist, von europäischen Entwicklungen zu sprechen.

---

1 *Jan Lucassen*, Migrant Labour in Europe 1600–1900. The Drift to the North Sea, London 1987.

I. Migration und Minderheiten in der frühen Nachkriegszeit

Die Situationen der Gegenwart erscheinen ähnlich, der gemeinsam zurückgelegte Weg ist jedoch in der historischen Perspektive nur kurz. Vor allem in den ersten Nachkriegsjahrzehnten lassen sich viele nationale Spezifika entdecken, und es überwiegen im europäischen Vergleich die Unterschiede. Europa war auf der Linie Alpen-Pyrenäen in Einwanderungs- und Auswanderungsländer getrennt, eine schon klassisch gewordene Kategorisierung der europäischen Nachkriegsmigration, die – angelehnt an das nachholende Wirtschaftswachstum der südeuropäischen Länder – die seit den siebziger und achtziger Jahren erfolgte Angleichung an das Leitmodell Nordmitteleuropa auch hinsichtlich des Wanderungssaldos beobachtet.[2] Seit den siebziger Jahren nehmen für den gesamten westeuropäischen Bereich die Gemeinsamkeiten zu, die Charakteristika der zuvor klar abgegrenzten Großregionen verwischen sich und es zeigt sich eine deutliche Tendenz der Annäherung.

Wenn wir aber die Migrations- und Minderheitengeschichte Europas nach dem Zweiten Weltkrieg nur als Teilgeschichte der wirtschaftlichen Süd-Nord-Angleichung verstehen, verschwimmt sie in der *master narrative* einer globalen Migrationsgeschichte von Armutswanderung und Wachstum durch Mobilität von Menschen, Geld und Wissen. Tatsächlich zeichneten die Binnenwanderungen, die grenzüberschreitenden Wanderungen, der Umgang mit Minderheiten und die Migrationspolitik im Europa der Nachkriegszeit ein außerordentlich komplexes Bild mit sehr deutlich europäischen Zügen. In Auseinandersetzung mit der Nachkriegsmigration sind die europäischen Gesellschaften zuerst einzeln europäischer, dann gemeinsam globaler geworden. Die traditionelle Nord-Süd-Trennlinie behielt dabei ihre Relevanz hinsichtlich der wirtschaftlichen Aspekte der Migrationsgeschichte. Bislang zu wenig beachtet ist aber die Vorreiterrolle der Einwanderungs- und Minderheitenpolitik von Frankreich und Großbritannien im Rahmen einer europäischen Gesellschaftsgeschichte der Nachkriegszeit. Hier begann nach dem Zweiten Weltkrieg die substantielle Einwanderung aus Übersee nach Europa, hier wurde Jahrzehnte früher als anderswo in Europa über Einwanderungsbeschränkungen nachgedacht, Jahrzehnte früher wurde hier das Zusammenleben in multiethnischen Großstädten verhandelt. Wie bedeutend die Nachkriegsmigration für eine europäische Gesellschaftsgeschichte ist, zeigt sich insbesondere am britischen und französischen Fall. Über die Auseinandersetzung mit dem vermeintlich Fremden vollzog sich im Nachkriegseuropa der traumatische Abschied von den geopolitischen Parametern einer eurozentristischen, imperial geprägten Welt.

Europäische Diskrepanzen

In den ersten beiden Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkriegs überwogen hinsichtlich der Zuwanderung und des Umgangs mit Minderheiten die Unterschiede innerhalb der europäischen Staaten. Einer der Indikatoren dieser Unterschiedlichkeit ist die Wahl des Wanderungsziels durch die Migranten. Vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis in die siebziger Jahre hinein entschieden sich europäische und nichteuropäische Migranten für bestimmte Länder auf dem europäischen Kontinent. Diese Wahl erlaubt einige Rück-

2 Überblicke bieten z. B. *Anna Triandafyllidou/Ruby Gropas* (Hrsg.), European Immigration. A Sourcebook, Aldershot 2007, *Hartmut Kaelble*, Migration, in: ders., Sozialgeschichte Europas 1945 bis zur Gegenwart, München 2007, S. 239–266, vgl. auch die Darstellungen größerer Zeiträume bei *Dirk Hoerder*, Cultures in Contact. World Migrations in the Second Millennium, Durham 2002, und *Klaus J. Bade*, Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2000; zur Periode der Nachkriegszeit vgl. insbesondere *Stephen Castles*, The Age of Migration, 4., überarb. Aufl., Basingstoke 2009 (zuerst 1998); *Heinz Fassmann/Rainer Münz* (Hrsg.), European Migration in the Late Twentieth Century, Aldershot 1994.

schlüsse auf das Verhältnis von Einwanderer und Aufnahmeland und zeigt die Diversitäten, wie sie in den ersten Nachkriegsjahrzehnten innerhalb Europas bestanden. Während die individuellen Motive der Zuwanderer sich international weitgehend glichen in einer Prävalenz der Suche nach einem zeitlich begrenzten, gut bezahlten Auslandsaufenthalt mit Rückkehrperspektive, ergaben sich je nach Herkunftsland unterschiedliche Tendenzen, für welches Zielland Migranten sich entschieden.

Die Migranten aus Übersee, die ihre Schiffspassagen und Flugtickets nach Großbritannien und Frankreich buchten, waren in den ersten Nachkriegsjahrzehnten auf ihr spezifisches Zielland festgelegt, denn sie durften dort mit einigen aus der kolonialen Tradition stammenden Privilegien rechnen. Anders gelegen waren dagegen die Motive der Ziellandwahl bei den in Südeuropa angeworbenen Arbeitskräften: Portugiesen, Spanier, Italiener, Griechen, Jugoslawen und Türken wanderten in die Länder, in denen bereits Verwandte und Freunde lebten oder in denen passende Arbeitsverhältnisse auf sie warteten, vornehmlich in die Bundesrepublik Deutschland, nach Belgien, Schweden oder in die Schweiz. Die Anwerbeländer waren in der Phase der Arbeitskräfterekrutierung zwischen 1945 und 1973/74 genauso wenig wählerisch hinsichtlich der Herkunftsnationen der »Gastarbeiter« wie die Migranten selbst. Beide Seiten betrachteten diese Migration als einen zeitlich begrenzten Handel und wollten ihren Irrtum mitunter lange nicht eingestehen. Die Migranten pflegten die Illusion der Rückkehr noch, als der individuelle Lebensmittelpunkt längst nicht mehr zu verpflanzen war, die Administratoren der Rekrutierung übersahen den Prozess der Sesshaftwerdung, vielerorts in Europa zeigten sich diese Entwicklungen.

In Frankreich und Großbritannien stand das Aushandeln von Fremdheit und Zugehörigkeit, von Teilhabe und Ausschluss für eine große Gruppe der Zuwanderer unter dem zusätzlichen Aspekt der postkolonialen Bindung. Viel früher als im übrigen Europa entstand in diesen beiden Ländern eine Auseinandersetzung mit der neuen Einwanderung. Die imperiale Vergangenheit (und bis in die sechziger Jahre hinein beispielsweise für die karibischen Territorien noch Gegenwart) war ausschlaggebend für grundsätzlich unterschiedliche Bedingungen der Migrations- und Minderheitengeschichte innerhalb Europas in der frühen Nachkriegszeit: Es entstanden in einigen europäischen Ländern privilegierte Zuwanderungsbedingungen für außereuropäische Migranten, in anderen nicht. Früher als in anderen europäischen Ländern ergaben sich dort auch besondere Anforderungen und Lösungsansätze in der Minderheitenpolitik. In der Rückschau erscheinen Großbritannien, Frankreich und – unter etwas anderen Vorzeichen – auch die Niederlande als eine Art Avantgarde der europäischen Migrationsentwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Die Länder ohne koloniales Erbe lassen sich nach den Richtungen der europäischen Binnenmigration kategorisieren. Durch die zeitliche Verschiebung von Konjunkturwachstum und industrieller Expansion entstand für zwei bis drei Jahrzehnte zwischen Nord- und Südeuropa eine virtuelle Grenze an Alpen und Pyrenäen, die die westeuropäischen Länder in Herkunfts- oder Zielländer einer umfangreichen Arbeitskräftemigration einteilte. Anders als bei den postkolonialen Wanderungen, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg massiv einsetzten und als typische Erscheinung der zweiten Jahrhunderthälfte eingeordnet werden können, hat der Trend der innerkontinentalen Arbeitskräftemigration Wurzeln bis zurück in die Frühzeit der Industrialisierung, als zur Mobilität einzelner Spezialisten (wie den französischen Scherern in der Textilregion Aachen im späten 17. Jahrhundert oder den Rauchfangkehrern aus der Schweiz in der Stadt Wien im 18. und 19. Jahrhundert) und zusätzlich zu den traditionellen saisonalen, oft grenzüberschreitenden Wanderungen von Erntehelfern eine zunehmende Wanderung von Industriearbeitern einsetzte.[3]

---

3 *Hannelore Oberpenning*, »People were on the move«. Wanderhandelssysteme im vor- und frühindustriellen Europa, in: IMIS-Beiträge 18, 2001, S. 123–140, URL: <http://www.imis.uni-osnabrueck.de/pdffiles/imis18.pdf> [22.5.2009].

Seit dem frühen 19. Jahrhundert wanderten irische Arbeiter in die englischen Industriereviere, im späten 19. Jahrhundert begann die Wanderung von Polen aus den preußischen Ostprovinzen in die westdeutschen Industriezonen. Zeitgleich setzte die massive Auswanderung aus Italien ein, die neben Zielen in Übersee vor allem nach Frankreich gerichtet ist. Iren in England, »Ruhrpolen« in der westdeutschen Bergbauregion und Italiener im östlichen Frankreich, in Paris oder in der Provence lebten oft über lange Zeiträume in Einwandererkolonien, die als Anlaufstellen für die neuen Zuwanderer dienten sowie durch Pendel- und Rückwanderung in engem Kontakt mit der Heimatregion blieben und die ›Fremdheit‹ ihrer Bewohner in den Augen der Aufnahmegesellschaft bewahrten. So unterschiedlich sich die Eingewanderten in ihren ethnisch-kulturellen Eigenarten präsentierten, so ähnlich waren die Reaktionen in den Aufnahmegesellschaften in Form von ethnischer und religiöser Diskriminierung, wie sie die genannten Iren, Polen und Italiener an ihren Zielorten erfuhren.[4] In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeigten sich immer extremere Zuspitzungen der hinter diesen Diskriminierungen stehenden Ideologien von ethnischen Hierarchisierungen und nationaler Homogenität, die von restriktiven Tendenzen in der Ausländerpolitik zu Massenumsiedlungen, Flucht und Völkermord reichten und im Rassenwahn der Nationalsozialisten und dem Holocaust gipfelten. Der Zweite Weltkrieg bedeutete migrationshistorisch einen tiefen Einschnitt, zumal mit dem Eisernen Vorhang viele der traditionsreichen Migrationssysteme zwischen Ost und West durchtrennt wurden. Die überkommenen negativen Konnotationen von Fremdheit erwiesen sich hingegen vielfach als langlebig.

Das westliche Europa erschien in der Phase nach dem Zweiten Weltkrieg zweigeteilt zwischen Auswanderung und Einwanderung. Tatsächlich ähnelten sich die Länder beiderseits der Alpen-Pyrenäen-Linie aber durchaus, und trotz der gegensätzlichen Wanderungsbilanz waren sie sich einig in ihrer Fokussierung auf das Wirtschaftswachstum. Die Arbeitskraft als internationale Tauschware, wie sie folgerichtig 1957 auch zwischen den sechs Gründungsmitgliedern der EWG vertraglich festgeschrieben wurde, ist ein Symptom dieser Einstellung. Auch Frankreich gehörte zu den Rekrutierungsländern, aber gleichzeitig wurde hier wie in Großbritannien mit der Zuwanderung aus den Kolonialreichen die Dekolonisierung zum gesellschaftlichen Thema, anders als in den europäischen Nachbarländern kann hier die Migration nicht als ein rein wirtschaftliches Phänomen eingeordnet werden.

II. Postkoloniale Migration: »With Europe, but not of it«[5]?

Die Migration aus Gebieten, die entweder noch unmittelbar politisch-administrativ oder als ›unabhängige‹ neue Staaten wirtschaftlich an die europäischen Zielländer angebunden waren, entstand aus demselben Gefälle von Arbeitsplatzangebot und Einkommenshöhe, das auch bei der rekrutierten europäischen Binnenmigration der fünfziger und sechziger Jahre wirkte. Doch der Blick auf die ›kolonialen‹ Migranten war von Beginn an in den westeuropäischen Ländern ein anderer. Während die südeuropäischen Arbeitskräfte auf ihre wirtschaftliche Funktion reduziert wurden, brachten die Einwanderer aus Nordafrika, aus der Karibik und aus Südasien ein ›koloniales‹ Gepäck mit, für das die westeuropäischen Regierungen über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten keine geeignete Un-

4 *Leo Lucassen*, The Immigrant Threat. The Integration of Old and New Migrants in Western Europe since 1850, Urbana/Chicago 2005, S. 100 f.

5 *Winston Churchill*, The United States of Europe, in: The Saturday Evening Post vom 15.2.1930, zit. nach Clemens Wurm, Großbritannien, Frankreich und die westeuropäische Integration, Berlin 1992, S. 20, URL: <http://edoc.hu-berlin.de/humboldt-vl/wurm-clemens/PDF/Wurm.pdf> [20.6.2009].

terbringungsmöglichkeit fanden. Die intensive öffentliche Auseinandersetzung drehte sich dabei um wenige Angelpunkte und führte zu einer fortwährenden Verhandlung von nationalen, globalen und europäischen Identitäten.

Ein zentrales Thema der Auseinandersetzung über die Migration, das in den ersten Nachkriegsjahrzehnten in Europa nur Großbritannien und Frankreich betraf, war die nationale Zugehörigkeit und ihre rechtliche Definition in der Staatsbürgerschaftgesetzgebung.[6] Was hier bereits wenige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg relevant wurde, gewann in anderen europäischen Ländern erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts an Bedeutung, als Rolle und Funktion nationaler Zugehörigkeiten im Rahmen von Sozialstaat, Zuwanderung und internationaler Mobilität neu verhandelt wurden.[7] Vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Integration Europas und der rasant gewachsenen Durchlässigkeit nationaler Grenzen für Wirtschaftsgüter entstand zu diesem späten Zeitpunkt in ganz Europa ein neuer Abgrenzungsbedarf in der Zuwanderungspolitik.[8] Bereits in den fünfziger Jahren wurde mit den postkolonialen Zuwanderern nach Großbritannien und Frankreich der europäische Wohlstandsvorsprung evident, jedoch in kolonialer Tradition als Zivilisationsgefälle zwischen Mutterland und Kolonie verstanden. Diese ›kolonialen‹ Zuschreibungen waren ein frühes Beispiel moderner Identitätsunsicherheit, wie sie aus den »ungeheuer raschen, tiefgreifenden und beispiellosen sozioökonomischen Veränderungen, die für das dritte Viertel unseres Jahrhunderts so typisch waren« entstanden.[9] Die für die Industrieländer in diesem Zeitraum charakteristische Furcht vor kulturellem Identitätsverlust fand in den als fremd erscheinenden Zuwanderern ein ideales – weil zunächst passives – Objekt.

In beiden Ländern standen dabei die Strategien des kolonialen Rückzugs in einem schwierigen Verhältnis mit der zunehmenden Einwanderung aus ehemaligen Kolonialterritorien wie aus den neuen Staaten Indien und Pakistan, aus Territorien auf dem Weg in die Unabhängigkeit wie den karibischen Inseln oder – wie in Frankreich während des Algerienkonflikts – vom Schauplatz eines kolonialen Unabhängigkeitskriegs. Dabei widersprach der in den ›Mutterländern‹ angesichts der Einwanderung aufkommende Wunsch nach territorialer Abgrenzung immer den öffentlichen Bekräftigungen der Zusammengehörigkeit von Mutterland und Kolonie, wie sie noch in den späten vierziger Jahren zu vernehmen waren. Die unkomplizierte Zugänglichkeit der metropolen staatsbürgerlichen Rechte für die Bewohner der Kolonialgebiete spielte dabei eine wichtige Rolle.

Großbritannien, Schmelztiegel des Commonwealth

In Großbritannien wurde mit dem Nationality Act von 1948 ein derartiges Signal der Verbundenheit gesendet. Das Vereinigte Königreich schrieb hierin für sein eigenes Territorium eine Politik der Freizügigkeit fest, die in den Mitgliedsländern des »Old Commonwealth« bereits nicht mehr galt.[10] Dort waren jeweils schon bald nach den Staatsgrün-

---

6 Vgl. *Adrian Favell*, Philosophies of Integration. Immigration and the Idea of Citizenship in France and Britain, Basingstoke 1998; *Rogers Brubaker*, Staatsbürger. Deutschland und Frankreich im historischen Vergleich, Hamburg 1994; *Gérard Noiriel*, Population, immigration et identité nationale en France, XIXe-XXe siècle, Paris 1992; *David Cesarani/Mary Fulbrook* (Hrsg.), Citizenship, Nationality and Migration in Europe, London 1996.

7 Vgl. insb. ebd., und *Brian Jenkins/Spyros A. Sofos* (Hrsg.), Nation and Identity in Contemporary Europe, London 1996.

8 *James Hollifield*, Offene Weltwirtschaft und nationales Bürgerrecht. Das liberale Paradox, in: *Dietrich Thränhardt/Uwe Hunger* (Hrsg.), Migration im Spannungsfeld von Globalisierung und Nationalstaat, Wiesbaden 2003, S. 35–57.

9 *Eric Hobsbawm*, Nationen und Nationalismus, Frankfurt am Main 1991, S. 195 f.

10 *Imke Sturm-Martin*, Zuwanderungspolitik in Großbritannien und Frankreich. Ein historischer Vergleich (1945–1962), Frankfurt am Main/New York 2001, S. 129 f.

dungen selektive Zuwanderungsbestimmungen mit rassistisch motivierten Auswahlkriterien eingeführt worden. Nur das Mutterland selbst behielt eine bedingungslose Freizügigkeit für »British subjects« bei, für Bewohner von Kolonien und ehemaligen Kolonien, und bekräftigte damit auch seinen Sonderstatus innerhalb des Commonwealth. Die Folgen dieser Freizügigkeit waren zum Zeitpunkt der Verabschiedung des Gesetzes kaum absehbar, im Blick waren zunächst die Auswanderer aus dem Vereinigten Königreich in die Dominions sowie die britisch-stämmige Bevölkerung dieser ehemaligen Siedlerkolonien. Deren andauernde, für den britischen Einfluss bedeutende Loyalität basierte in der Beurteilung der Regierung Attlee wesentlich auf der garantierten Rückkehrmöglichkeit ins Mutterland. Erst zu Beginn der fünfziger Jahre fühlte sich die Regierung Churchill durch das Freizügigkeitsgesetz von 1948 eingeschränkt, als über Maßnahmen nachgedacht wurde, mit denen der stetig wachsenden Zuwanderung aus der Karibik begegnet werden könne. Wie stark das imperiale Bewusstsein zu diesem Zeitpunkt die Diskussion über die Einwanderung prägte, zeigen die Protokolle des mit dem Thema Zuwanderung befassten Komitees. Stets wurde die Wirkung potentieller Maßnahmen hinsichtlich der karibischen Zuwanderung auf die Gemeinschaft des Commonwealth genau bedacht. Die ›vorgestellten‹ Eigenschaften britischer imperialer Identität wurden dabei wie folgt umrissen:

»It [die Beschränkung der Freizügigkeit] has little meaning to the vast majority of the citizens of e.g. India, Pakistan or the West African territories. Further, it may well be argued that a large coloured community as a noticeable feature of our social life would weaken the sentimental attachment of the older self-governing countries to the United Kingdom. Such a community is certainly no part of the concept of England or Britain to which people of British stock throughout the Commonwealth are attached«.[11]

Dieses rassistische Verständnis von Zugehörigkeit verschwand erst sehr allmählich seit den späten fünfziger Jahren aus den schriftlichen Dokumenten der Regierungen. Lange bezogen sich alle offiziellen Verlautbarungen der Regierung zum ›Problem‹ der Zuwanderung auf die Tradition des Vereinigten Königreichs als Mutterland eines Kolonialreichs, schnell kam die britische Identität ins Spiel und ist wie selbstverständlich (lange vor dem Bewusstwerden einer *invented tradition*) mit dem Empire verwoben. Vokabeln wie ›Loyalität‹ und ›Sentiment‹ wurden für die Bindung und Bedeutung von Commonwealth und Colonial Territories zitiert. Ein Staatssekretär aus dem Innenministerium, David Renton, erklärte im Dezember 1958 vor dem House of Commons,

»this country is proud to be the centre of an inter-racial Commonwealth which, my Hon. Friend agrees, is the greatest assortment of peoples of all races, creeds and colours the world has ever seen. As a result of that, we have always allowed any of the people in what was the Empire and is now the Commonwealth to come to this country and to go from it as they please.«[12]

Zu diesem Zeitpunkt war allerdings der souveräne imperiale Stolz, der hier beschworen werden sollte, bereits angegriffen. Dabei blieben für die Wähler die Folgen der Dekolonisierung, die zögerliche politische und wirtschaftliche Annäherung an den gern mit Distanz betrachteten Kontinent oder die abnehmende wirtschaftliche Bedeutung auf internationaler Ebene zunächst noch abstrakt. Als konkreter und sichtbarer Ausdruck dieser Entwicklungen galt die postkoloniale Zuwanderung. Da aber die traditionelle Whig-Definition imperialen Nationalbewusstseins durch den Zuzug kolonialer Einwanderer, die ihren Anspruch auf britische Staatsbürgerschaft geltend machten, in Frage gestellt wurde, wurden die neuen Einwanderer zu Sündenböcken für den Verlust imperialer Geltung. Die

11 Report of the Working Party on coloured people seeking employment in the United Kingdom, 17.12.1953, S. 12, The National Archives, CO 1032/119.

12 Zit. nach *Ira Katznelson*, Black Men, White Cities. Race, Politics and Migration in the United States, 1900–30, and Britain, 1948–68, Chicago 1976, S. 127; Hansard H. of C., 5.12.1958, Vol. 596, col. 1579–1580.

Verunsicherung traf auch eine andere als britisch empfundene Tradition, die der unkomplizierten Aufnahme von Flüchtlingen vom Kontinent.[13] Die Folge war ein belastetes Verhältnis der Aufnahmegesellschaft zu den neuen Einwanderern, das die Aufnahme und Integration erheblich verkomplizierte.

Migrationskontinent Europa

Während sich die britische Gesellschaft in der Auseinandersetzung mit der »colonial migration« seit den fünfziger Jahren mit den veränderten Bezugsrahmen ihrer Identität vertraut machte und die französische Gesellschaft zwischen europäischem Engagement und (post)kolonialen Unabhängigkeitskriegen neue Definitionen der Zugehörigkeit suchte und in unterschiedlicher Weise in Auseinandersetzung mit den ansässigen Minderheiten fand, war die internationale Migration außerhalb von Großbritannien und Frankreich in europäischen Ländern zu diesem frühen Zeitpunkt kein prominenter Gegenstand öffentlichen Interesses. Viel bedeutender und gesellschaftlich prägend waren für einige Länder die substantiellen Binnenmigrationen, die in diesem Zeitraum stattfanden. So unterschiedlich Umfang und Motive dieser Wanderungen, so vergleichbar sind die gesellschaftlichen Folgen wie beispielsweise eine zunächst ablehnende Haltung gegenüber den Neuankömmlingen durch die ansässige Bevölkerung einerseits und die gezielte Sympathiewerbung zur Erleichterung der gewünschten wirtschaftlichen Integration andererseits.[14] Die Wanderung von Millionen von Süditalienern aus dem Mezzogiorno in den industrialisierten Norden war seit den sechziger Jahren Anlass zu kritischen Diskussionen über die gesellschaftliche Integration der wirtschaftlich so verschiedenen Regionen des vergleichsweise jungen Nationalstaats. Die wirtschaftliche Integration der Millionen deutschen Vertriebenen und Flüchtlinge war in der Bundesrepublik bis in die späten fünfziger Jahre hinein ein bedeutendes innenpolitisches Thema. Bis zum Ende des Kalten Krieges blieb die Migration von Deutschen und Deutschstämmigen in die Bundesrepublik relevant; als Aussiedler und Spätaussiedler aus Osteuropa kamen seit 1950 fünf Millionen, als »Republikflüchtlinge« aus der DDR kamen seit der Staatsgründung 1949 rund drei Millionen Personen in die Bundesrepublik. Auch die Umsiedlung oder Flucht europäisch-stämmiger Staatsbürger Frankreichs und der Niederlande nach der Unabhängigkeit der jeweiligen Kolonialterritorien wurden von den Regierungen der Aufnahmeländer als Binnenmigration behandelt. Nach Ende des Algerienkriegs verließen fluchtartig eine Million der sogenannten *Pieds Noirs*, Angehörige der französischstämmigen Minderheit, den neuen nordafrikanischen Staat und wurden in Frankreich unter erheblichem Aufwand angesiedelt und integriert, ähnlich wie bei der Rückführung von 300.000 niederländisch-stämmigen Bewohnern aus Niederländisch-Ostindien und Neu Guinea zwischen 1946 und 1958 in die Niederlande. In den Wachstumsdemokratien des nördlichen Europas rückten die angeworbenen ausländischen Arbeitskräfte zunehmend auf die unbeliebten, schlecht bezahlten Arbeitsstellen nach, die von einer aufstrebenden, immer besser ausgebildeten einheimischen Gesellschaft vakant zurückgelassen wurden.

---

13 *David Cesarani*, The Changing Character of Citizenship and Nationality in Britain, in: *Cesarani/Fulbrook*, Citizenship, S. 57–73, hier: S. 61. Vgl. auch *Imke Sturm-Martin/Karen Schönwälder*, Offenheit und Abgrenzung: Großbritanniens Umgang mit Einwanderern und Minderheiten, in: *dies.* (Hrsg.), Die britische Gesellschaft zwischen Offenheit und Abgrenzung. Einwanderung und Integration vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Berlin 2001, S. 9–16.

14 *Salvatore Palidda*, Émigration et immigration dans les changements politiques de la société italienne, in: *Clelia Caruso/Jenny Pleinen/Lutz Raphael* (Hrsg.), Postwar Mediterranean Migration to Western Europe, La migration méditerranéenne en Europe occidentale après 1945, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2008, S. 103–124; *Andreas Kossert*, Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, München 2008.

Die Migration aus der Karibik und aus Südasien konnte für Großbritannien die im übrigen expandierenden Europa verbreitete Arbeitskräfterekrutierung in südeuropäischen Ländern nahezu vollständig ersetzen. In Frankreich waren dagegen beide Phänomene gleichzeitig zu beobachten. Wie in der Bundesrepublik, Schweiz, Schweden, Belgien und in den Niederlanden absorbieren auch in Frankreich die expandierenden Industrien der *trente glorieuses* problemlos Arbeitskräfte aus Südeuropa. Gleichzeitig erlebte das Land das Anwachsen der nordafrikanischen Minderheit.

Frankreich, Schmelztiegel Europas

In Frankreich war die binneneuropäische Einwanderungspolitik immer auch eine bevölkerungspolitische Strategie. Die betonte Förderung nicht nur der Rekrutierung in den Nachbarländern, sondern auch der dauerhaften Ansiedlung und Naturalisierung der angeworbenen Arbeitskräfte war eine logische Folge dieser Politik. »Après les grandes épreuves qu'il a subies et afin de conserver son rang de grande nation, notre pays doit pouvoir compter sur une population nombreuse et active«, heißt es in einem Rundschreiben des Innenministers an die Präfekten von 1947, die niedrige Geburtenrate sowie die Verluste durch den Krieg forderten als Ausgleich »[u]ne large politique d'immigration et de naturalisation«.[15] Zu diesem Zeitpunkt waren schon wesentliche Weichen der Einwanderungsförderung gestellt. Bereits während der provisorischen Regierung war von Charles de Gaulle ein Komitee zur Bevölkerungsplanung eingesetzt worden.[16] Zu Beginn des Jahres 1945 nahm eine interministerielle Kommission für die Entwicklung einer neuen Einbürgerungsgesetzgebung ihre Arbeit auf.[17] Die im November 1945 verabschiedete Reform der Ausländergesetzgebung sah ein wesentlich erleichtertes Einbürgerungsverfahren vor sowie die Herabsetzung der Anforderungen für Einreise und Aufenthalt.[18] Die mit der Umsetzung einer entsprechenden Einwanderungspolitik betraute Behörde, das »Office National d'Immigration«, konnte allerdings ihre Monopolfunktion auf dem Arbeitsmarkt angesichts einer umfangreichen spontanen Arbeitskräftezuwanderung nicht halten und verlor schnell an Bedeutung.[19]

Während in den späten vierziger Jahren die Bundesrepublik mit der Arbeitslosigkeit nach der Währungsreform und der Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen zu kämpfen hatte, während auch die Niederlande und Italien einen Arbeitskräfteüberschuss abbauen mussten, knüpfte Frankreich an die seit den dreißiger Jahren unterbrochenen Migrationsnetzwerke an und warb um Einwanderer. Die bevölkerungspolitische Strategie der dauerhaften Integration betraf mithin nur Einwanderer aus europäischen Nachbarländern. Die wirtschaftlich nicht minder bedeutende Migration aus Nordafrika wurde in diese Planungen nicht miteinbezogen. Ähnlich wie in Großbritannien wurde auch in Frankreich nach Ende des Zweiten Weltkriegs und angesichts der bröckelnden imperialen Bande und der Unabhängigkeitsbestrebungen in Algerien die Zugehörigkeit bekräftigt. Alge-

15 Circulaire du 23 avril 1947 relative à l'instruction des demandes de naturalisation. Le ministre de la santé publique et de la population à messieurs les préfets et messieurs les directeurs départementaux de la population (pour information). Paris, le 23 avril 1947, Archives Nationales, F 60/499.

16 Alger, le 11 mai 1944, unterzeichnet von Charles de Gaulle u. a., in: Journal officiel (J. o.), 20.5.1944.

17 Vgl. J. o., 19.3.1945; J. o., 10.4.1945; J. o., 6.5.1945; J. o., 19.6.1945.

18 Vgl. Art. 3., Ordonnance no. 45–2658 du 2 novembre 1945 relative à l'entrée et au séjour des étrangers en France, in: J. o., 2.11.1945. Die Gültigkeit erstreckt sich auf Algerien: »L'expression ›en France‹, au sens de la présente ordonnance s'entend du territoire métropolitain et de l'Algérie.«

19 *Vincent Viet*, La France immigrée. Construction d'une politique 1914–1997, Paris 1998, S. 292–295.

rien wurde zum ›integralen‹ Teil Frankreichs erhoben, im September 1947 mit der Verleihung der französischen Staatsbürgerschaft an alle Bewohner Algeriens auch deren Einreise- und Niederlassungsfreiheit auf dem Metropolterritorium festgelegt. Während auch bei der Migration aus Nordafrika auf Netzwerke der Vorkriegszeit zurückgegriffen werden konnte, erwies sich der neue Sonderstatus algerischer Arbeiter nicht immer als vorteilhaft. Algerische Arbeitskräfte galten seit dem Statut von 1947 als Teil der nationalen Arbeitskraft und waren damit den europäischen Zuwanderern rechtlich vorzuziehen. In der Praxis ließ sich bei vielen Arbeitgebern eine umgekehrte Präferenz beobachten, die Durchsetzung des Vorzugsprinzips erwies sich als mühsam. In einem Pilotprojekt im Département Moselle, neben Paris, Lyon und dem Département Nord Hauptanlaufpunkt der algerischen Zuwanderer, wurde 1955 die Zahl der Vertragsabschlüsse mit europäischen Zuwanderern auf die Zahl gleichzeitig rekrutierter Algerier beschränkt. Die Erwartungen an das Projekt wurden nicht erfüllt, weder ließ sich auf diese Weise die bestehende Arbeitslosigkeit unter den Algeriern in Frankreich, noch die spontane und unkontrollierte Zuwanderung verhindern.[20] Die Situation verschlimmerte sich nach 1955, als der Algerienkrieg die Akzeptanz der nordafrikanischen Einwanderer durch die ansässige Bevölkerung weiter erodierte und die Regierung hinsichtlich der algerischen Minderheit in Frankreich eine ambivalente Politik zwischen Toleranzappellen und speziellen Überwachungsmaßnahmen führte.[21]

Mit der Unabhängigkeit Algeriens änderte sich 1962 der Rechtsstatus der algerischen Einwanderer in Frankreich. »En 1958 il s'agissait de permettre l'intégration sociale et politique dans la vie métropolitaine de 320.000 citoyens français de droit; en 1963 c'est un groupement de 480.000 étrangers«, fasste 1963 ein Bericht aus dem Innenministerium in zugespitzter Formulierung zusammen. Herauszulesen ist hier weniger die tatsächliche Rechtssituation, die durch zahlreiche Übergangsregelungen gerade hinsichtlich der Staatsbürgerschaft nicht dem hier so drastisch gezeichneten Schnitt entsprach, sondern eine verbreitete Einstellung, nach der die Staatsbürgerschaft ganz ohne Einfluss bleibt auf die Beurteilung des ›Fremden‹.[22]

III. Die Erfindung der Minderheitenpolitik

Die Einschränkung der Zugangsmöglichkeiten zur metropolen Staatsbürgerschaft für ehemalig kolonialpolitisch definierte ›sujets‹ oder ›subjects‹ erfolgte sowohl in Frankreich als auch im Vereinigten Königreich seit den sechziger Jahren allmählich, in kleinen Schritten wurden die Bindungen der Vergangenheit gelockert und schließlich durchtrennt. Die Grundlagen dafür entstanden in Großbritannien nach langwierigen Auseinandersetzungen in den späten fünfziger Jahren als Teil eines neuen Bewusstseins der Unumkehrbarkeit des Dekolonisationsprozesses. Beide Länder beendeten die Einwanderungsmöglichkeiten dieser Bevölkerungsgruppen durch die Abschaffung der kolonialen und postkolonialen Privilegien seit den sechziger Jahren. Sie wurden damit ihren europäischen Nachbarn ähnlicher, aber sie hatten einen bedeutenden zeitlichen Vorsprung in der Konfrontation, teilweise auch in der Auseinandersetzung mit den Themen Identität, Einwanderung und Minderheiten.

---

20 Arrêté vom 26.7.1949, nach dem Ausländer nur mangels französischer Arbeiter eingestellt werden dürfen; vgl. Les Travailleurs Algériens en France. Par Andrée Michel. Travaux du centre d'études sociologiques. CNRS 1956, S. 59, Archives Nationales, F1A 5017.

21 Pressekonferenz von Emile Pelletier am 12.9.1958, Archives Nationales, F1A 5055.

22 Bilan des réalisations effectuées au cours des dix huit mois du gouvernement présidé par M. Pompidou et récapitulation des résultats obtenus de 1958 à 1964 [sic], 28.11.1963, Archives Nationales, F1A 5055.

In der Annäherung der beiden ehemaligen Kolonialmächte an einen europäischen ›Mainstream‹ verwischte sich auch die in beiden Ländern rechtlich zunächst vollzogene Trennung zwischen der außereuropäischen, ›postkolonialen‹ Einwanderung und den Einwanderergruppen aus Europa. In Großbritannien schloss man noch im ersten Gesetz zur Beschränkung der Einwanderung, dem Commonwealth Immigrants Act von 1962, die Iren als zu diesem Zeitpunkt noch größte Gruppe der Einwanderer bewusst aus. In Frankreich stritten sich in den ersten Nachkriegsjahren die Bevölkerungspolitiker und die Wirtschaftsplaner über die Anwendbarkeit ethnischer Hierarchien bei der Rekrutierung von Arbeitskräften aus Europa.[23] Hier überwogen recht bald die Notwendigkeiten des Arbeitsmarktes, und die Einrichtung eines Migrationsamts für die drei Überseedépartements 1963, das die Rekrutierung für den öffentlichen Sektor der Metropole und die dauerhafte Ansiedlung in Frankreich von Auswanderern aus Réunion, Martinique und Guadeloupe organisieren sollte, ist ein typisches Beispiel des republikanisch-bürokratischen Ansatzes der französischen Migrationspolitik. Als intensiv betreute interne Migration blieb die Wanderung aus den Überseedépartements im behördlichen wie im öffentlichen Blick weitgehend »invisible«.[24] Dieser migrationspolitische Ansatz fand bei der nordafrikanischen Migration allein aufgrund des deutlich größeren Wanderungsvolumens keine Anwendung. Doch aus der Ausdehnung der französischen Staatsgrenzen bis in die Karibik folgte auch die Forderung nach Assimilation der Bewohner der Überseedépartements unabhängig von ihrem Aufenthaltsort. Die nordafrikanische Minderheit sah sich trotz der unterschiedlichen Rechtssituation einem ähnlichen Assimilationsdruck ausgesetzt.

In den sechziger Jahren entwickelten sich in den beiden hier näher betrachteten westeuropäischen Ländern unterschiedliche Grundzüge einer Minderheitenpolitik. Ein regelrechter Gegensatz entstand zwischen der französischen Assimilationsforderung und dem britischen Anspruch einer Toleranz der Andersartigkeit. Mit der Einführung der Politik der »race relations« in den sechziger Jahren, einem Maßnahmenpaket gegen Diskriminierung, das die Idee der praktizierten Toleranz ethnischer Diversität über die Verleihung von Gruppenrechten zur Grundlage hatte, ist Großbritannien Vorreiter in der Geschichte der europäischen Minderheitenpolitik. Die sozialwissenschaftliche Forschung hat neben dem Ansatz des Multikulturalismus, wie er im Konzept der »race relations« erscheint, noch zwei weitere Typen des Umgangs mit Minderheiten identifiziert: das Modell der Exklusion, wie T. H. Marshall es Japan und Deutschland zuschreibt, und das Modell der Assimilation, das Frankreich zugeschrieben wird, in dem entweder der Minderheit Anpassung an die Mehrheit abverlangt wird oder der Mehrheit die Toleranz der Andersartigkeit der Minderheit. Tatsächlich haben sich nicht erst durch die innereuropäische Angleichung Überschneidungen dieser vermeintlich klaren Kategorien ergeben. Deutlich werden sowohl die Trennlinien als auch die Schnittmengen unterschiedlicher europäischer Modelle am Zugang zur Staatsbürgerschaft und damit zur uneingeschränkten politischen und sozialstaatlichen Partizipation. Dabei ähneln sich die europäischen Länder in den hohen Anforderungen, die für die Gewährung von politischer Partizipation gestellt werden. Die Zugehörigkeit zur europäischen Gesellschaft als passiv und aktiv wahlberechtigter Bürger wurde in allen europäischen Ländern erst nach Jahren der nachgewiesenen Ansässigkeit erteilt und damit als Prämie für die erfolgreich abgeschlossene Integration. Im Gegensatz dazu steht die Praxis in manchen ›alten‹ Einwanderungsländern wie etwa Kanada, wo die rasche Verleihung der Staatsbürgerschaft an neue Einwanderer als wichtiges Element im Prozess der Integration angesehen wird.

---

23 *Patrick Weil*, La France et ses étrangers. L'aventure d'une politique d l'immigration de 1938 à nos jours, Paris 1991, S. 54 f.

24 *Margaret Byron/Stéphanie Condon*, Migration in Comparative Perspective. Caribbean Communities in Britain and France, New York 2008, S. 232 ff.

Europäisierung des Diskurses

Die innereuropäische Angleichung der Staatsbürgerschaftsgesetze entstand seit den neunziger Jahren als Folge der institutionellen Integration innerhalb der EU. Frankreich und Großbritannien reformierten ihre nationalen Staatsbürgerschaftsgesetze auf die europäische Passform hin, letzte imperial begründete Sonderregelungen wurden getilgt. Die mit dem Maastrichter Vertrag von 1992 eingeführte »europäische« Staatsbürgerschaft schuf neue Trennlinien zwischen EU-Bürgern und Nicht-EU-Bürgern, und während die unterschiedlichen Herleitungen der nationalen Gesetzgebungen zur Staatsbürgerschaft ihre Bedeutung für bevölkerungspolitische, militärstrategische oder kolonialpolitische Zwecke einbüßten, gewann die Teilhabe an sozialstaatlichen Netzwerken einen immer höheren Stellenwert.[25] Doch in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegszeit bestimmten die unterschiedlichen Traditionen der Zugehörigkeit noch sehr deutlich den Diskurs über Einwanderung und Minderheiten.

Auch an Gegenstand und Interesse des öffentlichen Diskurses über Einwanderung und Minderheiten war eine allmähliche Europäisierung zu beobachten. Die seit den siebziger Jahren beginnende Angleichung der europäischen Länder betraf neben der Zusammensetzung der Minderheiten auch die Reaktionen der Aufnahmegesellschaften. Auch hier hatten Frankreich und Großbritannien mit der Ausgestaltung der öffentlichen Diskurse zum Thema und mit ihren frühen, spezifischen Ansätzen der Minderheitenpolitik einen zeitlichen Vorsprung vor ihren europäischen Nachbarn. Was später die europäischen Institutionen leisteten, in dem sie gegen die »Abwehrreflexe nationaler Bürokratien«[26] die Interessen der europäischen Binnenwanderer gerade hinsichtlich ihrer sozialstaatlichen Rechte in den Mitgliedsstaaten durchsetzten, das vollzog sich in vergleichbarer Weise in den postkolonialen Metropolen als Aufnahmeländer einer Binnenmigration aus schrumpfenden Kolonialreichen und den wachsenden Netzwerken von Union française oder Commonwealth.

Die Reaktionen der nationalen Gesellschaften in Europa auf die (nicht immer neue) Diversität in der Nachkriegszeit zeigten seit den siebziger Jahren deutliche Kongruenzen. Europäische Ähnlichkeiten waren in gesellschaftlichen Abwehrreaktionen zu finden, im Aufstieg von Rechtsparteien mit fremdenfeindlicher Programmatik beispielsweise, als »organized nativist backlash«[27]. Der politische Erfolg des 1972 gegründeten französischen Front National erklärt sich aus der populistischen Verwertung der Themen Einwanderung und Minderheiten, wie sie ähnlich bei der italienischen Lega Nord (gegründet 1991) und der Dansk Folkeparti in Dänemark (gegründet 1995) bis zur niederländischen »Partij voor de Vrijheid« (gegründet 2006) zu beobachten sind. Wie groß die Zustimmung

---

25 *Sturm-Martin*, Zuwanderungspolitik, S. 119–150; zu langfristigen Kontinuitäten im britischen Konzept des ›citizenship‹ siehe auch *Julia Stapleton*, Citizenship versus Patriotism in Twentieth Century England, in: The Historical Journal 48, 2005, S. 151–178; zu Frankreich vgl. *Patrick Weil*, Qu'est-ce qu'un Français? Histoire de la nationalité française depuis la Révolution, Paris 2002; *Gérard Noiriel*, État, nation et immigration. Vers une histoire du pouvoir, Paris 2001; *Dominique Colas*, Citoyenneté et nationalité, Paris 2000; zu langfristigen Veränderungen im internationalen Vergleich vgl. *Andreas Fahrmeir*, Citizenship. The Rise and Fall of a Modern Concept, New Haven/London 2007, S. 166–201; die Gegenwart betrachten *Ruud Koopmans/Paul Statham/Marco Giugni* u. a., Contested Citizenship. Immigration and Cultural Diversity in Europe, Minneapolis 2005.

26 *Lutz Raphael*, Europäische Sozialstaaten in der Boomphase (1948–1973). Versuch einer historischen Distanzierung einer »klassischen Phase« des europäischen Wohlfahrtsstaats, in: *Hartmut Kaelble/Günther Schmid* (Hrsg.), Das europäische Sozialmodell. Auf dem Weg zum transnationalen Sozialstaat (WZB-Jahrbuch), Berlin 2004, S. 51–74, hier: S. 69.

27 *Anthony M. Messina*, The Logics and Politics of Post-WWII Migration to Western Europe, Cambridge 2007, S. 54–96.

europäischer Wähler zu xenophoben Parolen ausfallen kann, zeigten die Wahlen zum Europa-Parlament von 2009, wo abgesehen vom Front National (6,3 %) außer den genannten Parteien auch die FPÖ in Österreich und die fremdenfeindliche Jobbik-Partei in Ungarn auf zweistellige Prozentanteile der abgegebenen Stimmen kamen. Wiederum in fast europaweiter Übereinstimmung finden sich als Reaktion auf derartige Parteiprogramme auch zivile Bewegungen der Gegenrichtung und zunehmend Interessenorganisationen der Minderheiten selbst. Oft formiert sich die Wahrnehmung und Akzeptanz der Minderheiten als Akteure und nicht primär als Opfer erst im Rahmen der öffentlichen Auseinandersetzung. Auch hier stehen Frankreich, Großbritannien und die Niederlande am Beginn der Entwicklung. Die »particular mixture of paternalism and guilt that describes these countries' postcolonial hangovers«[28] wurde besonders sichtbar in der frühen Bereitstellung besonderer Hilfen beispielsweise durch die Kirchen oder die 1976 gegründete »Commission for Racial Equality« in Großbritannien oder der 1984 gegründeten »SOS Racisme« in Frankreich, deren ›paternalistischer‹ Charakter erst in jüngerer Zeit von ethnischen Organisationen in Frage gestellt wurde.[29]

Migration veränderte die europäischen Gesellschaften bis in die siebziger Jahre hinein auf national unterschiedliche Weise. Erst mit dem Einschnitt der Wirtschaftskrise der frühen siebziger Jahre begann ein europäisch übergreifender Angleichungsprozess hinsichtlich der Migrationsgeschichte. In den Rekrutierungsländern wurden keine Anwerbemaßnahmen mehr durchgeführt, und nun richtete sich der Blickwinkel auf die ansässigen Minderheiten, eine Perspektive, die in Frankreich und Großbritannien bereits in den sechziger Jahren stark im Vordergrund stand. Die siebziger Jahre markieren auch den Beginn des wirtschaftlichen Aufschwungs der südeuropäischen Länder, der diese Auswanderungsnationen innerhalb von zwei Jahrzehnten ebenfalls zu Einwanderungsländern werden ließ. Schließlich verlagerten sich als Folge der wirtschaftlichen Angleichung innerhalb Europas seit den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts die Herkunftsregionen auf außereuropäische Bereiche. Auch die ehemaligen Auswanderungsländer wurden allmählich zu Einwanderungsländern, und auch die Länder, die nach dem Zweiten Weltkrieg keine postkolonialen Mobilitätsversprechen eingegangen sind, erleben jetzt eine außereuropäische Zuwanderung. Ganz Europa holt migrationshistorisch nach, was Großbritannien und Frankreich bereits vormachten.

In den frühen siebziger Jahren begann die Wanderungsbilanz der südeuropäischen Länder zu kippen. Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg war noch die Hälfte der italienischen Auswanderer nach Übersee ausgewandert. Nach 1955 blieben die meisten italienischen Einwanderer in Europa. Der Rekrutierungsstopp der frühen siebziger Jahre betraf genau die europäischen Länder, in denen viele italienische Auswanderer arbeiteten, Italien wurde – als erstes der ehemaligen Auswanderungsländer – zum Einwanderungsland.[30] Ähnliche Entwicklungen begannen in Spanien und Portugal erst nach »Transición« und Nelkenrevolution. In erstaunlicher zeitlicher Kongruenz vollzogen die ›alten‹ Wachstumswirtschaften, die das *Golden Age* geprägt haben, die Einstellung der Arbeitskräfterekrutierung in Südeuropa. Auf der Westseite des Eisernen Vorhangs entwickelte sich die zunehmende wirtschaftliche Angleichung von diesem Zeitpunkt an unter Einschluss der südeuropäischen Länder, mit wichtigen Auswirkungen auf die Migrationsgeschichte in Europa. Die ehemaligen Entsendeländer Italien, Portugal, Spanien und Griechenland näherten sich mit steigenden Wachstumsraten der Volkswirtschaften und verlangsamtem Bevölkerungswachstum tendenziell den nordeuropäischen Ländern an. Während die zentral gesteuerte Arbeitskräftemigration von Süd nach Nord versiegte, änderte sich das Mi-

28 Koopmans/Statham/Giugni u. a., Citizenship, S. 15.
29 Beispiele aus verschiedenen europäischen Ländern versammelt *Wendy Pojmann* (Hrsg.), Migration and Activism in Europe since 1945, New York 2008.
30 *Palidda*, Émigration et immigration, S. 114–121.

grationsvolumen nach dem Rekrutierungsstopp durch den erheblich ausgeweiteten Familiennachzug nur geringfügig. Alle europäischen Gesellschaften wurden allmählich zu Aufnahmegesellschaften, in denen eingewanderte Minderheiten leben.[31] Die Minderheitensituation in einzelnen europäischen Ländern verliert dabei zusehends an national geprägten Besonderheiten. Noch in den fünfziger und sechziger Jahren war beispielsweise die außereuropäische Herkunft der Zuwanderung auf die Gruppe der ehemaligen Kolonialmächte beschränkt. Dieses Merkmal besitzt kaum noch Unterscheidungskraft, da sich mit dem Verschwinden der Alpen-Pyrenäen-Trennlinie die Herkunftsregionen der Migrationen in die anderen europäischen Länder ausdehnten und immer weiter diversifizierten.

IV. Europäisierung in globaler Perspektive

Im Zuge der innereuropäischen Annäherung, die alle Länder des alten Westeuropas zu Einwanderungsländern mit wachsenden Anteilen ausländischer Bevölkerungen werden ließ, ist Europa auch den »traditionellen« Einwanderungsländern, von denen es sich bisher abgegrenzt hatte, ähnlicher geworden. Europa ist als Kontinent zum Einwanderungsziel geworden und steht damit in ungewollter Konkurrenz zu den USA, Kanada oder Australien. Mit der ›Vergemeinschaftung‹ des Themas innerhalb der EU-Institutionen wird Europa auch in immer weiteren Aspekten zur handlungsfähigen politischen Einheit in Fragen der Zuwanderung. Wenn Migration gleichzeitig als »Ursache, Teil und Folge«[32] der entstehenden Weltgesellschaft eingeordnet werden kann, welches sind dann die europäischen Wege im Bereich der gesellschaftlichen Ausgestaltung des multiethnischen Zusammenlebens?

Als die britischen Politiker in den fünfziger Jahren ihre Einwanderungspolitik gestalteten, suchten sie Inspiration bei den Regelungen in den ehemaligen Siedlungskolonien, den ›traditionellen‹ Einwanderungsländern; in den sechziger Jahren, als die Minderheitenpolitik umrissen wurde, ging der Blick in die USA der Bürgerrechtsbewegung. Die Orientierung am atlantischen Beispiel, nicht an Europa, ist typisch für das Großbritannien dieser Zeit, das sich jedoch ebenso wenig wie die anderen europäischen Länder als Einwanderungsland definierte. Lediglich die Minderheitensituation wurde als ähnlich empfunden.

Angefangen bei den positiven Wanderungsbilanzen der europäischen Länder, über die ethnischen Siedlungskonzentration in den großen Städten, die professionelle Spezialisierung von Angehörigen bestimmter ethnischer Gruppen bis zu den Anzeichen ethnischer Unterschichtung können die Folgen der Nachkriegsmigration sowohl als Symptome der Annäherung in der Diversität unter den europäischen Ländern als auch als typische Charakteristika von Einwanderungsländern wie den USA, Kanada oder Australien eingeordnet werden. Der europäische Weg ist hier inmitten einer globalen Tendenz hin zu multinationalen, multiethnischen und globalisierten Gesellschaften nicht ganz leicht auszumachen. Für die Gegenwart hat die politikwissenschaftliche Forschung als wichtigstes europäisches Alleinstellungsmerkmal hinsichtlich der Einwanderung die Grenzen der politischen Einflussnahme diskutiert.[33]

---

31 Vgl. den konzisen Überblick bei *Triandafyllidou/Gropas*, Immigration, S. 2–6.

32 *Michael Bommes*, Migration und die Veränderung der Gesellschaft, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 35–36, 2008, S. 20–25, hier: S. 21, URL: <http://www.bpb.de/files/VZ5NWG.pdf> [12.6.2009].

33 *Messina*, Logics and Politics; *Craig A. Parsons/Timothy M. Smeeding*, What's Unique About Immigration in Europe?, in: *dies*. (Hrsg.), Immigration and the Transformation of Europe, Cambridge/New York 2006, S. 1–29; *Andrew Geddes*, The Politics of Migration and Immigration in Europe, London 2003; *Randall Hansen*, Citizenship and Immigration in Post-war Britain. The Institutional Origins of a Multicultural Nation, Oxford 2000.

In historischer Perspektive zeigen sich darüber hinaus einige europäische Besonderheiten. Auch hier ist es insbesondere das imperiale Erbe der westeuropäischen Länder, das eine spezifisch europäische Pfadabhängigkeit begründet. Die langfristige Periodisierung der Einwanderungsgeschichte Europas unterscheidet sich grundsätzlich von Phasen, die für die USA, für Kanada oder Australien als klassische Einwanderungsländer beobachtet wurden. Das für diese Länder typische Dreiphasenmodell – Siedlungs- und Industrialisierungsmigration gefolgt von einer Phase restriktiver Einwanderungspolitik, die wiederum von erneut hohen Einwanderungsraten abgelöst wird – findet wenige Entsprechungen in der europäischen Migrationsgeschichte.[34] Zwar handelte es sich bei den Arbeitskräftewanderungen von Iren nach Großbritannien seit dem 19. Jahrhundert um Industrialisierungsmigrationen, ebenso wie bei den Migrationen von Polen aus den preußischen Ostprovinzen ins Ruhrgebiet vor dem Ersten Weltkrieg oder von Italienern nach Frankreich. Doch die in Westeuropa fehlende Siedlungsmigration, die bei aller Diversität der Migrationserfahrungen seit dem 19. Jahrhundert für die meisten europäischen Länder bestimmende Tendenz der Auswanderung – negative Migrationsbilanzen zeigen bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus nicht nur die südeuropäischen Länder auf, sondern beispielsweise auch Großbritannien – und nicht zuletzt die Beharrlichkeit des Gedankenguts einer nationalen Homogenität sind europäische Kennzeichen, für die es in den Einwanderungsländern USA, Kanada und Australien keine Entsprechung gibt.

Europäische Besonderheiten zeigen sich in der Gegenwart insbesondere im gesellschaftlichen Umgang mit der Minderheitensituation, wie er sich typisch erstmals in den westeuropäischen Ländern mit kolonialer Vergangenheit abzeichnete. Auf die Entstehung von Einwandererviertel in Stadtteilen von London und Manchester, von »Bidonvilles« am Rand von Paris seit den fünfziger Jahren wurde in beiden Ländern mit öffentlichen Wohnungsbau- und kommunalen Förderprogrammen reagiert. Doch über die sozialstaatliche Einflussnahme hinaus können am Beispiel der Enklavenbildung in Großstädten im globalen Vergleich nur schwer Merkmale einer spezifisch europäischen Situation identifiziert werden, tatsächlich scheint hier ein Phasenmodell zu passen, das sich an vielen Großstädten der Welt exemplarisch nachvollziehen lässt.[35] Die Bildung von Siedlungskonzentrationen in europäischen Großstädten, vorweggenommen auch hier von den frühen Nachkriegszuwanderern nach Großbritannien und Frankreich, ist ein Zeichen der Nivellierung von nationalen Unterschieden, so sehr ähneln sich die ethnischen Viertel in der globalen Stadt. Mit der Einordnung der konzentrierten Siedlungsweise in individuelle Einwanderungs- und Integrationsbiographien, als Symptom und Mitverursacher ethnischer Unterschichtung und geringer sozialer Mobilität haben sich Soziologen und Historiker seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts befasst und versucht, globale Gesetzmäßigkeiten zu entdecken. Seit dem Ringmodell der Chicago School hat es viele Ansätze gegeben, die Zusammenhänge von räumlicher und sozialer Mobilität zu entschlüsseln. In Einwanderungsgesellschaften wurde oft beobachtet, dass soziale Mobilität – verbunden mit der Emanzipation aus ethnisch definierten Berufsfeldern – oft erst in der dritten Generation möglich wird. Die ethnische Viertel und die ethnische Unterschichtung

---

34 *Leo Lucassen/David Feldman/Jochen Oltmer*, Immigrant Integration in Western Europe, Then and Now, in: *dies.* (Hrsg.), Paths of Integration. Migrants in Western Europe (1880–2004), Amsterdam 2006, S. 7–23, hier: S. 16. Diachronische Vergleiche auch bei *Marie-Claude Blanc-Chaléard*, Old and New Migrants in France. Italians and Algerians, in: *Lucassen/Oltmer/Feldman*, Immigrant Integration, S. 46–62, oder *Nancy Foner*, From Ellis Island to JFK. New York's Two Great Waves of Immigration, New Haven 2000, sowie auch bei *Katznelson*, Black Men.

35 Vgl. *Martin Baumeister/Imke Sturm-Martin*, Stadt und Migration in Europa. Eine vielschichtige Beziehung, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2007, H. 2, S. 98–111; *Imke Sturm-Martin*, Die diskursive Konstruktion ethnischer Räume in westeuropäischen Großstädten. Ein historischer Blickwinkel, in: Geographische Revue 11, 2009, S. 69–82.

in Paris, Madrid oder London ist wie in Chicago, Sydney oder Dubai eines der typischen Charakteristika der globalen Stadt, wie Saskia Sassen sie definiert hat, und es lassen sich auch die verschiedenen Typen der Diasporas, wie Stephane Dufoix sie voneinander abgrenzt, überall finden.[36]

Hierarchien der Akzeptanz verschiedener Einwanderergruppen durch die Aufnahmegesellschaften sind ebenfalls keine europäische Besonderheit. Anders als beispielsweise in den USA treten aber in Europa neben die Hautfarbe andere Bedingungsfaktoren für soziale Mobilität. Für Einwanderer aus Surinam, die seit den sechziger Jahren in die Niederlande kamen, war ihre niederländisch geprägte Schulausbildung Grund für die vergleichsweise unproblematische Aufnahme im ›Mutterland‹.[37] Die große Zahl der Variablen erschwert eine Ableitung von Gesetzmäßigkeiten aus dem diachronischen Vergleich. So lassen sich für die Gegenwart wohl kaum Schlüsse daraus ziehen, dass die deutschen Einwanderer in den USA, die mehrheitlich in den Jahrzehnten vor 1890 gekommen waren, noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts – also in der zweiten und dritten Generation – als separatistisch, traditionalistisch und in ihrem Lebensstil zu wenig angepasst kritisiert wurden.[38] Die gegenwärtigen Möglichkeiten von Abschottung in einer durch globale Medien geprägten Welt auf der einen Seite, von Aufnahme in eine selbst global geprägte Gemeinschaft auf der anderen lassen den diachronischen Vergleich schwierig werden. Nur ein Phänomen hat sich zuverlässig als Konstante erwiesen und ist auch in wirtschaftswissenschaftlichen Analysen aufgrund von Rechenmodellen bestätigt worden. Die Wahl des Migrationsziels richtet sich in den meisten Fällen nach dem Faktor der Anwesenheit vertrauter Personen am Zielort. Kettenmigration ist der wirkungsmächtigste und politisch kaum beeinflussbare Bestimmungsfaktor im Migrationsgeschehen.[39]

Die ersten karibischen Einwanderer der Nachkriegszeit waren Soldaten der Royal Army, die Europa im Zweiten Weltkrieg kennen gelernt und in Großbritannien Beziehungen geknüpft hatten. Die algerischen Migranten bildeten weitläufige Familiennetzwerke, bei denen sich Angehörige saisonal ablösten. Bei aller Ähnlichkeit im Erscheinungsbild wird Diversität in alten und neuen Einwanderungsgesellschaften unterschiedlich interpretiert, der Blick der Eingewanderten auf ihr Aufnahmeland unterscheidet sich im Berliner Wedding erheblich vom dem in Korea Town in Toronto. Typisch europäisch ist vor allem die sehr lebhafte Debatte über die Einwanderung und die Minderheiten in Europa, typisch europäisch vielleicht auch der späte Zeitpunkt der Einsicht, den Minderheiten selbst in dieser Debatte eine hörbare Stimme zuzugestehen.

V. Fazit

Die Veränderung der nationalen Gesellschaften in Europa durch Einwanderung ist ein gesamteuropäisches Phänomen. In zeitlicher Staffelung – und mit qualitativen Unterschieden – erlebten nach dem Zweiten Weltkrieg alle europäischen Länder den Wandel ihrer

---

36 *Saskia Sassen*, Migranten, Siedler, Flüchtlinge. Von der Massenauswanderung zur Festung Europa, Frankfurt am Main 1996; dies., Economic Restructuring as Class and Spatial Polarization, in: *Saskia Sassen*, The Global City, Princeton 1991, S. 251–326; *Stéphane Dufoix*, Diasporas, Berkeley 2008.

37 *Lucassen/Oltmer/Feldman*, Immigrant Integration, S. 17.

38 *Walter D. Kamphoefner*, Deutsch-Amerikaner: Musterknaben der Einwanderung?, in: *Jochen Oltmer* (Hrsg.), Eingliederung und Ausgrenzung. Beiträge aus der Historischen Migrationsforschung, Osnabrück 1999, S. 37–50.

39 Vgl. z. B. die Anwendung verschiedener sozialwissenschaftlicher Rechenmodelle in *Alessandra Venturini*, Postwar Migration in Southern Europe, 1950–2000. An Economic Analysis, Cambridge 2004, S. 48–93.

Migrationsbilanzen ins Positive und zeigen damit eine gemeinsame, europäische Tendenz als Teil einer europäischen Gesellschaftsgeschichte. Die europäische Migrationsgeschichte der Nachkriegszeit zeigt aber bei genauerem Hinsehen in ihrer Chronologie noch viel tiefer liegende europäische Wandlungsprozesse. Vorreiter sind die westeuropäischen Länder Frankreich und Großbritannien, die aufgrund ihrer besonderen Situation am Ende ihrer imperialen Phasen die überseeische Zuwanderung zunächst unter kolonialpolitischen Gesichtspunkten wahrnahmen. Das imperiale Erbe verlor erst seit den siebziger Jahren an Bedeutung, als gleichzeitig die Europäisierung der Gesellschaften und die Europäisierung des Migrationsgeschehens deutlich an Geschwindigkeit zulegten.

Für alle europäischen Gesellschaften und als typisch europäische Erfahrung vollzog sich in der Nachkriegszeit der Abschied von der Illusion der homogenen Nation als traumatischer Vorgang, mit xenophoben Ausschlägen des politischen Pendels. Das Bewusstsein der zwangsläufigen gesellschaftlichen Veränderung durch Zuwanderung wurde über Jahrzehnte negativ belegt und mitunter sogar tabuisiert. Dabei sind einige Gestaltungsmöglichkeiten für diesen gesellschaftlichen Veränderungsprozess, wie sie in manchen europäischen Ländern gegenwärtig entdeckt werden, in Frankreich und Großbritannien schon Jahrzehnte zuvor ausprobiert worden. Ob der chronologische Vorsprung von Frankreich und Großbritannien im Rahmen einer europäischen Nachkriegsmigrationsgeschichte einen Startvorteil bedeutete, hängt vom Urteil über die gegenwärtige Situation ab. Die Situation des fortdauernden Aushandelns eines konfliktarmen Miteinanders betrifft gleichermaßen alle europäischen Staaten, unabhängig von den nationalen historischen Traditionen zwischen Anpassung und Diversität.

Kiran Klaus Patel

Integration als Transnationalisierung oder Europäisierung?

Die Bundesrepublik in der Agrarintegration der EWG bis Mitte der 1970er Jahre

Die Europäische Integrationsgeschichte stellt in Deutschland wie auch international ein kleines, relativ selbstbezogenes historiografisches Spezialfeld dar. Dabei hat sie in den letzten 15 bis 20 Jahren eine hochgradig professionalisierte und internationalisierte Literatur hervorgebracht, welche unser Wissen gerade über die Frühphase des institutionellen Zusammenschlusses eines Teils Westeuropas unter den Vorzeichen des Kalten Kriegs wesentlich vorangetrieben hat. Die Gründe für die dennoch anhaltende Randstellung sind sowohl innerhalb wie auch außerhalb dieses Forschungsfeldes auszumachen. Als inhärentes Problem ist primär auf die deskriptiv-diplomatiegeschichtliche Engführung hinzuweisen, die viele dieser Studien prägt. Zugleich stehen Kolleginnen und Kollegen mit anderen Spezialisierungen der Integrationsforschung häufig skeptisch gegenüber, nicht zuletzt aufgrund des Generalverdachts, dass diese Arbeiten wenig mehr seien als ein legitimierendes Mäntelchen für die Europäische Union unserer Tage. Unkenntnis der einschlägigen Werke ist der beste Weg, dieses Stereotyp aufrechtzuerhalten. Dabei ist es ungefähr so angemessen, als würde man hinter jedem Deutschland-Historiker einen Nationalisten Treitschkescher Prägung sehen. Trotzdem: Zur Selbstzufriedenheit gibt es keinen Grund. Dies mag zugleich erklären, warum sich gerade in den letzten zwei bis drei Jahren die Publikationen und Konferenzen häuften, in denen Integrationsspezialisten kritisch über ihr Feld nachdachten und versuchten, an andere Entwicklungen und Debatten in der Geschichtswissenschaft und in Nachbardisziplinen Anschluss zu gewinnen.[1]

Parallel zur relativen Stagnation und zur sich jüngst intensivierenden Selbstprüfung im Bereich der Integrationsforschung hat die transnationale Geschichte in kürzester Zeit erstaunlich an Momentum und Einfluss gewonnen. Bei dieser geht es in erster Linie darum, die zahlreichen grenzüberschreitenden Prozesse in den Blick zu nehmen, die Gesellschaften hervorbringen und durch die sie geprägt werden. An die Stelle einer primär inhärenten Sicht auf die Vergangenheit tritt eine relationale, die in der Interaktion zwischen Nationen und anderen Entitäten ein zentrales Element für deren Herausbildung und deren Entwicklungspfade sieht.[2]

Bislang gibt es kaum Versuche, europäische Integration und transnationale Geschichte zusammenzubringen.[3] Dabei drängt sich für eine transnationale Geschichte die Integration Europas unter den Vorzeichen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft seit 1945 als Untersuchungsgegenstand geradezu auf – hat doch kaum ein zweiter Prozess in der Moderne die Autonomie nationaler Geschichte so sehr in Frage gestellt wie dieser und die Öffnung, Mobilisierung und Verflechtung von Gesellschaften vorangetrieben. Umgekehrt

---

1 Vgl. das Journal of European Integration History 14, 2008, H. 1, sowie *Wolfram Kaiser/Brigitte Leucht/Morten Rasmussen* (Hrsg.), The History of the European Union. Origins of a Trans- and Supranational Polity, London 2009.

2 Vgl. z. B. *Akira Iriye/Pierre-Yves Saunier* (Hrsg.), The Palgrave Dictionary of Transnational History, Houndmills 2009; *Kiran Klaus Patel*, Nach der Nationalfixiertheit. Perspektiven einer transnationalen Geschichte, Berlin 2004.

3 Vgl. bisher v. a. *Wolfram Kaiser*, Christian Democracy and the Origins of the European Union, Cambridge 2007; *ders./Peter Starie* (Hrsg.), Transnational European Union. Towards a Common Political Space, London 2005.

liegt es nahe, dass transnationale Geschichte als Forschungsperspektive der Integrationsgeschichte helfen könnte, über ihr häufig enges analytisches Korsett hinauszuwachsen. Um einen derartigen Dialogversuch soll es im Folgenden gehen. Dabei wird Integration verstanden als ein politischer Prozess, der Transnationalisierung ebenso voraussetzt wie nach sich zieht.[4] Denn ohne vorherige ökonomische, soziale, kulturelle und politische Kontakte wäre es kaum zum politischen Zusammenschluss in Europa gekommen. Insofern wäre eine Dichotomisierung vom monadenhaften Nationalstaat als Ausgangspunkt und Integration als dem diesen dann verändernden Novum falsch und irreführend. Vielmehr geht es darum, die durch Integration induzierten Veränderungen in Charakter, Intensität und Reichweite transnationaler Bindungen zu untersuchen und auf ihre Pfadabhängigkeit hin zu prüfen.[5]

Im Kontext der europäischen Integration liegt es nahe, deren Effekte mit dem Begriff der Europäisierung zu identifizieren. In der Politikwissenschaft gibt es dazu bereits eine umfangreiche, theoretisch und konzeptionell weit entwickelte Literatur, während im Gegensatz dazu in der Geschichtswissenschaft die Debatte dazu noch in den Kinderschuhen steckt.[6] Angesichts dieses Forschungsstands soll diesem Text keine abstrakte Definition von Europäisierung vorangestellt werden, sondern die empirische Untersuchung wird nicht zuletzt als heuristisches Verfahren dienen, um diesen Begriff in seinem Wechselverhältnis mit Integration und Transnationalisierung genauer zu fassen. So soll auch der Gefahr begegnet werden, durch eine Setzung von Europa einer Essentialisierung und letztlich einem Zirkelschluss aufzusitzen, mit dem Europa genau als das vorgegeben wird, was eigentlich noch zu erforschen ist. Wenn Europa oder Europäisierung nicht einfach als neue, analytisch eng gefasste und monadenhafte Entität an jene Stelle rückt, welche die Nation in der Historiografie bislang innehatte, schließt das jedoch natürlich nicht aus, dass die Effekte der Integration innerhalb Europas am stärksten waren.

Empirisch geht es im Folgenden um die Agrarintegration im Kontext der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft von den 1950er zu den 1970er Jahren, wobei auch die weitere Vorgeschichte immer wieder Beachtung finden wird. Im Zentrum steht dabei die Analyse der spezifischen transnationalen Verflechtungen, die sich für das agrarpolitische Handlungsfeld im Prozess der europäischen Integration für die Bundesrepublik ausbildeten.

Die Agrarpolitik bietet sich für diesen Zusammenhang als Thema besonders an. Seit den 1950er Jahren wurde die Landwirtschaft durch die Gemeinsame Agrarpolitik (GAP) zu dem am stärksten vergemeinschafteten Teil der EWG. In keinem anderen Sektor wurden im Zeitalter des Kalten Kriegs nationale Kompetenzen so weitgehend auf eine supra-

---

4 Freilich könnte man »Integration« auch weit über das Politische hinaus definieren; für die hier vorgenommene Einschränkung spricht nicht nur das erkenntnisleitende Interesse dieses Beitrags, sondern auch die Begriffsgeschichte des Terminus. Vgl. *Ludolf Herbst*, Die zeitgenössische Integrationstheorie und die Anfänge der europäischen Einigung 1947–1950, in: VfZ 34, 1986, S. 167–205.

5 Analog dazu für Nationalisierung und Globalisierung z. B. *Sebastian Conrad*, Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich, München 2006; zur Pfadabhängigkeit: *Paul Pierson*, Politics in Time – History, Institutions and Social Analysis, Princeton 2004.

6 Vgl. zur politikwissenschaftlichen Forschung etwa *Tanja Börzel/Thomas Risse*, Europeanization. The Domestic Impact of EU Politics, in: *Knud Erik Joergensen/Mark A. Pollack/Ben Rosamond* (Hrsg.), Handbook of European Union Politics, London 2006, S. 483–504; *Robert Harmsen/Thomas Wilson*, Introduction. Approaches to Europeanisation, in: Yearbook of European Studies 14, 2004, S. 13–26; *Gunnar Folke Schuppert*, The Europeanisation of Governance, Baden-Baden 2006. Als Beispiele für die wenigen Versuche, den Begriff für die Geschichtswissenschaft fruchtbar zu machen: *Hartmut Kaelble*, Europäisierung, in: *Matthias Middell* (Hrsg.), Dimensionen der Kultur- und Gesellschaftsgeschichte, Leipzig 2007, S. 73–89; *Martin Conway/Kiran Klaus Patel*, Europeanisation in the Twentieth Century. Historical Approaches, Houndmills (im Erscheinen).

nationale Ebene verlagert wie im primären Sektor. Die GAP stellte das komplexeste und ambitionierteste Vorhaben der EWG dar, galt lange Zeit als deren Leuchtturm. Nichtstaatliche Akteure spielten bei ihrer Genese eine wichtige Rolle, und dasselbe gilt für Staaten, die sich nicht am Einigungsprozess beteiligten, etwa die USA. Aufgrund der langen Vorgeschichte agrarpolitischen Protektionismus drängt sich zudem die Kontinuitätsfrage besonders auf. Insofern liegt es nahe, an diesem Gegenstand zu untersuchen, wie Integration und Europa sich zueinander verhalten.[7]

Dass die politikgeschichtliche Ebene mit Verhandlungen auf nationaler wie auf internationaler Ebene im Mittelpunkt steht, hat einen einfachen Grund: Für das politische System lassen sich die spezifischen Motivationen, Interaktionen und Effekte der Integration genauer abschätzen, als wenn etwa landwirtschaftliche Betriebe oder Konsummuster im Mittelpunkt stünden. Eine ähnliche Motivation hat es, wenn mit der Bundesrepublik ein Mitgliedsstaat herausgegriffen und nicht die Gemeinschaft als Ganzes erörtert wird. Auch diese Konzentration hilft, den Stellenwert der Integration tiefenschärfer zu erfassen, in breitere Kontexte einzubetten und mit neuen konzeptionellen Angeboten auszuloten. Zugleich erlaubt es der Forschungsstand zum Thema, die Ergebnisse für Deutschland immer wieder in Beziehung zu setzen zu Entwicklungen in anderen EWG-Staaten.

Die chronologisch angelegte Untersuchung setzt dabei drei analytische Schwerpunkte: Zum einen soll der Entscheidungsfindungsprozess in der Bundesregierung ausgelotet und zum anderen mit der Verhandlungsführung und deren Ergebnissen auf der EWG-Ebene in Beziehung gesetzt werden. Schließlich soll neben dem ›offiziellen Bonn‹ die Rolle des Deutschen Bauernverbandes (DBV) als des wichtigsten nichtstaatlichen Akteurs in diesem Zusammenhang diskutiert werden. Denn erst die Analyse des Zusammenspiels dieser drei Faktoren erlaubt es, einigermaßen aussagekräftige Ergebnisse zur Rolle der Integration und zu ihren Effekten auf der politikhistorischen Ebene zu erlangen.

I. Intervention ohne Integration: Agrarpolitik in Westeuropa, 1945–1959

Wenngleich sich ex post die Jahre von 1945 bis 1959 als erste Phase von Verhandlungen über eine Integration des Agrarsektors verstehen lassen, dominierte damals die Landwirtschaftsfrage weder auf deutscher noch auf europäischer Ebene die Debatten über europäische Einigung. Primär ging es vielmehr um den Marshall-Plan ab 1947, die Gründung des Europarats 1949, den Weg vom Schuman-Plan (1950) zur Montanunion (1952) und weiterhin zum Scheitern der Europäischen Verteidigungs- und Politischen Gemeinschaft (1954). Danach zog die Konferenz von Messina (1955) die Aufmerksamkeit auf sich sowie die Verhandlungen, die schließlich 1957 zu den Römischen Verträgen führen sollten, bei denen die Herstellung eines gemeinsamen Marktes sowie das EURATOM-Projekt im Zentrum standen.[8]

Auch die Agrarpolitik im Westeuropa des ersten Nachkriegsjahrzehnts drehte sich nicht primär um internationale oder transnationale Kooperation europäischen oder anderen geografischen Zuschnitts jenseits von Handelsabkommen oder ähnlichen herkömmlichen Instrumenten. Vielmehr stand der Wiederaufbau bzw. der Ausbau nationaler Politiken im Vordergrund. In all diesen Ländern dominierte die Vorstellung, dass sich die

---

7 Dieser Aufsatz fasst einige Argumente meines demnächst erscheinenden Buches zusammen: Europäisierung wider Willen. Die Bundesrepublik Deutschland in der Agrarintegration der EWG, München (im Erscheinen). Vgl. zur Geschichte der GAP jetzt auch: *Kiran Klaus Patel* (Hrsg.), Fertile Ground for Europe? The History of European Integration and the Common Agricultural Policy since 1945, Baden-Baden 2009.

8 Vgl. zusammenfassend *Desmond Dinan*, Ever Closer Union. An Introduction to European Integration, Houndmills 1999, S. 37–56; *Wilfried Loth*, Der Weg nach Europa. Geschichte der europäischen Integration 1939–1957, 3., durchges. u. erw. Auflage, Göttingen 1996 (zuerst 1990).

akuten Probleme landwirtschaftlicher Erzeugung, von Ernährung und Handel unmittelbar nach Kriegsende ebenso wie die Transformation in die 1950er Jahre am besten im Rahmen souveräner Nationalstaatlichkeit würden bewerkstelligen lassen. Das impliziert auch, dass die Staaten nun, nach Ende der NS-Herrschaft, ihre inter- und transnationalen Beziehungen im Agrarsektor wieder weitgehend autonom kontrollieren wollten. Daraus erklärt sich nicht nur das hohe Maß an Kontinuität zu den agrarpolitischen Maßnahmen der Zwischenkriegszeit, sondern auch die Ähnlichkeit des Wegs, den die verschiedenen westeuropäischen Gesellschaften nach 1945 beschritten. Um 1950 gab es den übergreifenden Trend, jenes interventionistische und protektionistische Instrumentarium weiter auszubauen und zu verschärfen, das zuvor in zwei Wellen ab den 1870er und ab den späten 1920er Jahren in all diesen Gesellschaften entwickelt worden war.[9]

Das gilt auch für die Bundesrepublik. Nach 1945 konzentrierten staatliche Instanzen ebenso wie die Landwirte und ihre Interessenvertreter ihre Kräfte darauf, ein protektionistisches System aufzubauen – und damit eine Agrarpolitik, die staatliche Souveränität und Macht ebenso voraussetzte wie verstärkte. Das zeigte sich vor allem an einer Reihe legislativer Maßnahmen in den Jahren von 1950 bis 1955. 1950/51 wurden alle zentralen Maßnahmen staatlicher Intervention aus den frühen 1930er Jahren gesetzlich neu verankert. Die beiden wichtigsten Mechanismen zum Eingriff in das Marktgeschehen bildeten administrativ festgelegte Erzeugerpreise und staatliche Einfuhrmonopole. Das Bundeslandwirtschaftsgesetz von 1955 steigerte den Grad der Intervention dann noch einmal deutlich.[10]

Trotzdem war die Bundesrepublik agrarpolitisch alles andere als eine Monade. Die inländische Erzeugung konnte den Bedarf bei weitem nicht decken; Westdeutschland war ein Agrarimportland. Die Einfuhren wurden im Wesentlichen über bilaterale Handelsverträge geregelt, vorzugsweise mit den Ländern, die im Gegenzug deutsche Industriegüter kauften. Über das Ökonomische hinaus diente dieses Instrument dazu, die politischen Beziehungen zu den jeweiligen Staaten zu stärken. Vor allem bis 1955, als die Bundesrepublik in Kernfragen ihre außenpolitische Souveränität gewann, bildeten diese Handelsverträge eines der wenigen – und zugleich häufig übersehenen – außenpolitischen Instrumente der Bundesregierung. Daran zeigt sich, wie eng gerade im deutschen Fall Agrarpolitik und staatliche Souveränität miteinander verknüpft waren.[11]

Allerdings kam es auch in dieser ersten Phase bereits zu einem Versuch, die Landwirtschaft in Westeuropa zu integrieren. Denn letztlich zeigte die Entwicklung der Nachkriegszeit, dass die europäischen Nationalstaaten zunehmend damit überfordert waren, die Kosten ihres Agrarprotektionismus und – abstrakter gesprochen – der nationalstaatlichen Kontrolle inter- und transnationalen Austauschs im primären Sektor allein zu tragen. Nun sollten also Intervention und Integration zusammenfinden. Konkret setzten sich insbesondere Frankreich und die Niederlande für das Projekt eines *Pool Vert* ein, über das von 1950 bis 1954 verhandelt wurde. Die beiden Agrarexportländer hofften so, durch Integration sichere Absatzmärkte für ihre landwirtschaftlichen Überschussprodukte finden und ihre überbordenden Agrarsubventionen vergemeinschaften zu können.[12]

---

9 Vgl. *Michael Tracy*, Agriculture in Western Europe. Challenge and Response 1880–1988, London 1989, S. 215–241; *Alan S. Milward*, The European Rescue of the Nation-State, London 2000, S. 224–284; *Ernst Langthaler/Josef Redl* (Hrsg.), Reguliertes Land. Agrarpolitik in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1930–1960, Innsbruck 2005.

10 Vgl. *Ulrich Kluge*, Vierzig Jahre Agrarpolitik in der Bundesrepublik Deutschland, 2 Bde., Hamburg 1989, Bd. 1, S. 38–255.

11 Vgl. *Werner Abelshauser*, The Re-Entry of West Germany into the International Economy and Early European Integration, in: *Clemens A. Wurm* (Hrsg.), Western Europe and Germany. The Beginnings of European Integration 1945–1960, Oxford 1995, S. 27– 53.

12 Vgl. *Guido Thiemeyer*, Vom »Pool Vert« zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Europäische Integration, Kalter Krieg und die Anfänge der Gemeinsamen Europäischen Agrarpolitik

Die deutsche Haltung während der internationalen Verhandlungen über dieses Projekt erwies sich als ambivalent. Auf der einen Seite unterstützte Bonn den *Pool Vert* offiziell und stellte übergreifende, politische Argumente in den Vordergrund, denn das Projekt schien das Potenzial zu haben, zu einer weiteren wichtigen Säule bundesrepublikanischer Westintegration zu werden. Kanzler Adenauer, der zu der Zeit auch noch dem Auswärtigen Amt (AA) vorstand, vertrat diese Position zusammen mit Schlüsselfiguren im AA, wie etwa Walter Hallstein oder Carl Friedrich Ophüls.[13]Auf der anderen Seite drohte das *Pool Vert*-Projekt für Deutschland nachteilige ökonomische Konsequenzen mit sich zu bringen. Die übergroße Mehrzahl der Betriebe in Deutschland war zu klein, die Produktivität zu niedrig. Das bisherige nationale System schirmte die Landwirte vor den Kräften des Weltmarktes weitgehend ab. Durch den *Pool Vert* würden sie sich dagegen der direkten Konkurrenz der hoch kompetitiven niederländischen Landwirtschaft ausgesetzt sehen sowie den enormen Wachstumspotenzialen der französischen. Diese nicht unberechtigte Angst vor einem europäisierten Wettbewerb sollte auch noch im Verlauf der 1960er Jahre eine Rolle spielen. Im Fall der *Pool Vert*-Verhandlungen kam verschärfend hinzu, dass vor allem die Details der französischen Vorschläge stark auf die eigene, exportorientierte Bedürfnislage zugeschnitten waren. Als Agrarimportland würde die Bundesrepublik darunter eher zu leiden haben – was sowohl das Bundeslandwirtschaftsministerium (BML) als auch die berufsständischen Interessenvertreter der Landwirtschaft stets betonten.[14]

Die ökonomischen Gründe bildeten eine Ursache für die deutsche Ambivalenz; wirkungsmächtig konnte dieser Faktor jedoch hauptsächlich werden, da Adenauer einen zentralen Fehler beging. Er hatte Andreas Hermes, den mächtigen Präsidenten des Deutschen Bauernverbandes, zum Chef der regierungsoffiziellen deutschen Delegation bei den Verhandlungen gemacht. Nicht nur, dass dies die europäischen Partner vor den Kopf stieß, da sie an der Ernsthaftigkeit der Bonner Position zweifelten, wenn entgegen dem diplomatischen Komment nicht ein Spitzenpolitiker entsandt wurde. Schlimmer noch: Der geschickte Lobbyist nahm die offizielle deutsche Verhandlungsposition nur scheinbar ein. Er nutzte sein Amt auch, um zusammen mit Spitzenvertretern der Landwirtschaft aus Belgien und anderen Ländern das Projekt zu torpedieren. Transnationaler Kontakt führte somit zu einer geteilten Position – allerdings nicht zugunsten von Integration, sondern zu der Wahrnehmung, dass das bestehende System nationaler Regelungen von Erzeugung und Handel günstiger sei als ein europäischer Zusammenschluss.[15] Ganz allgemein kann man sagen, dass die transnationale Vernetzung der agrarischen Interessenvertreter – obwohl sie in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurückreichte – bis in die Mitte der 1960er Jahre eher formell und oberflächlich blieb. Lediglich in der gemeinsamen Abwehr von als nachteilig wahrgenommenen Vorschlägen fand man gelegentlich zusammen.[16]

1950–1957, München 1999; *Gilbert Noël*, Du Pool Vert à la Politique Agricole Commune. Les tentantives de Communauté agricole européenne entre 1945 et 1955, Paris 1988.

13 Vgl. *Thiemeyer*, Pool Vert, S. 110–119 und 189–200.

14 Vgl. *Kluge*, Vierzig Jahre, Bd. 1, S. 99–158.

15 Vgl. *Thiemeyer*, Pool Vert, S. 31–126.

16 Vgl. *Rita Aldenhoff-Hübinger*, Agrarpolitik und Protektionismus. Deutschland und Frankreich im Vergleich 1879–1914, Göttingen 2002; *Kiran Klaus Patel*, Paradefall der Integration? Die Gemeinsame Agrarpolitik der EWG und die Agrarintegration nach dem Zweiten Weltkrieg, in: *Christian Henrich-Franke/Cornelius Neutsch/Guido Thiemeyer* (Hrsg.), Internationalismus und Europäische Integration im Vergleich. Fallstudien zu Währungen, Landwirtschaft, Verkehr- und Nachrichtenwesen, Baden-Baden 2007, S. 203–219. Vgl. für die Zwischenkriegszeit auch das laufende Promotionsprojekt von Fritz Georg v. Graevenitz, Internationalismus in der Zwischenkriegszeit. Deutschland und Frankreich in der globalen Agrarkrise, Europäisches Hochschul-Institut, Florenz.

Letztlich scheiterte der Anlauf der Agrarintegration unter den Vorzeichen des *Pool Vert*. Die Verantwortung dafür lag weniger bei der Bundesrepublik als bei Frankreich und den Niederlanden, die sich nicht auf eine gemeinsame Haltung verständigen und ihre Partner von dieser überzeugen konnten. Allerdings zogen alle beteiligten Akteure wichtige Lehren aus dem Misserfolg. Vor allem hatte sich gezeigt, wie schwierig es war, angesichts der extrem unterschiedlichen landwirtschaftlichen und agrarpolitischen Lage in den westeuropäischen Staaten und angesichts der überaus schlagkräftigen Agrarverbände zu einem Konsens über europäische Integration zu kommen.

Die sich anschließenden Jahre von der Konferenz von Messina 1955 zu den Römischen Verträgen 1957 müssen in diesem Licht gesehen werden. Die politische Entscheidungselite – ganz besonders Paul-Henri Spaak als Chef des in Messina eingesetzten ›Spaak-Komitees‹ sowie der sich anschließenden Regierungskonferenz – machte das Beste daraus. Man hielt die Agrarfrage auf der Agenda der Verhandlungen, band sie jedoch in *package deals* mit anderen Integrationsprojekten zusammen. Das fiel umso leichter, als die Bildung eines gemeinsamen Marktes für gewerbliche Güter und das EURATOM-Projekt die Tagesordnung dominierten. Außerdem konzentrierte man sich in den Unterredungen agrarpolitisch auf die großen, übergreifenden Fragen und vermied eine kontroverse Debatte von Details oder konkreten Vorschlägen. Die Eindämmung des Konfliktpotenzials durch Paketlösungen und eine Politik der Vagheit zusammen mit der Tatsache, dass dieses Mal die außenpolitische Elite und nicht die Agrarexperten die Verhandlungen führten, machten so schließlich den Weg zu den Agrarartikeln in den Römischen Verträgen frei.[17]

Die deutsche Regierung unterstützte diesen Weg des geringsten Widerstands. Vor allem das Auswärtige Amt betonte öfters, dass jede Form des »Perfektionismus« unbedingt vermieden werden müsse.[18] Zugleich versuchte es in Zusammenarbeit mit dem Bundeskanzleramt, Vertreter der Agrarinteressen auf Distanz zu halten. Und tatsächlich: Da die Agrarfrage während der gesamten Verhandlungen nachrangig blieb, verhielt sich die deutsche Landwirtschaft eher desinteressiert.[19] Als im Mai 1956 das Bundeslandwirtschaftsministerium die Brüsseler Verhandlungen kritisierte, wischte Adenauer dies zudem mit einem Hinweis auf den unverbindlichen Charakter der Beschlüsse beiseite.[20] Zur Marginalisierung der Agrarfrage trug schließlich noch bei, dass sie zu der Zeit durch einen größeren Konflikt überlagert wurde: Während die sogenannten ›Institutionalisten‹ wie Adenauer oder Staatssekretär Hallstein sich primär aus politischen Gründen für regionale Integration in Westeuropa einsetzten, drängten ›Funktionalisten‹ wie Wirtschaftsminister Ludwig Erhard auf Liberalisierung und freien Zugang zum Weltmarkt.[21] In dem verbissen geführten Streit spielte das dritte Lager, welches für eine Beibehaltung des Status quo plädierte und unter anderem die Agrarvertreter umfasste, eine sekundäre Rolle.

Die Politik der Vagheit kennzeichnete dementsprechend auch das Ergebnis: Die Agrarartikel des EWG-Vertrags legten nur die allgemeinen Ziele einer künftig aufzubauenden gemeinsamen Agrarpolitik fest. Sie eröffneten die Möglichkeit einer supranationalen Regelung, ließen jedoch auch Raum für intergouvernementale Lösungen. Zu dem Zeitpunkt

---

17 Vgl. weiterhin *Enrico Serra* (Hrsg.), Il rilanco dell'Europa e i Trattati di Roma, Mailand 1989; *Hanns Jürgen Küsters*, Die Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, Baden-Baden 1982.

18 Aufzeichnung Auswärtiges Amt (AA), 31.5.1956, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA/AA), B 10/909.

19 Aufzeichnung Referat 217, AA, 6.11.1956, PA/AA, B 10/921, oder die Akte: »Geschäftsführendes Präsidium, Oktober 1954 – Januar 1959« (diese Akten sind unverzeichnet), Archiv der Geschäftsstelle des Deutschen Bauernverbandes, Berlin.

20 Vgl. *Hans von der Groeben*, Deutschland und Europa in einem unruhigen Jahrhundert. Erlebnisse und Betrachtungen, Baden-Baden 1995, S. 278 f.

21 Vgl. zu dem Konflikt *Reinhard Neebe*, Weichenstellung für die Globalisierung. Deutsche Weltmarktpolitik, Europa und Amerika in der Ära Ludwig Erhard, Köln 2004, S. 256–338.

stand außerdem noch nicht fest, dass die Agrarpolitik der EWG eine hochprotektionistische Richtung einschlagen und zu massiver Überproduktion führen sollte. Die erste gemeinsame Politik der EWG entstand erst als Resultat einer Kette von einzelnen Verhandlungsergebnissen, die im Verlauf einer ganzen Dekade von 1960 bis 1970 erzielt wurden. Es gab somit keine *hidden agenda* der sechs EWG-Gründerstaaten, wie die GAP genau aussehen sollte, sondern es handelte sich um einen inkrementellen und in vielerlei Hinsicht kontingenten Prozess. Ohne Zweifel lagen angesichts der bisherigen agrarpolitischen Praxis in den sechs Mitgliedsstaaten gewisse Entwicklungen näher als andere. Bei den Römischen Verträgen handelte es sich trotzdem nicht so sehr um ein wasserfestes politisches und administratives Programm als vielmehr um eine Projektionsfläche für divergierende Sichtweisen und Wünsche.[22]

In der Bundesrepublik dominierten jedoch nicht hochfliegende Hoffnungen die Erwartungshaltung, sondern Gleichgültigkeit. Die Agrarkapitel spielten keine bedeutsame Rolle im Ratifikationsverfahren der Römischen Verträge. Außerdem wirkte sich nun aus, dass sich die Regierung unter Adenauer nach Kräften bemühte, außen- und auch europapolitische Verhandlungen unter weitgehendem Ausschluss von Parlament und Öffentlichkeit zu führen. So wurde der Bundestag erst sehr spät mit dem Einigungsprojekt befasst. Die Sitzungsprotokolle des Parteivorstands der SPD verdeutlichen daneben, dass sich selbst die größte Oppositionspartei ihre Informationen über die Verhandlungen in Brüssel zu einem guten Teil auf Umwegen, etwa bei europäischen Schwesterparteien, besorgen musste. Anfang Februar 1957 hielt der Wirtschaftspolitische Ausschuss des Parteivorstands zum Beispiel fest, dass es an »Material fehle«, um Einzelfragen zu diskutieren; Anfang März – weniger als einen Monat vor Unterzeichnung der Römischen Verträge! – schrieb die SPD an Bundesaußenminister Brentano, um ihn um Unterlagen, besonders zum Agrarkapitel, zu bitten.[23]

Auch die Vertreter der Landwirtschaft begannen erst nach Unterzeichnung der Verträge, sich ernsthaft mit dem Thema zu befassen, und sie hielten sich vorläufig eher bedeckt.[24] Jenseits dieser Kreise war das Interesse am Agrarkapitel des EWG-Vertrags gering. Die meisten derjenigen, die sich dennoch dazu positionierten, sahen Integration als Mittel zum Abbau bisheriger Handelshemmnisse und des existierenden Agrarprotektionismus. Europa erschien so als Hebel gegen die bisherige (deutsche) Agrarpolitik und die sie stützenden Interessenvertreter. Naheliegender Weise nahmen die SPD, die Gewerkschaften und die Großindustrie eine derartige Haltung ein. Auch das Bundeswirtschafts- und das Bundesfinanzministerium setzten auf diese Karte. Die Position prägte zudem die westdeutsche Qualitätspresse, von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* über die *Welt* bis zur *Süddeutschen Zeitung* und zu der *Zeit*.[25] Aber selbst in der CDU und der FDP hatte diese Sichtweise viele Anhänger. Insgesamt kann man von einem relativen pro-integrativen und antiprotektionistischen Konsens sprechen. Im Lichte späterer Entwicklungen ist das recht erstaunlich.

---

22 Vgl. die Artikel 38 bis 47 des EWG-Vertrags, in: *Hans von der Groeben/Hans von Boeckh*, Kommentar zum EWG-Vertrag, 2 Bde., Baden-Baden 1958/1960, Bd. 1, S. 109–144.

23 Protokoll Wirtschaftspolitischer Ausschuss der SPD, 8./9.2.1957, Archiv der sozialen Demokratie (AdsD), Parteivorstand/352; Brief Schumacher an Brentano, 2.3.1957, PA/AA, B 1/41.

24 Vgl. die Arbeiten des erst im Mai 1958 gegründeten Expertenkomitees des Zentralausschusses der deutschen Landwirtschaft, in: Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung (ACDP), 01–090/98.

25 Vgl. z. B. Stenographische Berichte des Deutschen Bundestages, 1957, S. 11327–11372; z. B. auch *Gerhard Höpfner*, Der große Agrarpreis Europas, in: Die Welt, 20.4.1959; Bäuerliche Europa-Schmerzen, in: Süddeutsche Zeitung, 30.6.1959; Agrar-Autarkie gefährdet den Welthandel, in: FAZ, 8.7.1959; *Armin Grünewald*, Brüsseler Spitzen, in: Stuttgarter Zeitung, 21.11.1959; Die Bauern werden europäisiert, in: Die Zeit, 27.11.1959; *Herbert Kriedemann*, Agrarpolitik in der EWG, in: Vorwärts, 24.12.1959.

II. Europäische Agrarpolitik mit dem Gestus des Unbedingten: Die Gründungsphase, 1959–1964

1959/60 änderte sich die Haltung der Bundesrepublik zur Agrarintegration grundsätzlich. Erst jetzt, gut zwei Jahre nach der Unterzeichnung der Römischen Verträge, entwickelte sich die Einigung des primären Sektors von einer vagen Option zu einer realistischen Perspektive. Im November 1959 legte die Europäische Kommission einen Entwurf und im Juni des Folgejahres die endgültige Fassung ihrer Vorschläge zum Aufbau einer gemeinsamen Agrarpolitik vor. Brüssel zielte dabei hoch – die Kommission schlug ein komplexes System von Maßnahmen vor, das eine hochgradig integrierte, supranational ausgerichtete Agrarpolitik zum Ergebnis haben würde.[26]

Erst in dieser Phase wurde die offizielle deutsche Position festgelegt – und zwar auf einen harten und einseitigen Kurs. Bereits bevor die endgültige Fassung der Vorschläge im Detail studiert werden konnte, erklärte Adenauer in einer Kabinettssitzung am 29. Juni 1960, dass ein Kernelement der Brüsseler Ideen zumindest in der näheren Zukunft auf keinen Fall auch nur weiter diskutiert werden dürfe: die Herabsetzung des deutschen Getreidepreises. Die Kommission hatte dies jedoch in den Raum gestellt, um nach Ablauf einer Übergangsphase ein gemeinsames Preisniveau in den EWG-Staaten zu erreichen.[27] Dieser Punkt entwickelte sich binnen Kurzem zur Heiligen Kuh der deutschen EWG-Agrarpolitik; Bonn bestand darauf in Verhandlungen, die sich mehr als vier Jahre hinzogen. Aber auch viele andere Details ebenso wie die generelle Tendenz der Kommissionsvorschläge stießen in Bonn auf erbitterten Widerstand. Die deutsche Position fasste zum Beispiel ein Elf-Punkte-Programm vom November 1961 zusammen: Danach sprach sich die Bundesrepublik auch gegen eine Verkürzung der Übergangszeit aus, bis zu welcher der gemeinsame Agrarmarkt aufzubauen sei. Außerdem bestand man auf einer Fortsetzung der eigenen Handelspolitik gegenüber Nicht-Mitgliedsstaaten.[28]

Abgesehen von Lippenbekenntnissen versuchte die Bundesregierung somit, möglichst lange und weitgehend an ihrer frisch wiedererlangten Teilsouveränität festzuhalten. Jede Form der Kompetenzübertragung nach Brüssel sollte so gering wie möglich gehalten werden. Ein Scheitern des Integrationsanlaufs wie beim *Pool Vert* hätte man nicht ungern gesehen – zumindest, wenn die Schuld daran nicht auf Deutschland gefallen wäre. Die eigene Position wurde mit einer teilweise erstaunlich rabiaten Blockadepolitik vorgetragen, die allerdings stets unterhalb der höchsten Eskalationsstufe blieb. Denn eine offene Obstruktionspolitik, wie sie etwa Frankreich unter de Gaulle betrieb, konnte sich die junge westdeutsche Nachkriegsdemokratie politisch nicht leisten.[29]

Selbstverständlich stießen die Vorschläge der Kommission und die sich daraus ergebende Tendenz auch bei den anderen Mitgliedsstaaten auf Kritik. Die Niederlande, eine der effizientesten Agrarexportnationen der Welt, fürchteten nachteilige Effekte für ihre Weltmarktstellung, falls die GAP zu protektionistisch werden sollte. De Gaulles Frankreich versuchte sicherzustellen, dass supranationale Agrarintegration zu keiner signifikanten Stärkung der Europäischen Kommission oder gar zu Ansätzen eines europäischen Bun-

---

26 Vgl. die Kommissionsvorschläge: COM (59) 140, COM (60) 105. Vgl. zu dieser Phase insgesamt auch *Kiran Klaus Patel*, Veto Player No. 1? Germany and the Creation of the EEC's Common Agricultural Policy, 1957–1964, in: *Michael Gehler* (Hrsg.), Vom Gemeinsamen Markt zur Europäischen Unionsbildung. 50 Jahre Römische Verträge, 1957–2007, Köln 2009, S. 349–370. Das Buch *Ann-Christina Lauring Knudsen*, Farmers on Welfare. The Making of Europe's Common Agricultural Policy, Ithaca 2009, erschien zu spät, um für diesen Beitrag berücksichtigt zu werden.

27 Vgl. Kabinettssitzung v. 29.6.1960, in: Kabinettsprotokolle der Bundesregierung (KPBR) 13, 1960, S. 244 f.

28 Vgl. Kabinettssitzung v. 27.11.1961, in: KPBR 14, 1961, S. 275–277.

29 Vgl. *Patel*, Veto Player, S. 349 ff.

desstaates führen würde. Italien zum Beispiel setzte stärker auf einen agrarsozialpolitischen Ansatz als die Vorlage aus Brüssel. Letztlich blieben die Beanstandungen der Partner aber stets weniger grundsätzlich als die deutschen. Besonders Frankreich und die Niederlande unterstützten insgesamt den Vorschlag der Kommission aktiv. Das gemeinsame Drängen dieser informellen Allianz führte dazu, dass in den folgenden Jahren in mehreren Schritten das ursprüngliche Brüsseler Modell weitgehend umgesetzt wurde. Nichts fasst dies besser zusammen als der spöttisch-liebevolle Spitzname, den die Kommissionsvorschläge in der Folgezeit bekommen sollten: Der Brüsseler Jargon bezeichnete sie bald als die ›Bibel‹ – um deren Auslegung man streiten konnte, deren Inhalt dagegen feststand.[30]

Wie aber lässt sich die deutsche Kritik an einem (supranationalen) Agrar-Europa erklären? Der Hauptgrund lag darin, dass die Bundesregierung weitgehend die Haltung des Deutschen Bauernverbands übernahm. Der DBV vertrat rund 90 Prozent der deutschen Vollzeitlandwirte, und die Landwirtschaft insgesamt stellte immerhin fünf Prozent der Wahlberechtigten. Die regierenden Unionsparteien mussten dieses tendenziell konservative Segment der Gesellschaft mobilisieren, wollten sie auf Bundes- und Länderebene weiterhin gute Wahlergebnisse erzielen. Die Haltung des DBV gewann noch an Bedeutung, da sie in der Union stark internalisiert worden war, denn insgesamt kann man den DBV letztlich nur als den wichtigsten Repräsentanten eines agrarpolitischen Netzwerkes sehen, das auch staatliche Bürokratien, Parlamente ebenso wie die Unionsparteien durchdrang.[31] Deswegen ließen sich die Grenzen zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren oft kaum ausmachen. Zum Beispiel hatten viele der regionalen Bauernverbandspräsidenten zugleich hohe Parteiämter in der CDU inne. Auch Familienverbindungen, Jagdfreundschaften und vieles mehr stärkten die Bindungen. Anstelle einer umfangreichen prosopografischen Studie muss hier eine Anekdote zur Illustration genügen: Innerhalb der CDU war der Bundesausschuss für Landwirtschaft das zentrale Gremium für Agrarfragen. Auf einer Anwesenheitsliste aus dem Jahre 1955 trug ein Politiker in die Spalte »Landesverband« ein: »Geschäftsführer Hess. Bauernverband«. Gemeint gewesen war natürlich, welchem Landesverband der Union man angehöre – und nicht welchem des DBV. Offensichtlich vergaßen manche Hinterbänkler gelegentlich, dass es sich dabei um zweierlei Dinge handelte.[32] Hinzu kam, dass der agrarpolitische Konsens auf einer recht kohärenten ideologischen Basis beruhte. Die Unionsparteien zeigten sich gegenüber dem »agrarian myth« – mit seinen romantischen Anklängen und seinen abendländischen Aktualisierungen – als besonders aufgeschlossen. Demzufolge sollte die Landwirtschaft besonderen Schutz genießen, da ihre (bäuerlichen Familien-)Betriebe als Quelle kultureller Identität und nationaler Stärke verklärt wurden.[33]

---

30 Vgl. *Ann-Christina Lauring Knudsen*, Defining the Policies of the Common Agricultural Policy. A Historical Study, unpubl. Dissertation, Europäisches Hochschul-Institut, Florenz 2001, S. 255–376; *N. Piers Ludlow*, The Making of the CAP. Towards an Analysis of the EU's First Major Policy, in: CEH 14, 2005, S. 347–371.

31 Vgl. *Patel*, Veto Player, S. 354–360; *Paul Ackermann*, Der deutsche Bauernverband im politischen Kräftespiel der Bundesrepublik. Die Einflussnahme des DBV auf die Entscheidung über den europäischen Getreidepreis, Tübingen 1970, S. 52–83.

32 Anwesenheitsliste des CDU-Bundesausschusses v. 22.7.1955, ACDP, 07–001–400/2. Vgl. z. B. auch *Frank Bösch*, Das konservative Milieu. Vereinskultur und lokale Sammlungspolitik, Göttingen 2002, S. 289–292.

33 Vgl. klassisch zu diesem Topos westlicher Gesellschaften *Richard Hofstadter*, The Age of Reform. From Bryan to F. D. R., New York 1955, S. 23–59; für Deutschland zum abendländischen Denken z. B. *Axel Schildt*, Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideengeschichte der 50er Jahre, München 1999; zum bäuerlichen Familienbetrieb *Lorraine Bluche/Kiran Klaus Patel*, Der Europäer als Bauer. Das Motiv des bäuerlichen Familienbetriebs in Westeuropa nach 1945, in: *dies./Veronika Lipphardt* (Hrsg.), Der Europäer – ein Konstrukt. Wissensbestände, Diskurse, Praktiken, Göttingen 2009, S. 135–157.

Aus all diesen Gründen überließ die Union in den Anfangsdekaden der Bundesrepublik kaum ein Politikfeld so sehr den Vertretern berufsständischer Interessen wie die Agrarpolitik. In Anlehnung an George Tsebelis kann man den DBV einen gesellschaftlichen ›Vetospieler‹ nennen, der politische Handlungen direkt verhindern beziehungsweise maßgeblich beeinflussen konnte. Seine Haltung und deren nur leicht modifizierte Übernahme als offizielle deutsche Position bietet die wichtigste Teilerklärung für den deutschen Widerstand gegen eine supranationale GAP.[34]

Selbstverständlich kamen ökonomische Gründe hinzu. Davon, dass sich durch Integration der Konkurrenzdruck für die deutschen Landwirte zu erhöhen drohte, war bereits die Rede. Auch für Verbraucher und Steuerzahler würde der EWG-Agrarmarkt eher nachteilige Folgen haben, da Westdeutschland bislang das Gros seines Bedarfs billig auf dem Weltmarkt besorgte. Aufgrund der Agrarstruktur der EWG-Staaten mussten die Preise in einem europäischen Binnenmarkt dagegen notwendigerweise höher liegen. Als sich die Bundesregierung auf ihre Vetoposition festlegte, spielte das Verbraucher-Argument jedoch keine große Rolle. Vielmehr hatte sie allein die Interessen ihrer Landwirte im Blick. Aber selbst eine darauf aufbauende, rein ökonomische Erklärung reicht nicht aus, denn die Lage der deutschen Landwirtschaft war enorm heterogen, und im Vorschlagspaket aus Brüssel gab es durchaus Elemente, welche die Lage eines Teils der Landwirtschaft verbessert hätte. Eine genauere Analyse könnte zeigen, dass alle Kernforderungen *der* Landwirtschaft primär den Interessen der relativ kleinen Gruppe großer Getreideerzeuger entsprachen. Diese waren im agrarpolitischen Netzwerk deutlich überrepräsentiert, und es gelang ihnen, die Krisenwahrnehmung innerhalb des Sektors und für den Sektor festzulegen. Erst vor diesem Hintergrund erklärt sich die harte und grundsätzliche Opposition *der* deutschen Landwirtschaft gegen die GAP-Vorschläge aus Brüssel.[35]

Zusammengefasst legte sich die Bundesregierung darauf fest, die staatliche Souveränität bei der Steuerung von landwirtschaftlicher Produktion und Handel beibehalten und nicht im Prozess europäischer Integration partiell an eine übergeordnete Instanz abgeben zu wollen. Allerdings stieß diese Haltung bereits innerhalb Deutschlands auf großen Widerstand. Die Tagespresse plädierte weiterhin für eine Liberalisierung und hoffte, dass die GAP in diese Richtung wirken würde. Die konsumentenorientierte SPD und die Gewerkschaften setzten sich ebenfalls gegen die regierungsoffizielle Position ein. Meinungsumfragen wiesen in eine ähnliche Richtung. Und selbst in der Regierung findet man diese Position. Erhards Wirtschaftsministerium, das AA und das Finanzministerium wandten sich gegen die Forderungen des agrarpolitischen Netzwerks und des Landwirtschaftsministeriums. Allerdings – und das erwies sich als entscheidend – hatten die Agrarier Adenauer auf ihrer Seite, für den die innenpolitische Lage offensichtlich wichtiger war als die europäische Integration.[36]

Deswegen wurde die Vetoposition des agrarpolitischen Netzwerks von der Bundesregierung ziemlich unverändert auf die Brüsseler Ebene getragen. Dort führte sie jedoch zu hoch problematischen Ergebnissen, denn auf dieser Ebene verlor Bonn eine Verhandlungsrunde nach der anderen. 1960 musste man dem Abschöpfungssystem als zentralem Mechanismus der sich herausbildenden GAP ebenso zustimmen wie einer Beschleunigung des Zollabbaus. Anfang 1962 hatte die Bundesrepublik zu akzeptieren, dass die Gemeinsame Agrarpolitik eine stark supranationale Ausrichtung mit einem gemeinsamen

---

34 Vgl. *George Tsebelis*, Veto Players. How Political Institutions Work, New York 2002.

35 Vgl. *Knudsen*, Defining the Policies, S. 277–311.

36 Vgl. für die verschiedenen Ministerien: Memorandum Bundeswirtschaftsministerium: Die gemeinsame Agrarpolitik in der EWG, 21.7.1959, Bundesarchiv Koblenz (BA/K), B 102/14036; Aufzeichnung AA, 6.10.1959, PA/AA, B 20–200/281. Zu den Meinungsumfragen etwa *Elisabeth Noelle-Neumann/Erich Peter Neumann* (Hrsg.), Jahrbuch der öffentlichen Meinung, Allensbach/Bonn 1965, S. 544; vgl. ferner *Kluge*, Vierzig Jahre, Bd. 1, S. 322–364.

Preisniveau bekommen würde – eine Entscheidung, die Ausgangspunkt jener Entwicklung wurde, die Deutschland schließlich zum größten Nettobeiträger der EWG machen sollte. Die Marathonsitzung am Ende jenes Jahres bildete die Grundlage für mehrere Marktordnungen und konkretisierte so die supranationale Dimension der GAP. Ende 1964 wurde die wichtigste deutsche Bastion geschleift: Nach Auseinandersetzungen von beinahe epischer Länge musste Bonn einer deutlichen Senkung seines Getreidepreises zustimmen.[37]

In internationalen Verhandlungen ist es ziemlich normal, dass man seine Forderungen nicht voll durchsetzen kann. In diesem Fall war die Niederlage jedoch vollständig und besonders bitter. Zwar bekam die Bundesrepublik den gemeinsamen Markt für Güter der gewerblichen Wirtschaft, der ihr am Herzen lag – aber dieses Projekt war nicht nur in deutschem Interesse. Man würde vielmehr erwarten, dass auch im Agrarsektor Kompromisse der einen oder anderen Art geschlossen worden wären. So geschah es auch – aber in den Verhandlungen schnitt Deutschland überdurchschnittlich schlecht ab. Häufig zahlte Bonn sogar für Niederlagen doppelt oder dreifach: Indem sie ihre agrarpolitische Position ebenso verbissen wie erfolglos verteidigte, vernachlässigte die Bundesregierung andere Ziele, wie etwa den Blick auf die Gesamtkosten des Projekts oder auch auf den eigenen Anteil zu dessen Finanzierung. Bonn sollte deswegen, wie bereits erwähnt, letztlich die Hauptlast der Kosten für den Europäischen Ausrichtungs- und Garantiefonds für die Landwirtschaft (EAGFL) tragen. Die Ausgaben erhöhten sich noch einmal, da sich die Bundesregierung verpflichtet fühlte, den eigenen Landwirten nationale Ausgleichszahlungen für die Niederlagen in Brüssel zu gewähren. Schließlich kam noch hinzu, dass man bei den anderen EWG-Staaten viel Porzellan zertrümmerte; in Agrarfragen galt Bonn als unkooperativer und unzuverlässiger Partner. So hielt etwa der französische Außenminister Couve de Murville Ende 1960 fest, dass Deutschland »était foncièrement hostile à une politique intégrée et dirigiste.« Man könne sich jetzt schon für die Zukunft »à de nouvelles et sans doute plus graves difficultés« einstellen.[38]

All dies wirft die Frage auf, warum die Bundesrepublik als größtes Mitgliedsland der EWG die Entwicklung der GAP nicht stärker beeinflussen konnte. Neuere Studien haben zu Recht auf die Stärke des Bündnisses derjenigen verwiesen, die in Brüssel für eine supranationale Agrarpolitik eintraten, auf das für die Errichtung der GAP günstige internationale Klima und darauf, dass Deutschland und Italien als Hauptgegner der einmal eingeschlagenen Tendenz sich zu selten auf eine gemeinsame Position einigen konnten.[39]

Für die deutsche Seite kann man zusammenfassend sagen, dass sich die Entscheidungselite nur unzureichend auf die neuen Formen des Regierens einstellte, die der europäische Einigungsprozess mit sich brachte. Die damals gewählte Form der Integration stellte ein Novum dar. Die Welt, in der Politiker, Beamte und Bürger des Europas jener Jahre primär dachten, war die Welt nach außen hin souveräner Nationalstaaten, die sich zwar auf Verpflichtungen einlassen konnten, jedoch in der Lage waren, sie auch wieder aufzulösen. Wie supranationale Verhandlungsführung, wie *governance* jenseits des Nationalstaats funktionierte, musste erst gelernt werden, und die hoch komplexe Materie der Agrarpolitik bot dabei besonders viele Fallstricke.

---

37 Vgl. zu den Marathonsitzungen z. B. *Frans A. M. Alting von Geusau*, Les sessions marathon du Conseil des ministres, in: *Pierre Gerbet/Daniel Pepy* (Hrsg.), La décision dans les Communautés européennes, Brüssel 1969, S. 99–107; *Patel*, Veto Player, S. 361 f.

38 Couve de Murville an französische diplomatische Vertretungen in Bonn usw., 26.12.1960, in: Ministère des affaires étrangères, Commission de publication des Documents Diplomatiques Français (Hrsg.), Documents Diplomatiques Français, Paris 1990, Bd. 1960, S. 791 f. Vgl. auch *Patel*, Veto Player, S. 362.

39 Vgl. *Ludlow*, Making, S. 347–371; *Knudsen*, Defining the Policies.

Die unzureichende Adaption an die Implikationen der Integration zeigte sich in dreierlei Hinsicht: Erstens verweist sie auf den deutschen Verhandlungsstil in der Agrarintegration. Die offizielle deutsche Position gegenüber der GAP lautete häufig einfach ›nein‹, und dieses ›Nein‹ war oft kategorisch, sogar unkonditioniert. Die Bundesregierung bot nur selten ernst zu nehmende Alternativen an und ließ sich kaum auf Verhandlungen ein. Kompromisslosigkeit prägte insbesondere den Verhandlungsstil des BML. Es kopierte damit insgesamt jenen durch einen Gestus des Unbedingten charakterisierten Stil, der die Agrarpolitik in Deutschland bereits seit Jahrzehnten geprägt hatte. Letztlich erwies es seiner agrarischen Klientel jedoch einen Bärendienst, indem es deren Positionen bis zum Letzten verteidigte, um dann auf ganzer Linie gegen die geschlossene Front der EWG-Partner nachgeben zu müssen, ohne viel dafür im Austausch zu erhalten. Während man unter den Bedingungen nationaler Souveränität die eigene Position lange hätte durchhalten und so den agrarpolitischen Status quo wahrscheinlich hätte wahren können, hatte dies unter den Bedingungen europäischer Integration und in Konfrontation mit einer wirkungsmächtigen Allianz von Partnern, die auf eine supranationale GAP drangen, geringe Erfolgsaussichten. Dafür war die Eigendynamik des Integrationsprozesses, gerade im Agrarbereich, zu groß.

Warum sich die Entscheidungselite der Bundesrepublik nicht besser auf die neue Situation einstellen konnte, ist schwer zu erklären. Direkte Kausalitäten, auch zwischen (kollektiv)biografischen Prägungen und politischem Handeln, lassen sich nur selten herstellen. Außerdem hatten auch die politischen und administrativen Eliten in anderen Ländern Probleme damit, sich an die neue Lage anzupassen. Im deutschen Fall scheinen jedoch längere Kontinuitäten eine besondere Rolle zu spielen. Die Vertreter einer vormals hegemonialen Macht wie Deutschland, die nur 15 Jahre zuvor noch geglaubt hatten, den anderen Europäern ihren Willen vorbehaltlos diktieren zu können, taten sich angesichts der neuen Realitäten besonders schwer. Viele der Akteure, welche in den 1960er Jahren an den Brüsseler Verhandlungstischen saßen, hatten ihre ersten oder prägenden internationalen Verhandlungserfahrungen in der NS-Zeit gemacht. Das zeigt sich etwa an der Schlüsselfigur im Bundeslandwirtschaftsministerium, Staatssekretär Theodor Sonnemann (1900–1987). Sonnemann war vor 1945 kein Nationalsozialist, aber ein strammer Nationalist gewesen. Im Zweiten Weltkrieg gehörte er zeitweise dem Oberkommando der Wehrmacht an, wo er für eine deutsch dominierte Großraum-Wirtschaft in scharfer Ablehnung jeder Form von Liberalismus plädierte. Sein Kollege Rolf Lahr aus dem Auswärtigen Amt, ein ›Märzgefallener‹, hatte seine Sporen als Unterhändler des Reichs unter anderem in der Türkei und Italien verdient. Von der zusammenbrechenden Ostfront brachte sich Lahr das folgende Motto mit: »Glauben ausstrahlen und für Ordnung sorgen«. Von solchen Herrenmenschen-Allüren war der Weg zu einem Verhandlungssystem, das auf Kompromissen und Konsens, auf formaler Gleichheit und der Aufgabe von Souveränität beruhte, unendlich weit.[40]

Zweitens erklären sich die Defizite aus dem institutionellen Arrangement auf deutscher Seite. Bonn sprach in Brüssel oft mit vielen Stimmen, da es keine schlagkräftige Koordination der deutschen Regierungsposition gab. Das Stereotyp vom gründlichen, wohl geordneten deutschen Verwaltungsstaat mit klaren Kompetenzabgrenzungen und Hierarchien erweist sich hier als irrig. So blieb der selbstzentrierte und sperrige Standpunkt, den das agrarpolitische Netzwerk in die offizielle deutsche Haltung hatte verwandeln können, während der internationalen Verhandlungen innerhalb der deutschen Delegation umstritten. Schließlich setzte sich dieses Gremium stets aus Vertretern verschiedener Ressorts zusammen, im Fall der GAP-Verhandlungen vor allem aus Landwirtschafts-,

40 *Rolf Lahr*, Zeuge von Fall und Aufstieg. Private Briefe 1934–1974, Hamburg 1981, S. 78 f.; *Theodor Sonnemann*, Die Wirtschaft als Kriegswaffe, Berlin 1943; *ders*., Jahrgang 1900. Auf und ab im Strom der Zeit, Würzburg 1980.

Wirtschafts-, Finanz- und Außenministerium. Selbst wenn die Agrarier Adenauer und einen Kabinettsbeschluss hinter sich wissen konnten, hielten sich die Angehörigen anderer Ministerien nicht immer an die vereinbarte Linie. Erklären lässt sich dies aus traditionellem Ressortpartikularismus und einem Mangel an interministerieller Koordination; hinzu kamen auch fehlende Professionalität und jene kulturellen Vorprägungen, von denen bereits die Rede war. Hilfreich ist ein Vergleich zum institutionellen Arrangement anderer EWG-Staaten, insbesondere zu Frankreich. Der Unterschied zur enorm effizienten Pariser Verhandlungsführung hätte kaum größer sein können. Hier wurden die Positionen der verschiedenen Ressorts zur Europapolitik in einer eigenen Institution, dem *Secrétariat général du Comité interministériel pour la coopération économique européenne* (SGCI) koordiniert, das dem Ministerpräsidenten und später dem Staatschef direkt angegliedert war. Adenauer hatte bereits 1960 im Bundeskabinett »die im Gegensatz zum Auftreten der deutschen Delegation ausgezeichnete Einigkeit unter den französischen Vertretern in Brüssel« bemerkt. Allein: Eine ähnlich schlagkräftige Einrichtung zu schaffen, gelang weder ihm noch einem seiner Nachfolger.[41]

Drittens schließlich – und dieser Punkt war der wichtigste – erklärt sich die Ineffizienz aus der unzureichenden Priorisierung politischer Ziele. Agrarpolitik mit dem Gestus des Unbedingten biss sich mit den übergreifenden politischen Interessen der Bundesrepublik. Alle Akteure stimmten überein, dass das europäische Einigungswerk natürlich nicht am Interventionspreis für Weizen oder der Marktordnung für Wein scheitern dürfe. Der europäischen Integration lagen in erster Linie größere politische und ökonomische Motive zugrunde. Die Wiedergewinnung staatlicher Souveränität durch Integration, Eindämmung des Ostblocks, das Bannen der Geister der deutschen Vergangenheit sowie die Eröffnung neuer Märkte, vor allem für industrielle Güter – dies waren die Hauptgründe, warum sich die Bundesrepublik am Integrationsprozess beteiligte. In Extremsituationen, in denen die Alternative zu Konzessionen in einer offenen Krise oder gar einer Auflösung der EWG bestanden hätte, lenkte Deutschland stets ein. Eine offene Konfrontationspolitik, wie Frankreich sie etwa in der ›Krise des leeren Stuhls‹ 1965/66 praktizierte, konnte und wollte sich die junge westdeutsche Nachkriegsdemokratie nicht leisten. Dies galt umso mehr, da nicht nur die anderen EWG-Partner Bonn unter Druck setzten, sondern häufig auch die US-Administration in Washington. Dort war man zwar der berechtigten Ansicht, dass die GAP den eigenen Agrar- und Handelsinteressen schade, aber unterstützte das Projekt dennoch aus übergreifend politischen Gründen. Das zeigte sich besonders im Rahmen der GATT-Verhandlungen der Kennedy-Runde. Wenn die westliche Vormacht sich so positionierte, fiel es der Bundesregierung umso schwerer, eine engherzig-egoistische Politik zu betreiben.[42]

---

41 Kabinettssitzung v. 27.7.1960, in: KPBR 13, 1960, S. 291. Zum Secrétariat général du Comité interministériel pour la coopération économique européenne (SGCI) *Anne de Castelnau*, Le SGCI: une réponse administrative aux défis européens de l'après-guerre, in: *Laurence Badel/ Stanislas Jeanneson/N. Piers Ludlow* (Hrsg.), Les administrations nationales et la construction européenne. Une approche historique (1919–1975), Brüssel 2005, S. 307–335; *Alain Claisse*, L'adaptation de l'administration française à la construction européenne (1948–1967), in: Jahrbuch für europäische Verwaltungsgeschichte 4, 1992, S. 165–180. Der Staatssekretärausschuss für Europafragen nahm nie eine dem SGCI vergleichbare Rolle ein.

42 Vgl. zur Haltung der USA z. B. National Archives and Records Administration, College Park, MA, RG 59/250/62/33/1–3, Box 4, Memorandum Ball vor Besuch Hallstein, 3.1.1963; allgemein auch *Geir Lundestad*, The United States and Western Europe since 1945. From »Empire by Invitation« to Transatlantic Drift, Oxford 2003. Zur Kennedy-Runde *Lucia Coppolaro*, The European Economic Community in the GATT Negotiations of the Kennedy Round 1964–1967. Global and Regional Trade, in: *Antonio Varsori* (Hrsg.), Inside the European Community. Actors and Policies in the European Integration 1957–1972, Baden-Baden 2006, S. 347–366.

Zugleich sollte man nicht meinen, dass die deutsche Position keinerlei Einfluss auf die Geschichte der GAP nahm. Zum einen verzögerte sie deren Entstehung. Zum anderen setzte sie ihr aber auch einen Stempel auf. Ohne Deutschland wäre der Getreidepreis der EWG deutlich niedriger festgelegt worden, und dieser Preis hatte es in sich. Er hatte in der Folgezeit eine wesentliche Mitverantwortung dafür, dass die Gemeinschaft Überschüsse in rauen Mengen produzierte – die mit Subventionen teuer hergestellt wurden, um dann eingelagert, vernichtet oder mit neuen Subventionen verbilligt auf den Weltmarkt geschleudert zu werden, häufig mit hochproblematischen Folgen für Erzeuger anderswo. Insofern hat die Bundesrepublik einen unintendierten, trotzdem aber beachtlichen Anteil an der protektionistischen Ausrichtung der GAP und an jenen Fehlentwicklungen, welche die EWG-Agrarpolitik auf Jahrzehnte prägen sollten.[43]

Während bereits gezeigt wurde, dass der Bauernverband in Bonn enormen Einfluss hatte, bleibt noch die Frage, wie er sich auf europäischer Ebene zum Einigungsprozess verhielt. Insgesamt ließ sich das agrarpolitische Netzwerk tiefer und mit deutlich größerem Erfolg auf die Agrarintegration ein als das offizielle Bonn. Das widersprach tendenziell der ursprünglichen Hoffnung der Europäischen Kommission. 1958 hatte sie die Landwirtschaftsorganisationen der sechs Mitgliedsstaaten dazu ermutigt, ein EWG-weites Organ aufzubauen. Sie verfolgte damit einen doppelten Zweck. Zum einen wollte sie der europäischen Landwirtschaft eine Stimme verleihen, die bei den Verhandlungen gehört werden könnte. Zum anderen hoffte sie jedoch auch, durch Transnationalisierung die extrem durchsetzungsstarken nationalen Agrarverbände zu bändigen. In der Tat wurde noch im selben Jahr COPA (*Comité des organisations professionnelles agricoles*) geschaffen. Die Agrarvertreter der Sechs fochten hier fortan größere Konflikte über Schlüsselfragen der Integration aus und konnten sich häufig in wichtigen Fragen auf keine gemeinsame Position einigen. Die Idee der Kommission, Transnationalisierung so als Instrument der Neutralisierung zu verwenden, ging trotzdem nicht auf. Vielmehr nutzte der DBV die Schwäche von COPA und ähnlichen Foren dazu, um diese zum Sprachrohr eigener Interessen zu machen. Verhandlungsgeschick und die relative Stärke des DBV im EWG-Kontext stellten dafür wesentliche Bedingungen dar. Aber auch vor skrupelloseren Mitteln schreckte der Bauernverband nicht zurück: Verbandspräsident Rehwinkel gab zum Beispiel in den frühen 1960er Jahren mehrmals, wenn er turnusmäßig die Präsidentschaft von COPA innehatte, die deutschen Positionen fälschlicherweise als die des europäischen Verbands aus. Während das in Brüssel relativ schnell auffiog, konnte er auf innerdeutscher Ebene durchaus damit punkten, wenn er behauptete, für alle Bauern in der EWG zu sprechen. Transnationaler Kontakt führte also weiterhin nicht zu Konvergenz, sondern dazu, dass man sich umso besser darauf verstand, seine nationalen Forderungen international durchzusetzen.[44]

Gleichzeitig verhinderte der DBV weitergehende Formen des Austauschs zwischen deutschen Landwirten und ihren europäischen Berufskollegen oder der Kommission. Vielmehr bemühte man sich, es nur bei einem Kontakt der Spitzenfunktionäre zu belassen. Anstatt nach Brüssel oder Brabant, in die Basilikata oder die Bretagne zu reisen, or-

---

43 Vgl. auch *Patel*, Veto Player, S. 367–370; *Ann-Christina L. Knudsen*, Creating the Common Agricultural Policy. Story of Cereals Prices, in: *Wilfried Loth* (Hrsg.), Crises and Compromises. The European Project 1963–1969, Baden-Baden 2001, S. 131–154.

44 Vgl. zu COPA *Barbara Burkhardt-Reich/Wolfgang Schumann*, Agrarverbände in der EG. Das agrarpolitische Entscheidungsgefüge in Brüssel und den EG-Mitgliedsstaaten unter besonderer Berücksichtigung des Euro-Verbandes COPA und seiner nationalen Mitgliedsverbände, Kehl 1983; zum DBV in diesem Kontext z. B. Entwurf d. Protokolls über 3. Kontaktsitzung zw. Mansholt und COPA, 7.7.1961, ACDP, 01–128; Rehwinkels einseitige Darstellung in DBV, Niederschrift Präsidiumssitzung v. 13.7.1961, BA/K, B 428/121. Ferner auch Knudsen, Defining the Policies, S. 278–284.

ganisierte der Bauernverband noch in den 1960er Jahren für seine Basis Begegnungsreisen in die »Sowjetische Besatzungszone« in »Mitteldeutschland«. Einerseits wurde so nationale Einheit demonstriert; andererseits dienten diese Kontakte dazu, das antikommunistische Weltbild des Verbandes zu stabilisieren und die Mitglieder auf Linie zu halten. Letztlich konnte der Verband seine Position nur so stoßkräftig vertreten, da die von ihm propagierte Problem- und Weltsicht an der Basis relativ wenig durch andere Deutungen herausgefordert wurde.[45]

Zugleich war es höchst rational, dass der Bauernverband seine Aufmerksamkeit nicht stärker auf die europäische Ebene verlagerte. In dieser Phase konnten wichtige Entscheidungen in Agrarfragen nur einstimmig geschlossen werden. Insofern reichte es aus, wenn ein Mitgliedsstaat den eigenen Standpunkt übernahm, um per Vetoposition jede Änderung des Status quo zu blockieren. Und in dieser Hinsicht erwies sich der DBV als durchaus erfolgreich. Selbstabschluss gegenüber dem Westen und Durchsetzungsvermögen gegenüber der Bundesregierung – so sahen die zentralen Pfeiler der Strategie des Bauernverbandes aus. Damit erwies er sich in den frühen 1960er Jahren als bemerkenswert erfolgreich – was sich auch daran zeigt, dass in Brüssel damals kein nichtstaatlicher Akteur genauer beobachtet und mehr gefürchtet wurde als der Deutsche Bauernverband.

III. Pragmatismus und Schizophrenie: 1965–1968

Auf den ersten Blick erscheint die Phase von 1965 bis 1968 als Phase großer Erfolge in der Geschichte der GAP. Aufbauend auf den Verhandlungsergebnissen der Jahre von 1960 bis 1964, konnten nun wichtige weitere Ergebnisse erzielt werden. Im Sommer 1966 einigten sich die Sechs auf mehrere Marktordnungen für landwirtschaftliche Produkte; damals wurde außerdem das Finanzierungssystem der Agrarpolitik für den Rest der Übergangszeit festgezurrt. Weiterhin war die GAP bereits im Juli 1968 voll funktionsfähig, das heißt eineinhalb Jahre früher, als ursprünglich geplant. Mittlerweile deckten die Marktorganisationen der Gemeinschaft rund 90 Prozent der EWG-weiten Agrarproduktion ab. Außerdem war es der Gemeinschaft gelungen, in den GATT-Verhandlungen der Kennedy-Runde von 1963 bis 1967 mit einer Stimme aufzutreten, selbst beim hoch kontroversen Agrarkapitel. Es konnten somit keine Zweifel bestehen, dass die wichtigsten und die meisten Ziele der gemeinsamen Agrarpolitik verwirklicht waren: Die Produktivität hatte deutlich zugenommen, die Märkte waren stabilisiert und die Versorgungssicherheit gewährleistet. Wenngleich manche Fragen noch offen waren, hatte sich diese erste gemeinsame Politik der EWG in das wichtigste verwirklichte Projekt des europäischen Einigungsprozesses verwandelt. Pointiert gesagt: Die GAP war ein Großteil der EWG, und die EWG nicht viel mehr als die GAP.[46]

Allerdings sah die zweite Hälfte der 1960er Jahre auch tiefgreifende Konflikte. Vor allem stand die ›gaullistische Herausforderung‹ der EWG in einem engen Wechselverhältnis zur GAP. Der Streit um die Finanzierung des Agrarbudgets bildete eine der Ursachen für die ›Krise des leeren Stuhls‹, und die sich daraus ergebende Blockade verzögerte wiederum wichtige Schritte der Agrarintegration. Zudem lassen sich die Probleme nicht allein auf Frankreich zurückführen. Insgesamt wurde in Brüssel die Atmosphäre rauer; der kooperative, kompromissbereite und freundschaftliche Ton der frühen Jahre war dahin. Daneben begann sich die GAP nun auf Gesellschaften in- und außerhalb der EWG auszuwirken, und diese Effekte stießen häufig auf Kritik: protestierende Landwirte, haupt-

45 DBV, Bericht: »Eine Studienfahrt nach Mitteldeutschland«, 31.1.1966, in: Historical Archives of the European Union, Florenz (HAEU), BAC 13/1969–7.

46 Vgl. *N. Piers Ludlow*, The European Community and the Crises of the 1960s. Negotiating the Gaullist Challenge, London 2006, S. 94–173; *Coppolaro*, European Economic Community.

sächlich in Frankreich, Belgien und Italien; widerwillige Steuerzahler und Konsumenten in der EWG, die sich über hohe Belastungen und Preise beklagten; dänische oder US-amerikanische Beschwerden über Märkte, die ihnen durch den verschärften Protektionismus der EWG verloren gingen – all dies stellte nur einige der wichtigsten Symptome für die wachsende Unzufriedenheit dar.[47]

Gegenüber diesen Problemen – und vor allem im Lichte der sperrigen französischen Haltung – verlor die Bundesrepublik ihre Rolle als zentraler Vetospieler in den GAP-Verhandlungen. Dafür gab es mehrere Gründe. Als bedeutsam erwies sich ein Lernprozess. Ex post wurden die Verhandlungsniederlagen der frühen 1960er Jahre in den Interna der deutschen Bürokratie als fast schon traumatische Erfahrung dargestellt. Immer wieder betonten hohe Beamte, Experten oder Politiker, dass die Bundesrepublik künftig vor allem eines um jeden Preis vermeiden müsse: sich noch einmal so sehr zu isolieren wie in jenen Jahren. Bereits in seiner Zeit als Außenminister der Großen Koalition trat vor allem Willy Brandt für diese Haltung ein und bemühte sich, neue Brücken zu den fünf anderen EWG-Partnern zu bauen.[48]

Der neue Stil fiel zusammen mit einem Revirement und dem Beginn eines generationellen Umbruchs. Auf Sonnemann (*1900) folgte 1962 Rudolf Hüttebräuker (*1904) als Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium. Das war selbstverständlich kein tiefer generationeller Einschnitt – zumal sich auch der Erfahrungshorizont der beiden Männer nicht dramatisch unterschied: Im Gegensatz zu seinem Vorgänger hatte Hüttebräuker während des Kriegs nicht eine Politik ökonomischer Ausbeutung benachbarter Staaten in Schriften propagiert, sondern sich als Beamter im besetzten Weißrussland direkt an solchen Kampagnen beteiligt. In den GAP-Verhandlungen stand Hüttebräuker dennoch für einen spürbar weniger dogmatischen und nationalistischen Kurs als Sonnemann. Deutlicher ablesbar ist der Wandel auf der Ebene der Minister. 1965 folgte im BML auf Werner Schwarz (*1900) Hermann Höcherl (*1912). Bis dahin hatte die wichtigste Qualifikation für einen Agrarminister in einem landwirtschaftlichen Hintergrund und einem engen Draht zum agrarpolitischen Netzwerk bestanden. Mittlerweile hatte sich jedoch gezeigt, dass in der entstehenden GAP gute ökonomische und juristische Kenntnisse sowie internationales Verhandlungsgeschick und Parkettfähigkeit wichtiger waren als eine lebensweltliche Verbundenheit mit dem agrarischen Milieu. Genau diese Kriterien unterschieden den eher blassen und verstockten Großgrundbesitzer Schwarz von seinem ebenso gewieften wie eloquenten Nachfolger Höcherl – einem Mann mit Eigenschaften, aber ohne eigenen Hof.[49]

Auch in Bezug auf diese biografische Seite ist wiederum ein Blick nach Frankreich aufschlussreich: Der dortige Agrarminister, Edgard Pisani (*1918; 1961–1966), war ein gelernter Literaturwissenschaftler mit Philosophenbart und beeindruckend breiten agrarpolitischen und verwaltungstechnischen Kenntnissen. Mit Charisma und rhetorischem Talent gelang es dem Städter, die Gesamt-EWG auf die französische Linie festzulegen. Er wurde deswegen zum Modellpolitiker, nach dem man fortan auch in Deutschland und anderswo Ausschau hielt. Und mit Höcherl fand die Bundesrepublik tatsächlich ihren

47 Viele dieser Probleme sind zeitgenössisch zusammengefasst in: BMF, Stichworte für Strauß, 27.3.1969, PA/AA, B 1/334.

48 Vgl. z. B. Gespräch Brandt-Debré, 7.9.1968, in: Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland (AAPD), Bd. 1968, bearb. v. *Mechthild Lindemann* und *Matthias Peter*, München 1999, S. 1108–1112.

49 Vgl. zu Hüttebräuker *Christian Gerlach*, Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944, Hamburg 1999, S. 979 f.; zu seiner Haltung in der Nachkriegszeit v. a. R. Hüttebräuker, Gedanken zu einem Agrarprogramm, 22.3.1965, in: Archiv der Universität Hohenheim, Nachlass R. Hüttebräuker. Zu Höcherl etwa *Eckard Jesse*, Höcherl, Hermann, in: *Udo Kempf/Hans-Georg Merz* (Hrsg.), Kanzler und Minister 1949–1998, Wiesbaden 2001, S. 320–325.

deutschen Pisani. Wenige Jahre zuvor noch hatte Staatssekretär Sonnemann deutsche Beamte, die zu Organen der EWG gewechselt waren, als »Landesverräter« bezeichnet. Höcherl dagegen setzte explizit auf »Klimapflege« in Brüssel und in Bezug auf die fünf anderen Agrarministerien.[50] Die Tatsache, dass Höcherl bis 1945 im Gegensatz zu Sonnemann Mitglied der NSDAP gewesen war, verdeutlicht zugleich die Komplexität der Frage nach Kontinuitäten zur NS-Zeit.

Der subtilere und effizientere Ansatz der neuen Führungsriege zeitigte sehr bald Wirkung. Zum Beispiel insistierte die Bundesregierung in der ›Krise des leeren Stuhls‹ 1965 konsistent auf den *Acquis communautaire*, der u. a. einen Übergang zum Mehrheitsprinzip bei Abstimmungen vorsah. Als jedoch im Januar 1966 der Luxemburger Kompromiss geschlossen wurde, setzte die deutsche Delegation im entscheidenden Moment durch, dass für einige noch ausstehende Agrarfragen nur einstimmig entschieden werden könne. In diesem Fall stand Frankreich somit im Rampenlicht und als Buhmann da – während die Bundesrepublik unauffällig im Hintergrund ihre Interessen vertrat.[51] Auch während der vielschichtigen Verhandlungen des Jahres 1966 setzte die deutsche Delegation auf keine dogmatische Position, sondern zeigte sich kompromissbereit. Sie überkam so die binäre Logik der Anfangsjahre nach den Römischen Verträgen. Anstatt die Alternativen Integration oder nationale Souveränität zu sehen, ging es fortan stärker um die Wahl zwischen verschiedenen Formen und Intensitäten europäischer Einigung im Agrarbereich.

Selbstverständlich gab es auch wichtige Kontinuitäten zu den frühen 1960er Jahren. Immer noch erwies sich die Koordination zwischen den Ministerien als ungenügend – mit entsprechenden Ergebnissen in Brüssel. In einer angesichts der Sprache der Akten ungewöhnlich harten Formulierung hielt ein Spitzenbeamter des Bundeskanzleramts zum Beispiel nach einer Ministerratssitzung im März 1966 fest, dass die »deutsche Verhandlungsführung wiederum unzulänglich« gewesen sei. Neben dem »vielfach unklare[n] Vortrag des BMF [Bundesfinanzministerium; K. P.]« habe dazu beigetragen, »daß auf deutscher Seite im Gegensatz zu den übrigen Delegationen zu jeder Frage stets zwei bis drei Vertreter verschiedener Ressorts Stellung nehmen.« An der Kakophonie hatte sich also wenig geändert.[52]

Insgesamt war der deutsche Verhandlungsstil weniger emotional aufgeladen und sperrig geworden. Neben dem bereits erwähnten Lernprozess gab es dafür zwei weitere Gründe. Zum einen basierte dies auf der nunmehr dominanten Sicht in der deutschen Entscheidungselite – übrigens gestützt durch eine korrespondierende Sicht in Paris –, dass die Bundesrepublik ihre Agrarinteressen im Einigungsprozess für Frankreich geopfert habe, um dafür im Gegenzug Zugang zu einem großen industriellen Markt zu erlangen.[53] In diesem Kontext bedarf es somit der kulturhistorischen Ehrenrettung einer in der Forschung eigentlich zu Recht verworfenen These.[54] Die ältere Interpretation, laut der die GAP in einer Art Kuhhandel zwischen französischen Agrar- und deutschen Industrieinteressen entstand, erweist sich als Interpretationsschema für die Entstehungsgeschichte der GAP selbst zwar als unzureichend. Sie prägte jedoch die zeitgenössischen Wahrnehmun-

---

50 Die Diffamierung als »Landesverräter« z. B. überliefert in: Hüttebräuker, Streiflichter, 1974/1975, BA/K, KlE, 927/3; »Klimapflege«: BML, Vermerk Eisenkrämer, 3.8.1966, BA/K, N 1407/31; zu Pisani z. B. *Edgard Pisani*, Persiste et signe, Paris 1992.

51 Vgl. EWG, Protokoll Ministerratssitzung, 17./18./27./28.1.1966, HAEU, CM2 1966–1/ac; ferner auch die Akten PA/AA, B 20–200/1327 und 1330.

52 Vermerk Praß für Erhard, 24.3.1966, BA/K, B 136/8319; weitere Abstimmungsprobleme während dieser Phase z. B. in: Brief Dahlgrün an Höcherl, 28.6.1966, BA/K, N 1407/28.

53 Vgl. z. B. Brief Rehwinkel an Adenauer, 20.11.1962, PA/AA, B 1/208; Harter Schlag, in: Deutsche Bauernzeitung, 17.12.1964; für die französische Seite z. B. *Edgard Pisani*, Le Général indivis, Paris 1974, S. 64.

54 Vgl. z. B. *Milward*, European Rescue, S. 283 f.; *Ludlow*, Making, S. 347–371.

gen ganz wesentlich und wurde so handlungsleitend. Die Akteure selbst meinten, sich auf ein derartiges *Trade-off*-Geschäft einzulassen. Der enge Zusammenhang, der seit den 1870er Jahren gerade im Deutschen Reich zwischen Industrie- und Agrarpolitik hergestellt worden war, legte das nahe.[55] Allerdings stellt diese Wahrnehmung auch ein Symptom für das weiterhin unterkomplexe Problemverständnis vieler deutscher Akteure dar. Wenn somit vom ›deutschen Opfer‹ die Rede war, dann implizierte das eine Mischung aus Resignation und selbstgerechter Rechtfertigung für fehlende Durchsetzungskraft.

Hinzu kam zum anderen, dass sich die GAP im Verlauf der 1960er Jahre in eine große Umverteilungsmaschine verwandelte. Das BML und das agrarpolitische Netzwerk gingen nun von der Vetohaltung gegenüber einem supranationalen Agrarmarkt ab, da sie erkannten, dass auch deutsche Bauern vom grünen Europa profitieren konnten. Die Verhandlungen im Milchsektor bieten dafür ein gutes Beispiel. Als im Frühjahr 1966 ein gemeinsamer Milchpreis für den EWG-Raum festgelegt wurde, war dies nicht zum Nachteil der deutschen Milchbauern, denn die Mehrheit der anderen Mitgliedsstaaten verfügte als Ausgangsposition über einen höheren Preis als die Bundesrepublik. Und tatsächlich einigte man sich im Juli 1966 auf ein Niveau, das einen Pfennig pro Liter über dem deutschen Status quo lag.[56]

Diese Veränderungen, die man als zunehmende Akzeptanz der europäischen Integration und als Europäisierung von Weltbildern, Präferenzen und Handlungsformen zusammenfassen kann, hatten jedoch auch eine Schattenseite. In der zweiten Hälfte der 1960er Jahre wurden die problematischen Effekte der GAP zunehmend sichtbar. Deutschland, das bis dato stets für eine andere GAP eingetreten war, bestand just in dieser Phase nicht mehr auf einer Grundsatzreform. Das mag zunächst erstaunen, denn als größter Nettozahler wurde die Bundesrepublik durch den gemeinsamen Agrarmarkt besonders stark zur Kasse gebeten. Dementsprechend sah die Stimmung zu Hause in Deutschland aus. Selbst innerhalb der Regierung gab sich die deutliche Mehrheit weiterhin sehr kritisch. In seiner Zeit als Bundeskanzler bezeichnete Erhard das ganze System der GAP als »verfehlt«, und auch unter der Großen Koalition kam es zu intensiven Reformdebatten und -papieren.[57] Wann immer jedoch Entscheidungen anstanden, widersetzte sich Bonn nicht dem bisherigen Kurs. Die deutsche Position seit Mitte der 1960er Jahre wurde somit charakterisiert durch eine Gleichzeitigkeit von verbaler Kritik gegenüber dem gemeinsamen Agrarmarkt einerseits und seiner unveränderten Akzeptanz in politischen Verhandlungen andererseits. Versuche, eine politisch oder intellektuell konsistente Basis für die Haltung auszumachen, führen ins Leere. Zumindest die scharfsinnigsten der damaligen Beobachter bezeichneten sie jedoch bereits treffend, nämlich als »Schizophrenie«.[58]

Lediglich auf einer sehr abstrakten Ebene zog die deutsche Verwaltung eine schlüssige Lehre aus der Entstehungsgeschichte der GAP: die Lehre, dass eine hochgradig integrierte, supranationale Politik politisch, ökonomisch und finanziell hoch problematische Folgen zeitigen konnte. Insofern ergibt sich der primär intergouvernementale Integrationsstil der 1970er Jahre nicht nur aus veränderten Rahmenbedingungen am Ende der *trente glorieuses* oder etwa der Konsolidierung der westeuropäischen Nachkriegsdemokratien. Zumindest für die westdeutsche politische Elite erklärt sich diese Sicht auf die europäische Einigung auch aus den Erfahrungen der 1960er Jahre; aus den Licht- und Schatten-

---

55 Vgl. z. B. *Cornelius Torp*, Die Herausforderung der Globalisierung. Wirtschaft und Politik in Deutschland 1860–1914, Göttingen 2005.

56 Vgl. zu diesen Verhandlungen, sowohl auf deutscher wie auch auf EWG-Ebene: BA/K, B 136/8319.

57 Zu Erhard: Vermerk Bundeskanzleramt, 24.2.1966, BA/K, B 136/8319; vgl. zur Reformdebatte v. a. das in BA/K, B 116/27665, überlieferte Papier; dazu auch *Henning Türk*, Die Europapolitik der Großen Koalition 1966–1969, München 2006, insb. S. 222–229.

58 Vermerk Praß für Erhard, 2.5.1966, BA/K, B 136/8319.

seiten der Gemeinsamen Agrarpolitik, jenem Flaggschiff und Problemkind der Europäischen Gemeinschaft.

Wie aber verhielt sich das agrarpolitische Netzwerk in diesem veränderten Umfeld? Wiederum früher und konsistenter als die Bundesregierung stellte es sich auf die neuen Bedingungen ein und begann, die GAP in einem anderen Licht zu sehen. Eine differenzierte Haltung ersetzte die grundsätzliche Ablehnung gegen ein supranationales Agrareuropa aus der Anfangsphase. Manche der europäischen Regelungen erwiesen sich, wie bereits am Beispiel des Milchmarkts verdeutlicht, einfach als vorteilhafter als das bisherige deutsche System. Für die Produzenten brachte außerdem das steile Anwachsen des EWG-Agrarhaushalts positive Effekte mit sich, und dies galt besonders für jene Inhaber großer Betriebe, die im DBV ohnehin das Sagen hatten. Seit Mitte der 1960er Jahre trat das agrarpolitische Netzwerk deswegen immer häufiger für *mehr* Europa ein und betonte zum Beispiel, dass mit den EWG-Marktordnungen ein »klarer Fortschritt gegenüber den bisherigen nationalen deutschen Marktordnungen« zu verzeichnen sei. So eine Aussage wäre 1961 undenkbar gewesen.[59]

Noch wichtiger war jedoch, dass der schiere Vergleich mit dem agrarpolitischen Status quo der Bundesrepublik nicht mehr der einzige Gradmesser politischen Handelns sein konnte. Das staatliche System geriet nämlich zunehmend unter Druck. Durch Deagrarisierung, Modernisierungshoffung und ganz allgemein im Reformklima der 1960er Jahre tat sich das agrarpolitische Netzwerk auf dieser Ebene zunehmend schwer, seine Interessen zu wahren. Durch die Regierungsbeteiligung der SPD ab 1966 verlor es einen Teil seines Einflusses auf staatliche Akteure. Aber bereits zuvor, seit 1965, war es zu Kürzungen im jährlichen Agrarhaushalt gekommen. Diese Tendenz verstärkte sich noch seit 1967. Eine Delle im ökonomischen Wachstum, die sich im Nachhinein als geradezu lächerlich darstellt, führte dazu, dass in der zuvor so großzügig ausgestatteten Agrarpolitik der rote Stift besonders radikal zum Einsatz kam. Die Agrarier mussten erkennen, dass die bundesrepublikanische Stützungspolitik des primären Sektors auf tönernen Füßen stand. Daneben hätte die Bundesrepublik ohne Integration dem amerikanischen Liberalisierungsdruck als Teil der Kennedy-Runde der GATT-Verhandlungen wenig entgegensetzen können; für die Agrarier zeigte sich hier, dass erst der gemeinsame Agrarprotektionismus der EWG ausreichte, um größere Veränderungen zu verhindern.[60]

Insgesamt kam es somit zu gegenläufigen Prozessen: Während auf der einen Seite in Bezug auf die deutsche Agrarpolitik bittere Niederlagen zu verkraften waren, kompensierten die Effekte der europäischen Integration dies zumindest partiell. In diesem Licht erschien Europäisierung – hier verstanden als weitere Ausrichtung der politischen Präferenzen, Hoffnungen und Aufmerksamkeit auf die EWG – einfach als das kleinere Übel im Vergleich zu allen realistischen politischen Alternativen. Wichtig ist jedoch, dass dieser Prozess keinerlei Zwangsläufigkeit unterworfen war; die Akzeptanz Europas erklärt sich vielmehr allein aus den spezifischen Umständen der Zeit, aus Lerneffekten einerseits und komplexen politischen und ökonomischen Prozessen andererseits.

Der vergleichsweise geräuschlose Wandel in der Haltung des agrarpolitischen Netzwerks ist zugleich bemerkenswert, denn besonders der spürbare Rückgang staatlicher Ressourcen für den Sektor hätte durchaus auch Grund für ernsthaftere Formen des Protests oder Widerstands bieten können. Das galt umso mehr, als die unionsgeführte Bundesregierung unter Erhard nicht einmal davor zurückschreckte, hinter verbindliche Zusagen zurückzutreten. Sie enttäuschte einen der treuesten Teile ihrer Klientel, als sie sogar die gesetzlich verankerten Ausgleichszahlungen zurückfuhr, welche den Landwirten als

---

59 Brief Sonnemann, Präsident des Raiffeisenverbandes, an Westrick, Bundeskanzleramt, 4.10. 1965, BA/K, B 136/3546.

60 Vgl. dazu z. B. die Protokolle des Präsidiums des DBV, BA/K, B 428/127, 192, 193; zum weiteren Kontext *Türk*, Europapolitik; *Coppolaro*, European Economic Community.

Kompensation für die europäische Integration zugebilligt worden waren.[61] Trotzdem kam es zu keiner Zuspitzung.

Die wichtigste Erklärung hierfür verweist wiederum auf das agrarpolitische Netzwerk. Wenn bisher betont wurde, dass sein enormer Einfluss innen- und europapolitisch problematische Effekte nach sich zog, dann handelte es sich dabei nur um die eine Seite der Medaille. Bisher übersehen wurde, dass die Vernetzung der agrarpolitischen Szene zwischen Parlament, Parteien, staatlichen Behörden und Verband mit Umfeldorganisationen auch ganz wesentlich zur Stabilisierung der politischen Lage in Deutschland beitrug. Indem sich das agrarpolitische Netzwerk aufs Engste an die Union band, schränkte es auch seinen politischen Spielraum ein. Das zeigen vor allem die Sitzungsprotokolle des DBV für die 1960er Jahre – denn die Verbandsspitze reagierte fast durchweg mäßigend auf Radikalisierungstendenzen seitens der Basis. Dabei spielten die zahlreichen Spitzenmitglieder des Verbandes, die gleichzeitig hohe Ämter in der Union innehatten, eine herausgehobene Rolle.

Das stellte den zentralen Unterschied zur Zwischenkriegszeit dar: Anders als bis 1933 gab es nun nur noch eine Organisation, welche die berufsständischen Interessen der Landwirtschaft vertrat und welche sich zugleich aufs Engste mit der Union als demokratischer Partei verband. Das hatte eine immens moderierende Wirkung. War es in Weimar zu Steuerstreiks und körperlicher Gewalt gekommen; hatten damals links- und rechtsextreme Gruppierungen – allen voran natürlich die NSDAP – im ländlichen Milieu erfolgreich agitieren können, spielte nach 1945 körperliche Gewalt so gut wie keine Rolle mehr als Ausdruck agrarischen Unmuts. Zugleich erklärt erst die längere Vorgeschichte agrarischen Radikalismus – im deutschen Fall vor allem natürlich während der Zwischenkriegszeit; aber im französischen Fall etwa auch in Form von Jacquerien und Poujadismus – warum es in ganz Westeuropa nach 1945 einen Konsens gab, den primären Sektor durch Transferleistungen politisch ruhig zu stellen. In Deutschland gelang es so tatsächlich, den ›Abschied vom Agrarland‹ nach 1945 erstaunlich friedlich und kontrolliert zu halten.[62] Dennoch: Der Stil, mit dem der DBV seine Basis im demokratischen Fahrwasser hielt, war tendenziell autoritär, obrigkeitsfixiert und antipluralistisch. Und trotzdem: Die deutsche Landwirtschaft beschritt unter maßgeblichem Einfluss des DBV ihren Weg in die Fundamentalliberalisierung der westdeutschen Nachkriegsdemokratie und in die Akzeptanz von europäischer Integration und Europäisierung.[63]

Der Befund wird durch den Vergleich mit anderen EWG-Staaten noch bekräftigt. In Belgien oder Frankreich setzte sich die Pluralität agrarpolitischer Interessenvertretungen – geteilt entlang konfessioneller, weltanschaulicher und agrarsozialer Linien – über das Jahr 1945 hinweg fort. In beiden Gesellschaften blieb auch jene Gewalt gegen Objekte und mit Einschränkungen auch gegen Menschen, welche den europäischen Agrarpopulismus traditionell ausgezeichnet hatte, ein charakteristisches Merkmal, das sogar auf gewisse gesellschaftliche Akzeptanz stieß. Im Vergleich dazu verhielt sich die westdeut-

---

61 Vgl. z. B. Brief Rehwinkel an Erhard, 8.9.1965, Niedersächsisches Landesarchiv (NLA), Hannover, Nachlass Rehwinkel, VVP 38/41; DBV, Niederschrift Präsidiumssitzung v. 19.11.1965, BA/K, B 428/195. Zum Sparkurs zusammenfassend *Kluge*, Vierzig Jahre, Bd. 2, S. 14–16.

62 Vgl. für Frankreich z. B. klassisch *Stanley Hoffmann*, Le mouvement poujade, Paris 1956; für Deutschland ferner *Daniela Münkel* (Hrsg.), Der lange Abschied vom Agrarland. Agrarpolitik, Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft zwischen Weimar und Bonn, Göttingen 2000.

63 Vgl. zum Protestverhalten der Zwischenkriegszeit z. B. *Nils Werner*, Die Prozesse gegen die Landvolkbewegung in Schleswig-Holstein 1929/32. Ein Beitrag zur Justizkritik in der späten Weimarer Republik, Frankfurt am Main 2001. Zur moderierenden Wirkung der Unions-Granden im DBV beispielhaft DBV, Niederschrift Präsidiumssitzung v. 29.11.1966, BA/K, B 428/192; oder die Konflikte um den Fall Kaczenski, dazu z. B. NLA, VVP 38/346, 347, 348; BA/K, B 428/88.

sche Landwirtschaft nach 1945 ziviler, übrigens auch im Vergleich zur Protestbewegung der ›1968er‹.[64]

IV. Deutschland und die GAP 1969–1975: Ein *fact of life*

Die Tendenz, die GAP als gegebene Tatsache zu verstehen, beschleunigte sich ab Ende der 1960er Jahre noch einmal.[65] Fortan benutzte die Bundesregierung die Agrarfrage immer mehr als Trumpfkarte, um in den EWG-Verhandlungen andere Ziele zu erreichen. Besonders deutlich wurde dies beim Haager Gipfel im Dezember 1969. Damals insistierte de Gaulles Nachfolger Pompidou auf eine Entscheidung bezüglich der Finanzierung der GAP über die Übergangszeit hinaus. Diese Frage hatte nicht nur aufgrund ihrer finanziellen Implikationen besondere Bedeutung, sondern auch, da mit ihrer Lösung die zehnjährige Entstehungsgeschichte der ersten gemeinsamen Politik der EWG abgeschlossen sein würde. Danach würde es deutlich schwieriger werden, der GAP eine neue Ausrichtung zu geben. Paris betonte, dass es ohne die Entscheidung über das Budget keine anderen neuen Integrationsschritte mittragen würde. In Bonn sahen die Prioritäten eigentlich ganz anders aus. Eine wichtige Gruppierung innerhalb der Regierung wollte die offene Finanzierungsfrage nutzen, um Frankreich und den anderen Partnern eine Grundsatzreform der GAP abzutrotzen. Angesichts der immensen Überschüsse und der hohen Kosten, welche die europäische Agrarpolitik mittlerweile produzierte, war diese Position durchaus einleuchtend. Für wichtiger als die Agrarfinanzierung hielt man außerdem eine Erweiterung der Gemeinschaft um Großbritannien, Irland, Dänemark und Norwegen. Diese Staaten unternahmen damals bereits den dritten Anlauf, der EWG beizutreten, und nach de Gaulles Abgang schien der Weg dafür endlich frei zu sein.[66]

Die offizielle deutsche Verhandlungsposition stellte sich jedoch anders dar. Bereits in den Monaten vor dem Haager Gipfel sandte die Bundesregierung eindeutige Signale nach Paris, dass sie den französischen Wunsch akzeptiere. Willy Brandt, der wenige Wochen vor dem Gipfel Kanzler geworden war, vertrat diese Politik der Konzessionen mit besonderer Konsequenz. Denn nur wenn man bei der Finanzierungsfrage nachgebe und den Druck aus der Reformdebatte nehme, könne man das Erweiterungsziel erreichen. Mit dieser Haltung trug die Bundesregierung maßgeblich dazu bei, dass auf dem Gipfel ein Durchbruch in den Fragen Vollendung, Erweiterung und Vertiefung der Gemeinschaft erzielt werden konnte. Die Finanzfrage ließ sich einige Monate später klären; mit dem Gipfel als Ausgangspunkt vollzog sich die Erweiterung der EG 1973. Bonn gelang es damit auch, sich in die Rolle eines geschickten Mittlers und einer Führungsmacht in Fragen europäischer Einigung aufzuschwingen.[67]

Das Problem der endgültigen Finanzierung der GAP war zugleich nicht der einzige Punkt, an dem sich der nachlassende Reformwille der Bundesregierung und das neue, noch pragmatischere und primär instrumentelle Denken bezüglich des grünen Europas zeigten. Dieselbe Grundhaltung findet man auch in den Debatten über den sogenannten

---

64 Vgl. z. B. zu Frankreich *Roger Eatwell*, Poujadism and Neo-Poujadism. From Revolt to Reconciliation, in: *Philip G. Cerny* (Hrsg.), Social Movements and Protest in France, London 1982, S. 70–93.

65 Besonders gut greifbar in: Hintergrundgespräch Brandt, 8.3.1973, PA/AA, B 201/472.

66 Vgl. zu den Alternativen zur Brandtschen Politik z. B. AA, Lahr, Aufzeichnung, 6.3.1969, PA/AA, B 1/133; BMF, Stichworte für Vortrag Strauß, 27.3.1969, PA/AA, B 1/334.

67 Vgl. Gespräch Brandt-Pompidou, in: AAPD, Bd. 1969, S. 775 f.; *Claudia Hiepel*, In Search for the Greatest Common Denominator. Germany and the Hague Summit Conference 1969, in: Journal of European Integration History 9, 2003, S. 63–81, sowie die weiteren Beiträge in diesem Band.

Mansholt-Plan. In diesem zwischen 1968 und 1972 diskutierten Dokument machte die Europäische Kommission ebenso radikale wie grundsätzliche Vorschläge zur Modernisierung des Agrarsektors; durch strukturpolitische Impulse sollte die europäische Landwirtschaft eine Neuausrichtung erfahren. In den Verhandlungen unterstützte die deutsche Seite das Vorhaben jedoch ebenso wenig, wie sie mit konstruktiven Alternativen aufwartete. Stattdessen schloss sich Bonn den fünf Partnern an; lediglich auf eine stark verwässerte und wenig schlagkräftige Reform konnte man sich im März 1972 einigen.[68] Außerdem kämpfte Deutschland in dieser Phase nicht in konsistenter Weise für eine Eindämmung von Kosten und Produktion in den Verhandlungen über neue Marktordnungen, etwa jener für Wein.[69] Schließlich nutzte die Bundesrepublik auch nicht die Währungsturbulenzen der späten 1960er und frühen 1970er Jahre dazu, um sich für eine veränderte GAP einzusetzen – wenngleich dies aufgrund der komplizierten Wechselbeziehung zwischen Wechselkursen und Agrarpolitik möglich gewesen wäre.[70]

Dass die Bundesrepublik sich zunehmend mit der GAP arrangierte, zeigte sich auch an der Art, wie sie sich auf den Verlust handelspolitischer Autonomie im Umgang mit dritten Staaten einstellte. Schließlich führte Integration aufgrund des mit ihr einhergehenden Protektionismus dazu, dass bisherige Handelspartner vom deutschen Markt abgeschnitten wurden. Deutschland wehrte sich zunächst energisch gegen diese Tendenz: Anfang der 1960er Jahre hatte sich die Bundesregierung bemüht, den Handel zum Beispiel gegenüber dem Nicht-EWG-Staat Dänemark als traditionellem Lieferanten von Veredelungsprodukten trotz des Zusammenschlusses der sechs EWG-Staaten offen zu halten. Dass man sich etwa für das Aufrechterhalten des Geschäfts mit Irland deutlich weniger einsetzte, verdeutlicht, dass es weniger um eine grundsätzliche Frage ging als vielmehr um die Reduktion der Negativeffekte für bisherige Partner. Das zunehmend engmaschigere System der GAP erschwerte jedoch solche Konzessionen auch gegenüber Dänemark zunehmend – und trotz dänischer Proteste fand man sich in Bonn mit den Effekten der Integration, welche wichtige ältere trans- und internationale Bindungen auflöste, immer mehr ab. Ähnliche Entwicklungen gab es natürlich auch in Bezug auf nichteuropäische Handelspartner.[71]

Trotzdem wäre es falsch zu glauben, dass die Bundesregierung ihren Frieden mit der GAP geschlossen hätte. Weiterhin wurde die Notwendigkeit einer Reform in internen Dokumenten und öffentlichen Verlautbarungen beschworen. Eine solche hätte der Grundposition der nunmehr regierenden SPD entsprochen, die traditionell Konsumenteninteressen über diejenigen von Agrarproduzenten stellte. Auf programmatischer Ebene setzte die sozial-liberale Koalition darauf, den Übergang agrarisch Beschäftigter in andere Berufe außerhalb des primären Sektors zu erleichtern – und nicht auf die Sicherung einer möglichst großen Landwirtschaft aus ökonomischen, sozialen oder kulturellen Gründen. Dennoch oszillierte die offizielle Bonner Position zwischen Akzeptanz und direkter Unterstützung des bisherigen Kurses der Gemeinsamen Agrarpolitik. Das ist umso erstaun-

---

68 Vgl. Commission sur la réforme de l'agriculture dans la C. E. E. (Hrsg.), Plan Mansholt/Rapport Vedel, Paris 1969; EWG, Protokoll Ministerratssitzung, 28.1.1969, HAEU, CM2 1969–3/ad, ferner die EG-Verordnungen 72/159, 72/160 und 72/161.

69 Vgl. zur deutschen Position detailliert: BA/K, B 136/2566; ferner die Selbstkritik in: Protokoll FDP-Bundeshauptausschuss, 26.4.1970, in: Archiv des Liberalismus (ADL), A 12/88; noch deutlicher bei der Marktordnung für Hopfen: BA/K, B 136/3568.

70 Vgl. z. B. EWG, Protokoll Ministerratssitzung, 6.10.1969, HAEU, CM2 1969–45/ad; Vermerk BML, 17.10.1969, ACDP, NL 01–283/19/1.

71 Vgl. EWG, Protokoll Ministerratssitzung, 22./23.7.1968, HAEU, CM2 1968–34/ac; zum weiteren Zusammenhang auch *Morten Rasmussen*, Joining the European Communities. Denmark's Road to EC-Membership, 1961–1973, unpubl. Dissertation, Europäisches Hochschul-Institut, Florenz 2004; *Michael J. Geary*, Enlargement and the European Commission: An Assessment of the British and Irish Applications for Membership of the EEC, 1958–1973, unpubl. Dissertation, Europäisches Hochschul-Institut, Florenz 2009.

licher angesichts der Veränderungen des Sektors in den zurückliegenden Dekaden. In der Bundesrepublik war zwischen 1957/58 und 1973 die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten von 4,8 Millionen auf 2,7 Millionen gesunken; seit 1949 hatte sich die Summe der Betriebe um ein Drittel verringert. Insgesamt verlor die Landwirtschaft weiter an Einfluss auf die Gesellschaft, und entsprechend reduzierte sich die Macht des agrarpolitischen Netzwerks.[72] Die tektonischen Veränderungen spiegelten sich jedoch nicht in der Entwicklung des EAGFL wider; stattdessen schossen die Kosten für den Agrarhaushalt der Gemeinschaft in den Himmel. In den wenigen Jahren zwischen 1969 und 1973 verdoppelten sich die Kosten. Auch in der Zeit davor waren sie dramatisch angestiegen: Hatten sie sich 1962 noch auf 38 Millionen Rechnungseinheiten belaufen, handelte es sich 1973 um stolze vier Milliarden Rechnungseinheiten.[73] Diese Großzügigkeit ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass Anfang der 1970er Jahre die goldenen Jahre des Wirtschaftswachstums der Nachkriegszeit ihr Ende erreicht hatten und dass sich das Hauptaugenmerk im Kontext europäischer Integration mittlerweile von der GAP und dem gemeinsamen Markt hin zu neuen Projekten verlagerte, etwa der Errichtung einer Wirtschafts- und Währungsgemeinschaft.

All dies macht die Frage nach den Gründen für die deutsche ›Schizophrenie‹ umso dringlicher. Warum also drängte die Bundesrepublik in der letzten Phase der Entstehungsgeschichte der GAP nicht auf einen Kurswechsel? Abgesehen von den bereits erwähnten Faktoren, wie der Fragmentierung der deutschen Entscheidungsmechanismen, gab es dafür in dieser Phase vor allem drei Gründe. Erstens hatte der bereits erwähnte Rücktritt de Gaulles 1969 Raum für eine Neuaufnahme der Debatten über eine Vertiefung und Erweiterung der EG eröffnet. Vor allem der Beitritt Großbritanniens hatte seit Langem zu den Zielen westdeutscher Europapolitik gehört, und unter der sozial-liberalen Koalition wurde ihm sogar noch höhere Bedeutung beigemessen als in den Jahren zuvor: Die Stärkung der Westintegration galt nunmehr als Vorbedingung für die neue Ostpolitik, und dass eine Erweiterung der Gemeinschaft um Großbritannien und weitere Mitglieder diesem Ziel äußerst dienlich sein würde, war unumstritten. Um dies jedoch zu erreichen, musste der französische Widerstand gegen den Beitritt überwunden werden. Bonn nutzte deswegen die GAP, an der Frankreich ein so großes Interesse hatte, als Verhandlungsmasse, um den Partner auf der anderen Rheinseite bezüglich der Beitrittsfrage umzustimmen.[74]

Zweitens fand man sich in einer klassischen *win-win*-Situation wieder. Anders als in den frühen 1960er Jahren konnte die Bundesregierung nun auf Paris und die anderen Partner zugehen und mit dem gleichen Schritt die Landwirte in Deutschland zufrieden stellen. Nicht nur, dass diese sich auf das grüne Europa zunehmend einstellten, sie wurden von diesem auch immer abhängiger, denn trotz der hohen Kosten für den EAGFL sollte man die Krise des primären Sektors in der Zeit nicht unterschätzen. Viele Betriebe befanden sich in ernsthaften Schwierigkeiten, Hunderttausende kämpften um das schiere Überleben. Die NPD konnte in mehreren Landtagswahlen gerade auf dem Land punkten. Vor diesem Hintergrund hoffte die sozial-liberale Koalition, durch eine GAP-freundliche

---

72 Vgl. BML (Hrsg.), Statistisches Jahrbuch über Ernährung, Landwirtschaft und Forsten der Bundesrepublik Deutschland, Hamburg/Berlin 1975, S. 48; Grüner Bericht. Berichte der Bundesregierung über die Lage der Landwirtschaft und Maßnahmen, Bundesdrucksache, Bonn 1975, S. 13.

73 Vgl. *Hans Eberhard Buchholz*, Agrarmarkt: EWG-Marktordnungen, in: *Willi Albers/Karl E. Born/Ernst Dürr* u. a. (Hrsg.), Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft, Stuttgart 1976, Bd. 1, S. 87–106.

74 Vgl. *Andreas Wilkens*, Willy Brandt und die europäische Einigung, in: *Mareike König/Matthias Schulz* (Hrsg.), Die Bundesrepublik Deutschland und die europäische Einigung 1949–2000. Politische Akteure, gesellschaftliche Kräfte und internationale Erfahrungen, Stuttgart 2004, S. 167–184.

Politik den sozialen Frieden und die mittlerweile erreichte demokratische Stabilität der Republik zu sichern. Darüber hinaus hegte sie die etwas naive Hoffnung, durch intensive Kontakte zum Bauernverband und durch Zugeständnisse auch Wähler aus der traditionell konservativen Klientel der Landbevölkerung für sich gewinnen zu können.[75]

Der dritte und wahrscheinlich ausschlaggebende Faktor lag in dem spezifischen Mechanismus, mit dem Entscheidungen zur europäischen Agrarpolitik gefällt wurden. Dieser hatte sich im Verlauf der vielen Verhandlungsrunden seit den Römischen Verträgen entwickelt und stellte ein enorm komplexes Gebilde dar. Auf der einen Seite entstand hier eine »epistemische Gemeinschaft« der Agrarpolitiker und -experten der sechs Mitgliedsstaaten mit geteilten Werten und Ideen – sowie den entsprechenden politischen Ergebnissen.[76] Denn nach ungefähr zehn Jahren intensiver Verhandlungen und häufiger wechselseitiger Blockaden (nicht zuletzt durch die De-facto-Verlängerung der Einstimmigkeitsregelung für lebenswichtige Fragen als Teil des Luxemburger Kompromisses) bildete sich ein stillschweigender Konsens unter den beteiligten Agrarministern und ihren Entouragen heraus. Die geteilte Sichtweise speiste sich nicht nur aus den Verhandlungen im Agrarrat, sondern auch aus der alltäglichen Arbeit in der ›Komitologie‹ der Europäischen Gemeinschaft, d. h. den vielen Arbeitsgruppen, Komitees und Kommissionen – allen voran dem *Comité spécial Agriculture* –, die die Ratssitzungen der Agrarminister vorbereiteten.[77]

Gleichzeitig war es just diese epistemische Gemeinschaft, die weitgehend selbstständig in Agrarfragen den Weg bestimmte. Vitale Entscheidungen wurden so von einer recht kleinen und homogenen Gruppe pro-agrarischer Politiker und Beamten gemacht. Diese Verselbstständigung eines Teils der Exekutive hatte kein Gegengewicht in einem vergleichbar gewichtigen Gremium, das etwa die Finanz- oder Wirtschaftsminister umfasst hätte. Die Preisverhandlungen 1969/70 bieten gute Einblicke in die Effekte des institutionellen Ungleichgewichts: Mit elfmonatiger Verspätung konnte sich der Agrarrat im Juni 1970 endlich auf eine Formel einigen. Bis dahin hatten die Agrarpolitiker unter hohem politischen Druck gestanden, die Preise zu senken, um damit Überschussproduktion und hohe Kosten einzudämmen. Aber jede nationale Delegation zeigte sich lediglich bereit, in einigen spezifischen Fragen nachzugeben, und ihre Unnachgiebigkeit in anderen Positionen verhinderte jeden Kompromiss. Schließlich entschied sich der Agrarrat deswegen einfach dafür, die Vorjahrespreise einzufrieren – und er erzielte so das produzentenfreundlichste Ergebnis, das unter den gegebenen Bedingungen möglich war.[78] Wenn ein Bericht über diese Sitzung festhielt, dass dieses Ergebnis »ueberraschend schnell« erzielt wurde, dann legt dies nahe, dass es zuvor entsprechende interne Absprachen in dieser eng vernetzten epistemischen Gemeinschaft gegeben hatte.[79]

Weitere, zweitrangige Faktoren ließen sich hinzufügen. Selbst der perfektionierte Protektionismus der EG konnte nicht verhindern, dass die Welternährungskrise der frühen 1970er Jahre sich auch in Europa spürbar machte. Hungern musste hier zwar niemand, aber die Volatilität der Versorgungslage reduzierte die Vorbehalte gegenüber einem gewissen Maß an Mehrproduktion und Einlagerung. Auch die Tatsache, dass sich die Unzu-

---

75 Vgl. zur Situation des Sektors *Kluge*, Vierzig Jahre, Bd. 2, S. 110–189. Zu den häufigen Kontakten zwischen Brandt und der DBV-Spitze zu Beginn seiner Kanzlerschaft vgl. BA/K, B 136/8637, BA/K, B 116/45259.

76 *Peter M. Haas*, Introduction. Epistemic Communities and International Policy Coordination, in: International Organization 46, 1992, S. 1–35.

77 Vgl. *Ann-Christina Lauring Knudsen/Morten Rasmussen*, A European Political System in the Making 1958–1970. The Relevance of Emerging Committee Structures, in: Journal of European Integration History 14, 2008, S. 51–67.

78 Vgl. EWG, Protokoll Ministerratssitzung, 8./9.6.1970, HAEU, CM2 1970–40/ab; Drahtbericht Deutsche Botschaft Luxemburg an AA, 9.6.1970, PA/AA, B 20–200/1536.

79 Drahtbericht Deutsche Botschaft Luxemburg an AA, 9.6.1970, PA/AA, B 20–200/1536.

friedenheit von Konsumenten und Steuerzahlern nicht in ernsthaften Formen von Protest kondensierte, festigte letztlich den agrarpolitischen Status quo. Dasselbe gilt für die Währungsturbulenzen der Zeit: Um daraus resultierende Einkommensverluste für die Produzenten auszugleichen, kam es sogar zu zusätzlichen Subventionen. Alle diese Faktoren gemeinsam erklären, warum die Bundesrepublik sich schließlich mit der GAP arrangierte.[80]

Welche Rolle konnten Interessenvertretungen unter diesen Bedingungen spielen? Trotz gewisser Erfolge wurde es für den DBV zunehmend schwierig, Einfluss in dem immer komplexeren politischen Gefüge der EG auszuüben. Der Handlungsspielraum des agrarpolitischen Netzwerks schrumpfte deutlich. Mehr als je zuvor musste es auf das Bundeslandwirtschaftsministerium und dessen Verhandlungsgeschick in Bonn wie in Brüssel setzen. Die Atmosphäre zwischen dem DBV und dem aus dem rechten Flügel der FDP stammenden Agrarminister Josef Ertl (1969–1983) war jedoch weniger freundschaftlich als in den Zeiten von Schwarz oder Höcherl. Trotzdem gelang es dem Netzwerk, die Position des BML wie auch der Bundesregierung weiterhin wesentlich zu prägen. Zum Beispiel resultierte der unverhohlene Widerstand der Bundesrepublik gegen den Mansholt-Plan primär aus der Position der Agrarier, und auch in den Preisverhandlungen war die offizielle deutsche Position nie weit entfernt von derjenigen des DBV.[81]

Die zunehmende Komplexität der GAP zog jedoch auch neue Handlungsformen und -logiken nach sich. Diese erklären sich vor allem daraus, dass Lobbygruppen nie nur die politische Entscheidungsebene von ihrer Haltung überzeugen wollen, sondern zugleich ihre Basis integrieren müssen. Da sich der Adressat politischer Forderungen im Mehrebenensystem der EG zunehmend auflöste, begann die symbolische Dimension des Aktivismus für den DBV eine größere Rolle zu spielen. So hielt der Bauernverband zum Beispiel 1971 eine Großdemonstration in Bonn mit rund 40.000 Teilnehmern ab – es handelte sich übrigens um die größte Einzeldemonstration, die die Bundeshauptstadt bis dahin erlebt hatte. Wogegen protestiert wurde, blieb jedoch eher unklar, da die Bundesregierung eigentlich die Haltung des DBV ohnehin unterstützte. Diese Form von Straßenpolitik war insofern mindestens so sehr ein Mittel, um Dynamiken der Basis zu kanalisieren und aufzufangen, wie es dazu diente, klar umrissene politische Ziele zu erreichen. Wie in den Jahren zuvor gelang es dem Bauernverband so, radikalisierende Tendenzen seitens der Basis aufzufangen. Die Landwirte – die sich einem so massiven ökonomischen und sozialen Veränderungsdruck ausgesetzt sahen wie kaum ein zweiter Teil der Gesellschaft – hielten sich ebenfalls weitgehend an die Spielregeln des politischen Status quo und der parlamentarischen Demokratie.[82]

Auch in dieser Phase zeigte das agrarpolitische Netzwerk somit eine erstaunliche Fähigkeit, sich flexibel an die Lage anzupassen. Es behielt seine Affinität zu den Unionsparteien sowie sein staatstragendes, nicht-gewalttätiges Selbstverständnis bei, entledigte sich jedoch einiger Teile seiner früheren ideologischen Basis. Indem man weiterhin aktiv Verbindungen zur Regierung suchte, gelang es phasenweise, selbst die Sozialdemokraten auf einen erstaunlich proagrarischen Kurs festzulegen. Zum Erfolg trug auch bei, dass die Agrarier ihre Legitimationszusammenhänge erneuerten und an das Ende der Hochmoderne anpassten. Seit den späten 1960er Jahren standen der ›agrarische Mythos‹ und das Credo der Produktivität, die bis dahin das öffentliche Selbstbild beherrscht hatten, nicht mehr im Vordergrund. Vielmehr spielte fortan die Landschaftspflege, sowohl unter

---

80 Vgl. zur Welternährungskrise *Christian Gerlach*, Die Welternährungskrise 1972–1975, in: GG 31, 2005, S. 546–585; zu den Währungsproblemen *Barry Eichengreen*, The European Economy since 1945. Coordinated Capitalism and Beyond, Princeton 2007, S. 183 f.

81 Vgl. z. B. die Akten BA/K, B 428/128; BA/K, B 116/27665.

82 Vgl. z. B. *Erich Geiersberger*, ARD-Fernsehkommentar, gesendet am 28.2.1971; Schriftfassung in: BA/K, B 136/8635; Die Bauern demonstrieren am falschen Ort, in: Frankfurter Rundschau, 27.2.1971.

den Vorzeichen des Massentourismus als auch im Rahmen einer aufkommenden Umweltdebatte, eine zunehmend wichtigere Rolle.[83]

Zugleich stärkte die deutsche Landwirtschaft ihre Verbindungen zu Interessenvertretungen in anderen EG-Staaten und zu COPA. Da Brüssel als Ort politischer Entscheidungsfindung weiter an Bedeutung gewann, intensivierte sich die transnationale Zusammenarbeit der Lobbygruppen. Zunehmend wurde COPA in die Lage versetzt, selbst zu Kernfragen mit bedeutungsvollen Resolutionen aufzuwarten, die den gemeinsamen Willen der Agrarvertreter der sechs EG-Staaten zum Ausdruck brachten – sei es zum Mansholt-Plan, zu den jährlich festzulegenden Agrarpreisen oder auch dazu, dass der agrarpolitische *Acquis communautaire* im Fall einer Erweiterung der Gemeinschaft unverändert weiter zu gelten hätte.[84] Insgesamt war es somit beeindruckend, wie viel politische Macht das agrarpolitische Netzwerk weiterhin ausübte – nun, da es akzeptiert hatte, dass die Zukunft in der europäischen Rettung der Landwirtschaft läge.

V. Schluss

Wie hier gezeigt wurde, widersetzte sich die Bundesrepublik nach Abschluss der Römischen Verträge mit aller Kraft einer supranationalen Integration des Agrarsektors, obwohl sich dies bis dahin in den deutschen Debatten nicht direkt abgezeichnet hatte. Allein schon die Tatsache, dass sich Westdeutschland gegen die erste gemeinsame Politik der EWG wandte, ist bemerkenswert. Denn zumeist gilt die Bundesrepublik, die besonders auf dieses Modell europäischer Einigung als Lehre aus den deutschen Erfahrungen mit hypertrophen Formen des Nationalismus setzte, als Modellschüler supranationaler europäischer Integration. Entsprechend wird Adenauer oft als kühler Stratege mit zutiefst dialektischem Verständnis dargestellt: Westdeutschland konnte staatliche Souveränität und internationale Anerkennung nur unter der Bedingung gewinnen, dass es gleichzeitig dazu bereit war, Teile dieser Souveränität zugunsten der europäischen Integration aufzugeben.[85] Die Entwicklung der Gemeinsamen Agrarpolitik der EWG – *nota bene* des wichtigsten verwirklichten Integrationsprojekts der 1960er und 1970er Jahre – erzählt eine andere Geschichte. Abgesehen von Lippenbekenntnissen versuchte die Bundesregierung, möglichst lange an der nationalen Souveränität festzuhalten und jede Form der Kompetenzübertragung nach Brüssel so gering wie möglich zu halten. Dies widerspricht etwa Alan Milwards Grundannahme, dass die europäische Integration auf genau jene Probleme reagierte, die sich im rein nationalen Rahmen nicht lösen ließen und deswegen auf die europäische Ebene verlagert wurden. Irreführend ist zum Beispiel auch Andrew Moravcsiks These, wonach europäische Integration sich lediglich auf die Politikfelder erstreckte, die im öffentlichen Bewusstsein eher als nachrangig galten und in denen deswegen ein europäischer Zusammenschluss als legitim erschien.[86]

---

83 Vgl. z. B. *Hellmuth Bücken*, Nur Umwelt-Schocker, in: Deutsche Bauern-Korrespondenz, 20.12.1971; Manuskript Ertl, 10.7.1971, in: ADL, N 51/65.

84 Vgl. z. B. Keine Gefährdung für die EWG, in: Deutsche Bauern-Zeitung, 27.6.1970; Brief Heereman an Ertl, 1.3.1971, BA/K, B 116/45259; ferner *Simon Bulmer*, The Domestic Structure of European Community Policy-Making in West Germany, New York 1986, S. 347 f.

85 Vgl. z. B. *Geoff A. Wilson/Olivia J. Wilson*, German Agriculture in Transition. Society, Politics and Environment in a Changing Europe, Houndmills 2001; *Werner Bührer*, Abschied von der Supranationalität. Deutsche Europapolitik und europäische Integration 1958 bis 1972, in: *Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl Christian Lammers* (Hrsg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 248–272.

86 Vgl. *Milward*, European Rescue; *Andrew Moravcsik*, What Can We Learn from the Collapse of the European Constitutional Project?, in: PVS 47, 2006, S. 219–241.

Die deutsche Vetopolitik erwies sich zugleich aufgrund der enormen Integrationsdynamik in dem Bereich als erstaunlich erfolglos und musste deswegen modifiziert werden. Bei der transnationalen Reorientierung von Denk- und Verhaltensweisen erwies sich der Deutsche Bauernverband als deutlich effizienter als die Regierung. Allen war jedoch gemeinsam, dass sie sich der Integration nur in sehr vorsichtiger, selektiver und instrumenteller Weise öffneten. Für staatliche wie nichtstaatliche Akteure gilt gleichermaßen, dass diese Transnationalisierung wesentlich durch bereits vorhandene organisatorische Strukturen und politische Interessen, ökonomische Präferenzen, internationale Erfahrungen und Mentalitäten geprägt wurde. Deswegen erwies es sich in diesem Beitrag immer wieder als notwendig, die Geschichte der Agrarintegration seit 1957 auf die unmittelbaren Nachkriegsjahre, die Zwischenkriegszeit und sogar noch weiter zurückliegende Phasen zurück zu beziehen. Zugleich weisen die hier ausgebreiteten Befunde deutlich über den untersuchten Zeitraum hinaus: Vor allem aufgrund der analysierten Entscheidungsmechanismen zur GAP sollte es im weiteren Verlauf der 1970er Jahre zu keiner wesentlichen Abänderung der europäischen Agrarpolitik kommen; nach kleineren Änderungen in den frühen 1980er Jahren brachte erst die McSharry-Reform 1992 eine deutliche Neujustierung mit sich. Jene spezifischen Effekte und Konstellationen, welche der europäische Integrationsprozess auslöste und mit sich brachte, erwiesen sich somit als erstaunlich persistent.

Kann man diese Prozesse unter dem Begriff »Europäisierung« zusammenfassen? Sicherlich ist dies nur mit einigen Einschränkungen möglich. Am Anfang dieser Geschichte steht keine Monade, die sich öffnete, sondern ein teilsouveräner Staat, der trotz – und wegen! – seiner erst kurz zurückliegenden Gründung bereits über eine Vielzahl transnationaler, häufig europäischer Bindungen verfügte. Durch Integration intensivierten sich seine Verflechtungen. Zugleich wurden manche der älteren transnationalen Bindungen ersetzt oder bezüglich Reichweite, Intensität oder Charakter abgeändert. Die E(W)G entwickelte sich zum Referenzpunkt politischen Handelns, sie ordnete die Weltbilder, Präferenzen und institutionelle Struktur der beteiligten Akteure neu. Transnationalisierung vollzog sich demnach im Modus der Europäisierung. In diesem Sinne wurde Europa zum sich selbst verstärkenden Subjekt. Aber das war nicht der einzige Effekt. Integration löste zugleich ein unglaublich kompliziertes Wechselspiel aus zwischen einer Redefinition des Nationalen – das durchaus seine Stärkung bewirken konnte – und Effekten, die in alle nur möglichen Richtungen darüber hinaus reichten, die sich gelegentlich gegenseitig fundamental widersprachen, sich aufhoben, in nicht-intendierte Richtungen wiesen oder angesichts von übergreifenden Prozessen, wie der Globalisierung, verpufften. Gerade letzteres sollte man nicht unterschätzen.

Die Geschichte der europäischen Agrarintegration ist nämlich auch eine Geschichte der engen Grenzen politischer Steuerbarkeit, zumindest mit einem protektionistischen Ansatz. Letztlich konnte der DBV trotz seines geschickten und erfolgreichen Agierens das Bauernsterben so wenig verhindern wie die Bundesregierung ihre spezifischen Petita durchsetzen. Auch gelang es der EWG nicht, agrarpolitischen Schutz nach innen und Weltoffenheit angemessen auszugleichen. Wie sich am Beispiel Dänemarks gezeigt hat, konnte sich dabei einerseits auch ein kerneuropäisches Land mit direkter Grenze zur Bundesrepublik auf einmal auf der falschen Seite der Barrieren wieder finden. Andererseits schloss Europäisierung intensive Bindungen zu anderen Weltgegenden nicht aus, etwa zu den USA, die in Bezug auf Sicherheit, Handel oder auch agrarpolitische Leitbilder ein ganz zentraler Referenzpunkt blieben. Zudem verdeutlichte etwa die Welternährungskrise der frühen 1970er Jahre, dass Europäisierung nicht den Einfluss globaler Entwicklungen auf den Kontinent unterband.

All dies verweist auf die Notwendigkeit, den Begriff »Europäisierung« genauer zu fassen. Gemeint ist hier eine nationalhistorisch-pfadabhängige und über ihren institutionell-geografischen Zuschnitt spezifische Form der E(W)G-Europäisierung, die ausgehend von

der Ebene der Politik zunehmend auf Wirtschaft und Gesellschaft ausstrahlte.[87] Systematisierend lassen sich dabei drei Arten von Europäisierungseffekten differenzieren; am nächstliegenden die zunehmende Verflechtung, Binnenverdichtung und Annäherung; weiterhin die Neuverhandlung bezüglich des Verlaufs und der Qualität der Außengrenzen sowie schließlich die Fragmentierung im Innern bezüglich derjenigen Bindungen, die sich durch die Europäisierung als dysfunktional erwiesen. Von Letzterem waren etwa administrative Arrangements in den Mitgliedsstaaten ebenso betroffen wie submarginale Betriebe in peripheren Zonen, die nun noch stärker bedrängt wurden als in der Zeit vor Errichtung der GAP.

Außerdem lässt sich im Verlauf des Einigungsgeschehens von den späten 1950er bis in die Mitte der 1970er Jahre ein wichtiger Wechsel ausmachen: Hatte die Brüsseler Ebene in der Anfangszeit primär das *explanandum* europäischer Agrarpolitik vor dem Hintergrund des Einwirkens der Mitgliedsstaaten dargestellt, so wandelte sie sich zunehmend in ein *explanans*, um Entwicklungen in den betroffenen Gesellschaften zu verstehen, die mittlerweile massiv durch die GAP geprägt wurden. Politikwissenschaftler würden das erstere als *Uploading* oder die Froschperspektive und das letztere als die Vogelperspektive bezeichnen; im hier untersuchten Fall treten die in der Nachbardisziplin oft fein säuberlich getrennten Perspektiven beide auf und durchmischen sich.[88]

Wichtig ist es noch einmal zu betonen, dass diese Form von EG-Europäisierung nichts Zwangsläufiges hatte. Das ergibt sich bereits aus der inkrementellen Entstehungsgeschichte der GAP sowie aus ihrer keineswegs nahe liegenden, sukzessiven Akzeptanz in Deutschland. Alternativen wären ebenso möglich gewesen, wie es denkbar ist, dass einmal vergemeinschaftete Felder wieder in nationale (oder eine andere) Zuständigkeit überführt werden. Die genauen Effekte und Grenzen der EG-Europäisierung zeigen sich somit erst in der historischen Analyse.

Letztlich verdeutlicht dies zugleich, dass über diese Vorgänge von Binnenverdichtung, Außenabgrenzung und der sie begleitenden Fragmentierung im Agrarsektor sowie einer Vielzahl ähnlich gerichteter Prozesse die EG – und durch gewollte und ungewollte begriffliche Unschärfe – Europa immer mehr zu einem sich selbst verstärkenden Subjekt wurde. Denn dies erscheint am Begriff »Europäisierung« als besonders interessant. Erst durch die ähnliche Ausrichtung dieser vielen Prozesse und durch den damit verbundenen Prozess des ›Labelling‹, der eben eine solche gemeinsame Stoßrichtung gen Europa identifiziert, hat sich seit der frühen Neuzeit, verstärkt seit dem 18. Jahrhundert und mehr noch seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, »Europa« zu einer bedeutungsvollen Kategorie und Sinneinheit entwickelt – die es davor kaum war. *Europäische* Zeitgeschichte sollte insofern Europa nicht einfach als vorgegebene, stabile Ausgangsgröße für Prozesse wie Integration und Globalisierung verstehen, sondern mindestens so sehr als deren Produkt und Effekt.[89] Bei diesem Ansatz geht es darum, die Konstituierung des Europäischen durch Interaktion als zentrales Moment europäischer Geschichte zu erfassen. Der politische Integrationsprozess stellt dann lediglich den nahe liegendsten Untersuchungsgegenstand dar; aber auch für viele andere Bereiche ließe sich ein solches nichtessentialistisches Europaverständnis gewinnbringend anwenden.

---

87 Vgl. zum Begriff der EU-Europäisierung etwa *Beate Kohler-Koch*, Europäisierung. Plädoyer für eine Horizonterweiterung, in: *Michèle Knodt/dies.* (Hrsg.), Deutschland zwischen Europäisierung und Selbstbehauptung, Frankfurt am Main 2000, S. 11–31.

88 Vgl. *Börzel/Risse*, Europeanization; *Rainer Eising*, Europäisierung und Integration. Konzepte in der EU-Forschung, in: *Markus Jachtenfuchs/Beate Kohler-Koch* (Hrsg.), Europäische Integration, Opladen 2003, S. 387–416.

89 Vgl. mit ähnlichem Ansatz *Johan Schot/Thomas J. Misa*, Inventing Europe. Technology and the Hidden Integration of Europe, in: History and Technology 21, 2005, S. 1–19; *Bluche/Lipphardt/Patel*, Europäer; *Conway/Patel*, Europeanisation.

Wolfram Kaiser/Christian Salm

Transition und Europäisierung in Spanien und Portugal

Sozial- und christdemokratische Netzwerke im Übergang von der Diktatur zur parlamentarischen Demokratie

Die sukzessive Erweiterung der heutigen Europäischen Union (EU) ist bisher vorwiegend als ein Aushandlungsprozess über die Beitrittsbedingungen analysiert und beschrieben worden. Dazu zählen Anpassungen des Rechts- und Verwaltungssystems von Beitrittsstaaten an das Gemeinschaftsrecht, den sogenannten *acquis communautaire*, Übergangsperioden für die Öffnung von Gütermärkten und die vollständige Implementierung der Freizügigkeit, Änderungen der komplexen budgetären Transfersysteme sowie institutionelle Reformen, etwa der Stimmrechte im Ministerrat und der Sitzzahl im Europäischen Parlament (EP). In der archivbasierten zeithistorischen Forschung zur Erweiterung der damaligen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) hat sich das Interesse lange Zeit auf die zweimalige Ablehnung eines Beitritts Großbritanniens durch den französischen Präsidenten Charles de Gaulle nach Regierungsverhandlungen im Januar 1963 sowie erneut im Mai und November 1967 konzentriert.[1] Diese Forschungen haben sich bestenfalls mit der multilateralen Verhandlung über die Erweiterung zwischen den Mitgliedsstaaten der EWG, vor allem Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland, beschäftigt.[2] Andere Akteure sind erst ansatzweise berücksichtigt worden. Das gilt beispielsweise für die Europäische Kommission als Verhandlungspartner der britischen Regierung im Auftrag der EWG-Mitgliedsstaaten zwischen 1961 und 1963[3] oder für ihre Haltung in handelspolitischen Fragen gegenüber Francos Spanien in der ersten Hälfte der 1970er Jahre.[4] Insgesamt ist diese Forschung zur EU-Erweiterung in zeithistorischer Perspektive bisher stark staats- und institutionenzentriert und hat die Mitgliedsstaaten als einheitliche und zielgerichtet handelnde Akteure der Integrationspolitik in dieser wie in anderen Fragen behandelt.[5]

Zugleich sind zeithistorische Forschungen über die Beitrittskandidaten aus einer ähnlich stark staatszentrierten Perspektive erfolgt. So hat beispielsweise Alan S. Milward die Politik Großbritanniens gegenüber der Gründung und weiteren Entwicklung Kerneuropas als eine kohärente »nationale Strategie« sukzessiver Regierungen nach 1945 dargestellt, die nach dieser Auffassung in erster Linie in klaren wirtschaftlichen Interessen begründet

---

1 *Wolfram Kaiser*, Using Europe, Abusing the Europeans. Britain and European Integration, 1945–63, Basingstoke 1999; *Melissa Pine*, Harold Wilson and Europe. Pursuing Britain's Membership of the European Community, London 2007.

2 *Piers Ludlow*, Dealing with Britain. The Six and the First UK Application to the EEC, Cambridge 1997.

3 *Ders.*, The European Community and the Crises of the 1960s. Negotiating the Gaullist Challenge, London 2006.

4 *Fernando Guirao*, The European Community's Role in Promoting Democracy in Franco's Spain, 1970–1975, in: *Jan van der Harst* (Hrsg.), Beyond the Customs Union. The European Community's Quest for Deepening, Widening and Completion, 1969–1975, Brüssel 2007, S. 163–193, allerdings mit irreführenden Thesen auf schmaler Quellenbasis.

5 Vgl. hierzu näher *Wolfram Kaiser*, From State to Society? The Historiography of European Integration, in: *Michelle Cini/Angela K. Bourne* (Hrsg.), Palgrave Advances in European Union Studies, Basingstoke 2006, S. 190–208. Siehe auch *Jost Dülffer*, Europäische Integration zwischen integrativer und dialektischer Betrachtungsweise, in: AfS 42, 2002, S. 521–543.

war.[6] Für Dänemark hat Morten Rasmussen die Regierungspolitik in den Beitrittsverhandlungen analysiert, die 1973 zur Aufnahme in die seit 1967 administrativ integrierten Europäischen Gemeinschaften (EG) führte.[7] Selbst zeithistorische Forschungen zu Norwegen, das 1972 erstmals in einem Referendum den schon ausgehandelten EG-Beitritt ablehnte, konzentrieren sich in erster Linie auf die Regierungspolitik und weniger auf die gesellschaftlichen Verwerfungen und kontroversen innenpolitischen Debatten über das Für und Wider einer Mitgliedschaft in einem integrierten europäischen Markt mit supranationalen Institutionen.[8] Bislang ist nur ein Vergleich der neun zwischen 1973 und 1995 beigetretenen EG-Staaten und ihrer jeweiligen Europapolitik in einem Band versucht worden, der zumindest ansatzweise auch gesellschaftliche Akteure, innenpolitische Prozesse und transnationale Dimensionen berücksichtigt.[9]

Die neuere politikwissenschaftliche Forschung zur Osterweiterung um insgesamt zwölf neue Mitgliedsstaaten 2004/07 hat erstmals eine erweiterte Perspektive gewählt, in der die Rolle anderer institutioneller und gesellschaftlicher Akteure stärker berücksichtigt wird. Die »conditionality«-Literatur zum Erweiterungsprozess aus einer noch immer stark rationalistischen Perspektive betont zwar deutlich die Bedeutung materieller wie sozialer Vorteile EU-kompatiblen Handelns und analoger innenpolitischer Reformen für osteuropäische Akteure in dem langjährigen Transformationsprozess bis zum EU-Beitritt. Es haben jedoch vor allem soziologisch-institutionalistisch inspirierte Forschungen in der vergleichenden Politikwissenschaft und konstruktivistisch ausgerichtete Untersuchungen in den Internationalen Beziehungen verstärkt nach anderen Bedingungen für den Transfer informeller Institutionen wie Werte und Europabilder, für die Sozialisierung vor allem politischer Eliten sowie für die Internalisierung und Habitualisierung von EU-kompatiblen Verhaltensnormen und Politikpräferenzen gefragt.[10] Vor allem diese Literatur begreift die EU-Erweiterung als einen breiteren Prozess der »Europäisierung« Europas. Dies ist ein unscharfer Begriff, der von der politikwissenschaftlichen Literatur in verschiedenen Bedeutungsvarianten benutzt wird[11], aber hier als ein Prozess politischer, ökonomischer und gesellschaftlicher Konvergenz im Kontext von EU-Erweiterungen verstanden wird.

Aus zeithistorischer Perspektive wirft das Paradigma der Europäisierung verschiedene konzeptionelle und methodische Fragen auf. So ließe sich vor allem einwenden, dass dieser Prozess nicht hinreichend als offen und auch reversibel verstanden wird; außerdem fasst die politikwissenschaftliche Literatur »Europäisierung« zu einseitig als Transfer von einem Kontext – der EU – in einen anderen – die Beitrittsstaaten – auf. Dazu wurde sie vor allem durch das krasse Ressourcen- und Machtgefälle zwischen der EU und den osteuropäischen Beitrittsstaaten im Verhandlungsprozess vor dem Beitritt verleitet. Die neuere historische Forschung hat Transferprozesse jedoch mit Recht viel stärker als wechsel-

---

6 *Alan S. Milward*, The United Kingdom and the European Community, Bd. 1: The Rise and Fall of a National Strategy 1945–1963, London 2002.

7 *Morten Rasmussen*, Joining the European Communities. Denmark's Road to EC-membership, 1961–73, Dissertation, Florenz 2004.

8 Vgl. etwa *Hans Otto Frøland*, The Second Norwegian EEC-Application, 1967: Was There a Policy at all?, in: *Wilfried Loth* (Hrsg.), Crises and Compromises. The European Union Project 1963–1969, Baden-Baden 2001, S. 437–458. Dies im Gegensatz zu einschlägiger sozialwissenschaftlicher Literatur. Vgl. etwa *Hilary Allen*, Norway and Europe in the 1970s, Oslo 1979.

9 *Wolfram Kaiser/Jürgen Elvert* (Hrsg.), European Union Enlargement. A Comparative History, London 2004.

10 Vgl. zu den verschiedenen Ansätzen einführend *Frank Schimmelfennig*, Transnational Socialization. Community-building in an integrated Europe, in: *Wolfram Kaiser/Peter Starie* (Hrsg.), Transnational European Union. Towards a Common Political Space, London 2005, S. 61–82.

11 Vgl. einführend *Claudio M. Radaelli*, Europeanization. Solution or Problem?, in: *Cini/Bourne*, Palgrave Advances in European Union Studies, S. 56–76.

seitig konzipiert.[12] Im hier diskutierten Fall heißt das, dass sich nicht nur ein Beitrittsstaat, sondern auch die EU durch die Erweiterung spürbar transformiert. Doch soll der Begriff der Europäisierung für den Zweck dieses Beitrags lediglich für heuristische Zwecke fruchtbar gemacht werden, nämlich um die EU-Erweiterung in zeithistorischer Perspektive stärker als einen durchaus konfliktreichen und reversiblen gesellschaftlichen Prozess der Konvergenz und Integration zu verstehen.

Eine solche Forschungsperspektive könnte einen wichtigen Beitrag zur Überwindung der Spaltung in eine überwiegend konventionell politik- und diplomatiegeschichtliche EU-Historiografie einerseits und eine in Fragen der Integration und vor allem rechtlicher, ökonomischer und sozialer Dimensionen der EU unbedarften Gesellschaftsgeschichte Europas andererseits leisten.[13]

Empirisch soll dies hier am Beispiel der Vorgeschichte der EG-Süderweiterung um Spanien und Portugal 1986 veranschaulicht werden. Hierfür werden nicht die eigentlichen Regierungsverhandlungen thematisiert, in denen besonders die Integration Spaniens in die Gemeinsame Agrarpolitik (GAP) und die EG-Fischereipolitik kontrovers war.[14] Vielmehr wird danach gefragt, welche Funktionen transnationale sozial- und christdemokratische Netzwerke in der Phase des Regimewechsels und der anschließenden Transition hatten, als die Aussicht auf einen späteren EG-Beitritt und damit eventuell verbundene materielle oder andere Vorteile noch keine entscheidende Rolle spielen konnte. Solche parteipolitischen Netzwerke waren nur partiell formalisiert, d. h. auf EG-Ebene in dem gering institutionalisierten, im Jahr 1974 gegründeten Bund der sozialdemokratischen Parteien der Europäischen Gemeinschaft sowie in der 1976 geschaffenen, stärker integrierten Europäischen Volkspartei (EVP). Vielmehr bestanden diese Netzwerke aus überlappenden Kontakten in diesen Organisationen, im EP, auf bilateraler Ebene sowie im Kontext von Aktivitäten parteinaher Stiftungen, vor allem der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) einerseits sowie der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) und der Hanns-Seidel-Stiftung (HSS) andererseits. Die Untersuchung solcher politischer Netzwerke ermöglicht den analytischen Zugriff auf den stark informellen Charakter europäischer Politik.[15] Diese Informalität der Politikprozesse hat auch die jüngere politikwissenschaftliche Forschung zu Politiknetzwerken im Regieren (»governance«) in der EU betont, wenngleich die Perspektive hier überwiegend auf die Politikkoordination durch *policy networks* staatlicher und nichtstaatlicher bzw. öffentlicher und privater Akteure in bestimmten Politikfeldern oder -fragen verengt ist.[16]

Nicht zuletzt wegen der wichtigen Rolle parteinaher Stiftungen für die Erforschung der jeweiligen nationalen Parteiengeschichte unterbleibt in der Regel eine parteiübergreifende

---

12 Vgl. etwa *Michael Werner/Bénédicte Zimmermann* (Hrsg.), De la comparaison à l'histoire croisée, Paris 2005; *Matthias Middell* (Hrsg.), Kulturtransfer und Vergleich, Leipzig 2000.

13 Für einige Anregungen hierzu vgl. *Wolfram Kaiser*, Brussels Calling. Die Geschichte der Europäischen Union und die Gesellschaftsgeschichte Europas, in: *Arnd Bauerkämper/Hartmut Kaelble* (Hrsg.), 50 Jahre römische Verträge. Supranationale Institutionen und transnationale Erfahrungsräume, Stuttgart 2009 (i. E.).

14 Vgl. *Carlos Closa/Paul M. Heywood*, Spain and the European Union, Basingstoke 2004, S. 20; *Gerhard Brunn*, Die Europäische Einigung von 1945 bis heute, Stuttgart 2002, S. 247 ff.; *Julio Crespo MacLennan*, Spain and the Process of European Integration, 1957–85, Basingstoke 2000, 161 ff.

15 Vgl. in zeithistorischer Perspektive *Wolfram Kaiser*, Bringing History Back In To the Study of Transnational Networks in European Integration, in: Journal of Public Policy 29, 2009, H. 2, S. 223–239; *Keith Middlemas*, Orchestrating Europe. The Informal Politics of European Union 1973–1995, London 1995.

16 Für einen Überblick vgl. *Eva Sørensen/Jacob Torfing* (Hrsg.), Theories of Democratic Network Governance, Basingstoke 2007.

vergleichende Perspektive.[17] Für die Bewertung der Aktivitäten EG-basierter parteipolitischer Netzwerke im Prozess der Transition auf der iberischen Halbinsel und für den Einschluss spanischer und portugiesischer Parteieliten in die bestehenden Netzwerke erscheint ein vergleichender Blick auf die beiden größten europäischen Parteienfamilien jedoch besonders nützlich – dies vor allem, um die Bedingungen für eine erfolgreiche transnationale Intervention in den Aufbau nationaler, mit bestehenden EU-Strukturen kompatibler Parteien und weltanschaulicher Programme auszuloten. Zu diesem Zweck werden hier zunächst für beide Parteifamilien die Akteure und transnationalen Aktivitäten im Prozess der Transition untersucht sowie deren mögliche Auswirkungen auf die Entwicklung der Parteien in Spanien und Portugal und die Europapolitik beider Länder angesprochen. Sodann wird vergleichend diskutiert, welche historisch-kulturellen und innenpolitischen Faktoren den Transfer von Parteistrukturen und Programmen erleichtert oder erschwert haben könnten. Abschließend sollen methodische Probleme dieser Form historischer Netzwerkforschung angesprochen, aber auch ihr Potenzial für eine erneuerte Forschung zur Geschichte der EU-Erweiterungen als Europäisierung bis hin zur jüngsten Osterweiterung und generell für eine transnationale Zeitgeschichte Europas diskutiert werden.

I. Sozialdemokratische Netzwerke: Der kurze Marsch nach Bad Godesberg

Die Zusammenarbeit der sozialistischen Parteien Spaniens und Portugals mit anderen westeuropäischen Parteien ermöglichte während der Transition von einem diktatorischen zu einem demokratischen System eine starke internationale Unterstützung für beide Länder. Das galt gleichermaßen für die Verbindungen der Sozialistischen Arbeiterpartei Spaniens, *Partido Socialista Obrero Español* (PSOE), wie der Sozialistischen Partei Portugals, *Partido Socialista* (PS), mit der Sozialistischen Internationale (SI) und deren Mitgliedsparteien. Nach der erfolgreichen Konsolidierung der jungen Demokratien erleichterte die enge Zusammenarbeit zwischen den Parteien auch die EG-Süderweiterung.

Als transnationales institutionalisiertes Meta-Netzwerk sozialistischer Parteien entwickelte sich das Engagement der SI für die PSOE und die PS aus der selbst auferlegten Verpflichtung, moralische und materielle Unterstützung für demokratische Sozialisten zu leisten, die im Untergrund oder im Exil gegen diktatorische Regime in ihren Heimatländern kämpften. Die frühe Unterstützung der SI für die PSOE zu Beginn der 1950er Jahre in Form von zeitlich befristeten Kommissionen für spanische Angelegenheiten leitete sich aus der historischen Verbindung beider Organisationen ab. Die PSOE war 1951 eines der Gründungsmitglieder der SI gewesen.[18] Doch erst im Januar 1974 richtete die SI zur Beobachtung der politischen Lage in Spanien und der organisatorischen und programmatischen Entwicklung der PSOE und deren Stellung im spanischen Parteiensystem eine dauerhafte Arbeitsgruppe ein.[19]

Die portugiesischen Sozialisten erhielten gezielte Unterstützung von der SI, nachdem die zu Beginn der 1960er Jahre entstandene Freiheitsbewegung, *Acção Socialista Portuguêsa* (ASP), als ordentliches Mitglied 1972 in die Organisation aufgenommen worden

17 Siehe jedoch *Jürgen Mittag* (Hrsg.), Politische Parteien und europäische Integration. Entwicklungen und Perspektiven transnationaler Parteienkooperation in Europa, Essen 2006.

18 Vgl. *Pilar Ortuña Anaya*, European Socialists and Spain. The Transition to Democracy 1959–77, Basingstoke 2002, S. 9 und 19; *Charles Powell*, International Aspects of Democratization. The Case of Spain, in: *Laurence Whitehead* (Hrsg.), The International Dimensions of Democratization. Europe and the Americas, Oxford/New York 1996, S. 285–314, hier: S. 300.

19 Vgl. *Ortuña Anaya*, European Socialists and Spain, S. 33 ff.; *Powell*, International Aspects of Democratization. The Case of Spain, S. 302.

war.[20] Etwa ein Jahr später wandelte sich die Freiheitsbewegung in die PS um.[21] Unter Beteiligung des Generalsekretärs der PS, Mário Soares, fassten die Teilnehmer der Konferenz der europäischen Sozialisten in Stockholm im August 1975 den Beschluss, im Rahmen der SI ein auf höchster Ebene angesiedeltes, partiell formalisiertes Parteiennetzwerk zur Förderung des portugiesischen Demokratisierungsprozesses zu gründen.[22] Die Initiative für diesen Zusammenschluss kam vom Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), Willy Brandt, der auch den Vorsitz des am 6. September 1975 in London gegründeten Freundschafts- und Solidaritätskomitees für Demokratie und Sozialismus in Portugal (FSKDSP) übernahm.[23] Das Komitee sollte alle Möglichkeiten der Unterstützung einer demokratischen Entwicklung in Portugal im Parteienbereich koordinieren und gleichzeitig mit den portugiesischen Sozialisten Verbindung halten.[24] Darüber hinaus versuchte das Komitee, bestehende Kontakte zu den Regierungen und Parlamenten der EG-Mitgliedsstaaten sowie zu den europäischen Institutionen zu nutzen, um die Beziehungen Westeuropas und der EG zu Portugal zu beeinflussen.

Zwei wichtige Mittler im Verhältnis zu den Institutionen der EG waren der Bund der sozialdemokratischen Parteien der Europäischen Gemeinschaft sowie die Sozialdemokratische Fraktion im EP. Obwohl sich der Bund und die Fraktion als Repräsentanten der europäischen sozialistischen Parteienfamilie verstanden, gelang es ihnen nicht, ein stärkeres Eigenleben innerhalb der SI zu entwickeln und als eigenständiger Akteur in den iberischen Transitionsprozessen aufzutreten. Vor allem wegen der nur schwach entwickelten organisatorischen Integration des Bundes blieben die SI und ihre größten Mitgliedsparteien die dominierenden Akteure in den transnationalen Aktivitäten der europäischen Sozialisten in den Demokratisierungsprozessen in Spanien und Portugal.

Die SPD und die britische Labour Party spielten in den 1970er Jahre als transnationale Akteure in der SI, im Bund und als Regierungsparteien in ihren Heimatländern eine zentrale Rolle.[25] Hingegen strebten die französischen Sozialisten unter der Führung ihres Parteivorsitzenden François Mitterrand die Zusammenarbeit mit den Kommunisten an, um ihre Chancen für eine Regierungsübernahme in Frankreich zu erhöhen.[26] Diese strategische Orientierung begründete das Interesse der französischen Sozialisten an den iberischen kommunistischen Parteien und schwächte ihre bis zum Beginn der 1970er Jahre engen

---

20 Vgl. *Rainer Eisfeld*, Sozialistischer Pluralismus in Europa. Ansätze und Scheitern am Beispiel Portugals, Köln 1984, S. 48.

21 Ebd.; *Patrik von zur Mühlen*, Die internationale Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung. Von den Anfängen bis zum Ende des Ost-West-Konflikts, Bonn 2007, S. 203.

22 Le Monde, 5.8.1975. Mitglieder des Komitees waren der schwedische Ministerpräsident Olof Palme, der britische Premierminister Harald Wilson, der österreichische Bundeskanzler Bruno Kreisky, der französische Sozialistenführer François Mitterrand, der niederländische Ministerpräsident Joop den Uyl und der Vorsitzende der SPD, Willy Brandt.

23 Neue Züricher Zeitung, 8.9.1975; vgl. *von zur Mühlen*, Die internationale Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung, S. 205; *Peter Merseburger*, Willy Brandt. 1913–1992. Visionär und Realist, Stuttgart/München 2002, S. 748 f.; *Juliet Antunes Sablosky*, Transnational Party Activity and Portugal's Relations with the European Community, Paper prepared at the Fourth Biennial International Conference of the European Community Studies Association May, 11–14, 1995, S. 1 f.

24 Aufzeichnung Hans Eberhard Dingels, hauptamtlicher Leiter der Internationalen Abteilung beim SPD-Parteivorstand, über die Konferenz der Regierungschefs und Vorsitzenden in Stockholm am 2.8.1975 auf Einladung von Olof Palme, 4.9.1975, Archiv der sozialen Demokratie (AdsD), SPD-Parteivorstand (SPD-PV), 11490.

25 Vgl. *Geoffrey Pridham*, The Politics of the European Community, Transnational Networks and Democratic Transition in Southern Europe, in: *ders*. (Hrsg.), Encouraging Democracy. The International Context of Regime Transition in Southern Europe, Leicester 1991, S. 212–245, hier: S. 239.

26 *Ortuña Anaya*, European Socialists and Spain, S. 121.

Beziehungen zu den spanischen und portugiesischen Schwesterparteien.[27] Dennoch sicherten sie das Überleben der PSOE als politische Organisation im Exil in Toulouse[28] und ermöglichten Soares bis zu seiner Rückkehr nach Lissabon, von Paris aus die Aktivitäten der ASP/PS zu lenken.

Durch den intensiven Informationsfluss von den spanischen und portugiesischen Sozialisten zu den Kontaktausschüssen der Abteilungen für internationale Beziehungen ihrer Parteivorstände hatten die Labour Party und die SPD eine gute Kenntnis der politischen Entwicklungen während der Demokratisierungsprozesse. Durch die langjährigen Hilfstätigkeiten der 1959 gegründeten Arbeitsgruppe *Spanish Democrats Defence Committee* (SDDC) für politische Repressionsopfer des Franco-Regimes verfügte die Labour Party bereits vor dem Regimewechsel in Spanien über gute Beziehungen zu verschiedenen in Spanien aktiven sozialistischen Oppositionskräften und hatte demzufolge genaue Informationen zur Situation der PSOE.[29] Ein Mitarbeiter der SDDC war zugleich Mitarbeiter der SI und informierte die zeitlich befristeten Kommissionen sowie die spätere Spanien-Arbeitsgruppe der SI über die dortige politische Lage.[30] Die SPD nahm aufgrund der umfangreichen Aktivitäten der FES in Spanien und Portugal in den 1970er Jahren eine dominierende Rolle in den transnationalen Netzwerken ein.[31] Die spanische Historikerin Pilar Ortuña Anaya hat die FES sogar als »German engine of Spanish democratization«[32] bezeichnet. Gleiches gilt auch für die Rolle der FES in der portugiesischen Demokratisierung.

Enge Kontakte zu den portugiesischen Sozialisten unterhielt die FES ab Mitte der 1960er Jahre.[33] Ab 1967/68 pflegte die Leiterin des Lateinamerika-Referats der FES, Elke [Esters-]Sabiel[34], diese Kontakte.[35] In Zusammenarbeit mit Soares organisierte sie im April 1973 eine Klausurtagung in Bad Münstereifel für in der Illegalität und im Exil lebende ASP-Aktivisten, die die FES und die SPD finanzierten.[36] Bei dieser Konferenz schlossen sich die ASP-Aktivisten formell zur PS zusammen. Insofern spielten die FES und die SPD eine zentrale Rolle bei der Gründung der PS.[37] Nach der Ablösung des diktatorischen Salazar-Regimes durch die linksgerichtete Bewegung der Streitkräfte, *Movimento das Forças Armadas* (MFA), am 25. April 1974, unternahm [Esters-]Sabiel gemeinsam mit Winfried Böll vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) im Mai 1974 eine Sondierungsreise nach Lissabon, um die Möglichkeiten einer FES-Soforthilfe für die PS zu erkunden.[38] Die Reise war von Hans-Jürgen Wischnewski, dem Vorsitzenden des Ausschusses für Internationale Beziehungen beim SPD-Parteivorstand, mit Soares vereinbart worden. Um die dringendsten Probleme der PS wie ihren geringen Organisationsgrad zu beheben sowie ihren Funktionären staatsbürgerliche Informationen zu vermitteln, schlugen [Esters-]Sabiel und Böll in Übereinstimmung mit Soares

---

27 Vgl. *Powell*, International Aspects of Democratization: The Case of Spain, S. 301.
28 *Ortuña Anaya*, European Socialists and Spain, S. 121.
29 Ebd., S. 71 ff.
30 Ebd., S. 98.
31 *Powell*, International Aspects of Democratization: The Case of Spain, S. 301.
32 *Ortuña Anaya*, European Socialists and Spain, S. 171.
33 Aktennotiz [Esters-]Sabiel betr. Portugal, 1.10.1974, AdsD, SPD-PV, 11484.
34 Geb. Sabiel, gesch. Esters.
35 Vgl. *von zur Mühlen*. Die internationale Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung, S. 201.
36 [Esters-]Sabiel, Interview 9.12.2008.
37 *Von zur Mühlen*, Die internationale Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung, S. 203; *Eisfeld*, Sozialistischer Pluralismus in Europa, S. 48; *Pridham*, The Politics of the European Community, S. 240; *Bernd Rother*, Der verhinderte Übergang zum Sozialismus. Die Sozialistische Partei Portugals im Zentrum der Macht, Frankfurt am Main 1985, S. 74.
38 Aufzeichnung [Esters-]Sabiel/Winfried Böll über die Reise nach Lissabon vom 8. bis 11.5.1974, 14.5.1974, AdsD, Depositum Bruno Friedrich, 1/BFAA 001535.

die Förderung der Arbeit der PS-Bildungseinrichtung *Coopertiva Cultural de Estudios e Documentaçao* (Coordenadas) durch die Entsendung von FES-Experten für Organisationsfragen und politische Erwachsenenbildung vor. Es wurde geplant, dass FES-Experten gemeinsam mit Mitarbeitern von Coordenadas eine Reihe von Veranstaltungen zu Themen wie Institutionen der modernen Demokratie, Entwicklung in Europa, die europäischen Institutionen und die Rolle Portugals, Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte und Möglichkeiten der politischen Organisation durchführen sollten.

In Spanien setzte der Demokratisierungsprozess kurz nach dem Tod Francos am 20. November 1975 ein. Schon drei Tage zuvor reiste Dieter Koniecki für vier Wochen nach Madrid, um im Auftrag der FES die Voraussetzungen einer längerfristigen gesellschaftspolitischen Arbeit zu prüfen.[39] In Gesprächen des jungen Generalsekretärs der PSOE Felipe González mit den beiden deutschen sozialdemokratischen Ministern Hans Matthöfer und Egon Bahr war als Fokus dieser Sondierungsreise und der künftigen Arbeit der FES in Spanien der organisatorische Aufbau der spanischen Partnerorganisationen festgelegt worden.[40] Bereits im Frühjahr 1976 eröffnete die FES ein Büro in der spanischen Hauptstadt.[41] Die Zusammenarbeit der SPD und der FES mit der PSOE wurde weiterhin erleichtert durch die politische Grundsatzentscheidung Brandts und seiner engen politischen Freunde, des schwedischen Ministerpräsidenten Olof Palme und des österreichischen Bundeskanzlers Bruno Kreisky, am Rande des SPD-Parteitags in Mannheim am 13. November 1975, die PSOE nunmehr als einzigen politischen Partner auf Parteiebene in Spanien zu betrachten.[42] Diese Entscheidung schuf die notwendige Vertrauensbasis für die transnationale Arbeit aller europäischen Sozialdemokraten in Spanien. Zuvor hatten sich SPD und FES lange Zeit nicht in den 1972 offen ausgebrochenen Machtkampf um die PSOE-Parteiführung zwischen der Gruppe im Exil um Rodolfo Llopis, der moderaten PSOE *histórico*, und der Gruppe um González in Spanien, der marxistisch angehauchten PSOE *renovado*, eingemischt und auch mit anderen sozialistischen und sozialdemokratischen Gruppierungen Kontakte unterhalten.[43] Auch bezogen weder die SPD noch die FES Position für eine der beiden PSOE-Gruppen, als die SI die Mitgliedschaft der gesamten PSOE wegen der zunehmenden Schärfe der Auseinandersetzung suspendierte und in den Netzwerken der europäischen Sozialdemokraten die Diskussion entbrannte, welche der beiden Gruppen als einzige sozialistische Partei Spaniens anzuerkennen wäre.[44] Selbst nachdem González den Machtkampf um die Parteiführung für sich entschieden hatte und die SI die PSOE *renovado* als alleinige Repräsentantin der spanischen Sozialisten im Januar 1974 anerkannte[45], behandelten die SPD und die FES die PSOE *renovado* zwar als Mitglied der SI; beide Organisationen unterhielten jedoch weiterhin Kontakte zu allen Gruppen des breit gefächerten Spektrums des demokratischen Sozialismus in Spanien, um beim Übergang zu einem parlamentarischen System auf eine breite Koalition der linken Kräfte hinzuarbeiten.[46]

---

39 Sachbericht Dieter Koniecki über eine Sondierungsreise nach Spanien im Auftrag der FES vom 17.11. bis 14.12.1975, 13.12.1975, AdsD, Depositum Bruno Friedrich, 1/BFAA 001539.

40 Ebd.

41 *Von zur Mühlen*, Die internationale Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung, S. 214.

42 Ebd.; Dingels, Interview 10.12.2008.

43 Brief Dingels an Dr. Dietrich Schilling, Bundeskanzleramt, 11.8.1972, Willy Brandt Archiv im AdsD (WBA), Bundeskanzler, Bundesregierung, A8, 28.

44 Vermerk Dingels für [Esters-]Sabiel betr. Spanien, 29.8.1974, AdsD, SPD-PV, 11545. Vgl. auch *Cäcilie Schildberg*, Das Verhältnis von deutschen Sozialdemokraten und spanischen Sozialisten nach dem Ende des Franco-Regimes, unveröffentlichte Magisterarbeit, Bochum 2004, S. 57.

45 *Richard Gillespie*, The Spanish Socialist Party. A History of Factionalism, New York 1989, S. 264 ff.

46 Vermerk Dingels für [Esters-]Sabiel betr. Spanien, 29.8.1974, AdsD, SPD-PV, 11545.

Aufgrund ihrer Überzeugung, dass González als jungem Politiker die Zukunft in einem demokratischen Spanien gehörte, und wegen ihres guten Kenntnisstandes über die Situation der PSOE leistete die Labour Party intensive Überzeugungsarbeit für die PSOE *renovado* im SI-Netzwerk und dominierte die Entscheidung über ihre Anerkennung.[47] Trotz ihrer langen Unentschlossenheit für nur einen politischen Partner in Spanien war es jedoch von allen europäischen SI-Parteien die SPD, die der PSOE *renovado* die größte Unterstützung zukommen ließ.[48] Bei einem Treffen zwischen Brandt und González in Bonn am 23. April 1975 entstand die Idee, dass González eine Reise in die skandinavischen Länder, die Niederlande und Österreich unternehmen sollte, um sich über die Vorstellungen der europäischen Sozialdemokratie in programmatischen Fragen zu informieren.[49] Brandt setzte später auch gegen die Haltung der spanischen Behörden die Teilnahme von González am SPD-Parteitag in Mannheim im November 1975 durch.[50] Die Idee einer Informationsreise aufgreifend, entwarf der Leiter der Internationalen Abteilung beim SPD-Parteivorstand Hans Eberhard Dingels einen Brief an Kreisky und Palme sowie die sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Finnlands, Kalevi Sorsa, Dänemarks, Anker Jørgensen, und der Niederlande, Joop den Uyl, sowie an den Vorsitzenden der Norwegischen Arbeiterpartei Reiulf Stehen, verbunden mit der Mitteilung, die SPD werde die Kosten der Reise tragen.[51] Dingels bestätigte González am 21. Juli 1975 die Informationsreise zu den sozialdemokratischen Schwesterparteien Mittel- und Nordeuropas für den folgenden Herbst.[52] Mit dieser Reise verhalf die SPD González auf die große europäische Politikbühne.[53] Sein Auftritt beim SPD-Parteitag sicherte ihm die Unterstützung der europäischen Sozialdemokratie für die Aktivitäten der PSOE im spanischen Demokratisierungsprozess.

Die Reise von González zu den Schwesterparteien verbesserte das Image der spanischen Sozialisten im eigenen Land. Sie zeigte den anderen politischen Kräften wie auch der Öffentlichkeit, dass die europäischen Sozialdemokraten hinter ihren spanischen Partnern standen. Die intensiven Kontakte von González zu den drei führenden Vertretern der europäischen Sozialdemokratie, Brandt, Palme und Kreisky, förderten dessen Neuausrichtung auf die programmatische Identität der sozialdemokratischen Parteien in Mittel- und Nordeuropa. Nachdem sich die PSOE in den Anfängen des Demokratisierungsprozesses ideologisch noch mehrheitlich als marxistische Partei verstanden hatte, betonte González im Oktober 1977 auf die Frage, welches ausländische Modell er sich für die PSOE als am passendsten vorstelle, er dächte dabei vor allem an die skandinavischen Länder.[54]

Für die Entwicklung von einer marxistischen Klassenpartei hin zu einer westeuropäischen Volkspartei war der Zusammenschluss aller sozialistischen Gruppen in Spanien wichtig. Die SI unterstützte den Wunsch der PSOE-Führung, eine enge Zusammenarbeit

---

47 *Ortuña Anaya*, European Socialists and Spain, S. 31.

48 *Powell*, International Aspects of Democratization. The Case of Spain, S. 301.

49 Aufzeichnung Dingels über das Gespräch González mit Brandt, 23.4.1975, AdsD, SPD-PV, 11491.

50 Vgl. z. B.: *Ortuña Anaya*, European Socialists and Spain, S. 175 ff.; *von zur Mühlen*. Die internationale Arbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung, S. 213.

51 Entwurf eines Briefes von Dingels für Kreisky, Palme, Sorsa, Joergensen [sic!], den Uyl, AdsD, SPD-PV, 11490.

52 Brief Dingels an González, 21.7.1975, AdsD, SPD-PV, 11491.

53 Vgl. *Powell*, International Aspects of Democratization. The Case of Spain, S. 303; *Matthieu Trouvé*, Solidarités et réseaux hispano-allemands. Le cas de relations entre le SPD el le PSOE, in: *Jürgen Elvert/Sylvain Schirmann* (Hrsg.), Changing Times. Germany in the 20th-Century. Continuity, Evolution and Breakdowns, Berlin/New York 2008, S. 141–158, hier: S. 152.

54 Analyse Koniecki über die PSOE vor der Sitzung der SI in Madrid vom 14.–16.10.1977, 14.10.1977, AdsD, Depositum Bruno Friedrich, 1/BFAA 001541.

mit den regionalen PSOE-Parteien und anderen sozialistischen Gruppen durch die Organisation verschiedener Konferenzen herzustellen.[55] Da die PSOE nur nach der Überwindung ihrer Spaltung sehr gute Wahlchancen haben würde, setzte sich die SPD für die Versöhnung der beiden PSOE-Lager ein und forderte die PSOE *histórico* von Llopis dazu auf, die PSOE *renovado* zu unterstützen.[56] Für den Auftakt des Wahlkampfes zu den ersten freien Parlamentswahlen in Spanien nach mehr als 40 Jahren im Juni 1977 führte die PSOE gemeinsam mit der Sozialistischen Fraktion des EP und dem Bund eine gemeinsame Veranstaltung unter Teilnahme führender europäischer Sozialdemokraten durch, um ihre Verbundenheit mit der Schwesterpartei zu demonstrieren.[57]

Im Gegensatz zu González war der portugiesische PS-Vorsitzende Soares durch seine regelmäßige Teilnahme an den von der SI organisierten informellen Parteiführertreffen mit den wichtigsten sozialistischen Politikern in Europa bekannt.[58] Auf der SI-Konferenz im Januar 1973 verteilte Soares einen Bericht über die politische Lage in Portugal an die Parteivorsitzenden. Er forderte sie dazu auf, sich so lange einer denkbaren Integration Portugals in die EG zu widersetzen, bis das Salazar-Regime abgesetzt sei.[59] Hingegen hatten sich Brandt und Soares – inzwischen Außenminister der portugiesischen Übergangsregierung – bis zu dessen Besuch am 3. Mai 1974 im Bundeskanzleramt nur flüchtig gekannt.[60] Nach seinem Rücktritt als Bundeskanzler reiste Brandt als SPD-Parteivorsitzender im Oktober 1974 nach Lissabon, um sich über die Lage in Portugal zu informieren und durch seine Teilnahme am Parteitag der portugiesischen Sozialisten die noch junge Schwesterpartei national wie international aufzuwerten.[61] Da die MFA als Träger des Umsturzes keineswegs eine durch eine gemeinsame politische Ideologie und ein gemeinsames politisches Programm geeinte Bewegung war, kam es nach der erfolgreichen Einleitung des Demokratisierungsprozesses zu heftigen politischen Positionskämpfen, die auch die neu gegründeten und im Aufbau befindlichen portugiesischen Parteien involvierten.[62] Die Auseinandersetzungen gipfelten in dem Putschversuch des ehemaligen konservativen Übergangspräsidenten General António de Spínola im März 1975, kurz vor der im MFA-Programm zum demokratischen Systemwandel vorgesehenen Wahl zu einer Verfassunggebenden Versammlung im April 1975.[63] Dadurch wurde in der MFA eine starke Gewichtsverlagerung nach links ausgelöst, die den portugiesischen Kommunisten vorübergehend mehr politischen Einfluss brachte.[64]

Zuvor hatte der PS-Staatssekretär im portugiesischen Außenministerium, Jorge Campinos, auf dem Parteitag der französischen Sozialisten im Februar 1975 den deutschen SPD-Vertreter Dingels vor der Gefahr eines Rückfalls in eine Rechtsdiktatur oder das

---

55 Aufzeichnung Isenberg über die Sitzung des Spanien-Komitees der SI am 13.9.1974, 7.10.1974, AdsD, SPD-PV, 11931.

56 Dingels, Interview 10.12.2008.

57 Protokollnotiz über die Gemeinsame Sitzung des Fraktionsvorstandes der Sozialistischen Fraktion im EP, des Bundes der Sozialdemokratischen Parteien in der EG und der PSOE am 16.2. 1977 in Brüssel, AdsD, Depositum Bruno Friedrich, 1/BFAA 001541.

58 *Anna Mónica Fonseca*, Western Germany and the Portuguese Transition to Democracy, IRPI Working Paper 40, 2008, URL: <http://www.ipri.pt/publicacoes/working_paper/working_paper.php?idp=304> [13.3.2008].

59 Report on SI-Party Leaders Conference, Paris, 13–14 January 1973, Confidential Summary, in: WBA, Ollenhauer-Haus, 69.

60 *Willy Brandt*, Begegnungen und Einsichten. Die Jahre 1960–1975, Hamburg 1976, S. 629.

61 Ebd., S. 630.

62 Vgl. *Beate Kohler*, Politischer Umbruch in Südeuropa. Portugal, Griechenland, Spanien auf dem Weg zur Demokratie, Bonn 1982, S. 32 ff.

63 Ebd., S. 36 ff.

64 Ebd., S. 44.

Abgleiten in eine Linksdiktatur gewarnt.[65] Auch Soares hatte Brandt Anfang Februar 1975 brieflich über die Möglichkeit eines Putsches unterrichtet und ihn zudem für die PS-Kampagne zur Wahl der Verfassunggebenden Versammlung um die Unterstützung durch einen deutschen Experten für Wahlpropaganda gebeten.[66] In Gesprächen mit dem neuen Bundeskanzler Helmut Schmidt sowie Brandt in Bonn im Juni 1975 wies Soares nachdrücklich auf das Ziel der portugiesischen Kommunisten hin, die alleinige Macht in Portugal zu übernehmen.[67] Daraufhin initiierte Brandt das FSKDSP, um Parteien und Regierungen informell mit Informationen und Konzepten zu versorgen, damit eine konzertierte Unterstützung für Portugal beginnen konnte. In seiner Position als Vorsitzender des Komitees koordinierte Brandt die Aktivitäten für Portugal sowie die Hilfeleistungen für die portugiesischen Sozialisten durch die sozialistischen Parteien in Europa.[68] Brandt übertrug Kreisky die Aufgabe, sich besonders der Beziehungen zur MFA anzunehmen.[69] Brandts Hintergedanke war, dass Kontakte zu den nicht-kommunistischen Angehörigen der MFA, die trotz der inneren Auseinandersetzungen über Einfluss verfügten und für den demokratischen Weg Portugals wichtig blieben, auch für Soares hilfreich wären. Außerdem beriefen sich fortan die sozialistischen Ministerpräsidenten und Parteivorsitzenden bei ihren Reisen nach Portugal auf die Absprachen des Komitees. So erklärte der dänische Ministerpräsident Jørgensen bei seinem Aufenthalt in Portugal im August 1975, dass er zwar nicht im Auftrag des Komitees spreche, aber seine Ansichten etwa zur möglichen EG-Mitgliedschaft Portugals mit denen des Komitees übereinstimmten.[70]

Über eine EG-Mitgliedschaft Portugals war in den sozialdemokratischen Netzwerken im Zuge des Demokratisierungsprozesses schon frühzeitig diskutiert worden. Schon kurz nach dem Umsturz des Salazar-Regimes forderte die belgische Partei den SPD-Parteivorstand dazu auf, eine Demarche der sozialistischen Schwesterparteien mit dem Vorschlag an Portugal zu richten, schon vor einer Vollmitgliedschaft an den politischen Organen der EG beteiligt zu werden.[71] Um die Konsolidierung der Demokratie zu sichern, forderten [Esters-]Sabiel und Böll in dem Bericht über ihre Reise nach Lissabon: »Portugal muss – schon lange vor denkbaren formellen Bindungen – von Europa aufgenommen werden.«[72]

Auf dem Weg Portugals zur EG-Mitgliedschaft und für den erfolgreichen Verlauf der demokratischen Transition war es für die europäischen Sozialisten wichtig, den Einfluss der massiv von der Sowjetunion unterstützten Kommunisten zurückzudrängen. Dafür setzte Brandt auch das FSKDSP ein. Die umfangreichen materiellen und ideellen Hilfsleistungen, die die PS von den westeuropäischen Schwesterparteien erhielt, erfolgten zu einer Zeit, als die Installation eines kommunistischen Regimes in Portugal immer wahrscheinlicher zu werden schien. Später schrieb Brandt in seiner Autobiografie:

»Erst im Frühjahr, dann im Spätsommer und im Herbst 1975 sah es so aus, als würden sie [die Kommunisten] die Hand nach der ganzen Macht ausstrecken. […] So entstand eine Hilfsaktion

---

65 Vermerk Dingels betr. Gespräch mit Staatssekretär Prof. Dr. Jorge Campinos anlässlich des Parteitages der französischen Sozialisten in Pau am 1.2.1975, 3.2.1975, AdsD, SPD-PV, 11490.

66 Brief Soares an Brandt, 3.2.1975, AdsD, SPD-PV, 11490.

67 Aufzeichnung Dingels über die Gespräche mit Soares vom 14.–17.6.1975 in Bonn, 18.6.1975, AdsD, SPD-PV, 11490.

68 Briefe Brandts an Palme, Kreisky, den Uyl, Joergensen [sic!], Sorsa und den Vorsitzenden der Sozialistischen Partei Italiens, Bettino Craxi, 23.10.1975, AdsD, SPD-PV, 11821.

69 Brief Brandts an Kreisky vom 18.9.1975, in: AdsD, SPD-PV, 11821.

70 Report of Poul Nielson of Anker Jorgensen [sic!] visit to Portugal from the 11–13 August 1975, 21.8.1975, AdsD, SPD-PV, 11490.

71 Vermerk Dingels für Brandt und Schmidt betr. Schreiben der belgischen Partei bezüglich einer Vollmitgliedschaft Portugals in der EG vom 24.4.1975 an den SPD-PV, 13.5.1975, AdsD, SPD-PV, 11490.

72 Aufzeichnung [Esters-]Sabiel/Böll über die Reise nach Lissabon vom 8. bis 11.5.1974, 14.5. 1974, AdsD, Depositum Bruno Friedrich, 1/BFAA 001535.

[…]. Sie vollzog sich im vertrauensvollen Zusammenwirken zwischen einigen sozialdemokratischen Parteiführern. Wir schufen keine neuen Büros, vermieden Publizität, bemühten uns aber um konkrete politisch-moralische Unterstützung.«[73]

Dabei gaben die Sozialdemokraten auch Hinweise, um die portugiesischen Sozialisten gegen die mögliche Versuchung zu immunisieren, mit den Kommunisten zu koalieren.[74] Von den SPD-Vertretern wurde dazu in den Gesprächen mit der PS-Parteiführung auf die Entstehungsgeschichte der SPD und die Entwicklung ihrer eigenen programmatischen Ausrichtung verwiesen.[75] Die Einzelheiten der Hilfsleistungen wurden jedoch öffentlich verschwiegen. Die PS fürchtete, als eine Partei wahrgenommen zu werden, die vom Ausland finanziert wurde.[76] Jedenfalls konnte die SPD gemeinsam mit ihren europäischen Partnern auf der Grundlage dieses Austausches die portugiesischen Sozialisten überzeugen, dass ein sozialdemokratisches Profil, vergleichbar mit ihrem Godesberger Programm von 1959, nicht nur für ihre innere Stabilität wichtig, sondern auch für zukünftige Wahlen strategisch am aussichtsreichsten sein würde.[77]

Die besondere Leistung der europäischen Sozialdemokraten beim Systemwandel in Spanien und Portugal lag nicht darin, dass sie einen bestimmten Plan zur Demokratisierung beider Länder verfolgt hätten. Ihre transnationalen Aktivitäten zeichneten sich vielmehr durch gezielte Aktionen in entscheidenden Momenten der Transitionsprozesse aus, die die politischen Aktivitäten der spanischen und portugiesischen Sozialisten erheblich erleichterten. Hierzu zählten nicht nur ihr finanzieller und politisch-moralischer Beitrag und ihre Wahlkampfunterstützung. Entscheidend war vor allem ihr informelles Einwirken auf die programmatische Entwicklung der PSOE und der PS zu Parteien westeuropäischen Zuschnitts, wodurch beide zunehmend eine politisch eindeutige und verlässliche Position in den Demokratisierungsprozessen einnahmen. Bei den Wahlen zur Verfassunggebenden Versammlung im April 1975 wurde die PS mit 38 Prozent mit großem Abstand stärkste Partei in Portugal, gewann bei den ersten Wahlen zur Nationalversammlung 1976 erneut 35 Prozent und stellte mit Soares von 1976 bis 1986 den Premierminister. Die PSOE konnte sich bei den ersten freien Parlamentswahlen ebenfalls mit großem Abstand vor der Kommunistischen Partei als stärkste Kraft der Linken in Spanien etablieren und übernahm schließlich 1982 erstmals die Regierung.

II. Christdemokratische Netzwerke: »Äußerste Vorsicht« oder Pakt mit Konservativen Antikommunisten?

Die Kooperation der neu gegründeten spanischen und portugiesischen Parteien aus dem christdemokratischen und liberal-konservativen Spektrum mit den christdemokratischen Parteien der EG trug langfristig zur Demokratisierung des politischen Katholizismus und zur Konsolidierung der neuen Parteiensysteme bei. In beiden Ländern hatte die katholi-

---

73 *Brandt*, Begegnungen und Einsichten, S. 631.

74 Vermerk Dingels für Brandt betr. die Lage in Portugal, 24.7.1974, AdsD, Depositum Bruno Friedrich, 1/BFAA 001535.

75 Vermerk Dingels für Brandt betr. Empfehlungen für die Gespräche bei den Unterredungen mit Soares und dem Vorstand der Sozialistischen Partei Portugals, 18.10.1974, AdsD, SPD-PV, 11484.

76 Brief Veronika Isenberg, Referentin der Internationalen Abteilung beim SPD-Parteivorstand, an Eugen Glombig, Mitglied des Bundestages und der SPD-Bundestagfraktion, 19.9.1974, AdsD, SPD-PV, 11484.

77 Vermerk Dingels für Brandt betr. Empfehlungen für die Gespräche bei den Unterredungen mit Soares und dem Vorstand der Sozialistischen Partei Portugals, 18.10.1974, AdsD, SPD-PV, 11484.

sche Kirche in den 1930er Jahren für die neu errichteten Diktaturen Stellung bezogen. In Portugal unterstützte sie nachdrücklich die korporative Verfassung *Estado Novo* von 1931 und im spanischen Bürgerkrieg Franco gegen den radikalen Antiklerikalismus, der vor allem unter den Kommunisten, Anarchisten und Sozialisten bei den Republikanern stark ausgeprägt war. Dagegen gelang es den EVP-Parteien nicht, die Parteienstruktur im Mitte-Rechts-Spektrum kurzfristig wesentlich zu beeinflussen sowie rasch starke Schwesterparteien zu identifizieren und in ihre transnationalen institutionalisierten und informellen Netzwerke zu integrieren. Die beiden heutigen EVP-Parteien, die seit 1989 unter diesem Namen firmierende spanische *Partido Popular* (PP) und die portugiesische *Partido Social Demócrata* (PSD), unterhielten Mitte der 1970er Jahre nur wenige Kontakte zu den westeuropäischen Christdemokraten. Von Manuel Fraga Iribarne 1976 als *Alianza Popular* (AP) gegründet, war die PP zunächst eine rechts-konservative Partei moderater Franco-Anhänger. Sie wurde vor allem von den britischen Konservativen und der bayerischen Christlich-Sozialen Union (CSU) unterstützt und erst 1991 in die EVP aufgenommen.[78] Trotz ihrer von Beginn an liberal-konservativen Ausrichtung beantragte die PSD sogar vergeblich die Aufnahme in die SI, bevor sie zunächst dem 1976 gegründeten Bund Liberaler und Demokratischer Parteien Europas beitrat und erst 1996 in die EVP wechselte.[79]

Anders als die SI-Parteien verfügten die westeuropäischen Christdemokraten in Portugal vor der Nelkenrevolution über keine Kontakte und in Spanien nur zu einer heterogenen Allianz von Parteien, die in den Parlamentswahlen 1977 lediglich 1,3 Prozent der Stimmen erzielen sollte.[80] Diese spanische *Equipo Demócrata Cristiano* [del Estado Español] (EDC[EE]) setzte sich aus fünf Parteien zusammen. Dies waren die beiden national organisierten *Izquierda Democrática* (ID) als moderate Linkspartei unter Führung des früheren Ministers unter Franco, Joaquín Ruiz Giménez, und die *Federación Popular Democrática* (FPC) der Familie Gil Robles sowie drei regionalistische christdemokratische Parteien aus dem Baskenland, Katalonien und Valencia. Im Bürgerkrieg hatten nur in diesen drei Provinzen nennenswerte christdemokratische Gruppen auf Seiten der Republik gekämpft, um die regionale Autonomie gegen einen zentralistischen spanischen Nationalismus zu verteidigen. Einige baskische Exilanten gehörten daher schon zu den Gründern der 1940 in London geschaffenen Exilorganisation *International Christian Democratic Union*.[81] Aus diesem Grunde war auch eine baskische *Equipe* Mitglied in den *Nouvelles Equipes Internationales* (NEI), der 1947 gegründeten Vorläuferorganisation der EVP. Der Sitz der Basken in den 1965 in Europäische Union Christlicher Demokraten (EUCD) umbenannten NEI ging schließlich 1967 an die EDC über. Damals wollten die EUCD-Parteien eigentlich erreichen, dass die EDC sich in eine integrierte, potenziell schlagkräftige, wenngleich zunächst noch im Untergrund operierende politische Partei transformierte, doch dem standen politische und personelle Querelen und die starke regionalistische Identität vor allem der Basken und Katalanen entgegen.[82] Daher behielten sich die EUCD-Parteien informell vor, für den Fall einer Demokratisierung Spaniens auch zu

78 *Thomas Jansen*, Die Europäische Volkspartei. Entstehung und Entwicklung, Brüssel 2006, S. 164–166.

79 Ebd., S. 210.

80 *Josef Thesing*, Die Wahlen in Spanien, IIS-Info Auslandsinformationen, KAS, 9/1977, 4.7.1977; *Richard Gillespie*, Party Funding in a New Democracy: Spain, in: *Peter J. Burnell/Alan Ware* (Hrsg.), Funding Democratisation, Manchester 1998, S. 73–93.

81 Vgl. *Wolfram Kaiser*, Co-operation of European Catholic Politicians in Exile in Britain and the USA during the Second World War, in: JCH 35, 2000, S. 439–465.

82 UEDC/EUCD, Procès-verbal de la réunion du bureau, Rome, 17.12.1966, Archiv für christlich-demokratische Politik (ACDP) 09–004–030; Appunto per l'on Rumor, K. J. Hahn, 25.[?].1972, ebd.

anderen politischen Gruppen Kontakte aufzubauen.[83] Dennoch erwies sich nach dem Tod Francos die Verbindung zu den EDC-Parteien als institutionalisierte und mentale Barriere gegen eine rasche Neuorientierung der transnationalen Kooperation auf aussichtsreichere Parteineugründungen.

Auch auf Seiten der EG-Parteien unterschied sich die Ausgangslage von derjenigen der Sozialisten. Während der europäische Bund aus der internationalen SI hervorging und im Transitionsprozess marginal war, verhielt es sich bei den Christdemokraten umgekehrt. Diese institutionalisierten ihre Kooperation zunächst in Europa und richteten ab 1947 ihre Energie mit großem Erfolg auf die Gründung und Vertiefung des zunächst von ihnen politisch dominierten kleineuropäischen Integrationsprozesses in der 1951/52 gegründeten Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl und der EWG.[84] Ein erster Weltkongress der christlichen Demokraten fand erst 1956 in Paris mit dem Hauptziel statt, Kontakte mit den lateinamerikanischen Schwesterparteien aufzubauen und zu vertiefen.[85] Die Weltorganisation blieb von den europäischen Parteien dominiert und spielte – anders als bei den Sozialisten – keine nennenswerte Rolle im Systemwandel auf der iberischen Halbinsel. Selbst die EUCD, die Arbeitsgruppen für Spanien und Portugal einrichtete, war 1974/76 insofern nur noch eingeschränkt handlungsfähig, als sie auch Parteien von außerhalb der EG umfasste und die EVP-Gründung bevorstand. Die EUCD entschied zwar Grundsatzfragen wie die Mitgliedschaft spanischer und portugiesischer Parteien, aber Abgeordnete der CD-Fraktion im EP koordinierten multinationale Informationsreisen, um solche Entscheidungen vorzubereiten. Das gilt etwa für die beiden Reisen nach Portugal im Juli und Dezember 1974, die von den CD-Fraktionsvorsitzenden Hans-August Lücker von der CSU (1970/75) und Alfred Bertrand (1975/77) von der wallonischen *Parti Social Chrétien* geleitet wurden.[86] Dabei wurden die Aktivitäten der transnationalen Akteure EUCD und CD-Fraktion von den laufenden hitzigen Debatten über die Gründung der EVP, ihre programmatische, vor allem wirtschaftspolitische Ausrichtung und ihre Kontakte mit stärker konservativen Parteien innerhalb und außerhalb der EG überschattet.

Während die EUCD und CD-Fraktion für die Informationsbeschaffung wichtig waren, Entscheidungen über die offizielle Anerkennung von Schwesterparteien trafen und mit ihren Besuchen eventuell deren innenpolitisches Prestige erhöhen konnten, verfügten sie über keine signifikanten finanziellen Ressourcen. Vor allem aus diesem Grund spielten, wie bei den Sozialisten, einige nationale Mitgliedsparteien eine zentrale Mittlerrolle in bilateralen Kontakten, die nur teilweise mit denjenigen der EUCD und der CD-Fraktion koordiniert waren. Bei den Christdemokraten war dies einerseits die italienische *Democrazia Cristiana*, die angesichts ihrer zentristischen ideologischen Orientierung und ihrer innenpolitischen Kooperation mit den Sozialisten dieses Parteimodell exportieren wollte.[87] Andererseits waren dies die beiden deutschen Parteien, die Christlich-Demokratische Union (CDU) und die CSU, die allerdings in Spanien als Konkurrenten auftraten. Während die CDU und ihr Vorsitzender Helmut Kohl auf die Gründung der EVP als »Volks-

83 UEDC/EUCD, Procès-verbal de la réunion du bureau, Rome, 17.12.1966, ACDP 09–004–030.

84 Vgl. hierzu *Wolfram Kaiser*, Christian Democracy and the Origins of European Union, Cambridge 2007, Kapitel 5–7.

85 Vgl. *Peter Van Kemseke*, Towards an Era of Development. The Globalization of Socialism and Christian Democracy 1945–1965, Löwen 2006, S. 365 ff.

86 K. J. Hahn, Rapport sur un voyage au Portugal, 2, 3 et 4 mai 1974, o. D., ACDP 009–004–025; K. J. Hahn, Bref rapport sur la visite de la délégation de groupe démocrate-chrétien du Parlement Européen, accompagnée du secrétaire général adjoint de l'UEDC, au Portugal les 16, 17, et 18 décembre 1974, 14.1.1975, ebd.

87 Nach der Desintegration der Democrazia Cristiana 1992 / 94 sind möglicherweise relevante Quellen der Partei teilweise verloren gegangen oder zumindest verstreut überliefert und bisher nicht zugänglich gemacht worden.

partei« hinarbeitete, die ähnlich wie die CDU linkskatholische, zentristische, katholisch-konservative und liberal-konservative protestantische Parteiflügel in den verschiedenen EG-Parteien integrieren könnte, betrieb die CSU einen Brückenschlag zu konservativen Parteien in der schließlich nach vielen Konflikten 1978 gegründeten Europäischen Demokratischen Union (EDU). Innenpolitisch war die Zeit bis nach der Bundestagswahl 1976 von dem schwelenden Konflikt zwischen der CDU und der CSU und zwischen Kohl und dem CSU-Vorsitzenden Franz Josef Strauß geprägt. Dieser gipfelte schließlich darin, dass die CSU im November 1976 in Wildbad Kreuth kurzzeitig ihre bundesweite Ausdehnung als dezidiert konservative Partei plante, diesen Beschluss jedoch in einer Vereinbarung mit der CDU am 12. Dezember 1976 wieder zurücknahm. Analog hierzu setzte sie in Spanien auf eine enge Kooperation mit stark anti-kommunistischen moderaten Franco-Anhängern, von denen sich die meisten in der 1976 als Koalition von sieben Gruppen gebildeten AP sammelten. Im März 1977 sprach die Wochenzeitschrift *Der Spiegel* davon, die CDU befürchte bereits ein »Kreuth international«.[88]

Ähnlich wie bei der SPD spielten die Parteistiftungen eine wichtige Rolle, da sie über erhebliche Ressourcen für Reisemittel, Kongresse und Weiterbildungen verfügten und Zugriff auf öffentliche Mittel des BMZ hatten, die sie für Demokratieförderung im weitesten Sinne einsetzen konnten. Die Konflikte zwischen der CDU und der CSU setzten sich allerdings auch hier fort. Die CSU-nahe HSS war erst 1967 gegründet worden und begann Anfang der 1970er Jahre, ihre eigene Auslandsarbeit zu entwickeln. Die HSS stimmte ihre Aktivitäten in Spanien kaum mit denjenigen der CDU-nahen KAS ab. Mitarbeiter der KAS und der CDU wie Heinrich Böx, der erste Leiter des CDU-Büros für Auswärtige Beziehungen ab 1972, mussten in ihren internen Berichten größtenteils spekulieren, welche Aktivitäten die HSS in Spanien plante, die dort sehr eng mit dem deutschen Wahlkonsul in Malaga, dem früheren Nationalsozialisten Hans [»Juanito«] Hoffmann, kooperierte.[89]

Bei seiner Reise nach Portugal Anfang Juni 1974 sprach Böx dort nicht nur mit Vertretern des *Centro Democrático Social* (CDS), sondern auch der PSD, die damals noch *Partido Popular Democrático* hieß, und mit Mitgliedern der sozialistischen PS. Aus diesen Gesprächen zog er den Schluss, dass alle Parteien rechts von der PS noch »provisorischen Charakter« hätten. Dagegen habe die SI bereits auf ihrer Sitzung in Rom am 7./8. Juni »über weitere und kollektive Maßnahmen zugunsten der portugiesischen Sozialisten beraten«. Böx schlug vor, erst einmal Informationsmaterial über die CDU und die EUCD in Englisch und Französisch zu verteilen und Bildungsseminare für Mitglieder verschiedener Parteien rechts von der PS in Portugal durchzuführen.[90]

Als Gerd Langguth für die KAS im September 1974 nach Portugal reiste, stellte er in seinem Bericht fest, die »politische Mitte« fehle in Portugal »fast ganz«.[91] In dem politisch links geprägten Klima in einer sehr labilen Phase der Regimetransformation würden alle anti-marxistischen Gruppen mit Salazars und Caetanos Regime identifiziert. Dagegen sei die politische Linke bereits sehr gut organisiert. Langguth spekulierte, die Sowjetunion und andere Ostblock-Länder, vor allem die Tschechoslowakei, hätten den Kommunisten bereits ein »Startkapital von 130 Millionen Mark« zur Verfügung gestellt und zahlreiche Berater geschickt. Die FES sei in Lissabon »bereits offensichtlich« vertreten, und Brandt

88 Kreuth international, in: Der Spiegel, 21.3.1977.

89 Heinrich Böx, Vermerk, Sondierungsgespräche in Spanien in der Zeit vom 8. bis 10. Dezember 1975, Bonn, 12.12.1975, ACDP 12–001–1261. Siehe hierzu auch *Birgit Aschmann*, »Treue Freunde …?« Westdeutschland und Spanien 1945–1963, Stuttgart 1999.

90 Heinrich Böx, Bericht über eine Reise nach Portugal 31.5. bis 4.6.1974, o. D., ACDP 12–001–1261–731.

91 Gerd Langguth, Bericht über eine Informationsreise nach Portugal vom 24. bis 27. September 1974, o. D., ACDP 12–001–1261–731.

verfüge bei der PS »über ein besonderes politisches Gewicht«. Von den Parteien rechts von der PS sei die CDS noch »am besten ausgestattet«. Ihr Vorsitzender Diogo Freitas do Amaral hinterlasse einen guten Eindruck. Daneben gab es noch die im Aufbau befindliche *Partido da Democrácia Cristã* (PDC), deren Auslandsbeziehungen von dem CSU-Mitglied mit portugiesischer Staatsbürgerschaft, Karl Graf Schönborn, koordiniert wurden.[92] Generell hätten die CDU und die CSU jedoch einen schweren Stand, »da diesen Parteien in der öffentlichen Meinung Portugals nachgesagt wird, sie hätten das alte Regime allzu freundlich unterstützt«.[93] Noch im Juni 1974 hatte Maria Strauß, die Schwester des CSU-Vorsitzenden, in der Parteizeitung *Bayernkurier* von dem 1968 verstorbenen Salazar als »de[m] wenn auch harte[n], so doch große[n] und weise[n] Staatsmann« gesprochen.[94]

Der CDS gelang es in der Folgezeit, sich rasch als wichtigster Partner der CDU/CSU, der KAS und der EUCD zu etablieren. Dafür waren vor allem zwei Punkte ausschlaggebend. Einerseits schaffte es der PPD/PSD-Vorsitzende Francisco Sá Carneiro, der in dieser Frage informelle Gespräche mit Vertretern der EUCD und der CD-Fraktion in Luxemburg geführt hatte, zunächst nicht, in seiner Partei eine Mehrheit für einen Anschluss an die europäischen Liberalen oder Christdemokraten zu organisieren. Sá Carneiro gab daraufhin die Verantwortung für die Außenbeziehungen seiner Partei ab.[95] Andererseits gelang es Freitas do Amaral, sich als demokratisch zuverlässiger und integrer, christdemokratisch orientierter Vorsitzender für eine enge Kooperation zu empfehlen und angesichts der Konflikte in der PPD/PSD die Wahlaussichten der CDS rosig darzustellen.[96] Am 14./15. Februar 1975 beschloss die EUCD deshalb auch, die CDS »in ihren Bemühungen zu unterstützen und sie in ihrem Kampf gegen jede Form totalitärer Herrschaft zu bestärken«. Die PDC wurde jedoch noch als weiterer möglicher Partner erwähnt.[97] In den weiteren Kontakten erwies sich die PDC jedoch als Honoratiorenpartei ohne Organisation oder Wählerpotenzial. Schon im Juni 1975 schrieb der EUCD-Exekutivsekretär Josef Müller an den EUCD-Vorsitzenden Kai-Uwe von Hassel, Lücker und andere, die Arbeitsgruppe zu Portugal habe noch »keine Einmütigkeit« in der Frage einer offiziellen EUCD-Mitgliedschaft der CDS erzielen können, aber beschlossen, die Kooperation mit der PDC »sollte (bis auf Null) reduziert werden; die PDC ist nicht als gleichrangig mit der CDS zu behandeln. In persönlichen Gesprächen mit den Spitzen der PDC sollte diesen die Auflösung der Partei empfohlen und der Eintritt ihrer Mitglieder in die CDS angeregt werden.« Müller betonte darüber hinaus ausdrücklich, es »könnte sich eine Situation ergeben, in der erneut Gespräche zwischen EUCD und PPD geführt werden könnten. Es sollten deshalb – wie bisher – persönliche Kontakte mit geeigneten Vertretern der PPD gepflegt werden.«[98]

---

92 Vgl. auch Karl Graf von Schönborn-Wiesentheid, Bericht über Portugal, o. D., ACDP 12–001–1261–731.

93 Ebd. Zur Geschichte dieser Unterstützung im Kalten Krieg vgl. ausführlich *Aschmann*, »Treue Freunde …?«.

94 Bayernkurier, 22.6.1974.

95 K. J. Hahn, Bref rapport sur la visite de la délégation du groupe démocrate-chrétien du Parlement Européen, accompagné du secrétaire général adjoint de l'UEDC, au Portugal les 16, 17, 18 décembre 1974, 14.1.1975, ACDP 09–004–025.

96 Vgl. auch Extrait du procès verbal, Bureau Politique [EUCD], 22.11.1974, Paris, ACDP 09–004–026.

97 UEDC, Sitzung des Politischen Bureaus, Den Haag, 14./15.2.1975, Entschliessung, ACDP 09–004–025.

98 Brief Josef Müller an von Hassel, Kohlmaier, Lücker etc., 11.6.1975, ACDP 09–004–026. Dies geschah zunächst jedoch nicht. Vgl. Brief Karl Graf Schönborn an K. J. Hahn, 22.12.1975, ebd.

Bei den Wahlen zur Nationalversammlung 1976 erreichte die CDS 16 Prozent gegenüber 25 Prozent für die PSD.[99] Sie hatte für die Infrastruktur der Partei, für ihr eigenes Bildungsinstitut und für den Wahlkampf erhebliche finanzielle Unterstützung von der KAS und der CDU erhalten.[100] Henning Wegener, der Nachfolger von Böx als Leiter des CDU-Büros für Auswärtige Beziehungen, plädierte in einer Vorlage für Kohl dafür, der Bitte Freitas do Amarals zu entsprechen, die CDS noch für mindestens zwei weitere Jahre zu bezuschussen, damit sie ihre Pressearbeit, kommunale Basis und eine eigene Gewerkschaftsbewegung entwickeln könne. Nach Umfragen habe die CDS Aussichten, die PSD bei den nächsten Wahlen als stärkste Kraft im Mitte-Rechts-Spektrum abzulösen. »Insofern stellt sich eine weitere Zuschussleistung als eine politische Investition ersten Ranges dar.«[101]

In Spanien, wo die EUCD anders als in Portugal bereits über die EDC als offiziellen Partner verfügte, war das Mitte-Rechts-Spektrum in der Transition bis zu den Wahlen 1977 noch erheblich unübersichtlicher als in Portugal. Manche Parteineugründungen erfolgten durch Mitglieder der Tácito-Gruppe. Diese hatte sich als Netzwerk gemäßigter Gegner des Franco-Regimes konstituiert. Zu ihr gehörte etwa auch Fernando Álvarez de Miranda, ein führendes Mitglied der EDC-Partei ID.[102] Aber auch unter den moderaten Franco-Anhängern wähnten Konservative in den europäischen christdemokratischen Parteien mögliche Partner. So schätzte der KAS-Mitarbeiter Josef Thesing den früheren Minister (1962/67) Fraga Iribarne, der bestenfalls »very flimsy democratic credentials« hatte[103], als »liberal-demokratisch« ein.[104] Andere wie Adolfo Suárez kamen aus der falangistischen Einheitspartei. Suárez hatte darin bis zu Francos Tod eine führende Rolle gespielt, war aber trotzdem weithin unbekannt, als er von König Juan Carlos im Juli 1976 mit der Bildung einer Übergangsregierung beauftragt wurde.

Innerhalb der heterogenen EDC kam es frühzeitig zu heftigen Konflikten, wie sich die Organisation und ihre Mitgliedsparteien gegenüber diesen konservativen Kräften einerseits und den Kommunisten andererseits verhalten sollten. Hierbei erwies sich zunächst die PSOE-Initiative von González, *Coordinación Democrática* (CD), als Spaltpilz für die EDC.[105] Diese Organisation oppositioneller Parteien schloss nämlich die Kommunisten ein, ohne damit notwendigerweise eine spätere Regierungskonstellation nach freien Wahlen zu präjudizieren. Vor dem Hintergrund ihres zuletzt vor allem aus der innerdeutschen Erfahrung der staatlichen Teilung und des Linksradikalismus und Terrorismus in der Bundesrepublik gespeisten vehementen Anti-Kommunismus warnten Vertreter der CDU/CSU

---

99 *Ken Gladdish*, Portugal. An Open Verdict, in: *Geoffrey Pridham* (Hrsg.), Securing Democracy: Political Parties and Democratic Consolidation in Southern Europe, London 1990, S. 104–125.

100 Vgl. Dr. Henning Wegener, Vermerk für Herrn PV Dr. Kohl, Bonn, 10.11.1977, betr. Finanzlage und Finanzwünsche der CDS, ACDP 08–009–002/2.

101 Ebd.

102 Vgl. *Jonathan Hopkin*, Party Formation and Democratic Transition in Spain. The Creation and Collapse of the Union of the Democratic Centre, Basingstoke 1999, S. 41.

103 *Salvador Giner/Eduardo Sevellia*, Spain. From Corporatism to Corporatism, in: *Allan Williams* (Hrsg.), Southern Europe Transformed. Political and Economic Change in Greece, Italy, Portugal and Spain, London 1984, S. 113–142, hier: S. 124. Vgl. auch *Cristina Palomares*, The Quest for Survival after Franco. Moderate Francoism and the Slow Journey to the Polls, 1964–1977, Brighton 2004, Kapitel 4 für Fraga Iribarnes Zeit als Minister 1962–1969.

104 *Josef Thesing*, Die politische Entwicklung in Spanien nach Francos Tod, Sonderbericht, in: KAS/Institut für Internationale Solidarität 5/1976, 10.3.1976, S. 3.

105 *José María Maravall/Julián Santamaría*, Political Change in Spain and the Prospects of Democracy, in: *Guillermo O'Donnell/Philippe C. Schmitter/Laurence Whitehead* (Hrsg.), Transitions from Authoritarian Rule. Prospects for Democracy, Baltimore 1986, S. 71–108, hier: S. 82.

und der KAS vor einer solchen Zusammenarbeit mit der Kommunistischen Partei.[106] Während die EDC und die regionalistischen Parteien die Kooperation ablehnten, sprach sich eine Mehrheit auf dem ID-Parteitag Anfang April 1976 dafür aus. Daraufhin spaltete sich eine Gruppe um Álvarez de Miranda von ihr ab, der die *Izquierda Democrática Cristiana* (IDC) gründete und somit die Fragmentierung der christdemokratisch orientierten Kräfte in Spanien noch verstärkte.

Laut Thesing setzte Miranda »dann auf die Karte der KAS […], weil er nach seinem Besuch in der Bundesrepublik Deutschland und nach den Gesprächen und Kontakten mit […] Dr. [Bruno] Heck und dem IIS glaubte, dass seine Position und sein Einfluss durch Druck aus Bonn auf die EDCEE verbessert werden könnten. Seine Anwesenheit auf dem CDU-Parteitag in Hannover sollte seine Stellung verbessern, sie führte allerdings in den EDCEE zu einer stärkeren Distanz zu Álvarez de Miranda.«[107] Die CDU und die KAS fanden jedoch auch nicht zu einer einheitlichen Linie in dieser Frage. Der konservative KAS-Vorsitzende und frühere CDU-Generalsekretär Heck setzte sich für Álvarez de Miranda und eine Öffnung nach rechts ein. Heck war seit 1960 Mitglied der Deutsch-Spanischen Gesellschaft gewesen und auch darin verblieben, als die beiden anderen CDU-Abgeordneten Elisabeth Pitz-Savelsberg und Franz-Josef Wuermeling aus Protest gegen die Verletzung von Menschenrechten durch das Franco-Regime wieder austraten.[108] Um diese Öffnung zu erzwingen, wollte Heck die finanzielle Förderung für das EDC-Bildungsinstitut von der »verantwortlichen« Mitwirkung der Gruppe um Álvarez de Miranda daran abhängig machen.[109]

Der CDU-Parteivorsitzende Kohl lehnte das jedoch ab und mahnte zu »äußerster Vorsicht«.[110] Für ihn besaß ein erfolgreicher Start der EVP oberste Priorität. Die CDU konnte es sich daher nicht leisten, die zentristischen Parteien in der EUCD vor den Kopf zu stoßen. Außerdem stand Kohl innerparteilich unter dem Druck der CDU-Nachwuchsorganisationen und der Linkskatholiken wie Norbert Blüm, zumindest jede Zusammenarbeit mit früheren Franco-Anhängern, wie sie von der CSU betrieben wurde, zu verhindern. So forderte der neu gewählte Vorsitzende des Ringes Christlich-Demokratischer Studenten, Friedbert Pflüger, Kohl offenbar in einer CDU-Vorstandssitzung Anfang 1977 auf, angesichts der CSU-Kontakte zur AP gegenüber den Franquisten für »klare Verhältnisse zu sorgen«.[111] Die KAS hielt daher auch das im September 1975 gegründete EDC-nahe *Instituto de Investigación Socio-Política* vorerst mit Mitteln des BMZ finanziell über Wasser und führte ihre 1973 begonnene Subventionierung der EDC-Parteien fort.[112] Sie veranstaltete außerdem gemeinsam mit der Akademie Eichholz einige Tagungen für führende spanische EDC-Parteimitglieder.

Nach dem von Suárez initiierten und trotz des Boykottaufrufs der Kommunisten und der PSOE sehr erfolgreichen Verfassungsreferendum im Dezember 1976 überschlugen sich die Ereignisse. Auch die KAS, die anders als die FES erst ab Anfang 1977 offiziell mit einem Büro in Madrid vertreten war[113], wurde davon überrollt. Die Gruppe Álvarez de

106 So in einem Gespräch mit EDC-Vertretern am 22.–24. März 1976. Vgl. Josef Thesing, Vermerk für Herrn Dr. Heck, betr. Projektarbeit in Spanien, 21.6.1976, ACDP 12–001–1261–731.

107 Ebd.

108 Kurzbiographie Bruno Heck, ACDP 01–022.

109 Heck, Vermerk für Dr. Kraft, 23.6.1976, ACDP, 12–001–1261–731.

110 Ebd.

111 Münchner Merkur, 11.5.1977.

112 Josef Thesing, IIS/KAS, Vermerk, Projektarbeit in Spanien, 23.2.1976; Josef Thesing, Vermerk für Herrn Dr. Heck, betr. Projektarbeit in Spanien, 21.6.1976, ACDP 12–001–1261–731. Vgl. auch *Nicolás Sartorius/Alberto Sabio*, El final de la Dictadura. La conquista de la democracia en España (noviembre de 1975 – junio de 1977), Madrid 2007, S. 665.

113 Vgl. *Gerlinde Freia Niehus*, Außenpolitik im Wandel. Die Außenpolitik Spaniens von der Diktatur Francos zur parlamentarischen Demokratie, Frankfurt am Main 1989, S. 516.

Miranda integrierte sich in eine neue Partei, die *Partido Demócrata Cristiano*, die sich ihrerseits der im Januar 1977 gegründeten Parteienallianz *Centro Democrático* (CD) anschloss. Gemäß der rückblickenden Einschätzung eines Tácito-Mitglieds war diese Allianz zunächst »a kind of dining club or conversation between Liberals, Christian Democrats and Social Democrats«.[114] Allerdings war inzwischen Suárez – anders als die EDC-Parteiführer – mit einer Zustimmungsrate zu seiner Politik der Demokratisierung von 67 Prozent außerordentlich populär geworden.[115] Der Premierminister nutzte das CD als Vehikel für die bevorstehenden Wahlen und erweiterte und transformierte es für diesen Zweck zur *Unión de Centro Democrático* (UCD) als einer Allianz aus 14 Parteien. Bei der Aufstellung der Wahllisten sorgte Suárez durch seine Interventionen dafür, dass schließlich 17,5 Prozent der gewählten UCD-Abgeordneten frühere Mitglieder der franquistischen Cortes waren[116], wenngleich deren Anteil an den AP-Abgeordneten noch erheblich höher war.[117] Mit 34 Prozent der Stimmen erhielt die UCD eine einfache Mehrheit der Stimmen, aufgrund des Wahlrechts jedoch 47 Prozent der Sitze und konnte somit die erste frei gewählte Regierung Spaniens stellen.

Die EUCD, die CDU und die KAS vermochten keinen wesentlichen Einfluss auf diese beschleunigte Transformation des Parteienspektrums vor den ersten freien Wahlen zu nehmen. Zunächst hofften die EDC-Parteien noch, Ausgangspunkt einer Sammlung der politischen Mitte zu werden. Anfang 1977 nahm der EUCD-Vorsitzende von Hassel am EDC-Parteitag teil. Von Hassel und die KAS versuchten, die EDC-Parteien zu einer Kooperation mit der CD/UCD zu bewegen. Eine knappe Mehrheit in der EDC unterstützte zwar die Integration in die UC/UCD. Diese war aus satzungstechnischen Gründen jedoch nicht ausreichend.[118] Die regionalistischen Parteien lehnten außerdem nicht zuletzt wegen des nationalistischen Zentralismus des Franco-Regimes eine Kooperation mit früheren Franquisten ab. Als vor den Wahlen immer klarer wurde, dass von den Mitte-Rechts-Gruppierungen nur die UCD realistische Aussichten hatte, die PSOE zu besiegen und die Regierung zu bilden, traf sich Kohl im Mai 1977 öffentlichkeitswirksam mit Suárez.[119] Eine engere Kooperation mit der UCD wurde jedoch erst nach den Wahlen möglich und dann vor allem mit Hilfe der von der KAS und der UCD Ende 1977 gegründeten *Fundación Humanismo y Democracia* gestaltet, während die UCD als Parteienallianz vorerst nur einen Beobachterstatus bei der EUCD erhielt.[120]

Den westeuropäischen Christdemokraten gelang es in Spanien also nicht, die Neuordnung des entstehenden Parteiensystems kurzfristig zu beeinflussen. Die EUCD hielt sehr lange an der EDC fest, obwohl deren Organisationsgrad kümmerlich war und ihre Ergebnisse in Meinungsumfragen kontinuierlich absackten, bis sie schließlich nach den Wahlen noch nicht einmal in den Cortes Generales vertreten war. Die CDU und die KAS gerieten in dieser Situation zwischen alle Stühle. Die strategische Priorität des CDU-Vorsitzenden Kohl war es, die EVP erfolgreich zu gründen und die bundesweite Ausdehnung der CSU zu verhindern. Dafür durfte er weder die zentristischen EUCD-Parteien zu

---

114 *Hopkin*, Party Formation, S. 42.
115 Ebd., S. 45.
116 *Carlos Barrera*, Historia del proceso democrático en España. Tardofranquismo, transición y democracia, Madrid 2002, S. 120.
117 Vgl. auch *Carlos Huneeus*, La Unión de Centro Democrático y la transición a la democracia en España, Madrid 1985.
118 Die Situationsproblematik der DC in Spanien unmittelbar vor den Wahlen. Vertrauliche Hinweise für die Gespräche von Herrn Dr. Kohl mit Vertretern der »Equipo Democrático Cristiano« = EDC und »Partido Democrática Cristiana« = PDC [sic!] sowie zur Vorbereitung der Pressekonferenz, o. D., ACDP
119 *Niehus*, Außenpolitik im Wandel, S. 516.
120 Ebd., S. 517.

stark unter Druck setzen, um eine Öffnung für eine Kooperation mit moderaten Franquisten zu erreichen, noch die CSU zu sehr durch eine Kooperation mit Parteien wie der ID provozieren, deren anti-kommunistischer Stallgeruch nicht hinreichend streng war. Letztlich nahmen Kohl, die CDU-Führung und die KAS die eigenständige, auf die Kooperation mit Fragas AP gerichtete Strategie der CSU und der HSS hin. Diese zweigleisige Förderung verschiedener Gruppierungen im Mitte-Rechts-Spektrum sollte sich für die CDU und die CSU später als günstig erweisen, als die UCD in den Wahlen 1982 auf 6,8 Prozent und 11 Sitze abstürzte und sich 1983 auflöste, während die AP von nur 6,1 auf 26,4 Prozent und 107 Sitze wuchs[121] und danach in einer neuen Allianz mit den Christdemokraten aus der UCD schließlich zum langfristigen Partner der EVP wurde.[122] Allerdings war diese Entwicklung 1976/77 keinesfalls absehbar gewesen.[123]

Immerhin erwies sich für die westeuropäischen Christdemokraten der mittelfristig angestrebte EG-Beitritt Spaniens und Portugals als unproblematisch in den transnationalen Parteienbeziehungen. Schon im Februar 1975 beschloss die EUCD formell, die Annäherung Portugals als Gründungsmitglied der Europäischen Freihandelsgemeinschaft (EFTA) an die EG im Zuge des Demokratisierungsprozesses zu unterstützen.[124] Dasselbe hatte sie den spanischen Christdemokraten früher schon zugesagt. Zugleich befürworteten alle neuen Parteien im Mitte-Rechts-Spektrum in beiden Ländern genauso wie die PS bzw. die PSOE die Integration in die EG vor allem zur Stabilisierung der Demokratie und zur Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung. Dagegen war eine mögliche Mitgliedschaft in der NATO zunächst umstritten. So plädierte Álvarez de Miranda beispielsweise zunächst für die Neutralität.[125] Als sich die portugiesische CDS in den 1980er Jahren dann zusehends zu einer euroskeptischen Rechtspartei entwickelte, schloss die EVP sie aus, um ihre im wesentlichen föderalistische programmatische Orientierung zu schützen. Auf diese Weise wurde schließlich auch der Weg für die Integration der von Anfang an viel stärkeren PSD in die EVP frei.

III. Vergleich: Ziele, Methoden, Wirkungen

Ähnlich wie im Reformprozess in Ostmitteleuropa in den 1990er Jahren verfolgten die sozial- und christdemokratischen Netzwerke schon in der Transition Spaniens und Portugals in den 1970er Jahren durchaus gemeinsame strategische Ziele. Das betrifft *erstens* den Aufbau funktionsfähiger parlamentarischer Demokratien und deren mittelfristige Stabilisierung. Der chaotische Übergangsprozess nach dem Kollaps der korporatistischen Diktatur in der Nelkenrevolution in Portugal 1974/75 und der Putschversuch in Spanien 1981 machten hinreichend deutlich, wie labil die neuen demokratischen Strukturen zu-

121 *Ingrid von Biezen*, Political Parties in New Democracies. Party Organization in Southern and East-Central Europe, Basingstoke 2003, S. 81; *Leonardo Morlino*, Democracy between Consolidation and Crisis. Parties, Groups, and Citizens in Southern Europe, Oxford 1998, S. 189–190; *Richard Gunther*, El colapso de UCD, in: *Juan J. Linz/José Ramón Montero* (Hrsg.), Crisis y cambio. Electores y partidos en la España de los años ochenta, Madrid 1986, S. 433–492.

122 Zur PP vgl. auch *Lourdes López Nieto*, Alianza Popular: Estructura y evolución electoral de un partido conservador (1976–1982), Madrid 1988.

123 Zu ihrer Politik gegenüber Spanien haben sich weder Kohl noch Strauß in ihren Memoiren geäußert. Vgl. *Franz Josef Strauß*, Die Erinnerungen, Berlin 1989; *Helmut Kohl*, Erinnerungen 1930–1982, München 2004.

124 UEDC, Sitzung des Politischen Bureaus, Den Haag, 14./15.2.1975, Entschliessung, ACDP 09–004–025.

125 *Marianne Kneuer*, Demokratisierung durch die EU. Süd- und Ostmitteleuropa im Vergleich, Wiesbaden 2007, S. 191.

nächst waren. Mit der partiellen Einschränkung des innenpolitisch motivierten Interesses der französischen Sozialisten an einer Kooperation mit den Kommunisten zielten die SI und der Bund sowie die EUCD/EVP und ihre Mitgliedsparteien *zweitens* darauf ab, die anti-kommunistischen politischen Kräfte zu stärken und deren ideologisches Profil im wesentlichen mit der Programmatik der EG-Parteien kompatibel zu machen, d. h. vor allem stärker klassisch marxistische bzw. autoritär-korporatistische Traditionen zu überwinden. *Drittens* sollte die Demokratisierung beider Länder und die Reform der nicht-kommunistischen Parteien und ihrer Programme durch eine Europäisierung der iberischen Halbinsel unterstützt werden. Sowohl der sozialdemokratische Bund als auch die EUCD/EVP unterstützten frühzeitig das Ziel eines EG-Beitritts Spaniens und Portugals. Die EG-Mitgliedschaft versprach ökonomische Wohlfahrtsgewinne durch Marktintegration und Struktur- und Regionalförderung sowie Legitimitätsgewinne für die neuen politischen Systeme. Die grundsätzliche strategische Präferenz für die EG-Erweiterung um Spanien und Portugal wurde allerdings in den Beitrittsverhandlungen zeitweise durch politisch gut organisierte, sektorale protektionistische Wirtschaftsinteressen durchkreuzt. Diese übten vor allem einen starken Einfluss auf die Verhandlungsposition Frankreichs aus, besonders hinsichtlich der Gestaltung von Übergangsfristen für die Integration beider Staaten in die GAP und die Freizügigkeit.

Die Sozialdemokraten und die Christdemokraten nutzten auch sehr ähnliche Methoden, um ihre neuen Schwesterparteien zu fördern. Angesichts unterentwickelter zivilgesellschaftlicher Strukturen in beiden Ländern[126] setzten sie vor allem auf eine enge Kooperation mit den Parteieliten, vor allem herausragenden Persönlichkeiten wie González und Soares bei den Sozialisten sowie Suárez und Freitas do Amaral bei den Christdemokraten; Bildungsarbeit, um die programmatische Entwicklung der Parteien im Transitionsprozess zu europäisieren, und erhebliche finanzielle Unterstützung, die vor allem von der SPD, der CDU und der CSU sowie den mit ihnen verbundenen Stiftungen vermittelt wurde. Diese finanzielle Hilfe bestand zu einem guten Teil aus von den Stiftungen beim BMZ formell zu beantragenden, aber großzügig bewilligten staatlichen Zuwendungen. Alle Parteien nutzten jedoch auch private Spenden, um die Parteien auf der iberischen Halbinsel direkt unterstützen zu können.[127] Diese Spenden wurden großteils gestückelt, nicht deklariert und heimlich nach Spanien und Portugal transferiert. Wie der vom Deutschen Bundestag 1984 eingesetzte Untersuchungsausschuss zur Flick-Affäre feststellte, gab allein der Flick-Konzern in den 1970er Jahren etwa 25 Millionen DM an die SPD, CDU, CSU und FDP. Diese Gelder flossen großteils illegal an gemeinnützige parteinahe Organisationen und von dort teilweise nach Spanien und Portugal.[128] Alle vier Parteien waren sich damals einig, dass insoweit der übergeordnete Zweck der Demokratieförderung die Mittel heiligte.

Unterhalb dieser im Wesentlichen gemeinsamen strategischen Ziele, Interessen und Methoden waren der sozialdemokratische Bund und die EVP primär daran interessiert, ihre eigene Position in der EG und im EP langfristig zu stärken. Zwischen den jeweiligen internationalen, EG-basierten und bilateralen Netzwerken bestand der wichtigste Unterschied in dem starken Einfluss der SI bei den Sozialdemokraten, während der Bund

---

126 Vgl. hierzu *Omar G. Encarnación*, The Myth of Civil Society: Social Capital and Democratic Consolidation in Spain and Brazil, Basingstoke 2003.

127 Vgl. *Kohler*, Politischer Umbruch; *Michael Pinto-Duschinsky*, Foreign Political Aid. The German Political Foundations and their US Counterparts, in: International Affairs 67, 1991, S. 33–63.

128 Vgl. auch *Thomas Ramge*, Die großen Politik-Skandale. Eine andere Geschichte der Bundesrepublik, Frankfurt am Main 2003. Vgl. zu den Ursprüngen der Spendenpraxis in der CDU in zeithistorischer Perspektive *Frank Bösch*, Die Adenauer-CDU. Gründung, Aufstieg und Krise einer Erfolgspartei 1945–1969, Stuttgart/München 2001, Kapitel V.

der EG-Parteien organisatorisch schwach und in der zentralen Frage einer fortgesetzten Integration gespalten war, vor allem nach dem Linksruck der Labour Party nach der Wahlniederlage 1979 und ihrem Plädoyer für einen EG-Austritt. Hingegen war die Weltorganisation der Christdemokraten erst in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre von den Parteien der damaligen westeuropäischen NEI initiiert worden und spielte im Demokratisierungsprozess Spaniens und Portugals keine Rolle.

Innerhalb der teils überlappenden internationalen, EG-basierten und bilateralen Netzwerke erwiesen sich bei den Sozial- und Christdemokraten jeweils zwei bzw. drei nationale Parteien als besonders einflussreich, die über besondere finanzielle, politische und kulturelle Ressourcen verfügten. Das galt sowohl für die SPD, vor allem hinsichtlich der Parteigründung der portugiesischen Sozialisten 1973, als auch für die CDU und die CSU, die wesentlichen Einfluss auf die EVP-Gründung 1976 und auf die Kooperation mit vielfach stärker konservativen Parteien außerhalb der EG in der Europäischen Demokratischen Union ausübten. Für alle drei Parteien erwiesen sich ihre Auslandsbüros und die Kooperation mit den ihnen nahe stehenden Stiftungen als wichtige Ressourcen. Bei den Sozialisten spielte daneben die Labour Party, bei den Christdemokraten die italienische DC eine wichtige Rolle in den verschiedenen Netzwerken.

Die Präferenzen der verschiedenen Netzwerk-Akteure für den Transitionsprozess in Spanien und Portugal reflektierten dabei in hohem Maße innenpolitische und innerparteiliche Konfliktlinien, wie das Beispiel Mitterrands und seiner Präferenz für eine Kooperation mit den Kommunisten unter den Bedingungen der traditionellen Links/Rechts-Spaltung des französischen Parteiensystems verdeutlicht. Bei den europäischen Christdemokraten lautete die Kernfrage, ob man nur die zentristischen und regionalistischen christdemokratischen Parteien unterstützen oder darauf hinarbeiten sollte, dass sich auf der iberischen Halbinsel große Volksparteien wie die CDU und CSU bildeten. Diese würden versuchen, alle politischen Mitte-Rechts-Kräfte zu integrieren, d. h. von den dort schwachen Linkskatholiken über die regionalistischen Christdemokraten bis zu katholisch-konservativen Kreisen, die das Franco-Regime unterstützt hatten. Genauso wie in der parallel diskutierten EVP/EDU-Frage drangen die zentristischen Parteien aus Italien und den Benelux-Ländern auf eine limitierte Lösung, während die CDU und vor allem die CSU auf die Kooperation mit den britischen Konservativen und mit größeren Volksparteien in Spanien und Portugal setzten. Die CSU und ihr Vorsitzender Strauß in Kooperation mit der HSS drängten massiv auf eine solche Lösung und wollten mit diesem Ziel in Spanien mit der AP/PP kooperieren.

Die Untersuchung der Aktivitäten parteipolitischer Netzwerke im Transitionsprozess in Spanien und Portugal verdeutlicht außerdem, in welchem Maße der Erfolg von finanziellen Transfers, Weiterbildungsprogrammen und Kooperationen mit den neuen Parteieliten von nationalen strukturellen historischen Prägungen der neuen Parteiensysteme abhing. Der viel größere Erfolg der sozialdemokratischen Netzwerke, die in beiden Staaten nach einem kurzen Übergangszeitraum über gut organisierte, erfolgreiche sowie ideologisch und in der Frage der europäischen Integration kompatible Partner verfügten, erklärt sich nicht zuletzt mit dem Übergang von Rechtsdiktaturen zu parlamentarischen Systemen. In beiden Staaten gab es ausgeprägte sozialistische Parteitraditionen aus der Zeit vor 1936 bzw. 1927, eine starke Präsenz im Exil sowie in Spanien nach Beendigung des Konflikts zwischen den beiden Flügeln eine einzige nationale Partei. Das Mitte-Links-Spektrum war nach dem Übergang zur parlamentarischen Demokratie zunächst hegemonial. Der demokratische politische Katholizismus war in beiden Ländern kaum entwickelt und die christdemokratisch-zentristische Tradition in Spanien vor allem ein regionales und regionalistisches Phänomen[129], besonders im Baskenland und in Katalonien, so dass sich

129 Vgl. auch *Richard Gillespie*, Regime Consolidation in Spain. Party, State, and Society, in: *Pridham*, Securing Democracy, S. 126–146, hier: S. 126.

die Option starker christdemokratischer Parteien in der Mitte des politischen Spektrums wie in Belgien und den Niederlanden nach kurzer Zeit zerschlug. Erst danach gingen die EVP und ihre Mitgliedsparteien dazu über, nach anderen Parteien als Partner zu suchen, bis schließlich die vollständig demokratisch gewendete spanische PP und die portugiesische PSD aufgenommen wurden.

Neben den strukturellen Prägungen bestimmte auch die Normresonanz, wie dies Sozialwissenschaftler im Kontext der EU-Osterweiterung genannt haben, eine wichtige Rolle, d. h. inwieweit von Netzwerken vermittelte politische Leitideen im Europäisierungsprozess nicht nur von kleinen Eliten, sondern auch von den Wählern positiv aufgenommen wurden. In beiden Ländern war die entscheidende Frage des angestrebten EG-Beitritts anders als in Griechenland mit den zunächst stark euroskeptischen Sozialisten unstrittig. Dennoch wirkten im konservativ-katholischen Milieu die nationalistischen Legitimitätsdiskurse der Diktaturen in Abgrenzung zu »Europa« nach und erschwerten zunächst politische Lern- und Transferprozesse. Wegen der raschen formalen Konversion kommunistischer Parteien zu den neuen parlamentarischen Systemen in Ostmitteleuropa nach 1989/90 war dies für den 1992 in »Partei der Europäischen Sozialisten« umgegründeten Bund im dortigen Transitionsprozess weniger problematisch. Allerdings waren die strukturellen Voraussetzungen für den Einfluss von parteipolitischen Netzwerken im Übergang von Linksdiktaturen zu parlamentarischen Demokratien in Ostmitteleuropa insgesamt deutlich ungünstiger für die westeuropäischen Sozialisten als für die EVP und ihre Mitgliedsparteien.

IV. Schluss

Genauso wie die zeithistorische Forschung zu politischen Netzwerken insgesamt ist auch diejenige zu Parteiennetzwerken in Transitionsprozessen und innerhalb der heutigen EU mit einigen methodischen Herausforderungen konfrontiert. Dazu zählt die fragmentierte Überlieferung schriftlicher Quellen, in dem hier diskutierten Fall zunächst die sehr unterschiedlich systematische Erfassung schriftlicher Quellen in Parteiarchiven, so dass beispielsweise für die frühere italienische DC gar keine relevanten Quellen überliefert bzw. derzeit zugänglich sind. Politisch und rechtlich sensible Fragen wie die Höhe der finanziellen Zuwendungen an spanische und portugiesische Parteien und ihre Transferwege vor allem in der frühen Phase nach dem Ende der Diktaturen lassen sich kaum rekonstruieren. Zugleich ist für viele Kontakte innerhalb von Netzwerken deren informelle Natur charakteristisch, so dass zahlreiche Informationen ohnehin nicht schriftlich überliefert sind. Interviews mit Zeitzeugen können dieses Defizit wegen des großen Abstands zum Untersuchungszeitraum kaum kompensieren. Außerdem erfordern die sich teilweise überlappenden internationalen, EG-basierten und bilateralen Netzwerke einen systematisch multilateralen und multi-archivischen Forschungsansatz, was wiederum nur in größeren Projekten und durch Kooperationen realisierbar erscheint. Um den möglichen Einfluss der parteipolitischen Netzwerke auf die Entwicklung des spanischen und portugiesischen Parteiensystems – in Relation zur EG-Politik und innenpolitischen Faktoren – einzuschätzen, bedürfte es auch einer stärkeren europäischen Kontextualisierung der Historiografie zur Zeitgeschichte Spaniens und Portugals.

Dennoch birgt die Erforschung der Konstituierung, der Strukturen und Aktivitäten von politischen und *policy*-Netzwerken in zeithistorischer Perspektive großes Potenzial für eine Zeitgeschichte Europas, die sich um eine Integration gesellschaftsgeschichtlicher mit politik- und institutionengeschichtlichen Aspekte der heutigen EU und ihrer Erweiterungen bemüht.[130] Ohne Netzwerke als konzeptionellen Zugang gewählt zu haben, wiesen

130 Vgl. *Kaiser*, Bringing History Back In; *Wolfram Kaiser/Brigitte Leucht/Morten Rasmussen*, Origins of a European Polity. A New Research Agenda for European Union History, in: *dies*.

zeitgenössische politikwissenschaftliche Studien zu internationalen Dimensionen von Demokratisierung immerhin bereits auf die Rolle staatlicher und nicht-staatlicher ausländischer Akteure in Transitionsprozessen hin. Vor allem Laurence Whitehead, Geoffrey Pridham und Charles Powell konstatierten die Versuche auch von parteipolitischen Akteuren, den Systemwechsel zu beeinflussen.[131] Diese Literatur verfügte jedoch noch nicht über geeignete Konzepte und Instrumente zur genaueren Rekonstruktion von deren Rolle. In der elitengesteuerten Transition auf der iberischen Halbinsel waren die nationalen Parteien jedoch zentrale Akteure, die den Prozess der Demokratisierung und der Annäherung an die EG maßgeblich beeinflussten.[132] Zugleich erleichterten die transnationalen parteipolitischen Netzwerke mit ihren aus der Netzwerkforschung bekannten informellen Funktionen die Sozialisierung der neuen Parteieliten und den Transfer von Ideen und Institutionen. Zu diesen Funktionen zählten vor allem deren diskrete Arbeitsweise ohne wesentliche öffentliche Resonanz und Konfliktpotenzial, die Identifizierung von passenden Partnern, die bereits im Spätstadium der Diktaturen und in der frühen Transition einsetzte, sowie die Schaffung transnationalen sozialen Kapitals, vor allem gegenseitigen Vertrauens, was sich später noch als nützlich für die Entschärfung von Krisen in den EG-Beitrittsverhandlungen erwies.

Eine umfassender angelegte, integrierte Gesellschafts- und Politikgeschichte der EU-Erweiterungen dürfte allerdings nicht bei der Analyse von Netzwerken parteipolitischer Eliten verharren.[133] Stattdessen sollte sie weitere transnationale Phänomene aus Transitions- und Integrationsprozessen berücksichtigen, also beispielsweise Handel, Migration und Tourismus. Als die beiden iberischen Diktaturen kollabierten, war Portugal als Gründungsmitglied längst in der EFTA und hatte Spanien ein Handelsabkommen mit der EG

(Hrsg.), The History of the European Union. Origins of a Trans- and Supranational Polity 1950–72, London 2008, S. 1–11; *Wolfram Kaiser/Michael Gehler/Brigitte Leucht*, Networks in Informal European Governance. Diachronic Perspectives on the European Union as a Multi-Level Polity, in: *dies.* (Hrsg.), Netzwerke im europäischen Mehrebenensystem. Von 1945 bis zur Gegenwart, Wien/Köln etc. 2009, S. 9–26.

131 Vgl. *Laurence Whitehead*, Democracy by Convergence and Southern Europe. A Comparative Politics Perspective, in: *Pridham*, Encouraging Democracy, S. 45–62; *Laurence Whitehead*, Democracy by Convergence. Southern Europe, in: *ders.*, The International Dimensions of Democratization, S. 261–284; *Pridham*, The Politics of the European Community, S. 212–245; *ders.*, European Integration and Democratic Consolidation in Southern Europe, in: *António Pinto Costa/Nuno Severiano Teixeira* (Hrsg.), Southern Europe and the Making of the European Union. 1945–1980, New York 2002, S. 183–207; *Charles Powell*, La dimensión exterior de la transición política española, in: Revista del centro de estudios constitucionales 18, 1994, S. 74–116; *ders*., International Aspects of Democratization. The Case of Spain, in: *Whitehead*, The International Dimensions of Democratization, S. 285–315. Zum generellen Zusammenhang von internationalem Kontext und Demokratisierung vgl. auch *Laurence Whitehead*, International Aspects of Democratization, in: *O'Donnell/Schmitter/Whitehead*, Transition from Authoritarian Rule, S. 3–46; *Geoffrey Pridham*, International Influences and Democratic Transitions. Problem of Theory and Practice in Linkage Politics, in: *ders.*, Encouraging Democracy, S. 1–28; *ders.*, The International Context of Democratic Consolidation. Southern Europe in Comparative Perspective, in: *Richard Gunter/P. Nikiforos Diamandouros/Hans-Jürgen Puhle* (Hrsg.), The Politics of Democratic Transition. Southern Europe in Comparative Perspective, Baltimore 1995; S. 166–202; *Geoffrey Pridham*, The Dynamics of Democratization. A Comparative Approach, London 2000.

132 Vgl. *Hans-Jürgen Puhle*, Politische Parteien und demokratische Konsolidierung in Südeuropa, in: *Wolfgang Merkel/Eberhard Sandschneider* (Hrsg.), Systemwechsel 3: Parteien im Transformationsprozeß, Opladen 1997, S. 143–169. Aus einer spieltheoretischen politikwissenschaftlichen Sicht siehe *Christopher Hill*, The Role of Elites in the Spanish Transition to Democracy (1975–1981). Motors of Change, Lewiston 2007.

133 *Kaiser*, Brussels Calling.

abgeschlossen, so dass die Marktöffnung und der Handel bereits fortgeschritten waren. Dazu kamen gesellschaftliche Vernetzungen durch die starke Arbeitsmigration aus Spanien und Portugal in EG-Länder und der in Spanien seit den 1960er Jahren rapide wachsende Tourismus. Diese Voraussetzungen galten in den ostmitteleuropäischen Staaten nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft nicht, was womöglich die EU-Erweiterung erschwerte und ihre Legitimität schwächte. Ähnliche strukturelle Voraussetzungen gelten hingegen für die Türkei, für deren Aufnahme in die EU jedoch gerade wegen der wechselseitigen Erfahrung mit Migration und einer viel weniger erfolgreichen sozialen Integration die kulturellen Barrieren weitaus höher zu sein scheinen. Insofern erlaubte eine solche transnationale Erweiterungsgeschichte der EU auch interessante vergleichende Einblicke in Demokratisierungs- und Integrationsprozesse in einer längerfristigen diachronen Perspektive, die sozialwissenschaftliche Forschung zu Demokratisierung und EU-Politik bisher vernachlässigt hat.

Thomas Fetzer

Europäisierung und ›Nationalisierung‹

Deutsche Gewerkschaftspolitik bei Ford (1967–1989)

Die zeitgeschichtliche Europakonjunktur hat seit einigen Jahren auch die Gewerkschaftsforschung erfasst. Zum einen sind historische Arbeiten zur Gewerkschaftspolitik in der Europäischen Gemeinschaft in den letzten Jahren nicht nur zahlreicher geworden[1], sondern scheinen auch ihren bisherigen Status als vom Forschungsmainstream abgekoppelte ›Nischenprodukte‹ zu verlieren, was nicht zuletzt in Großprojekten wie jenem des Bochumer Instituts für soziale Bewegungen seinen Ausdruck findet.[2] Dieser Trend ist insbesondere deshalb vielversprechend, weil er mit Versuchen für eine Neuorientierung der Integrationshistoriografie zusammenfällt, welche auf eine Überwindung der traditionell politikgeschichtlichen Engführung und eine stärkere Berücksichtigung sozialhistorischer Fragestellungen zielen.[3]

Zum anderen ist in den Spuren von Donald Sassoons breit angelegter Analyse der europäischen Linken im 20. Jahrhundert[4] auch europäische Gewerkschaftszeitgeschichte als Strukturgeschichte populärer geworden. Es gibt hier einen Trend, von den traditionellen handbuchartigen Überblicken zu analytisch anspruchsvolleren vergleichenden Gesamtperspektiven zu gelangen, obwohl die Darstellungen dabei meist auf Westeuropa begrenzt bleiben und nur selten den Außenvergleich mit nicht-europäischen Gewerkschaften suchen.[5] Auch hier folgt die Gewerkschaftsforschung einer breiteren historiografischen Tendenz zur syntheseartigen ›Geschichte Europas‹[6] – einschließlich des mit einem solchen Ansatz verbundenen Risikos, einer modernisierungsteleologisch gefärbten europäischen Geschichtspolitik Vorschub zu leisten.[7]

In einer dritten ›Wachstumsbranche‹ der europäischen Zeitgeschichte ist die Gewerkschaftshistoriografie hingegen bisher kaum vertreten, nämlich in Bezug auf jene Arbeiten, die es sich zum Ziel setzen, Europa *in the making*, d. h. die Konstruktion Europas als Wahrnehmungs- und Handlungsraum historischer Akteure zu analysieren. Anders als bei

---

1 Vgl. als Überblick *Patrick Pasture*, Trade Unions as a Transnational Movement in the European Space 1955–65, in: *Wolfram Kaiser/Peter Starie* (Hrsg.), Transnational European Union. Towards a Common Political Space, London/New York 2005, S. 109–130; für die Bundesrepublik vgl. jetzt *Klaus Tenfelde* (Hrsg.), Deutsche Gewerkschaften und europäische Integration im 20. Jahrhundert, Essen 2009.

2 Towards Transnational Trade Union Representation? National Trade Unions and European Integration, Internationale Tagung des Instituts für soziale Bewegungen, 6.–8. Dezember 2007.

3 *Wolfram Kaiser*, From State to Society? The Historiography of European Integration, in: *Angela Bourne/Michelle Cini* (Hrsg.), Palgrave Advances in European Union Studies, Basingstoke 2005, S. 190–208.

4 *Donald Sassoon*, One Hundred Years of Socialism. The West European Left in the Twentieth Century, London/New York 1996.

5 Vgl. z. B. *Richard Hyman*, Understanding European Trade Unionism. Between Market, Class and Society, London 2001; *Michel Pigenet/Patrick Pasture/Jean-Louis Robert* (Hrsg.), L'apogée des syndicalismes en Europe occidentale, 1960–1985, Paris 2005.

6 Vgl. *Tony Judt*, Postwar. A History of Europe since 1945, London 2005; *Hartmut Kaelble*, Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart, München 2007.

7 Vgl. hierzu *Heinz-Gerhard Haupt*, Auf der Suche nach der europäischen Geschichte. Einige Neuerscheinungen, in: AfS 42, 2002, S. 544–556; *Stuart Woolf*, Europe and its Historians, in: CEH 12, 2003, S. 323–337.

der strukturgeschichtlichen Variante wird Europa hier nicht als Kategorie vorausgesetzt. Vielmehr sollen Prozesse der »(De-)Europeanisation«[8] in ihrer Genese und ihren Auswirkungen beschrieben und erklärt werden. Methodologisch inspiriert durch die Verflechtungs- und Transfergeschichte[9], lenkt dieser Ansatz den Blick auf die Aneignungen Europas durch Akteure einschließlich der damit einhergehenden Kämpfe um Deutungs- und Handlungsmacht. Dies kann z. B. durch die Analyse europäischer Netzwerke[10] oder die Rekonstruktion der sich wandelnden Bedeutungen von ›Europa‹ in nationalen Gesellschaften[11] erfolgen; die Konturierung von Europäizität wird hier weniger durch die Abwägung von Einheit und Vielfalt oder den Außenvergleich als dadurch erreicht, dass das Verhältnis von Europäisierung zu Prozessen der ›Nationalisierung‹, ›Amerikanisierung‹ und auch der Globalisierung mitbedacht wird.

Im folgenden Beitrag wird versucht, diese Ansätze für die Gewerkschaftsforschung fruchtbar zu machen, und zwar mit einer Fallstudie zur Politik der von der IG Metall dominierten Betriebsratspolitik bei der Fordwerke AG zwischen 1967 und 1989; die Analyse konzentriert sich dabei auf Entwicklungen im größten deutschen Ford-Standort Köln. Die Geschichte gewerkschaftlicher Betriebspolitik bei Ford reicht natürlich bis in die Zeit der Ansiedlung des Unternehmens in Deutschland in den späten 1920er Jahren zurück, doch begann Europa erst dann eine prominente Rolle zu spielen, als sich Unternehmensstrukturen und -strategien seit den späten 1960er Jahren europäisierten. Allerdings ging dies mit einer ›Nationalisierung‹ von Wahrnehmungs- und Handlungsmustern einher.[12] Europa wurde einerseits als Wettbewerbsraum erfahren, in dem deutsche Werke gegen Ford-Betriebe aus anderen Ländern konkurrieren mussten, und andererseits als Bedrohung deutscher Traditionen der Arbeitsbeziehungen, insbesondere der Mitbestimmung. Nach einer kurzen Darstellung der gewerkschaftspolitischen und unternehmensspezifischen Kontexte rekonstruiert der Beitrag die Herausbildung und nachfolgende Transformation dieser als verflochten zu beschreibenden Europäisierungs- und Nationalisierungsdynamik bis in die späten 1980er Jahre einschließlich der Auswirkungen auf Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Beziehungen und die interne gewerkschaftliche Betriebspolitik. Der Schlussteil gibt einen kurzen Ausblick auf die 1990er Jahre und diskutiert einige weiterführende Fragen, die die Fallstudie für die Gewerkschaftsforschung und allgemeiner für die europäische Zeitgeschichte aufwirft.

I. Der nationale und lokale Kontext deutscher Gewerkschaftspolitik bei Ford

Wie von vielen Autoren immer wieder hervorgehoben worden ist, brachten die traumatischen Erfahrungen von Nationalsozialismus, Krieg und alliierter Besatzung einen tief-

8 Vgl. das von Klaus Kiran Patel und Martin Conway koordinierte DFG/AHRC-Projekt zu (De-) Europeanisation and History. Concepts, Conflicts, Cohesion since 1890, URL: <http://www.europeanisation.org/project.html> [27.2.2009]; Martin Conway/Kiran Klaus Patel, Europeanisation in the Twentieth Century. Historical Approaches, Houndmills (im Erscheinen).

9 Vgl. *Michael Werner/Bénédicte Zimmermann* (Hrsg.), De la comparaison à l'histoire croisée, Paris 2004.

10 Vgl. z. B. *Wolfram Kaiser*, Christian Democracy and the Origins of European Union, Cambridge 2007.

11 Für Deutschland vgl. *Ute Frevert*, Europeanizing Germany's Twentieth Century, in: History & Memory 17, 2005, S. 87–116.

12 Mit diesem Verständnis von ›Nationalisierung‹ weiche ich von der sonst üblichen Verwendung des Begriffs im Sinne von »Verstaatlichung« ab. Es sei angemerkt, dass der hier beschriebene Prozess der ›Nationalisierung‹ natürlich den vorherigen Prozess der endogenen Integration der Gewerkschaften in Nationalgesellschaften voraussetzt. Nationale Kategorien waren somit für Gewerkschaftspolitik bei Ford verfügbar, wurden aber eben durch die Europäisierung des Unternehmens viel wirkungsmächtiger.

greifenden Einschnitt für die Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung – trotz einiger wichtiger Kontinuitäten aus der Zeit der Weimarer Republik.[13] Die Nachkriegszeit markierte nicht nur das Ende der richtungsgewerkschaftlichen Teilung und die Durchsetzung des Industrieverbandsprinzips, sondern auch die sukzessive Aufgabe sozialistischer Utopien und die damit verbundene Akzeptanz des Prinzips der Sozialpartnerschaft. Dieser Prozess verlief nicht linear und ohne Konflikte[14], doch der reformistische Trend setzte sich nicht zuletzt dank des seit dem Koreakrieg beschleunigten Wirtschaftsaufschwungs bis zu den frühen 1960er Jahren durch: Die von der Bundesregierung 1968 berufene »Kommission Mitbestimmung« fand keinerlei Indiz dafür, dass Arbeitnehmervertreter sozialistische Prinzipien in die Aufsichtsräte getragen hatten.[15]

Dies bedeutete nicht, dass gewerkschaftliche Interessenvertretung ohne Konflikte mit Regierungen und Unternehmern im Hinblick auf die Verteilung des Wirtschaftswachstums und den Einfluss von Arbeitnehmern auf wirtschaftliche Entscheidungsprozesse verlief, wie die Auseinandersetzungen um die Mitbestimmung in den frühen 1950er Jahren und die bitteren Arbeitskämpfe wie 1956/57 in Schleswig-Holstein und 1963 in Nordwürttemberg-Nordbaden verdeutlichen. DGB-intern entwickelte sich die Ordnungsmacht-Gegenmacht-Kontroverse zur zentralen Debatte in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren.[16]

Vollbeschäftigung, Generationenwandel und ein neues gesellschaftliches Reformklima verstärkten gewerkschaftliche Initiativen in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre vor allem im Bereich der Mitbestimmung; sie fanden in der Novellierung von Betriebs- und Unternehmensverfassung 1972 und 1976 ihren Niederschlag. Gleichzeitig führten die 1969er ›wilden Streiks‹ zu einer offensiveren gewerkschaftlichen Tarifpolitik. In vielen Betrieben kam es zur Ablösung der ›alten Garde‹, und die Erneuerung von Gewerkschafts- und Betriebsratsstrukturen ging mit einem Trend zur Konfliktpartnerschaft einher; Betriebsräte gingen mit Initiativen zur »Humanisierung der Arbeitswelt« in die Offensive, stützten sich dabei auf eine extensive Interpretation neuer Mitbestimmungsrechte und im Konfliktfall auch auf den Druck der Belegschaften.[17]

Ungeachtet der Verlangsamung des Wachstums und steigender Arbeitslosigkeit infolge der Ölkrise 1973 setzte sich dieses Muster auch in den späten 1970er und den 1980er Jahren fort. Zwar verloren die Gewerkschaften zunehmend an politischem Einfluss und gerieten lohnpolitisch in die Defensive, doch kam es nun verstärkt zu Auseinandersetzungen über den Einfluss von Rationalisierung und neuen Technologien auf Arbeitsplatz- und Einkommenssicherheit. Zahlreiche Streiks zwischen 1978 und 1984, vor allem in der Metall- und Druckindustrie, zielten auf Rationalisierungsschutz und die Verkürzung der Arbeitszeit.[18] Gleichzeitig übernahmen die Gewerkschaften eine aktivere Rolle in der Gestaltung wirtschaftlicher Prozesse. In von Strukturwandel besonders betroffenen Branchen wie Stahl spielte z. B. die IG Metall immer mehr die Rolle des ›Ersatzunternehmers‹, in-

---

13 Vgl. *Michael Schneider*, Kleine Geschichte der Gewerkschaften. Ihre Entwicklung in Deutschland von den Anfängen bis heute, 2., aktual. Aufl., Bonn 2000, Kapitel X und XI; *Klaus Schönhoven*, Die deutschen Gewerkschaften, Frankfurt am Main 1987, Kapitel VI.

14 *Eberhard Schmidt*, Die verhinderte Neuordnung 1945 bis 1952. Zur Auseinandersetzung um die Demokratisierung der Wirtschaft in den westlichen Besatzungszonen und in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt am Main 1970.

15 Mitbestimmung im Unternehmen. Bericht der Sachverständigenkommission zur Auswertung der bisherigen Erfahrungen bei der Mitbestimmung, Stuttgart 1970.

16 *Schneider*, Kleine Geschichte, S. 321–324.

17 Ebd., Kapitel XII.

18 *Walter Müller-Jentsch*, Neue Konfliktpotentiale und institutionelle Stabilität. Die Austauschbeziehungen zwischen Kapital und Arbeit in der Bundesrepublik seit dem Ende der 60er Jahre, in: *Joachim Matthes* (Hrsg.), Sozialer Wandel in Westeuropa. Verhandlungen des 19. Deutschen Soziologentages, Frankfurt am Main/New York 1979, S. 185–205.

dem sie eigene Konzepte für Restrukturierung und Produktinnovation unterbreitete. Auf Unternehmensebene mischten sich Betriebsräte zunehmend in die Personalplanung ein – ein Trend, der sich später weiter verstärkte und in den 1990er Jahren in das Konzept des Co-Management mündete.[19]

Die Politik von IG Metall und Betriebsrat bei Ford spiegelte einerseits diese Entwicklungslinien der deutschen Gewerkschaften in der Nachkriegszeit wider, wurde andererseits aber auch von lokalspezifischen Gegebenheiten geprägt. Anders als in den übrigen deutschen Automobilunternehmen konnte die IG Metall bei Ford zunächst kaum Fuß fassen. Noch Ende der 1950er Jahre lag der Organisationsgrad kaum über fünf Prozent, was vor allem in Fords amerikanisch inspirierter Strategie begründet lag, dem Arbeitnehmerinteresse an Gewerkschaften durch relativ hohe Löhne und die 40-Stunden-Woche vorzubeugen. Es gab praktisch auch keine Tarifverhandlungen, da Löhne und Arbeitsbedingungen direkt zwischen Firmenleitung und Betriebsrat vereinbart wurden.[20] Der Betriebsrat selbst wurde zunächst kurzzeitig von Kommunisten dominiert, doch nach 1948 gewann eine stark sozialpartnerschaftliche Linie klar die Oberhand. In einem im Oktober 1949 an die Detroiter Zentrale gerichteten Bericht heißt es etwa:

»The works council has the right to object as to whether any particular individual shall be employed but in practice it has been found that no opposition has been expressed […] the works council has also the right to obtain information as to planning and production, as well as the financial situation of the company. This right has not yet been exercised.«[21]

Dieses Bild änderte sich erst Anfang der 1960er Jahre, als es der IG Metall durch eine sogenannte Schwerpunktaktion gelang, den gewerkschaftlichen Organisationsgrad stark zu erhöhen, was das Unternehmen seinerseits 1963 dazu bewegte, in den Arbeitgeberverband und damit die normale Tarifverhandlungspraxis einzutreten.[22] Gleichzeitig kam es zu einem generationellen Wechsel im Betriebsrat, was den allgemeinen Landestrend quasi um ein Jahrzehnt vorwegnahm. In den späten 1960er und frühen 1970er Jahren verstärkte sich wie in vielen anderen Betrieben die Konfliktbereitschaft der Arbeitnehmer, und der Betriebsrat nutzte diese Dynamik zunächst geschickt zur Verbesserung von Löhnen und Arbeitsbedingungen aus. Der Sommer 1973 brachte dann aber eine Wende. Eine zunächst vom Betriebsrat unterstützte kurze Arbeitsniederlegung für eine Sonderzahlung eskalierte, als es zu Auseinandersetzungen zwischen einer mehrheitlich aus türkischen Migranten bestehenden Gruppe von streikenden Arbeitern einerseits und der Polizei und ›arbeitswilligen‹ Deutschen andererseits kam.[23] Der sogenannte ›Türkenstreik‹ führte zu tiefen politisch und auch ethnisch motivierten Spaltungen innerhalb der Belegschaft und des Ford-Betriebsrats, welche zudem von persönlichen Machtkämpfen überlagert wurden und mit den Betriebsratswahlen 1975 ihren Höhepunkt erreichten.

In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre kam es dann zu einer Stabilisierung, und in den 1980er Jahren gelang es der IG Metall, ihren 1975 eingebrochenen Stimmenanteil bei den

---

19 Vgl. *Joachim Esser*, Gewerkschaften in der Krise. Anpassung der deutschen Gewerkschaften an neue Weltmarktbedingungen, Frankfurt am Main 1982; *Hermann Kotthoff*, Betriebsräte und Bürgerstatus. Wandel und Kontinuität betrieblicher Mitbestimmung, München 1994; zur Stahlindustrie vgl. *Wolfgang Hindrichs/Uwe Jürgenhake/Christian Kleinschmidt* u. a., Der lange Abschied vom Malocher. Sozialer Umbruch in der Stahlindustrie und die Rolle der Betriebsräte von 1960 bis in die neunziger Jahre, Essen 2000.

20 *Klaus-Peter Wittemann*, Ford-Aktion. Zum Verhältnis von Industriesoziologie und IG Metall in den sechziger Jahren, Marburg 1994, S. 124 ff.

21 Comments on audit report Fordwerke AG Cologne, 12.10.1949, Ford Historical Archives, Dearborn, Accession 713, Box 5, Folder 16.

22 *Wittemann*, Ford-Aktion, S. 197 ff.

23 Vgl. *Karin Hunn*, Aufstand der »Konjunktur-Kulis«. Ein Rückblick auf den »Türkenstreik« bei Ford, in: Blätter des Informationszentrums 3. Welt, Oktober 2002, Nr. 264, S. 16–19.

Betriebsratswahlen sukzessive wieder zu verbessern. Einem sozialpartnerschaftlichen Kurs verpflichtet und zudem durch die 1973er Ereignisse gewarnt, agierte der Betriebsrat mit Belegschaftsmobilisierungen vorsichtig, lag aber ansonsten im allgemeinen Trend, vor allem im Hinblick auf die stärker werdende Einmischung in Personalplanung und Arbeitsorganisation. Der ab 1984 als Betriebsratsvorsitzende amtierende Wilfried Kuckelkorn war sogar einer der ersten hochrangigen Amtsträger innerhalb der IG Metall, die Anfang der 1990er Jahre die Idee des Co-Management offen propagierten.[24]

II. Die Ford Motor Company im Nachkriegseuropa

Die Geschichte der Ford Motor Company in Europa reicht bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts zurück, als die erste Montagefabrik in Manchester eröffnet wurde. Zunächst als »verlängerte Werkbank« von Ford USA konzipiert, sah sich das Unternehmen angesichts divergierender Marktstrukturen und zunehmendem Protektionismus ab den 1920er Jahren zu einer Ausweitung der Investitionen gezwungen, und zwar nicht nur in Fords größtem europäischen Standort in Großbritannien, sondern zunehmend auch auf dem Kontinent. In diesem Zusammenhang kam es 1930 dann auch zum Bau eines massiven neuen Ford-Produktionskomplexes in Köln. Als Ergebnis dieses Dezentralisierungsprozesses erhielten die europäischen Tochtergesellschaften auch mehr Autonomie gegenüber der Detroiter Zentrale.[25]

Nach 1945 wurde diese dezentrale Struktur zunächst weitgehend beibehalten. Fortbestehende Zollschranken und Unsicherheit über den Prozess der politischen Einigung Europas führten zu einer Strategie des *wait and see*. Die Zukunft der deutschen Tochtergesellschaft war zudem fraglich, und zwar nicht nur, weil das Image des dortigen Managements durch Kollaboration mit den Nationalsozialisten gelitten hatte, sondern auch, weil Ford die Wachstumsaussichten des deutschen Marktes zunächst skeptisch beurteilte. Noch in den frühen 1950er Jahren erwog Detroit mehrfach, sich ganz aus Deutschland zurückzuziehen.[26] Erst der danach einsetzende starke Wirtschaftsaufschwung und die sich gleichzeitig abzeichnende Bildung der Europäischen Gemeinschaft (EG) führten zu ernsthaften Überlegungen für eine Integration der europäischen Tochtergesellschaften. Allerdings blieben diese Überlegungen zunächst weitgehend ergebnislos, da es in den Tochterfilialen selbst großen Widerstand gab und da die für Ford essenzielle Frage des Beitritts Großbritanniens zur EG ungeklärt war; de Gaulles Veto des britischen Aufnahmegesuchs 1963 löste Schockwellen in Detroit aus.[27]

Obwohl sich an dieser Situation in den folgenden Jahren nichts änderte, ergriff Henry Ford II im Juni 1967 dann die Initiative zur Gründung der Holdinggesellschaft »Ford of Europe« (FoE), die ihren Sitz in Warley (Essex) nahm und bis Mitte der 1970er Jahre eine weitgehende Integration der europäischen Tochtergesellschaften gegen zum Teil heftigen Widerstand nationaler Manager durchsetzte. Zwar behielten die nationalen Konzernfilialen ihre juristische Selbstständigkeit, doch wurden die Managementstrukturen grenzüberschreitend nach Produktionsbereichen reorganisiert. Noch wichtiger waren die Standar-

---

24 Zukunft der Automobilindustrie. 2. Symposium der IG Metall Wolfsburg und des GBR der Volkswagen AG am 6. und 7. Februar 1990 in Wolfsburg, S. 51–53, Archiv IG Metall Köln (AIGMK).

25 Vgl. *Steven Tolliday*, The Origins of Ford of Europe. From Multidomestic to Transnational Corporation, 1903–1976, in: *Hubert Bonin/Yannick Lung/Steven Tolliday* (Hrsg.), Ford, 1903–2003. The European History, Paris 2003, Bd. 1, S. 153–242, hier: S. 158–166; *Paul Thomes*, Searching for Identity. Ford Motor Company in the German Market (1903–2003), in: *Bonin/Lung/Tolliday*, Ford, Bd. 2, S. 151–195, hier: S. 155–158.

26 *Tolliday*, The Origins, S. 176.

27 Ebd. S. 177–184.

disierung der europäischen Modellpalette und die Integration der Fertigungs- und Marketingstrukturen. Nach der europäischen Rationalisierung der beiden Entwicklungszentren in Köln-Merkenich und Dunton (GB) verfügte Ford Mitte der 1970er Jahre in Europa über vier Automodelle (Cortina, Escort, Capri, Consul/Granada), welche jeweils in zwei Produktionsstätten in unterschiedlichen Ländern gefertigt wurden – Köln und Saarlouis in der Bundesrepublik, London-Dagenham und Halewood (Liverpool) in Großbritannien und Genk in Belgien. Diese und weitere kleinere Werke waren gleichzeitig durch ein System gegenseitiger Komponentenlieferung auch untereinander verbunden. Die Belieferung von Exportmärkten wurde ebenfalls rationalisiert, wobei der britische und der deutsche Markt zunächst weiter für die *home plants* reserviert blieben.[28]

Diese neue europäische Struktur wurde dann ab Mitte der 1970er Jahre weiter aus- und gleichzeitig umgebaut. Die Modellreihe wurde um den Kleinwagen Fiesta ergänzt, und die Produktionsgeografie erhielt mit der Eröffnung eines neuen Fertigungskomplexes in Valencia (Spanien) eine zusätzliche südeuropäische Komponente. Parallel dazu vertiefte sich die europäische Koordinierung – einige Modelle wurden nunmehr in drei Standorten gleichzeitig produziert, während es umgekehrt auch zur Konzentration der Luxusreihe Consul/Granada in Köln kam. Das Prinzip des »home market supply« wurde aufgeweicht; insbesondere in Großbritannien begann Ford, in größerer Zahl Autos aus deutscher, belgischer und spanischer Produktion zu importieren.[29] Die Rolle der europäischen Holding-Gesellschaft wurde weiter gestärkt, was seinen Ausdruck nicht zuletzt in europaweit durchgeführten Programmen zur Effizienzsteigerung fand wie das sogenannte After Japan-Programm 1979–1980, mit dem Ford of Europe auf die Herausforderung des japanischen Wettbewerbs zu reagieren suchte.[30] Die von der europäischen Holding immer mehr formalisierten Benchmarking-Verfahren des Vergleichs zwischen einzelnen Werken verschärften die Konkurrenz zwischen europäischen Ford-Standorten. Allerdings kam es auch wiederholt zu konzerninternen Auseinandersetzungen über das Ausmaß europäischer Koordinierung und die damit verbundene Frage der Handlungs- und Entscheidungsspielräume des Managements in den Tochtergesellschaften.[31]

Die Position der deutschen Konzernfiliale innerhalb des neuen Europaverbundes verbesserte sich nach 1967 zunächst erheblich. Zwar büßte Ford auf dem deutschen Markt nicht zuletzt aufgrund von Anlaufschwierigkeiten der europäischen Koordinierung zeitweise Marktanteile ein, doch wurde dies durch einen starken Ausbau der Exporte mehr als ausgeglichen. Hatten die deutschen Werke im Hinblick auf Investitionen und Produktionsvolumen noch Mitte der 1960er Jahre die ›zweite Geige‹ hinter der britischen Ford-Gesellschaft gespielt, so kehrte sich dieses Verhältnis bis Ende der 1970er Jahre um: Während der britische Anteil an der europäischen Ford-Produktion in diesem Zeitraum von ca. 55–60 Prozent auf 25–30 Prozent sank, wuchs der deutsche Anteil von ca. 40 auf 60–65 Prozent. Diese Entwicklung spiegelte einerseits den generellen industriellen Trend wider – die Automobilwirtschaft verkörperte wie kaum eine andere Branche das deutsche ›Wirtschaftswunder‹ ebenso wie den *British decline*.[32] Andererseits verfolgte Ford in Groß-

28 *Gérard Bordenave*, Ford of Europe, 1967–2003, in: *Bonin/Lung/Tolliday*, Ford, Bd. 1, S. 243–317, hier: S. 268–276.

29 *Steven Tolliday*, The Decline of Ford in Britain. Marketing and Production in Retreat, 1980–2003, in: *Bonin/Lung/Tolliday*, Ford, Bd. 2, S. 73–149, hier: S. 94 ff.

30 *Ken Starkey/Alan McKinlay*, Strategy and the Human Resource. Ford and the Search for Competitive Advantage, Oxford 1994.

31 Ford of Europe – Relations with European National Companies, Rundbrief R. A. Lutz Chairman Ford of Europe, 2.3.1981, Archiv Betriebsrat Produktentwicklung Fordwerke AG Köln (ABR-P), Ordner »Ford Europa«.

32 Vgl. *Timothy R. Whisler*, The British Motor Industry, 1945–1994. A Case Study in Industrial Decline, Oxford 1999; *Rudolf Boch* (Hrsg.), Geschichte und Zukunft der deutschen Automobilindustrie, Stuttgart 2001.

britannien aber selbst aktiv eine Politik des »slow and deliberate disengagement«.[33] Ein partieller Wandel setzte dann in den 1980er Jahren ein. Zwar gelang es der britischen Tochtergesellschaft kaum, verlorenen Boden wiedergutzumachen, aber die neuen Produktionsstätten in Spanien steuerten nun rund 20 Prozent zur jährlichen europäischen Ford-Produktion bei, was die Situation für die deutschen Werke schwieriger machte. Ihr Anteil blieb deutlich der größte, fiel aber leicht auf 55–60 Prozent zurück.[34]

III. Europäisierung und ›Nationalisierung‹ deutscher Gewerkschaftspolitik bei Ford (1967–1974)

Bis 1967 hatten internationale Aspekte nur selten eine Rolle für deutsche Gewerkschaftspolitik bei Ford gespielt, und wenn, dann hatte sich dies meist auf Entwicklungen in den USA bezogen. Mit der Gründung von Ford of Europe wurde Europa schlagartig als neuer Erfahrungsraum relevant: Einerseits, weil auf europäischer Ebene getroffene Unternehmensentscheidungen (Modellpolitik, Investitionen, Produktionsverlagerungen) nun direkte Auswirkungen auf die Beschäftigung in deutschen Werken hatten, und andererseits, weil die Europäisierung der Unternehmensstrukturen neue Herausforderungen für die Sicherung und Ausgestaltung gewerkschaftlicher Mitbestimmungsrechte brachte. Diese Transformation verlief nicht überall gleich – die Produktentwicklung war z. B. früher und stärker betroffen als die Produktionsbereiche. Bis Mitte der 1970er Jahre hatte sich jedoch ein Muster gewerkschaftlicher Reaktion herausgebildet, welches auch für die darauffolgenden anderthalb Jahrzehnte prägend bleiben sollte.

Grundlegend für dieses Muster waren die überwiegend negative Einstellung zur Europäisierung von Unternehmensstrukturen und -strategien und eine damit einhergehende Akzentuierung national definierter Denk- und Handlungsweisen. Schon 1968 und 1969 wandte sich der Betriebsrat der Produktentwicklung mehrere Male mit Petitionen an das lokale Management, um gegen die Modellpolitik von Ford of Europe, die Verlagerung von Abteilungen und den Einsatz englischer oder amerikanischer Manager in Deutschland zu protestieren.[35] Anfang 1970 forderte der Betriebsrat in einer von der IG Metall Vertrauenskörperleitung unterstützten Resolution, dass in Deutschland eingesetzte Manager »Kenntnisse der deutschen Sprache, Mentalität und Gesetze« haben müssten.[36] Der Vorsitzende des Gesamtbetriebsrats (GBR), Lück, bezeichnete Ford of Europe 1973 in einem Interview als »Missgeburt«, welche das deutsche Tochterunternehmen durch ständiges Hineinregieren in ein »Marionettentheater« verwandelt habe.[37] Die Liste der Beispiele ließe sich mühelos fortsetzen.

Es ist bemerkenswert, dass Ford-Betriebsratsdokumente aus den frühen 1960er Jahren solche Verweise auf ›deutsche‹ Interessen und Institutionen nur äußerst selten enthalten, und man kann daher für die Zeit nach 1967 von einer Parallelität und Verflechtung von Europäisierung und ›Nationalisierung‹ sprechen. Allerdings war das Verhältnis zwischen Europa und Nation aus Sicht deutscher Gewerkschafter hier anders beschaffen als auf der Makroebene der Europäischen Gemeinschaft (EG) – statt einer Symbiose zwischen Wohlstand schaffendem europäischem Markt und dessen Verteilung im nationalen Sozialstaat wie im Falle der EG[38] nahmen deutsche Ford-Gewerkschafter die europäische Holding als Bedrohung nationaler Interessen wahr.

---

33 *Tolliday*, The Decline of Ford in Britain, S. 95.
34 Ebd., S. 144.
35 Protokoll der Bebtriebsratssitzung der Produktgruppe, 11.3.1969, ABR-P, Ordner »BR Sitzungsprotokolle 1969«.
36 Protokoll der Vertrauensleutesitzung Ford, 23.2.1970, AIGMK, Ordner »Ford 1969/70«.
37 »Fehlgriffe am laufenden Band«, in: Managermagazin 1973, Nr. 9.
38 *Wolfgang Streeck*, Gewerkschaften zwischen Nationalstaat und Europäischer Union, in: WSI-Mitteilungen 1998, Nr. 51, S. 1–14.

Ein zentraler Aspekt waren dabei Zweifel an der wohlstandschaffenden Wirkung der europäischen Holding für die deutsche Tochtergesellschaft. Mit Verweis auf den von 1967 bis 1974 zeitweise sinkenden Ford-Marktanteil in der Bundesrepublik griffen Arbeitnehmervertreter wiederholt die ihrer Meinung nach zu stark eingeschränkte Autonomie des deutschen Managements und eine »verfehlte europäische Modellpolitik« an, welche den britischen auf Kosten des deutschen Marktes bevorzuge.[39] Die letztere Vorstellung war häufig mit Verdächtigungen verbunden, Ford of Europe konzentriere Ressourcen bewusst in Großbritannien und vernachlässige die deutsche Tochtergesellschaft, weil die europäische Holding mit ihrem Sitz in der Nähe von London von britischen Managern dominiert werde. Aus Gewerkschaftssicht barg dies vor allem Gefahren für die Beschäftigungssicherheit in den deutschen Werken.

Ob dies adäquate Situationsbeschreibungen waren, kann mit einigem Recht bezweifelt werden. Zwar stellten britische Manager tatsächlich die Mehrheit des FoE-Personals und dominierten die strategisch wichtige Finanzabteilung.[40] Doch nach einigen Anlaufschwierigkeiten übernahmen bald auch deutsche Manager wichtige Leitungspositionen in der europäischen Holding – britische Arbeitnehmervertreter klagten zur gleichen Zeit über eine angebliche ›Germanisierung‹ des Unternehmens.[41] Es gibt auch kaum Belege für eine bewusste Vernachlässigung der deutschen Tochtergesellschaft. Zwar sank Fords Marktanteil in der BRD zeitweise tatsächlich beträchtlich, was auch in der zeitgenössischen Fachpresse häufig mit der Einführung der neuen europäischen Modelle in Verbindung gebracht wurde.[42] Aber diese Verluste wurden durch eine massive Steigerung des Exports mehr als ausgeglichen, und im Ergebnis konnte die deutsche Filiale ihren Anteil an der europäischen Ford-Gesamtproduktion bis 1973 erheblich vergrößern. Auch bei den Investitionen war nach 1970 eine klare Verlagerung von Großbritannien nach Deutschland nicht zu übersehen. Die Zahl der Beschäftigten wuchs dort zwischen 1967 und 1973 viermal so schnell wie bei Ford UK.[43]

Die Diskrepanz zwischen diesen Entwicklungen und der gewerkschaftlichen Wahrnehmung und Politik bedeutet jedoch nicht, dass man letztere nicht ernst nehmen sollte. Zum einen war das schnelle Exportwachstum der Fordwerke in erster Linie das Ergebnis von Problemen in der britischen Tochtergesellschaft, deren Ausmaß und Dauer kaum vorauszusehen waren. Vor diesem Hintergrund war die gewerkschaftliche Besorgnis über den sinkenden Ford-Marktanteil in der Bundesrepublik durchaus rational, hingen doch noch 1973 circa die Hälfte der Arbeitsplätze vom Absatz im Inland ab. Zum anderen muss die neue strukturelle Ungewissheit in Rechnung gestellt werden, welche sich aus der verschärften Konkurrenz von Standorten um Aufträge, Investitionen und Verantwortlichkeiten ergab und ein nationales *framing* von Interessen begünstigte. Die Tatsache, dass deutsche Standorte meist einen konkreten britischen ›Gegenspieler‹ hatten (z. B. Dagenham-Köln, Merkenich-Dunton) führte immer wieder zu Rivalitäten, die keineswegs auf die Gewerkschaften beschränkt blieben, wie Tollidays Darstellung der Managementkonflikte in der FoE-Gründungsphase verdeutlicht.[44] Solche Tendenzen wurden noch zusätzlich

39 Anlagen 7 und 9 zum Protokoll der Betriebsratssitzung der Produktgruppe, 24.2.1970, ABR-P, Ordner »BR Sitzungsprotokolle 1970«.

40 Harbridge House Europe, Ford of Europe. A Strategic Profile, London 1984, Part I, 1–3, Part III, 5–7.

41 Draughtsmen and Allied Technicians Association (DATA), Transfer of Design Work from Ford of Great Britain to Ford of Germany, 15.7.1968; DATA, The German Take over of Ford of Britain, undatiert [1970], Public Record Office London, Department of Trade and Industry, FV 22/17.

42 Vgl. z. B. auto motor und sport, 17.2.1968 und 10.11.1973.

43 *Tolliday*, Decline of Ford in Britain, S. 143; *Thomes*, Searching for Identity, S. 173 f.

44 *Tolliday*, The Origins, S. 190–193.

dadurch verstärkt, dass die Autoindustrie in der Nachkriegszeit oft als Symbol nationaler Wirtschaftskraft galt – Volkswagen wurde ebenso zum Inbegriff für das deutsche ›Wirtschaftswunder‹ wie British Leyland für den *British decline*.[45] Fords europäische Modellstandardisierung bot hier eine ideale Plattform für Vergleiche. Zum Beispiel organisierte der *Daily Mirror* im März 1971 einen Wettkampf zwischen jeweils einem in Großbritannien und Deutschland hergestellten Ford Capri, der auch einen Werkstatttest in der ›neutralen‹ Schweiz umfasste.[46]

Dass deutsche Gewerkschaften bei Ford die Idee der ›nationalen Autonomie‹ hochhielten, kann angesichts der in den späten 1960er Jahren aufflammenden öffentlichen Debatten über die von multinationalen Firmen ausgehenden Gefahren für nationale Souveränität und über vor ausländischen Übernahmen zu schützende *national champions* ebenfalls kaum überraschen.[47] Zudem sollte man die radikale Innovation von Fords Europäisierung nicht unterschätzen; gerade im Automobilsektor waren Design und Konstruktion mit gewissen ›nationalen Stilen‹ assoziiert, und in der Fachpresse wie auch innerhalb der Ford-Organisation selbst gab es eine lebhafte Debatte darüber, wie stark vereinheitlichend eine paneuropäische Modellpolitik sein dürfe und solle.[48]

Ein weiterer entscheidender Unterschied zur EG-Integration bestand darin, dass Europa im Falle von Ford of Europe nicht auf einen Wirtschaftsraum begrenzt blieb, sondern konkrete Auswirkungen auf nationale Arbeitsbeziehungen hatte. Besonders augenfällig war dies im Falle des Einsatzes ausländischer Manager, deren oft geringe Kenntnis des deutschen Rechts immer wieder zu Konflikten mit Arbeitnehmervertretern führte. Dabei wurde einmal mehr die angebliche britische Dominanz innerhalb der Ford of Europe-Holding angegriffen, wie z. B. in einem Protest aus dem Jahr 1973:

»Der englische Einfluß geht schon so weit, dass englische Manager Überstunden anordnen, ohne die gesetzlichen und tariflichen Bestimmungen zu beachten. Hat man es nicht für nötig gehalten, diese Herren mit dem deutschen Betriebsverfassungsgesetz vertraut zu machen? Wir sind gerne bereit, den Engländern Nachhilfeunterricht zu geben.«[49]

Stärker strukturell bedingt war das Problem, dass Mitbestimmungsprozesse durch die neue europäische Managementkoordinierung verkompliziert und in ihrer Wirksamkeit eingeschränkt wurden. Manager in der deutschen Konzernfiliale waren über Ford of Europe betreffende Probleme oft nicht auskunftsfähig, und Entscheidungen, z. B. im Hinblick auf die Personalplanung, konnten erst nach Rücksprache mit FoE getroffen werden. Der Einfluss des Aufsichtsrats der Fordwerke AG wurde durch die europäische Koordinierung von Produkt-, Produktions- und Investitionsplanung reduziert. Es war nicht zuletzt die Unzufriedenheit über diese Entwicklungen, die deutsche Gewerkschafter bei Ford immer wieder zu Protesten gegen FoE veranlasste.[50]

Anhaltspunkte für bewusste Versuche Fords, die Gründung der europäischen Holding für eine Strategie der Umgehung von Mitbestimmungsrechten zu nutzen, gibt es kaum. Im Gegensatz zur Situation in Großbritannien, wo Ford sich in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren aktiv in die Debatte über die Reform der *industrial relations* einmisch-

---

45 Als interessante neue Perspektive zum *British decline* vgl. *Jim Tomlinson*, The Politics of Decline. Understanding Post-war Britain, Harlow 2000.

46 Kölnische Rundschau, 24.3.1971.

47 *Jack Hayward*, Introduction: Europe's Endangered Industrial Champions, in: *ders.* (Hrsg.), Industrial Enterprise and European Integration. From National to International Champions in Western Europe, Oxford 1995, S. 1–20, hier: S. 1 f.

48 *Thomes*, Searching for Identity, S. 163 ff.

49 IG Metall Vertrauenskörperleitung (VKL) Ford, »Tatsachen« 12/1973, AIGMK, Ordner »Tatsachen«.

50 Niederschrift über die Betriebsversammlung, 4.12.1972, ABR-P, Ordner »Betriebsversammlungen 1972«.

te[51], hielt sich das Unternehmen in Deutschland eher zurück. In einer Analyse aus dem Jahr 1974 empfahl FoE zwar, die Arbeitgeberlobby gegen die paritätische Mitbestimmung zu unterstützen, zog aber im Allgemeinen die Schlussfolgerung, »that the movement towards co-determination in Europe is accelerating fast and is inevitable«.[52] Auch wenn man daher die Auswirkungen von Fords Europäisierung für die deutsche Mitbestimmung zumindest teilweise als unbeabsichtigte ›Kollateralschäden‹ interpretieren kann, so machte dies die Situation für deutsche Gewerkschafter nicht weniger problematisch – und ihren Einsatz für Autonomie der nationalen Tochtergesellschaft umso plausibler: Je mehr Entscheidungen in nationale Zuständigkeit fielen, desto stärker konnten Mitbestimmungsrechte greifen.

Im Übrigen wurde der Wunsch nach nationaler Autonomie noch dadurch verstärkt, dass mit der FoE-Gründung auch die Interdependenz von Tarifverhandlungen in den einzelnen nationalen Ford-Gesellschaften zunahm, was insbesondere darin seinen Ausdruck fand, dass Streiks in Belgien und Großbritannien zwischen 1968 und 1973 wiederholt zu wochenlanger Kurzarbeit in deutschen Werken führten. Betriebsratsvertreter kritisierten, dass deutsche Arbeitnehmer den Preis für den Zusammenbruch des europäischen Liefernetzes zu tragen hätten.[53] Immer wieder warben sie dafür, deutsche Werke unabhängiger zu machen, und zwar insbesondere von den oft als ›englische Krankheit‹ bezeichneten Arbeitskonflikten in Großbritannien.[54]

All diese Beispiele verdeutlichen, wie stark die Europäisierung von Firmenstrategien und -strukturen seit 1967 zu einer ›Nationalisierung‹ deutscher Gewerkschaftspolitik bei Ford beitrug. In diesem Prozess wurden gewerkschaftliche Positionen einerseits von wirtschaftsnationalistischen Topoi durchtränkt, bedienten sich andererseits aber dieser Topoi und nationaler Einflusskanäle auch bewusst, um konkrete Interessen zu verfolgen. Es ist z. B. offensichtlich, dass deutsch-britisches Konkurrenzdenken letztlich in der traditionellen Vorstellung von der Weltwirtschaft als Wettbewerb zwischen Nationen wurzelte[55] – obwohl die konkurrierenden Einheiten die lokalen Werke in Köln, Dagenham, Saarlouis, Halewood und anderswo waren. Gleichzeitig handelte es sich dabei aber um eine gewerkschaftsspezifische Version dieser Vorstellung, welche vom Interesse an Beschäftigungssicherheit dominiert wurde. Der Einsatz für nationale Unternehmensautonomie reflektierte in ähnlicher Weise sowohl die Internalisierung des normativen Ideals der nationalen Kontrolle wirtschaftlicher Ressourcen als auch die konkrete gewerkschaftliche Sorge um den Erhalt von Mitbestimmungsrechten.

Diese Sorge um die Mitbestimmung war im Übrigen auch dadurch motiviert, dass Beteiligungs- und Konsultationsrechte des Betriebsrats selbst zum wichtigsten Instrument praktischer gewerkschaftlicher Politik gegenüber Ford of Europe wurden. Anders als die britischen Gewerkschaften mit ihrer massiven Lobby ›externer‹ Akteure wie Regierung und Parlament[56] konzentrierten sich deutsche Arbeitnehmervertreter auf unternehmensinterne Prozesse. Allerdings ging es hier nicht mehr nur um die Verteidigung angestammter Rechte, sondern auch um die Schaffung neuer Einflussmöglichkeiten und die Anpassung von Verfahren an die neue europäische Umwelt. Dabei wurde früh ein Muster deut-

---

51 Vgl. *Thomas Fetzer*, International Challenges and National Allegiances. British and German Trade Union Politics at Ford, 1967–1973, in: CEH 18, 2009, S. 99–122, hier: S. 118.

52 »Co-determination in Europe and its probable impact on Ford«, undatiert [1974], Archiv Fordwerke AG, Abteilung HRM, Ordner »FoE«.

53 Protokoll der Sitzung des Betriebsrates Köln-Niehl, 4.3.1969, Archiv Gesamtbetriebsrat Fordwerke AG Köln (AGBR), Ordner »BR Protokolle vom 15.10.68 bis 25.3.69«.

54 Vgl. z. B. Der Saarländische Arbeitnehmer, Mai 1973, AGBR, Ordner »Flugblätter«.

55 Vgl. hierzu *Eric Helleiner/Andreas Pickel* (Hrsg.), Economic Nationalism in a Globalizing World, Ithaca/London 2005.

56 *Fetzer*, International Challenges, S. 117.

lich, das die dosierte Mobilisierung von Belegschaft und juristischem Drohpotenzial mit der Idee einer nationalen Koalition mit dem Management der deutschen Tochtergesellschaft verband. Schon in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren kam es einige Male zu kurzen Arbeitsniederlegungen, um gegen FoE-Entscheidungen zu protestieren, und Betriebsversammlungen wurden regelmäßig dazu genutzt, die Politik der europäischen Holding zu kritisieren. Gleichzeitig drohten Ford-Betriebsräte wiederholt mit gerichtlichen Schritten, um z. B. Mitbestimmungsrechte bei Abteilungsverlagerungen ins Ausland durchzusetzen.[57] In einem Fall gelang es, eine von Ford of Europe initiierte Veränderung der Jahresferiendauer durch Anrufung der im Betriebsverfassungsgesetz vorgesehenen Einigungsstelle zu revidieren.[58]

Am wichtigsten war jedoch die Zusammenarbeit mit dem deutschen Management, wobei die bei Ford in der Nachkriegszeit traditionell stark ausgeprägte Idee der Sozialpartnerschaft gewissermaßen eine nationale Komponente erhielt, welche sich insbesondere aus dem gemeinsamen Einsatz für die Zukunft der deutschen Standorte speiste. Diese Zusammenarbeit erlaubte es deutschen Arbeitnehmervertretern, durch quasi-vertragliche Abmachungen (sogenannte Regelungsabsprachen) rechtzeitig über wichtige europäische Entwicklungen informiert und konsultiert zu werden, und eröffnete gleichzeitig informelle Einflusskanäle durch Treffen mit deutschen Spitzenmanagern, die auch wichtige Positionen innerhalb der europäischen Holding bekleideten. In diesem Zusammenhang war es wenig verwunderlich, dass der Ford-Betriebsrat bei seinem Einsatz für die Reform der Unternehmensmitbestimmung in den frühen 1970er Jahren weniger auf die Parität zwischen Kapital und Arbeit als auf den notwendigen Kampf für ein stärkeres deutsches Gewicht innerhalb Ford Europas abhob.[59]

Die konkrete Ausprägung dieser gewerkschaftlichen Strategien konnte durchaus variieren – der Betriebsrat der Produktentwicklung in Merkenich galt z. B. in den frühen 1970er Jahren als wesentlich konfliktfreudiger als sein Pendant in den Kölner Produktionsbereichen.[60] Interessanterweise kam es dabei entgegen der sonstigen Abgrenzung von der ›englischen Krankheit‹ auch zu gelegentlichen Überlegungen zum »Import« britischer Gewerkschaftstaktiken[61], was allerdings nichts an der nationalen Orientierung der Arbeitnehmervertreter änderte. Ganz im Gegenteil: Militante Proteste gegen Ford of Europe waren bisweilen sogar dadurch motiviert, ähnlichen Gewerkschaftsaktionen in Großbritannien »etwas entgegenzusetzen«.[62] Divergenzen innerhalb der deutschen Ford-Gewerkschaftsorganisation waren weniger das Ergebnis von Konflikten zwischen ›Nationalisten‹ und ›Internationalisten‹, als von Meinungsverschiedenheiten über die Instrumente nationaler Strategien, insbesondere in Bezug auf das Verhältnis zum deutschen Management. Während einige Betriebsräte teilweise harsche Kritik an der ihrer Meinung nach zu nachgiebigen Haltung deutscher Manager gegenüber Ford of Europe äußerten, warnten moderate Stimmen davor, dass solche Kritik die Stellung der deutschen Tochtergesellschaft innerhalb der europäischen Holding gefährden könne. Gleichzeitig begann Ford of Europe, eine gewisse Rolle für Machtkämpfe innerhalb der Ford-Gewerkschaftsorganisation zu

57 Protokoll der BR-Sitzung der Produktgruppe, 30.6.1969 und 23.7.1969, ABR-P, Ordner »BR Sitzungsprotokolle 1969«.

58 Niederschrift über die Betriebsversammlung, 10.9.1973, ABR-P, Ordner »Betriebsversammlungen 1973«.

59 »Fehlgriffe am laufenden Band«, in: Managermagazin 1973, Nr. 9.

60 Interview des Autors mit Günther Middell, HRM Fordwerke AG 1950–1987, und Peter Nottelmann, HRM Fordwerke AG 1968–1989, Köln, 5.9.2003.

61 IG Metall VKL Fordwerke AG, Tatsachen Nr. 21, undatiert [1969], AGBR, Ordner »Flugblätter«.

62 Niederschrift der Sitzung mit dem Betriebsausschuss der Produktentwicklung, 4.3.1970, ABR-P, Ordner »BA-Protokolle BR-P«.

spielen, wie z. B. 1973, als der Betriebsratsvorsitzende Ernst Lück nach dem desaströsen ›Türkenstreik‹ versuchte, die aufgebrochenen internen Konflikte u. a. mit Verweis auf den gemeinsamen ›Feind‹ Ford of Europe zu mildern.[63] Diese Tendenz sollte in den kommenden anderthalb Jahrzehnten noch deutlich zunehmen.

IV. Kontinuität und Wandel der Verflechtung von Europäisierung und ›Nationalisierung‹ (1974–1989)

Zum Zeitpunkt des Ausbruchs der Rezession 1974 waren die Konturen der Verflechtung von Europäisierung und ›Nationalisierung‹ deutscher Gewerkschaftspolitik bei Ford also bereits klar umrissen. Doch war diese Dialektik in den einzelnen Unternehmensbereichen zunächst sehr unterschiedlich ausgeprägt und unterlag auch starken zeitlichen Schwankungen. Ford of Europe wurde zwar unzweifelhaft zu einem häufig wiederkehrenden Problem deutscher Arbeitnehmervertreter, verschwand aber zeitweise auch wieder von den gewerkschaftlichen Agenden. Selbst dort, wo Europäisierung bereits eine bedeutende Rolle spielte (vor allem in der Produktentwicklung), gab es doch andere Themen, die deutlich wichtiger waren, insbesondere die ab Ende der 1960er Jahre in vielen deutschen Betriebsräten diskutierten Fragen der Arbeitsorganisation, der Lohn- und Gehaltsstrukturen sowie der Überstundenpolitik. Erst ab Mitte der 1970er und noch stärker ab Anfang der 1980er Jahre trat ein Prozess der Verbreiterung und Verstetigung des gewerkschaftlichen Interesses an Ford of Europe ein. Gleichzeitig wurde die strategische Antwort auf Europäisierungsprozesse zu einem, wenn nicht sogar *dem* zentralen Thema deutscher Gewerkschaftspolitik bei Ford.

Dieser Wandel war nicht zuletzt das Ergebnis der veränderten wirtschaftlichen und unternehmensspezifischen Rahmenbedingungen. Die Ölkrise 1973 hatte das Ende des westeuropäischen Nachkriegsbooms eingeläutet. Schwächeres Wachstum, die mit beschleunigter Technologieentwicklung einhergehende partielle Entkopplung von Absatz- und Beschäftigungszuwachs und die durch die japanische Exportoffensive eingeleitete Verschärfung der Konkurrenzsituation drängten die Gewerkschaften bei Ford wie in vielen anderen deutschen und europäischen Automobilunternehmen in die Defensive. Der Fokus gewerkschaftlicher Betriebspolitik verlagerte sich zunehmend von Lohn- und Arbeitsbedingungen zu Fragen der Beschäftigungssicherung.[64] Im konkreten Fall der Fordwerke AG stieg die Zahl der Arbeitnehmer zwar bis 1977 rasch wieder auf das vor der Ölkrise erreichte Niveau an, stagnierte aber bis Ende der 1970er Jahre und sank dann nach dem zweiten Ölschock bis Mitte der 1980er Jahre deutlich ab.[65]

Gleichzeitig wurde die Rolle der europäischen Holding-Gesellschaft weiter gestärkt, was seinen Ausdruck nicht zuletzt in europaweit durchgeführten Programmen zur Kostensenkung fand (z. B. »After Japan« 1979–1980).[66] Der von Ford of Europe immer stärker praktizierte Vergleich zwischen einzelnen Werken verschärfte den Standortwettbewerb. Das europäische Verbundkonzept wurde durch die Integration neuer Fertigungsstätten in Spanien und Frankreich weiter vorangetrieben und ausgedehnt, was die Situation für die

---

63 Bericht über die Vertrauensleutevollkonferenz der Fordwerke, 9.9.1973, Archiv der sozialen Demokratie, Bestand IG Metall, Abteilung Tarifpolitik, 941a.

64 *Klaus von Beyme*, Gewerkschaftliche Politik in der Wirtschaftskrise I: 1973 bis 1978, in: *Hans-Otto Hemmer/Kurt Thomas Schmitz* (Hrsg.), Geschichte der Gewerkschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Von den Anfängen bis heute, Köln 1990, S. 341–374; *Rainer Schultz-Wild*, Betriebliche Beschäftigungspolitik in der Krise, Frankfurt am Main/New York 1978.

65 *Thomes*, Searching for Identity, S. 174.

66 *Ken Starkey/Alan McKinlay*, Strategy and the Human Resource. Ford and the Search for Competitive Advantage, Oxford 1994.

deutschen Werke schwieriger machte. Wie bereits beschrieben fiel der deutsche Anteil an Fords europäischer Produktion in den 1980er Jahren leicht zurück.

Kaum überraschend verstärkten diese Veränderungen das bereits seit den späten 1960er Jahren erkennbare Wahrnehmungsmuster Europas als Bedrohung national definierter Interessen in den deutschen Standorten. Der Betriebsrat der Produktentwicklung forderte z. B. im Februar 1975, es müsse endlich wieder mehr deutscher Einfluss auf die Produkte erreicht werden, weswegen zu prüfen sei, »ob die Gründung von Ford of Europe zumindest für den Entwicklungsbereich rückgängig gemacht werden muss.«[67] Eine von der IG Metall-Vertrauenskörperleitung im November 1980 verabschiedete Resolution erklärte die mit »US-Cowboymethoden aus dem 19. Jahrhundert selbstherrlich herrschende europäische Ford-Zentrale« zum Hauptverantwortlichen für die zunehmenden Beschäftigungsprobleme in den deutschen Werken.[68]

Wie diese Zitate verdeutlichen, verstärkte sich wirtschaftsnationalistisches Denken als Grundmuster deutscher Gewerkschaftspolitik bei Ford seit Mitte der 1970er Jahre nochmals erheblich. Die Vorstellung, dass die Ressourcenkonkurrenz zwischen europäischen Ford-Betrieben quasi auf einer Mikroebene den weltwirtschaftlichen Wettbewerb zwischen verschiedenen Nationen abbildete, wurde immer mehr zu einem diskursiven Grundmuster. Dieses verblieb allerdings auch weiterhin in einer gewerkschaftsspezifischen Version, die die beschäftigungspolitischen Aspekte dieses Wettbewerbs betonte: Wirtschaftsnationalistische Reflexe waren immer dann besonders stark, wenn der Abbau von Arbeitsplätzen oder gar die Schließung ganzer Werke drohte. So kam es während der Rezession 1974/75 zu heftigen Betriebsratsprotesten gegen den geplanten Abbau von circa 2.000 Stellen im Angestelltenbereich, und zwar vor allem deshalb, weil die in Großbritannien geplanten Kürzungsmaßnahmen deutlich geringer ausfallen sollten. Gleichzeitig mobilisierten Arbeitnehmervertreter Widerstand gegen die Ford-Investitionen in Spanien, welche aus in Deutschland erwirtschafteten Gewinnen finanziert worden seien.[69]

Seit den späten 1970er Jahren verdichtete sich dieses Wahrnehmungsmuster zu einer strukturellen Konstante deutscher Gewerkschaftspolitik bei Ford. Arbeitnehmervertreter beschworen nun nahezu permanent die Gefahr, dass deutsche Produktion und Investitionen an Ford-Standorte in anderen europäischen Ländern verloren gehen könnten; die Sicherung deutscher Jobs im europäischen Investitionswettbewerb wurde zum Leitmotiv der Betriebsratsarbeit. Besonders drastisch kam dies im Kampf gegen Erweiterungsinvestitionen in anderen europäischen Werken 1979/80 und in der Betriebsratslobby für eine neue Motoren- und Getriebeproduktion in Köln Mitte der 1980er Jahre zum Ausdruck.[70] Der Vorsitzende des Ford-Gesamtbetriebsrats Kuckelkorn verglich die Auseinandersetzungen um Zukunftsinvestitionen insbesondere zwischen den deutschen und britischen Tochtergesellschaften gar mit einem »Wirtschaftskrieg«.[71]

Angesichts dieser von wirtschaftsnationalistischen Topoi durchtränkten Rivalitätswahrnehmung und der zunehmend schwieriger werdenden Beschäftigungssituation kann es kaum verwundern, dass sich die schon seit 1967 geübte Gewerkschaftskritik an der Politik der europäischen Holdinggesellschaft ab den späten 1970er Jahren nochmals deutlich verschärfte. Dabei hatte es nach 1974 zunächst nach einer Milderung dieser Kritik ausgesehen, hatte Ford of Europe doch wegen der weiter gefährlich sinkenden Verkäufe in der Bundesrepublik einen deutlichen Schwenk in der Produktpolitik vorgenommen, mit des-

---

67 BR-P Information 3/75, 17.2.1975, ABR-P, Ordner »BA-Protokolle BR-P«.
68 Kölnische Rundschau, 25.11.1980.
69 Niederschrift über die Betriebsversammlung in der Produktentwicklung, 24.6.1974 und 9.12. 1974, ABR-P, Ordner »Betriebsversammlungen 1974«.
70 Bericht des GBR zur Betriebsversammlung, IV. Quartal 1984, AIGMK, Ordner »BR Ford-P von 1977 bis Dez. 1984«.
71 BR-Information 3/1987, AIGMK, Ordner »BR Ford-N von Januar 1987 bis 11/89«.

sen Hilfe der Anklang europäischer Ford-Modelle auf dem deutschen Markt verbessert wurde.[72] Der bis 1976 rasch steigende Inlandsmarktanteil und die mit der Umorientierung verbundene Stärkung des deutschen Einflusses innerhalb der europäischen Holding schienen auch von den Arbeitnehmervertretern honoriert zu werden. Der Betriebsrat der Produktentwicklung lobte z. B. »die Straffung der Modelllinie und die Beseitigung des anglo-amerikanischen Chromgeschmacks«.[73]

Doch diese Entspannung war nur von kurzer Dauer. Schon 1979/80 kehrte die Kritik an der »einfallslosen Modellpolitik« von FoE zurück, wobei angesichts zunehmender Exporte der deutschen Tochtergesellschaft ins Vereinigte Königreich nun neben Klagen über die Vernachlässigung des deutschen Marktes vereinzelt auch Sorgen über den Absatz von Modellen in Großbritannien laut wurden. Der GBR-Vorsitzende Kuckelkorn kritisierte z. B. 1984 die Ford of Europe-Entscheidung, das neue Modell »Sierra« ohne eine Stufenheckversion einzuführen: »Wer die konservative Liebe der Briten für ein Kofferklappenmodell kennt, darf dies nicht einfach ignorieren.«[74] Zudem wurde die Kritik an der europäischen Holding nun auf zahlreiche andere Felder ausgedehnt, von der Händlerorganisation bis zum Marketing.

Wie bereits in den frühen 1970er Jahren wurde Ford of Europe nicht nur der Unfähigkeit bezichtigt, sondern auch der bewussten Vernachlässigung deutscher Interessen, ein Argument, das in den 1980er Jahren nochmals an Gewicht gewann, weil die britische Tochtergesellschaft nun versuchte, ihren in den 1970er Jahren verlorenen Boden zumindest teilweise wiedergutzumachen. Deutsche Arbeitnehmervertreter verdächtigten Ford of Europe, Investitionskostenrechnungen zugunsten britischer Standorte zu manipulieren, die Auslastung deutscher Werke bewusst zu reduzieren und die konzerninternen Verrechnungspreise so zu gestalten, dass der größte Teil der Gewinne in Großbritannien anfiel, um damit zusätzliche Investitionen in den britischen Werken rechtfertigen zu können.[75] Die zunehmende Obsession mit ›unseren‹ in Deutschland erwirtschafteten Gewinnen führte auch dazu, dass die Kosten für die europäische Managementkoordinierung selbst attackiert wurden, welche angeblich überproportional durch die deutsche Tochtergesellschaft getragen werden müssten. Die griffige Betriebsratsformel vom »bürokratischen Wasserkopf in Warley«, die im Übrigen bis ins mittlere Fordwerke-Management hinein auf lebhaften Anklang stieß[76], erhielt ab 1985 durch die Gründung der wesentlich schlankeren und in der ›neutralen‹ Schweiz angesiedelten General Motors-Europazentrale noch zusätzliche Nahrung.

Die ab den späten 1970er Jahren extrem negative gewerkschaftliche Wahrnehmung von Ford of Europe hatte noch einen anderen Grund, nämlich die ab dieser Zeit erkennbare Managementtendenz, deutsche Lohn- und Arbeitsstandards mit Verweis auf die europäische Investitionskonkurrenz infrage zu stellen. Geschah dies zunächst noch unsystematisch und mit wenig Nachdruck[77], so entwickelte sich ab 1984 ein harter Konflikt über vom europäischen und auch vom deutschen Management geforderte Kostensenkungen, einerseits im Rahmen der Umsetzung der IG Metall-Tarifergebnisse zur Arbeitszeitver-

---

72 »Cologne oder Köln«, in: auto motor und sport, 22.12.1976.

73 Niederschrift über die Betriebsversammlung in der Produktentwicklung, 6.10.1975, ABR-P, Ordner »Betriebsversammlungen 1975«.

74 Bericht des GBR zur Betriebsversammlung, I. Quartal 1984, AIGMK, Ordner »BR Ford-N ab Jan 83«.

75 Bericht des GBR zur Betriebsversammlung vom 11. März 1985, AIGMK, Ordner »BR Ford-N ab Okt 1984«.

76 Bericht des GBR zur Betriebsversammlung, IV. Quartal 1982, AIGMK, Ordner »BR Ford ab Januar 82 bis Jan. 83«.

77 »Verbund für die ganze Welt«, in: Managermagazin 1978, Nr. 5.

kürzung[78] und andererseits im Zusammenhang mit direkten Verlagerungsdrohungen durch das Management. So konfrontierte Ford of Europe 1985 nach einem Jahresverlust der deutschen Tochter von rund 550 Millionen DM den Gesamtbetriebsrat mit einem Ultimatum zu Belegschaftsabbau und Kürzung betrieblicher Sozialleistungen, dessen Nichtbeachtung zur Verlagerung von weiten Bereichen der Produktentwicklung von Merkenich nach Dunton führen werde.[79] Die deutschen Arbeitnehmervertreter reagierten mit scharfem Protest und erklärten, dass der ausgewiesene Verlust selbst durch die Inkompetenz von Ford of Europe und die bewusste Vernachlässigung der deutschen Tochtergesellschaft verursacht worden sei. Dem Argument der zu hohen deutschen Arbeitskosten wurde entgegengehalten, dass diese durch die im Vergleich zu Großbritannien höhere Produktivität und Qualität mehr als ausgeglichen würden.[80]

Gewissermaßen als Spiegelbild der massiven Kritik an Ford of Europe war deutsche Gewerkschaftspolitik auch in den 1980er Jahren noch stark von der Idee nationaler Unternehmensautonomie beeinflusst; bisweilen wurden sogar wieder radikale Forderungen nach Loslösung der deutschen Tochtergesellschaft von der europäischen Holding erhoben.[81] Allerdings blieb dabei völlig unklar, wie eine solche Loslösung angesichts der zunehmenden Stabilität des europäischen Verbundes ohne massive Verwerfungen praktisch umgesetzt werden sollte. Innerhalb des deutschen Managements wurde solche Verbalradikalität immer weniger ernst genommen.

Auf der anderen Seite gab es gerade im mittleren Fordwerke-Management auch weiterhin starke Sympathien für vom Betriebsrat lancierten spezifischen Initiativen zur Wahrung oder Wiederherstellung autonomer Handlungsspielräume der nationalen Gesellschaften gegenüber Ford of Europe, z. B. im Hinblick auf Planungsrechte und Budgetvollmachten.[82] Aus der Sicht der deutschen Arbeitnehmervertreter ging es hier wie schon in der Frühzeit der europäischen Holding natürlich nicht nur um das Prinzip der nationalen Kontrolle selbst, sondern auch um die damit verbundene bessere Wirksamkeit von Mitbestimmungsrechten. Als der GBR-Vorsitzende Kuckelkorn 1980 wieder einmal eine größere Eigenständigkeit für das deutsche Management einforderte, betonte er nicht zuletzt das Eigeninteresse des Betriebsrates an einem kompetenten und entscheidungsfähigen Verhandlungspartner.[83] Parallel und in gewisser Spannung dazu betonten deutsche Arbeitnehmervertreter aber auch immer stärker, wie wichtig die Verteidigung und Verstärkung des deutschen Einflusses auf europäische Entscheidungsprozesse selbst seien. Vor allem in der Produktentwicklung drängte der Betriebsrat ab Mitte der 1980er Jahre quasi stellvertretend auf eine stärkere Präsenz deutscher Manager in FoE-Führungspositionen, um die »nationalistische englische Politik« der europäischen Holding zu korrigieren.[84]

Die praktische gewerkschaftliche Politik gegenüber Ford of Europe war auch in den 1980er Jahren von dem bereits in der Frühzeit erkennbaren Mix aus der Mobilisierung

---

78 Bericht des GBR zur Betriebsversammlung, IV. Quartal 1984, AIGMK, Ordner »BR Ford-N ab Jan 83«.

79 Kurznotiz über die Sitzung des Gesamtbetriebsrates vom 25.1.85, AIGMK, Ordner »VKL Ford-Niehl von Apr. 84 bis Okt. 87«.

80 Niederschrift über die Sitzung mit den Betriebsausschüssen der Betriebsräte Niehl/Deutz und Produktgruppe, 16./17.9.1985, Archiv Fordwerke AG, Abteilung HRM, Ordner »Restrukturierung«.

81 Resolution der Vertrauenskörperleitung Ford der IG Metall, 16.12.1980, AIGMK, Ordner »BR Ford ab Dez. 79«.

82 Ford of Europe – Relations with European National Companies, Rundbrief R. A. Lutz Chairman Ford of Europe, 2.3.1981, Archiv Betriebsrat Produktentwicklung Fordwerke AG Köln, Ordner »Ford Europa«.

83 »Krach um Ford of Europe«, in: Autozeitung Köln, 22.12.1980.

84 Bericht des GBR zur Betriebsversammlung, III. Quartal 1985, AIGMK, Ordner »BR Ford-N ab Okt. 1984«.

rechtlicher Ressourcen und der Belegschaft sowie der nationalen Koalition mit dem deutschen Management gekennzeichnet, zunehmend ergänzt durch öffentliche Proteste und Strategien des Co-Management[85], mit denen sich Arbeitnehmervertreter immer stärker über den klassischen Rahmen gewerkschaftlicher Betriebspolitik hinauswagten. Die genaue Mischung dieser Instrumente variierte in den einzelnen Unternehmensbereichen.

Im juristischen Feld setzten deutsche Arbeitnehmervertreter weiterhin auf die Ausnutzung von betriebsverfassungsrechtlichen Rechtspositionen – mit wechselndem Erfolg. So scheiterte der Betriebsrat in Saarlouis 1979 mit einem Versuch, sein Vetorecht im Hinblick auf Sonderschichten dazu zu nutzen, Neuinvestitionen für das Werk durchzusetzen.[86] Dagegen gelang es dem Gesamtbetriebsrat 1988 u. a. durch die glaubwürdige Drohung mit der unternehmensweiten Verweigerung von Überstundenanträgen, eine mittelfristige Garantie für alle deutschen Ford-Standorte zu erreichen. Gleichzeitig beriefen sich Arbeitnehmervertreter nun auch verstärkt auf die Bestimmungen des deutschen Aktiengesetzes, vor allem zur Durchsetzung von Forderungen nach mehr operativer Eigenständigkeit für die deutsche Tochtergesellschaft.[87]

Juristisches Drohpotenzial dieser Art war immer dann besonders effektiv, wenn es durch die Mobilisierung der Belegschaft untermauert werden konnte. Insbesondere für politisch riskante und in einer rechtlichen Grauzone liegende Strategien wie die koordinierte Verweigerung von Überstunden war eine breite Unterstützung in der Belegschaft unabdingbar. Diese Unterstützung sollte vor allem durch die Betonung der mit Ford of Europe verbundenen Probleme in Betriebsversammlungen und Betriebsratspublikationen erreicht werden. Seit circa 1979/80 fehlte in kaum einem Tätigkeitsbericht des Gesamtbetriebsrats der Verweis auf Ford of Europe als Bedrohung Nr. 1 für deutsche Jobs, Lohn-, Arbeits- und Mitbestimmungsstandards. Trotz gelegentlicher Beteuerungen, man sei nicht prinzipiell gegen Europa und Fords europäisches Koordinierungssystem[88], grenzte dies bisweilen an offen nationalistische Positionen. Immer wieder appellierte der Gesamtbetriebsrat an nationale Solidaritätsgefühle jenseits von Standort- und Partikularinteressen – von »Berlin bis an die Saar« müssten Arbeitnehmer in deutschen Ford-Niederlassungen gegen die europäische Holding zusammenstehen.[89] Dies beinhaltete auch bewusste Versuche der Konstruktion einer nationalen ›Opfergemeinschaft‹, z. B. 1985, als der GBR in Eigeninitiative die Verhandlungen über Einsparungen in der Produktentwicklung auf andere Unternehmensbereiche ausdehnte, um eine breitere Streuung der Lasten zu erreichen.[90]

Es kann kaum überraschen, dass diese Strategien auch auf Widerstand stießen. In einer internen Klausur 1986 beispielsweise bemängelten einige Teilnehmer, das Thema Ford of Europe werde »überstrapaziert«, und die GBR-Führung musste ernüchtert feststellen, dass »für manche im GBR Köln das zu sein [scheint], was England [d. h. Ford of Europe, T. F.] für Köln ist.«[91] Die im September 1985 ausgehandelte Restrukturierungsvereinbarung mit ihrer breiten Lastenverteilung im Hinblick auf den Abbau betrieblicher Sozialleistungen führte zu Protesten und zahlreichen Gewerkschaftsaustritten.[92] Schaut man je-

85 Vgl. *Udo Klitzke/Heinrich Betz/Mathias Möreke* (Hrsg.), Vom Klassenkampf zum Co-Management? Perspektiven gewerkschaftlicher Betriebspolitik, Hamburg 2000.
86 Welt der Arbeit, 3.5.1979.
87 BR-Information 1/87, 11.2.1987, AIGMK, Ordner »BR Ford-N von Januar 1987 bis 11/89«.
88 Bericht des GBR zur Betriebsversammlung, undatiert [1988], ebd.
89 BR-Information, Sonderausgabe, 14.10.1988, ebd. Berlin und Saarlouis waren die beiden geografisch am weitesten entfernt liegenden deutschen Ford-Standorte.
90 Protokoll der VKL-Sitzung vom 13.9.1985, AIGMK, Ordner »VKL Ford-Niehl von Apr. 84 bis Okt. 87«.
91 Niederschrift über die Klausurtagung des Gesamtbetriebsrates, 26./27.3.1986, ABR-P, Ordner »GBR«.
92 Kurznotiz VL-Vollversammlung Ford-Niehl am 28.9.85, AIGMK, Ordner »VKL Ford-Niehl von Apr. 84 bis Okt. 87«.

doch auf die Ergebnisse der Betriebsratswahlen als Gradmesser, so scheint sich die auf die Verteidigung national definierter Interessen gerichtete Politik ausgezahlt zu haben. Die Verbesserung der IG Metall-Position innerhalb des Betriebsrats in den 1980er Jahren ging nämlich mit einer klaren Strategie einher, Ford of Europe betreffende Probleme immer stärker in den Vordergrund des Wahlkampfs zu rücken.[93] Ein Werbeflugblatt zur Betriebsratswahl 1987 tat beispielsweise kund, dass die »letzten drei Jahre die härtesten seit Bestehen der AG [waren], die wir gemeinsam durchschreiten mussten«, und zwar vor allem wegen der »ständigen und massiven Angriffe auf unsere Arbeitsplätze durch das europäische Management.« In dieser Zeit komme es darauf an, mit geschlossener Unterstützung für die Kandidaten der IG Metall ein Signal an Ford of Europe zu senden: »Bei dieser Betriebsratswahl geht es um mehr als nur eine Wahl. Es geht darum, die Zukunft der deutschen Fordwerke AG weit über das Jahr 1990 hinaus zu sichern.«[94]

Neben dem bewussten Appell an Nationalgefühle stellten die IG Metall-Vertreter auch ihre Erfahrung und Sachkenntnis heraus, welche für Verhandlungen mit Ford of Europe von entscheidender Bedeutung seien: »Auch in Zukunft werden Arbeitnehmervertreter gegen Pläne der Ford Europa-Zentrale anzutreten haben. Deshalb: IG Metall – Erfahrung und Kompetenz.«[95] Dies diente einerseits natürlich der Diskreditierung von Konkurrenz, spiegelte anderseits aber auch einen tatsächlichen Wandel der Interessenvertretungspraxis in Richtung Co-Management wider, welcher nicht zuletzt durch die Europäisierung von Unternehmensstrukturen und -strategien befördert wurde. Seit den späten 1970er Jahren mischten sich deutsche Ford-Arbeitnehmervertreter über die traditionelle Repräsentation im Aufsichtsrat hinaus immer mehr in eigentlich klassische Managementprärogative ein, um Produktion und Investitionen in den deutschen Standorten abzusichern. Betriebsräte sorgten sich um die Verjüngung der Belegschaft zur Verbesserung der Investitionschancen, entwarfen Pläne für ein kosteneffizientes Layout in Fabrikhallen, machten Vorschläge für ein besseres Produktdesign und Marketing, drängten auf eine Reform der Zinspolitik der Ford-Kreditbank und vieles andere mehr.[96] Ein besonders drastisches Beispiel war 1985 die Reise einer GBR-Delegation nach Detroit, um bei der Konzernspitze durch Vorlage einer eigenen Investitionskostenrechnung die von Ford of Europe getroffene Entscheidung zur Motorenproduktion in einem englischen Standort als betriebswirtschaftlichen Fehler zu »entlarven«.[97] Während diese Initiative fehlschlug, gelang es deutschen Arbeitnehmervertretern 1988 sogar, eine auch vom Ford of Europe-Vizepräsidenten Hayden mit unterzeichnete Vereinbarung abzuschließen, wonach Betriebsräte betroffener Werke vor Investitionsentscheidungen Gelegenheit erhalten würden, »anhand von nachvollziehbaren Fakten und Daten die Investitionszahlen zu überprüfen und ggf. Vorschläge zur Verbesserung der Investitionen zu unterbreiten.«[98]

Auch gegen diesen Wandel der Interessenvertretungspolitik gab es Widerstand innerhalb der Ford-Gewerkschaftsorganisation. Einerseits wurde kritisiert, dass eine derart detaillierte Beschäftigung mit Unternehmensangelegenheiten nicht der Rolle von Betriebsräten entspreche, da die Grenzen zwischen Management und Arbeitnehmervertretung ver-

---

93 Vgl. z. B. VKL Ford, Konzeption für die Betriebsratswahl 1981, AIGMK, Ordner »VKL Ford 1977–84«.

94 IG Metall, »Fakten für die Ford-Belegschaft«, undatiert [März 1987], AIGMK, Ordner »VKL Ford-Niehl von Apr. 84 bis Okt. 87«.

95 Aufruf zur Aufsichtsratswahl am 5.4.1988, undatiert [März 1988], ebd.

96 Bericht des GBR zur Betriebsversammlung, IV. Quartal 1982, AIGMK, Ordner »BR Ford ab Januar 82 bis Jan. 83«.

97 Bericht des GBR zur Betriebsversammlung, I. Quartal 1985, AIGMK, Ordner »BR Ford-N ab Okt. 1984«.

98 BR-Information, Sonderausgabe, 14.10.1988, in: AIGMK, Ordner »BR Ford-N von Januar 1987 bis 11/89«.

wischt würden. Andererseits bestand eine wichtige Konsequenz des Co-Management darin, dass Betriebsräte aktiv auf Entscheidungen drängten, die durchaus negative Konsequenzen für Gruppen von Arbeitnehmern haben konnten, z. B. durch Versetzungen, höheres Arbeitstempo, Abgruppierung in niedrigere Lohngruppen und ab 1985 auch den Abbau bestimmter betrieblicher Sozialleistungen. Doch konnte diese bisweilen weit verbreitete Unzufriedenheit von kritischen Minderheiten innerhalb der Gewerkschaftsorganisation kaum zur Verbesserung ihrer Positionen genutzt werden, was nicht zuletzt daran lag, dass es den führenden Betriebsräten gelang, solche Probleme als unvermeidliche Folgen des Kampfes gegen Pläne der europäischen Holding darzustellen.[99] Auf diese Weise wurde die IG Metall bei Ford zu einem Pionier der Idee des Co-Management, welche dann in den 1990er Jahren in breitem Umfang Eingang in das Repertoire gewerkschaftlicher Betriebspolitik in der Bundesrepublik finden sollte.[100]

Diese Transformation konnte nicht ohne Auswirkungen auf das Verhältnis der Arbeitnehmervertreter zum deutschen Management bleiben. Die seit den späten 1960er Jahren etablierte nationale Variante von Konfliktpartnerschaft mit ihrer Mischung aus geteiltem Bekenntnis zu deutschen Standorten und Auseinandersetzungen über die Wege zu diesem Ziel verstärkte sich deutlich, erfuhr aber gleichzeitig auch einen Wandel. Die Tatsache, dass führende Betriebsräte sich in immer neue Bereiche der Unternehmensplanung einmischten, führte immer wieder zu Irritationen und Konflikten, insbesondere dann, wenn Arbeitnehmervertreter dies ohne Wissen oder sogar gegen den Rat des deutschen Managements taten, wie z. B. im Falle der USA-Reise des GBR 1985. Noch konfliktträchtiger waren öffentliche Betriebsratsproteste gegen Ford of Europe, obwohl sich die Arbeitnehmervertreter dabei oft stellvertretend für die Rechte des nationalen Managements stark machten.[101] Unternehmensintern gab es große Unterschiede zwischen den Betriebsräten in einzelnen Standorten. In der Produktentwicklung z. B. attackierte der Betriebsrat das nationale Management oft, und zwar vor allem dann, wenn aus Sicht der Gewerkschaftsvertreter deutsche Positionen innerhalb von Ford of Europe durch Fehler oder eine als zu schwach empfundene Lobby für deutsche Interessen gefährdet wurden.[102] In den Kölner Produktionsbereichen wurden solche internen Konflikte selbst in Betriebsversammlungen oft bewusst heruntergespielt. Deutsche Manager wurden zwar ermahnt, sich stärker für nationale Interessen einzusetzen, doch wurden sie vor allem als Opfer der verfehlten Ford of Europe-Politik dargestellt.

Jenseits aller Konflikte wurde die deutsche Standortkoalition aus Kapital und Arbeit in den 1980er Jahren noch enger als in der Frühzeit von Ford of Europe. Immer wieder kam es zu informellen Absprachen oder Vereinbarungen, mit denen Investitionen für die deutschen Werke gesichert werden konnten. Im Falle der Restrukturierungskrise 1985 legten Fordwerke-Manager schnell einen ›Plan B‹ vor, der im Gegensatz zum ursprünglichen europäischen Plan eine geringere Personalreduzierung und den Verbleib der Produktentwicklung in Merkenich vorsah, und zur Basis für erfolgreiche Verhandlungen mit dem Betriebsrat wurde.[103] Arbeitnehmervertreter priesen diese Initiative als Beispiel, wie Ford of Europe durch gemeinsames Handeln auf nationaler Ebene in die Schranken gewiesen werden konnte. Das resultierende Abkommen wurde gegen Kritik aus der Belegschaft mit

---

99 Protokoll der VKL-Sitzung vom 13.9.1985, AIGMK, Ordner »VKL Ford-Niehl von Apr. 84 bis Okt. 87«.

100 *Klitzke/Betz/Möreke*, Vom Klassenkampf zum Co-Management.

101 »Krach um Ford of Europe«, in: Autozeitung Köln, 22.12.1980.

102 Vgl. z. B. Bericht des Betriebsrates Produktentwicklung zur Betriebsversammlung, IV. Quartal 1989, AIGMK, Ordner »BR Ford-P von Dez. 84 bis 6/89«.

103 Fordwerke AG, Vereinbarung zwischen dem Vorstand und dem Gesamtbetriebsrat der Ford-Werke Aktiengesellschaft über einen Restrukturierungsplan für den Zeitraum 1986 bis 1990, 10.10.1985, AIGMK, ebd.

dem Argument verteidigt, man habe das Schlimmste verhindern können. Ford of Europe bekam hier die Funktion eines Sündenbocks, durch den eine national definierte Form der Sozialpartnerschaft gerechtfertigt werden konnte. Noch wichtiger war die Tatsache, dass mit der Vereinbarung eine mittelfristige Standortgarantie verbunden war, die vom Fordwerke-Management in der Folge auch gegenüber der europäischen Holding verteidigt wurde.[104] Die Arbeitnehmervertreter ihrerseits trugen zur ›nationalen Koalition‹ nicht nur durch ihre Rolle als Ordnungsfaktor gegenüber der Belegschaft bei, sondern auch durch ihren Einsatz für öffentliche Subventionen für Ford-Investitionen in der Bundesrepublik, in erster Linie im Rahmen jahrelanger Kontakte zur SPD-geführten Landesregierung von Nordrhein-Westfalen. Vor allem in den deutsch-englischen Auseinandersetzungen um Motoren- und Getriebeinvestitionen Mitte der 1980er Jahre spielte dieses Engagement eine durchaus nicht unwichtige Rolle.[105]

V. Ausblick und Schlussüberlegungen

Der Beitrag hat gezeigt, dass Europa als Erfahrungsraum deutscher Gewerkschaftspolitik bei Ford seit 1967 eine wichtige Rolle spielte, dass dies jedoch mit einer ›Nationalisierung‹ von Wahrnehmungs- und Handlungsmustern einherging, welche bis zu den späten 1980er Jahren prägend blieb. Erst ab Mitte der 1990er Jahren kam es zu einem gewissen Wandel. Vor dem Hintergrund eines verschärften Belegschaftsabbaus und zunehmenden Drucks auf Lohn- und Arbeitsstandards wurde Europa nun gewissermaßen auch als Handlungsraum entdeckt, vor allem durch Kooperation mit ausländischen Gewerkschaften im neu geschaffenen europäischen Betriebsrat. Gleichzeitig führte der Trend zu einer global integrierten Unternehmensstruktur zu einer Uminterpretation Europas als neuer Referenzpunkt kollektiver Interessen im Investitionswettbewerb gegen Standorte in anderen Weltregionen. Der Wandel blieb allerdings begrenzt: Nationale Wahrnehmungs- und Handlungsmuster wurden nicht ersetzt, sondern lediglich durch eine europäische Dimension ergänzt.[106]

Welche weitergehenden Fragen und Perspektiven wirft die Fallstudie für die deutsche Gewerkschaftsforschung sowie allgemeiner für eine europäische Zeitgeschichte auf, die sich als Gesellschaftsgeschichte versteht? Je zwei Aspekte lassen sich benennen. Im Hinblick auf die deutsche Gewerkschaftsforschung vermittelt die Fallstudie erstens den Eindruck, dass ›Europa‹ auf der Mikroebene ein durchaus problematischer Erfahrungsraum für gewerkschaftliche Politik gewesen zu sein scheint – ungeachtet des oft betonten positiv-kritischen Engagements der DGB-Gewerkschaften für die europäische Integration.[107] Es wäre lohnend, dieses Spannungsverhältnis in weiteren Fallstudien zu testen und vielleicht auch generell deutsche Gewerkschaftspolitik der Nachkriegszeit stärker auf partielle Tendenzen des Euroskeptizismus zu untersuchen, nicht zuletzt im Hinblick auf die europäische Mitbestimmungsdiskussion.[108] Zweitens zeigt das Beispiel Ford, dass die

104 Memo FB Kulp to W. J. Hayden, Ford of Europe, 4.3.1987, in: Archiv Fordwerke AG, Abteilung HRM, Ordner »Restructuring Follow-up«.

105 Bericht des BR Niehl zur Betriebsversammlung, II. Quartal 1984, AIGMK, Ordner »BR Ford-N ab Jan. 83«.

106 Zu dieser in ähnlicher Weise auch bei General Motors beobachtbaren Transformation vgl. *Thomas Fetzer*, European Works Councils as Risk Communities. The Case of General Motors, in: European Journal of Industrial Relations 14, 2008, S. 289–308.

107 Vgl. zuletzt *Tenfelde*, Deutsche Gewerkschaften und europäische Integration.

108 Für einen ersten Versuch vgl. *Thomas Fetzer*, Defending Mitbestimmung. German Trade Unions and European Company Law Regulation (1966–1990), in: Economic and Industrial Democracy, Special Issue »The Europeanisation of Employee Participation, and its Limits. Britain and Germany in Historical and Contemporary Perspective« (im Erscheinen).

Untersuchung von Europäisierungsprozessen auch Potenzial für neue Einsichten in ›klassische‹ Felder der Gewerkschaftsgeschichte der Nachkriegszeit bietet, wie etwa die Debatte zu Konflikt versus Kooperation oder die Analyse der Mitbestimmungspraxis auf Unternehmensebene.[109] Im Falle Fords war es beispielsweise unverkennbar, dass die von vielen Autoren betonte Professionalisierung der Mitbestimmungspraxis seit den 1970er Jahren und die sich gerade in der IG Metall ausprägende Tendenz zum Co-Management[110] maßgeblich durch die Europäisierung von Unternehmensstrukturen und -strategien befördert wurden. Zudem, und hier lässt sich eine Brücke zur jüngsten Gewerkschaftsgeschichte schlagen, begünstigten diese Europäisierungsprozesse auch eine voluntaristische und vertragliche Ausgestaltung der Mitbestimmung, bei der es weniger um die Durchsetzung gesetzlich verbriefter Rechte als um das Erlangen von Einflussmöglichkeiten in neuen Problemfeldern ging. Wie Britta Rehder gezeigt hat, entwickelte sich der Ford-Betriebsrat mit seinen ab 1985 regelmäßig ausgehandelten Investitionssicherungsvereinbarungen hier sogar zu einem ›Trendsetter‹ innerhalb der IG Metall.[111]

Im Hinblick auf Implikationen der Fallstudie für eine europäische Zeitgeschichte fallen zwei methodologische Elemente ins Auge. Erstens unterstreicht der Beitrag die Wichtigkeit, europäische Zeitgeschichte nicht allein als Geschichte von grenzüberschreitenden Netzwerken und »flows« zu konzeptualisieren, sondern gleichzeitig auch den Auswirkungen und Aneignungen von Europäisierungsprozessen in nationalen Gesellschaften Beachtung zu schenken.[112] In diesem Zusammenhang gilt es nicht zuletzt, die Rolle zivilgesellschaftlicher Akteure in solchen Prozessen stärker als bisher zu beleuchten – Gewerkschaften stellen nur eines von vielen möglichen Beispielen dar.

Diese Überlegungen verdeutlichen zweitens die Nützlichkeit des Ansatzes, die Zeitgeschichte Europas als eine ›history in the making‹ zu konzeptualisieren, d. h. als eine Geschichte, die die Konstruktion Europas als Wahrnehmungs- und Handlungsraum historischer Akteure mitbedenkt. Auch eher strukturgeschichtlich angelegte Arbeiten zur Geschichte Europas in der Nachkriegszeit sollten darüber reflektieren, inwieweit und in welcher Weise sich ›Europa‹ in der Wahrnehmung der historischen Akteure selbst widergespiegelt hat.

---

109 Vgl. hierzu jüngst z. B. *Klaus Tenfelde/Karl-Otto Czikowski/Jürgen Mittag* u. a. (Hrsg.), Stimmt die Chemie? Mitbestimmung und Sozialpolitik in der Geschichte des Bayer-Konzerns, Essen 2007.

110 Vgl. die Literatur in Anm. 19.

111 *Britta Rehder*, Betriebliche Bündnisse für Arbeit in Deutschland. Flächentarifvertrag und Mitbestimmung im Wandel, Frankfurt am Main 2003.

112 Dieses Argument folgt der Konzeptualisierung von transnationaler Geschichte durch *Jürgen Osterhammel*, Transnationale Gesellschaftsgeschichte: Erweiterung oder Alternative?, in: GG 27, 2001, S. 464–479.

Guido Thiemeyer

Die Integration der Donau-Schifffahrt als Problem der europäischen Zeitgeschichte

In der politikwissenschaftlichen und historischen Forschung zur Europäischen Integration lassen sich gegenwärtig drei wesentliche Strömungen ausmachen: Die erste Richtung sieht die europäische Einigung als das Resultat politischer Entscheidungen. Der Wunsch nach Frieden und Sicherheit für Europa nach dem Zweiten Weltkrieg habe zum Konzept der Einbindung des als Unsicherheitsfaktor empfundenen Deutschland und zur Selbstbehauptung Westeuropas gegenüber den beiden neuen Weltmächten Sowjetunion und USA geführt. Konkretes Resultat dieser Entscheidungen seien die Montanunion (1950) und die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (1958) als erste supranationale Organisationen gewesen oder auch, mit anderem Konzept, aber gleichem Ziel, die *North Atlantic Treaty Organization* (NATO), der Europarat und die *Organisation for European Economic Cooperation* (OEEC). Die vielfältigen europäischen Organisationen waren aus dieser Perspektive primär ein Resultat teils konkurrierender, teils komplementärer politischer Entscheidungen.[1] Neuere Forschungen in diesem Rahmen haben verschiedene Antriebskräfte oder »Forces Profondes« der europäischen Integration herausgearbeitet.[2] Neben dem politikgeschichtlichen Ansatz zur Interpretation europäischer Integration hat sich, zweitens, in den vergangenen Jahren jener der Kulturgeschichte etabliert. Diese fragt nicht nach politischen Institutionen und Absichten oder gesellschaftlichen Verflechtungen, sondern nach Bildern und Diskursen, die mit dem Begriff »Europa« verbunden wurden.[3] Europa, so die These, sei dort, wo Menschen über »Europa« reden und schreiben, es sei also ein diskursives Konstrukt, das allerdings nicht statisch, sondern dynamisch sei. Eng verbunden mit diesem Ansatz ist die Frage nach der europäischen Identität.[4] Ein dritter Ansatz hingegen sieht den Integrationsvorgang vor allem als Ergebnis dezentraler ökonomisch-gesellschaftlicher Prozesse.[5] Die aus dem 19. Jahrhundert tradierte Kongruenz von poli-

---

1 In dieser Richtung argumentieren etwa: *Gerhard Brunn*, Die Europäische Einigung von 1945 bis heute, Stuttgart 2002; *Franz Knipping*, Rom, 25. März 1957. Die Einigung Europas, München 2004; zuletzt: *Jürgen Mittag*, Kleine Geschichte der Europäischen Union. Von der Europaidee bis zur Gegenwart, Münster 2008; *Desmond Dinan*, Origins and Evolution of the European Union, Oxford 2006; *Marie-Thérèse Bitsch*, Histoire de la Construction européenne, Paris 2001.

2 *Wilfried Loth*, Explaining European Integration. The Contributions from Historians, in: Journal of European Integration History 14, 2008, S. 9–26; *Guido Thiemeyer*, Die Antriebskräfte der europäischen Integration und die Formierung einer europäischen Identität, in: *Bernd Schönemann/Hartmut Voit* (Hrsg.), Europa in historisch-didaktischen Perspektiven, Idstein 2007, S. 94–110.

3 *Wolfgang Schmale*, Geschichte Europas, Wien/Köln etc. 2000.

4 *Achim Trunk*, Europa, ein Ausweg. Politische Eliten und europäische Identität in den 1950er Jahren, München 2007; *Wolfgang Schmale*, Geschichte und Zukunft der europäischen Identität, Stuttgart 2008.

5 Grundlegend für diese These: *Hartmut Kaelble*, Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart, München 2007; *Hartmut Kaelble/Martin Kirsch* (Hrsg.), Selbstverständnis und Gesellschaft der Europäer. Aspekte der sozialen und kulturellen Europäisierung im späten 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2008; Manfred *Hildermeier/Jürgen Kocka/Christoph Conrad (*Hrsg.), Europäische Zivilgesellschaft in Ost und West. Begriff, Geschichte, Chancen, Frankfurt am Main/New York 2000. Erstmals wurde dieser Ansatz vertreten von *David Mitrany*, A Working Peace System. An Argument for the Functional Development of International Organisation, London 1943.

tischer Herrschaft, rechtlicher Verfassung und ökonomisch-gesellschaftlicher Selbstorganisation sei angesichts der Internationalisierung der Gesellschaften seit dem Zweiten Weltkrieg zerbrochen. Vor allem wirtschaftliche Akteure seien in diesem Zusammenhang international aktiv geworden und ein transnationales Netz von ökonomisch-gesellschaftlichen Beziehungen sei entstanden, das sich dem politischen und rechtlichen Zugriff der nationalen Regierungen mehr und mehr entzog. Dieser gesellschaftsgeschichtliche Ansatz zur europäischen Integrationsforschung hat in den letzten Jahren eine Boomphase erlebt.

In diesem Kontext hat sich der Begriff der »Europäisierung« etabliert, der ein neues Paradigma der gesellschaftsgeschichtlichen Europaforschung zu werden scheint.[6] Hartmut Kaelble und Martin Kirsch haben versucht, diesen Begriff analytisch fruchtbar zu machen, und sechs Hauptentwicklungen herausgearbeitet, die unter dem Schlagwort der Europäisierung untersucht werden sollen.[7] Dies ist erstens die Entstehung von Konvergenzen zwischen den europäischen Staaten und Regionen in gesellschaftlicher, rechtlicher, politischer und kultureller Hinsicht. Zweitens sollen die Verflechtungen zwischen den europäischen Staaten und Regionen thematisiert werden. Ein dritter Aspekt nimmt die Erfahrung des europäischen Raums durch die Europäer in Betracht. Viertens sollen die europäischen Besonderheiten gegenüber der nicht-europäischen Welt untersucht werden. Fünftens steht das Selbstverständnis der Europäer im Fokus, sechstens die Untersuchung von europäischen politischen und rechtlichen Institutionen. Das ist ein gewaltiges Forschungsprogramm, das bislang nur in disparaten Einzelansätzen angegangen wurde.

Trotz des Booms der gesellschafts- und kulturhistorischen Europaforschung der letzten Jahre lassen sich noch deutliche Defizite dieser Disziplin ausmachen. Zum einen erscheint es zunehmend fragwürdig zu werden, den europäischen Integrationsprozess mit dem Jahr 1945 beginnen zu lassen. Gewiss wird immer wieder auf die ›Vorläufer‹, die Europa-Vorstellungen des 19. Jahrhunderts, auf die Paneuropa-Bewegung der Zwischenkriegszeit, hingewiesen, doch eben nur als Vorläufer. Dabei haben neuere Forschungen zum Internationalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutlich gemacht, dass schon hier Prozesse der »Europäisierung« stattfanden, die deutlich mehr waren als Vorläufer der europäischen Integration.[8] Gerade aus gesellschafts- und politikgeschichtlicher Perspektive sprechen einige Argumente dafür, die Epoche des Internationalismus (1860–1914) und jene der Europäischen Integration (seit 1945) als Einheit zu betrachten. Die Epoche der Weltkriege erscheint aus dieser Perspektive als temporäre Unterbrechung dieses Prozesses.

Ein zweites Defizit der europäischen Integrationsforschung ist, dass sie in starkem Maße auf Westeuropa konzentriert ist. Zweifellos gibt es inzwischen auch Studien über Integrationsvorgänge in dem von der Sowjetunion dominierten östlichen Teil des Kontinents. Nach wie vor nahezu gar nicht im Fokus geschichtswissenschaftlicher Forschung stehen aber gesamteuropäische Integrationsprozesse, die es sowohl vor dem Ersten Weltkrieg wie auch nach 1945 unter den Bedingungen des Kalten Krieges durchaus gab. So

---

6 *Martin Conway/Kiran Patel*, Europeanisation History Network, URL: <http://www.europeanisation.org> [31.3.2009]; *Konrad Jarausch*/*Thomas Lindenberger* (Hrsg.), Conflicted Memories. Europeanizing Contemporary Histories, London/New York 2007.

7 *Hartmut Kaelble/Martin Kirsch*, Einleitung: Zur Europäisierung des Selbstverständnisses und der Gesellschaft der Europäer im 19. und 20. Jahrhundert, in: *dies*., Selbstverständnis und Gesellschaft der Europäer, S. 12–26.

8 *Martin Geyer/Johannes Paulmann* (Hrsg.), The Mechanics of Internationalism. Culture, Society and Politics from the 1840s to the First World War, Oxford 2001; *Christian Henrich-Franke/Cornelius Neutsch/Guido Thiemeye*r (Hrsg.), Internationalismus und europäische Integration im Vergleich. Fallstudien zu Währungen, Landwirtschaft, Verkehrs- und Nachrichtenwesen, Baden-Baden 2007; *Guido Thiemeyer*, Internationalismus und Diplomatie. Währungspolitische Kooperation im europäischen Staatensystem 1865–1900, München 2009.

ist die Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) immer als Entspannungsphase des Kalten Krieges oder als Bestandteil der ›Ostpolitik‹ interpretiert worden, ihre Integrationswirkung zwischen Ost- und Westeuropa hingegen wurde weitgehend außer Acht gelassen. Lediglich ökonomische Kooperationsmuster wurden untersucht.

Schließlich ist auch die europäische Integrationsforschung zu weiten Teilen durch die für die gegenwärtige Geschichtswissenschaft typische scharfe Trennung der Disziplinen geprägt. Kultur- und Politikhistoriker finden ebenso kaum eine gemeinsame Basis wie Kultur- und Wirtschaftshistoriker. Die geschichtswissenschaftlichen Teildisziplinen suchen eher den Kontakt zur den ihnen nahe stehenden Hilfswissenschaften (Kultur-, Politik-, Wirtschaftswissenschaften) und scheinen kaum Interesse an einer interdisziplinären Kooperation innerhalb der Geschichtswissenschaft selbst zu haben. Dabei deutet vieles darauf hin, dass der europäische Integrationsprozess nur durch einander ergänzende politik-, gesellschafts- und kulturhistorische Ansätze wirklich verstanden und erklärt werden kann.

Der Beitrag soll erste Ansätze aufzeigen, wie, aufbauend auf dem gesellschaftsgeschichtlichen Konzept der »Europäisierung«, diese Schwächen der Integrationsforschung überwunden werden könnten. Er beschäftigt sich mit den politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Dimensionen der Integration an einem bislang von der Geschichtswissenschaft völlig unbeachteten Beispiel, der Binnenschifffahrt auf der Donau. Schon hier ist darauf hinzuweisen, dass es sich um einen ersten Problemaufriss handelt, der keineswegs erschöpfend dargestellt werden kann. Im Kern geht es darum ein Thema anzureißen, das das Potenzial für weitere, intensivere Forschungen hat. Ein erster Abschnitt soll die Integrationsprozesse an der Donau in ihren Grundzügen seit dem frühen 19. Jahrhundert darstellen. In einem zweiten Kapitel werden die von Kaelble entwickelten Kategorien der »Europäisierung« weitgehend auf diese Vorgänge angewandt. In einem Schlusskapitel wird die Perspektive erweitert und nach den Möglichkeiten einer europäischen Gesellschafts- und Zeitgeschichte gefragt.

I. Integrationsprozesse im Donauraum zwischen 1856 und 1960

Die europäische Integration der Binnenschifffahrt begann nicht an der Donau, sondern am Rhein. Der Rhein ist seit der Antike einer der wichtigsten, wenn nicht der wichtigste Verkehrsweg in Westeuropa. Der Beginn der Industrialisierung und die mit ihr einhergehende Intensivierung des Handels steigerten die Bedeutung dieses Transportweges in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch einmal. Schon zuvor war der Rhein ein wichtiger Handelsweg gewesen, der vor allem für die Anliegerstaaten von wirtschaftlicher Bedeutung war, nicht nur als wesentlicher Teil der Infrastruktur, sondern auch als Einnahmequelle von Zöllen und Abgaben. Eberhard Gothein hat für das Jahr 1790 auf der Strecke zwischen Straßburg und der Grenze zu den Niederlanden insgesamt 32 Zollstätten gezählt.[9] Die Anfänge der Integration der Binnenschifffahrt in Europa lassen sich vereinfachend auf die »Doppelrevolution« am Ende des 18. Jahrhunderts zurückführen: Die beginnende Industrielle Revolution erforderte einen Ausbau der Infrastruktur und die Französische Revolution machte sich den Gedanken der internationalen Verkehrsfreiheit zu eigen. Die politische Forderung nach der Freiheit der Rheinschifffahrt und der Abschaffung der Zölle wurde erst durch die französischen Revolutionskriege konkret. Internatio-

9 *Eberhard Gothein*, Geschichtliche Entwicklung der Rheinschiffahrt im XIX. Jahrhundert, Leipzig 1903, S. 1f.; vgl. zudem *A. Seeliger*, Die Rheinakte. Die internationale Rechtsordnung des Rheins. Entwicklungsvorgang und gegenwärtiger Zustand, in: *Walter Schmitz* (Hrsg.), 50 Jahre Rhein-Verkehrs-Politik, Duisburg 1927, S. 115–152; *Rudolf Baumgartner*, Die Freiheit der Rheinschiffahrt, Bern 1926; *Markus Sengspiel*, Das Recht der Freiheit der Schiffahrt auf Rhein und Donau. Eine regimerechtliche Analyse, Duisburg 1998.

nale schiffbare Ströme wurden im Rechtsdenken der Revolution als über den Nationalstaaten stehendes, internationales öffentliches Gut verstanden. Dahinter stand auch der Gedanke der Gewerbefreiheit, der allmählich zur Aufhebung der Zünfte in Westeuropa insgesamt führte. Der Grundsatz von der Verkehrsfreiheit auf dem Rhein wurde daher in die Friedensverträge aufgenommen, die die französische Republik 1795 mit den Niederlanden, 1796 mit Baden und 1797 mit Österreich schloss. Wie so vieles andere wurde auch dieser Gedanke vom Wiener Kongress aufgenommen und in die ökonomische und politische Neuordnung Europas integriert. Für die Fragen der Binnenschifffahrt wurde vom Kongress eine besondere Kommission eingesetzt, die vom 2. Februar bis zum 24. März 1815 tagte. Neben den Großmächten waren auch die Uferstaaten Baden, Bayern, Hessen-Darmstadt, Nassau, Niederlande und Württemberg vertreten. Man einigte sich auf allgemeine Grundsätze für die Binnenschifffahrt, die dann in die Artikel 108 bis 116 der Wiener Schlussakte vom 9. Juni 1815 aufgenommen wurden. Sie galten für alle »internationalen Ströme«, d. h. für alle diejenigen, die in ihrem schiffbaren Bereich verschiedene Staaten durchflossen oder die Grenze bildeten. Die Mächte verpflichteten sich, alle Schifffahrtsfragen für diese Ströme gemeinsam zu regeln. Die Schifffahrt auf diesen internationalen Strömen sollte vollständig frei sein, was allerdings nicht bedeutete, dass keine Abgaben erhoben werden könnten. Diese sollten aber möglichst einheitlich, einfach und niedrig sein und den Handel so wenig wie möglich behindern. Auch Zölle blieben prinzipiell erlaubt, Stapelrechte jedoch wurden verboten. Diese Grundsätze galten für alle internationalen Ströme, für den Rhein aber wurden in einem Annex Sonderbestimmungen formuliert, deren wichtigste die Einrichtung einer Zentralkommission war, mit der Aufgabe, »eine genaue Kontrolle über die Einhaltung des Reglements auszuüben und eine Autorität zu bilden, die als Verbindungsglied zwischen den einzelnen Uferstaaten hinsichtlich aller Angelegenheiten, die sich auf die Schiffahrt beziehen, dienen kann.«[10]

Damit wurde auf dem Wiener Kongress ein weitreichendes Programm aufgelegt, das im Kern darauf hinauslief, dass die Uferstaaten internationaler Flüsse diese Schifffahrtswege gemeinsam verwalten, und zwar im »intérêt général du commerce«, wie Wilhelm von Humboldt formulierte.[11] Die in Wien festgelegten allgemeinen Prinzipien der Binnenschifffahrt wurden für den Rhein in den folgenden Jahren spezifiziert. Das Resultat war die Rheinschifffahrtsakte von Mainz von 1831, in welcher die Rahmenbedingungen für die Schifffahrt auf dem Rhein konkret geregelt wurden. Vereinbart wurden die Höhe der Schifffahrtsabgaben, die Anwendung der in jedem Staat geltenden Zoll- und Steuersätze, die Erteilung von Schifferpatenten sowie wasserpolizeiliche Regelungen. Nach den Vorgaben der Wiener Schlussakte wurde eine Zentralkommission für die Rheinschifffahrt geschaffen, zu der jeder Rheinuferstaat einen Bevollmächtigten ernannte und die einmal im Jahr in Mainz zusammentreten sollte. Aufgabe der Kommission war es, allgemein über die Einhaltung der in der Mainzer Akte festgehaltenen Bestimmungen zu wachen, Anregungen zu Neuregelungen zu geben und regelmäßig einen Bericht über den Zustand der Rheinschifffahrt zu erstellen.[12]

Die im Kontext des Wiener Friedensvertrages vereinbarten Regelungen für die Freiheit der Binnenschifffahrt galten für alle internationalen Ströme, nicht jedoch für die Donau, weil diese zu einem wesentlichen Teil durch das Osmanische Reich floss, das bis 1856 nicht Bestandteil der »Wiener Ordnung« war.[13] Erst mit dem Pariser Frieden zur

---

10 Art. 10 des Règlement particulier relatif à la navigation du Rhin.

11 *Wilhelm von Humboldt*, Gesammelte Schriften, Bd. XI, Berlin 1903, S. 317. Hierzu auch: *Sengpiel*, Das Recht der Freiheit der Schiffahrt, S. 23.

12 *Seeliger*, Die Rheinakte, S. 125.

13 *Wilhelm Wegener*, Die internationale Donau. Völkerrechtliche Bemerkungen zum Belgrader Donau-Schiffahrtsabkommen von 1948, Göttingen 1951, S. 9–36. La Commission Européenne du Danube et son œuvre de 1856 à 1931, Paris 1931.

Beendigung des Krimkrieges 1856 wurde die Türkei als vollwertiges Mitglied in das ›europäische Konzert‹ aufgenommen und damit die Basis für eine internationale Regelung der Flussschifffahrt auf der Donau geschaffen.[14] Artikel 16 des Pariser Friedensvertrages vom 30. März 1856 schuf die Europäische Donaukommission, in der Frankreich, Großbritannien, Österreich-Ungarn, Sardinien-Piemont, Russland und die Türkei vertreten waren. Ihre Aufgabe war der Bau einer schiffbaren Fahrrinne im Sulina-Arm der Donau-Mündung. Die Europäische Donaukommission war zunächst als temporäre Einrichtung gedacht, nach zwei Jahren sollten ihre Befugnisse auf die bereits bestehende Uferstaatenkommission übergehen. Tatsächlich kam es umgekehrt: Die Europäische Donaukommission blieb bestehen, ab 1865 wurden ihr die Befugnisse der Uferstaatenkommission übertragen und die Uferstaaten traten der Europäischen Donaukommission bei. Damit wurde die Donau, ähnlich wie der Rhein, zu einem übernationalen, europäischen Strom. Auf der Grundlage des Versailler Vertrages wurde die internationale Verwaltung der Donau 1921 neu geordnet: Die Europäische Donaukommission war nun nur noch zuständig für die sogenannte Seedonau, das ist jener Teil des Flusses, der mit hochseetauglichen Schiffen befahren werden konnte, flussabwärts von Braila. In ihr waren nun nur noch Frankreich, Großbritannien, Italien und Rumänien vertreten, die Kriegsverlierer Russland, das Deutsche Reich, Österreich und die Türkei wurden ausgeschlossen. Parallel hierzu wurde die Internationale Donaukommission errichtet, der die Regierungen der Europäischen Donaukommission sowie die Uferstaaten angehörten. Sie war lediglich für die technischen Aspekte der Schifffahrt auf der Donau zuständig. Die letzte Konferenz der Internationalen Donaukommission fand im Sommer 1940 statt, im Zweiten Weltkrieg wurde sie durch das Deutsche Reich aufgelöst.

Wichtig für die hier interessierende Fragestellung ist, dass es seit dem frühen 19. Jahrhundert zwei internationale Organisationen im Bereich der europäischen Binnenschifffahrt gab, deren Geschichte im Kern von zwei Elementen geprägt wurde: zum einen durch das Prinzip des freien Verkehrs auf internationalen Strömen, eines wirtschaftsliberalen Grundsatzes also, der im Kontext der Französischen Revolution und ihres Einflusses auf Westeuropa politisch relevant wurde. Das zweite war, dass über diese internationalen Organisationen auch politischer Einfluss ausgeübt wurde. So unterstützte der österreichische Delegierte auf der Pariser Friedenskonferenz die Einrichtung einer Europäischen Donaukommission mit dem Argument dass »wir […] hiemit [sic] erst recht die Herren der Donau werden.«[15] Auch die Umstrukturierung der Donaukommission von 1921 diente nicht zuletzt dem Ziel, den russischen Einfluss auf dem Balkan zurückzudrängen. Beide internationale Organisationen für die Binnenschifffahrt, die Zentralkommission für die Rheinschifffahrt ebenso wie die Donaukommissionen, entsprangen also sowohl ökonomischen als auch politischen Interessen. Den beiden Prinzipien entsprachen auch verschiedene Organisationsformen der Schifffahrtskommissionen für Rhein und Donau. Während beim Rhein im 19. Jahrhundert das Uferstaatenprinzip angewandt wurde, das vor allem den ökonomischen Interessen der Anrainerstaaten entsprach, wurde ab 1856 an der Donau die Verantwortung der europäischen Großmächte zunächst für die Seedonau festgelegt. Die Binnenschifffahrt wurde damit zu einem allgemeinen europäischen Interesse, unabhängig von der geografischen Lage der Mitgliedstaaten.

Der Zweite Weltkrieg und die Anfänge des Kalten Krieges veränderten die Situation der Donau grundlegend. Aus US-amerikanischer Sicht sollten die Schifffahrt auf Rhein und Donau durch ein allgemeines Abkommen im Rahmen der Konferenz von Potsdam im Sommer 1945 geregelt werden. Die sowjetische Regierung jedoch bevorzugte eine Trennung der Binnenschifffahrtsfragen von den allgemeinen Fragen der Potsdamer Kon-

14 Akten zur Geschichte des Krimkrieges, Serie I, Österreichische Akten zur Geschichte des Krimkrieges, hrsg. von *Winfried Baumgart*, München/Wien 1979, insbesondere Dok. 296 f.

15 Buol an Franz Joseph I., 13.3.1856, in: ebd., Dok. 297, S. 519.

ferenz, vor allem, so der US-amerikanische Eindruck, weil man sich über die eigene Haltung zu dieser Frage noch nicht im Klaren war. Auf der Außenministerkonferenz zwischen den vier Siegermächten Großbritannien, Frankreich, der Sowjetunion und den USA vom 12. Dezember 1946 in New York einigte man sich darauf, nach Abschluss der Friedensverträge mit Rumänien, Bulgarien und Ungarn eine Konferenz einzuberufen, an der außer den vier Siegermächten auch die Ukraine, Bulgarien, Rumänien, Jugoslawien, die Tschechoslowakei und Ungarn teilnehmen sollten. Zudem sollte Österreich eingeladen werden, sobald die Zukunft dieses Landes geregelt sei.[16] Schon vor Beginn der Konferenz von Belgrad am 30. Juli 1948 waren jedoch bereits deutlich verschiedene Grundpositionen hinsichtlich der rechtlichen Situation an der Donau zwischen den Westmächten einerseits und den von der Sowjetunion angeführten Anrainerstaaten andererseits deutlich geworden.[17] Während die USA, Großbritannien und Frankreich auf dem Standpunkt standen, dass die Europäische Donauakte von 1921 weiterhin Gültigkeit habe, meinte die sowjetische Regierung, dass eben dies nicht der Fall sei. Dies ist verständlich, Russland wurde, nachdem es durch die Grenzrevisionen der Pariser Vorortverträge nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr Anrainerstaat der Donau war, an der Internationalen Donaukommission nicht mehr beteiligt. Jetzt interpretierte man in Moskau den US-amerikanischen Wunsch nach einer Mitgliedschaft in der Europäischen Donaukommission als Versuch, auch im Balkanraum zunächst ökonomisch, dann auch politisch Einfluss zu gewinnen. Das war, nimmt man die US-Quellen zur Grundlage, auch gar nicht so falsch.[18] Eben deswegen war man in Moskau entschlossen, das amerikanische Ansinnen möglichst dadurch zu durchkreuzen, dass die Westmächte nicht in die internationale Verwaltung der Donau einbezogen wurden. Die Konfrontation zwischen der Sowjetunion und den Westmächten auf der Donaukonferenz in Belgrad im Sommer 1948 markierte daher einen wichtigen Schritt auf dem Weg in den Ost-West-Konflikt. Der sowjetische Außenminister Wijshinkij beharrte kompromisslos auf dem Uferstaatenprinzip, welches den Westmächten kein Mitspracherecht an der Donau-Schifffahrt gewährte. Auf der anderen Seite waren die Westmächte entschlossen, nicht auf die sowjetischen Forderungen einzugehen. Am 18. August 1948 wurde schließlich ein »Abkommen über die Schiffahrt auf der Donau« geschlossen, dem die Westmächte nicht beitraten. Es galt für »den schiffbaren Teil des Donaustroms von Ulm bis zum Schwarzen Meer« (Art. 1), bezog also den österreichischen und deutschen Teil des Flusses mit ein, ohne dass Österreicher oder Deutsche bzw. die sie repräsentierenden Besatzungsmächte (USA, Großbritannien, Frankreich) daran beteiligt wurden.[19] Diese beharrten darauf, dass die Europäische Donaukommission weiterhin Bestand habe. Die Europäische Donaukommission verlegte darauf ihren Sitz nach Rom und hatte auf die konkrete Flussverwaltung keinen Einfluss mehr. Diese wurde nun von der in Belgrad errichteten »Internationalen Donaukommission« wahrgenommen, in der

16 Ergebnisprotokoll der Konferenz, in: Documents Diplomatiques Français (DDF) 1946 Annexes (25.4.–12.12.), Paris 1996, S. 554.

17 *J. L. Kunz*, The Danube Régime and the Belgrade Conference, in: American Journal of International Law 43, 1949, S. 104–113, hier: S. 110 ff. Die sowjetischen Perspektive wird vom sowjetischen Unterhändler selbst zusammengefasst in: *A. J. Wyschinskij*, Donauregelung im neuen Geiste, in: Neue Welt Bd. 3, 1948, Nr. 15, S. 20 ff.

18 »Overall objective in emphasizing the continuing interest of the United States in developments in the Balkans and the intention of the United States to continue to participate in that area whenever a legitimate opportunity arises. Free and open navigation on the River for vessels of all nations. (This is not an end in itself but a means of opening up the area for trade with the west.)« So fasste der stellvertretende Transportminister die amerikanischen Verhandlungsziele zusammen: FRUS 1948, Vol. IV: Eastern Europe, The Soviet Union, Washington 1974, S. 607: Memorandum by the Assistant Secretary of State for Transportation and Communication (Norton) to the Under Secretary of State (Lovet), 19.5.1948.

19 Der Text des Abkommens bei: *Wegener*, Die internationale Donau, S. 59–81.

die sowjetischen Vertreter eine dominierende Stellung einnahmen. Die Geschäftsordnung der Donaukommission von 1949 gab dem Sekretär der Organisation die beherrschende Stellung im Entscheidungsgefüge und legte gleichzeitig fest, dass dieses Amt grundsätzlich dem sowjetischen Vertreter übertragen würde.[20] Damit hatte sich im Rahmen der Internationalen Donaukommission eine besondere Form der Integration vollzogen: Die Sowjetunion hatte de facto die Kontrolle über den Flusslauf der Donau von der österreichisch-ungarischen Grenze bis zur Mündung übernommen und legte die für diesen Bereich geltenden Regeln autoritär fest. Dies muss vor dem Hintergrund des sich erstmals zuspitzenden Ost-West-Konfliktes (Berlin-Krise) und der Auseinandersetzung mit Jugoslawien gesehen werden. Denn so wie die USA, Großbritannien und Frankreich auf der Belgrader Konferenz wurden auch jugoslawische Vertreter aus den wesentlichen Entscheidungsstellen der neuen Donaukommission ausgeschlossen, obwohl Jugoslawien ein wichtiger Uferstaat war.

Erst nach dem Ende des Kominform-Konfliktes mit Jugoslawien und dem Beginn der ersten Entspannungsphase im Kalten Krieg durch den Tod Stalins im Frühjahr 1953 lockerte die sowjetische Regierung den autoritären Zugriff auf die Donau. Dies eröffnete den Anliegerstaaten der Donau im sowjetischen Machtbereich Handlungsspielräume. So wurden zwischen den Regierungen Bulgariens und Rumäniens (29. November 1955) sowie zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei (16. April 1954) bilaterale Verträge über die technische Verbesserung der Schifffahrt auf der Donau und den gemeinsamen Bau von Kraftwerken geschlossen.[21]

Dies war der Auftakt zu einem ganzen Netz von bilateralen Verträgen über die technisch-ökonomische Zusammenarbeit auf der Donau. In allen Staaten waren seit 1948 monopolistisch strukturierte, in Staatsbesitz befindliche Reedereien gegründet worden, die alle unter der Leitung von sowjetischen Direktoren standen. Zwischen dem 23. September und dem 8. Oktober 1952 fand in Budapest eine Konferenz dieser sogenannten »gemischten« Schifffahrtsgesellschaften statt, auf der unter sowjetischer Regie über die Vereinheitlichung der Tarife und gegenseitige Hilfeleistungen der Gesellschaften gesprochen wurde. Erst 1954 wurden die nationalen Schifffahrtsgesellschaften aus der sowjetischen Kontrolle entlassen und trafen sich zu einem ersten Kongress, der in das Bratislawa-Abkommen von 1955 mündete.[22] Beteiligt waren die Sowjetische Donauschifffahrtsgesellschaft (SDP), die Bulgarische Flussschifffahrt (BRP), die Tschechoslowakische Donauschifffahrtsgesellschaft (CSPD), die Rumänische Zivilschifffahrt (NAVROM) sowie die Ungarische Schifffahrtsgesellschaft (MAHART). Die jugoslawische Donauschifffahrtsgesellschaft (JRB) und der Dunavskij Lloyd (ebenfalls Jugoslawien) traten erst 1967 bei. Das Abkommen betraf die allgemeinen Frachtbedingungen im Güterverkehr, die Vereinheitlichung der Frachtpapiere und Bestimmungen über das Be- und Entladen der Fahrzeuge. Zudem einigte man sich auf einheitliche Tarife im Donauverkehr und auf Hilfeleistungen bei Havarien und Notfällen.

Damit hatte sich der Integrationsprozess in der Donau-Schifffahrt gewandelt. Zwischen 1945 und 1953 wurde die Integration ausschließlich unter der politischen und ökonomischen Kontrolle der Sowjetunion vollzogen, nun wurden die Schifffahrtsgesellschaften in eine relative Freiheit entlassen. Die politische Kontrolle blieb gleichwohl stark; abgesehen von den Reedereien aus Jugoslawien, das aber erst 1967 in diesen Prozess einbe-

---

20 *Franz Pichler*, Die Donaukommission und die Donaustaaten: Kooperation und Integration, Wien/Stuttgart 1973, S. 91; vgl. auch *Karlheinz Manlik*, Die Internationale Donau: Geschichte der Donaukommissionen, in: Donau-Schiffahrt Bd. 6, 1992, S. 85–95.

21 *David Cattel*, The Politics of the Danube Commission under Soviet Control, in: The American Slavic and European Review 19, 1960, Nr. 3, S. 391.

22 *Leopold Mahr*, Das Bratislawa-Abkommen. Die Gemeinschaft der Donauschiffahrtsgesellschaften, in: Verkehr (Wien) XXV, 1969, Nr. 40, S. 1537 ff.

zogen wurde, handelte es sich um Unternehmen im Staatsbesitz. Die ab 1948 von der Sowjetunion erzwungene Integration wurde abgelöst durch die freiwillige Kooperation von staatlichen Unternehmen in konkreten technischen und ökonomischen Fragen des Schiffverkehrs.

Diese behutsame Liberalisierung innerhalb des sowjetischen Machtbereiches wirkte sich auch auf die westlichen Staaten aus. Obwohl die Internationale Donaukommission gemäß dem Abkommen vom 18. August 1948 für die gesamte schiffbare Donau, d. h. von Ulm bis zum Schwarzen Meer, galt, endete ihre Zuständigkeit de facto an der Grenze zwischen Ungarn und Österreich. Die Schiffe der Österreichischen Donaudampfschifffahrtsgesellschaft konnten bis 1952 wegen der sowjetischen Besatzungszone in Österreich nur zwischen Linz und Regensburg fahren. Beginnend mit dem österreichisch-ungarischen Schifffahrtsvertrag vom 18. Mai 1954, wurde auch Österreich in das System der bilateralen Verträge einbezogen. Nach der Wiedererlangung der Souveränität Österreichs durch den Staatsvertrag vom 15. Mai 1955 wurde ein österreichischer Delegierter als Beobachter bei den Sitzungen des Sekretariats der Internationalen Donaukommission zugelassen, ab 1960 war Österreich Vollmitglied dieser Organisation. Die Wiener Regierung betonte, »dass es aus rein praktischen Gründen zweckmäßig für Österreich sei, der Konvention beizutreten. Politische Gründe hätten keine Rolle gespielt.«[23]

Nach dem österreichischen Staatsvertrag schien die Öffnung der Internationalen Donaukommission auch für die westlichen Anrainerstaaten zum Ziel Moskaus zu werden. Am 28. Mai 1956 fragte die sowjetische Regierung in Bonn inoffiziell an, ob die Bundesrepublik nicht der Donaukommission beitreten wolle. Auch der jugoslawische Handelsattaché schloss sich dieser Bitte an und eröffnete mit dieser Initiative eine intensive Debatte in der Bundesregierung.[24] Im Auswärtigen Amt stand man einer Mitgliedschaft der Bundesrepublik in der Donaukommission sehr skeptisch gegenüber. Ausschlaggebend hierfür waren zwei Argumente: Zum einen befürchteten die dort dominierenden Staatsrechtler, dass der Beitritt zum Belgrader Abkommen die Anerkennung des politischen und territorialen Status quo in Osteuropa bedeuten werde. Genau dies lehnte die Bundesregierung ab. Vor allem fürchtete man in diesem Zusammenhang einen möglichen Beitritt der DDR zur Donaukommission, so dass beide deutsche Staaten in einer von der Sowjetunion dominierten internationalen Organisation vertreten gewesen wären. Zum zweiten wurde argumentiert, dass die Westmächte, insbesondere die Vereinigten Staaten, die Budapester Konvention nicht anerkannt hätten. Es würde daher in London, Paris und Washington »Irritationen« über die deutsche Politik geben, wenn die Bundesregierung dieser Organisation beitreten würde. Die Gegenposition wurde vom Bundesverkehrsministerium vertreten. Hier wurde darauf verwiesen, dass ein Beitritt zur Donau-Konvention von 1948 im »verkehrspolitischen Interesse« der Bundesrepublik liege.

Unabhängig von diesen regierungsinternen Diskussionen hatten die deutschen Donau-Reedereien zu diesem Zeitpunkt bereits Abkommen mit osteuropäischen staatlichen Unternehmen geschlossen. Vom 11. bis zum 16. Juni 1956 verhandelten in Wien der Bayerische Lloyd aus Regensburg und die Reederei Josef Wallner aus Deggendorf mit der staatlichen bulgarischen Reederei. Das Ergebnis dieser Beratungen war ein Abkommen zwischen den deutschen und bulgarischen Reedern, mit dem die Voraussetzungen für die Wiederaufnahme des Donauschiffsverkehrs zwischen der Bundesrepublik und Bulgarien geschaffen wurden. Dies betraf ein Remork- (d. h. Schlepperverfahren) und Hilfeleistungsabkommen, eine Vereinbarung über die soziale Absicherung der Schiffsbediensteten, eine Zusicherung gegenseitiger Aushilfe durch Streckenpersonal sowie die Einigung

23 Politisches Archiv des Auswärtigen Amts (PA AA) B81, Bd. 144, Internationale Donaukommission, Aufzeichnung, 31.7.1958.

24 PA AA B81, Bd. 144, Internationale Donaukommission, Auswärtiges Amt an Bundesminister für Verkehr, betr. Donaukommission und BRD, 9.6.1956.

über ein Schiedsgericht.[25] Inhaltlich knüpften die Vereinbarungen an ähnliche Abkommen an, die die deutschen Donau-Reeder bereits 1954 mit Ungarn und 1955 mit Rumänien geschlossen hatten. Diese waren offenbar zwischen den Reedereien abgeschlossen worden, ohne dass das Auswärtige Amt davon Kenntnis erhalten hatte. In einer Stellungnahme äußerte man dort Skepsis gegenüber den Aktivitäten der Reeder: Die Verträge enthielten »Abmachungen, die in den Bereich des öffentlichen Rechts gehören«[26], also Gegenstand diplomatischer Verhandlungen sein müssten. Diese aber waren nicht möglich, weil die Bundesrepublik zu Ungarn, Bulgarien und Rumänien zu diesem Zeitpunkt gar keine diplomatischen Beziehungen unterhielt. Allerdings waren die Abkommen nun einmal geschlossen, und dem Auswärtigen Amt blieb kaum etwas anderes übrig, als sie zu akzeptieren. Seit der Mitte der 1950er Jahre nahm auch der Handel zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den östlichen Donau-Staaten erheblich zu. Regensburg entwickelte sich zum größten Hafen der oberen Donau und löst damit Wien ab, das diese Rolle bis zum Zweiten Weltkrieg gespielt hatte.[27] Die Bundesrepublik importierte über die Donau vor allem Rohstoffe, Bauxit aus Jugoslawien, Erdöl aus Rumänien, Stahl und Erze aus Ungarn. Die Verträge erwiesen sich zudem aus deutscher Sicht als sehr erfolgreich:

> »Die deutsche Donauschiffahrt«, so bilanzierte das Bundesverkehrsministerium 1961, »hat im letzten Jahrzehnt Schritt für Schritt wieder Anschluss an den internationalen Donauverkehr gefunden. Sie ist heute nicht nur im Talverkehr zwischen Regensburg und Linz, sondern im starken Umfange auch im Verkehr mit Ungarn und Jugoslawien und im Verkehr mit den russischen Häfen und Österreich tätig. […] Die deutsche Flagge genießt in den Donauuferstaaten großes Ansehen; sie war und ist teilweise der einzige Repräsentant [gemeint ist: der Bundesrepublik, G. T.] in diesen Ländern.«[28]

Die Binnenschifffahrtsunternehmen übernahmen aus dieser Perspektive in den Donau-Staaten also Repräsentationsaufgaben, die eigentlich in den Bereich der Diplomatie fielen. Es waren auch die Donau-Reedereien, die – gemeinsam mit dem zuständigen Referat im Bundesverkehrsministerium – auf die Mitgliedschaft der Bundesrepublik in der Donaukommission drängten. Seit 1957 nahmen auch Vertreter des Bundesverkehrsministeriums an den Sitzungen der Internationalen Donaukommission teil, jedoch nicht als Delegierte, sondern als »technische Sachverständige«. Dies geschah im »Interesse der reibungslosen Abwicklung des Verkehrs auf der Donau bzw. der dafür vorzunehmenden Wasserbauarbeiten«. Die Bundesregierung betonte also den rein technischen Charakter der Kooperation mit den kommunistischen Staaten und verweigerte alle politischen Kontakte. Damit jedoch wollten sich die Reedereien und ihre Interessenverbände nicht zufrieden geben. In direkten Stellungnahmen oder indirekt über das zuständige Referat im Bundesverkehrsministerium versuchten sie immer wieder eine Vollmitgliedschaft der Bundesrepublik in der Internationalen Donaukommission zu erreichen, weil nur dies Mitentscheidungsrechte in wesentlichen Fragen garantierte. Die zuständige Referatsleiterin, Ursula von Koeppen, die sich auch in der Zentralkommission für die Rheinschifffahrt sehr im Sinne der Reedereien engagiert hatte, musste sich mehrfach gegen Vorwürfe zur Wehr setzen, sie habe gegenüber Vertretern der Donaukommission den Eindruck erweckt, als stehe der Beitritt der Bundesrepublik unmittelbar bevor. Der Druck wuchs, als auch die rheinischen Reedereien nach dem Baubeginn des Rhein-Main-Donau-Kanals 1960

---

25 PA AA B81, Bd. 144, Internationale Donaukommission, Verkehrsministerium an Auswärtiges Amt, betr. Internationale Donauschiffahrt, Verhandlungen mit Bulgarien, 30.6.1956.

26 PA AA, B81, Bd. 144, Internationale Donaukommission, Aufzeichnung betr. Donauschiffahrtsverhandlungen mit Bulgarien, 31.8.1956.

27 *Hermann Groß*, Wandlung und Bedeutung des Donauverkehrs, in: Der Donauraum 2, 1957, H. 1, S. 106–121.

28 PA AA B81, Bd. 144, Internationale Donaukommission, Verkehrsministerium (Staatssekretär) an Auswärtiges Amt, betr. Donaukommission, 3.3.1961.

Interesse an der Donau-Schifffahrt entwickelten. Der Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer zu Köln plädierte in einem Schreiben an das Auswärtige Amt vom 13. März 1963 für einen Beitritt der Bundesrepublik zur Donaukommission.[29] »Der Präsident der Union der Rheinischen Handelskammern, van der Mandele (Rotterdam), hat in Budapest den Eindruck zu erwecken gewusst, als ob er im Auftrag der Rheinuferstaaten und insbesondere im Auftrag der Bundesregierung einen Kontakt zwischen Rhein und Donau herstellen sollte«, berichtete von Koeppen im Februar 1961 an das Auswärtige Amt.[30] Hier vermischten sich nun diplomatische Vertretung und Interessenwahrnehmung. Die vom Auswärtigen Amt bis zu diesem Zeitpunkt vertretene Strategie – keine politischen Kontakte, wohl aber technisch-ökonomische Kooperation auf der Ebene der Interessenvertreter – erwies sich zunehmend als schwierig. Ein Beitritt zur Donaukommission wurde nun im Auswärtigen Amt wieder diskutiert und fand auch Befürworter. So hieß es in einem Referentenentwurf, dass ein Beitritt »die Möglichkeit schaffen werde, zu einer Reihe von Ostblock-Staaten und zu Jugoslawien ›para-diplomatische‹ Beziehungen zu unterhalten, d. h. bestimmte Probleme, die zu den genannten Staaten bestehen, in unmittelbarem Kontakt zu behandeln.«[31] Dem hielt der Leiter der Europa-Abteilung, Müller-Roschach, entgegen:

> »Unsere Bereitschaft der Belgrader Donau-Konvention beizutreten, könnte leicht als Auftakt einer neuen deutschen Ostpolitik [sic!] gewertet werden. Dieser Schritt bedarf m. E. daher sorgfältiger diplomatischer Vorbereitung bei unseren westlichen Verbündeten und sollte zeitlich wohl bedacht werden.«[32]

In der Tat stimmte Staatssekretär Karl Carstens Sondierungen bei den drei westlichen Siegermächten in dieser Hinsicht zu. Das Projekt wurde jedoch angesichts der Zuspitzung des Ost-West-Konfliktes zu Beginn der 1960er Jahre mit den Krisen um Berlin und Kuba nicht weiter verfolgt.

Dennoch ist die hier geschilderte Debatte bemerkenswert. Es gab schon in den 1950er Jahren im Kontext der Donau-Schifffahrt intensive Kontakte zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den osteuropäischen Anrainerstaaten der Donau, obwohl diese im Kontext des Ost-West-Konfliktes und der Nicht-Anerkennungspolitik der Hallstein-Doktrin eigentlich nicht vorgesehen waren.[33] Das für diese Politik maßgebende Auswärtige Amt jedoch hatte lange Zeit gar nichts von der Kooperation zwischen westdeutschen und osteuropäischen Reedern auf der Donau erfahren. Nachdem diese Kooperation dort bekannt geworden war, versuchte man, die gesellschaftlich-ökonomischen Kontakte zu unterbinden.

---

29 PA AA, B81, Bd. 589, Internationale Donaukommission, Schreiben des Vizepräsidenten der IHK Köln an Ministerialdirigent von Haeften, betr. Teilnahme der Vereinigung der Handelskammern des Rheingebietes als Beobachterin an den Sitzungen der Donaukommission, 12.3.1963.

30 PA AA, B81, Bd. 144, Internationale Donaukommission, Aufzeichnung betr. XIX Tagung der Donaukommission, 18.2.1961.

31 PA AA, B81, Bd. 144, Internationale Donaukommission, Aufzeichnung, 19.4.1960.

32 Ebd., Aufzeichnung betr. Belgrader Donau Konferenz, 15.7.1960, handschriftliche Bemerkungen Müller-Roschach.

33 Neuere Forschungen haben insgesamt gezeigt, dass das nach außen propagierte strenge Embargo gegen Osteuropa tatsächlich in vielfältiger Hinsicht nicht durchgesetzt werden konnte. Es gab auch in der Hochphase des Ost-West-Konflikts intensive wirtschaftliche und gesellschaftliche Kontakte zwischen Ost und West: *Peter E. Fässler*, Durch den »Eisernen Vorhang«. Die deutsch-deutschen Wirtschaftsbeziehungen 1949–1969, Köln/Weimar etc. 2006; *ders.*, Bonn und das strategische Embargo gegen die Sowjetunion und ihre Verbündeten 1949–1958, in: VfZ 54, 2006, S. 673–700.

II. Gesellschaftliche Europäisierung im Donauraum

In Folgenden sollen vier der sechs von Hartmut Kaelble entwickelten Kategorien der »Europäisierung« am Beispiel der Integration der Binnenschifffahrt auf der Donau angewandt werden. Sinnvoll erscheinen insbesondere die Fragen nach den gesellschaftlichen und ökonomischen Konvergenzen in Europa, der Verflechtung der europäischen Gesellschaften, der Entstehung eines europäischen Erfahrungsraumes und der Bedeutung von politischen und rechtlichen Institutionen für die gesellschaftliche und ökonomische »Europäisierung«.

A) Zunächst stehen die durch die Donauintegration entstandenen Konvergenzen im Vordergrund. Eines der Hauptziele der Donaukommissionen (und auch der Zentralkommission für die Rheinschifffahrt) war die Standardisierung von für die Binnenschifffahrt relevanten Parametern.[34] Die verschiedenen Konventionen schufen Standards in technischer, betrieblicher und rechtlicher Hinsicht.[35] Das betraf zunächst einmal die Erhaltung des Schifffahrtsweges, also einen technischen Standard. Alle Mitgliedstaaten verpflichteten sich, die Fahrrinnen der Donau in schiffbarem Zustand zu erhalten, d. h. die Fahrrinne bis zu einer bestimmten Tiefe auszubaggern, Brückenbauwerke so zu errichten, dass die Schifffahrt möglich war, und auch Signalanlagen zur Regelung des Verkehrs zu erhalten. Auch betriebliche Standardisierungen wurden vorgenommen: Ein einheitliches System von Binnenschifffahrtszeichen wurde entworfen und für den ganzen Flusslauf als verbindlich erklärt, gleiches galt für Zoll- und Gesundheitsbestimmungen sowie für die polizeiliche Stromüberwachung. Ähnliche Bestimmungen galten auf dem Rhein. Beide Flüsse waren die Hauptachsen des europäischen Binnenschiffsverkehrs, um die herum durch Kanalbauten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ein dichtes Netz in Europa geschaffen wurde. Mit dem Bau des Rhein-Main-Donau-Kanals wurden beide Achsen seit den 1960er Jahren verbunden. So entwickelte sich, ohne dass hierüber prinzipiell diskutiert wurde, ein gesamteuropäisches Binnenschifffahrtsnetz mit gemeinsamen rechtlichen, betrieblichen und technischen Standards. Bemerkenswert ist, dass diese Standards im Bereich der Donau schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden waren und de facto auch in den 1950er Jahren über die Blockgrenzen hinweg erhalten blieben. Es existierten also schon in der Hochphase des Ost-West-Konfliktes und lange vor der KSZE Konvergenzen im Bereich der Donau-Schifffahrt zwischen Ost und West.

B) Fragt man nach der Bedeutung der Donau für die Verflechtung der Gesellschaften in Südosteuropa, so kann diese kaum überschätzt werden. Das gilt zumal für das 19. Jahrhundert. Eine der Kernbestimmungen der Europäischen Donaukommission war die Freiheit der Schifffahrt für Güter und Personen auf dieser Wasserstraße. Die Donau war der wichtigste Transportweg innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie bis zum Ersten Weltkrieg, zumal die Eisenbahn in diesem Teil Europas nur zögerlich ausgebaut wurde. Noch bemerkenswerter war die Entwicklung nach 1945. Wie bereits geschildert, wurde der Flusslauf der Donau durch die Entwicklung des Ost-West-Konfliktes politisch geteilt, wobei die Grenze mitten durch Österreich verlief, und zwar in der Höhe von Linz, wo die sowjetische und die westlichen Besatzungszonen aufeinander trafen. Die sowjetische Regierung unterband zwischen 1945 und 1953 alle Handelskontakte zwischen Ost und West, auch und insbesondere im Donauraum. Erst seit Mitte der 1950er Jahre wurde die bis dahin strenge politische Kontrolle der Donau-Schifffahrt durch die Sowjetunion gelockert. Dies führte dazu, dass nun die staatlichen Reedereien Ungarns, Bulgariens und Rumäniens Kontakte zu Reedereien in Österreich und auch in der Bundesrepublik

---

34 Für das Folgende vgl. URL: <http://www.danubecom-intern.org/GERMAN/Konventio/BELGRADE_KONVENTION.htm> [13.2.2009].

35 *Gerold Ambrosius*, Regulativer Wettbewerb und koordinative Standardisierung zwischen Staaten. Theoretische Annahmen und historische Beispiele, Stuttgart 2005.

suchten. Zwischen 1954 und 1956 entwickelte sich, wie oben beschrieben, eine enge wirtschaftliche und technische Verflechtung insbesondere zwischen den deutschen Reedereien und jenen in der Balkanregion. Auch die französische *Société Française de Navigation Danubienne* (SFND) nahm in diesem Kontext ihre Tätigkeit wieder auf. Ihre Schiffe waren nach 1945 größtenteils in Rumänien beschlagnahmt worden und in rumänischen Besitz übergegangen. Lediglich die im oberen Flusslauf der Donau liegenden Schiffe blieben der Gesellschaft daher erhalten. Seit Mitte der 1950er Jahre kaufte sie neue Schiffe hinzu und vermietete diese an österreichische und deutsche Reedereien. Seit Beginn der 1960er Jahre, als die Planungen für den Rhein-Main-Donau-Kanal begannen, interessierten sich auch die rheinische und die niederländische Wirtschaft für den Wasserweg auf der Donau. Der niederländische Vorsitzende der rheinischen Handelskammern, van der Mandele aus Rotterdam, trat auf der 19. Tagung der Donaukommission im Februar 1961 in Budapest mit der Forderung auf, den Kontakt zwischen den Handelsorganisationen an Rhein und Donau zu intensivieren. Ähnlich argumentierte die Handelskammer zu Köln in einem Schreiben an das deutsche Auswärtige Amt, in dem gefordert wurde, dass auch die Bundesregierung der internationalen Donaukommission beitreten solle.[36]

Insgesamt kann daher festgehalten werden, dass die Wasserstraßen an Donau und Rhein unabhängig von der Tätigkeit der europäischen Regierungen, zum Teil gegen deren Interessen, die wirtschaftliche und gesellschaftliche Integration Europas vorantrieben. Bemerkenswert ist, dass dies an der Donau auch weitgehend unbeeinflusst von der Trennung Europas durch den Ost-West-Konflikt geschah. Der Befund wird noch untermauert, wenn man das Transportaufkommen auf der Donau als Kriterium heranzieht, das sich zwischen 1950 und 1970 verfünffachte. Insbesondere der Transport von Gütern, die vom Schwarzen Meer in die Donauländer kamen, nahm erheblich zu.[37] Doch waren diesem Integrationsprozess auch Grenzen gesetzt, die insbesondere Osteuropa betrafen. So berichtete eine Beamtin des Bundesverkehrsministeriums über eine Reise auf der Donau im Sommer 1960:

»Die ideologische Einheit des Gebietes der Südostländer lässt sich nur aus einer gewissen Distanz feststellen. Im Innern bestehen die alten Gegensätze zwischen den Völkern weiter und werden einstweilen durch keine auf einander abgestimmte Fünfjahrespläne überbrückt. Wachtürme entlang den Ufern der Donau, dort wo sie Grenzstrom ist, und die bulgarischen und rumänischen Doppelposten auf der Mitte der Straßenbrücke von Giurgiu zeigen deutlich, dass ein kleiner Grenzverkehr von Land zu Land weder erwünscht noch geduldet ist.«[38]

Während die Donau als Wasserweg zwischen Staaten und sogar über die Blockgrenzen hinweg integrativ wirkte, war sie als Grenze zwischen Rumänien und Bulgarien offenbar tatsächlich eine Barriere.

C) Die Vereinbarungen über die Schifffahrt auf der Donau und dem Rhein veränderten auch die Erfahrung des europäischen Raumes durch die Europäer, ja sie konstruierten in gewisser Hinsicht den europäischen Raum. Gewiss, ursächlich hierfür war keineswegs das Bedürfnis nach einer europäischen Einheit oder gar Identität, entscheidend waren vielmehr ökonomische Interessen. Wichtig für den hier interessierenden Zusammenhang ist, dass Europa dank der wirtschaftlich motivierten Expansion der Infrastruktur zu einem wirtschaftlichen Erfahrungsraum zusammenwuchs. Das begann – wie geschildert – schon im 19. Jahrhundert. Die Freiheit der Schifffahrt auf internationalen Strömen war

36 PA AA B81, Bd. 589, Internationale Donaukommission, Schreiben des Vizepräsidenten der IHK Köln an das Auswärtige Amt, 12.3.1963.

37 Information sur le développement de la navigation danubienne au cours de la période de 20 ans de 1950–1969, Budapest 1971, S. 7.

38 PA AA B81, Bd. 144, Internationale Donaukommission, Aufzeichnung des Bundesministeriums für Verkehr (Ursula von Koeppen) betr. Stromschaufahrt 1960, 17.10.1960.

im Prinzip schon auf dem Wiener Kongress 1815 fixiert worden, die Zentralkommission für die Rheinschifffahrt entstand in diesem Kontext. Sie galt für den Rhein, die Schelde und ihren schiffbaren Nebenflüsse und Kanäle, damit war die westeuropäische Binnenschifffahrt vollständig eingeschlossen. Eine entsprechende Organisation für die Donau wurde erst 1856 auf dem Pariser Kongress geschaffen, weil erst ab diesem Zeitpunkt das Osmanische Reich als Bestandteil Europas galt. Die Donau war also im Verständnis der Verantwortlichen auf dem Wiener Kongress kein europäischer Strom, zumindest nicht in ihrem unteren Flusslauf. Nach dem Krimkrieg wurde das Osmanische Reich in das »Europäische Konzert der Mächte« aufgenommen. Die Gründung der Europäischen Donaukommission war daher auch ein Zeichen dafür, dass die Grenzen »Europas« nach Südosten erweitert wurden, der Balkan und die Schwarzmeerküste zählten nun dazu. »Europa« war also durch die Erweiterung seiner Infrastruktur in dieser Hinsicht neu definiert worden. Das gilt in ganz anderer Weise für die Zeit nach 1945. Die politisch erzwungene Teilung Europas wirkte, wie gezeigt, auf der Donau nur bis in die Mitte der 1950er Jahre. Dann knüpften die österreichischen und – etwas später – die deutschen und französischen Reedereien wieder an die über Jahrzehnte gewachsenen Beziehungen zu ihren Partnern in Südosteuropa an. Die ökonomischen und gesellschaftlichen Beziehungen im Donauraum hatten sich unabhängig von der politischen Teilung des Kontinents verselbstständigt. Dies wurde von einer vor allem in Österreich beheimateten geistigen Strömung unterstützt, die, anschließend an die Tradition der 1918 untergegangenen Donau-Monarchie, von der Donau als Bindeglied Europas sprach. »Wenn wir festhalten, dass die Donau im westlichen Europa entspringt und im Randbereich des östlichen mündet, dann wird uns die völker- und kulturverbindende Bedeutung ihres Laufes mit einem Schlage klar«, schrieb Walter Schneefuß in der 1956 in Wien begründeten Zeitschrift »Der Donauraum«.[39]

Mit dem Baubeginn des Rhein-Main-Donau-Kanals 1960 änderte sich die Bedeutung des europäischen Raumes im Kontext der Binnenschifffahrt erneut. Nun interessierten sich auch die rheinischen und niederländischen Reedereien für die Donau als Schifffahrtsweg, ihre Vorstellung von »Europa« hatte sich durch diese Infrastrukturmaßnahme ebenfalls verändert. Bislang galt ihr Interesse dem Rhein und seinen schiffbaren Nebenflüssen sowie dem angeschlossenen Kanalnetz. Mit der Verbindung von Rhein und Donau entstand ein europäisches Binnenschifffahrtsnetz, das Transporte von Rotterdam an der Nordsee bis Constanta am Schwarzen Meer ermöglichte. Erneut waren es wirtschaftliche Interessen, die dazu führten, dass der Erfahrungsraum »Europa« neu definiert wurde.

Insgesamt kann am Beispiel der Donau- und Rheinschifffahrt eine konstante Ausweitung des europäischen Erfahrungsraumes der europäischen Binnenschifffahrt seit dem 19. Jahrhundert beobachtet werden. Vor allem nach 1945 beschleunigte sich dieser Prozess erheblich, nicht zuletzt durch die Errichtung der künstlichen Verbindung zwischen Rhein und Donau.

D) Die ökonomisch-gesellschaftliche und die politisch-institutionelle Integration des Donauraumes gingen im 19. und 20. Jahrhundert Hand in Hand, beide bedingten und beschleunigten einander. Wichtig war zunächst einmal die Gründung der beiden Schifffahrtskommissionen für Rhein und Donau im 19. Jahrhundert, die einen im Kern bis heute gültigen rechtlichen Rahmen für die Binnenschifffahrt in Europa schufen. Zentral für die weiteren ökonomisch-gesellschaftlichen Kontakte im Rhein- und Donaugebiet war die hierin vereinbarte Freiheit der Binnenschifffahrt. Dies schuf den rechtlichen und institutionellen Rahmen für die sich intensivierenden ökonomisch-gesellschaftlichen Integrationsprozesse an beiden Schifffahrtswegen. Dabei erwiesen sich beide Institutionen als sehr anpassungsfähig hinsichtlich der politischen Gesamtlage in Europa. Nach dem

39 *Walter Schneefuß*, Die Donau als Bindeglied Europas, in: Der Donauraum 1, 1956, H. 1, S. 48–51, hier: S. 48.

Ersten Weltkrieg wurden das revolutionäre Russland so wie das Deutsche Reich, Österreich und die Türkei aus der Europäischen Donaukommission ausgeschlossen. Die Europäische Donaukommission bestand nun aus Frankreich, Großbritannien, Italien und Rumänien. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs spaltete sich die Donaukommission im Kontext des Kalten Krieges: Die Europäische Donaukommission residierte nun in Rom und blieb für die Donau-Schifffahrt bedeutungslos, die auf sowjetische Initiative neu gegründete Internationale Donaukommission wurde unter sowjetischer Dominanz in Belgrad neu begründet. Die institutionelle Gestaltung der Donaukommissionen war daher immer auch ein Spiegelbild der politischen Situation Europas.

III. Europäische Gesellschaftsgeschichte, Zeitgeschichte und das Konzept der »Europäisierung«

Die Integrationsprozesse an Donau und Rhein können als Motoren der Europäisierung im eingangs vorgestellten Sinne interpretiert werden. In ihrem Kontext wurden politische, ökonomisch-gesellschaftliche und kulturelle Integrationsprozesse im Donauraum in Gang gesetzt. Was bedeutet dies für eine »Gesellschaftsgeschichte Europas als europäische Zeitgeschichte«?

Zum ersten ist deutlich geworden, dass die gängigen Definitionen von »Zeitgeschichte« für die europäische Integrationsgeschichte zu überdenken sind. Es ist, nimmt man das oben diskutierte Fallbeispiel zum Maßstab, nicht sinnvoll die Zeitgeschichte nach dem Rothfels'schen Diktum als »Epoche der Mitlebenden und ihre wissenschaftliche Behandlung« zu bezeichnen.[40] Die Binnenschifffahrt im Donauraum war nie im Brennpunkt öffentlich geführter Debatten, mit denen sich die Geschichtswissenschaft auseinanderzusetzen hätte. Auch Abgrenzungen chronologischer Art, die Zeit zwischen dem letzen »epochemachenden Jahr« bis zur Gegenwart, taugen offensichtlich nicht angesichts der geradezu erstaunlichen institutionellen und gesellschaftlich-ökonomischen Kontinuität der Binnenschifffahrtsintegration an der Donau. Sinnvoll erscheint es den Beginn der europäischen Integrationsgeschichte als Politik- und Gesellschaftsgeschichte nicht wie bislang üblich 1945, sondern im frühen 19. Jahrhundert anzusetzen, und zwar aus drei miteinander verknüpften Gründen:

a) Zum einen spielt für die Gesellschaftsgeschichte die Industrielle Revolution, die um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert von Großbritannien auf den Kontinent übergriff, eine zentrale Rolle. Erst durch die Durchsetzung des Dampfantriebs konnte die Binnenschifffahrt jene Bedeutung erlangen, die die Einrichtung von Flusskommissionen zunächst am Rhein, dann an der Donau rechtfertigte. Die mit ihr einsetzende Massenproduktionsweise erzeugte auch den immer größeren Transportbedarf, der durch Schiffe auf Flüssen und Kanälen geleistet werden konnte. Dies wiederum führte zu einer Verdichtung und Beschleunigung von Verkehr und Kommunikation in einem bis dahin unbekannten Ausmaß. Die ökonomisch-gesellschaftliche Verflechtung entlang der Verkehrswege intensivierte sich seither, ein Prozess, der bis in die Gegenwart reicht und keineswegs abgeschlossen ist. Die Bedeutung dieses Prozesses für die Europäisierung im oben genannten Sinne ist kaum zu überschätzen.

b) Diese gesellschaftlich-ökonomische Entwicklung wurde beschleunigt durch die mit der Französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen zunächst in Westeuropa sich durchsetzende wirtschaftliche Liberalisierung in Europa. Die Forderung nach der Freiheit der Flussschifffahrt war ein Prinzip, das im Kontext der Französischen Revolution erstmals formuliert worden war und dann in die Wiener Kongress-Akte einging. Das

40 *Hans Rothfels*, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: VfZ 1, 1953, S. 1–8, hier: S. 2.

Prinzip der transnationalen Handels- und Verkehrsfreiheit setzte sich zunächst im Bereich der Binnenschifffahrt, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auch in der allgemeinen Handelspolitik durch und ist bis heute konstitutiv für internationale europäische Wirtschaftsbeziehungen, auch wenn diese Kontinuität durch die Epoche der Weltkriege zwischen 1914 und 1945 unterbrochen wurde. Die Entwicklung in der Binnenschifffahrt an Rhein und Donau kann daher als exemplarisch gesehen werden für die allgemeine wirtschaftliche Integration im 19. und 20. Jahrhundert. Dieser Prozess erfasste direkt und indirekt immer breitere Bevölkerungsschichten, veränderte Lebens- und Konsumgewohnheiten und entwickelte sich seit den 1960er Jahren zu einem Massenerlebnis, sei es durch den Konsum bislang fremder Produkte oder durch Reisen. Auch dieser Prozess ist bis heute nicht abgeschlossen.

c) Dies wird untermauert durch die politischen Institutionen. Die Zentralkommission für die Rheinschifffahrt und die Europäische Donaukommission sind, trotz aller institutionellen Wandlungen, die ältesten internationalen Organisationen in Europa. Bemerkenswert ist zudem, dass sich an ihrer grundsätzlichen Aufgabe, der Garantie der Freiheit der Schifffahrt, seit dem frühen 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart nichts verändert hat. Auch dies spricht dafür, den Beginn der europäischen Gesellschaftsgeschichte als Zeitgeschichte im 19. Jahrhundert beginnen zu lassen. Diese institutionelle Kontinuität ist insbesondere in der Infrastruktur keineswegs eine zu vernachlässigende Ausnahme, sondern geradezu die Regel: Auch in anderen Bereichen entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts internationale Organisationen, die zum Teil bis in die Gegenwart existieren. Dies gilt etwa für den 1874 gegründeten Weltpostverein, der bis heute die internationale Zusammenarbeit der nationalen Postbehörden koordiniert, oder auch für die internationale Kooperation der Eisenbahnen, etwa im Rahmen der Internationalen Reisezugfahrplankonferenzen (seit 1871) und der »Internationalen Speise- und Schlafwagengesellschaft« (ebenfalls seit 1871). Ein weiteres Beispiel ist die Internationale Telegraphen-Union, die 1865 gegründet wurde und bis heute für die Standardisierung von internationaler Radio- und Telekommunikation zuständig ist.[41] Nimmt man also diese Beispiele zum Maßstab, so lässt sich ein Bogen spannen vom frühen 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, wobei der vor 200 Jahren begonnene Prozess bislang nicht beendet wurde, also auch in die Zukunft weiter reichen dürfte. Unter diesem Aspekt ist es also sinnvoll, die Zeitgeschichte der Europäisierung im frühen 19. Jahrhundert beginnen zu lassen.

Was aber bedeutet in diesem Kontext Europa? Es ist offenkundig, dass die oben beschriebenen Prozesse regionale Spezifitäten mit eigenen Entwicklungspfaden ausprägten.[42] Drei verschiedene Entwicklungspfade haben sich seit dem frühen 19. Jahrhundert herausgebildet: Besonders schnell und intensiv war die gesellschaftlich-ökonomische Integration in einem Kernraum, der die heutigen Benelux-Staaten, Großbritannien, die Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Norditalien und zu einem gewissen Teil auch Österreich und die Schweiz umfasst. Auch Skandinavien kann dazugezählt werden. Hier begann die gesellschaftlich-ökonomische, zum Teil auch politische Integration schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Das zeigt, dass es schon im »Zeitalter der Nationalstaaten« intensive transnationale Integrationsprozesse gab. Seit 1945 setzte sich in dieser Region ein demokratisch verfasster Nationalstaat mit einer sozialstaatlich abgefederten Marktwirtschaft durch. Eine andere Entwicklung nahmen die Regionen der südlichen Peripherie dieses Gebietes, Griechenland, das südliche Italien, die iberische Halbinsel sowie als Sonderfall Irland. Dies waren (mit Ausnahme Irlands und Italiens) auch nach 1945

41 *Christian Henrich-Franke*, Europäische Verkehrsintegration im 19. und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: *ders./Neutsch/Thiemeyer*, Internationalismus und Europäische Integration, S. 133–175.

42 *Christoph Boyer*, Die Einheit der europäischen Zeitgeschichte, in: VfZ 55, 2007, S. 487–496.

noch stark autoritäre Regime, die ökonomisch auf der Agrarwirtschaft mit einzelnen industriellen Elementen basierten. Noch einmal anders war die Entwicklung in Ostmitteleuropa und dem Balkan. Hier setzte sich unter sowjetischer Führung nach 1945 ein staatssozialistisches Modell durch, das die teilweise Industrialisierung durch politische Maßnahmen erzwang. Die Donau war in vielerlei Hinsicht ein Fremdkörper innerhalb dieses Entwicklungsmusters, weil durch sie die für den oben beschrieben westeuropäischen Raum charakteristischen Europäisierungs-Muster auch in Osteuropa, wenigstens zum Teil, relevant wurden. Gleichwohl wurden auch die Grenzen deutlich, wie zum Beispiel in der Schilderung der rumänisch-bulgarischen Grenze durch die deutsche Ministerialbeamtin. Die durch die Freiheit der Binnenschifffahrt ausgelösten Integrationsprozesse in Südosteuropa blieben auf den Flusslauf beschränkt, und erst seit 1989 setzte auch eine allgemeine gesellschaftlich-ökonomische Verflechtung ein. Die Donau und die auf ihr betriebene Binnenschifffahrt gehörten in gewisser Hinsicht zu dem westeuropäischen Kernraum, in dem die wirtschaftliche und gesellschaftliche Integration bereits in der Mitte des 19. Jahrhundert begann.

Das Beispiel der Donau-Schifffahrt hat deutlich gemacht, wie eng kulturelle, gesellschaftlich-ökonomische und politisch-institutionelle Integrationsformen zusammenhängen, dass sie sich gegenseitig bedingen und ergänzen. In methodischer Hinsicht sollten sich die Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft, die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die politische Geschichte und die Kulturgeschichte, die bislang institutionell und methodisch auf Abgrenzung voneinander bedacht sind, für einander öffnen. Europäische Zeitgeschichte als Gesellschaftsgeschichte kann nur interdisziplinär erfasst werden. Zudem sollte sich gerade die europäische Integrationsforschung stärker an der langfristigen Perspektive orientieren. Es ist offensichtlich, dass gerade die gesellschaftlich-ökonomisch geprägten Einigungsprozesse nicht erst nach 1945 begannen, sondern schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Patrick Pasture

Religion in Contemporary Europe

Contrasting Perceptions and Dynamics[1]

Confronted with the question of reflecting on the role of religion in contemporary Europe − in this article largely confined to Christianity − two contrasting themes come to mind: Firstly, the place of religion in the debate on the history and future of Europe, and secondly, the story of what I call the ›great transformation‹ of the post-war period, which includes the de-Christianization of large parts of Europe, the ›pluralization‹ as a result of the emergence of non-Christian faiths and spiritualities, and the blurring of the boundaries between the secular and the spiritual. For a long time there was hardly any connection between both perspectives, particularly as religion had actually disappeared as an issue in European history since the French Revolution: Virtually all history textbooks on Modern and Contemporary Europe published between 1960 and 2000 − in blatant contrast to textbooks on earlier periods − ignored religious issues. But that situation has spectacularly changed since the closing of the last millennium. Not only did historians (re)discover religion as a major theme in the history of Modern and Contemporary Europe, it also became an important question with regard to European identity.

In the following article, I will first formulate some general observations with regard to the role of religion in the discourses on Europe, and subsequently in the next paragraphs focus on the ›great transformation‹ that the European religious landscape underwent. This discussion will be largely inspired by Grid-Group Cultural Theory (GG-CT).[2] In the last paragraphs, I will address some questions with regard to the process of European integration and Europe's position in the world.

I. Religion in the European Self-Perception

Traditionally two major narratives dominate the discourse on the role of religion in modern and contemporary European history, one on the secularization of Europe and the separation of Church and State, and the other, much less prominent though and rather as part of a much broader discourse, on diversity and tolerance. Especially popular European histories cherish the idea of European diversity in national and cultural traditions, among which religion is just one − actually rarely emphasized −, as well as its philosophical heritage of tolerance and respect for the individual liberties, among which the liberty of expression and religious practice. These are again strongly put forward in the contemporary post 9/11 debates to demarcate Europe from the present resurgence of fundamentalism, espe-

---

1 (Different) Parts of this article have been presented as papers at workshops at the Ruhr-Universität Bochum, the Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn, and during a workshop on »Transforming the Religious Landscape of Europe« in Höör (Sweden), and the text benefited from comments expressed on these occasions.

2 See for a development of the theoretical aspects *Patrick Pasture*, Christianity in a De-traditionalising World. A GG-CT Interpretation of the Transformations of the 1960s, in: *Erik Sidenval* (ed.), Transforming European Religion – Secularisation in the long 1960s, forthcoming. For a general introduction into the methodology, see *Michael Thompson/Richard J. Ellis/Aaron Wildavsky*, Cultural Theory, Boulder 2000, and *Richard Fardon*, Mary Douglas. An Intellectual Biography, London/New York 1999.

cially, though not exclusively, of Islamism.[3] These narratives about religion in Europe, however, serve mainly to confirm Europe's self image, and the concrete arguments referred to in these discourses seriously need to be put into perspective.

Nobel Prize winner Amartya Sen once astutely observed that European scholars tend to emphasize religion in studying non-western civilizations, and ignore religion when speaking about their own (at least as regards the modern and contemporary era – in ancient, medieval and early modern European history, religion also plays a central role).[4] Underlying this European attitude is the association of modernity with secularism and the conception of Europe as the cradle of modernity, a view that not only condemns other civilizations to a more ›primitive‹ status, but today also prevents the effective integration of Moslems within Europe.[5] In a tradition firmly backed up by the major European social thinkers – from Marx and Weber to Durkheim and Spencer – Europeans have believed that religion belonged to the world of tradition and superstition, and would gradually dissipate or at least marginalize into the private sphere with the advance of modernity, defined either as rationalization (the advance of science and rational explanations of the unknown), urbanization, or the result of functional differentiation.[6] Though the secularization thesis as a master narrative for explaining long-term religious changes has fallen from grace[7], the conviction that religion resurfaced as a dominant factor in Europe after the French Revolution goes contrary to some of the most profound *idées reçues* of modern times, in particular the idea that religion is irrational and that modernization, however defined, inevitably leads to a marginalization of religion.[8] But there can be no denial that religion remained − or *became* − a major factor in European collective identities, even if indeed large parts of Europe became de-Christianized. Certainly the Bolshevik Revolu-

---

3 European intellectuals, incidentally to some extent in contrast to their American colleagues, equate in this respect Christian fundamentalists and fanatic Muslims. American thinkers usually distinguish the two, aware of the evangelical contribution to the democratization of America and perhaps also somewhat better informed of Islam than European intellectuals, even if the latter surely will argue the opposite is the case. E. g. *Richard Dien Winfield*, Modernity, Religion, and the War on Terror, Aldershot 2007.

4 *Amartya Sen*, A Passage to China, in: The New York Review of Books 51, December 2, 2004, No. 19.

5 *Stuart Hall*, The West and the Rest: Discourse and Power, in: *Bram Gieben/Stuart Hall* (eds.), The Formations of Modernity: Understanding Modern Societies, London 1992, pp. 275–331; *Carol A. Breckenridge/Peter Van der Veer*, Orientalism and the Postcolonial Predicament, in: *idem* (eds.), Orientalism and the Postcolonial Predicament: Perspectives on South Asia, Philadelphia 1993, pp. 1–22; *Talal Asad*, Formations of the Secular. Christianity, Islam, Modernity, Stanford 2002.

6 See e. g. *Ray Wallis*/*Steve Bruce*, Secularization: The Orthodox Model, in: *Steve Bruve* (ed.), Religion and Modernization: Sociologists and Historians Debate the Secularization Thesis, Oxford 1992, pp. 8–30, here: p. 11; *Olivier Tschannen*, Les théories de la sécularisation, Genève 1992.

7 *David Nash*, Reconnecting Religion with Social and Cultural History: Secularization's Failure as a Master Narrative, in: Cultural and Social History 1, 2004, pp. 302–325.

8 So crudely most advocates of the secularization thesis would not formulate it, though *Steve Bruce*, Religion in the Modern World. From Cathedrals to Cults, Oxford 1996, goes a long way to it. How strong this idea existed has been explicitly recognized by *Peter L. Berger*, The Desecularisation of the World: A Global Overview, in: *idem* (ed.), The De-secularisation of the World: Resurgent Religion and World Politics, Washington/Grand Rapids 1999, pp. 1–18. A reactualization of secularization theory in *Pippa Norris/Ronald Inglehart*, Sacred and Secular. Religion and Politics Worldwide, Cambridge 2004. See also *Detlef Pollack*, Säkularisierung – ein moderner Mythos? Studien zum religiösen Wandel in Deutschland, Tübingen 2003. For a somewhat similar assessment as mine see *José Casanova*, Religion, European Secular Identities, and European Integration, in: *Timothy A. Byrnes*/*Peter J. Katzenstein* (eds.), Religion in an Expanding Europe, Cambridge 2006, pp. 65–92.

tion in 1917 and the advance of deeply secular, even outright anti-religious communist regimes after World War II put an end to the position of power of the churches that fell ›behind the iron curtain‹, though the current restoration of the Orthodox Church in contemporary Russia and the prominent role of the Catholic Church in the events in Eastern Europe of the late 1980s and 1990s, especially in Poland, demonstrates that even decades of persecution did not manage to eradicate religion from the hearts and minds of the peoplee. Hence, religious adherence and church participation in Western (democratic) Europe turned into the best predictor of voting behaviour until well into the 20th century.[9]

In the slipstream of the Enlightenment, the French Revolution, and Napoleon's armies, a fundamental opposition arose between the Christian churches and secularist's arguments for a radical separation of Church and State. The churches initially lost much terrain, but gradually regained a great deal of their influence. They witnessed a series of revivals and managed to win the popularity of many, though certainly not everywhere, especially not in major cities and industrial areas – though that also was not an inevitable rule, far from it.[10] Especially the Catholic Church again obtained political clout thanks to the actions of mostly ultramontane laity in the latter half of the 19th century.[11] Where the Catholic Church did succeed, her grip on the faithful in many ways surpassed any influence she ever had in Europe. Secularists, far from illustrating the decline of religion in Central and Western continental Europe (that is except the British Isles) actually defined their identity in opposition to the churches, hence demonstrating the latter's importance *a contrario*. Moreover, they imitated the churches' traditions and practices up to the point where they developed into secular ›quasi-religions‹.[12] That was, needless to remind, also the case with communism, which created its own rituals, traditions, martyrs and myths.[13] In Scandinavia and Britain, state churches continued though they largely refrained from political intervention, gradually imposing ›a wall of separation‹ upon themselves between the worldly reign of the prince and the Kingdom of God.[14] While these state churches did indeed increasingly lose the devotion of many of the faithful,[15] religion remained part of the national identity – either in the British model of ›believing without belonging‹ or the

9 *David Broughton*/*Hans-Martien ten Napel* (eds.), Religion and Electoral Behaviour in Europe, London/New York 2000.

10 See *Hugh McLeod*, Secularisation in Western Europe, 1848–1914, Basingstoke 2000, and *Hugh McLeod*, Religion and the People of Western Europe, Oxford/New York 1997, for general overviews.

11 *Christopher Clark*/*Wolfram Kaiser* (eds.), Culture Wars: Secular-Catholic Conflict in Nineteenth-Century Europe, Cambridge 2003; *Emiel Lamberts* (ed.), Een kantelend tijdperk. De wending van de Kerk naar het volk in Noord-West-Europa/Une époque en mutation. Le catholicisme social dans le Nord-Ouest de l'Europe/Ein Zeitalter im Umbruch. Die Wende der Kirche zum Volk im nordwestlichen Europa (1890–1910), Leuven 1992; *Emiel Lamberts* (ed.), The Black International. L'internationale noire 1870–1878. The Holy See and Militant Catholicism in Europe. Le Saint-Siège et le Catholicisme militant en Europe, Leuven 2002.

12 *John E. Smith*, Quasi-religions: Humanism, Marxism and Nationalism, London 1994.

13 Michael Ryklin recently pleaded for considering Communism as a form of religion: *Michael Ryklin*, Kommunismus als Religion. Die Intellektuellen und die Oktoberrevolution, Frankfurt/Leipzig 2008.

14 *Staf Hellemans*, Zuilen en verzuiling in Europa, in: *Uwe Becker* (ed.), Nederlandse politiek in historisch en verglijkend perspectief, Amsterdam 1993, pp. 121–150. See also the case studies and the introductory chapters by *John T. S. Madeley*, European Liberal Democracy and the Principle of State Religious Neutrality, in: *idem*/*Zsolt Enyedi* (eds.), Church and State in Contemporary Europe. The Chimera of Neutrality (Special Issue of West European Politics 26, 2003), London 2003, pp. 1–22; *John T. S. Madeley*, A Framework for the Comparative Analysis of Church-State Relations in Europe, in: ibid., pp. 23–50.

15 Cf. *Grace Davie*, Religion in Modern Europe. A Memory Mutates, Oxford 2000.

Scandinavian ›belonging without believing‹[16] – and free churches competed effectively for the souls of the people. Even if the number of agnostics and atheists increased everywhere in Europe, religion remained an important factor in the lives of many and continued, albeit in different ways, to play a major role in the public sphere. Even recurrent warfare, including two world wars, finally did not alter these basic patterns of division, in which religion constituted the core issue besides the nation-state, rather than ethnicity, class or race more commonly associated with the modern age.

The latter observation brings me to a second powerful narrative with regard to European identity in which religion is crucial. Diversity and pluralism are often called features of Europe − hence the prominence of the question of European societies ›converging‹, so dear to scholars of European integration.[17] This diversity however is mostly associated with the predominance of nation-states. As the secularization narrative suggests, in traditional histories nationalism is often represented as a ›secular religion‹, succeeding to ›traditional‹ religion.[18] Here religion is also viewed as opposed to any expression of modernity − rationalism, science, emancipation, indeed secularism − while nationalism, at least in its liberal phase, is considered as a fundamental ingredient of modernity.[19] However, today this view seems to be eclipsed by arguments about the intertwining of nationalism and religion as well as about the modernity of religion.[20] In that perspective, religion obviously only reinforces the idea of Europe being a divided continent. The religious division of Europe goes back to the early stages of Christianization when Eastern and Western Christianity separated, but obtained a new significance from the Reformation. Particularly the Romanticists cherished the idea that since the Reformation, Europe had lost its innate unity, these »beautiful shining times, when Europe was a Christian land« (Novalis)[21] − a phrase that, not by accident, also recalls the premise of secularization, that also refers to a mythical ›age of faith‹. In a long term perspective then, Europe

16 *Grace Davie*, Religion in Britain since 1945: Believing Without Belonging, London 1994; *Ole Riis*, Patterns of Secularization in Scandinavia, in: *Thorleif Pettersson/Ole Riis* (eds.), Scandinavian Values: Religion and Morality in the Nordic Countries, Uppsala 1994.

17 In general one could refer to the work of *Hartmut Kaelble* (e. g. The European Way: European Societies during the Nineteenth and Twentieth Centuries, Oxford 2004); *François Guedj*/*Stéphane Sirot* (eds.), Histoire sociale de l'Europe. Industrialisation et société en Europe occidentale (1880–1970), Paris 1997. With regard to religion see e. g. *Friedrich W. Graf*/*Klaus Große Kracht*, Einleitung. Religion und Gesellschaft im Europa des 20. Jahrhunderts, and *Hans G. Knippenberg*, Europäische Religionsgeschichte: Schauplatz vom Pluralisierung und Modernisierung der Religionen, in: *Friedrich W. Graf*/*Klaus Große Kracht* (eds.), Religion und Gesellschaft. Europa im 20. Jahrhundert, Köln 2007, pp. 1–44 and 45–72 (English translation of the latter *Hans G. Knippenberg*, Europe: Arena of Pluralization and Diversification of Religions, in: Journal of Religion in Europe 1, 2008, pp. 133–155).

18 As is the view of scholars as diverse as Emile Durkheim as well as Benedict Anderson, Carlton Hayes, Elie Kedourie, Joseph R. Llobera and Anthony Smith.

19 Cf. *Anthony D. Smith*, Nationalism: Theory, Ideology, History, London 2001; *idem*, Nationalism and Modernism. A Critical Survey of Recent Theories of Nations and Nationalism, London/New York 1989.

20 *Peter Van der Veer/Hartmut Lehman* (eds.), Nation and Religion. Perspectives on Europe and Asia, Princeton 1999; *Heinz-Gerhard Haupt*/*Dieter Langewiesche* (eds.), Nation und Religion in Europa. Mehrkonfessionelle Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/New York 2004; *Adrian Hastings*, The Construction of Nationhood: Ethnicity, Religion and Nationalism, Cambridge 1997.

21 *Novalis*, Die Christenheit oder Europa, 1799, quoted in *Haupt*/*Langewiesche*, Einleitung, in: *idem*, Nation und Religion in Europa, p. 11. See also *René Rémond*, Religion et société en Europe. La sécularisation aux XIX^{e} et XX^{e} siècles, Paris 1989, and *Mary Anne Perkins*, Christendom and European Identity. The Legacy of a Grand Narrative since 1789, Berlin/New York 2004, pp. 37–38.

is perceived as a continent ravaged by religious and nationalistic wars, but strangely enough also the civilization that has overcome this fragmentation, at least with regard to religion, by developing the principles of religious freedom and toleration.[22] These therefore became considered quintessential elements of European, increasingly *Western* identity and self-perception, which should distinguish it from, especially, the East and, today in particular, the Islamic world.[23]

This popular image at least needs nuance, however. Firstly, the emphasis on religious diversity appears rather odd compared to far more diverse regions such as South and Southeast Asia or, in many ways, North America: after all, most of this European diversity consists of variations of one single faith, Christianity − few consider other faiths as Islam and even Judaism (let alone Paganism or Esoterism) as European religions.[24] This exclusion, even widespread also in academic circles, certainly should be put into perspective, as each of these faiths shares a long history of presence on European territory, contributed greatly to the development of European culture, and was intertwined with all major events that marked the continent's history.[25] Judaism in particular was the religion of a great minority and interwoven with all aspects of European history and culture. Islam has always been the religion of many Europeans, but the perception of Islam was often hostile. The Ottoman Empire acted as a European power in the 19th century, but the empire of the »sick man of Europe« shrunk to a tiny corner at the far east of the continent, and became less and less perceived as part of Europe.[26] Nevertheless, Christianity by and large dominates the religious landscape in Europe, and I will in this article mainly concentrate on this religion. Even the secularist-Christian divide from a distance seems far less profound as it appears from within the continent: it never appeared to colonized Asians and Africans as a relevant factor to them, nor does it to the Islamic world today, either outside or inside the continent.[27] This is not just a question of distance or lack of knowledge as it may appear to Europeans themselves: in reality European colonizers rarely displayed a clear distinction between the religious and the secular. And even if the colonial state did define itself as a secular institution, colonizers were followed by Christian

22 *Perez Zagorin*, How the Idea of Religious Toleration Came to the West, Princeton 2003; *Knippenberg*, Europäische Religionsgeschichte.

23 *Winfield*, Modernity, Religion, and the War on Terror; *Samuel P. Huntington*, The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order, New York 2002 (orig. 1996); *Rémond*, Religion et société en Europe; *Perkins*, Christendom and European Identity.

24 Cf. the astute observations in *Jytte Klausen*, The Islamic Challenge: Politics and Religion in Western Europe, Oxford 2005, p. 136 and passim.

25 Examples of the association of Europe with ›Christendom‹ and the exclusive grounding of European identity in the ›Judeo-Christian tradition‹ (in which ›Judeo‹ does not refer to the modern and contemporary Jewish contribution to European culture and identity, but to the Jewish roots of Christianity) include *Perkins*, Christendom and European Identity; *Knippenberg*, Europäische Religionsgeschichte; *Rémond*, Religion et société en Europe. Cf. *Gerard Delanty*, Inventing Europe: Idea, Identity, Reality, New York 1995, and *Philip Jenkins*, God's Continent. Christianity, Islam and Europe's Religious Crisis, Oxford 2007, who rather considers Europe a »laboratory of new forms of faith« (p. 19) with Christianity and Islam as major forces alongside secularism.

26 *Asli Çirakman*, From the ›Terror of the World‹ to the ›Sick Man of Europe‹: European Images of Ottoman Empire and Society from the Sixteenth Century to the Nineteenth, Bern 2001; *Delanty*, Inventing Europe; *Joos Vermeulen*, Voorbeeldige vijanden, wantrouwige neven. Turken en Europeanen, in: *Idesbald Goddeeris* (ed.), De Europese periferie, Leuven 2004, pp. 213–246; *Jenkins*, God's Continent.

27 The ambiguities of existing ties between Christianity and European states run throughout Jytte Klausen's ground-breaking assessment: *Klausen*, The Islamic Challenge. See also *Bassam Tibi*, Europeanizing Islam or the Islamization of Europe: Political Democracy vs. Cultural Difference, in: *Byrnes*/*Katzenstein*, Religion in an Expanding Europe, pp. 204–224.

missionaries, blowing away all theoretical distinctions that may have been so important in European eyes − though admittedly anti-colonial political leaders, being educated at European elite schools, did recognize the opportunities that (especially Protestant) missions could bring them in acquiring the skills to withstand the Western imperialist colonizers.[28]

The Westphalian Peace (1648) is credited for laying out the basis of religious pluralism, as it facilitated the evolution towards religious tolerance and privatization of religion,[29] but the Westphalian principle of »*cuius regio, eius religio*« (introduced by the Treaties of Augsburg, 1555), actually created confessional states which associated state, confession, and territory, and established fairly homogenous, largely mono-confessional regions with relatively clear-cut religious boundaries. With the exception of the multi-confessional Polish-Lithuanian commonwealth, they separated Catholics from Protestants − admittedly the latter, Lutherans, Calvinists, and Anabaptists, splintered into countless national and regional variations, ranging from small local religious communities and dissenters, to established national churches.[30] As Benjamin Kaplan recently argued, however, the growth of tolerance in Europe was far from a unilateral process towards ›enlightenment‹.[31] Religious tolerance in the Southern Netherlands, for example, was largely based upon commercial interests and a cautious balance of power within the Dutch Republic, and implied social segregation and remained confined to the private sphere.[32]

The long-drawn-out implementation of tolerance in Germany since the 18th century resulted from a mixture of conviction and political calculations, in particular in response to Prussian territorial expansion and migration by commercial elites which undermined the homogeneity of some particularly prosperous places. Gradually the divisions between Lutherans and Calvinists dissipated. The Congress of Vienna (1815) redrew the political map of Europe, in particular of the German lands, without much consideration for religious boundaries, thus »joining what those at Augsburg and Westphalia had so carefully kept asunder« (Margaret L. Anderson).[33] In many German states Lutherans and Reformed Churches (Calvinists) united, constituting Unified Churches following the example of Prussia in 1817. However, out of the different ›cultures of piety‹, emphasizing personal piety and belief (*Bekenntnis*) over confessional adherence (*Konfession*), new divisions arose which gradually underpinned opposition between utopian dissenters and the established church. Confessional divisions in the 19th and 20th century would increase again and become politicized, as confessional identities − continuously redefined though − often, though certainly not always nor everywhere, became important markers of collective identity in some religiously mixed areas. If that is enough, as Olaf Blaschke argues[34], to

28 *Andrew Porter*, Religion versus Empire? British Protestant Missionaries and Overseas Expansion, 1700–1914, Manchester 2004, p. 317.

29 *Knippenberg*, Europäische Religionsgeschichte; *Madeley*, European Liberal Democracy; *David Nexon*, Religion, European Identity, and Political Contention in a Historical Perspective, in: *Byrnes*/*Katzenstein*, Religion in an Expanding Europe, pp. 256–282; *Zagorin*, How the Idea of Religious Toleration Came to the West.

30 *José Casanova*, Religion, European Secular Identities, and European Integration, pp. 65–92; *Nexon*, Religion, European Identity, and Political Contention in a Historical Perspective.

31 *Benjamin J. Kaplan*, Divided by Faith: Religious Conflict and the Practice of Toleration in Early Modern Europe, Cambridge, MA/London 2007.

32 For a state of the art in English see *R. Po-Chia Hsia/H. F. K. van Nierop* (eds.), Calvinism and Religious Toleration in the Dutch Golden Age, Cambridge 2002.

33 *Margaret Lavinia Anderson*, Afterword: Living Apart Together in Germany, in: *Helmut Walser Smith* (ed.), Protestants, Catholics and Jews in Germany, 1800–1914, Oxford 2001, pp. 319–332, here: p. 320.

34 *Olaf Blaschke* (ed.), Konfessionen im Konflikt. Das zweite konfessionelle Zeitalter zwischen 1800 und 1970, Göttingen 2002.

speak of a second confessional age, remains the subject of appreciation, as the meaning of confession changed and, except in rare instances, physical violence among the Christians largely disappeared from the armoury (though not from the imagination).[35] The important thing about the infamous 19th century ›Culture Wars‹ between the Catholic Church and secularists for example, as Margaret Lavinia Anderson reminds us, »is that they were not wars«.[36] Religion was *not* the motor behind the major conflicts in the 19th and 20th centuries either,[37] until the Balkan Wars of the 1990s, in which religion was one factor besides others, the importance of which remains the subject of debate.[38] Nevertheless, violence continued to characterize the relationship between Christian and non-Christian religions, as the Jews in particular experienced, culminating in the holocaust. The latter was much less an isolated phenomenon than the traditional *Sonderweg*-historiography suggests, but the culmination of a perverted desire for ethnic and indeed religious ›purification‹ proper to the project of modernity.[39] »Intolerance is, therefore, the natural incli-

35 A very critical assessment of Blaschke's thesis in *Benjamin Ziemann*, Säkularisierung, Konfessionalisierung, Organisationsbildung. Dimensionen der Sozialgeschichte der Religion im langen 19. Jahrhundert, in: AfS 40, 2007, pp. 485–508. On the changing meaning of the confessional divisions see *Lucian Hölscher*, Les changements religieux. Étude d'histoire sociale et des mentalités (du XVIIIe siècle à 1945), in: *Paul Cologne*/*Rudolf Lill* (eds.), Histoire religieuse de l'Allemagne, Paris 2000, pp. 23–55, here: p. 31; *Lucian Hölscher*, Konfessionspolitik in Deutschland zwischen Glaubenstreit und Koexistenz, in: *idem* (ed.), Baupläne der sichtbaren Kirche. Sprachlichen Konzepte religiöser Vergemeinschaftung in Europa, Göttingen 2007, pp. 11–52; *Lucian Hölscher*, The Religious Divide: Piety in Nineteenth Century Germany, in: *Walser Smith*, Protestants, Catholics and Jews in Germany, pp. 33–47, as well as *Anderson*, Living Apart Together in Germany. On the end of confessional violence see *Claude Langlois*, La fin des Guerres de Religion. La disparition de la violence religieuse en France au XIXe siècle, in: French Historical Studies 21, 1989, pp. 3–28.

36 *Anderson*, Living Apart Together in Germany, p. 326 (afterword). Cf. *Clark*/*Kaiser*, Culture Wars: Secular-Catholic Conflict in Nineteenth-Century Europe.

37 It surely is not superfluous to make this observation. I was recently asked to organize a session on religion in the framework of a conference on War and Society in 20th century Europe. The suggested theme was »Religion as a Driving Force behind the Wars of the 20th Century«. This is not to say that religion played no role whatsoever in 19th and 20th century conflicts, only that it was not the most important factor: Neither the First, nor the Second World War were, for example, strictly speaking religious wars (one can even doubt if the Spanish Civil War was one). On the association of religion and violence as part of secularism see *Asad*, Formations of the Secular, pp. 8–12.

38 See esp. *P. H. Liotta*, Religion and War. Fault Lines in the Balkan Enigma, in: *Raju G. C. Thomas* (ed.), Yugoslavia Unravelled. Sovereignty, Self-Determination, Intervention, Lanham 2003, pp. 87–116; *Ger Duijzings*, Religion and the Politics of Identity in Kosovo, London 2000. *Vjekoslav Perica*, Balkan Idols: Religion and Nationalism, Oxford 2002, however, holds the churches far more accountable for the Yugoslavian wars.

39 *Heather Rae*, State Identities and the Homogenization of People, Cambridge 2002; *Madeley*, A Framework for the Comparative Analysis. This perspective should be completed with studies on the development of extreme violence and genocide, such as *Enzo Traverso*, The Origins of Nazi Violence, New York/London 2003; *Jon Stratton*, ›It Almost Needn't Have Been the Germans‹. The State, Colonial Violence and the Holocaust, in: European Journal of Cultural Studies 6, 2003, pp. 507–527; *Zygmunt Bauman*, Modernity and the Holocaust, Ithaca/London 2001; *Josep R. Llobera*, The Making of Totalitarian Thought, Oxford 2003; *Detlev Peukert*, The Genesis of the ›Final Solution‹ from the Spirit of Science, in: *Thomas Childers*/*Jane Caplan* (eds.), Reevaluating the Third Reich, New York 1994, pp. 234–252; *Peter Imbusch*, Moderne und Gewalt. Zivilisationstheoretische Perspektiven auf das 20. Jahrhundert, Wiesbaden 2005; *Volker R. Berghahn*, Europe in the Era of Two World Wars. From Militarism and Genocide to Civil Society 1900–1950, Princeton 2006; *Arne Johan Vetlesen*, Yugoslavia, Genocide, and Modernity, in: *James Kaye*/*Bo Stråth* (eds.), Enlightenment and Genocide. Contradictions of Modernity, Brussels 2000, pp. 151–183; *Michael Mann*, The Dark Side of Democracy: Explaining Ethnic Cleansing, New York/Cambridge 2005.

nation of modern practice«, Zygmunt Bauman acknowledges[40], but religion was arguably not the source of it.

So at last did Europe develop a philosophy of religious tolerance. Particularly since World War II, Europe considers human rights, including religious liberty, as cornerstones of civilization and civility, and the EU for example has regularly reiterated the importance of religious freedom on occasions when some European states considered restricting the rights of religious minorities in the 1990s.[41] All Christian churches share this principle, the Catholic Church explicitly since Vatican 2 and the encyclical *Dignitatis Humanae* (1965) − Christian Democracy already since around 1900.[42] If religion is once again being emphasized in the Europe of today, and particularly in the sense of creating a culture of remembrance of its religious sources, it does so by stressing the contribution of the Christian churches to the advancement of European culture and values, actually effacing the memory of religious wars.[43] Actually more important is the separation of Church and State, which in Europe mainly means that clerical hierarchies respect the autonomy of political decision-making processes and offer occasional symbolic support for the regimes − solemn celebrations on independence day, for example − in exchange for the religious liberty for oneself and some direct or indirect (financial) support for religious institutions, the concrete modalities of which vary widely.[44]

The latter points at the continuing integration of churches within national frameworks in modern Europe, which in some ways even increased in the 20th century as political regimes compelled churches to accommodate them. Hence important differences existed between national churches, in Western Europe as well as behind the Iron Curtain, where the churches were always marginalized. So the Catholic Church either in Spain, the FRG, the Netherlands or Italy, as well as in Poland or Hungary adopted quite different positions on a range of issues, with regard to inner-church life as well as to politics, and followed quite different patterns. Nevertheless, religions and churches are also transnational forces, and paradoxically the transnational dimensions, indeed somewhat contrasting with the national integration, equally increased.[45] That is most clearly the case with Roman Catholicism, which has considerably tightened the bonds between the national churches and Rome since the early 19th century, and elevated its spiritual leader to an (in some respects) even ›infallible‹ leader.[46] The strategy was strongly backed up by laypersons that

---

40 *Zygmunt Bauman*, Modernity and Ambivalence, Cambridge 1991, pp. 8 and 53–74. Likewise José Casanova states that »ethno-religious cleansing, in this respect, stands at the very origin of the early modern state«: *José Casanova*, Religion, European Secular Identities, and European Integration, pp. 65–92, here: p. 65.

41 *Zsolt Enyedi*, Conclusion: Emerging Issues in the Study of Church-State Relations, in: *Madeley*/*Enyedi*, Church and State in Contemporary Europe, pp. 218–232, esp. pp. 223 f.

42 *Étienne Fouilloux*, Intransigeance catholique et monde moderne, in: Revue d'Histoire Ecclésiastique 96, 2001, pp. 71–87.

43 *Danièle Hervieu-Léger*, La religion dans la constitution du lien social européen, in: Eurozine, 2006–08–17, p. 9 (orig. Transit 26, 2004).

44 Cf. *Enyedi*, Emerging Issues in the Study of Church-State Relations.

45 *Vincent Viaene*, International History, Religious History, Catholic History: Perspectives for Cross-Fertilization (1830–1914), in: European History Quarterly 38, 2008, pp. 578–607; *Lamberts*, The Black International.

46 *Staf Hellemans*, Transformation der Religion und der Grosskirchen in der zweiten Moderne, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 99, 2005, pp. 11–35; *idem*, How Modern is Religion in Modernity?, in: *Judith Frishman/Willemien Otten/Gerard Rouwhorst* (eds.), Religious Identity and the Problem of Historical Foundation. The Foundational Character of Authorative Sources in the History of Christianity and Judaism, Leiden 2004, pp. 76–94; *Christopher Clark*, The New Catholicism and the European Culture Wars, in: *Clark*/*Kaiser*, Culture Wars: Secular-Catholic Conflict in Nineteenth-Century Europe, pp. 11–46;

developed extensive and powerful transnational European networks: Ultramontanism became an immensely important and penetrating socio-cultural and political movement that deeply transformed Catholic Europe. They contributed to the development of national and transnational Catholic social and political movements, including Christian democracy but also Catholic Action. Such movements to a large extent homogenized devotional practices, private as well as public (such as demonstrated during pilgrimages, Eucharistic crusades, or Maria devotions).[47]

Catholics and Christian Democrats, for a variety of motives also strongly supported the idea of European integration − not the least as it forcefully recalled the old ideal of Christendom[48] −, and created transnational tools to promote European unity, even if organizing Christian Democrats in a transnational European party proved another matter.[49] Protestants have a long tradition of developing transnational communication networks in which intellectual traditions as well as devotional practices circulated. In the modern era these surely continued, but were perhaps particularly oriented towards either North America or the overseas missions. Within Europe, the works of great Protestant theologians certainly circulated widely, but the integration within the national states prevailed, certainly within the Germanic countries. The establishment of Protestant international associations was hampered by the theological divergences which rather inflated the centrifugal forces within Protestantism even more. The establishment of the World Council of Churches in 1947 remained far removed from creating a truly unifying bond, even if its symbolic meaning should not be underestimated. The least ›transnational‹ is no doubt the Orthodox Church, though its domestic orientation is far less a constant feature of its history than appears, judging its present emphasis on autocephaly.[50]

II. Some Basic Patterns in Modern Europe

As comes to the fore in the above, the roots of the religious landscape in modern Europe go back to the Treaties of Westphalia. The French Revolution added an important dimension to the socio-political and religious divisions of Europe by considerably deepening the Church-State divide and creating a strong and popular anti-clericalism. The contours of anticlerical protest in France, between *juring* and non-*juring* clergy, while matching older divisions with roots in the Reformation, still remain relevant today.

By the end of the 18th century, the traditional European religions entered a crisis of existence, but soon after the Napoleonic wars they experienced a ›rebirth‹. This rebirth, which can be interpreted as a ›modernization‹ in the sense that it adapted to the modern conditions and engaged with the modern world − even if rejecting it explicitly −, affected them in different ways and certainly did not lead them to re-conquering the whole population.

David Blackbourn, The Catholic Church in Europe. A Review Article, in: Comparative Studies in Society and History 33, 1991, pp. 778–790.

47 *Clark*, The New Catholicism; *Lamberts*, Een kantelend tijdperk; *idem*, The Black International.

48 *Perkins*, Christendom and European Identity, p. 24 and passim.

49 *Philippe Chenaux*, Une Europe vaticane? Entre le Plan Marshall et les Traités de Rome, Bruxelles 1990; *Wolfram Kaiser*, Christian Democracy and the Origins of European Union, Cambridge 2007; *Daniel Philpott*/*Timothy Samuel Shah*, Faith, Freedom and Federation. The Role of Religious Ideas and Institutions in European Political Convergence, in: *Byrnes/Katzenstein*, Religion in an Expanding Europe, pp. 34–64; *Scott Thomas*, The Global Resurgence of Religion and the Transformation of International Relations: The Struggle for the Soul of the Twenty-First Century, New York 2005.

50 See esp. *Timothy A. Byrnes*, Transnational Religion and Europeanization, in: *Byrnes/Katzenstein*, Religion in an Expanding Europe, pp. 283–305, esp. pp. 292–296.

But it did give them a much stronger impact on the personal life of the faithful, as well as political clout. Protestants, especially Lutherans, largely accommodated modern political institutions as well as with rational worldviews, and did not develop an anti-modernist counterculture as Catholics and Reformed Churches did. The latter in Europe opted for pietistic forms of retreat rather than the assertive engagement with the world that we observe in the United States, especially with the development of fundamentalism. The Roman Catholic Church in Europe modernized in a different way, by developing into a highly centralized, assertive, massive and strongly communicative bulwark against what it considered to be the threatening modern world. But that image of a beleaguered anti-modern fortress, that both its adversaries and the Church itself cherished and cultivated, conceals both the multitude of strategies followed to cope with its external challenges and very important internal divisions.[51]

Perhaps the most surprising feature of the resurgence of religion in the 19th century was the association of women with religion, alongside men who continued to dominate the ecclesiastical power structures and the public sphere. According to some scholars, Christianity softened its image and ›feminized‹. Associated with sentimentalism and emotion, the latter term expresses a highly questionable essentialist and in some respects anachronistic view on gender divisions, but as a term referring to the strong appeal that the new Christendom had on women, it certainly points to an important reality. Women indeed constituted the bulk of the churchgoers and pilgrims − but men had other ways to engage in their faith − as well as of those who committed their lives to Christ.[52]

The barbaric 20th century, with its totalitarian ambitions and wars, created more than one challenge to the established churches. The interwar years were characterized by deep social and political divisions, among which religion loomed large. The totalitarian regimes of the 1920s and 1930s and the world wars in particular disrupted the communities and the moral foundations of society, but it was precisely that which gave the churches the opportunity to launch effective moral crusades once the war was over. Hence, after World War 2 Christian churches again manifested themselves as key factors in the reconstruction, even if they needed to cope with the remains of their lenient attitude during the war.[53] Indeed, the churches had a deplorable war record, even if they had been perse-

---

51 *Staf Hellemans*, Strijd om de moderniteit. Sociale bewegingen en verzuiling in Europa sinds 1800, Leuven 1990; *idem*, From ›Catholicism Against Modernity‹ to the Problematic ›Modernity of Catholicism‹, in: Ethical Perspectives 8, 2001, pp. 117–127; *Patrick Pasture*/*Wilhelm Damberg*, Restoration and Erosion of Pillarized Catholicism in Western Europe, in: *Leo Kenis*/*Jaak Billiet*/*Patrick Pasture* (eds.), The Transformation of Christian Churches in Europe, Leuven 2009, in press.

52 *Tine Van Osselaer*, The Pious Sex. Catholic Constructions of Masculinity and Femininity in Belgium c. 1800–1940, unpublished PhD in History, KU Leuven 2009; *Tine Van Osselaer*/*Thomas Buerman*, Feminization Thesis. A Survey of International Historiography and a Probing on Belgian Grounds, in: Revue d'histoire ecclésiastique 103, 2008, pp. 497–544; *Patrick Pasture*, Beyond the Feminisation Thesis. Gendering the History of Christianity in the 19th and 20th century, to be published in *Jan Art* et al. (eds.), ›Dieu changea de sexe‹? Christian Feminisation and Masculinisation in Western Europe 18th–20th c., forthcoming. Cf. *Bernhard Schneider*, Feminisierung der Religion im 19. Jahrhundert. Perspektiven einer These im Kontext des deutschen Katholizismus, in: Trierer theologische Zeitschrift 111, 2002, pp. 123–147; *Imtraud Götz von Olenhusen*, Die Feminisierung der Religion und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: *Irmtraud Götz von Olenhusen* (ed.), Frauen unter dem Patriarchat der Kirchen. Katholikinnen und Protestantinnen im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart/Berlin 1995, pp. 69–88.

53 A solid overview of the role of the churches during World War II is still missing. A first overview in *Andrew Chandler*, Catholicism and Protestantism in the Second World War in Europe, in: Cambridge History of Christianity, vol. 9: *Hugh McLeod* (ed.), World Christianities c. 1914 – c. 2000, Cambridge 2005, pp. 262–283; *Lieve Gevers*/*Jan Bank* (eds.), Religion under Siege,

cuted (especially in Nazi Germany) and some clerics had shown remarkable signs of moral courage. Nevertheless, both Protestant and Catholic hierarchies had either collaborated with fascist regimes or, at the very least, shown little reaction against oppression in general, particularly anti-Semitic policies and the genocide. But religious laypersons had suffered much and some had chosen the way of the resistance which enabled them to come to the rescue of their respective churches. This cleared the way for the most remarkable phenomenon of post-war European politics, the breakthrough of Christian Democracy. Christian Democracy developed into a powerful socio-political movement, aiming at a ›transformation‹ of society according to its *Weltanschauung*, that transcended denominational boundaries and as such departed from any clerical and confessional connotations that had often prevailed in Catholic politics in the 19th and first half of the 20th century − and in some cases, as in Spain, until the 1970s. In continental Western Europe – in particular in Austria, the Benelux-countries, Italy, Switzerland and West-Germany (the FRG) − confessional social organizations and institutions also mushroomed with regard to education and social care, which underpinned and (mostly) benefited from the extension of the welfare state. Christian Democratic parties and confessional organizations contributed considerably to the shaping of welfare policies, which even lead to the development of a particular type of welfare state.[54] Their influence was probably less direct though than easily assumed. More important than their immediate political impact was the mediation skills of the Christian Democrats, or simply the fact that their very presence in the welfare politics fundamentally modified the political power game.[55]

This breakthrough of Christian Democracy illustrates the persistence of religion in society, raising serious questions as regards the so called ›secularization of the public sphere‹, while it also puts the impact of the churches into perspective. Indeed, Christian Democracy could not be considered the party of the (or rather *a* particular) church or denomination, and also illustrates the predominant role of the laity. Post-war Christian Democratic parties found inspiration in Christian personalist thinking but were not accountable to church authorities – the reason why Statys Kalyvas considers them as a form of secularization.[56] Most authors however see Christian Democracy mainly as an illustration of the influence of Christian beliefs in society.[57] Even when Christian Democrats abandoned their exclusive ties to the Catholic Church and their confessional program, they in practice continued to embody a Christian presence in politics, particularly with regard to ethical and moral issues but also in defence of clerical interests. They for example supported religious education and advocated financial support for religious institutions.

---

2 Vol., Leuven/Paris 2007, though many contributions in the latter volume lack critical distance and unilaterally emphasize the persecution the churches fell victim to. Nevertheless see in the last-mentioned book vol. 1: The Roman Catholic Church in Occupied Europe (1939–1950): *Patrick Pasture*, Christian Social Movements Confronted with Fascism in Europe: Consistency, Continuity, or Flexibility in Principles, Strategies, and Tactics towards Social and Economic Democracy, pp. 283–314. See also *Benjamin Ziemann*, Religion and the Search for Meaning, in: *Helmut Smith* (ed.), Oxford Handbook of Modern German History, forthcoming.

54 *Gøsta Esping-Andersen*, The Three Worlds of Welfare Capitalism, Cambridge 1990.

55 *Kees Van Kersbergen*, Social Capitalism. A Study of Christian Democracy and the Welfare State, London/New York 1995; *Patrick Pasture*, Building the Social Security State. A Comparative History of Belgium, the Netherlands and Germany, in: *Lex Heerma van Voss/Patrick Pasture/Jan De Maeyer* (eds.), Between Cross and Class. Comparative Histories of Christian Labour in Europe 1840–2000, Bern/New York 2005, pp. 251–284.

56 *Stathis N. Kalyvas*, The Rise of Christian Democracy in Europe, Ithaca/London 1996, p. 261.

57 E. g. Martin Conway, Introduction, in: *idem/Tom Buchanan* (eds.), Political Catholicism in Europe, 1918–1965, Oxford 1996, pp. 1–33. A review of recent literature on Christian Democracy in *Wolfram Kaiser*, Review Article: Christian Democracy in Twentieth Century Europe, in: Journal of Contemporary History 39, 2004, pp. 127–135.

Particularly in Italy, the Netherlands and Belgium the Catholic Church explicitly supported Christian Democratic parties, though she increasingly respected the autonomy of the political and refrained from intervening publicly from the 1960s onwards.[58]

Furthermore the churches had a tremendous impact on daily life. In large parts of Europe, religious institutions were omnipresent and coloured not only the major transitions in life – birth, youth, marriage, sickness and death – but also the daily dealings, weekly rhythms and occasional festivities at local level: what Wilhelm Damberg aptly baptized the *société paroissiale* with regard to Catholics.[59] Confessional educational and cultural associations worked strongly to impose a highly confessional and associational culture, which designed how people − men, women and children − saw themselves as part of society (with often major political implications) and behaved in public as well as in private.[60] Hence, in countries and regions where several competing socio-ideological cultures existed – confessional, but also secular and anticlerical – separate *milieux* developed, with relatively few contacts, but in their opposition also very much alike. Sometimes, when the political divisions pervaded, they had developed into ›pillars‹, politically integrated networks of domain-specific organizations associated with one political party.[61] In late Imperial Germany as well as during the Weimar Republic, in (Flemish) Belgium, the Netherlands, Austria and Switzerland, as well as Italy after World War II, large parts of society ›pillarized‹. Essential to this socio-political system was that it allowed stabilizing deeply divided societies, allowing the elites to control political conflicts.[62]

Of course, societies never completely ›pillarized‹ and individuals always negotiated their own arrangements that often transgressed the confinements of the ideal type. Certainly at local level the ›lived reality‹ was far more complex and nuanced − one reason why historians today often object to the use of general terms like *milieux* and pillarization.[63] Certainly some social milieus and regions were more affected than others: the countryside more than big cities, and workers and peasants more than elites and the middle class. Moreover, also within confessional *milieux* the strong association between politics, social action and religion always raised intense opposition. In the Catholic world for example, this opposition could come from very divergent origins. The clerical hierarchy often opposed social Catholicism and Christian Democracy as they did not want to share their authority. Likewise the leaders of the laic associations were resilient to clerical obedience, something the latter tried to counteract by launching the Catholic Action as a lay apostolic movement under strict clerical control (something in which they did not

58 See esp. the country studies *Michael Gehler*/*Wolfram Kaiser* (eds.), Christian Democracy in Europe since 1945, London 2004; *Conway/Buchanan*, Political Catholicism in Europe; *Emiel Lamberts* (ed.), Christian Democracy in the European Union (1945–1995), Leuven 1997.

59 *Wilhelm Damberg*/*Patrick Pasture*, »Restoration and Erosion of Pillarized Catholicism in Western Europe«, in: *Leo Kenis/Jaak Billiet/Patrick Pasture* (eds.), The Transformation of Christian Churches in Europe, forthcoming.

60 Even if overlaps and transgressions existed and both men and women had functions in both the public and private spheres, expectations for men and women diverged considerably.

61 The following assessment of pillarization is largely based on *Staf Hellemans'* magisterial study: Strijd om de moderniteit, and *Hellemans*, Zuilen en verzuiling in Europa.

62 *Seymour Martin Lipset*/*Stein Rokkan*, Cleavage Structures, Party Systems and Voter Alignments: An Introduction, in: *Peter Mair* (ed.), The West European Party System, Oxford 1990, pp. 91–138; *Arend Lijphart*, Democracy in Plural Societies: A Comparative Exploration, New Haven, CT 1977.

63 *Helmut Walser Smith*/*Chris Clark*, »The Fate of Nathan«, in: *Walser Smith*, Protestants, Catholics and Jews in Germany, pp. 3–29, esp. p. 10. Cf. *Christopher Clark*/*Wolfram Kaiser*, Introduction. The European Culture Wars, in: *idem*, Culture Wars: Secular-Catholic Conflict in Nineteenth-Century Europe, pp. 1–10, here: p. 6.

always succeed at though).[64] Theologians and philosophers such as Jacques Maritain and Emmanuel Mounier in France emphasized the existence of two ›spheres‹.[65] Nevertheless, the concepts of pillarization and *milieu* remain useful metaphors to describe a reality many Europeans somehow experienced. Pervasive cultural systems existed also outside so-called ›pillarized‹ countries. Britain as well as Scandinavia knew similar closed subcultures, even if they lacked the political dimension.[66] Incidentally, in Portugal and Spain a rousing but also suffocating Catholicism backed up the authoritarian regimes of Salazar and Franco, though this association also fuelled the profound divisions of the Iberian Peninsula, as was the case with the Orthodox Church in Greece. Governments behind the ›iron curtain‹ tried similarly, not always as successfully, to impose a closed common culture after 1947, incidentally banning religion from the public space. Religion strongly survived semi-publicly in Poland, but had far more difficulties in most countries where it was confined to a semi-clandestine existence in the private sphere of individual homes. In the former Yugoslavia, religion would only become a strong dimension of national and political identities after the death of Tito in 1980, and particularly after the fall of communism in Eastern Europe in 1989. The ›awakening‹ of religious and ethnic identities had catastrophic consequences. These are often seen as an illustration of the destructive power of both religion and ethnicity, but one cannot help but wonder whether the fact that these were suppressed and somehow cut off from the main developments of the mainline churches explains their violent character.[67]

III. Contours of a Crisis

At the beginning of the 21st century, that relatively stable world, with religion as a major dimension of life, has all but vanished. Striking and revealing of the depth of the change is that when interviewed today, people find it hard to understand their proper behaviour and even more difficult, in their own eyes, to explain it to contemporary investigators: »That's the way things went, by then« is the common phrase ordinary people mostly use to express that bewilderment. Many intellectuals since the 1960s bitterly distance themselves from that period, when the faithful appeared as meek sheep, vehemently criticizing the suppressive Church. Somehow, as Peter van Rooden demonstrated in a brilliant assessment of the Dutch situation, ›the sixties‹ − a mere concept rather than a chronological indication, the exact dividing line situated somewhere between 1958 and the mid 1970s − constitute a barrier in the memory and recollection of the past, no longer intelligible.[68] Van Rooden's observations no doubt equally apply to other countries as well, though further study is needed to establish which and to what extent. According to some scholars, the crisis of memory itself is both the cause and the best expression of what actually

64 *Patrick Pasture*, Modèles internationaux d'action ouvrière catholique, in: *Bruno Duriez/Étienne Fouilloux/Alain-René Michel* et al. (eds.), Chrétiens et ouvriers en France 1937–1970, Paris 2001, pp. 245–257.

65 For a recent synthesis see *Gerd-Rainer Horn*, Western European Liberation Theology 1924–1959. The First Wave, Oxford 2008.

66 *Hellemans*, Zuilen en verzuiling.

67 An answer to that question extends the scope of this article. I will attempt to do so elsewhere.

68 *Peter Van Rooden*, Oral history en het vreemde sterven van het Nederlands christendom, in: Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis der Nederlanden 119, 2004, pp. 524–551 (a rough English translation is to be found at the author's website, URL: <http://www.xs4all.nl/~pvrooden/Peter/publicaties/oral%20history.htm#_ftnref11> [9.6.2009]). On the chronology of the 1960s see esp. *Hugh McLeod*, The Religious Crisis of the 1960s, Oxford 2007; *idem*, The Religious Crisis of the 1960s, in: Journal of Modern European History 3, 2005, pp. 205–230.

happened. The French sociologist of religion Danièle Hervieu-Léger redefined religion as a chain of memory: Its essence was indeed the transmission of traditions and beliefs that were handed over from generation to generation, through education in schools and families.[69] The destruction of the countryside and break up of the traditional family structure, as a result of increased affluence and modern communications, explains the collective amnesia European societies characterizes since the 1960s. It leads to what she calls the »exculturation« of Catholicism,[70] but obviously this sense of amnesia and exculturation not only affects religious memories, but all *Weltanschauungen* and the culture as a whole. It will, in Hervieu-Léger's logic, inevitably affect the former ›East‹ European countries as well, as is indeed already effectively happening, even in Poland. Hence individuals stop participating in religious rites, thus provoking the continuing decline of church participation. It would also explain why religious renewal appears so difficult in Europe.

The decline of religious participation is no doubt the most obvious feature of the religious crisis. Church attendance, which, at least for the Catholic Church, became the key indicator of Christian life in the 19th century,[71] has declined almost everywhere since somewhere in the fifties/early sixties (though much less in Southern Europe), notwithstanding considerable variations in participation levels between different countries.[72] To what extent the decline since the sixties constitutes an acceleration of a long term trend remains difficult to grasp, because long term data for most countries are few and far between, and difficult to interpret. Callum Brown, with regard to Britain, highlighted particularly the declining numbers of young women, but data for other countries, as far as they give separate figures for men and women, are less clear.[73] Changes in class composition may also have had a determining impact on church participation. The de-Christianization of the working class constitutes a true mantra during the whole modern period, repeated with new vigour in the aftermath of World War II and again in the 1960s, though the apostolic and even political motives of these complaints are obvious. One may actually wonder if large parts of the industrial working class were ever effectively Christianized. Moreover, it may be that workers did abstain from institutional integration within a church often hostile to their aspirations and culture, but continued other, less institutionalized forms of religiosity, while still often appealing to the churches for ›rites of passage‹.[74] Also church affiliation, another indicator particularly in Protestant and pluralistic countries, has shown a similar downward trend and an increase in disaffiliation since the 1950s, while at the same time non-believers and atheists manifested themselves clearly without

---

69 *Danièle Hervieu-Léger*, La religion pour mémoire, Paris 1993 (Religion as a Chain of Memory, New Brunswick 2000).

70 *Danièle Hervieu-Léger*, Catholicisme, la fin d'un monde, Paris 2002, pp. 96 f., 268, 277, 285 f. and 312 f.; *Yves Lambert*, Dieu change en Bretagne. La religion à Limerzel de 1900 à nos jours, Paris 1985.

71 *Van Osselaer*, The Pious Sex, pp. 35–49.

72 *Andrew M. Greeley*, Religion in Europe at the End of the Second Millennium: A Sociological Profile, New Brunswick, NJ 2004; *McLeod*, Religion and the People of Western Europe.

73 *Callum G. Brown*, The Death of Christian Britain. Understanding Secularisation 1800–2000, London 2001. Cf. *Karel Dobbelaere/Jaak Billiet*, Late 20th Century Trends in Catholic Religiousness: Belgium Compared with Western and Central European Nations, in: *Kenis*/*Billiet*/*Pasture*, The Transformation of Christian Churches in Europe, forthcoming; *McLeod*, The Religious Crisis of the 1960s; *Andrew M. Greeley*, Religion in Europe at the End of the Second Millennium: A Sociological Profile, New Brunswick, NJ 2004; *McLeod*, Religion and the People of Western Europe.

74 *Jan De Maeyer*, The Formation of a Christian Workers' Culture in Pillarized Societies: Belgium, Germany and the Netherlands, c. 1850–1950, in: *Heerma van Voss/Pasture*/*De Maeyer*, Between Cross and Class, pp. 81–102. De Maeyer incidentally observes that the Catholic Church actually managed to win back part of the working class in the 19th century (p. 85).

retinue. Vocations also dried up, starting soon after the war, among men as well as among women.[75] Sociologists have developed tools to measure belief in key concepts of Christianity, what particularly in the Scandinavian countries, where church attendance had already been quite low since the 19th century, became a sign of secularization or, rather, de-Christianization.[76]

Each of these criteria can be discussed by pointing at the changed meaning of practices as well as words.[77] No doubt indeed that going to mass any given Sunday in a highly secularized context such as Berlin or Brussels has a totally different meaning as the same behaviour fifty years ago in a remote village in Brittany, just as saying that believing in the resurrection of the body has a different meaning. Concluding that the decline in participation rates and affiliation could be interpreted differently than as signs of de-Christianization, however, would be nonsense. Nevertheless, decline and de-Christianization do not tell the whole story, even if these images dominate the picture in Europe. A view on the United States not only reveals a quite different reality there, but points at different ways of interpretation and may help to uncover other dimensions of religious change. Many authors noticed a ›spiritual‹ awakening in the United States along with a growth of evangelical and conservative churches and denominations in the 1960s and an increased political impact of the evangelical right since the 1980s.[78] In Europe, conservative and evangelical reactions to the evolution of the mainline churches were formed, such as the *Bekenntnisbewegung* in Germany[79], but these remained comparatively marginal at least until the 1990s when, for example in the Netherlands, the evangelicals experienced a relative breakthrough.[80] This should raise some important questions with regard to this very different situation between Europe and the United States. Most scholars, however, − based on sociological and philosophical assumptions that consider ›secularization‹ the inevitable corollary to modernization − have rather tried to ignore or downplay the importance of the American developments or focused on the inverse question, why America was so different from Europe. Hence their interest in American ›civil religion‹, which they saw as a ›religion without religion‹ and thus a form of secularization.[81]

---

75 Sweden constitutes an exception to the rule: *Eva M. Hamberg*, Christendom in Decline. The Swedish Case, in: *Hugh McLeod*/*Werner Ustorf* (eds.), The Decline of Christendom in Western Europe, 1750–2000, Cambridge 2003, pp. 47–62.

76 *Greeley*, Religion in Europe; *Davie*, A Memory Mutates, Oxford 2000; *Riis*, Patterns of Secularization in Scandinavia. Updated data in *Detlev Pollack*, Religion und Moderne: Zur Gegenwart der Säkularisierung in Europa, in: *Graf*/*Große Kracht*, Religion und Gesellschaft, pp. 73–104.

77 Cf. *Callum G. Brown*, The Death of Christian Britain. Understanding Secularisation 1800–2000, London 2001.

78 The literature is sheer endless. See *Patrick Pasture*, Christendom since the Sixties: Between the Secular City and the Age of Aquarius, in: Revue d'histoire ecclésiastique 97, 2004, pp. 82–117, for an overview.

79 *Siegfried Hermle*, Die Evangelikalen als Gegenbewegung, in: *Siegfried Hermle*/*Claudia Lepp*/*Harry Oelke* (eds.), Umbrüche. Der deutsche Protestantismus und die sozialen Bewegungen in den 1960er und 70er Jahren, Göttingen 2007, pp. 324–351; *Ursula Krey*, ›Der Bruch mit der Gehorsamstradition‹. Die 68er Bewegung und der gesellschaftliche Wandel, in: *Bernd Hey*/*Volkmar Wittmütz* (eds.), 1968 und die Kirchen, Bielefeld 2008, pp. 13–34, here: pp. 22 f.

80 *Pieter R. Boersema*, The Evangelical Movement in the Netherlands. New Wine in Old Wineskins?, in: *Erik Sengers* (ed.), The Dutch and Their Gods. Secularization and Transformation of Religion in the Netherlands since 1950, Hilversum 2005, pp. 163–179.

81 E. g. *Knippenberg*, Europäische Religionsgeschichte. Recently some studies initiated a different approach: *Hartmut Lehmann*, The Christianization of America and the De-Christianization of Europe in the 19th and 20th Centuries, and: Zwischen Dechristianisierung und Rechristianisierung. Fragen und Anmerkungen zur Bedeutung des Christentums in Europa und in Nordamerika im 19. und 20. Jahrhundert, in: Kirchliche Zeitgeschichte 11, 1998, pp. 9–20 and 156–168;

Increasingly, however, it has dawned that Europe may be the exception rather than the rule.[82] Realizing this makes the question about why Europe is so different all the more pertinent as America strongly permeated Europe's popular culture in other domains in the post-war period.[83] So why then did the ›Fourth Great Awakening‹ (Robert Fogel) not, or at least only to a limited extent, cross the channel, while American charismatic Christianity effectively make headway in Latin America, Asia and Africa?[84] The question is all the more intriguing as in the wake of the Cold War a religious offensive was set that aimed at converting Europeans to American views on the role of religion in society, among which existed a more radical separation between church and state as a condition for religious renewal.[85] Billy Graham, for example, attracted millions in football stadiums in Britain, Scandinavia and the Netherlands in the early 1950s, but apparently his impact evaporated as soon as he had lifted his feet from European soil.[86] Notwithstanding sup-

---

Hartmut Lehmann, The Role of Religion in Germany and America in the Nineteenth and Twentieth Centuries, in: *Elisabeth Glaser/Hermann Wellenreuther* (eds.), Bridging the Atlantic. The Question of American Exceptionalism in Perspective, Cambridge 2002, pp. 69–82; *Pasture*, Christendom since the Sixties; *Wilhelm Damberg/Antonius Liedhegener* (eds.), Katholiken in den USA und Deutschland. Kirche, Gesellschaft und Politik, Münster 2006; *Hartmut Lehmann* (ed.), Transatlantische Religionsgeschichte im 18. bis 20. Jahrhundert, Göttingen 2006; *Peter L. Berger/Grace Davie/Effie Fokas*, Religious America, Secular Europe? A Theme and Variations, Aldershot 2008; *Benjamin Ziemann*, Sozialgeschichte der Religion. Von der Reformation bis zur Gegenwart, Frankfurt/New York 2009; *Mark E. Ruff*, Das Gespenst der Amerikanisierung: Die deutschen Kirchen und die USA, in: *Detlef Junker/Phillipp Gassert/Wilfried Mausbach* u. a. (eds.), Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges, Bd. 1: 1945–1968, München 2001, pp. 823–832.

82 *Peter L. Berger* (ed.), The Desecularization of the World: Resurgent Religion and World Politics, Washington/Grand Rapids 1999; *Grace Davie*, Europe. The Exceptional Case. Parameters of Faith in the Modern World, London 2002.

83 On the American influence see *Kate Delaney*/*Ruud Janssens* (eds.), Over (T)here: Transatlantic Essays in Honor of Rob Kroes, Amsterdam 2008; *Alexander Stephan* (ed.), The Americanization of Europe. Culture, Diplomacy, and Anti-Americanism after 1945, New York 2006; *Chantal Metzger*/*Hartmut Kaelble* (eds.), Deutschland – Frankreich – Nordamerika. Transfer, Imaginationen, Beziehungen, München 2006; *R. Laurence Moore*/*Maurizio Vaudagna* (eds.), The American Century in Europe, Ithaca/London 2003; *Robert W. Rydell*/*Rob Kroes* (eds.), Buffalo Bill in Bologna: The Americanization of the World, 1869–1922, Chicago 2005; *Victoria de Grazia*, Irresistible Empire: America's Advance through Twentieth-Century Europe, Cambridge, MA 2005; *Reinhold Wagnleitner*, Coca-Colonization and the Cold War: The Cultural Mission of the United States in Austria after the Second World War, Chapel Hill, NC 2007; *Detlev Junker*, The United States and Germany in the Era of the Cold War 1945–1990, Cambridge 2004; *Anselm Doering-Manteuffel*, Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999; *Rob Kroes*, If You've Seen One, You've Seen the Mall: Europeans and American Mass Culture, Urbana / Chicago 1996; *Emily Rosenberg*, Spreading the American Dream: American Economic and Cultural Expansion 1890–1945, New York 1982; *Carl Guarneri*, America in the World: United States History in Global Context, New York 2007.

84 *Philip Jenkins*, The next Christendom: The Coming of Global Christianity, Oxford 2007. Pentecostalism is perhaps the best example, see *David Martin*, Pentecostalism: The World Their Parish, London 2001.

85 *R. Laurence Moore*, American Religion as Cultural Imperialism, in: *idem*/*Vaudagna*, The American Century in Europe, pp. 151–170. For the meaning of religion in American post-war foreign policy see *William Inboden*, Religion and American Foreign Policy, 1945–1960, Cambridge 2008.

86 *Laurence Moore*, American Religion as Cultural Imperialism. See for Britain particularly *Callum Brown*, Religion and Society in Twentieth Century Britain, London 2006, pp. 188–202, for the Netherlands *Boersema*, The Evangelical Movement in the Netherlands, pp. 163–179, here: p. 165. Boersema observes some lasting influence of Graham on the formation of the Dutch evangelical movement though.

port from the highest Church authorities and Catholic charismatic opinion leaders, even the Catholic charismatic movement hardly managed to get a foothold in most of Catholic Europe in the 1970s–1980s–1990s (with the possible exception of Italy and Spain though). Protestant Evangelical renewal movements did get a foothold in the UK, Scandinavia, and the Netherlands, as well as with some immigrant groups elsewhere in the 1980s and '90s, but it seems more a domestic development and even if there must have been contacts with the United States, their extent and impact seem rather limited. Apart from the Catholic Charismatic movement − which originated in the United States − and the particular issue of the impact of the American episcopacy and theology on the Roman Catholic second Vatican Council, the Catholic Church was even less influenced.[87] Grace Davie referred to the rigidities of the (especially continental) European media and the institutional links of the mainline churches with political regimes, which leave little room for religious renewal, to explain the lack of ›Americanization‹.[88] This situation seems to have changed in the 1990s, with the liberalization of the media and an increased acceptance of the autonomy of the secular by European churches. Then also Christian charismatic and healing practices were introduced into Europe, often by African migrants.[89] How important these are remains still hard to evaluate though.

IV. Pluralization, Desinstitutionalization and Blurring Boundaries

In some respects though, the developments in Europe since the 1950s do mirror what happened across the Atlantic. The most obvious feature of the changed religious landscape is the increased pluralism, the result of on the one hand new religious expressions and on the other hand of immigration, as migrants bring with them their own religious traditions − that will not, however, remain unchanged: The question of the ›Europeanization of Islam‹ for example became a major theme in the literature on Muslim minorities in Europe, as the Americanization of immigrant religions is a major theme in the scholarly literature on American immigration.[90]

The sometimes peculiar religious practices of migrant Catholic Italians, Spaniards and Poles in North-Western Europe initially set them apart, but since the 1960s these distinctions slowly evaporated. Apart from Catholics and some Buddhists − South-East Asian boat refugees as well as Tibetans and Nepalese for example −, Hindus and Sikhs (quite important in the UK), by and large most immigrants in post-war Europe were Muslims, albeit from different national and ethnic backgrounds: Turkish and Kurdish in Germany, Belgium and the Netherlands; North-African in the same countries plus Spain and France; South-East Asian in the Netherlands (Indonesia) and South Asian in the UK, to the point that migrant and Muslim had become almost synonymous since the 1960s. In further contrast to North America (where Moslems constitute only a small and decreasing percentage of all migrants) Europeans continue to have difficulties in thinking of these im-

87 *Simon Coleman*, The Globalisation of Charismatic Christianity: Spreading the Gospel of Prosperity, Cambridge 2007; *Árpád von Klimó*, Katholizismus und Popkultur. Beatmessen in Italien und Ungarn in den 1960er Jahren, in: *Graf*/*Große Kracht*, Religion und Gesellschaft, pp. 353–374.

88 *Davie*, Religion in Modern Europe, esp. pp. 98–114 (and passim). See more extensively *Berger*/*Davie*/*Fokas*, Religious America, Secular Europe?.

89 *Jenkins*, God's Continent, pp. 93–102.

90 *Tibi*, Europeanizing Islam or the Islamization of Europe; on the US see *Catherine L. Albanese*, Exchanging Selves, Exchanging Souls: Contact, Combination and American Religious History, in: *Thomas A. Tweed* (ed.), Retelling U.S. Religious History, Berkeley/Los Angeles etc. 1997, pp. 200–226; *Jenna Weissman Joselit*, Parade of Faiths. Immigration and American Religion, Oxford 2001.

migrants (independently from their legal status) as belonging to the national community.[91] Hence, even though these constituted important and lasting minorities, they often remained isolated and rarely expanded far beyond the immigrant communities themselvess. To what extent a process of ›Europeanization‹ occurs, remains subject to debate.[92] For the immigrants, faith remained a source of certainty and identity in an often hostile or at least not always very welcoming environment: integration was a particularly difficult process that took several generations. Whether Muslims follow the fate of the largely Catholic Mediterranean and Eastern European (Polish) immigrants in North-western Europe in the 1950s and gradually lose their distinctiveness remains difficult to predict: the negative reactions they experience are probably no more extreme than those that previous migrants had to endure in the 1950s, but paradoxically modern communication methods may today lead to isolation as they maintain a continuous link with the country of origin and the wider Islamic community. The latter may infuse the Islamic identity with Arabic influences that may be very different not only from Europe, but also from the religious culture of the migrant's country of origin.[93] Hence young Muslims consciously opt for a ›purified‹, ›authentic‹ form of Salafist, mostly Wahhabi Islam which distances them from the more popular religious practices of their parents.[94] Moreover this transnational Islam is directed by non-European institutions such as the *Diyanet Isleri Baskanligi*, the state office for religious affairs of Turkey, and especially from Saudi-Arabia, that fund mosques and send Imams to Europe, and nurture a pan-Islamic identity (›Turkish‹ in the former case of the *Diyanet*, Wahhabi in the case of Saudi Arabia) of European Muslims which impedes national integration, while also preventing the development of a ›Europeanized‹ Islam that can accommodate itself with semi-secularist state systems as they actually exist in Europe.[95]

Religious pluralism results also from the appearance of New Religious Movements, including New Age. Notwithstanding a great deal of research in the 1990s, their numbers, impact and meaning are difficult to measure, but without doubt remain meagre when compared to the United States. European Values Studies hardly give them any real impact, but the surveys may not be fully adequate to grasp their real significance − something we will return to in a moment.[96]

---

91 *José Casanova*, Religion, European Secular Identities, and European Integration, pp. 65–92.

92 *Konrad Pedziwiatr*, Publicizing, Secularizing and Integrating Islam in Europe, in: *Gabriel Motzkin/Yochi Fischer* (eds.), Religion and Democracy in Contemporary Europe, London 2008, pp. 171–177; *Tibi*, Europeanizing Islam or the Islamization of Europe; *Félice Dassetto/Brigitte Maréchal/Jorgen Nielsen* (eds.), Convergences musulmanes: aspects contemporains de l'Islam dans l'Europe élargie, Louvain-la-Neuve 2001; *Felice Dassetto*, La construction de l'Islam européen. Approche socio-anthropologique, Paris 1996.

93 *Tibi*, Europeanizing Islam or the Islamization of Europe; *Sara Silvestri*, Does Islam Challenge European Identity?, in: *Lucia Faltin*/*Melanie Wright* (eds.), The Religious Roots of Contemporary European Identity, London/New York 2007, pp. 14–28.

94 See in general *Dassetto/Maréchal/Nielsen*, Convergences musulmanes; *Dassetto*, La construction de l'Islam européen, as well as the fine case studies offered by *Nadia Fadil*, Submitting to God, Submitting to the Self. Secular and Religious Trajectories of Second Generation Maghrebi in Belgium, unpublished PhD in Sociology, KU Leuven 2008, and *Mieke Groeninck*, Belang van islamitische rituelen, waarden en gebruiken door drie generaties Marokkanse vrouwen in Sint-Jans-Molenbeek: een casestudie, unpublished Masterthesis in History, KU Leuven 2009.

95 *Tibi*, Europeanizing Islam or the Islamization of Europe; *Klausen*, The Islamic Challenge. See also *Hastings*, The Construction of Nationhood.

96 A state of the art in *Jean-François Mayer*, New Approaches to the Study of New Religions in North America and Europe, in: *Peter Antes/Armin W. Geertz*/*Randi R. Warne* (eds.), New Approaches to the Study of Religion, vol. 1: Regional, Critical and Historical Approaches, Berlin/New York 2008, pp. 408–436.

The first thing that strikes the eye with regard to changes in the religious landscape, however, remains no doubt the crisis that struck the Catholic Church in particular in the 1960s. This crisis was not only expressed in the general decline of participation, but also in the increasing dissidence not only of a few leftist intellectuals, but also from the broader public, in the clerical exodus − with considerable numbers of clerics throwing off the cowl, sometimes quite publicly, sometimes organizing themselves in church-critical pressure groups (!) −, as well as in a certain ›de-clericalization‹. This de-clericalization reversed a more than a century old process of *Verkirchlichung*[97], and expressed itself firstly in the ›democratization‹ of the Catholic Church[98], offering local episcopacies a greater voice in the Church and recognizing the role of the laity. It was particularly visible in the dress of Catholic clergy, who in many countries − though not everywhere and not always to the same extent − abandoned the cassock and the clerical collar, which emphasized its distinctive character. However, as is well known, the basic contours of clerical power did not fundamentally change, and already with Paul VI (1963–1978) the democratizing trend was halted and a ›backlash‹ initiated. That was also the case with regard to the position of women. In some respects, the tension between reformers and conservatives, especially in Germany and the Netherlands, were like a ›culture war‹ fought in the media. Though most attention went to the ›progressives‹ and the general impression was that the Church did not fulfil the expectations of renewal and ›aggiornamento‹, one can doubt if the contemporary media uncovered the underlying dynamics. They certainly did not reveal the divergence between the political activists and the Catholic Charismatics − innovative in spirituality and rituality but conservative in theology and politically moderate − with the latter finally gaining the upper hand in the 1980s.[99] Remarkably only a small group of extreme conservatives provoked a real schism − the Society of St. Pius X of the French Archbishop Mgr. Marcel Lefebvre in 1988. Even if there was much sympathy for the Charismatics, the Catholic hierarchy seems to have been unable to find an answer to the divergent demands of the (ever diminishing) faithful in Europe, losing their moral authority and legitimacy: their warnings and prohibitions were mostly ignored by the flock.[100] However, notwithstanding their reserves, most ordinary people still seem to turn to the church to mark the major transitions of life. Path-dependency, in particular the continuing state support in most countries and their role in organizing the ›rites of passage‹, largely explains why mainline churches nevertheless continued to play a major role on the ›spiritual marketplace‹, and alternative forms of spirituality, either collective or individual, remain rather marginal.[101] Distancing themselves from the hierarchy and refusing the church

97 *Franz-Xaver Kaufmann*, Kirche begreifen: Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums, Freiburg 1979, and *Heinz Hürten*, Zukunftsperspektiven kirchlicher Zeitgeschichtsforschung, in: *Ulrich von Hehl*/*Konrad Repgen* (eds.), Der deutschen Katholizismus in der zeitgeschichtlichen Forschung, Mainz 1988, pp. 97–116, esp. pp. 110 ff.

98 This democratization is part of what Danièle Hervieu-Léger called the »expansion of democratic culture outside the political sphere« typical for the late 1960s, which also affects families, which become ›relational‹ instead of hierarchical. *Hervieu-Léger*, La religion dans la constitution du lien social européen, p. 7.

99 *Hugh McLeod*, European Religion in the 1960s, in: *Hermle*/*Lepp*/*Oelke*, Umbrüche, pp. 23–50; *Pasture*, Christendom since the Sixties.

100 On this subject see esp. *Denis Pelletier*, La crise catholique. Religion, société, politique, Paris 2002.

101 See *Davie*, A Memory Mutates, esp. on ›vicarious religion‹, and different essays in *Gerald Parsons* (ed.), The Growth of Religious Diversity: Britain from 1945, London 1994, as well as *Ziemann*, Religion and the Search for Meaning, for Germany.

a ›total‹ engagement, ›believers‹ turn into consumers of faith rather than church members, let alone devotees.[102]

A second major development, and a remarkable similarity with the American case, is the blurring of the traditional denominational distinctions, and even between religious and secular movements. Firstly, the differences between the denominations decrease leading on the one hand to a rapprochement, whilst on the other hand to the creation of new alignments. This led to a general ›deconfessionalization‹, a loosening of the impact of confessional differences on society. This development was anticipated by most laics, however, as after World War II they reacted against confessional divisions. Increasingly Catholics and Protestants joined forces in interdenominational ›Christian Democratic‹ parties and social movements. Protestant and Catholic parties collaborated and in the Netherlands merged in 1980, following the example of the German CDU.[103] Even more relevant for the deep social transformation that was happening, is the increasing parallelism in worldviews, discourses, practices and even public appearances between churches and secular movements. Boundaries with the secular evaporated as insights from sciences penetrated the religious institutions, especially when these engaged in political activities or in activities such as counselling, psychotherapy and healing.[104] Of course religions in past times had also been involved in extra-curriculum activities outside of the religious sphere − also in politics and science −, but mainly because the religious sphere was defined as far more encompassing, which means that in the eyes of for example the Catholic Church, involvement in politics or science did not imply a transgression of boundaries. The contemporary paradox is that on the one hand religion was more narrowly defined than ever, focusing on the ›spiritual‹ dimension as sole core of faith, while on the other hand the religious-spiritual self consciously transgressed its self-imposed boundaries.[105] While churches, confessional socio-political associations and Christian Democratic parties increasingly parted ways, the churches again raised their voice with regard to ethics, both individual and social, and in the 1980s in politics. Paradoxically then, what the Catholic Church lost in moral authority with regard to sexuality, it gained with regard to social ethics.[106]

The interest of the churches in social issues made them move towards secular movements, even socialists, once their mortal enemy. Hence; Socialist and Christian militants and social organizations found themselves shoulder to shoulder, if not hand in hand: in the Netherlands for example, Socialist and Catholic trade unions merged in 1977. This evolution had been in preparation since the immediate post-war years (and had antecedents in the 1920s), when Left Catholics strived towards an ›open‹ Christendom, but broke through with Political and Liberation Theology in the sixties.[107] Remarkably though,

---

102 *Hellemans*, Transformation der Religion; *Benjamin Ziemann*, Zwischen sozialer Bewegung und Dienstleistung am Individuum. Katholiken und katholische Kirche im therapeutischen Jahrzehnt, in: AfS 44, 2004, pp. 357–393.

103 See the overviews in *Lamberts*, Christian Democracy in the European Union, and *Gehler*/*Kaiser*, Christian Democracy in Europe since 1945.

104 *Benjamin Ziemann*, The Gospel of Psychology: Therapeutic Concepts and the Scientification of Pastoral Care in the West German Catholic Church 1950–1980, in: Central European History 39, 2006, pp. 79–106.

105 On the changed meaning of religion see *Talal Asad*, Genealogies of Religion. Discipline and Reasons of Power in Christianity and Islam, Baltimore/London 1993.

106 *Pelletier*, La crise catholique; *Silvio Ferrari*, State Regulation of Religion in the European Democracies, in: *Motzkin/Fischer*, Religion and Democracy in Contemporary Europe, pp. 103–112.

107 *Horn*, Western European Liberation Theology; *Gerd-Rainer Horn/Emmanuel Gerard* (eds.), Left Catholicism 1943–1955. Catholics and Society in Western Europe at the Point of Liberation, Leuven 2001.

also in Europe conservatives and employers proved more effective and general in this kind of operation than advocates of ›progressive‹ alliances, even if these dominated the media.

The blurring of boundaries also affected the denominations themselves. Formal ecumenism is just one, and in my view, only minor feature of it. The rapprochement in outlook and even theology between Roman Catholicism and Protestantism goes much further. That the Catholic Church has especially, since the Second Vatican Council, shown a remarkable convergence with Protestantism, comes to the fore in the predilection for the Word of God and the Bible and in its more austere rituals, architecture and style. Protestant churches also lost their distinctiveness, even traditionally ›conservative‹ churches such as the Reformed Churches in The Netherlands (not to be mistaken for the main Protestant denomination the Dutch Reformed Church).[108] At grassroots level, but also among clergy, theologians of different confessional background became quite popular among ›progressive‹ Christians base-groups, such as the Catholics Romano Guardini, Edward Schillebeeckx and Hans Urs von Balthasar, the Protestants Robert Bultmann, Karl Barth, Paul Tillich and Dietrich Bonhoeffer, and above all the Anglican bishop John A. T. Robinson (*Honest to God*, 1963), followed by the generation of ›God is death‹ theologians.[109] Also collective expressions of piety, such as pilgrimages, already became increasingly interdenominational in the late 1960s.[110] The opening of borders also comes to the fore in what has been called the »Easternization of the West«, referring to the penetration of religious traditions originating from South and East Asia in Europe and, especially, the US. This ›Easternization‹ not only progressed through the appearance of Hinduism and especially Buddhism, still quite limited in Europe, but also deeply influenced New Age-movements as well as some mainline Christian denominations.[111] Eastern meditation practices for example have become quite common among Catholic men and women.

That observation brings me to a next aspect of the blurring boundaries. It is indeed an indication that for individuals the traditional socio-religious boundaries lose their meaning of distinction. Name giving illustrates this process very well, such as the popularity of traditionally Jewish first names among Catholics since the 1960s. Sometimes parents value such names for their ›biblical‹ character, sometimes they are totally unaware of their significance, which illustrates both the blurring of boundaries as the underlying collective amnesia. Likewise, mixed marriages constitute less and less a problem. Moreover, in religiously mixed areas − though far less anywhere in Europe than in the United States − interdenominational practice becomes less and less an issue, as the faithful moved from one denomination to another, not only, as a British Baptist noted in 1982[112], when one

---

108 *Gerard Dekker*, De stille revolutie. De ontwikkeling van de Gereformeerde Kerken in Nederland tussen 1950 en 1990, Kampen 1992.

109 *McLeod*, The Religious Crisis of the 1960s; *Pasture*, Christendom since the Sixties; *Bart Latré*, Strijd en inkeer. Geschiedenis van de kerk- en maatschappijkritische beweging in Vlaanderen (1958–1990), unpublished PhD thesis in History, KU Leuven 2009, offers an interesting case study of progressive Catholics and their influence in Flanders (Belgium).

110 *Ziemann*, Religion and the Search for Meaning.

111 *Colin Campbell*, The Easternization of the West: A Thematic Account of Cultural Change in the Modern Era, Boulder/New York 2007; *idem*, The Easternization of the West, in: *Jamie Cresswell*/*Bryan Wilson* (eds.), New Religious Movements: Challenge and Response, London 1999, pp. 35–48; *Graf*/*Große Kracht*, Einleitung, p. 29. On the ›Easternization‹ thesis see the pertinent remarks of *Malcolm Hamilton*, The Easternisation Thesis: Critical Reflections, in: Religion 32, 2002, July, pp. 243–258.

112 L. G. Champion in *Keith W. Clements* (ed.), Baptists in the Twentieth Century, London 1983 (referred to in *Keith Robbins*, England, Ireland, Scotland, Wales: The Christian Church 1900–2000, Oxford 2008, pp. 438–441).

changed one's place of dwelling, but also depending on the personality of the preacher and the mood of the day. As participation declines, this practice is most revealing as it concerns the most engaged. The success amongst Catholic youth in the ecumenical centre in Taizé offers a case in point: how many of the devout Catholic boys and girls that attend the ecumenical initiative would ever bother that it is in origin a protestant monastery? Hence people ›pick and choose‹ from what is offered on the religious market. This cannot be dissociated from the remarkable decline of religious knowledge (a process that I call declension, referring to a concept used in American sociological literature) attested by sociological research, but from a historical perspective can also be viewed as a (indeed radical) transformation of the way of believing − which for Karel Dobbelaere is a sign of secularization anyhow.[113] However, religious symbols also find their way into purely secular applications, as was the case in pop culture which ›shamelessly‹ appropriated religious symbols for commercial ends.[114] All these phenomena once again point at the remarkable ›amnesia‹ of modern times, by which the ancient religious concepts lost their symbolic significance and meaning and are testimony to the blurring of the boundaries between the secular and the religious, between the secular and the sacred itself. Hence the deity is perceived less as the ›total other‹, yet alone the almighty, but rather as a close friend and familiar figure with whom one communicates at any given moment − especially developed in New Age-like religious expressions where the boundaries between the supernatural and the natural world evaporate, up to the point of becoming an up-to-day version of pantheism.

The reduced group consciousness underlying this development also underpins one of the main, though perhaps least acknowledged dimensions of the religious transformation of mainline churches, in particular the Catholic Church, which is the end of the missionary ideal. In the wake of the decolonization process − though it should not simply be equated with it − major churches abandoned their missionary ideal of conversion, disparagingly called ›saving souls‹. How blurring boundaries actually underlie the de-›missionization‹ is illustrated, paradoxically, by the Catholic home missionary apostolate of the late 1940s in France, which emphasized the task of the Catholic militant to transgress the boundaries of Christendom and go into the secular world, to act as yeast in the dough. While initially conversion still was the objective, it soon proved impossible to maintain it in practice, as it was incompatible with the underlying symbolical perspective of openness and transgression − what I called elsewhere the ›paradox of the apostolate‹.[115] In the 1960s, the Catholic Church all but abandoned the missionary objective: the stream of devoted missionaries dried up − instead came development aid workers. To be sure these to some extent and viewed from a certain perspective continued the work of the missionaries as propagators of Western/European ideologies and practices. But the point is that they no longer aimed at converting. Hence, no attempt was made either to win over to Christianity the millions of non-Christian migrants that wandered into European societies − while less than a decade earlier, Christian missionaries had swarmed abroad to convert the ›pagan‹

113 *Karel Dobbelaere*/*Wolfgang Jagodzinski*, Religious Cognitions and Beliefs, in: *Jan van Deth*/*Elinor Scarbrough* (eds.), Beliefs in Government, vol. 4: The Impact of Values, Oxford 1995, pp. 197–217; *Karel Dobbelaere*, Towards an Integrated Perspective of the Processes Related to the Descriptive Concept of Secularization, in: Sociology of Religion 60, 1999, Autumn, pp. 229–247.

114 *Lynn Schofield Clark*, Introduction: Identity, Belonging, and Religious Lifestyle Branding (Fashon Bibles, Bhangra Parties, and Muslim Pop), in: *eadem* (ed.), Religion, Media, and the Marketplace, New Brunswick 2007, pp. 1–36. See also *Friedrich Wilhelm Graf*, Euro-Gott im starken Plural? Einige Fragestellungen für eine europäische Religionsgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Journal of Modern European History 3, 2005, pp. 231–257.

115 *Patrick Pasture*, Modèles internationaux d'action ouvrière catholique, in: *Duriez/Fouilloux/Michel* et al., Chrétiens et ouvriers en France, pp. 245–257; *Gerard*/*Horn*, Left Catholicism.

Africans, Asians and Indians.[116] Likewise, public manifestations such as pilgrimages, *Kirchentage*, and celebrations no longer served to display a pompous and triumphant church heading towards a bright future, but humble manifestations of a seeking community, in which dialogue and openness prevailed.[117]

V. From ›Liquid Religion‹ to a New Stability in Europe?

It is clear that by the 1980s the European religious landscape was totally transformed. CC-CT shows that the symbolic boundaries had especially dissipated − between denominations, but even between the sacred and the secular − which contributed greatly to the pluralization of European society, but that there also was a crisis of ›vertical‹ (grid) relations, expressed in all sorts of institutional disaffiliation affecting not only ordinary faithful, but also clergy. The interconnected nature and intensity of the changes incidentally explain to a large extent the strong media focus on the crisis.[118] This change corresponds to a wider social transformation, of which in particular the end of the Cold War needs to be emphasized, leading to the reshuffle of the East-West divide on the continent, and a new phase of globalization, which fundamentally challenged European certainties. Both its dominant position in the world economy and its alleged superiority of values are increasingly questioned, not the least by a militant Islam.

The evolution towards ›low grid/low group‹ situations in some Western European countries is essentially a form of individualization. In the first place individuals lose their sources of social attachment, which also means that they are disconnected from the sources of collective identity and memory and of the socializing religious institutions that sustain them. But secondly, this implies that individuals themselves also become ›responsible‹ for their religious beliefs, that they became actors rather than followers. Hence religious identities are constructed individually, aloof from the religious institutions and contexts, with ›bricolage‹, religious patchwork, as the typical result.[119] This process is prone to create new, individualized spiritualities and a strong interaction and hybridization with the ›secular‹ environment. The transformations of New Age and some Christian renewal movements in Britain, the Netherlands and Scandinavia, and in particular among some immigrant communities, indicate that also in Europe such opportunities exist. They are expressed in various esoteric and nebulous forms of spirituality and individual ritualistic practices, adequately labelled »invisible« or »liquid religion«.[120] This blending of secular and sacred symbols has also been interpreted as a ›re-enchantment‹ in every-day life[121],

---

116 *Valeer Neckebroeck*, De stomme duivelen. Het antimissionaire syndroom in de westerse kerk, Leuven/Leusden 2002 (second edition).

117 See also *Ziemann*, Religion and the Search for Meaning.

118 Cf. *Benjamin Ziemann*, Opinion Polls and the Dynamics of the Public Sphere: The Catholic Church in the Federal Republic of Germany after 1968, in: German History 24, 2006, pp. 562–586.

119 See *Karel Dobbelaere*, Assessing Secularization Theory, in: *Antes/Geertz/Warne*, New Approaches to the Study of Religion, vol. 2: Textual, Comparative, Sociological, and Cognitive Approaches, Berlin/New York 2008, pp. 229–253, esp. pp. 246–249.

120 *Thomas Luckmann*, The Invisible Religion: The Problem of Religion in Modern Society, London 1967; *De Groot*, Three Types of Liquid Religion. See also *Paul Heelas/Linda Woodhead/Benjamin Seel* et al., The Spiritual Revolution: Why Religion is Giving Way to Spirituality, London 2005; *James C. Kennedy*, Recent Dutch Religious History and the Limits of Secularization, in: *Sengers*, The Dutch and their Gods, pp. 27–42.

121 *Michael Saler*, Modernity and Enchantment: A Historiographic Review, in: The American Historical Review 111, 2006, pp. 692–716; *Joshua Landy/Michael Saler* (eds.), The Re-Enchantment of the World: Secular Magic in a Rational Age, Stanford 2009. Likewise *Graham*

though religious symbols can also be used in purely secular context, completely stripped from any religious connotation.[122] The American example illustrates most clearly that a situation of interrupted traditions does create space for more permanent spiritual renewal besides new alignments and associations, as for example Pentecostals and conservative evangelicals testify. Some Eastern religions, Buddhism in particular − individualistic, anti-dualistic, relativizing truth −, seem particularly appealing for the (post) modern Western mind.[123] Though compared to the United States the effect of all this may not be overstated, especially on the continent[124], they all illustrate a renewed search for individual spirituality.

But at the same time this situation creates opportunities for divergent developments, among which are movements that go against the grain. Individuals can indeed choose other options and opt for stability, security and structure. They can make conscious choices for continuity, within the existing traditions, as in the case of the young ›second‹ and ›third generation‹ European Moslems referred to earlier.[125] Hence a low grid/low group situation actually may generate different, often opposing reactions. The increased attention in many parts of Europe for ›values‹ may indicate a more general restoration of hierarchical patterns, which also opens up space for *religiogenese* and the supernatural beyond the pantheistic religiosity associated with New Age. It seems the seekers of the 1960's apparently finally want some stability − what Staf Hellemans calls »longing without belonging«.[126] These developments demonstrate also the possibility of religious traditions arising that recreate strong organizations, that structure themselves hierarchically or/and isolate from the outside world, becoming more exclusive, such as ›sects‹ and fundamentalisms. Hence fundamentalism is often considered the only possible successful religious answer to the new dynamics of a global post-secular society.[127] But actually it is only one possible answer, incidentally for Christians as well as for people of different faiths.

If and to what extent the mainline churches in Europe correspond to these evolutions is hard to say. The avatars of the Catholic Church give some indication. The developments of the 1960s and '70s first of all generated a situation of internal fragmentation and pluralization.[128] Individuals who remained faithful still decided themselves what to believe and what not. They tried to influence liturgy, which became increasingly varied in practice. In particular religious services marking the ›rites of passage‹, in particular baptism, marriage, first and second communion, and even funerals, were increasingly designed by the people themselves rather than following standard packages offered by the clergy − in this respect, that also lost status.[129] At grassroots level, in the parishes,

---

Ward, Christ and Culture, London 2005 (expanding on insights derived from Michel de Certeau) speaks about a ›re-mythologizing‹ of the real.

122 See above.

123 *Campbell*, The Easternization of the West.

124 Cf. *Pollack*, Religion und Moderne; *Karel Dobbelaere/Jaak Billiet*, Late 20th Century Trends in Catholic Religiousness: Belgium Compared with Western and Central European Nations, in: *Kenis*/*Billiet*/*Pasture*, The Transformation of Christian Churches in Europe, forthcoming.

125 See note 92.

126 *Hellemans*, From ›Catholicism against Modernity‹, p. 124 (the idea of »longing without belonging« was originally formulated by *Svetlana Boym*, The Future of Nostalgia, New York 2001, p. 252).

127 *Zygmunt Bauman*, Postmodernity and its Discontents, Cambridge 1997; *Jocelyne Cesari*, Muslims in Western Europe after 9/11: Local and Global Components of the Integration Process, in: *Motzkin/Fischer*, Religion and Democracy in Contemporary Europe, pp. 153–167.

128 *Urs Altermatt*, Vom geschlossenen katholischen Milieu zur Pluralisierung des Katholizismus, in: Trajecta 13, 2004, pp. 40–62; *Pasture*/*Damberg*, Restoration and Erosion of Pillarized Catholicism in Western Europe.

129 This process has been brilliantly analyzed with regard to funerals in Flanders by *Jan Bleyen*, De dood in Vlaanderen. Opvattingen en praktijken na 1950, Leuven 2005.

some initiatives at spiritual renewal were taken throughout the 1980s and 1990s, though they mostly remained associated with some local charismatic figures, often regular clergy. In Germany the Catholic Church developed some new social services, to appeal to the new ›consumption-believer‹.[130] It seems a general development that churches continue to offer a broad variety of spiritual and religious services, not the least of which the ritual framing of rites of passage, a domain in which the churches maintain an almost monopoly (though it has started to erode).[131] Some churches followed the example of the United States and managed to incorporate discourses and practices on physical and mental healing into their spirituality, tapping into contemporary culture of well-being and happiness.[132] Notwithstanding the legitimacy crisis it experienced, the Catholic Church opened up to some forms of renewal in the 1980s, mostly charismatic in nature and rather confirming hierarchical patterns. Especially John-Paul II − to what extent this applies to his successor, Benedict XVI, remains to be seen − effectively initiated a ›conservative‹ reorientation, which on the one hand emphasized ›traditional‹ values and power-relations, but also tried to revive a new spirituality. John Paul II did manage to mobilize thousands of young people, even if this mobilization may not have had the desired long-lasting results. Nevertheless, one should note that the conservative orientation of the Church did not only contribute to weaken its authority, but also generated support and even enthusiasm, as associations such as Opus Dei and Communione and Liberazione testify. These often proclaim to be heirs of old traditions, even if they actually live in alienation from the bodies that do continue the existing tradition. Such more exclusive movements also emphasize mission again. Here they encounter new religious movements, among which particularly evangelical and charismatic, that originate outside Europe but start proselytizing the autochthonous as well as the migrant population.[133] The conservative as well as evangelical and charismatic churches also appealed to new kind of militants; in the case of the Catholic Church faithful who have either rejected the new church orientation since Vatican II, only some of whom rallied behind the schismatic Mgr. Lefebvre, or reacted against its implementation.[134] Another, in some ways even opposed reaction is the increasing demand for ›authenticity‹ and personal engagement demanded by churches, reacting against what these perceive as a consumer mentality of the flock. Hence candidates for communion or weddings need to follow Catholic ›engagement‹ courses, which no doubt deter those only interested in a solemn fest.

The end of the Cold War gave churches a stronger voice in the public domain, as before 1989 they were perceived as part of the Western camp (notwithstanding continuous

130 *Benjamin Ziemann*, Die katholische Kirche als religiöse Organisation. Expertenberatung und Reformdiskussion in Deutschland und den Niederlanden, 1950–1975, in: *Graf/Große Kracht*, Religion und Gesellschaft, pp. 329–352; *Ziemann*, Zwischen sozialer Bewegung und Dienstleistung am Individuum, pp. 357–393.

131 *Staf Hellemans/Willem Putman/Jozef Wissink* (eds.), Een kerk met toekomst? De katholieke kerk in Nederland 1960–2020, Zoetermeer 2003.

132 *David J. Bos*, ›Woe the Pastor who becomes a Psychologist!‹. The Introduction of Psychology in Hervormde Theology and Ministry, in: *Sengers*, The Dutch and their Gods, pp. 101–124; *Nancy A. Schaefer*, Exporting a US Gospel of Health and Wealth: An American Evangelist in Europe, in: *Hans Krabbendam/Derek Rubin* (eds.), Religion in America. European and American Perspectives, Amsterdam 2004, pp. 275–289; *Coleman*, The Globalisation of Charismatic Christianity.

133 *Priscilla Choi*, Crossing Boundaries: Conversion from Islam into Evangelical Christianity, ongoing PhD research in Cultural Anthropology, Interculturalism, Migration and Minorities Research Centre, KU Leuven.

134 On the new militancy in general see *Callum G. Brown*, Secularization, the Growth of Militancy and the Spiritual Revolution. Religious Change and Gender Power in Britain, 1901–2001, in: Historical Research 80, 2007, pp. 393–418.

efforts both in the World Council of Churches and the Roman Catholic Church claiming to represent a ›third way‹). The struggle of Solidarność especially gave the Catholic Church, in the figure of Karl Wojtyła − Pope John-Paul II −, the opportunity to have its voice heard strongly again throughout the West. The Church not only proved an important local political factor, but appeared a major player on the world stage, at a decisive moment when the communist regimes in Eastern Europe and the then USSR imploded. Globalization as well as European enlargement hence contributed to a greater impact of the major churches and religion in general in the public domain − confirming what Klaus Eder, ignoring though the political significance churches had before the 1960s, calls the post-secular age.[135] Globalization, which to a large extent generated the transformation of the religious landscape in the post-war period, may hence also drive further changes towards a new, more structured and perhaps even more stable religious landscape − which no doubt would look quite different again compared to the previous one, but in which some continuities will be recognizable.

The developments described here, admittedly in quite general terms, transgress national and denominational boundaries. Religious movements, either so-called ›New Age‹, old religions coming from elsewhere, or ›traditionalist‹, usually organize at a transnational scale and operate across borders. That may indeed lead to an increased convergence within Europe − and beyond. The borders between Catholic and Protestant countries in the ›central belt‹ of Europe especially evaporate quickly, as well as between East and West. The transformation of the socio-religious landscape seems to take very similar forms: falling integration in mainline churches among large strata of the population; the continuing relevance of mainline churches as markers of the great transitions in life; the emergence of some new, hybrid and highly individualistic forms of spirituality which are neither traditionally ›religious‹, nor purely secular[136]; sometimes the remarkable success of traditionalist religious expressions, offering perhaps security and shelter in a changing world.[137] The similarities are reflected in social patterns such as family composition and attitudes towards premarital sex as well.[138] Likewise, state-church relations, which are being restated overall in Europe, converge as well. The demise of the ancient ›church-of-state‹ systems has entered its final stage, as after the authoritarian systems − of which Francoist Spain and Portugal constituted the last bastions − also democratic Protestant established churches seem about to lose their established position (as in Sweden, 1999), as they appear maladjusted to the increased pluralization of *Weltanschauungen*. But the way state-church relations seem to be heading to seems rather to be towards complex relations of various forms (within one country) of conditional support for certain religious expressions, with not all faiths treated exactly the same way, not that of secularist systems, as existed in the former communist East European countries or France. The overall

---

135 *Klaus Eder*, Europäische Säkularisierung. Ein Sonderweg in die postsäkulare Gesellschaft? Eine theoretische Anmerkung, in: Berliner Journal für Soziologie 12, 2002, pp. 331–344 (Eurozine, 2006–07–07); *Giancarlo Bosetti* and *Klaus Eder*, Post-secularism: A return to the public sphere (interview), in: Eurozine, 2006–08–17 (orig. Reset 90, 2005). See also *Jürgen Habermas*, Secularism's Crisis of Faith: Notes on Post-Secular Society, in: New Perspectives Quarterly 25, 2008, pp. 17–29. On the impact of European integration and enlargement see below.

136 This raises the problem of the definition of religion. See in this respect the observations of *Liliane Voyé*, A Survey of Advances in the Sociology of Religion (1980–2000), in: *Antes/Geertz/Warne*, New Approaches to the Study of Religion, vol. 2, pp. 195–228; *Hellemans*, Transformation der Religion, pp. 11–35.

137 For Germany (the former GDR): *Ziemann*, Religion and the Search for Meaning; *Detlef Pollack*, Von der Volkskirche zur Minderheitskirche. Zur Entwicklung von Religiosität und Kirchlichkeit in der DDR, in: *Hartmut Kaelble*/*Jürgen Kocka*/*Hartmut Zwahr* (eds.), Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, pp. 271–94.

138 Cf. *Hartmut Kaelble*, Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart, München 2007.

convergence includes in particular traditional Protestant, Anglican and Catholic countries. If it includes also Orthodox countries is less clear, though, as Silvio Ferrari observed, it is significant that none of the post-communist countries where Orthodoxy dominates has opted to adopt the Greek state church system.[139] Whatever Islamic doctrine may (or not) say[140], Muslims in Europe seem to do fairly well going along such systems, though one should not underestimate the power of the diverse strands in Islam that reject European secularism and strive towards an Islamification of Europe.[141]

VI. Back to Europe

As can be concluded from the above, speaking about religion in a context of European *Zeitgeschichte* is more problematic than may appear at first sight, as there exist some particularly deep-rooted narratives that obscure more than they reveal. A revision is needed, and will have important consequences for the way we look at Europe in a global context. A major step in this direction is recognizing that the European path to modernity is just one, and that there exists multiple modernities.[142] However, European modernity itself needs a reinterpretation as well, for one as its major interpretations still do not sufficiently take into account the importance of religion, and in particular the complex interaction between religion and modernity: the modernization of religion and the contributions of the churches to the development of modern European society.[143]

While its Christian character has mostly been ignored by leading European intellectuals, outsiders − those colonized and migrants in particular − often associated Europe, colonialism and Christianity. In the post-war years especially, Christian churches and associations endeavoured to break this association, as the result of changed views on the role of the Christian mission and of emancipation, but perhaps also as a way to escape from the collapse of colonization. Many Christian organizations, such as the International Federation of Christian Trade Unions[144], tried to break with their exclusive West-European past and emphasized their ecumenical and ›third way‹ character, but it is significant that if they succeeded at the end of the road they abandoned their explicit Christian references. However, for different reasons this dissociation proved not always very effective. The Cold War, for one, firmly situated the churches as well as the Christian Democrats in the Western camp, even if they also often increasingly tried to maintain a ›neutral‹ position.

---

139 *Ferrari*, State Regulation of Religion in the European Democracies, pp. 107–108.

140 *Tareq Ismael*/*Jacqueline Ismael*, Government and Politics in Islam, London 1985; *Jan-Erik Lane*/*Hamadi Redissi*, Religion and Politics: Islam and Muslim Civilisation, Aldershot 2004; *Antony Black*, The West and Islamic Religion and Political Thought in World History, Oxford 2008. A different perspective in *Michael Novak*, The Universal Hunger for Liberty: Why the Clash of Civilizations is not Inevitable, New York 2004.

141 *Tibi*, Europeanizing Islam or the Islamization of Europe; *Cesari*, Muslims in Western Europe after 9/11; *Klausen*, The Islamic Challenge.

142 For a general introduction see *Shmuel N. Eisenstadt* (ed.), Multiple Modernities (special issue of Daedalus 129, 2000); *Gerhard Preyer*, Introduction: The Paradigm of Multiple Modernities, in: *Shmuel N. Eisenstadt* (ed.), Multiple Modernities − A Paradigm of Cultural and Social Evolution (special issue of ProtoSociology. An International Journal of Interdisciplinary Research 24, 2007), pp. 5–18; esp. with regard to religion in Europe *Peter J. Katzenstein*, Multiple Modernities as Limits to Secular Europeanization?, in: *Byrnes*/*Katzenstein*, Religion in an Expanding Europe, pp. 1–33 (and passim in this volume).

143 *Hellemans*, How Modern is Religion in Modernity?; *Hellemans*, From ›Catholicism Against Modernity‹ to the Problematic ›Modernity of Catholicism‹.

144 *Patrick Pasture*, Histoire du syndicalisme chrétien international. La difficile recherche d'une troisième voie, Paris/Montréal 1999.

However, Christian Democrats played a major role in the European integration process and strived towards (their vision of) a ›Christian Europe‹.[145] They accepted the separation of church and state, but that did not prevent the Catholic hierarchy from asserting its full support to European integration and, moreover, from raising its voice for or against certain political movements (mostly against socialists and communists in the 1950s, occasionally nationalists) or in moral issues in the following decades. The result was of course a continuing close association of Europe with Christendom and in particular even Roman Catholicism.

In the meantime, the process of European integration has had its own consequences. Noticing the impact of Christian Democracy on the post-war formation of the European communities and the need for a common European identity, historians already began to question the significance of Christianity for European integration in the 1990s.[146] The Catholic Church strongly emphasised the profoundly ›Christian‹ nature of the continent after the Fall of the Iron Curtain. The Church consecrated the European institutions to Our Lady of Fatima in June 1992, demonstrating how she identified Christian with Catholic, and organized a European pressure group. Protestants, Orthodox, or Jews reacted less than lukewarm.[147] German Lutherans struggled with their nationalistic past; some even opposed the formation of the FRG, in which Catholics constituted a far stronger minority than in the former German Empire, as a blow to continental European Protestantism.[148] They only reluctantly made the turn towards a ›Western‹ democratic system. Also Anglicans perceived European integration as a Catholic endeavour, one more reason for the British to remain less than lukewarm about the European Communities.[149] Ecumenism was one of the central motives that drove Protestants to unite at European level.[150] Hence, after some years of informal meetings most mainline Protestant, Orthodox, Anglican and Old Catholic Churches from West and East Europe constituted an ecumenical fellowship,

---

145 *Chenaux*, Une Europe vaticane?; *Kaiser*, Christian Democracy and the Origins of European Union; *Philpott/Shah*, Faith, Freedom and Federation; *Scott Thomas*, The Global Resurgence of Religion and the Transformation of International Relations: The Struggle for the Soul of the Twenty-First Century, New York 2005, pp. 167 and 169.

146 Hence there were some particularly important conferences organized mainly in the framework of broader research programs on European identities, in particular »Identités et conscience européenne au XXe siècle (1989–1993)« and »Les identités européennes au XXe siècle. Diversités, convergences et solidarités (1993–1999)« co-ordinated by the Institut Pierre Renouvin in Paris, mainly in France and Italy in the early 1990s, e. g. on Protestantisme et construction européenne, Brussels 8–12 September 1991; Christianisme et identité nationale, une certaine idée de l'Europe, Klingenthal 27–30 May 1993 (proceedings published Paris 1994); Quale federalismo per quale Europa. Il contributo della tradizione cristiana; Gazzada 21–23 May 1994, and Le facteur religieux dans l'intégration européenne, Milano 21–23 November 1996, culminating in the pioneering collective volume *Alfredo Canavero*/*Jean-Dominique Durand* (eds.), Il fattore religioso nell' integrazione europea, Milano 1999. See also the volumes on Christianity, Christian Democracy and European integration referred to earlier.

147 *Liliane Voyé*, Religion in Modern Europe: Pertinence of the Globalization Theories?, in: *Nobutaka Inové* (ed.), Globalization and Indigenous Culture, Tokyo 1997, pp. 155–168; *Jean-Paul Willaime*, Les religions et l'unification européenne, in: *Grace Davie/Danièle Hervieu-Léger*, Identités religieuses en Europe, Paris 1996, pp. 291–314.

148 Martin Niemöller quoted in *Doering-Manteuffel*, Wie westlich sind die Deutschen?, p. 105; *Ziemann*, Religion and the Search for Meaning.

149 *Robbins*, England, Ireland, Scotland, Wales, pp. 464–468; *John Nurser*, Le Chiese del Regno Unito e il progetto ›Europa‹, in: *Canavero/Durand*, Il fattore religioso nell' integrazione europea, pp. 189–206.

150 On the European Protestant ecumenical associations see *Hans-Ulrich Reuter*, Die Europäische Ökumenische Kommission für Kirche und Gesellschaft (EECCS) als Beispiel für das Engagement des Protestantismus auf europäischer Ebene, Stuttgart 2002.

the Conference of European Churches (CEC) in 1959, followed by the European Ecumenical Commission on Church and Society (EECCS) in 1964. Increasingly this ecumenism also included Catholics, as the Council of Catholic Bishops' Conferences in Europe and other churches started to meet regularly from 1971 onwards. One of the endeavours of these associations was to promote unity and peace among Christians, among others in Northern Ireland. Churches also influenced the European communities and established channels of influence. European enlargement from the 1970s onwards and the fall of the Iron Curtain both increased the interest for religion in Europe and led to further cooperation and a deeper convergence between Europe's mainline churches.[151] Reformed and Lutheran Churches in Europe concluded the Leuenberg Agreement in 1973. The Church of England in the first place associated with continental European Lutheran churches, culminating in the Meissen agreement with the German Evangelical Church (1988) and the Porvoo Agreement with the Baltic and Scandinavian Lutheran churches (1992), which led to very concrete forms of collaboration between British and continental dioceses. Also the Baptists, already strongly involved in transnational activities within the World Council of Churches, experienced a similar ›Europeanization‹, especially since the move of the International Baptist Theological Seminary from Switzerland to Prague in 1997.[152] Most Protestant churches are now members of the Community of Protestant Churches in Europe, which came out from the Leuenberg Church Fellowship. Hence ›ecumenicalism‹ is sometimes promoted by religious leaders as a possible model for coping with European political, ethnic and religious diversities. More in general, religion is advanced as one way of creating a common bond between Europeans, as a means to »give Europe a soul«, as was former European Commission President Jacques Delors's explicit motivation to start a systematic (albeit informal) dialogue with faith communities as well as secularists in 1992.[153] By doing so Delors broke with a deep-rooted secularist paradigm that considers religion and democratic citizenship to be mutually exclusive, initiating a completely new approach to religion, at least in the European context, that emphasizes the important contribution religions can have on a democratic society by grounding citizenship.[154]

However, the attempts of the Catholic pope John-Paul II towards a new ›evangelization‹ and, even more, Benedict XVI views on Christian Europe, revived some old divisions, particularly between the Catholic and the Russian Orthodox Church, occasionally also with Judaism and Islam. Particularly the sense of threat experienced from an alleged more militant Islam, however, appealed to another opposition, that between a Christian Europe and Islam, which may drive Christians of different denominational orientation into each others' arms. However, for the moment the Christian churches rather try to build bridges with the Islamic world, arguing for an inter-faith dialogue of pluralism and mutual respect, to the irritation of contemporary anti-Islamic intellectuals and politicians

---

151 *Philpott*/*Shah*, Faith, Freedom and Federation; *J. Christopher Soper*/*Joel Fetzer*, Religion and Politics in a Secular Europe: Cutting Against the Grain, in: *Ted G. Jelen*/*Clyde Wilcox* (eds.), The One and the Many: Religion and Politics in Comparative Perspective, Cambridge 2002, pp. 169–191.

152 *Robbins*, The Christian Church 1900–2000, pp. 464–468.

153 *Bérengère Massignon*, L'Union européenne: Ni Dieu, ni César, in: Eurozine, 2008–01–28 (orig. Esprit 2007, No. 3/4).

154 See in this respect the pioneering volume of *Gabriel Motzkin*/*Yochi Fischer* (eds.), Religion and Democracy in Contemporary Europe, London 2008, in particular the chapters by *Lucian Hölscher*, Civil Religion and Secular Religion (pp. 55–62); *José Casanova*, The Problem of Religion and the Anxieties of European Secular Democracy (pp. 63–74), *Peter Van der Veer*, The Religious Origins of Democracy (pp. 75–82), as well as *Jean Bethke Elshtein*, Religion and Democracy, in: Journal of Democracy 20, 2009, pp. 5–17.

such as Ayan Hirsli Ali or Geert Wilders in the Netherlands.[155] Paradoxically, while during the opposition to Turkey's accession to the EU religion looms large[156] − even if seldom made explicit −, Turkey's Islamist AKP Party has converted into a most surprising advocate of EU membership.[157]

The increased clout of political Islam and the Islamic terrorist threat inspired Samuel Huntington to emphasize the common Christian heritage of the West already in 1993 and to draw the Eastern borders of Europe »where Western Christianity ends and Islam and Orthodoxy begin«.[158] Here, Huntington incidentally breaks with a long-standing more inclusive American view of Europe which traditionally includes Turkey and the Ottoman Empire, in contrast to (especially continental) Europeans who exclude it from their historical representations of Europe.[159] While few leading European scholars explicitly endorse Huntington's thesis, many, even strongly secular intellectuals such as Jürgen Habermas and Hans-Ulrich Wehler, equally emphasize the Christian-humanist heritage, especially opposing the possible affiliation of Turkey to the EU.[160] At the same time, supported in this by the Holy See, *some* Christians (particularly Catholics) appear more militant again in the debate on European identity, for example with regard to the reference to its Christian past, heritage and values in the EU constitution. Paradoxically, the opposition with Islam generated a fusion between those who emphasize the Christian heritage on the one hand, and the promoters of secularist-Enlightenment values on the other hand. Hence, even Benedict XVI during his visit to Paris in December 2008, while recalling the Christian heritage of Europe, also recognized that the »Church-state separation is one of the signs of the progress of humanity«[161], not only a declaration of support for French State-Church relations, but also addressed to the Islamic world, for which the unity between faith and politics is (believed to be) indissoluble. Such views bring the pope to the same position as an outspoken anticlerical such as Jürgen Habermas. Certainly they will both be »bien étonnés de se trouver ensemble«.[162] Both − Habermas and Ratzinger − epitomize a specific and opposing view on Europe's past. Whether either of them will indicate a direction for the future, remains to be seen.

---

155 *Massignon*, L'Union européenne: Ni Dieu, ni César. Cf. *Johan Sanctorum* (ed.), De islam in Europa: dialoog of clash?, Antwerpen 2008. Other names often quoted are Paul Cliteur and Joost Zwagerman in the Netherlands, Bernard Henry-Lévy, Caroline Fourest and Philippe Val in France, and Geert Vanistendael and Wim Van Rooy in Belgium, to name just a few.

156 *Asad*, Formations of the Secular, pp. 161–165.

157 *Philpott*/*Shah*, Faith, Freedom and Federation, p. 59; *Casanova*, Religion, European Secular Identities, and European Integration, pp. 71–74; *M. Hakan Yavuz*, Islam and Europeanization in Turkish-Muslim Socio-Political Movements, in: *Byrnes*/*Katzenstein*, Religion in an Expanding Europe, pp. 225–255. Compare the highly critical remarks of *Tibi*, Europeanizing Islam or the Islamization of Europe.

158 *Huntington*, The Clash of Civilizations. In the 1993 article it reads »As the ideological division of Europe has disappeared, the cultural division of Europe between Western Christianity, on the one hand, and Orthodox Christianity and Islam, on the other, has re-emerged«: URL: <http://www.foreignaffairs.org/19930601faessay5188/samuel-p-huntington/the-clash-of-civilizations.html> [9.6.2009].

159 Based on a quick and admittedly far from exhaustive reading of some major atlases and textbooks.

160 *Grace Davie*, Global Civil Religion: A European Perspective, in: Sociology of Religion 62, 2001, pp. 455–473, esp. pp. 467 f.

161 URL: <http://www.zenit.org/rssenglish-24581> [9.6.2009].

162 Although a certain convergence is detectable in the famous conversation that *Habermas* and *Ratzinger* published together: Dialektik der Säkularisierung: Über Vernunft und Religion, Freiburg 2007.

VII. Conclusion: Final Thoughts on the Specificity of Europe

A final issue that needs to be taken up, albeit briefly, concerns the specificity of Europe − a question that cannot be addressed without a comparative view on other parts of the world. What then obviously strikes first is the dominating legacy of Christianity, itself heir of ancient Greek and Judaic cultures.[163] Indeed, Christianity even in modern and contemporary times has eclipsed the importance of other cultural traditions such as Judaism − that in the cultural representation has been largely reduced to its almost eradication during the Holocaust − and Islam, that has literally been marginalized: demoted to an ephemeral existence at the margins of the European continent or associated with migrant minorities that are hard to ›integrate‹. Christianity incidentally means Western Christianity, as Orthodoxy in the post-war period has been pushed outside Europe's core as well − the successive enlargements of the EU do not yet seem to have produced a new sense of community.

Certainly secularism is another major feature of Europe, though its origins cannot be dissociated from its Christian social context; many even believe that secularism is the product of Christendom.[164] Secularism became a powerful new *Weltanschauung* that permeated major political ideologies of the modern era − liberalism, socialism, also Nazism − and is considered by many as a cornerstone of modernity. Especially since World War II, secularism seems to have triumphed in Europe, as comes to the fore not only in the secularization and de-Christianization of the continent, but particularly in the evident association of modernity and secularization in the eyes of the leading intellectual and cultural elites in most of Europe that we emphasized in the first paragraph. In this respect, the contrast with the United States and indeed the rest of the world is particularly striking. The secularist lens to view European history has however obscured observation. Historians and social scientists tended to ignore the remarkable ways by which mainline churches in Europe ›modernized‹ and found new ways to continue to have a profound impact on politics and society. In Catholic and Reformed Europe especially, though in different ways also in Scandinavia and Britain, the mainline churches were not locked into the private sphere, even if their impact on the private lives of the faithful could be sizeable. After all, belief had to be interiorized, be ›authentic‹ − mere performance of practices was less and less sufficient. Through various channels churches did influence the way modern European societies were organized, even if clerical hierarchies increasingly refrained from political interference. The result was an ›unstable stability‹ during which forces towards secularization and religious modernization balanced out each other, with ups and downs for each.

Since the 1950s, that relatively stable world has melted into thin air. Gradually individualization and deinstitutionalization gave way to a pluralistic religious landscape that tends to look like North America. Mainline churches lost much terrain, though they continue to provide comfort to many, especially during the great transitions of life. Surprisingly they returned as political actors on the European scene, especially in the 1980s. However, they lost too much of their social relevance to be able to fill, as some politi-

---

163 Which does not imply that I want to reduce Europe's historical identity, as is so often done, to its Greek-Judeo-Christian heritage. Europe's identities are composed of many legacies, including Judaism, Islam, Celtic and Germanic traditions, and is continuously recomposed as a result from inner developments (the development of rationalism and the Enlightenment, for example) and confrontations with the ›external‹ world − not least colonialism.

164 The story has been told and reinterpreted again and again. See particularly *Mark Lilla*, The Stillborn God. Religion, Politics, and the Modern West, New York 2007; *Charles Taylor*, The Secular Age, Cambridge, MA/London 2007; *Asad*, Formations of the Secular.

cians seem to hope, the cultural gap that characterizes the countries of the EU and to create the much longed for common bond for a true European citizenship.

In the wake of colonization, Europe has to some extent exported its ideologies and worldviews. With regard to religion, one cannot escape the fundamental paradox, present in every colonial enterprise but in very different ways and proportions, that on the one hand it presented a vision of modernity and modernization in which secularism featured as an essential component, while on the other it exported its Christian religions. Hence Christianity created strong bonds between the colony and the metropolis, the dissolution of which profoundly changed both. In addition, Europeans radically modified the religious landscapes in their colonies: like in Europe they emphasized − and often exploited − religious differences, which encumbered these countries with gigantic problems once they gained independence. Moreover, autochthonous religious reformers were deeply influenced by what they learned about European religions as well as secular ideologies, which deeply influenced colonial and postcolonial religions. Research into the complexities that result from these often paradoxical situations has only begun, so one can only guess the impact of it. At the very least we do know that religion played a major part in decolonization processes. In the framework of this article, the impact on the former European colonial empires might be more relevant, though they cannot be completely dissociated − if only because of colonial and especially postcolonial migration to Europe.[165] Mainly given the important numbers of Muslims in Europe and the current role of Islam in the post-colonial ›awakening‹, the question of Islam is obviously the main issue here. Here again, Europe should no doubt get rid of its tradition of searching for homogenization and opt for an inclusive approach. In this way, the United States may offer a source of inspiration.

165 *Peter Van der Veer*, Imperial Encounters. Religion and Modernity in India and Britain, Princeton 2001; *Susan Thorne*, Religion and Empire at Home, in: *Catherine Hall*/*Sonya O. Rose* (eds.), At Home with the Empire. Metropolitan Culture and the Imperial World, Cambridge 2006, pp. 143–165; *C. A. Bayly*, The Birth of the Modern World. 1780–1914. Global Connections and Comparisons, London 2004 (offers a truly global perspective on the 19th century).

Benjamin Ziemann

A Quantum of Solace?

European Peace Movements during the Cold War and their Elective Affinities

Peace movements can be defined as social movements that aim to protest against the perceived *dangers* of political decision-making about armaments.[1] During the Cold War, the foremost aim of peace protests was to ban atomic weapons and to alert the public about the dangers of these new powerful means of destruction. These antinuclear protests during the Cold War could be seen as the embodiment of a contemporary history of Europe. Who, if not the participants in antinuclear protests, rallied for their non-violent marches and manifestations against the bomb, could be better representatives for the reinvention of Europe as a peaceful and civilised continent after the horror and devastation caused by total and genocidal warfare since 1939? There is a tendency among historians of twentieth-century Europe to contrast the »dark continent« of the period up till 1945 with the peaceful and increasingly affluent heaven of the post-war decades.[2] The progressive activism and civilian moral certitude of the antinuclear protesters could be seen as a potentially important part of this historiographical narrative. The civil activism of peace movement mobilization could also serve to correct a bias in some of the recent accounts of European integration in the post-war period, as they tend to offer a top-down approach, focused on the workings of the bureaucratic machinery in Brussels and in the capital cities, and tend to downplay the significance of a bottom-up dynamics of interaction across Europe and of the popular attitudes towards integration.[3] Peace movements during the Cold War, with their grassroots activism, their attempts to connect across national borders and even across the Iron Curtain, seem to encapsulate the notion of a European civil society, a notion which has gained currency after the collapse of the Soviet bloc, when East Europeans challenged the ossification of a societal system that was characterised by a preponderance of organizational structures and organized forms of sociability.[4] But while it is »not surprising that peace movements have been amongst the most active trans-

---

1 For a conceptual discussion, see *Benjamin Ziemann*, Situating Peace Movements in the Political Culture of the Cold War. Introduction, in: *idem* (ed.), Peace Movements in Western Europe, Japan and the USA during the Cold War, Essen 2007, pp. 11–38. – For his helpful feedback on a draft version of this piece and many stimulating discussions I would like to thank Holger Nehring. For their unwavering support and for helpful discussions, I am also indebted to Øyvind Ekelund, Eva Fetscher, Mike Foley, Anne C. Kjelling, Helge Pharo and Conny Schneider. My thanks also go to the editors of the *Archiv für Sozialgeschichte*, for their support and their patience. An invitation as a Visiting Scholar to the SFB 640 »Repräsentationen sozialer Ordnung im Wandel« at the Humboldt-Universität allowed me to finish the article. My thanks go to Jörg Baberowski for this invitation.

2 For this tendency, see *Mark Mazower*, Dark Continent. Europe's Twentieth Century, London 1998; as a critique see *Holger Nehring/Helge Pharo*, A Peaceful Europe? Negotiating Peace in the Twentieth Century, in: Contemporary European History (CEH) 17, 2008, pp. 277–299.

3 See the survey of recent literature by *Jost Dülffer*, Europa – aber wo liegt es? Zur Zeitgeschichte des Kontinents, in: AfS 44, 2004, pp. 524–564.

4 See *Manfred Hildermeier/Jürgen Kocka/Christoph Conrad* (eds.), Europäische Zivilgesellschaft in Ost und West. Begriff, Geschichte, Chancen, Frankfurt 2000.

national actors«, the transnational and European dimension of their endeavours is »far from straightforward«, as historian Holger Nehring has observed.[5]

In this article, I will make an attempt to analyse the European dimension of antinuclear peace activism during the Cold War. Protests against the Vietnam war provided a crucial link between the peace movement mobilization in the early 1960s and in the late 1970s, particularly with regard to anti-Americanism as a frame.[6] They are, however, not covered here, as the focus of this article is on atomic weapons, which were in many respects at the heart of the bloc confrontation during the Cold War. I will develop my argument in three steps. First, I will scrutinise the transnational encounters and endeavours of peace movements in the different mobilization cycles in the post-war period, focusing on the period until 1963 (I.) and then on the campaign against the Euromissiles in the early 1980s (II.). While movement activists established contacts across national borders, they also positioned their endeavours both in their domestic national context and in the wider international arena. In a second step (III.), I will analyse the framing of antinuclear protest movements.[7] As other constructivist approaches to the study of protest movements, the concept of ›framing‹ assumes that shared coherent interpretations of the societal and political reality are a crucial prerequisite for the transformation from latent objective structures which could foster protests (such as the existence of nuclear weapons in the context of a system of nuclear deterrence) to actual manifest protest performances. Every collective protest is the result of specific perceptions which are shared and communicated among the protesters, and might differ fundamentally from the perceptions of those who are addressed by the protesters.[8] This perspective matters for an assessment of the European dimension of peace movements. Even if they engaged in transnational encounters with other movements across Europe, their protests might have been framed by collective perceptions of national identity, or by negative frames such as anti-Americanism which posited Europe as the other of an aggressive US policy. In the third and final step (IV.), I will consider gender as a factor for the mobilization of peace protests during the Cold War. Drawing mainly on British examples from the early 1980s, I will try to decipher the logic of women's campaigning for nuclear disarmament and to understand how they fit into the bigger picture of European peace mobilization.

Every effort to write the history of peace protests as a contribution to a contemporary history of Europe must be sketchy and incomplete, due to the limits of linguistic expertise, but also due to the uneven advancement of historical research in this field in different European countries.[9] In the following, I have heavily relied on the magisterial comparative

---

5 *Holger Nehring*, Pacifism, in: *Akira Iriye/Pierre-Yves Saunier* (eds.), Palgrave Dictionary of Transnational History, Houndmills 2009, pp. 803–806, here: p. 803. For an excellent discussion of transnational history, see *Gerd Rainer Horn/Padraic Kenney*, Introduction: Approaches to the Transnational, in: *idem* (eds.), Transnational Moments of Change: Europe 1945, 1968, 1989, Lanham 2004, pp. ix-xix; on transnational protests, see *Sidney Tarrow*, Power in Movement. Social Movements and Contentious Politics, Cambridge 1998, pp. 176–195.

6 For the best comparative overview see *Christopher Goscha/Maurice Vaïsse* (eds.), La guerre du Vietnam et l'Europe 1963–1973, Brussels/Paris 2003.

7 On framing, see *Jürgen Gerhards/Dieter Rucht*, Mesomobilization: Organizing and Framing in Two Protest Campaigns in West Germany, in: American Journal of Sociology 98, 1992, pp. 555–596; *David Snow/Robert D. Benford*, Ideology, Frame Resonance and Participant Mobilization, in: *Bert Klandermans/Hanspeter Kriesi/Sidney Tarrow* (eds.), International Social Movement Research, vol. 1, Greenwich 1988, pp. 197–218.

8 *Thorsten Bonacker/Lars Schmitt*, Politischer Protest zwischen latenten Strukturen und manifesten Konflikten. Perspektiven soziologischer Protestforschung am Beispiel der (neuen) Friedensbewegung, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 32, 2004, pp. 193–213.

9 See the reports on various European countries in *Benjamin Ziemann* (ed.), Peace Movements in Western Europe, Japan and USA since 1945: Historiographical Reviews and Theoretical Per-

overview on antinuclear peace movements in Europe, North America and many other regions of the world provided by Lawrence S. Wittner in his trilogy on the struggle against the bomb. The breadth of coverage and the wealth of information in these three volumes is unsurpassed.[10]

While here is not the place for lengthy historiographical reflections, two unconvincing ways to write the history of antinuclear protests shall be addressed briefly. The protests against the Euromissiles in the late 1970s and 1980s were not, to make that sure, the result of a concerted »Soviet offensive« which tried to manipulate public opinion in Western European countries and in the Federal Republic in particular. While individual Communists had a visible presence in the coordination committees of the broad variety of independent peace groups and initiatives, they were certainly not able to set the agenda of these protests, as per definition no single individual could become »the centre of […] peace action« in a campaign that brought hundreds of thousands people to the streets.[11]

A more sympathetic account can be found in Hartmut Kaelble's impressive book about European social history in the post-war period. Kaelble characterises the peace movement as a »new social movement« which »emerged in the early 1980s«, building on a »long established European tradition«.[12] This is a problematic formulation not only as it downgrades some of the most impressive and widespread peace protests in European history from the 1950s and early 1960s to a mere »shadowy existence«. It also identifies »changing values« as a key factor for the emergence of these ›new‹ social movements.[13] This approach is thus based on the notion of a value change from materialist to postmaterialist values, which has been developed by the political scientist Ronald Inglehart in his book on the »silent revolution« in Western Europe.[14] Almost immediately upon its publication this book has become an important part of the sociological self-description of Western societies, and has hence also had a huge impact on the narratives of social history.[15] As an analytical tool to conceptualise the dynamics of collective protest, and peace protest in particular, however, this approach is hardly convincing. There is reason to believe that the value change-hypothesis is one of the many examples where an unre-

---

spectives, Essen 2004 (= Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen No. 32), URL: <http://www.ruhr-uni-bochum.de/iga/isb/isb-hauptframe/mitteilungsheft/texte/isb32ziemann.pdf> [16.7.2009]; *Belinda Davis*, What's Left? Popular Political Participation in Postwar Europe, in: AHR 113, 2008, pp. 363–390.

10 *Lawrence S. Wittner*, One World or None. A History of the World Nuclear Disarmament Movement Through 1953, Stanford 1993; *idem*, Resisting the Bomb. A History of the World Nuclear Disarmament Movement, 1954–1970, Stanford 1997; *idem*, Toward Nuclear Abolition. A History of the World Nuclear Disarmament Movement. 1971 to the Present, Stanford 2003.

11 See the unconvincing article by *Gerhard Wettig*, The last Soviet Offensive in the Cold War. Emergence and Development of the Campaign against NATO Euromissiles, 1979–1983, in: Cold War History 9, 2009, pp. 79–110, quote p. 92. Wettig makes uncritical use of literature based on Stasi-files which aims to show that the peace movement was remote controlled by the Stasi. He is also citing unspecified and unreferenced information from intelligence services (p. 107, fn 120), a clear indication that his argument is not historical but a political accusation.

12 *Hartmut Kaelble*, Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart, Munich 2007, p. 314. For a substantial critique of Kaelble's approach in this book see the review by *Holger Nehring* in: Bulletin of the German Historical Institute London XXX, 2008, pp. 123–129.

13 *Kaelble*, Sozialgeschichte, p. 306.

14 *Ronald Inglehart*, The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles among Western Publics, Princeton 1977.

15 *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael*, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2008, pp. 61–66.

flected application of survey methods has created artificial social artefacts.[16] In his coding of the materialist/postmaterialist divide, Inglehart used the formulation »Making sure that this country has strong defence forces« as one of the preferential options to model the materialist value syndrome.[17] Such a formulation, however, presented to peace movementt activists or sympathisers, must inevitably fail to grasp and address their refusal to see the military as the sole or preferential guarantor for material safety in the age of mutually assured nuclear destruction. Quite contrary to Inglehart's assumption, peace movements were driven by a deep concern about the material wellbeing and safety of citizens in Western democracies, a concern which cannot simply be subsumed under the notion of a post-materialist interest in self-realization.[18]

I. TRANSNATIONAL ENDEAVOURS AND NATIONAL IDENTITIES UNTIL 1963

August 1945, when the atomic bombs were dropped on the Japanese cities of Hiroshima and Nagasaki, came as a shocking surprise to European peace activists. Many of them reacted quickly to articulate their fears and concerns, to condemn the use of nuclear weapons and to demand their universal abolition. Amidst the emerging bloc confrontation and the concomitant rise of public anxiety about the expansionist politics of the Soviet Union, nuclear pacifists were swimming against the tide of public opinion in many Western European countries, which supported the bombings and the deployment of nuclear weapons in order to contain Communist aggression.[19] Nonetheless, the established umbrella organizations of peace activists were quick to reassert themselves and to re-establish their network of transnational contacts. The »War Resisters International« (WRI), founded in 1921 as an international network of anarchist and socialist pacifists, continued to lobby for the legal acknowledgement of the right to conscientious objection and for an abolition of compulsory military service. The radicalism of this approach appealed for instance to a student of philosophy and sociology at the University of Oslo, who joined the Norwegian section of the WRI, *Folkereisning mot krig*. Johan Galtung, born in 1930, was even ready to face six months of imprisonment in 1949 for his total refusal to serve in the army as a conscript. Captivated and motivated by the power of the non-violent principles of Mohandas K. Gandhi, he published in 1955, together with his academic teacher, the philosopher Arne Næss, a book about Gandhi's political ethics, alongside his practical commitment to the anti-militarist ideas of the WRI.[20]

The agenda of the WRI, however, gradually changed during this period. After the death of Herbert Runham Brown (1879–1949), who had served as the secretary for the international network of the WRI since 1923, a generational change in the leadership of the association also allowed to broaden the scope of its pacifist work. Since its triennial general conference in Braunschweig (Federal Republic) in 1951, the fight against nuclear

16 Cf. *Thomas Osborne/Nikolas Rose*, Do the Social Sciences Create Phenomena? The Example of Public Opinion Research, in: British Journal of Sociology 50, 1999, pp. 367–396.

17 *Inglehart*, Silent Revolution, p. 399, see also ibid., pp. 24–43; compare *Thomas Rochon*, Mobilizing for Peace. The Antinuclear Movements in Western Europe, London 1988, pp. 35–37.

18 For other empirical criticisms of the value change-argument see *Helmut Thome*, Wandel zu postmaterialistischen Werten? Theoretische und empirische Einwände gegen Ingleharts Theorie-Versuch, in: Soziale Welt 36, 1985, pp. 27–59; *Lars Schmitt*, Ökologie und gesellschaftskritisches Bewusstsein. Wie ROT ist eigentlich GRÜN?, Marburg 2002.

19 *Wittner*, One World, pp. 80–88, 109–121.

20 *Øyvind Ekelund*, Ulike veier til fred. Organisert fredsaktivisme i Norge, 1953–1963, Oslo 2008, pp. 30–33, 41; *Peter Lawler*, A Question of Values: Johan Galtung's Peace Research, Boulder, CO 1995, pp. 27 f.

armaments was added to the traditional agenda of the WRI. Henceforth, the struggle against the bomb accompanied the struggle against conscription.[21] Other transnational pacifist associations which resumed their agitation since 1945 included the »International Fellowship of Reconciliation«, founded in 1919, a network of (Protestant) Christians who had committed themselves to absolute non-violence and were trying to implement Christian principles in society. Equally, the »Women's International League for Peace and Freedom« held its first major post-war international congress in Copenhagen in 1949.[22]

Since the late 1950s, a new form of peace movement activism came to the fore in various European countries. Although characterised by a wide variety of possible forms of political engagement and of cultural and political backgrounds, many of these new departures were based on a broad coalition of independent socialist groups and individuals, Protestant Christians and other non-Communist oppositional groups.[23] In one way or another, these groups challenged the post-war political consensus in Western Europe and its foundations, a strict control of participatory impulses through a focus on leadership by parliamentary elites and a liberal-conservative anti-Communism as the quasi-official state ideology.[24] These non-aligned antinuclear movements of the late 1950s and early 1960s were embedded in a dense network of transnational contacts and exchanges. They also shared their most important form of non-violent political action, a protest march that would bring together the diverse coalition of supporters of an abolition of nuclear weapons. Movements in many Western European countries followed the trailblazing example of the British »Campaign for Nuclear Disarmament« (CND). Founded in early 1958, CND had organised a protest march from London to the atomic weapons facility in Aldermaston (Berkshire) over the Easter Weekend of the same year. Mostly motivated through direct encounters with the British example by foreign activists who had participated, the Aldermaston march (since 1959 leading in the opposite direction, from Aldermaston to Trafalgar Square) was copied and emulated by protesters in many other countries, including the Federal Republic, Denmark, Norway, France, Italy, Greece and the Netherlands.[25]

In their rhetoric, the activists of CND were setting the tone for the internationalist appeal of these non-aligned antinuclear campaigns. They claimed to represent the »Family of Man«, as the title of a popular CND-song put it. This global form of kinship, »the biggest on earth«, connected »the miner in Rhondda, the collie in Peking, men across the World who reap and plough and spin.« People all over the world were united in this family, »whatever the creed, or the colour of the skin«, and they would join ranks in their anger and moral revulsion against atomic weapons and against »the men of war who want to kill«. Written in 1962, the lines of this song encapsulated the vision of a peaceful world society that was bound together and united by the elementary solidarity of the labouring people, a vision that transcended boundaries of class, race and religious denomination. The horizon of a global connectedness, however, was paradoxically expressed with a metaphor that invoked notions of intimacy and of face-to-face interaction: »The whole wide world is dad and mother to me.«[26] But the transnational, global rhetoric of CND

---

21 *Christian Scharnefsky*, »Aktiver Pazifismus«, radikale Kriegsdienstverweigerung und Religion. Die Beziehungen zwischen der War Resisters International, den Quäkern und dem International Fellowship of Reconciliation 1920–1950, in: *Helke Stadtland* (ed.), Friede auf Erden. Religiöse Semantiken und Konzepte des Friedens im 20. Jahrhundert, Essen 2009, pp. 171–191, here: pp. 179 f., 190 f.

22 *Scharnefsky*, Aktiver Pazifismus, pp. 177 f.; *Wittner*, One World, pp. 155–157.

23 See *Wittner*, Resisting the Bomb, pp. 210–240.

24 Cf. *Martin Conway*, The Rise and Fall of Western Europe's Democratic Age, 1945–1973, in: CEH 13, 2004, pp. 67–88.

25 See *Wittner*, Resisting the Bomb, pp. 205–215, 223 ff., 301–305.

26 *Fred Dallas*, The Family of Man (n. d., c. 1962), quoted in: *Holger Nehring*, Gewalt, Frieden und soziale Bewegungen nach 1945, Hagen 2004, pp. 34 f.; for a similar rhetoric in the context

was only one important element of its public appeal. At the same time, the campaigners presented their quest for a unilateral nuclear disarmament as an attempt to restore, after the demise of the colonial Empire, the moral authority and political leadership of Britain in the world. A renewed »greatness in the moral sense« would be the result of unilateral nuclear disarmament, as an Anglican bishop and supporter of CND formulated in 1965.[27]

British CND is not the only example for antinuclear campaigns during the late 1950s and 1960s where an internationalist rhetoric was inextricably linked with the sense of a peculiar historical mission of the respective nation to foster non-violent foreign policies in Europe and the world. While all non-aligned antinuclear movements were to some degree embedded in a network of transnational links and contacts, they were also tapping into notions of national identity and were reaffirming the nation-state as an »identity space«.[28] Two examples from countries at the periphery of Western Europe may suffice to illustrate this point. In Norway, antinuclear disarmament was during the early 1950s mainly promoted by the members of the *Fredens forkjempere i Norge*, a group which was organised by the Norwegian Communist Party and which was never able to mobilize public opinion beyond the very small constituency of the party.[29] Attempts to broaden the appeal of antinuclear campaigning received a boost after Danish activists had launched the *Kampagnen mod Atomvåben* and staged a large rally in Copenhagen in October 1960. About one hundred Norwegian peace activists, many of them members of the WRI, had joined the march from Holbæk, where Nike-missiles were deployed, to the Danish capital. They then used the momentum to develop a similar campaign at home. Former members of the Communist Party were able to draw up a list of »the 13«, a group of 13 men and women who represented a broad social and political cross-section of Norwegian society and could thus lend an air of respectability to the campaign. Thousands of people marched on the streets of Oslo and Bergen on 19 March 1961. No less than 223,000 Norwegians, out of a population of less than 3.6 million people, signed an appeal against nuclear arms and against weapons tests which was presented by the campaign to the parliament *Storting* in June of the same year.[30]

Nonetheless, the campaign of »the 13« faltered quickly, and the attempts of various peace groups who launched a new campaign *Kampagnen mot Atomvåpen* in late 1962 achieved only very limited positive resonance.[31] Antinuclear activism in Norway during the early years of the Cold War was hampered by a combination of contradictory historical experiences. The experience of German occupation from 1940 to 1945 had largely undermined the credibility of radical pacifist tenets among the Norwegian electorate. It was a direct consequence of these experiences that Norway gave up its traditional neutrality and joined NATO in 1949. Even at the peak of the first mobilization wave in 1961/62, Norwegian antinuclear activists where hence very careful not to object against

---

of the »German Peace Society« (DFG) see *Andrew Oppenheimer*, By Any Means Necessary? West German Pacifism and the Politics of Solidarity, 1945–1974, in: *Ziemann*, Peace Movements during the Cold War, pp. 41–60, here: p. 51.

27 *Holger Nehring*, National Internationalists: British and West German Protests against Nuclear Weapons, the Politics of Transnational Communications and the Social History of the Cold War, 1957–1964, in: CEH 14, 2005, pp. 559–582, here: p. 566.

28 Cf. *Charles S. Maier*, Consigning the Twentieth Century to History. Alternative Narratives for the Modern Era, in: AHR 105, 2000, pp. 807–831.

29 *Ekelund*, Fredsaktivisme, pp. 64–67.

30 *Ekelund*, Fredsaktivisme, pp. 97–107; *Lars Rowe/Øyvind Ekelund*, The Popular Peace Movement in Norway in the Early Phase of the Cold War, in: *Helge Pharo/Sunniva Engh* (eds.), An Internationalist Tradition? Denmark, Norway and the Twentieth Century Search for an International Order, Oslo 2010 (forthcoming).

31 *Ekelund*, Fredsaktivisme, pp. 127–131.

the national consensus and demand Norway's exit from NATO.[32] But while the scope of the antinuclear campaign in Norway was limited by its geo-strategic position as a small country at the Northern fringe of Europe, dependent on protection in a larger defence framework, this very position also fostered and strengthened the peculiar sense of mission and of national identity among Norwegian peace activists. Ever since the peaceful severing of the union with Sweden in 1905, in fact the only example of non-violent nation-building in Europe from 1830 until 1945, the intellectual and political elites in Norway had stressed the specific ›peaceability‹ of their nation. This construction of a peculiar national identity rested on the perception that Norwegians had amply demonstrated their calling for peace-work: through the activities of the Norwegian Nobel Institute in Oslo; through the restless internationalist networking of Christian Lange, who had served since 1909 as the Secretary-General of the Interparliamentary Union and was thus a crucial organiser and facilitator of transnational contacts, achievements which were recognised when he was awarded a Nobel Peace Prize in 1921; and through the relief work of the explorer Fridtjof Nansen for refugees after the First World War.[33]

Already in the interwar period, Norwegian peace activists had tapped into this notion that their country had a peculiar mission to facilitate and achieve peace in the international arena. The painter and radical pacifist Henrik Sørensen had encapsulated this idea in a diary entry written in 1938:

»As Hellas, that little Greece, accomplished Hellenism, for the whole of humanity, as Palestine created Christendom, as Italy, in its time, created the Renaissance, and Holland the new art of painting, thus shall the North create the positive peace movement, the new world-will, liberated from hatred and from greed for profit.«[34]

Lyset fra Norden, the »light from the North« was the telling credo of Sørensen's peace work.[35] Norwegian antinuclear pacifists during the 1950s and early 1960s continued to conceptualise their activism in terms of the nation as a particularly peaceful identity-space. Their internal correspondence contains numerous references to the idealised image of the peculiar Norwegian peace tradition. In 1962, Norwegian activists from the group »Women's International Strike for Peace« (WISP) wrote to Halvard Lange (1902–1970), who had served as a Foreign Minister since 1946 and who was, as a prominent member of the Labour Party and also as a son of the pacifist Christian Lange, a crucial figure in Norwegian post-war politics. In their letter, the peace activists tried to strengthen the legitimacy of the arguments by stating: »We can also point to the inheritance Fridtjof Nansen has given to us«, and were thus tapping into the peculiar Norwegian ›calling‹ to facilitate peace.[36]

Even in the 1970s and 1980s, the transnational contacts of antinuclear activists in Norway did not effortlessly translate into a European political orientation. As an immediate response to the NATO dual-track decision in 1979, a variety of non-aligned peace protesters launched *Nei til Atomvåpen* (No to Nuclear Weapons) in January 1980 and demanded a nuclear-free zone in the Nordic countries.[37] *Nei til Atomvåpen*, however, repre-

---

32 *Rowe/Ekelund*, Peace Movement.

33 See *Helge Pharo*, Den norske fredstradisjonen – et forskningsprosjekt, in: Historisk tidsskrift 84, 2005, pp. 239–255; on Nansen see *Carl Emil Vogt*, Fridtjof Nansen og fredstradisjonen, in: ibid., pp. 275–288; on Lange see *Irwin Abrams*, Christian L. Lange, in: *Karl Holl/Anne C. Kjelling* (eds.), The Nobel Peace Prize and the Laureates, Frankfurt 1994, pp. 161–182; on Lange's internationalism see *Karen Gram Skjoldager/Øyvind Tønnesson*, Unity and Divergence: Scandinavian Internationalism, 1914–1921, in: CEH 17, 2008, pp. 301–324.

34 Cited in *Ekelund*, Fredsaktivisme, pp. 20 f.

35 Cited ibid., p. 6.

36 Ibid., pp. 138 f.

37 *Wittner*, Toward Nuclear Abolition, p. 68.

sented to some extent a continuation of the popular grassroots movement against the decision of the *Storting* to apply for membership in the European Economic Community in 1969. The »no«-campaign, founded in August 1970, secured a popular vote of 53.5 % against a Norwegian EEC membership in the referendum held in September 1972. Both in the semantics of putting the »no« centre stage, and in direct personal continuities represented by some leading activists, *Nei til Atomvåpen* tapped into the strong anti-European sentiments among the Norwegian population in the early 1970s.[38]

Greece is another good example for the connectedness of the transnational endeavours of antinuclear protesters and their national identities. The Marathon peace marches in Greek since 1963 are perfect examples of a transnational entanglement. In 1963, Grigoris Lambrakis, a physician and parliamentary deputy, was the only one who could actually complete the march due to repressive measures taken by the police, before he was killed by members of a right-wing paramilitary group a couple of weeks later. Lambrakis was inspired by the example of CND and had participated in the 1963 Aldermaston march. He had marched all the way from Aldermaston carrying a banner »Hellas«, and upon arrival in London »he was laying a wreath on the statue of Byron«, as Lord Byron »was for him the symbol of British support for Greek independence«.[39] This was truly an encounter between »national internationalists«.[40] Back in Greece, Lambrakis had the support of the Bertrand Russell Youth Committee for Nuclear Disarmament, a non-aligned student peace group which had also taken, as the very name indicates, CND as a role-model. Half a million people took part in Lambrakis' funeral procession, and at least 250,000 turned up for the second, this time legal instalment of the Marathon march in 1964, making it both in relative and in absolute terms by far the largest peace rally in European history before the anti-Euromissile demonstrations in 1982/83. And this unprecedented level of mobilization was achieved in despite of the apparent »weakness of the pacifist and non-aligned traditions in Greece«.[41]

For a full explanation, we need to take the question of Cyprus into account, one of the most complicated political problems of post-war European history. The island had been since 1923 under British sovereignty, and both the Greek majority population on the island as well the Greeks in mainland had aimed for *Enosis*, a unification with Greece since 1950. But the settlement that was found in 1959/60, with an independent Cyprus, a constitutional setting that prohibited *Enosis* and aimed to establish a joint government and administration by Greeks and Turks under the presidency of the Archbishop Makarios, was not only a reaction to the agitation and armed attacks by the Turkish Cypriots since 1958. It also bowed to the overriding security interests of NATO and the USA. Both Greece and Turkey had joined NATO in 1952, and the creation of an independent Cypriot state did reflect the general interest to pacify the south-eastern flank of the alliance. Although the conservative Greek government under Constantine Karamanlis paid lip service to the idea of *Enosis*, it was clear that it had given up the pursuit of unification in favour of a settlement that included financial and military support by NATO members.[42]

---

38 *Sten Sparre Nilson*, The Peace Movement in Norway, in: *Werner Kaltefleiter/Robert L. Pfaltzgraff* (eds.), The Peace Movements in Europe and the United States, London 1985, pp. 33–48, here: pp. 36–38; on the context, see *Clive Archer/Ingrid Sogner*, Norway, European Integration and Atlantic Security, London 1998, pp. 30–37.

39 *Peggy Duff*, Left, Left, Left. A Personal Account of Six Protest Campaigns, 1945–65, London 1971, p. 245.

40 See *Nehring*, National Internationalists.

41 *Wittner*, Resisting the Bomb, pp. 238–240, quote p. 239.

42 Cf. *David H. Close*, Greece Since 1945. Politics, Economy and Society, London 2002, pp. 125–133; *Evanthis Hatzivassiliou*, Cyprus at the Crossroads, 1959–1963, in: European History Quarterly 35, 2005, pp. 523–540.

In this situation it was the United Greek Left (EDA), the legal representation of the Communists and their allies, and the affiliated peace association Greek Committee for International Détente and Peace (EEDYE), who could exploit the popular longing for *Enosis* and could present themselves as the true patriotic alternative. The mass mobilization of the Greek peace movement in 1963/64 occurred in the context of recurring violent confrontations between Greeks and Turks in Cyprus. And it rested in particular on the fact that EEDYE and the organizers of the Marathon march demanded self-determination for the Cypriot people (which in fact meant *Enosis*), rejected NATO-intervention in the question of Cyprus and agitated against American military bases in Greece, thus both channelling and stirring up further the widespread anti-Americanism in the Greek population.[43] Whereas the Marathon march was on the surface an example for a transnational entanglement, it was in substance a powerful and highly popular claim for and reaffirmation of Greek national identity vis-à-vis Turkey, the USA and NATO.

During the first major wave of mobilization against nuclear weapons from the early 1950s to 1963, many Western European activists were engaged in transnational encounters with antinuclear movements in other countries. They discussed possible strategies, participated in demonstrations, observed the respective symbols and forms of protest and thus contributed to a cross-fertilization of performative protest actions.[44] These exchanges, however, did not add up to a coherent European civil society. Their ability to transform short-lived encounters into a more durable network of transnational exchanges was not only hampered by the persistence of national identities and orientations among the activists. Another limiting factor was the diversity of the social contexts and strata in which the movements were situated, and not least also linguistic problems. As a genuinely transnational project, »Pax Christi« is a good example to illustrate this point. The movement emerged in November 1944 as an initiative for a »prayer crusade for a conversion of Germany« among a group of laypersons in southern France, organised by the schoolteacher Marthe-Marie Dortel-Caudot. As an attempt to convert Germany to Roman Catholicism, the movement was a manifestation of French Catholic *intransigeance*, but also an attempt to address and fill the spiritual vacuum which emerged after the collapse of the Nazi regime. Pierre Marie Théas, bishop of Montauban and later of Lourdes, supported the lay initiative and served as president of Pax Christi until 1950, based on his own interest in a reconciliation between France and Germany.[45] Already in March 1945, 40 French bishops supported an appeal for a »crusade for reconciliation between France and Germany«, which was shortly afterwards broadened to a more general »crusade for peace«. Quickly, the Catholic peace movement of Pax Christi branched out in other countries. Already in 1950, eleven fully organised national sections were counted, including those in Austria, Spain, the Netherlands and Switzerland. Based on an initiative of laypersons from the diocese of Aachen, who had managed to participate in a pilgrimage to Lourdes in 1947, a German section was founded at an international congress in Kevelaer in April 1948 in the presence of bishop Théas.[46]

---

43 *Dimitrios Tsakiris*, Militär und Friedensbewegung in Griechenland (1950–1967), Frankfurt 1992, pp. 227–232, 254, 258 f., 314; compare *idem*, State Repression against Peace Movements in Greece, 1950–1967, in: *Ziemann*, Peace Movements during the Cold War, pp. 147–164.

44 For some vivid examples see the recollections of West German activists in: Komitee für Grundrechte und Demokratie (ed.), Geschichten aus der Friedensbewegung. Persönliches und Politisches, Cologne 2005.

45 *François Mabille*, Les catholiques et la paix au temps de la guerre froide, Paris 2004, pp. 23–29.

46 Ibid., pp. 31–39; on the German section, see *Hermann Pfister* (ed.), Pax Christi. Friedensbewegung in der Katholischen Kirche, Waldkirch 1980, pp. 30–39; *Friedhelm Boll*, Die Werkhefte Katholischer Laien 1947–1963. Jugendbewegung – Gesellschaftskritik – Pazifismus, in:

In line with the principles for Catholic lay associations before the Second Vatican Council, Pax Christi was organised under strict hierarchical control by the bishops, and largely rested on the activism of a small elite of laypersons. Its initial focus on French-German reconciliation and a spiritual renewal after the physical and moral devastation through the Second World War soon had to give way to more overtly political issues. After the Stockholm Peace Appeal of the Communist *Partisans of Peace*, issued in March 1950, the anti-communist agenda of Pax Christi came to the fore. The French section in particular, confronted with the increasing popularity of the Communist *Mouvement de la paix* (MVP), had to adapt its public rhetoric and its analysis of the dangers emanating from the Cold War.[47] This was a difficult task, as already the use of the term ›peace‹ and the discussion of the dangers of the H-bomb seemed to implicate a leaning towards Communist ideas and was hence observed with strong suspicion by the Holy See, as was the internationalist structure of Pax Christi.[48] Since 1950, the members of Pax Christi began to discuss the significance of nuclear weapons. An article in the journal of the movement, published in January 1954, still insisted that an atomic bomb would equal a certain number of traditional bombs and explosives in its destructive effects. But the article also noted that the impact of this new weapon in a period of peace was different, as the nuclear bomb, through its sheer presence, would foster »la peur dans l'esprit des hommes, et la méfiance entre les Etats.« In December 1954, the national council of Pax Christi in France issued its first official statement on the production of French atomic weapons. Based on the Christian principles of Pax Christi, and on the insights of French atomic scientists, it stated that a turn from the civilian to the military use of atomic energy by France would be »une douloureuse méconnaissance de sa mission dans le monde«.[49]

Thus, like Catholic peace initiatives in other countries, notably in Italy[50], the French section of Pax Christi was increasingly able to address political topics and to overcome the perception that ›peace‹ as an issue was only the result of Communist propaganda. But this incremental politicisation did not directly translate into a different quality of the transnational encounters which were organised by the movement. In late July 1951, Pax Christi had already organised the fourth international pilgrimage to Lourdes. Over a period of four days, 25,000 pilgrims from no less than 20 countries attended a series of talks, masses and public exchanges under the heading of the creation of an »international conscience«.[51] But for Robert Bosc, one of the organisers of the various rallies, the quality of these personal contacts remained insufficient and did not properly reflect the transnational aspirations of the movement:

»La cause en est évidemment que Pax Christi étant un mouvement de masse, les pèlerins de Lourdes pour la plupart gens très simples, paysans bavarois et hollandais, employés de Liverpool et de Rotterdam, métallos de Milan et de Lille, ne peuvent en trois jours vaincre leur timidité naturelle

---

Michel Grunewald/Uwe Puschner (eds.), Das Katholische Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1871–1963), Bern 2006, pp. 507–536, here: p. 521; *Daniel Gerster*, »Pacem in Terris« – Westdeutsche Katholiken und Diskurse um Frieden und Gewalt während des Kalten Krieges (1957–1983), PhD-dissertation EUI Florence (forthcoming); on the Dutch section see *Marcel Becker*, Die Bewegung Pax Christi in den Niederlanden 1948–1965: Gebet, Studium und Politisches Engagement, in: Kirchliche Zeitgeschichte 4, 1991, pp. 100–116.

47 *Mabille*, Les catholiques, pp. 137–148, 163–173; *Sabine Rousseau*, Les Mouvements de Paix en France depuis 1945, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 32, 2004, pp. 49–65, here: pp. 52–59; on the Stockholm Appeal see *Wittner*, One World, pp. 182–184.

48 *Mabille*, Les catholiques, pp. 153 f.

49 Ibid., pp. 205, 207.

50 See *Renato Moro*, The Catholic Church, Italian Catholics and Peace Movements: The Cold War Years, 1947–1962, in: CEH 17, 2008, pp. 365–390.

51 *Mabille*, Les catholiques, p. 120; *Pfister*, Pax Christi, p. 50.

face à l'étranger et, le voudraient-ils, ils seraient freinés dans leur élan par la diversité des langues. Le seul moyen qui leur est donné de communier aux mêmes sentiments et d'emporter de Lourdes une impression inoubliable de catholicité, c'est la participation aux mêmes prières, aux mêmes chants, aux mêmes cérémonies.«[52]

The highly formalised Catholic ritualism of prayers, chants and ceremonies was, according to this observer, the major unifying bond which helped to enact the Europeanism of Pax Christi in the early 1950s. When Europeans from very diverse social and national backgrounds met at Lourdes, they did not share a joint understanding of security policies or of the inherent dangers of the Cold War system of deterrence, but their catholicity. The Catholic pacifism of Pax Christi had ambivalent results, though. On the one hand, the Catholic faith integrated activists across Europe. On the other hand, it fragmented the antinuclear campaign along denominational lines, as only very few Catholics, usually coming from the left and anti-hierarchical fringe of the Church, would join campaigns such as CND or the Easter March movement.[53] This did only change during the 1980s, when Catholic activists were an integral part of the antinuclear campaigns in the Netherlands, Germany, Italy, Belgium and other countries.[54]

II. THE EUROPEANISM OF THE CAMPAIGN AGAINST CRUISE MISSILES AND ITS LIMITS

On 12 December 1979, the NATO council decided to modernize the Intermediate Nuclear Forces of the Atlantic Alliance. Provided that negotiations with the Soviet Union about an abolition or reduction of their SS–20 missiles failed, the alliance would deploy 464 Cruise Missiles and 108 Pershing II missiles in five Western European countries. This was a momentous decision not only as it highlighted the crisis of détente and ushered into a new hardening of the bloc confrontation in what was to become the final decade of the Cold War.[55] Inadvertently, the NATO dual track decision also created new opportunities for peace protests and unleashed a wave of citizen's activism across Europe. Measured both in terms of movement activists, in the number of protest events and in the number of people participating in demonstrations and other protest events, the campaign against the Euromissiles by far dwarfed the first cycle of antinuclear protests until 1963. From all Western European countries during the 1980s, France was the only country with a very low level of activism. According to opinion polls conducted in 1986, only 0.1 % of all French described themselves as peace movements activists, compared with 2.7 % in the Federal Republic, the highest percentage in five Western European countries.[56] Public

52 Cited in *Mabille*, Les catholiques, p. 121.

53 In the Federal Republic, Arno Klönne was one of the few Catholics who joined the Easter March movement. See *Arno Klönne*, Kampagnen im Ruhrgebiet gegen die Rüstungspolitik. Erinnerungen und Reflexionen eines »Zeitzeugen«, in: *Jan-Pieter Barbian/Ludger Heid* (eds.), Die Entdeckung des Ruhrgebiets. Das Ruhrgebiet in Nordrhein-Westfalen 1946–1996, Essen 1996, pp. 107–112, and fn 201 below.

54 See the examples in section II., and as an overview *Marc Reuver*, Christians as Peace Makers. Peace Movements in Europe and the USA, Geneva 1988, pp. 19–53.

55 See *Leopoldo Nuti*, The Origins of the 1979 Dual Track Decision – a Survey, in: *idem* (ed.), The Crisis of Détente in Europe. From Helsinki to Gorbachev 1975–1985, London 2008, pp. 57–71; *Olav Njølstad* (ed.), The Last Decade of the Cold War. From Conflict Escalation to Conflict Transformation, London/New York 2004.

56 *Dieter Rucht*, Peace Movements in Context: A Sociological Perspective, in: *Ziemann*, Peace Movements during the Cold War, pp. 267–279, here: pp. 272–277; for the exponential increase of British CND-members in the 1980s, compared with the level of affiliation in the 1960s – formal membership was only introduced in 1967 – see *Rochon*, Mobilizing, p. 12. For an explanation of the low degree of mobilization in France compare fn 191 below.

concern and unrest about nuclear armaments grew also in those countries which were not directly affected by the deployment of the missiles. While it is correct that the new peace movement mobilization of the 1980s »was […] a more self-consciously transnational movement that its predecessor« in the late 1950s and early 1960s, the extent to which the movement was able »to formulate all-European policies« must be questioned.[57] As I will argue in this section and in the following, some strands of the 1980s campaign were inextricably linked to specific national experiences and expectations rather than to a widely shared set of active and positive European policies with regard to fostering peace in a nuclear age.

The first example for this trend is drawn from the antinuclear mobilization in the Federal Republic. As in other Western European countries, notably the Netherlands, Great Britain and the Scandinavian countries, initiatives by both Protestant ministers and the laity played a crucial role for the organizational and conceptual shape of the West German peace movement. While many grassroots-activists worked in the context of local parish initiatives and structures, prominent theologians gave a public face and voice to the movement and created the image of the Protestant churches of the EKD (*Evangelische Kirche Deutschlands*, which comprised Lutheran and Reformed Churches and a ›Union‹ of both on the former Prussian territories) as a »peace church«, which was devoted to disarmament and reconciliation.[58] One of the many regional initiatives was a group working in Swabia in the south-west of Germany, called »Living without Armament« (*Ohne Rüstung Leben*). It has been called one of the »pioneers« for the new peace movement in Germany during the 1980s.[59] This assertion seems not only fully justified as the group had commenced its work already in 1976 and thus before the dual-track decision. The initiative taken by this group originated from the 1975 Nairobi congress of the World Ecumenical Movement, which had made a commitment to work for a world without arms. This had prompted a group *Pro Ökumene*, which worked in Württemberg to explore ecumenical contacts across borders, to put disarmament on its agenda.[60] Another defining and trailblazing feature of »Living without Armament« was the rather unusual approach to mobilization. Whereas peace movements usually mobilize by protesting against the decisions taken by politicians, the accent was here on the readiness of individuals to live without the »protection« of arms. This objective was based on the Protestant notion that »the obstacle on the way to peace are we ourselves«, as human beings who need to be self-conscious about their »aggressions and prejudices« and their »mistrustfulness«.[61] The movement did not stage mass rallies or lobbied parliamentarians, but rather asked citizens, going public in April 1978, to sign a pledge that they were ready to live without arms. This approach had a strong element of individual conversion, which suited the context of the movement, the Protestant church in Württemberg with its strong pietist underpinnings. Conversion was not, as the organizers of the movement were at pains to clarify, meant in the sense of conservative Evangelicals who were keen to denounce the

57 *April Carter*, Peace Movements. International Protest and World Politics since 1945, London/New York 1992, p. 117.

58 *Hans-Jürgen Benedict*, Auf dem Weg zur Friedenskirche? Entstehung und Erscheinungsformen der neuen Friedensbewegung in der evangelischen Kirche, in: *Reiner Steinweg* (ed.), Die neue Friedensbewegung. Analysen aus der Friedensforschung, Frankfurt 1982, pp. 227–244; cf. *Alice Holmes Cooper*, Paradoxes of Peace. German Peace Movements since 1945, Ann Arbor 1996, pp. 163–167.

59 *Benedict*, Friedenskirche, p. 232.

60 See Ohne Rüstung Leben (eds.), Ohne Rüstung Leben, Gütersloh 1981. The following account is based on the files of *Ohne Rüstung Leben* in: Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart, Dokumentationsstelle (BfZ), collection Ohne Rüstung Leben. See Niels Hueck to Ulrike Benziger, 25.8.1978: ibid, file 31.

61 Werner Dierlamm, Was heißt Frieden?, 4.2.1982, BfZ, Ohne Rüstung Leben, file 42.

sinful nature of human beings. It rather implied a radical break with the rationale for »Realpolitik« in defence policies and its reliance on nuclear deterrence.[62] *Ohne Rüstung Leben* collected about 25,000 of these pledges until the autumn of 1983. As a group of activists, it was well connected and made its voice heard in the consultation circles of the peace movement during the Euromissile crisis of the early 1980s.[63]

Ohne Rüstung Leben saw some degree of professionalisation when it hired full-time staff to run an office in 1980.[64] But its core consisted of a circle of friends and acquaintances from the Württemberg church. The founding figure and driving force of the group was Werner Dierlamm, born in 1927, who had worked as a parish pastor since 1954, serving from 1975 until his retirement in 1990 in Fellbach, a small town close to Stuttgart.[65] In a typewritten text from 1987, entitled »Biographical information on our action *Ohne Rüstung Leben*«, Dierlamm related his activism in the peace movement to recollections of the Second World War. He relays how initially he had to fight against his enthusiasm for war, which changed when his oldest brother had to serve at the Eastern front in 1942 and died within weeks, leaving his mother breaking into tears. He goes on to write about his stint as an air force-auxiliary since late 1944, when he had to service a Flak-cannon and to watch how »enemy bomb squadrons« bombed the town of Heilbronn, where his parents and siblings lived. Back in Heilbronn on 7 December 1944 while on leave, he watched the corpses lined up for collection on the pavements. »When I read passages in the bible such as Amos 8,3 (›There will be dead bodies everywhere …‹), I always have this image in my mind's eye«. At the end of the war, he was the only surviving member of his stem family, and from this statement the text moves on to mention the campaign against a remilitarisation of the Federal Republic in the 1950s, in which he participated as a young vicar, »but we could not achieve anything against this«.[66]

This text does not only shed light on the underlying biographical continuity in the West German peace movement from the early 1950s to the 1980s, which is often overlooked as the focus for the 1980s campaign is on the thousands of rank-and-file activists from a younger generation, born in the 1950s and early 1960s. It is also revealing in its sense of prolonged victimisation and powerlessness which bridged and levelled the caesura of 1945. While Dierlamm could only watch the devastation caused by Allied bombing aircraft, also his later attempts to prevent remilitarisation from happening were in vain, and the subsequent campaign »Fight against Atomic Death«, in which he took part in 1957/58, again »fell apart« after a short time.[67] It was only with »Living without Armament« that Dierlamm finally regained a sense of agency, and for Dierlamm one crucial point of the campaign was to inject as many other people as possible with this awareness of both the need and possibility for immediate action for the right cause. Dierlamm summed up this

---

62 See Werner Dierlamm to Hermann Schäufele and Gerhard Schubert, 8.10.1979, BfZ, Ohne Rüstung Leben, file 42.

63 Cf. the text of the pledge in: *Günter Baadte/Armin Boyens/Ortwin Buchbender* (eds.), Frieden stiften. Die Christen zur Abrüstung. Eine Dokumentation, Munich 1984, pp. 58–60; see *Benedict*, Friedenskirche, p. 232; BfZ, Ohne Rüstung Leben, files 1, 13, 18.

64 See the material in BfZ, Ohne Rüstung Leben, file 24.

65 See the short biographical note in *Katharina Kunter*, Erfüllte Hoffnungen und zerbrochene Träume. Evangelische Kirchen in Deutschland im Spannungsfeld von Demokratie und Sozialismus, Göttingen 2006, p. 318.

66 Werner Dierlamm, Biographisches zu unserer Aktion Ohne Rüstung Leben, 15.9.1987, BfZ, Ohne Rüstung Leben, file 42.

67 Ibid. On ›Fight against Atomic Death‹ see Forschungsstelle für Zeitgeschichte/Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik/Carl Friedrich von Weizsäcker-Zentrum für Naturwissenschaft und Friedensforschung der Universität Hamburg (ed.), »Kampf dem Atomtod!«. Die Protestbewegung 1957/58 in zeithistorischer und gegenwärtiger Perspektive, Munich/Hamburg 2009.

idea at the end of his autobiographical sketch with a reference to the prophet Jeremiah, in a passage where the LORD said to the people of Judah (Jer. 21, 8): »Listen! I, the LORD, am giving you a choice between the way that leads to life and the way that leads to death«.[68]

The personal recollections of the founding figure of *Ohne Rüstung Leben* are only one of many examples for the ways in which the protests against the dual-track solution in the Federal Republic were bound up with symbols of the Allied bombing campaign and thus with reminiscences to the victimisation of Germans towards the end of the Second World War. Posters issued by the peace movement provide other examples for the symbolism of the bombing war.[69] This focus on the specific trajectory of German experiences of victimisation coincided with a certain perplexity with regard to the conceptual underpinnings for a specific European approach to the politics of peaceful conflict resolution among key actors in the Protestant churches. Even amidst an ecumenical initiative to formulate substantial ideas on world peace and to flag the significance of non-violence – which also formed the backdrop for *Ohne Rüstung Leben* -, Protestant debates on the theological connotations of peace in West Germany since the mid-1970s »kept their unmistakable national signature«.[70] While Protestants held many debates on the need for a European perspective on security and foreign policies, and had the best intentions to europeanize their approach, the results were meagre. Erwin Wilkens, a high-ranking official in the EKD, noted with some exasperation in a letter in 1977: »In ecclesiastical and theological terms, nothing with regard to Europe comes to my mind.«[71]

While Protestant peace activists in the Federal Republic during 1970s and 1980s were preoccupied with the specific trajectory of German history in the twentieth century, Christians in the Netherlands were trailblazers in their attempts to formulate a coherent European approach to the politics of peace and disarmament. Many of these ideas and initiatives were formulated by the Interchurch Peace Council (*Interkerkelijk Vredesberaad*, IKV), which emerged as a key player and »leading force« in attempts to overcome the bloc confrontation through »détente from below«.[72] Based on an initiative by the Dutch section of Pax Christi, the IKV had been founded in 1966 as a steering committee and think-tank that should advise the churches on issues of peace and war. While initially supported by the Catholic church and the two major reformed, Calvinist churches, the *Nederlandse Hervormde Kerk* and the *Gereformeerde Kerken in Nederland*, six smaller Protestant denominations quickly joined the IKV. While the council was the decision-making body of the IKV and could alone represent it authoritatively in public, many local and parish level groups supported the work with discussions and initiatives. Shortly after the campaign against the neutron bomb had started in 1977, about 300 local groups worked in the framework of the IKV.[73]

---

68 Werner Dierlamm, Biographisches zu unserer Aktion Ohne Rüstung Leben, 15.9.1987, BfZ, Ohne Rüstung Leben, file 42.

69 *Benjamin Ziemann*, The Code of Protest. Images of Peace in the West German Peace Movements, 1945–1990, in: CEH 17, 2008, pp. 237–261, here: p. 250–252; see *Jörg Arnold*, »Krieg kann nur der Wahnsinn der Menschheit sein!« Zur Deutungsgeschichte des Luftangriffs vom 22. Oktober 1943 in Kassel, in: *Dietmar Süß* (ed.) Deutschland im Luftkrieg. Geschichte und Erinnerung, Munich 2007, pp. 135–149, here: pp. 147 f.; on the context, see *Mary Nolan*, Germans as Victims during the Second World War. Air Wars, Memory Wars, in: Central European History 38, 2005, pp. 7–40.

70 *Katharina Kunter*, »… daß die Welt zähneknirschend das Wort vom Frieden vernehmen muß«. Protestantische Kontroversen zur europäischen Entspannungspolitik in den beiden deutschen Staaten, in den Niederlanden und im Ökumenischen Rat der Kirchen in den achtziger Jahren, in: *Stadtland*, Friede auf Erden, pp. 275–289, here: p. 279.

71 Cited ibid., p. 279.

72 *Wittner*, Toward Nuclear Abolition, p. 140.

73 *Leon Wecke/Ben Schennink*, Die »neue« Friedensbewegung in den Niederlanden, in: *Steinweg*, Die neue Friedensbewegung, pp. 284–309, here: pp. 286–289.

From the beginning, the ecumenical work of the IKV began to reflect on the European dimension of reconciliation and security and envisaged a form of peace work that should transcend the Iron Curtain. Consequently, the IKV had welcomed the *Ostpolitik* announced by the incoming government of Willy Brandt in 1969, and had condemned the suppression of the Prague Spring in 1968. Already in 1972, the IKV had published a report on »The Future of Europe«, which criticised the bipolar system of nuclear deterrence and called upon governments in East and West to respect human rights and to overcome the division of Europe. In its campaign against the Euromissiles from 1979 onward, the IKV continued to insist on the inextricable link between disarmament and human rights and to speak out on behalf of dissidents in Czechoslovakia, Poland and the GDR. During the rally in Amsterdam on 21 November 1981, for instance, which brought together 400,000 people in protest against the dual-track solution, Mient Jan Faber, one of the key strategists of the IKV, read out and supported a declaration by the Czechoslovakian dissidents of Charter 77. A couple of weeks later, after the declaration of martial law in Poland and the suppression of the Solidarność movement, Faber drew a parallel between the development of the peace movement in Western Europe and the struggle for democracy in the East. Under the heading »Europe for Europeans«, IKV-activists continued to connect with independent peace movements in Eastern Europe.[74]

When the dual-track decision triggered a new wave of peace mobilization in Western Europe, the Dutch activists had already had a considerable advantage in the organization of protest events and the formulation of statements. Since 1967, for instance, the IKV had organised an annual »peace week« in the third week of September, which served as a platform for different opinions and initiatives.[75] In the aftermath of the NATO-decision, the IKV head office was flooded with queries and invitations from West German activists to give papers and visit local groups in the Federal Republic. Since January 1980, the IKV employed a German secretary to coordinate these contacts. Volkmar Deile, the Protestant minister in charge of the West German group »Action Symbol for Atonement/Peace Services« (*Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste*, ASF), described the infrastructure and influence of the IKV as a »dreamlike idea«. Following a visit in spring 1980, ASF began to emulate both the example of the »peace week« and the peace newspaper issued by the IKV.[76]

Not only the top-level IKV strategists were attempting to establish a network of cross-European contacts. Also the local IKV-branches and initiatives, many of which were based at the parish level, were since 1978 involved in a growing network of contacts with Protestant Christians in the GDR. In 1977, the Dutch protests against the Neutron Bomb, which had included a group close to the Dutch Communist Party, »Christians against the

---

74 *Beatrice de Graaf*, Über die Mauer. Die DDR, die niederländischen Kirchen und die Friedensbewegung, Münster 2007, pp. 63–65, 116–118, 170–173. Contrary to the contemporary critique of »Hollanditis«, the Europeanism of the IKV did not involve an official commitment to Dutch neutrality. See *Remco van Diepen*, Hollanditis. Nederland en het kernwapendebat, 1977–1987, Amsterdam 2004, pp. 235–243.

75 *Wecke/Schennink*, Friedensbewegung, p. 288.

76 Cf. *de Graaf*, Über die Mauer, p. 120; »Action Reconciliation« is partly incorrect and too weak as a translation for the name of ASF, as used by *Wittner*, Toward Nuclear Abolition, p. 23. ASF meant to give a »symbol« (*Zeichen*) for reconciliation, but it was based on the fundamental need for an »atonement« (*Sühne*) of the special German guilt with regard to the Holocaust. For this reason, ASF was during the 1980s not only involved in antinuclear campaigning, but also continued to organise its traditional tours to Auschwitz and other sites of former Nazi concentration camps in Poland and the Soviet Union and to Israel. See *Jonathan Huener*, Antifascist Pilgrimage and Rehabilitation at Auschwitz: The Political Tourism of Aktion Sühnezeichen and Sozialistische Jugend, in: German Studies Review 24, 2001, pp. 513–532, here: p. 521.

Bomb«, had led to contacts with officials from the »League of Protestant Churches« in the GDR (*Bund Evangelischer Kirchen*, BEK). In the following years, the two reformed churches in the Netherlands intensified these contacts with the GDR. Facilitated by talks with church officials, the number of direct contacts between parish communities in the two countries grew from 20 in 1978 to 140 in 1984. While only very few representatives of the BEK could travel to the Netherlands, Dutch Protestants repeatedly visited their counterparts at the local level. During these contacts, members of local IKV-groups did not mince words about the shared responsibility of *both* superpowers for the nuclear arms race. They also promoted their proposals for unilateral disarmament and thus worked like a Trojan horse in the GDR. In theological terms, these contacts were based on a shared feeling of guilt for the reliance on nuclear weapons for international security. But also the German guilt due to complicity with the Nazi-regime played a crucial role for both sides. While East German church members referred positively to the *Darmstädter Wort* from 1947, which had acknowledged the guilt of Protestants vis-à-vis the Nazi regime, and in particular their mistake to see socialism as a key enemy, the Dutch Protestants compared the dangers emanating from nuclear armaments with those posed by the Nazi-regime.[77] These contacts across the Iron Curtain were not only facilitated by a shared rejection of the lunacy of the nuclear arms race and a Protestant guilt consciousness. Protestants from the Netherlands and the GDR were also driven to develop a détente from below as they lived in the two most secularised societies in Europe. Their shared interest in peace work was also a search for encouragement and new orientation for Christians in a secular society.[78]

The contacts between the Dutch activists of the IKV and East German Protestants are a substantial example for bi-lateral transnational peace movement connections during the campaign against the Euromissiles. There were, however, also coordinated attempts to connect activists across the continent in order to canvass support for nuclear disarmament. »European Nuclear Disarmament« (END), the key platform for these attempts, emerged out of debates in the British New Left and the left wing of the Labour Party. Dorothy and E. P. Thompson, two of the founding members, had been key figures of the New Left since their split with the Communist Party after the crushing of the Hungarian Uprising in 1956. Ken Coates, who developed the idea for END in conversations with E. P. Thompson, was a miner who had turned himself into a sociology lecturer. He had run defence campaigns for East European dissidents and was a leading figure in the Bertrand Russell Peace Foundation. Drawing in a number of mainly British veteran activists such as Bruce Kent, since 1979 general secretary of CND, and long-time campaigner Peggy Duff, the group discussed Thompson's draft of the END-appeal. The final appeal was launched simultaneously in London, Berlin, Oslo, Paris and Lisbon on 28 April 1980.[79]

---

77 See *de Graaf*, Über die Mauer, pp. 140–162, figure p. 149; compare *Martin Greschat*, The Potency of ›Christendom‹. The example of the *Darmstädter Wort* 1947, in: *Hugh McLeod/Werner Ustorf* (eds.), The Decline of Christendom in Western Europe, 1750–2000, Cambridge 2003, pp. 130–142.

78 Cf. *de Graaf*, Über die Mauer, p. 150; on secularization in the GDR, see *Benjamin Ziemann*, Religion and the Search for Meaning in a Secular Society, 1945–1990, in: *Helmut Walser Smith* (ed.), The Oxford Handbook of Modern German History, Oxford 2010 (forthcoming); for the Netherlands, see *James C. Kennedy*, Recent Dutch Religious History and the Limits of Secularization, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kirchengeschichte 99, 2005, pp. 79–92.

79 *Patrick M. Burke*, European Nuclear Disarmament. A Study of Transnational Social Movement Strategy, PhD-Thesis University of Westminster 2004, pp. 39–48; see also *idem*, A Transcontinental Movement of Citizens? Strategic Debates in the 1980s Western Peace Movement, in: *Horn/Kenney*, Transnational Moments, pp. 189–206; on Coates, see *Martin Ceadel*, Britain's Nuclear Disarmers, in: *Walter Laqueur/Robert Hunter* (eds.), European Peace Movements and the Future of the Western Alliance, New Brunswick, NJ 1985, pp. 218–244, here: p. 228.

Although substantially changed and altered by many hands during the draft process, the END-appeal breathed the highflying political idealism and the unrepentant belief in the collective agency of the ordinary people which its main ›author‹, the historian E. P. Thompson, had displayed at the core of both his political and his scholarly work for decades.[80] The END-appeal offered a fundamental critique of the Cold War, which had led to the division of Europe and had curtailed civil liberties on both sides. Adopting non-alignment as its principal attitude, the appeal laid the blame for the nuclear arms race on the shoulders of political and military elites in both East and West. Analyzing the increased likelihood and imminence of a nuclear war as a consequence of the arms race and the development of tailor-made weapons for a European theatre of war, the appeal followed Thompson's reflections on the economic and military logic of »exterminism«.[81] As a solution, the appeal envisaged to turn Europe from Poland to Portugal in a nuclear-weapons free zone. As a first step, it demanded to halt the production of SS-20 missiles and the deployment of Cruise Missiles. It called upon the citizens in East and West to »engage in every kind of exchange« in the pursuit of these aims, and urged them to anticipate the shared citizenship and the unified polity this endeavour could entail:

»We must commence to act as if a united, neutral and pacific Europe already exists. We must learn to be loyal, not to ›East‹ or ›West‹, but to each other, and we must disregard the prohibitions and limitations imposed by any national state.«[82]

In the pursuit of these aims, the British END-activists who formed the core of the movement followed a three-pronged strategy.[83] Firstly, they tried to influence their core constituency, the British CND, and hoped it would incorporate key ideas of the END-appeal into its campaigning against nuclear arms. Secondly, they tried to establish closer links with non-aligned peace groups in Western Europe. Thirdly, they were hoping to built a cross-continental ›détente from below‹ through contacts with independent peace groups and dissidents in Eastern Europe, or, in other words, to foster a pan-European civil society.[84] Ambitious and truly European as these aims were, they were neither uncontested within END nor could they, measured against the own aspirations of the activists, implemented with even only basic success. On the first count, British END and CND were »intertwined« particularly in the years from 1981 to 1983, when many local CND-groups merged with END groups. But the commitment to the aims of END was largely a symbolic one, mainly represented through E. P. Thompson himself, who was one of the most popular speakers on CND-meetings and rallies in the early 1980s. In political terms, however, campaigning against Soviet nuclear weapons, which was a crucial implication of the approach taken by END, proved to be utterly divisive within CND and was never

---

80 *Michael Bess*, E. P. Thompson: The Historian as Activist, in: AHR 98, 1993, pp. 18–38; *idem*, Realism, Utopia and the Mushroom Cloud. Four Activist Intellectuals and Their Strategies for Peace, Chicago/London 1993, pp. 91–154. Thompson's Europeanism, however, had older roots than the New Left. It emerged during the Second World War as a form of popular communism which should unite Europeans against Fascism. It was based on exchanges with his older brother Frank, who fought in the Royal Artillery with Bulgarian partisans and shared his vision of the »splendid Europe we shall build« in letters with his brother. See ibid., pp. 96 f.

81 *E. P. Thompson*, Notes on Exterminism, the Last Stage of Civilization, in: New Left Review 121, 1980, pp. 3–31, here: pp. 10–14; see also *Mary Kaldor/Dan Smith* (eds.), Disarming Europe, London 1982.

82 Cf. *Burke*, European Nuclear Disarmament, pp. 49–52; quotes from the text of the appeal in *E. P. Thompson/Dan Smith* (eds.), Protest and Survive, Harmondsworth 1980, pp. 223–226.

83 As a brief sketch, see *E. P. Thompson*, Protest and Survive, London 1980, pp. 30 f. On the appeal of this text among peace activists see *Ann Pettitt*, Walking to Greenham. How the Peacecamp Began and the Cold War Ended, Aberystwyth 2006, p. 28.

84 *Burke*, European Nuclear Disarmament, pp. 28 f., 208.

adopted by it. This was a clear »victory« for the »pro-Soviet lobby« in CND, which continued to insist on unilateral British disarmament, and a sign for the substantial »lack of influence« any internationalist and Europeanist ideas had in CND.[85] When END-activists, frustrated by these setbacks and desperate to disentangle themselves from CND, decided in 1985 to turn END into a membership organization, no more than 600 people signed up.[86]

The main vehicle for the second strand of activities, a network of non-aligned groups, was the series of annual conventions organised by END, starting in Brussels in 1982, followed by meetings in Berlin in 1983, Perugia in 1984 and Amsterdam in 1985. The largest of these »bazaars« for the representation of initiatives in many different West European countries, the convention in Berlin, attracted 2,500 participants, while the others comprised between 700 and 1,000 people. Thematic workshops and discussions in »affinity« groups, i.e. among scientists, physicians and women for peace, allowed activists for the first time to have a broad-ranging exchange of ideas and steps toward co-operation across Europe, and were hence deemed to be a success. Ambivalences and practical problems, however, persisted. One problem was to strike a balance between the need to have easily recognised »big names« and experts on nuclear armaments as speakers, and the danger »to induce passivity« among the grassroots activists who had to listen to their statements.[87] Like every form of face-to-face encounters, these meetings were also prone to be irritated by distractions. During the convention in Brussels in 1982, many activists were more interested in the games of the Football World Championship in Spain, which were shown on a number of television sets across the conference rooms, than in the complex issues of nuclear missiles.[88]

As for the third strand of END, a ›détente from below‹ with independent activists across the Iron Curtain, it faced principled objections and caused controversies when it came to putting these ideas into practice. CND, for instance, met up with and supported groups such as Charter 77 and »Freedom and Peace« in Poland on several occasions during the early 1980s. Nonetheless, a preference for meetings with official representatives from organizations affiliated with the World Peace Council persisted.[89] In the END-convention process, activists at Perugia in 1984 inaugurated a European Network for East-West Dialogue, which prioritised contacts with unofficial groups in Eastern Europe. This initiative, however, was opposed by E. P. Thompson, who perceived it to be focused on a rather limited number of contact groups. He preferred a wider dialogue with new groups such as »Swords into Ploughshares« in the GDR or the »Moscow Trust Group«, which were less focused on attention in the Western media than other dissidents. As a consequence, the British END-group never joined the network. These conflicts also laid bare tensions within the END convention process, where some activists felt that contacts with independent groups in Eastern Europe would challenge the legitimacy of the Warsaw Pact regimes and »were thus potentially destabilizing.«[90]

---

85 Ibid., pp. 95–99, 106–111; see *Peter Byrd*, The Development of the Peace Movement in Britain, in: *Kaltefleiter/Pfaltzgraff*, Peace Movements, pp. 63–103, pp. 88 f.

86 *Burke*, European Nuclear Disarmament, p. 72.

87 Ibid., pp. 126–137, quotes p. 128, 129, 132, 134. On tedious statements in a European conference organized by WILPF see *Krista Schnorrenberg*, Spannend in den Zwischentönen. Friedenskongreß in Amsterdam, in: Courage 7, 1982, no. 1, pp. 46–47.

88 See *de Graaf*, Über die Mauer, p. 174.

89 *Burke*, European Nuclear Disarmament, pp. 112 ff.

90 Ibid, pp. 197–205, quote p. 204. These tensions are not mentioned in the brief account by *Wittner*, Toward Nuclear Abolition, pp. 238–240. On »Swords into Ploughshares« see *Steven Pfaff*, The Politics of Peace in the GDR. The Independent Peace Movement, the Church, and the Origins of the East German Opposition, in: Peace & Change 26, 2001, pp. 280–300, here: pp. 289–291; *Thomas Klein*, »Frieden und Gerechtigkeit«. Die Politisierung der Unabhängigen

It should also be noted that the advances made by Western European peace activists were met with anything but unanimous approval by their counterparts behind the Iron Curtain. Not all reactions were as hostile as the open letter by the Czech dissident ›Václav Racek‹ – his real name was Miroslav Bednář – to E. P. Thompson, published in 1981. Racek, who was not a signatory of Charter 77, accused Thompson of naïveté in his pursuit of a nuclear-weapons free zone, and compared END with those who had – without success, in this reading of the events – tried to appease National Socialism in the 1930s.[91] Other Czechoslovakian dissidents rejected Racek's direct support of NATO-armaments as a guarantee for Western liberties, and developed a wide array of diverse ideas about a ›third way‹ and about possibilities for cooperation with Western peace activists during the early 1980s.[92] The prevalent tone, however, remained one of benevolent scepticism.

It was, as far as the Czechoslovakian dissidents are concerned, comprehensively summed up in the »Anatomy of Reticence«, a text Václav Havel, himself one of the signatories of the 1980 END-appeal, had produced for the END-convention in Amsterdam in 1985 which he could not attend due to visa restrictions.[93] In his analysis of the »mutual« reticence between non-aligned peace activists in East and West, Havel pointed to some of the more obvious reasons for the lack of trust in and commitment to European peace activism among the small number of dissidents in his country. While the activists in the West could flag up ›peace‹ in order to unmask the hypocrisy of the arms race, the term had »been drained of all content« after decades of official Communist peace rhetoric in the East.[94] In a stark contrast to subsequent, post-1990 Western appraisals of the ›agency‹ of civil society, Havel stressed that the citizens in totalitarian regimes »can do nothing« and could hence not share the activism of the »peace fighters in the West«. He also repeated the specific problems Czechs would have with »a policy of appeasement«.[95] In the end, Havel did not fail to identify a possible »common denominator« of peace movements in the East and West, based on a radically altered defence policy on both sides of the Iron Curtain and a respect for human rights in »free and independent nations«.[96] But his overall stance was highly critical. Not only did Havel stress the »Central European scepticism about utopianism of all colors«, he also criticised the »enthusiastic« and »histrionic«, theatrical posturing of Western peace activists, which was simply too much detached from the more down-to-earth problems people in Eastern Europe faced.[97] To sum up: many Eastern European oppositionists before 1989 »kept Europe at arm's length«. Also, the encounters between peace activists from East and West did not take place in

---

Friedensbewegung in Ost-Berlin während der achtziger Jahre, Cologne 2006, pp. 86–99. On the Moscow Trust Group see *Eduard Kuznetzov*, The Independent Peace Movement in the USSR, in: *Vladimir Tismaneanu* (ed.), In Search of Civil Society. Independent Peace Movements in the Soviet Bloc, New York/London 1990, pp. 54–70.

91 *Burke*, European Nuclear Disarmament, pp. 162 f.; see *Milan Hauner*, Anti-Militarism and the Independent Peace Movement in Czechoslovakia, in: *Tismaneanu*, In Search, pp. 88–117, here: pp. 100–103.

92 See *Hauner*, Anti-Militarism, pp. 106–108.

93 *Václav Havel*, Anatomy of a Reticence, in: *idem*, Open Letters. Selected Prose 1965–1990, London/Boston 1991 (ed. by Paul Wilson), pp. 291–322.

94 Ibid, p. 293; for a similar critique by Hungarian dissident peace activists see *Peter Baehr*, E. P. Thompson and European Nuclear Disarmament. A Critical Retrospective, in: OJPCR: The Online Journal of Peace and Conflict Resolution 3, 2000, URL: <http://www.trinstitute.org/ojpcr/p3_1baehr.htm> [19.3.2009], here with fn. 37.

95 *Havel*, Anatomy, quotes pp. 299 f., 311. On exaggerated claims for the »agency« of pre–1989 civil society, see *Mary Kaldor*, Global Civil Society. An Answer to War, Cambridge 2003, pp. 50–71, quote p. 52.

96 *Havel*, Anatomy, pp. 314 f.

97 Ibid., pp. 304, 208. *Wittner*, Toward Nuclear Abolition, p. 355, glosses over these differences.

the idealised sphere of a civil society, but rather through the most basic form of sociability, personal encounters across »kitchen tables in Eastern Europe«.[98]

As a whole, thus, the END-process indicated a remarkable and fresh departure, a deliberate attempt to conceptualise pan-European approaches to nuclear peace activism and to translate these into a network of contacts across the Iron Curtain. The conceptual innovation represented by END should not, however, lead to exaggerated claims with regard to the resonance of this approach in both Eastern and Western Europe. END was certainly *not* »the mass base and the central rallying point« of the protests against the Euromissiles, nor was it, for »the millions of West Europeans who participated in the demonstrations and other activities of its constituent groups, […] the very heart and soul of the massive European antinuclear campaign« in the 1980s.[99] The various national campaigns were, as even the example of CND with its high degree of interaction with END makes very clear, not simply ›constituent groups‹ of END. And there is no reliable evidence to suggest that more than a tiny fraction of the participants in demonstrations in the Federal Republic, Italy, the Netherlands or Belgium, to name only the other four countries which were directly affected by the dual-track decision, had ever heard of END at all.[100] With regard to the public resonance of END in Great Britain it seems justified to follow the historian Martin Ceadel, who stated in 1985 that, despite the »often high quality of its literature«, END »lacks the broad appeal of CND.«[101]

In many ways the protest campaign against the Euromissiles was one of the biggest popular mass movements in modern European history. In terms of the number of people it brought to the streets and the degree of unrest it expressed and channelled it is perhaps only comparable with the revolutionary movements in 1848/49. And as during the ›spring of peoples‹ in 1848, activists from many European countries were able to connect across national boundaries, and even across the Iron Curtain, the most heavily secured border in history. But while it is hard to overestimate the transnational dimension of these antinuclear protests, the European dimension is less clearly defined. Many activists from different countries came together as a result of ›elective affinities‹ (J. W. Goethe), for instance Dutch and German Protestants, Catholics under the banner of Pax Christi[102], or physicians, scientists and other professionals from various countries in the »affinity groups« during the END-conventions. Attempts »to formulate all European-policies«,

---

98 *Padraic Kenney*, A Carnival of Revolution. Central Europe 1989, Princeton/Oxford 2002, pp. 93, 104. While the independent pacifists appreciated the publicity and the concomitant security contacts with well known Western antinuclear activists provided, they were sometimes disappointed about the substance of these encounters with regard to the issues at stake. See the frustrated remarks by a member of the Independent Peace Movement in the GDR in 1986, reflecting on the »neo-colonialism« and the »polit-safari«-attitude displayed by many members of the Green Party from West-Berlin during their visits; cited in *Klein*, Frieden und Gerechtigkeit, pp. 182 f.

99 *Wittner*, Toward Nuclear Abolition, quotes p. 234. See the equally exaggerated claim by *Günter Wernicke*, The Race to Tip the Scales: Nuclear Paradox for the Eastern Bloc, in: Journal of Peace Research 40, 2003, pp. 457–477, here: p. 466.

100 This can, for instance, be gleaned *ex negativo* from the fact that not a single one of the many leaflets and documents from the broader peace campaign in West-Berlin during the early 1980s mentions END or refers explicitly to its ideas. See the substantial collection of documents in: *Fritz Teppich* (ed.), Flugblätter und Dokumente der Westberliner Friedensbewegung 1980–1985, Berlin 1985.

101 *Ceadel*, Britain's Nuclear Disarmers, p. 236.

102 On Pax Christi and other Catholic peace groups during the Euromissiles campaign see *Catherine Guicherd*, Le Mouvement de Paix dans l'église Catholique au début des années 1980, in: Relations Internationales 53, 1988, pp. 93–116, here: pp. 97–107; *Gerster*, »Pacem in Terris«; *Wittner*, Toward Nuclear Abolition, p. 161.

however, were confined to a small minority of intellectuals and peace researchers, and their ideas found only very limited resonance among the rank-and-file of the vast grassroots movements.[103] It would, however, show a grave lack of perspective and proper historical judgement if this limited resonance of blueprints for a non-nuclear, peaceful Europe would considered to be a failure of the movement. Such an assessment would overlook the unintended side-effects with regard to an Europeanization of protest movements, which were partly a consequence of the sheer scale and scope of mobilization across Europe. The anti-Euromissiles campaign led to a political realignment, opened up a new political space in many European polities and thus also reoriented protest movement actors to issues which were beyond the traditional remit of their activities, both in spatial terms and with regard to the issues they addressed.

Excellent examples for this realignment are Switzerland and Austria. As neutral countries they were not directly involved in or affected by the decision to deploy Cruise Missiles in neighbouring countries. Nonetheless, the repercussions of the dual-track decision stirred up the traditional aims, orientations and patterns of peace activism in these countries. In Switzerland, the »Swiss Peace Council« (*Schweizerischer Friedensrat*, SFR) had since 1945 functioned as an umbrella organization for a wide variety of non-communist, non-aligned peace initiatives. The traditional focus of his interventions had been the domestic scene, with demands for a proper civilian service as an alternative to conscription, the abolition of the court-martial system and a curb on Swiss weapons exports. Over the years, various referenda on these issues had been held in the Swiss system of direct democracy, but they had always ended with an overwhelming defeat for the peace movement.[104]

In the wake of the dual-track solution, this began to change, as the »Swiss Peace Movement« (*Schweizerische Friedensbewegung*, SFB), an affiliate of the Communist-led World Peace Council, but also a number of independent groups made headway and seized the initiative. These groups not only introduced new, performative forms of protest actions which were new to the Swiss domestic scene, such as »Fasting for Peace«, *Menschenteppiche* (Human Carpets) and a military tax boycott. They also started to connect Swiss security policies with the wider European situation and argued that despite its armed neutrality, Switzerland was severely endangered by a possible nuclear war. This was a frontal assault on the national consensus built around the legitimacy of the army in the system of armed neutrality. The mobilization of these groups, which reached a peak in 1983/84, was hampered by the weak integration and political tensions between the various initiatives. But as a result of the anti-Euromissiles campaign, peace activists had for the first time fundamentally challenged the post-war consensus of the Swiss nation and its reliance on a military defence system, a critique which was neatly summed up in the name of the action committee »We don't want to be defended to death« (WIWONITO), founded in 1981.[105]

A similar development can be observed in Austria. In October 1983, on the peak of the campaign against the dual-track solution, more than 100,000 demonstrators gathered on

---

103 Quote: *Carter*, Peace Movements, p. 117.

104 Cf. *Ruedi Epple*, Die Schweizerische Friedensbewegung: Alte Wurzeln – Neue Blüten, in: Annuaire Suisse de Science Politique 26, 1986, pp. 193–210, here: pp. 195–200; *Wittner*, Toward Nuclear Abolition, p. 165.

105 *Epple*, Friedensbewegung, pp. 200–210, quote p. 206; see *Jakob Tanner*, Le pacifisme Suisse après 1945, in: Relations Internationales 53, 1988, pp. 69–82, here: p. 82. On the symbolic and intellectual significance of national defence in Switzerland see *Christian Koller*, Die schweizerische »Grenzbesetzung 1914/18« als Erinnerungsort der »Geistigen Landesverteidigung«, in: *Hermann J. W. Kuprian/Oswald Überegger* (eds.), Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung, Deutung, Erinnerung, Innsbruck 2006, pp. 441–460.

the streets of Vienna, and the antinuclear campaign, organised by a steering committee, had gained widespread support by the SPÖ, the governing Socialist Party, but also by trade union activists, Communists and by the Greens.[106] Already in 1985, however, this collective effervescence had come to an end. Activists of established peace groups such as the Austrian branch of the »International Fellowship of Reconciliation« (IFOR) had been sceptical from the start about this short-lived wave of antinuclear activism, and rather continued their traditional, value-driven educational work. The mobilization wave had had a more substantial and long-lasting impact among members of the *Unabhängigen Friedensinitiativen* (Independent Peace Initiatives, UFI), mostly undogmatic socialists and activists in the alternative milieu. They had not only envisaged to work on the ›big‹, political issues when they embarked on their peace-work, but had also had a strong interest in the ›small‹, ›human‹ issues. Many of them were simply keen to meet people in other countries, and not only started to travel in Italy, Greece, Hungary and Slovenia, but also took the effort to learn the languages of these countries.[107] This was, however, not only a European cosmopolitanism based on the experience of touristic »leisure time communication« abroad.[108] It also had direct political consequences, as exemplified by Werner Wintersteiner, who not only learned Italian and met many people while travelling abroad. He also initiated the »Villach proposal« in 1984, a sustained attempt to connect peace activists in Northern Italy, Austria and Slovenia and to turn this region into a nuclear-weapons free zone.[109]

III. THE TWO AMERICAS: AMBIVALENCES OF FRAMING

Antinuclear protests in post-war Europe were facilitated by frames, shared perceptions of the reality of a society which had apparently, at least seen from the perspective of those who shared this frame, led to the unmanageable dangers of nuclear armaments, both with regard to the risk of war and with regard to the perceived devastating effects of military expenditure on social inequality and poverty. During the 1950s and early 1960s, the most important frame for antinuclear protests in Western Europe was an idealist rhetoric of humanism. There were many different versions and implications of this rhetoric. Some German pacifists such as Fritz von Unruh, a former cavalry officer in the Imperial German Army, invoked Beethoven's ›Ode to Joy‹ and its expectation that »All men will be brothers« to suggest a specifically European, Christian humanism as the basis for world peace.[110] Against the historical backdrop of National Socialism, the protesters of the West German Easter March movement were driven by a guilt conscience, and thus framed their protest against the bomb as »a commitment to human rights«, which should henceforth define German national identity.[111] Their counterparts in British CND, on the other hand, tapped into the rhetoric of non-conformist Protestantism to describe »the bomb as the symbol of the break-up of community into alienated human beings«, and thus aimed

106 *Wittner*, Toward Nuclear Abolition, p. 166.
107 *Andreas Maislinger*, Friedensbewegung in Österreich: Wirkungsaspekte, in: *Josef Janning/Hans-Josef Legrand/Helmut Zander* (eds.), Friedensbewegungen. Entwicklung und Folgen in der Bundesrepublik Deutschland, Europa und den USA, Cologne 1987, pp. 224–233, here: pp. 225 f.
108 See *Thomas Mergel*, Europe as Leisure Time Communication. Tourism and Transnational Interaction since 1945, in: *Konrad Jarausch/Thomas Lindenberger* (eds.), Conflicted Memories. Europeanizing Contemporary Histories, New York 2007, pp. 133–153.
109 *Maislinger*, Friedensbewegung, p. 226.
110 *Oppenheimer*, West German Pacifism, p. 49.
111 *Nehring*, National Internationalists, p. 567.

to rebuild British morality as a contribution to global humanism.[112] In a poem written in 1962 by CND-activist Pat Arrowsmith, »This is your death«, the humanist frame was expressed as a revulsion against the system of role differentiation in society, which could bring people to believe that the role of a professional soldier was reconcilable with their civilian personality:

»[…] This is your death
When you state, ›I am not me
But two or three people:
A skilled professional slayer
And a kind father.‹«[113]

Humanist frames were not only crucial for Protestant nuclear pacifists in the 1950s and 1960s, they also allowed Catholics to articulate their critique of the bomb. In Italy, the parish priest and former military chaplain Don Primo Mazzolari was one of the foremost proponents of a left Catholicism, from the early 1940s until his death in 1959. Since 1949, Don Mazzolari edited the fortnightly journal *Adesso*, which turned into one of the most important voices of a critical Catholicism to the left of the ruling *Democrazia Cristiana*. Mazzolari combined pacifism with a struggle against injustice and social inequality, and he rejected the attempts of the Church hierarchy to stifle and control independent lay initiative through the rigid framework of the Catholic Action.[114] In 1955, he published his reflections on peace in a booklet entitled *Tu non uccidere!*, a critique of the theory of ›just war‹ and an indictment against the hypocrisy of a Christian ›civilization‹ that supported the bomb.[115]

Another crucial proponent of Catholic antinuclear pacifism in Italy during the 1950s was Giorgio La Pira (1904–1977), who served as mayor of Florence since 1951. In this capacity, he organised a series of conferences on »Civilization and Peace« which brought together some of the most prominent Catholic thinkers and theologians from many countries in Europe and beyond. The final statement of the first conference in 1952 declared that »true peace« was impossible to achieve where the »spiritual vocation« of »human beings« was not guaranteed.[116] These examples should suffice to make clear that the »metaphysics of antinuclearism« were a common frame among both Socialist, Protestant and Catholic peace activists during the first mobilization wave until 1963.[117]

In a remarkable contrast to the metaphysical nature of framing in the 1950s and 1960s, the antinuclear protests during the 1980s were embedded in practical, tangible frames. The most tangible perceptions for many peace activists across Western Europe were the facts that the Cruise Missiles were American weapons and that US-politicians, particularly Ronald Reagan, who took office as US-president in January 1981, and Secretary of State Alexander Haig, were the foremost promoters of the dual-track solution as a necessary complement and reaction to the increasing number of Soviet SS-20 missiles. To be

---

112 Ibid., p. 566.

113 *Pat Arrowsmith*, On the Brink. Poems, London 1981, n. p.

114 See *Gerd Rainer Horn, Western European Liberation Theology, The First Wave (1924–1959),* Oxford 2008, pp. 144–156.

115 *Massimo De Giuseppe/Giorgio Vecchio*, Die Friedensbewegungen in Italien, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 32, 2004, pp. 131–157, here: p. 141.

116 Cited in *Moro*, Catholic Church, p. 382; see *Pietro Domenico Giovannoni*, La Pira e Firenze ›città sul monte‹, in: *Alfredo Canavero/Guido Formigoni/Giorgio Vecchio* (eds.), Le Sfide della Pace. Istituzioni e Movimenti Intellettuali e Politici tra Otto e Novecento, Milano 2008, pp. 205–229.

117 Quote: *Michael Geyer*, Cold War Angst. The Case of West German Opposition to Rearmament and Nuclear Weapons, in: *Hanna Schissler* (ed.), The Miracle Years. A Cultural History of West Germany, 1949–1968, Princeton 2001, pp. 376–408, here: p. 396.

sure, European politicians had contributed to one strand of the debates in the run-up to the dual-track decision, most notably the German chancellor Helmut Schmidt. In his famous speech at the London International Institute for Strategic Studies on 28 October 1977 he drew attention to the military disparity in Central Europe as a result of USSR-armaments.[118] But in the perception of and visual representations by peace activists, Schmidt and other domestic politicians had at best supporting roles as »further speakers« in the grand drama »A Man walks over Corpses«, presented by the »White House Corporation« and starring the former Hollywood B-movie actor Reagan in the leading role, depicted in his trademark pose with a pistol in his hand and a cowboy hat.[119]

Historians who are close to the peace movement usually tend to downplay the significance of anti-American attitudes as a crucial factor in the framing of and thus the mobilization for the campaign against the Euromissiles in the early 1980s.[120] Opinion polls, however, despite methodological reservations one might have against the use of scales for the measurement of political attitudes, provide substantial and reliable evidence for the fact that anti-Americanism[121] was a pivotal attitude among peace movements activists and, to a lesser degree, sympathisers. According to Eurobarometer polls conducted in April 1982 and again in April 1986, »members« of the movement were »twice as likely as opponents […] to believe that Americans are not trustworthy«, and »four times as likely« to show high scores on a scale that combined responses to a variety of questions to model political anti-Americanism.[122] Peace activists in Western Europe were, however, »as critical of Soviet foreign policy« as with regard to US foreign policy. As such, they basically refused to buy into the assumption held by most West Europeans that the bi-polar world of the Cold War contained »one good superpower and one bad superpower«.[123]

Quantitative information about anti-American attitudes as a frame for antinuclear activism needs to be supplemented by a qualitative analysis of the symbols and metaphorical expressions which informed and fuelled these attitudes. I will present some material for such an analysis with regard to the Federal Republic and Italy, and will stress the overarching point that the anti-American framing was never undisputed and straightforward. Images and metaphors of American power-craziness and unrelenting drive for mili-

---

118 See *Nuti*, Origins, pp. 62 f.; *Thomas Risse-Kappen*, Cooperation among Democracies. The European Influence on US Foreign Policy, Princeton, NJ 1995, pp. 184–193.

119 See the poster issued by the Socialist German Workers Youth, 1982, Archiv der sozialen Demokratie, Bonn (AdsD), 6/PLKA006334.

120 See *Wittner*, Toward Nuclear Abolition, p. 238.

121 Anti-Americanism is here defined as a position that takes »America as a metaphor for a modernity threatening one's own community«. *Jan C. Behrends/Árpád von Klimó/Patrice G. Poutrus*, Antiamerikanismus und die europäische Moderne. Zur Einleitung, in: *idem* (eds.), Anti-Amerikanismus im 20. Jahrhundert. Studien zu Ost- und Westeuropa, Bonn 2005, pp. 10–33, here: p. 17.

122 *Rochon*, Mobilizing, pp. 38 f. Countries polled included the UK, France, West Germany and Italy. Less precisely conceptualised but effectively similar data for the Netherlands in: *Richard C. Eichenberg*, The Myth of Hollanditis, in: International Security 8, 1983, pp. 143–159, here: p. 157. Unconvincing is the attempt to deny these trends with other polling data by *Koen Koch*, Anti-Americanism and the Dutch Peace Movement, in: European Contributions to American Studies 11, 1986, pp. 97–111. On anti-Americanism in CND and END, see *Burke*, European Nuclear Disarmament, pp. 103 f., 113; *Byrd*, Development, p. 63. Greenham Common women issued a poster with the line: »Did you vote to become Americas largest aircraft carrier?«, printed in: The Danish Peace Academy (ed.), Greenham Common Peace Camp Songbook, p. 64, URL: http://www.fredsakademiet.dk/abase/sange/greenham/greenham.pdf [19.5.2009].

123 *Rochon*, Mobilizing, p. 40.

tary aggression prevailed.[124] But many activists also acknowledged positive traditions of the ›other‹ America, both in spatial and in political and cultural terms. A song by Herbert Grönemeyer shall serve to illustrate this point. It will also exhibit some of the essential anti-American perceptions among West German activists in the 1980s. One of the key 1980s stars of a pop-cultural current aptly called *Deutschrock*, Grönemeyer was rather a fellow-traveller of the movement than its foremost troubadour, but he showed an ingenious ability to tap into the emotions of his youthful audience. His album »4630 Bochum«, released in 1984, included a song entitled »America«:

»you are coming as saviour in every need
you show your sheriff star to the world
you send semi trailers into the night
you bring yourself in position, america
oh america
you have done so much for us

oh america
don't do that to us

many care parcels you have send to us
today missiles, america
you have so much more space over there than we
why should they be here, america

oh america
then fight, if you have to fight,
in your own country

you want to excel in everything
larger, faster, further, america
I feel *angst* about your phantasies
about your ambition, america
oh america

invite russia to your place, finally
be united, indignant and disarmed [*entrüstet euch*], america
or shoot yourselves together up to the moon
fight yourselves up there, the moon is uninhabited«[125]

In his lyrics, Grönemeyer turned American »ambition« into a cause for German *angst*. He invoked the Care-parcels dispatched to freezing and malnourished Germans in the rubble society of the immediate post-war years as a positive symbol for American altruism, while rejecting the unwanted missiles and implying that the Germans would not any longer need to be thankful or deferent for American liberation from Nazi dictatorship in 1945. Tapping into the chain of signifiers ›Ronald Reagan-film actor-western films-sheriff‹, the song denounced the selfish and aggressive nature of the US-claim to police the world. When invoking the lack of space in Germany as an argument, however, Grönemeyer tapped into a commonplace that was shared by those who tried to stem the tide of anti-American sentiment. When chancellor Schmidt tried to explain this current even among his own party comrades to interlocutors from the US, he would always point out that the FRG comprised only 2.5 % of US territory, but would already store 50 % of the US nuclear potential.[126]

---

124 See *Belinda Davis*, The Gender of War and Peace: Rhetoric in the West German Peace Movement of the Early 1980s, in: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen 32, 2004, pp. 99–130, here: pp. 114–123. On German anti-Americanism, see also *Dan Diner*, America in the Eyes of the Germans. An Essay on Anti-Americanism, Princeton 1996.

125 *Herbert Grönemeyer*, 4630 Bochum, EMI Electrola, 1984.

126 »Wandel in der Gemütslage«, in: Der Spiegel 1981, no. 33, pp. 22–26, here: p. 23.

The ambivalent images of the two Americas, seen as a force of liberation and as an imperialist power, were often displayed. A poster inviting to an »anti-NATO demo« in June 1982 in the city of Gießen depicted the statue of liberty, a classical symbol of America as a haven for the oppressed and downtrodden, here adorned with sunglasses and thus giving her a pop-cultural touch. Out of her head, however, grow serpents with the heads of Reagan, Schmidt, Thatcher, Haig and a GI, thus showing her as Medusa, one of the three Gorgons, a figure that had often been used in anti-Semitic discourse.[127] Even where outright moral righteousness and a Manichaean discourse prevailed, as among many Protestant ministers and theologians, who often combined these strands with apocalyptic doomsday scenarios, some balancing remarks were added. In a conversation with the Spiegel-magazine in the autumn of 1983, Dorothee Sölle minced no words. As a Protestant theologian, a supporter of the progressive Latin American liberation theology and as an active participant in protests such as the blockade of the US weapons-depot in Mutlangen in September 1983, Sölle had just reached the apex of her public fame and popularity among progressive Christians in Germany. In the interview, she repeated her often used comparison of 1983 with 1933, condemning both Hitler and the bomb as »antichrist«, and insisted that the »global holocaust« was nigh. In a gloomy remark, she added: »The evil has an address, has a telephone number. […] We can name it. We know who destroyed Hiroshima, not to speak of Nagasaki. We can trace the US senators who are in favour of further armaments and will gain profit from it with their dividends.«[128] Quizzed about these stark enemy images, which stood in a pronounced contrast to the gospel of love and reconciliation, she hastened to add that she »would love the American people« and would know that only 27 % of Americans had voted for Reagan.[129]

Sölle's interview with the Spiegel-magazine revealed also another aspect of the anti-Americanism of the West German peace movement, its connection with and support for a new German nationalism. Sölle described Germany's lack of independent decision making vis-à-vis the US as a superpower as a new form of »colonialism«. Confronted with the questionable moral rationale for such a critique against the backdrop of German liberation from Fascism by American troops, she added that this »nationalist element« of the peace movement would be a »quite productive affair«, as the approval of Germans would be needed if their territory should be more than »just the theatre of war«.[130] The German campaign against the Euromissiles »linked pacifism with nationalism, because the security fears central to its identity formed the basis for a new facet of German identity.«[131]

---

127 Anti-Nato Demo, 9 June 1982, URL: <http://plakat.nadir.org/plakat_ausgabe.php3?plakat=http://uke.nadir.org/nadir/plakat/cd/film109/109_19.jpg> [15.3.2009]. As an example for the anti-Semitic symbolism, see *Benjamin Ziemann*, Die Konstruktion des Kriegsveteranen und die Symbolik seiner Erinnerung 1918–1933, in: *Jost Dülffer/Gerd Krumeich* (eds.), Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918, Essen 2002, pp. 101–118, here: p. 113.

128 »Unsere Gefahr ist das Wischiwaschi«. Die Theologie-Professoren Dorothee Sölle und Trutz Rendtorff streiten über Kirche und Nachrüstung, in: Der Spiegel 1983, no. 41, pp. 37–56, here: pp. 37, 45; see *Cooper*, Paradoxes, p. 165. On Sölle's popularity among progressive Christians and on liberation theology, see *Ziemann*, Religion and the Search for Meaning. On Mutlangen, *Fabio Crivellari*, Blockade. Friedensbewegung zwischen Melancholie und Ironie, in: *Gerhard Paul* (ed.), Das Jahrhundert der Bilder, vol. II: 1949 bis heute, Göttingen 2008, pp. 482–489.

129 Der Spiegel 1983, no. 41, p. 48. Compare *Dorothee Sölle*, There is another America, in: *eadem*, The Arms Race Kills Even Without War, Philadelphia 1983, pp. 63–71. See also the attempt to integrate US and European peace activism and to express solidarity with the Americans by *Petra Kelly*, Fighting for Hope, London 1984, pp. 35–50; compare *Wernicke*, Race, p. 474.

130 Der Spiegel 1983, no. 41, p. 48.

131 *Cooper*, Paradoxes, p. 193.

Expressions of this new nationalism were widespread among many of the constituent groups of the peace movement. Protestant theologians were particularly outspoken. An older generation of theologians could tap into notions of a national Protestantism they had already held during the late 1950s and early 1960s, when they tried to present disarmament as a lever to achieve reunification. The theologian Helmut Gollwitzer, for instance, had been a high-profile member of the »Campaign for Disarmament«, which was since 1962 the official name of the movement that organized and supported the West German Easter Marches.[132] Echoing the resentment of Dorothee Sölle, he wrote in 1981 in a letter to the editor of the Spiegel-magazine:

»No public outcry sweeps away a government which gives the sovereignty of the state away with regard to a crucial issue. This demonstrates the extent to which the Germans have been left spineless as a result of *Hitlerei*, defeat, Marshall plan bribery and *Russenangst*. […] Something like this has never happened before in European history, only in the history of colonialism. […] No German can accept this unconditional subjugation of the interests of our people under foreign interests, this surrender of control about the existence of our people to a foreign government.«[133]

Perhaps the most remarkable aspect of this diatribe against American power preponderance was not the way in which Gollwitzer compared the fate of the Germans with that of colonial subjects, but rather the use of the collective personal pronoun »*our* people« (*unseres Volkes*), repeated twice in a single sentence. This was an idiomatic phrase which had been only very rarely used in the semantics of the West German left since 1945. Speaking with emphasis on behalf of the German people as a collective had been part and parcel of the semantics of *völkisch* nationalism and was hence a no-go-area for anyone who had drawn some lessons of the Nazi past. Social Democrats after 1945 expressed their nationalist sentiments with the semantics of the nation-state rather than the people. The fact that such a language resurfaced in the anti-Euromissiles campaign shows how desperate many Social Democrats and other non-communist leftists were to wrestle hegemony over the discourse on the ›national question‹ from the Christian Democrats. Peter Brandt, born in 1948, and Herbert Ammon, born 1943, both of whom had gone through the usual commitment to far-left groups after the student revolt of 1968, were among those who tried to instil the peace movement with nationalist ideas. Participating in a »Berlin-Working Group«, they saw »German unity« and the severing of ties with the military blocs as a »presupposition« for peace in Europe.[134] For Peter Brandt, the son of Willy Brandt, a professional historian who was working as an assistant professor in Berlin at the time, his commitment to a left nationalism was part of his attempts to disentangle the idea of nation from the right and to demonstrate the progressive potential of nationalism. Ammon, however, co-editor of their source collection on the »Left and the national question«, was simultaneously active in rightwing-circles.[135] Seen in the historical context, this fact that

---

132 *Günther Heipp* (ed.), Es geht ums Leben! Der Kampf gegen die Bombe 1945–1965. Eine Dokumentation, Hamburg 1965, pp. 125–133; see *Claudia Lepp*, Helmut Gollwitzer als Dialogpartner der sozialen Bewegungen, in: *Siegfried Hermle / Claudia Lepp / Harry Oelke* (eds.), Umbrüche. Der deutsche Protestantismus und die sozialen Bewegungen in den 1960er und 70er Jahren, Göttingen 2007, pp. 226–246.

133 Bedingungslose Unterwerfung, Letter by Prof. Helmut Gollwitzer to the editor, Der Spiegel 1981, no. 33, p.13.

134 See the leaflet of this initiative, printed in: *Peter Brandt/Herbert Ammon* (eds.), Die Linke und die nationale Frage. Dokumente zur deutschen Einheit seit 1945, Reinbek 1981, pp. 364 f.; see »Unser Haus, unser Kiez, unser Bauch.« Gibt es einen neuen deutschen Nationalismus?, in: Der Spiegel 1982, no. 5, pp. 34–41, here: p. 40.

135 See *Brandt/Ammon*, Die Linke; *Davis*, Gender of War, p. 119. The ›peace researcher‹ and right-wing member of the Green Party, Alfred Mechtersheimer, is another example for a 1980s peace activist who, radicalising ideas already held during the anti-Euromissiles campaign, moved to a distinctive right-wing nationalism after reunification. See *Diner*, America,

helps to explain why neo-fascists could not only mimic but truly adopt both the symbols and the anti-Americanism of the 1980s peace movement after German reunification in 1990.[136]

The anti-Americanism and nationalism of the 1980s West German peace movement did not escape the attention of contemporary observers, both in Germany and abroad.[137] Already in 1982, Volkmar Deile from *Aktion Sühnezeichen* had to respond to many anxious queries from peace activists in Belgium and the Netherlands who were concerned about the attempts to link disarmament with German reunification. Deile himself feared the possible negative repercussions of the German focus on the »national question« for joint European movement activism.[138] The political class in France was quick to identify, in comparison with the shared European characteristics of antinuclear pacifism, a »frustrated nationalism« as the distinguishing feature of the West German campaign.[139] In the Federal Republic, at least some leftist critics were putting the new nationalism at their end of the political spectrum under close scrutiny. Wolfgang Pohrt, a journalist who was well-versed in the ›negative dialectics‹ of the Frankfurt School, described the neutron bomb as the »fuse for a German-national awakening movement«.[140] While this was a polemical remark, it also contained a kernel of truth, not only because pietist ideas about the sinful nature of the atomic bomb were deeply ingrained in the peace movement. In a historical perspective, pietism had also been a crucial trailblazer and core constituency for German nationalism.[141] Ultimately, both anti-Americanism and nationalism of the West German campaign were bound up with the perception held by many Germans that they were victimised by the decision to deploy Cruise Missiles and by their potential use, a feeling which was summed up in the catchphrase of an imminent ›Euroshima‹. A local voter's initiative for the Greens in Ammerland (Lower Saxony) presented their support for the »Krefeld Appeal« under the heading »We want no Euroshima!«, citing a statement by US Secretary of State Alexander Haig that there were »more important things than to sustain peace« for the Americans.[142]

---

p. 138; *Alfred Mechtersheimer*, Friedensmacht Deutschland. Plädoyer für einen neuen Nationalismus, Frankfurt/Berlin 1993, see pp. 61 ff. on the »negative model USA«.

136 *Fabian Virchow*, Provocation, Mimicry, Authenticity. Symbolic Patterns of Speech and Protest in Neo-Nazi ›Peace Propaganda‹ in the Federal Republic of Germany since the 1990s, in: *Ziemann*, Peace Movements during the Cold War, pp. 251–264.

137 One of the first scholarly accounts to include these aspects was *Jeffrey Herf*, War by other Means. Soviet Power, West German Resistance, and the Battle of the Euromissiles, Oxford 1991, esp. pp. 118–144. But while the material presented by Herf is worthwhile, his overall narrative and his understanding of German political culture are fundamentally flawed. Many of his metaphorical remarks are grossly exaggerated too, for instance to see the protests against US-missiles rooted in a »mentality of the popular front« (ibid., p. 143). See the substantial critique by *Diethelm Prowe*, in: German Studies Review 16, 1993, pp. 166 f.

138 See Der Spiegel 1982, no. 5, p. 41.

139 *Hans-Georg Ehrhart*, Die deutsche Friedensbewegung aus französischer Sicht, in: *Janning/Legrand/Zander*, Friedensbewegungen, pp. 182–192, p.183.

140 *Wolfgang Pohrt*, Endstation. Über die Wiedergeburt der Nation. Pamphlete und Essays, Berlin 1982, p. 76.

141 *Hartmut Lehmann*, Protestantische Weltsichten, Göttingen 1998, pp. 81–104, esp. pp. 90 ff.

142 Löwenzahn. Informationen der Grünen Wählerinitiative Ammerland, December 1981, URL: <http://www.gruene-edewecht.de/Loewenzahnpapier_Archiv/loewenzahn_02_1981.pdf> [15.3.2009]. For the use of this phrase see also the poster issued ahead of the NATO-council meeting in Bonn in 1982, AdsD, 6/PLUA001329; Lieber an den Füßen Blasen als Raketenabschußbasen, in: Courage 7, 1982, no. 9, pp. 35–38, here: p. 35; *Susanna Schrafstetter*, The Long Shadow of the Past. History, Memory and the Debate over West Germany's Nuclear Status, 1954–1969, in: History & Memory 16, 2004, pp. 118–145, here: p. 139, falsely assumes that the term ›Euroshima‹ was already used in the late 1950s.

While many West German peace activists paid only lip-service to a positive image of the American people, the perceptions framing antinuclear activism in Italy were much more complex. Protests against the deployment of Cruise Missiles in Comiso (Sicily) sparked a very heterogeneous campaign, which mainly consisted of members of the ecological movement and the Green party, and members of the small Radical Party under the leadership of Marco Panella, which had agitated on a platform of radical pacifism and unilateral disarmament since its beginnings in the 1960s. Although the leadership of the main opposition party, the Eurocommunist PCI, rejected the dual-track-solution in principle, it was not able – and due to the danger of reigniting anti-Communist stereotypes – also not willing to mobilize its rank-and-file members in a broad coalition against the deployment.[143] Both the hierarchy of the Catholic Church and the leadership of the main governing party, *Democrazia Cristiana*, were firm in their support of the NATO-decision. As a result of the campaign, however, the DC-leadership felt the need to reconnect with lay Catholics and to thread a fine line distinguishing between ›good‹ Christian pacifism and a ›bad‹ fundamentalism. In late 1979, some of the largest associations of lay Catholics, including not only the pacifists in Pax Christi and *Mani Tese*, but also *Focolari* (a spiritual movement founded in 1943), ACLI (the Christian Worker's Association), and other groups of the Catholic labour movement, had joined ranks for a unique manifestation of lay initiative. They addressed the parliament, and particularly those members who based »on the Gospel the reasons and the motives in order to set up a proper life«, in two open letters. They demanded to abandon the idea that peace could be based on armaments and on an equilibrium of terror, to stop the »spiral of destructive power« and to commence a »unilateral reduction of military spending.«[144]

This was an impressive manifestation of the inroads pacifist ideas had made into many groups and lay initiatives on the left wing of Italian Catholicism. Left Catholics shared the rejection of US-imperialism, which was the only widely shared frame of the heterogeneous campaign against the Euromissiles in Italy.[145] Their anti-Americanism, however, was matched by a positive orientation towards Latin America. The interest of Italian Catholic pacifists in Latin America was based on symbolic representations of progressive Catholicism in countries such as Brazil, Nicaragua, Chile and Mexico, and elsewhere. During the rallies against Cruise Missiles in Comiso in 1981/82, for instance, demonstrators displayed posters showing Oscar Romero, the bishop from El Salvador who had spoken out against the poverty and the brutal repression in his country, and who was shot on 24 March 1980 by a right-wing death squad while celebrating mass.[146]

The significance of Latin America for Italian Catholic pacifism was also based on personal links as a result of mass emigration of Italians to countries such as Argentine and Brazil. Since the late 1960s, when Latin American bishops and theologians rallied behind the programme of liberation theology, with its denunciation of underdevelopment and military dictatorship and its ›option for the poor‹, a radical reinterpretation of the gospel in favour of those affected by exclusion, an increasingly dense network of personal

143 *Sergio A. Rossi/Virgilio Ilari*, The Peace Movement in Italy, in: *Kaltefleiter/Pfaltzgraff*, Peace Movements, pp. 140–161; *Bruno Schoch*, Zwischen Linksparteien und Autonomie. Zur neuen Friedensbewegung in Italien, in: *Steinweg*, Die neue Friedensbewegung, pp. 349–276.

144 *Giovanni Mario Ceci*, Il mondo cattolico italiano e la crisi degli euromissili, in: *Luigi Goglia/Renato Moro/Leopoldo Nuti* (eds.), Guerra e pace nell'Italia del Novecento. Politica estera, cultura politica e correnti dell'opinione pubblica, Bologna 2006, pp. 437–460, here: pp. 440 f.

145 *Rosso/Ilari*, Italy, p. 144.

146 See *Massimo De Giuseppe*, Discovering the ›other‹ America. The Latin-American Encounters of Italian Peace Movements, 1955–1980, in: *Ziemann*, Peace Movements during the Cold War, pp. 107–127, here: p. 127; on the work and memory of Romero see *Massimo De Giuseppe* (ed.), Oscar Romero. Storia, Memoria, Attualità, Bologna 2006.

communications and exchanges between liberation theologians and Italian peace activists emerged.[147] For Italian left Catholics in the 1970s and early 1980s, empathy with progressive Catholics in Latin America addressed three different aspects of framing: as a »diagnostic« frame, it identified global capitalism and its corollary, global injustice, as the root cause of the arms spiral and its disastrous effects on people in underdeveloped countries; as a »prognostic« frame, it envisaged joint action of the people in Western and in ›Third World‹-countries as a possible solution; and the spiritual vitality of the leading liberation theologians and the grassroots communities inspired by them worked as a »motivational« frame, which triggered and channelled the protest communication.[148] This distinctive framing of Catholic peace activism during the 1970s confirmed and extended elements of Italian pacifism which had already been apparent in debates on non-violence during the 1950s, for instance in the work of the proponent of Gandhian ideas, Aldo Capitini (1899–1968).[149] With their focus on the link between injustice and violence on a global scale and the search for a ›third camp‹ between capitalism and state socialism, Italian activists considered the dangers of nuclear weapons in a wider perspective, both in thematic and in spatial terms, than many of their European counterparts.

IV. POLITICS OF CONCERN: WOMEN'S PROTESTS AND THE GENDERING OF PEACE

Gender is in many respects an important category to understand the dynamics of antinuclear protests during the Cold War. Not only were the anti-American frames of peace activism based on gendered perceptions, as indeed many other enemy-images held on both sides of the bloc confrontation more generally.[150] Gender is also crucial for an analysis of the aims and practises of women's peace movements, as these movements formed an important strand of European antinuclearism from the mid-1940s until the caesura of 1990. With regard to the aims of protest, gender can help to understand how female peace activists conceptualised their specific calling for and contribution to a world without nuclear arms. With regard to practices, historians should seek to analyse, firstly, if and how widespread peace activism helped to promote alternative gender roles in society, and, secondly, how these roles were put into practice in the workings of the peace groups themselves.[151] The following remarks are only a first and tentative attempt to address some of these issues, with a strong focus, due to the uneven state of research in this field, on British women's peace protests in the 1980s. They are incomplete also in conceptual terms, as they do not address, although implied by gender as a relational category, to what extent the protests brought new forms of masculinity to the fore. Did antinuclear activists develop a muscular pacifism, which allowed to demonstrate the strength of their commitment and to fend off accusations of effeminacy? Or did they try to develop dif-

147 *De Giuseppe*, Discovering the ›other‹ America.

148 See ibid.; for the distinctive aspects of framing, see *Benjamin Ziemann*, Peace Movements, in: International Encyclopedia of the Social Sciences, vol. 6, Detroit 2008 (2nd edition), pp. 182–185, here: p. 183.

149 See *Massimo De Giuseppe*, Movimenti pacifisti e aperture terzomondiste. Aldo Capitini e l'ipotesi del Terzo campo (1953–1955), in: *Canavero/Formigoni/Vecchio*, Le Sfide della Pace, pp. 249–267.

150 See *Davis*, Gender of War.

151 *Irene Stoehr*, Kalter Krieg und Geschlecht. Überlegungen zu einer friedenshistorischen Forschungslücke, in: *Benjamin Ziemann* (ed.), Perspektiven der Historischen Friedensforschung, Essen 2002, pp. 133–145; *Sara Ruddick*, Notes Toward a Feminist Peace Politics, in: *Miriam Cooke/Angela Woollacott* (eds.), Gendering War Talk, Princeton NJ 1993, pp. 109–127.

ferent, non-hegemonic forms of masculinity?[152] These are important questions which should be tackled by comparative research.

In the immediate post-war period, female pacifists in many European countries had to grapple with the political consequences and moral legacies of the Second World War. These issues had a particular urgency for female peace activism in the Federal Republic and in Italy. Here, in these post-Fascist countries, activists had to meet the challenge of coming to terms with a peculiar national past. In Germany, activist Freda Wuesthoff gathered many prominent representatives of the bourgeois women's movement from the interwar period in a »Stuttgart Peace Circle«. During their meetings, they discussed the specific contribution women could make to a peaceful reconstruction of Germany. As a trained physicist, Wuesthoff focused on the perils of nuclear weapons and considered 6 August 1945, when the bomb was dropped on Hiroshima, to be her »key experience« for a commitment to female citizenship. This focus on the bomb, if deliberately or inadvertently, also helped to avoid any serious engagement with German guilt and female participation in the Nazi-regime.[153] In Italy, women's peace activism was not only one important form to explore and strengthen the new dimensions of female citizenship which had opened up with the introduction of women's suffrage for national elections in 1946. It was also, as in particular the Communist peace activists of the »Italian Women's Union« (*Unione donne italiane*, UDI) pointed out repeatedly, an opportunity to stress the need to distinguish between the Fascist dictatorship and the Italian people, many of whom, they claimed, had participated in the »anti-Fascist struggle« of the *resistenza*. Thus, a female commitment to peace provided also an opportunity to underpin the Italian desire to »return to its position in the community of democratic nations«.[154] Women in the *Centro italiano femminile* (CIF), however, a group that had been founded in late 1944 and that was closely associated with the Catholic Church, pursued a different agenda. Catholics in Italy and abroad were their preferred interlocutors, and in their engagement for peace they envisaged a European federation based on the principles of an idealised Christian Europe.[155]

Communist and Catholic women's activists in Italy had established separate organizations almost immediately upon the liberation of their country. Activists in the UDI continued throughout the late 1940s and in the following decade to accuse bourgeois and Catholic women pacifists of being »apolitical«. The UDI supported the activities of the *Partigiani della pace*, the Italian member in the Communist-led World Peace Council. In 1949, the *Partigiani della pace* had collected signatures against an Italian NATO-membership. This initiative had yielded a massive response. Women were well represented among the six million Italians who signed this appeal.[156] These opposite and openly contrarian endeavours, however, illuminated a problem. In what respect could women claim to make a specific contribution to the struggle for peace, if they were organized along political cleavages and directed most of their energies to propaganda which contributed

---

152 These questions are addressed for an earlier period in the innovative article by *Jens Petter Kollhøj*, Socialist Antimilitarist Manlinesses: Visual Representations and Normativity in Norway circa 1914, in: Peace & Change 34, 2009, pp. 208–231.

153 *Irene Stoehr*, Kriegsbewältigung und Wiederaufbaugemeinschaft. Friedensorientierte Frauenpolitik im Nachkriegsdeutschland, 1945–1952, in: *Karen Hagemann/Stefanie Schüler-Springorum* (eds.), Heimat-Front. Militär, Krieg und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt/New York 2002, pp. 326–344, here: pp. 328 f.

154 *Anna Scarantino*, Associazoni di donne per la pace nell'Italia di De Gasperi, in: *Goglia/Moro/Nuti*, Guerra e pace, pp. 319–355, here: pp. 330 f.

155 Ibid., p. 339; on context, see *Árpád von Klimó*, Der Wandel des »mondo cattolico« (1945–1958). Neuere Forschungen zum italienischen Laienkatholizismus in der Nachkriegszeit, in: Historisches Jahrbuch 126, 2006, pp. 465–491.

156 *Scarantino*, Associazoni, pp. 335 f.; cf. *Vecchio/De Giuseppe*, Friedensbewegungen, pp. 138 f.

further to a hardening of Cold War fissures? In Italy, the *Associazione internationazionale madri unite per la pace* (AIMU), founded in 1946 by Maria Remiddi, aimed to overcome the Cold War fault line. Supported by liberal democratic women, AIMU, which became the Italian section of the »Women's International League for Peace and Freedom« (WILPF) in 1957, tried to reach out to the opposing camps and to establish a transversal women's solidarity for peace based on the semantics of motherliness.[157] These attempts, however, yielded only ambivalent results, as Remiddi explained in a letter to Aldo Capitini in May 1954. AIMU activists in Rome had had many encounters with Communist women, and they had not only been welcomed with »great cordiality«, but also discovered a strong »will to work together« and a »complete and profound« agreement in their respective views on issues of peace and armaments. But in the aftermath of such meetings, *Noi donne*, the journal of the Communist UDI, had repeatedly misrepresented these encounters as if the women from AIMU had joined ranks with the Communists. Experiences like these were, as Remiddi concluded, particularly off-putting for those women in her association who had a »clear political personality«, but did certainly not want to be compromised by such a coverage.[158] In comparable attempts to overcome the Cold War fault line and to stress their genuine contribution to peace, German women's peace activists until the mid-1950s vacillated between attempts to overcome motherliness as a programme and a focus on an »essentialist motherliness«.[159]

It is still a largely unresolved issue to what extent antinuclear protests during the 1950s and 1960s were able to challenge traditional gender roles, to empower women and to usher into »more egalitarian ideas« about the relation between men and women. Further research into these questions is urgently required.[160] There can be no doubt, however, that women's antinuclear protests during the 1980s provided a fundamental challenge not only to societal gender roles, but also to organizational routines and gender roles in peace activism and to the public debate about nuclear armaments more generally. I will discuss some of the key characteristics of these developments by taking Greenham Common as an example, not only because this protest has produced a wealth of primary material, but has also received some scholarly attention.[161]

In September 1981, a handful of women from Wales, most of whom were associated with the group »Women for Life on Earth«, set off to march from Cardiff to Greenham Common in Berkshire, site of a Royal Air Force base which had de facto been put under the control of the US Air Force and was earmarked for the deployment of Cruise Missiles. They had been motivated by reports about a walk from Copenhagen to Paris, organized by Scandinavian women peace activists. Locally, their mobilization was based on a broad cross-section of people situated in an alternative milieu, anarchists, Christian feminists,

---

157 *Scarantino*, Associazoni, p. 342. On WILPF see *Lawrence S. Wittner*, Gender Roles and Nuclear Disarmament Activism, 1954–1965, in: Gender & History 12, 2000, pp. 197–222, here: p. 200.

158 Cited in *De Giuseppe*, Movimenti pacifisti, p. 260.

159 See *Stoehr*, Kriegsbewältigung, pp. 330 f., 334.; *Gisela Notz*, Klara Marie Fassbinder (1890–1974) and Women's Peace Activities in the 1950s and 1960s, in: Journal of Women's History 13, 2001, pp. 98–123, here: pp. 107 f., 112–114.

160 See *Wittner*, Gender Roles, p. 214.

161 See the recollections of one of the founding figures: *Pettitt*, Walking; Danish Peace Academy, Greenham Common Songbook; *Alice Cook/Gwyn Kirk*, Greenham Women Everywhere. Dreams, Ideas and Actions from the Women's Peace Movement, London 1983; for scholarly analysis from a sociological perspective see *Sasha Roseneil*, Disarming Patriarchy. Feminism and Political Action at Greenham, Buckingham 1995; *Margaretta Jolly*, »We are the Web«. Letter Writing and the 1980s Women's Peace Movement, in: Prose Studies 26, 2003, pp. 196–218; *eadem*, Nuclear Nights: The Women's Peace Movement and the History of Dreaming, in: Women: A Cultural Review 17, 2006, pp. 1–25.

Quakers and others. Upon their arrival at the site, they decided to set up a peace camp outside the perimeter fence.[162] Greenham Common Women's Peace Camp, as it became known to a wider public within only a couple of months, attracted widespread interest from a very diverse spectrum of ›ordinary‹ women and self-declared feminists from many different backgrounds, both from the UK and from abroad. In terms of the their social background, the long-term supporters of the camp were equally diverse, a fact that serves to refute the assumptions of the ›new social movement‹-approach about a correlation between the new middle-class of academically trained specialists and a ›post-materialist‹ propensity for protest.[163] Those women who were in paid employment worked in a variety of jobs, and many of the ›campers‹ had no paid employment and were depending on state benefits, husbands or their parents.[164] After intensive discussions, the women decided in February 1982 to turn the camp into a women-only protest and asked the few remaining men to leave. This was a momentous decision, as it opened up a flank for the overwhelmingly hostile coverage of the camp in the British media, which portrayed the protesters as a bunch of lesbians with unshaved legs. To these stereotypes the women responded, self-ironically, by calling themselves »brazen hussies«:

»We're brazen hussies
And we don't give a damn […]
Men call us names to be nasty and rude,
Like lesbian, man hater, witch and prostitute
What a laugh, 'cause half of it's true.«[165]

Part of the success and the radicalism of Greenham Common was the refusal to substantiate female commitment to nuclear disarmament in one particular form of femininity, as earlier generations of activists had done it with their reliance on organized motherliness. While the initial press release which had announced the march to Greenham expressed opposition to nuclear weapons »in terms of women's roles as carers and nurturers«, it also framed the protest in the context of a »feminist discourse about women's exclusion from political life«, and with a »materialist« argument.[166] This materialism was an important part of both of the motivations for protest and the political intervention of Greenham Common. Trident missiles fired from submarines were criticised with the lines »We can't afford medication or proper education, but we must pay, a million a day, so that Britain can disappear.«[167] Anne Pettitt, one of the organizers of the march from Cardiff, explained her motivation to protest with her disgust about political leaders who »squander vast sums of money and human resources on weapons of mass destruction while we can hear in our hearts the millions of human beings throughout the world whose needs cry out to be met.«[168] An interest in material wellbeing, including a proper provision with key public services such as hospitals and schools, was part and parcel of the motivation of many women to camp outside the RAF base at Greenham. As women, they tried to reject traditional labels and gender roles, also with regard to the vicious cycle that had

---

162 *Roseneil*, Disarming Patriarchy, pp. 14–38; *Jolly*, We are the Web.

163 On post-materialism and new social movements, see *Inglehart*, Silent Revolution; *Kaelble*, Sozialgeschichte, p. 314; compare the critiques by *Steve Breyman*, Were the 1980s' Anti-Nuclear Weapons Movements New Social Movements?, in: Peace & Change 22, 1997, pp. 303–329; *Nelson A. Pichardo*, New Social Movements. A Critical Review, in: Annual Review of Sociology 23, 1997, pp. 411–430.

164 *Roseneil*, Disarming Patriarchy, pp. 17, 41–44.

165 Brazen Hussies, in: Danish Peace Academy, Greenham Common Songbook, p. 54. Compare *Roseneil*, Disarming Patriarchy, pp. 39 f.

166 *Roseneil*, Disarming Patriarchy, pp. 34 f.

167 Trident, Trident, in: Danish Peace Academy, Greenham Common Songbook, p. 57.

168 *Pettitt*, Walking, p. 76.

women left in bereavement while their sons and husbands had been called up and killed in the First and Second World War. One of the many songs which were frequently performed in the camp expressed this search for diversity in expressions of femininity in a fictitious dialogue with an older woman:

»And now you're growing older
And in time the photos fade
And in widowhood you sit back
And reflect on the parade
Of the passing of your memories
As your daughters change their lives
Seeing more to our existence
Than just mothers, daughters, wives.«[169]

As a women's project, Greenham Common aimed to sustain an »elective« community of women, based on a non-essentialist feminism which was able to accommodate a wide variety of possible personal and sexual orientations.[170] As a political project and a protest movement, Greenham Common was based on a fundamental critique of both the established antinuclearism of CND and END, and of the political elites and their decision-making. As in similar actions by women in other Western European countries, this double broadside against masculine forms of political engagement rested on the diversity of female identities and on the attempt to explore the ›personal as political‹, the key principle second wave feminism had proclaimed since the late 1960s.[171] Political action had to be based on the »autonomy« of personal choices and political decisions, an autonomy which was best exercised in the face-to-face encounters of women in a small »peer group« which resembled a »family«.[172] Male peace activists in the UK, and members of CND in particular, rejected the approach taken by Greenham women as divisive for the peace movement. A report issued by CND in 1983 stated that they would bury »a potentially popular cause in a tide of criticism levelled against them on personal grounds.«[173]

But these ›personal‹ issues were precisely those which had motivated women to pursue independent and autonomous forms of protest. They were tired of traditional forms of protest, which were largely confined to an endless stream of meetings characterised by the »posturing or speech-making« of male activists. All they wanted was »just speaking, listening, hearing«.[174] While CND meetings were »very bureaucratic« and »invariably run by blokes«, women activists sought to establish a forum where they could express their »fear, panic« and »terrible distress« about the impending dangers of Cruise Missiles.[175] In Britain and in mainland Europe, such an approach also implied a fundamental critique of the organizational machismo of peace campaigning, which was still, or, due to the intensive media interest even more than in the 1960s, characterized by »manager« and »Macker« (blokes) figures. On purpose, they would neglect women in the media relations

169 Mothers. Daughters, Wives, in: Danish Peace Academy, Greenham Common Songbook, p. 98 f.

170 *Roseneil*, Disarming Patriarchy, p. 75.

171 See *Kristina Schulz*, Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich 1968–1976, Frankfurt/New York 2002; *eadem*, The Women's Movement, in: *Martin Klimke/Joachim Scharloth* (eds.), 1968 in Europe: A History of Protest and Activism, 1956–1977, London 2008, pp. 281–294.

172 See for a comparable camp in the Federal Republic, *Sabine Zurmühl*, Im Hunsrück Camp, in: Courage 8, 1983, no. 9, pp. 8 f.

173 Cited in *Roseneil*, Disarming Patriarchy, p. 149.

174 *Pettitt*, Walking, p. 67.

175 Testimony by Lesley Boulton from Sheffield, in: *Cook/Kirk*, Greenham Women, p. 83; cf. *Pettitt*, Walking, p. 41; see *Christina Perincioli*, Nike vor der Küchentür. Raketen im Hunsrück, in: Courage 8, 1983, no. 7, pp. 8–10.

of the movement and would only invite reformist women to press conferences.[176] Defying both traditional protest politics and the political establishment, radical feminist pacifism in the early 1980s was based on a fundamental critique of the »politics of inherent necessities« (*Politik der Sachzwänge*) and its discursive underpinnings.[177] In the 1980s, both the defence community and established antinuclear movements relied heavily on scientific expertise in order to justify or deny the necessity for a new generation of nuclear weapons. Both defence intellectuals and peace researchers tried to prove the cogency and valency of their ›facts‹ with an elaborate apparatus of statistical calculations, graphs and other models derived from political science.[178] But this discourse of objectivity failed to impress and convince the women at Greenham Common. They objected to the weapons quite deliberately as laypersons with regard to the intricate details of arms control and political necessities, subverting an approach were men mostly worked »with their heads« or at least tried to rationalize their emotions with scientific models. Instead, the women of Greenham Common sought a »chance to express themselves and their feelings«.[179] Theirs was not a (masculine) politics of instrumental rationality. They preferred nonviolent action that lead to a state of »trance«.[180]

Ultimately, thus, the women's protests against nuclear weapons during the 1980s were based on a politics of concern. Women engaged in protest actions because they were affected by and, as civilians, women and mothers, personally concerned about the decisions taken by male politicians and officers. And the personal and quite emotional character of this concern structured the performative forms and rituals of their protest.[181] In this respect, women's antinuclearism at Greenham Common differed also from other, predominantly class-based protest movements in the 1980s. In 1984/85, the year-long miner's strike conducted by the National Union of Mineworkers became one of the defining moments in post-war British social history. Female campaigners tried to provide »a common link to antinuclear campaigns« under the heading »Mines not missiles«.[182] But the logic of protest was fundamentally different. While the miners went through a series of bitter clashes with the police, their struggle was based on the integrative and accumulative logic of nineteenth-century popular protest. Eventually, everyone, perhaps even the policemen, would join in, and the overarching solidarity ultimately outweighed the confrontation. Billy Bragg, the protest singer and foremost muse of the miner's strike, expressed these ideas in his song »Which side are you on?«, written in 1985:

»Which side are you on, boys?
Which side are you on?
Which side are you on, boys?
Which side are you on?

---

176 *Eva Quistorp*, Von Mackern, Managern und Frauen – gegen Feministinnen – in der Friedensbewegung, in: Courage 8, 1983, no. 11, p. 6.

177 From an open letter by a group »Women for Peace« in Darmstadt, quoted in: Männer hört her, wir wollen keinen Krieg, in: Courage 5, 1980, no. 6, pp. 4 f. On the semantics of *Sachzwang* cf. *Willibald Steinmetz*, Anbetung und Dämonisierung des ›Sachzwangs‹. Zur Archäologie einer deutschen Redefigur, in: *Michael Jeismann* (ed.), Obsessionen. Beherrschende Gedanken im wissenschaftlichen Zeitalter, Frankfurt 1995, pp. 293–333.

178 Cf. *Corinna Hauswedell*, Friedenswissenschaften im Kalten Krieg. Friedensforschung und friedenswissenschaftliche Initiativen in der Bundesrepublik Deutschland in den achtziger Jahren, Baden-Baden 1997.

179 *Cook/Kirk*, Greenham Women, pp. 83 f.

180 See the report by *Lucia Francia*, Gewaltloses Training und Trancelieder. Greenham Common, in: Courage 8, 1983, no. 6, pp. 20 f.

181 *Pettitt*, Walking, p. 41.

182 *Geoff Eley*, Forging Democracy. The History of the Left in Europe, 1850–2000, Oxford 2002, p. 466.

We set out to join the picket line
For together we cannot fail
We got stopped by police at the county line
They said, ›Go home boys or you're going to jail‹.«[183]

The women at Greenham Common sang a song with the very same title. But their take on the same question drove home the core message that some people could simply not join in, that they stood and stayed on the other side of the rift between insanity and humanity, between life and death. While there was space for a personal, moral decision to opt for life, the gap between decision-making and concern could never be overcome.

»Which side are you on
which side are you on
are you on the other side from me
which side are you on?

Are you on the side that don't like life
are you on the side of racial strife
are you on the side that beats your wife
which side are you on?

I ask you –
(chorus)

Are you on the side who locks the door
are you on the side who loves the Law
are you on the side which wants a war
which side are you on?«[184]

The women who gathered at Greenham Common have had a notoriously bad press. While the campaign against Cruise Missiles lasted, most British newspapers despised them, and their reception in British public opinion was rather chilly.[185] Even more than two decades after the events, some historians tend to ridicule them as »women on the verge«, restless in their efforts but without even the slightest impact on the greater scheme of things, i. e. the dual-track solution and the deployment of nuclear weapons.[186] Such a negative assessment is certainly correct as it is tremendously difficult to prove any direct impact of peace protests on political decision making.[187] But searching for a direct impact of Greenham on political decisions is bound to miss the crucial point, as the confrontational style of the camp was not really meant to change the minds of politicians. Greenham Common mattered as it opened the lid of »Pandora's box«. Up to this point, nuclear strategy had been a »leadership decision«, discussed and finally »taken by an informed few.« The protests opened the box up for »public participation« in the debate on nuclear armaments.[188] While

183 *Billy Bragg*, Which Side are You On? (1985), URL: <http://www.lyricstime.com/billybragg-which-side-are-you-on-lyrics.html> [15.4.2009]. Compare *Jeremy Tranmer*, »Wearing badges isn't enough in days like these«. Billy Bragg and his Opposition to the Thatcher Governments, in: Cercles 3, 2001, pp. 125–142, here: pp. 128 ff.

184 *Gillian Booth*, Which Side are you on?, in: Danish Peace Academy, Greenham Common Songbook, p. 80.

185 *Connie de Boer*, The Polls. The European Peace Movement and Deployment of Cruise Missiles, in: Public Opinion Quarterly 49, 1985, pp. 119–132, here: p. 122.

186 See *Christopher Coker*, Women on the Verge, in: Times Literary Supplement, 17.11.2006, p. 26.

187 See *Lawrence S. Wittner*, About the Peace Movements and their Relations. A Comparison of their Development and Impact in East and West, in: AfS 45, 2005, pp. 373–406.

188 *John Barry*, Just who is Deterred by the Deterrent?, in: The Times, 18.8.1981, quoted in: *Josef Joffe*, Peace and Populism. Why the European Anti-Nuclear Movement Failed, in: International Security 11, 1987, pp. 3–40, here: p. 4.

this assertion has been made with regard to the campaign against Euromissiles more generally, it is particularly true for the women's protests at Greenham Common and elsewhere. When housewives, mothers and other ›ordinary‹ women pitted their personal concern against the strategic ›necessities‹ proclaimed by the political elites, they dragged the nuclear debate from the detached sphere of policy-making and turned it into a matter for everyday-life.

V. CONCLUSION

Shortly after the collapse of the Berlin wall and the dissolution of the Warsaw Pact, the veteran peace researcher Dieter Senghaas published a book on the »Peace Project Europe«. This was, argued from the perspective of a political scientist, one of the many attempts to envision a scenario in which Europeans could cash in on the peace dividend after the end of the Cold War, and could start to build a unified political space based on a commitment to non-violent conflict resolution and to a reduction of both nuclear and conventional armaments.[189] As this brief essay on the history of antinuclear peace activism during the Cold War has shown, though, Europe was not really a peace project, at least not in terms of a deliberate attempt to conceptualise antinuclear activism across Europe. Many Europeans were involved in sustained attempts to halt or curb nuclear armaments in the decades until 1990, and their endeavours could build on the established European traditions of pacifism.[190] Also, they were able to adapt these traditions for the nuclear age. But already the Western European countries were too diverse and too fragmented, in terms of their geo-strategic position, their inclusion in military alliances, their party-system and also in terms of distinctive cultural traditions which informed protests in search of alternative security policies and radical non-violence.[191] In a stark contrast to the developments in Common Agricultural Policy (CAP) or trade union activism, a European polity, a space for a shared approach to defence politics did not emerge, neither on the side of the peace protesters, nor, for that matter, on the side of the decision-makers. Even the protest movements during the Euromissiles campaign in the 1980s kept their distinctive

189 *Dieter Senghaas*, Friedensprojekt Europa, Frankfurt 1992.

190 On the extent of transnational peace activism in the interwar period see *Thomas Richard Davies*, The Possibilities of Transnational Activism. The Campaign for Disarmament between the two World Wars, Leiden 2007; on French-German reconciliation as an example for European pacifism see *Barbara Stambolis*, »Shared memory«: Erinnerung an deutsch-französische Annäherungen am Beispiel symbolischer Orte der Grenzüberschreitung und ihrer Nachwirkungen, in: Jahrbuch für Europäische Geschichte 6, 2005, pp. 137–150. for older traditions, see *Peter Brock*, Pacifism in Europe to 1914, Princeton 1972.

191 The most striking example for divergence in terms of the party-system and the inclusion in military alliances is France, where a national consensus in favour of the *force de frappe* included the Communist peace movement »Mouvement de la paix« (MVP), and the incoming socialist president François Mitterrand turned to a support of an independent French nuclear deterrent and the deployment of Cruise Missiles in 1981. As a consequence, CODENE, a small network of non-aligned nuclear pacifists founded in 1981, »remained relatively weak and fragmented«, as even the usually optimistic peace historian Lawrence Wittner has to admit. See *idem*, Toward Nuclear Abolition, p. 157; on CODENE, see *Jolyon Howorth*, France. The Politics of Peace, London 1984, pp. 62–83; on the MVP see *Sabine Rousseau*, The Iconography of a French Peace Movement. The »Mouvement de la Paix« from the 1950s to the End of the Cold War, in: *Ziemann*, Peace Movements during the Cold War, pp. 189–208; on the French nuclear consensus, see *Beatrice Heuser*, Nuclear Mentalities. Strategies and Beliefs in Britain, France and the FRG, Basingstoke 1998, pp. 74–115. See also *Jacques Fontanel*, An Underdeveloped Peace Movement: the Case of France, in: Journal of Peace Research 23, 1986, pp. 175–182.

national characteristics and orientations at least to some extent. For all these reasons, it does not seem helpful to interpret the trajectory of peace movements in post-war Europe in terms of a narrative of convergence or even integration.[192] Even while movement activists interacted and tried to coordinate their efforts across national borders, they did not simply merge into a European civil society. They were »subjects of Europe«, but did not constitute a European subject.[193] In their worthwhile attempts to escape the confines of national narratives, historians should not make the mistake to reify the ›European‹ character of social phenomena. Europe was and is, in the end, a construct that can only be described from a multinational perspective.[194] Or, in other words, instead of portraying Europe as the *arché* and *telos*, the origin and inherent goal of a universalist narrative, historians should narrate the history of Europe as a set of »differential processes«.[195]

Throughout this article, I have stressed plurality, divergence and the fact that peace movements in many countries were bound up with the specific trajectory of their national context and its history. This insistence on the limits of antinuclear pacifism as a deliberate European project, however, should not motivate us to accept the assertion that the endeavours of antinuclear pacifists were futile and without significance for post-war European history. Such a negative assessment is usually based in a conventional approach to conceptualizing political history, which is focused on the autonomy of acts of »decision-making in the narrow sense.«[196] Such an approach does not only ignore the possibility that peace movement activism, while perhaps not able to impact directly on key decisions such as the dual-track solution, may have had a more indirect but nonetheless crucial impact on the political process. One important example is the evolution of normative frameworks for acceptable security policies in the medium-term, not least the »nuclear taboo«, the refusal of US-decision makers to contemplate the actual use of nuclear weapons in earnest.[197] In addition, the conventional focus on the policy and politics-dimension of the political fails to understand the major contribution of antinuclear activism to new performative forms of political communication. In order to analyze and conceptualize this aspect properly, a broader cultural history of the political is needed, with a focus on symbolic performances as a crucial prerequisite of the political process.[198]

---

192 On narratives of contemporary European history see *Jost Dülffer*, Europäische Zeitgeschichte – Narrative und historiographische Perspektiven, in: Zeithistorische Forschungen 1, 2004, pp. 51–71, here: pp. 52 ff. For convergence as a criterion for the ›European‹ character of social phenomena see *Kaelble*, Sozialgeschichte; *idem*, Europäisierung, in: *Matthias Middell* (ed.), Dimensionen der Kultur- und Gesellschaftsgeschichte, Leipzig 2007, pp. 73–89.

193 *Michael Geyer*, The Subjects of Europe, in: *Jarausch/Lindenberger*, Conflicted Memories, pp. 255–274.

194 See the sceptical remarks by *Jörg Baberowski*, Gibt es eine historische Wirklichkeit und wie können Historiker von ihr erzählen? Überlegungen zum Verhältnis von Geschichte und Ethnologie, in: *Jens Hacke/Matthias Pohlig* (eds.), Theorie in der Geschichtswissenschaft, Frankfurt/New York 2008, pp. 93–107, here: p. 97.

195 *Alfred Hirsch*, Europa verstehen und dekonstruieren, in: *Peter Schlotter* (ed.), Europa – Macht – Frieden? Zur Politik der »Zivilmacht Europa«, Baden-Baden 2003, pp. 20–36, here: p. 34.

196 As a both politically and conceptually conservative example, cf. *Andreas Rödder*, Sicherheitspolitik und Sozialkultur. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Geschichtsschreibung des Politischen, in: *Hans-Christof Kraus/Thomas Nicklas* (eds.); Geschichte der Politik. Alte und neue Wege, Munich 2007, pp. 95–125, here: pp. 101–107, quote p. 111. As one of the many contemporary verdicts on the 1980s campaign, see *Joffe*, Peace and Populism, pp. 3–40.

197 See the pathbreaking study by *Nina Tannenwald*, The Nuclear Taboo. The United States and the Non-Use of Nuclear Weapons Since 1945, Cambridge 2007.

198 See *Thomas Mergel*, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: GG 28, 2002, pp. 574–606.

Seen in this perspective, campaigners for nuclear disarmament made a vital contribution to post-war European history. While they failed to achieve a substantial number of their immediate aims, they were utterly successful in the creation of a new approach to politics, an approach that transcended the boundaries of the Cold War consensus through incremental change and paved the way for subsequent waves of protest movements, including the feminist and ecological campaigns from the 1970s onwards. Some astute contemporary participants in and opponents of peace activism were aware of the changes this form of popular mobilization had brought about.[199] During a discussion conference in June 1963, not by chance in a moment when CND had reached a deadlock with its campaigning and conflicts over strategy broke up, the political scientist Nigel Young attempted to define the successes and failures of CND as a protest movement as follows:

»We have failed in five years to spell out unilateralism; we have failed in education and organization and central leadership; we have failed to experiment; and we have failed to show political courage. What we have succeeded in doing is in creating a ›style‹ – a new kind of politics in which policy is not of paramount importance. But even this style regularly wilts, and is in as much danger as the organization itself. […] With respect, this style has nothing to do with Canon Collin's pipe or Peggy Duff's red coat; it is the way the movement does things – the symbols and the pennants, the songs, the typography and lay-out of its posters and literature, the atmosphere of the marches and sit-downs, the attitude of direct-action and to individual participation. Moreover, it is the way in which the bomb is related to other issues, local and international. It is an ambience which is contagious; it has spread to North America, to Scandinavia and the rest of Europe, it is still spreading; a new sort of politics.«[200]

This was a clear recognition of both the limits and the successes of the peculiar CND-style of campaigning. While it had opened up a new political space and ushered in a new language for the articulation of popular demands, it had infuriated the flag-bearers of a traditional top-down approach to the democratic political process, not only in the UK, but also in all other European countries where activists had followed the example of the Aldermaston march. In 1963, Anton Böhm, editor of the conservative newspaper *Rheinischer Merkur*, used a letter to Arno Klönne, a leading Catholic protagonist of the West German Easter March movement, to voice his criticism to the new political approach. He ridiculed protests with »pushchairs and toy balloons« as »foolish«. But while he designated his own critique as the position held by »politically considered people«, he failed to understand that the boundaries and parameters of the politically considerate were about to change.[201] European antinuclear activists during the Cold War accomplished more than only offering »a quantum of solace« for societies living in the shadow of the bomb.[202]

---

199 See also the lucid remarks by *Havel*, Anatomy, p. 310. He sensed that more was at stake for Western peace activists than only disarmament: »an opportunity to erect non-conforming, uncorrupted social structures, an opportunity for life in a humanly richer community«. Compare the quote by a CND-activist in *Eley*, Forging, p. 563.

200 Cited in *Duff*, Left, Left, Left, pp. 221 f. The Anglican priest John Collins was the chairman of CND from 1958 until 1963.

201 Anton Böhm to Arno Klönne, 16.4.1963, cited in: *Gerster*, »Pacem in Terris«, p. 49.

202 Formulation by *Joffe*, Peace and Populism, p. 40.

Andreas Fickers

Eventing Europe

Europäische Fernseh- und Mediengeschichte als Zeitgeschichte

Als am 6. Juni 1954 die ersten Programme der Eurovision ausgestrahlt wurden, schien ein neues Kapitel europäischer Rundfunkgeschichte angebrochen zu sein. Von Rundfunkanstalten und Presse wurde das Ereignis als Geburtsstunde eines neuen europäischen Kommunikationsraumes gefeiert, der, so die Hoffnung aller Beteiligten, im Dienste der Völkerverständigung und des kulturellen Austausches stehen werde. Die acht »Gründernationen« der Eurovision eröffneten den Programmaustausch innerhalb der Europäischen Rundfunkunion (EBU) mit einem fulminanten »Eurovisionsmonat«, der neben Live-Übertragungen (zum Beispiel von der Fußballweltmeisterschaft in Bern, dem Tennis-Turnier in Wimbledon, dem 24-Stunden Autorennen in Le Mans oder aus dem Vatikan in Rom) auch filmische Porträts der Eurovisionsländer beinhaltete. So bekamen die Zuschauer Bilder vom berühmten Palio in Siena, vom Verkehrschaos rund um den Arc de Triomphe während der Rushhour, vom Festival des Narcisses in Montreux, von lederbehosten und singenden Jünglingen der sozialistischen Falken am Rheinufer, vom niederländischen Ijselmeer, vom Haus der Brauergilde auf dem Brüsseler Grand Place oder vom Londoner Big Ben zu sehen. Getreu dem populären Werbeslogan vom Fernsehen als »Fenster zur Welt« wurde die Eurovision als televisuelle Einlösung des Versprechens medialen Dabeiseins auf europäischer, transnationaler Ebene gepriesen.[1] Nach der erfolgreichen Übertragung der Krönungsfeierlichkeiten von Elisabeth II. im Jahr 1953 fungierte der Eurovisionsmonat auch als groß angelegte Werbeaktion für das Fernsehen als Neuankömmling im massenmedialen Ensemble. Der niederländische Philips Konzern nutzte das Ereignis, um eine europaweite Marketingkampagne für das Fernsehen zu starten. In einem Rundschreiben der General Advertising Division an alle Philips Filialen im In- und Ausland hieß es:

»The international exchange of television programmes which is to take place from the 6th of June next on will be an event of the first order. Eight European countries, to with Belgium, Western Germany, Britain, France, The Netherlands, Switzerland, Denmark and Italy, will be linked up by a network of transmitters, and each of those countries will in turn arrange complete television programmes. This means that, in the comfort of your armchair, you will be able to travel through Europe, to get to know the aspects of life in those countries, or to view topical events that are in the centre of public interest.«[2]

Als Leitthema für die Werbekampagne wurde das Thema »reisen« gewählt. Fernsehen, so die Marketingfachleute des Philips Konzerns, verknüpfte die durch den Hörfunk vertrauten imaginierten Gedankenreisen mit der visuellen Evidenz bewegter Bilder. Die daraus resultierende Unmittelbarkeit der Erfahrung der Gleichzeitigkeit von Gesehenem

---

1 *Monika Bernold*, Fernsehen ist gestern. Medienhistorische Transformationen und televisuelles Dabeisein nach 1945, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 12, 2001, H. 4, S. 8–29. Zur Metapher des »Fensters zur Welt« vgl. *Clas Damann*, Stimme aus dem Äther – Fenster zur Welt. Die Anfänge von Radio und Fernsehen in Deutschland, Köln/Weimar etc. 2005, sowie *Andreas Fickers*, Presenting the ›Window on the World‹ to the World. Competing Narratives of the Presentation of Television at the World's Fairs in Paris (1937) and New York (1939), in: Historical Journal of Film, Radio and Television 28, 2008, S. 291–310.

2 Philips Eurovision Campaign 1954 (80 Seiten), in: Philips Company Archives, Eindhoven, 823:1/811.3.

und Gehörtem – zumal, wenn dies in der vertrauten Umgebung des eigenen Heimes geschah – verlieh dem Fernsehapparat und dem Fern-Sehen jene Aura des zugleich Vertrauten und Außergewöhnlichen, in der die »Welt« auf wundersame Weise ins eigene Wohnzimmer kam. »See Europe at home«, »tour Europe with television« oder »sightseeing in Europe« waren nur einige der Schlagzeilen, die sich das Philips Marketing Team zur Promotion ihrer Fernsehgeräte ausdachte. Jeder dieser vorformulierten Werbesprüche, die den Philips-Vertretern in Form von Werbeanzeigen, Postern, Produktkatalogen oder gar kompletten Schaufensterdekorationen angeboten wurden, endete selbstverständlich mit dem Slogan: »See it at its best with a Philips!«.

Abb. 1: See 8 countries …
(Philips Company Archives, Eindhoven)

Obwohl die Eurovision in Überblicksdarstellungen zur europäischen Geschichte kursorisch als Beispiel eines erfolgreich institutionalisierten Kulturtransfers erwähnt wird[3], wis-

3 Vgl. beispielsweise *Hartmut Kaelble*, Sozialgeschichte Europas 1945 bis zur Gegenwart, München 2007, S. 274.

sen wir über die technischen, institutionellen, politischen und kulturellen Kontexte ihrer Entstehung und Entwicklung nur wenig.[4] Das umgekehrt proportionale Verhältnis von gesellschaftlicher Bedeutung und wissenschaftlicher Aufmerksamkeit teilt sich das Fernsehen mit anderen Leitobjekten der kulturellen Modernisierung im 20. Jahrhundert. Obwohl die »typische Unterbelichtung der Massenmedien« (Jürgen Wilke)[5] in der Zeitgeschichte in den letzten zwei Jahrzehnten immer wieder angeprangert wurde[6], zeichnet sich die Zeitgeschichtsschreibung auch heute noch durch eine eher stiefmütterliche Behandlung des Fernsehens als massenmedialem Phänomen aus. Zwar wird die gesellschaftshistorische Bedeutung des Fernsehens in Überblicksdarstellungen und Einleitungen zur Zeitgeschichte angemerkt, doch bleibt eine historisch-kritische Reflexion sowohl aus methodologischer (audiovisuelle Quellenkritik) wie gesellschafts- oder kulturhistorischer Perspektive die Ausnahme.[7] Lediglich die Rolle des Fernsehens als Geschichtsvermittler hat in den letzten Jahren eine erhöhte wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren.[8] Vielleicht ist diese gesteigerte Aufmerksamkeit weniger dem Umstand eines massenmedialen Bewusstseinswandels der Zeithistoriker geschuldet, als Ausdruck der Defensivstrategie einer Zunft, die ihre Deutungshoheit – zumindest was die öffentliche Wahrnehmung angeht – an die Macher populärer Unterhaltungsformate mit historischem Inhalt verloren hat.

Aus alltagshistorischer Perspektive nimmt der Fernsehkonsum nach dem Schlafen und Arbeiten den drittgrößten Teil im täglichen Zeithaushalt der Europäer ein – und dies in einer erstaunlichen Kontinuität und Stabilität seit den Tagen der Etablierung des Fernsehens als Leitmedium Mitte/Ende der 1960er Jahre.[9] Würde das Fern-Sehen alleine aus dieser alltagshistorischen Relevanz eine privilegierte Aufmerksamkeit als Objekt der Zeit-

---

4 Für den deutschsprachigen Raum gibt es lediglich drei fundierte Darstellungen. Vgl. *Rüdiger Zeller*, Die EBU – Union Européenne de Radio-Télévision (UER) – European Broadcasting Union (EBU): Internationale Rundfunkkooperation im Wandel, Baden-Baden 1999; *Wolfgang Degenhardt*, Zur Entstehung und Entwicklung der europäischen Partnerschaft im Fernsehbereich 1950–1970. Zur historischen Betrachtung eines komplexen Sensemaking-Prozesses. Publiziert im Internet durch die Bibliothek der Universität Siegen im Jahr 2002, URL: <http://www.ub.uni-siegen.de/pub/diss/fb1/2002/degenhardt/degenhardt.pdf> [15.4.2009]; *Wolfgang Degenhardt/ Elisabeth Strautz*, Auf der Suche nach dem europäischen Programm. Die Eurovision 1954–1970, Baden-Baden 1999.

5 *Jürgen Wilke*, Massenmedien und Zeitgeschichte aus der Sicht der Publizistikwissenschaft, in: *ders.* (Hrsg.), Massenmedien und Zeitgeschichte, Konstanz 1999, S. 19–31, hier: S. 21.

6 Vgl. beispielsweise die programmatischen Aufsätze von *Axel Schildt*, Zur Historisierung der massenmedialen Revolution, in: AfS 36, 1996, S. 443–458; *ders*., Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten zu einer zukünftigen Geschichte der Massenmedien, in: GG 27, 2001, S. 177–206; *Karl-Christian Führer/Knut Hickethier/Axel Schildt*, Öffentlichkeit – Medien – Geschichte. Konzepte der modernen Öffentlichkeit und Zugänge ihrer Erforschung, in: AfS 44, 2001, S. 1–38; *Bernd Weisbrod*, Medien als symbolische Form der Massengesellschaft. Die medialen Bedingungen von Öffentlichkeit im 20. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie 9, 2001, S. 270–283.

7 Zu diesen Ausnahmen im deutschen Sprachraum zählen: *Rolf Reichardt*, Bild- und Mediengeschichte, in: *Joachim Eibach/Günther Lottes* (Hrsg.), Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch, Göttingen 2002, S. 219–230; *Michael Maurer*, Medienkultur, in: *ders*., Kulturgeschichte, Köln/Weimar etc. 2008, S. 125–146.

8 Vgl. etwa *Judith Keilbach*, Geschichte im Fernsehen, in: *Sabine Horn/Michael Sauer* (Hrsg.), Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen, Göttingen 2009, S. 153–160; *Thomas Fischer*, Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen, Konstanz 2008; *Edgar Lersch/Reinhold Viehoff*, Geschichte im Fernsehen. Eine Untersuchung zur Entwicklung des Genres und der Gattungsästhetik geschichtlicher Darstellungen im Fernsehen 1995 bis 2003, Berlin 2007.

9 Der durchschnittliche Fernsehkonsum eines »Europäers« belief sich 2003 auf 217 Minuten pro Tag. Vgl. Open Society Institute (Hrsg.), Television Across Europe, Budapest 2005, S. 39.

geschichtsschreibung erwarten können, legitimiert auch sein doppelter »ontologischer Status« als Chronist *und* Akteur historischer Wandlungsprozesse die kritische historische Auseinandersetzung mit diesem Medium. Insofern dies bislang geschehen ist, dominierte zum einen die nationale Perspektive, zum anderen wurden diese nationalen Fernsehgeschichten hauptsächlich von Nicht-Historikern geschrieben.[10] Diese Feststellung soll keineswegs suggerieren, dass einige der vorliegenden Studien den Ansprüchen historisch-kritischer Darstellungen nicht gerecht würden. Viele dieser Arbeiten spiegeln jedoch Fragestellungen und Untersuchungsperspektiven aus Disziplinen wie der Medienwissenschaft oder den Cultural Studies und unterscheiden sich daher in Problemstellung und methodischer Herangehensweise oft deutlich von geschichtswissenschaftlichen Studien. Wie fruchtbar und sinnvoll eine Kombination von stärker kulturwissenschaftlich inspirierten Fragestellungen mit einer historisch-kritischen Kontextualisierung des Fernsehens aus europäischer Perspektive für eine Zeitgeschichtsschreibung sein kann, die sich kultur- und gesellschaftshistorischer Phänomene ebenso annehmen möchte wie technischer, ökonomischer und politischer Fragestellungen, soll in diesem Beitrag verdeutlicht werden.

I. Fernsehen als Dispositiv und »flow«

Da auf die theoretischen und methodologischen Herausforderungen einer vergleichenden europäischen Fernsehgeschichtsschreibung bereits an anderer Stelle ausführlich eingegangen wurde[11], geht es an dieser Stelle vor allem um die Veranschaulichung konkreter Möglichkeiten und Schwierigkeiten europäischer Mediengeschichtsschreibung am Beispiel der Entstehung der europäischen Fernsehinfrastruktur. Zu Beginn sollte jedoch geklärt werden, was unter Fernsehen verstanden wird, und auch der hier verwendete Europabegriff verlangt nach einer begrifflichen Präzisierung.

Obwohl es nicht an einführenden Texten in die Fernsehwissenschaft mangelt, scheint eine kurze Begriffsbestimmung an dieser Stelle sinnvoll, da man sich dem Phänomen Fernsehen je nach Fragestellung und Untersuchungsperspektive auch historisch aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln annähern kann. Dominierten in frühen Darstellungen des Fernsehens technik- und institutionengeschichtliche Perspektiven, verlagerte sich das wissenschaftliche Interesse – nicht zuletzt durch den Einfluss der britischen Cultural Studies – auch in Deutschland auf die »textuelle« Analyse des Fernsehens.[12] Ästhetische und narrative Konventionen bestimmter Programme, Formate und Genres des Fernsehens sowie die kulturelle und symbolische Bedeutung des Fernsehens in ausgewählten räumlichen oder zeitlichen Kontexten bestimmten seit Ende der 1980er Jahre zunehmend die Agenda der akademischen Auseinandersetzung mit dem Medium Fernsehen. Sowohl aus historischer wie medienwissenschaftlicher Perspektive bleibt die Rezeptionsforschung eine

10 Eine Übersicht zur Geschichte der internationalen Fernsehgeschichtsschreibung bietet *Andreas Fickers*, Nationale Traditionen und internationale Trends in der Fernsehgeschichtsschreibung. Eine historiographische Skizze, in: montage/AV. Zeitschrift für Theorie und Geschichte audiovisueller Kommunikation 14, 2005, H. 1, S. 7–28.

11 Ausführlich hierzu die Einleitung »Comparative European Perspectives on Television History« (S. 1–54) und die Zusammenfassung »Reflections on Doing European Television History« (S. 229–256) von Jonathan Bignell und Andreas Fickers, in: *dies.* (Hrsg.), A European Television History, Malden/Oxford 2008. Für eine knappe deutschsprachige Darstellung der methodisch-theoretischen Reflexionen vgl. *Andreas Fickers*, Europäische Fernsehgeschichte. Elf Kernkonzepte zur vergleichenden theoretischen Analyse und historischen Interpretation, in: Medien & Zeit 3, 2008, S. 69–80.

12 Vgl. *Ralf Adelmann/Jan O. Hesse/Judith Keilbach* u. a. (Hrsg.), Grundlagentexte zur Fernsehwissenschaft. Theorie – Geschichte – Analyse, Konstanz 2002.

Herausforderung, der sich nur wenige stellen. Will man diesen unterschiedlichen Identitäten des Fernsehens gerecht werden, bedarf es einer überkoppelnden Begrifflichkeit. In der Fernsehwissenschaft kursieren zwei Begriffe, die eine integrierende wenn auch nicht allumfassende Beschreibung des Mediums Fernsehens in seinen verschiedenen Ausprägungen ermöglichen. Dabei handelt es sich zum einen um den Begriff des »Dispositivs«, zum anderen um den Begriff des »flows«.

Der aus dem Französischen übernommene Begriff »Dispositiv« fand verstärkt ab den 1990er Jahren Eingang in die deutschsprachige Medienwissenschaft. Wie der Utrechter Filmhistoriker Frank Kessler in einer begriffshistorischen Rekonstruktion aufgezeigt hat, wird und wurde der Begriff des Dispositivs je nach disziplinärem und historischem Kontext unterschiedlich gedeutet und instrumentalisiert.[13] Dabei lassen sich grob zwei Interpretationslinien unterscheiden: zum einen eine an Michel Foucault orientierte Interpretation, welche die normierende Kraft von Mediensystemen herausstellt; zum anderen eine stärker filmtheoretisch inspirierte Deutung, in der die trianguläre kommunikative Relation zwischen Apparat (Fernseher), Sender (Programminhalt) und Empfänger (Zuschauer) vor dem Hintergrund jeweils medienspezifischer Wahrnehmungshorizonte sowie ästhetischer und narrativer Konventionen analysiert wird.[14] Beide Auslegungen betonen den komplexen Zusammenhang zwischen der materiellen, institutionellen und symbolischen Dimension eines Mediums oder Mediensystems und laden dazu ein, die innerhalb eines bestimmten Zeitraums und Orts typischen Nutzungsformen eines Mediums aus interdisziplinärer Perspektive zu betrachten. Will man also das Dispositiv »Fernsehen« aus medienhistorischer Sicht beschreiben und analysieren, gilt es zum einen das Verhältnis zwischen den verschiedenen Elementen des Dispositivs zu bestimmen – beispielsweise den Einfluss von technischen Faktoren auf das ästhetische Erscheinungsbild oder die Rezeptionsmöglichkeiten zu problematisieren –, zum anderen aber geht es auch darum, die Veränderungen dieser Relationen in langfristiger historischer Perspektive herauszuarbeiten und damit die Wandelbarkeit spezifischer Mediendispositive aufzuzeigen. So war das Fernsehen der 1950er Jahre in den meisten Ländern Europas zwar durchaus ein ›häusliches‹ Phänomen, doch handelte es sich dabei im Gegensatz zu heute keineswegs um eine individuelle, sondern primär kollektive Freizeittätigkeit. In Kneipen, Schulen und auch im privaten Heim wurde Fernsehen als gemeinschaftliche Aktivität inszeniert und erlebt. Auch der bis zur Einführung der Videotechnik Ende der 1950er Jahre ausschließliche Live-Charakter des Fernsehens machte fernsehen zu einem Erlebnis der privilegierten Teilnahme und Augenzeugenschaft; ein Medienkonsum, der sich – zumindest für den Großteil der Bevölkerung – essentiell von der heutigen Art des Medienkonsums unterschied. Tendieren medientheoretische Arbeiten häufig dazu, das Medienspezifische des Fernsehens ontologisch zu definieren, bietet der Dispositivbegriff die Möglichkeit, die »komplexe Topographie«[15] des Fernsehens als ein sich stetig wandelndes und fluides Feld zu beschreiben und entsprechend zu historisieren.

---

13 Vgl. den Online-Essay von *Frank Kessler*, Notes on Dispositif, abrufbar unter URL: <http://www.let.uu.nl/~Frank.Kessler/personal/notes%20on%20dispositif.PDF> [18.5.2009].

14 *Carsten Lenk*, Das Dispositiv als theoretisches Paradigma der Medienforschung. Überlegungen zu einer integrativen Nutzungsgeschichte des Rundfunks, in: Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte 22, 1996, S. 5–17; *Knut Hickethier*, Dispositiv Fernsehen. Skizze eines Modells, in: montage/AV. Zeitschrift für Theorie und Geschichte audiovisueller Kommunikation 4, 1995, H. 1, S. 63–84; *Jostein Gripsrud*, Television, Broadcasting, Flow: Key Metaphors in Television Theory, in: *Christine Geraghty/David Lusted* (Hrsg.), The Television Studies Book, London 2003, S. 17–32. Bislang am konsequentesten hat Thomas Steinmaurer den Dispositivbegriff in seiner Dissertation historisiert. Vgl. *Thomas Steinmaurer*, Tele-Visionen. Zur Theorie und Geschichte des Fernsehempfangs, Innsbruck/Wien 1999.

15 Vgl. *Adelmann/Hesse/Keilbach* u. a., Grundlagentexte, S. 27.

Neben dem Dispositivbegriff hat sich auch der Begriff des »flows« als ein die Spezifika des Mediums umfassender Begriff etabliert. Im Gegensatz zum Film oder dem Theater zeichnet sich der Rundfunk durch seine disparate und sequenzielle Programmstruktur aus. Diskrete Einheiten, beispielsweise eine Nachrichtensendung, eine Quiz-Show, eine Anmoderation oder ein Spielfilm, werden im Fernsehen geplant aneinandergereiht oder programmiert. Diese spezifische Programmstruktur des Fernsehens (die aber auch dem Hörfunk eigen ist) hat der britische Historiker und Kulturwissenschaftler Raymond Williams 1975 als »flow« beschrieben, als serielle Montage unterschiedlichster Formate oder Genres zu einem heterogenen Ganzen, dessen Einheit erst durch den Akt des Zuschauens hergestellt wird.[16] Erst das Fern-Sehen, so könnte man sagen, verhilft dem Fernsehen zu seiner medialen Identität. Es ist die spezifische Organisation des »flows« auf Seiten der Programmmacher, die beim Fernsehzuschauer das Gefühl erzeugt, Fernsehen zu schauen und nicht etwa bewusst wahrgenommene Sequenzen des »flows«. »Es wäre«, so Raymond Williams, »als versuchte man zu beschreiben, dass man zwei halbe Theaterstücke gelesen hat, dazu drei Zeitungen, drei oder vier Zeitschriften, und zwar am gleichen Tag, an dem man ein Varieté und eine Vorlesung und ein Fußballspiel besucht hat«.[17] Der fließende Übergang von einem Programmelement zum anderen macht das Abschalten so schwierig: das wiederholte Versprechen, aufregende oder interessante Dinge zu zeigen, und die Konzentration unserer Aufmerksamkeit gerade in den Anfangsmomenten neuer Programmsequenzen zielen auf die maximale Bindung des Zuschauers an einen bestimmten Sender oder Programmteil.[18] In diesem Sinne hat Knut Hickethier auch vom »flow« als »Innenseite des Dispositivs« gesprochen, als Ebene, auf der Subjekt und institutioneller Apparat zusammentreffen.[19]

Auch wenn die Saugkraft des Mediums Fernsehen – die in der Metapher des »flow«-Begriffs indirekt zum Ausdruck kommt – von manchen Fernsehwissenschaftlern kritisiert bzw. relativiert wird[20], besteht die zentrale Leistung des »flow«-Begriffs meines Erachtens darin, die Fluidität und Heterogenität des Fernsehprogramms mit der im Subjekt (Zuschauer) stattfindenden Sinnstiftung des Fernseherlebens als kohärenter Erfahrung zu verbinden. Diese dynamische und nicht-essentialistische Definition des Fernsehens als Medium, die im Begriff des »flows« zum Ausdruck kommt, scheint sich im übertragenen Sinn auch für eine historische Konzeptualisierung des Europabegriffs zu eignen. Ausgehend von der Annahme, dass es sich bei Europa – wie auch beim Fernsehen – aus erkenntnistheoretischer Sicht um eine diskursive Konstruktion handelt, haben wir es sowohl beim Fernsehen wie auch mit Blick auf Europa mit Projekten zu tun, deren Bedeutungszuweisungen einem ständigen Wandel unterzogen sind.[21] Abhängig von den Perspektiven bestimmter Akteure zu bestimmten Zeiten handelt es sich sowohl beim Fernsehen als auch bei Europa um kontinuierlich neu verhandelte und entsprechend umdefinierte Projekte, deren Kontinuität durch ständigen Wandel und deren Einheit oder Identität durch Hybridität und Diversität gekennzeichnet sind.[22]

---

16 *Raymond Williams*, Television. Technology and Cultural Form, London/New York 1975.

17 *Ders.*, Programmstruktur als Sequenz oder flow, in: *Adelmann/Hesse/Keilbach* u. a., Grundlagentexte, S. 33–43, hier: S. 43.

18 Zur Aufmerksamkeit bindenden Funktion des Fernsehens vgl. *John Ellis*, Fernsehen als kulturelle Form, in: ebd., S. 44–73.

19 *Hickethier*, Dispositiv Fernsehen, S. 67.

20 Milly Buonanno etwa hinterfragt in ihrer lesenswerten Einführung in die Fernsehwissenschaft, ob das von Williams entwickelte Konzept des »flows« noch geeignet ist, die heutigen Programm- und Sendestrukturen des Fernsehens mit seinen spezialisierten Formatsendern adäquat zu beschreiben. Vgl. *dies.*, History and Critique of the Flow, in: *dies.*, The Age of Television. Experiences and Theories, Bristol 2008, S. 30–36.

21 *Richard Münch*, Das Projekt Europa. Zwischen Nationalstaat, regionaler Autonomie und Weltgesellschaft, Frankfurt am Main 1993.

22 Zur historischen Neubestimmung des Europabegriffs vgl. *Achim Landwehr/Stefanie Stockhorst*, Einführung in die europäische Kulturgeschichte, Paderborn 2004, S. 264–286.

Dennoch erzeugt der Rundfunk Formen kollektiver Partizipation, die nur dem Hör- und Fernsehfunk als massenmedialen Dispositiven eigen sind. Die ›Gleichschaltung‹ der Hörer und Zuschauer im Augenblick des gleichzeitigen Medienkonsums kann Gefühle imaginierter Gemeinschaftlichkeit erzeugen, die sich vor allem bei außergewöhnlichen Medienereignissen feststellen lassen. Die Planung, Organisation, Durchführung und Transmission dieser Medienereignisse werden selbst zum privilegierten Objekt des medialen Diskurses vor, während und nach der Übertragung des eigentlichen Medienereignisses.[23] Wie der britische Anthropologe und Mediensoziologe Nick Couldry betont, sind diese Momente »transnationaler Kommunion« aber nicht Repräsentationen einer spezifisch europäischen Identität oder Kultur, sondern das Resultat der mythischen Konstruktion eines imaginierten europäischen Kulturraums.[24] Auch Hartmut Kaelble, Martin Kirsch und Alexander Schmidt-Gernig haben in der Einleitung ihres Buches »Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert« darauf hingewiesen, dass sich kollektive Identitäten vor allem dadurch auszeichnen, dass sie Zugehörigkeits*vorstellungen* widerspiegeln, nicht aber jenen von Maurice Halbwachs suggerierten kollektiven Subjektcharakter aufweisen.[25] Stimmt man Couldrys, Schmidt-Gernigs[26] oder auch Wolfgang Schmales[27] konstruktivistischem Konzept Europas zu und verabschiedet sich somit von essentialistischen Ideen Europas als politischer, geografischer, religiöser oder kultureller Einheit, ließe sich Europa aus medienhistorischer Perspektive als serielles Medienevent denken, oder, in den Worten von Kaelble, Kirsch und Schmidt-Gernig, als Folge von »Verdichtungsphasen öffentlicher Kommunikation«[28]. Diese ereignisbezogene Konzeption Europas böte aus medienhistorischer Sicht die Chance, sich von den vergeblichen Versuchen der Definition *einer* europäischen Öffentlichkeit zu verabschieden und stattdessen die Komplexität überlagernder Medienöffentlichkeiten während bestimmter Ereignisse in medienvergleichender Perspektive zu untersuchen.[29]

Europa als Medienevent zu historisieren, bietet die Möglichkeit, technische, institutionelle und symbolische Dimensionen europäischer Medienereignisse in ihrer transnationalen Gleichzeitigkeit und historischen Singularität zu analysieren, ohne die langfristigen Faktoren ihrer technischen und institutionellen Strukturen als bedeutende Kontexte zu vernachlässigen. Wie das folgende Beispiel des Aufbaus einer europäischen Fernsehinfrastruktur Mitte der 1950er Jahre zeigen möchte, bedarf es dieser mehrdimensionalen Kon-

---

23 *Daniel Dayan/Elihu Katz*, Media Events. The Live Broadcasting of History, Cambridge 1992. Zur performativen Qualität von Events im Allgemeinen vgl. *Winfried Gebhardt/Ronald Hitzler/Michaela Pfadenhauer* (Hrsg.), Events. Soziologie des Außergewöhnlichen, Opladen 2000.

24 *Nick Couldry*, Media Rituals. A Critical Approach, London/New York 2003, S. 56.

25 *Hartmut Kaelble/Martin Kirsch/Alexander Schmidt-Gernig*, Zur Entwicklung transnationaler Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert. Eine Einleitung, in: *dies.* (Hrsg.), Transnationale Öffentlichkeiten im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2002, S. 7–33, hier: S. 15.

26 *Alexander Schmidt-Gernig*, Gibt es eine »europäische Identität«? Konzeptionelle Überlegungen zum Zusammenhang transnationaler Erfahrungsräume, kollektiver Identitäten und öffentlicher Diskurse nach dem Zweiten Weltkrieg, in: *Hartmut Kaelble/Jürgen Schriewer* (Hrsg.), Diskurse und Entwicklungspfade: Der Gesellschaftsvergleich in den Geschichts- und Sozialwissenschaften, Frankfurt am Main 1999, S. 163–216.

27 *Wolfgang Schmale*, Geschichte und Zukunft der europäischen Identität, Stuttgart 2008, S. 178.

28 *Kaelble/Kirsch/Schmidt-Gernig*, Einleitung, S. 14.

29 Eine kritische Reflexion über die verzweifelte Suche nach einer europäischen Öffentlichkeit bietet *Philip Schlesinger*, From Cultural Defence to Political Culture: Media, Politics and Collective Identity in the European Union, in: Media, Culture and Society 19, 1997, S. 369–439. Vgl. auch *Arnaud Mercier* (Hrsg.), Vers un espace public européen? Recherches sur l'Europe en construction, Paris 2003, sowie *Dominique Marchetti*, Introduction: Les médias en quête d'Europe, in: *ders.* (Hrsg.), En quête d'Europe. Médias européens et médiatisation de l'Europe, Rennes 2004, S. 13–24.

zeptionalisierung Europas als Medienevent, will man der performativen Qualität, technischen Materialität und politisch-institutionellen Organisation transnationaler Kommunikationsprozesse und -räume gerecht werden.

II. Integration oder Fragmentierung? Das Beispiel europäischer Fernsehinfrastrukturen

Die europäische Fernsehlandschaft zeichnet sich seit ihrer Institutionalisierung durch ihre Fragmentierung aus. Diese Fragmentierung war zum einen das Resultat einer gezielten technopolitischen Instrumentalisierung des neuen Mediums im Zuge nationaler Modernisierungsbestrebungen[30], zum anderen war und ist sie der sprachlichen und kulturellen Vielfalt des europäischen Kommunikationsraums geschuldet. Am Beispiel des Aufbaus einer europäischen Fernsehinfrastruktur in den 1950er und 1960er Jahren sollen im Folgenden beispielhaft jene Spannungen und Schwierigkeiten aufgezeigt werden, die bei der Realisierung eines transnationalen und europäischen Kommunikationsraums typischer Weise anzutreffen sind. Diese Spannungen lassen sich auf drei Ebenen konstatieren: auf der materiellen, der institutionellen und symbolischen Ebene. Entgegen der geläufigen Definition von Infrastrukturen als der materiellen »hardware« von komplexen sozio-technischen Systemen wird Infrastruktur hier im Latourschen Sinne als »actor category« verstanden.[31] Fernsehinfrastrukturen sind in diesem Sinn nicht nur »means of communications«, sondern beeinflussen auch die »meaning of communication«. In Infrastrukturen vereinen sich technische Systeme, institutionelle Strukturen und semantische Elemente zu einem Netzwerk, das Manuel Castells als »space of flows« umschrieben hat.[32] Der amerikanische Technikhistoriker Paul Edwards umschreibt Infrastrukturen daher als unsichtbares Substrat der Moderne, als vermittelnde Schnittstellen und Knotenpunkte der räumlichen und zeitlichen Organisation unserer modernen Gesellschaft.[33]

In der Geschichtsschreibung haben technische Infrastrukturen des 19. Jahrhunderts besondere Aufmerksamkeit erhalten. Vor allen Dingen Transport- (Eisenbahn), Kommunikations- (Telegraf) und Energieinfrastrukturen (Elektrifizierung) wurden aus meist makrohistorischer Perspektive in ihren jeweiligen nationalen oder imperialen Dimensionen als Symbole der technischen Moderne und Wegbereiter der zweiten industriellen Revolution beschrieben.[34] Erstaunlicher Weise scheint das geschichtswissenschaftliche Interesse für die Bedeutung transnationaler technischer Infrastrukturen jedoch zu schwinden, je mehr man sich der zeithistorischen Periode nähert. Vielleicht sind sie zu gewöhnlich, zu nahe liegend und alltäglich, um die Neugierde der Zeithistoriker zu wecken. Dabei zeigt das Beispiel der Entstehung einer europäischen Fernsehinfrastruktur, welche hohe symboli-

30 Auf diesen Aspekt wird an dieser Stelle nicht näher eingegangen, da er an anderer Stelle behandelt worden ist. Vgl. *Andreas Fickers*, National Barriers for an Imag(e)ined European Community. The Technopolitical Frames of Post-war Television Development in Europe, in: Northern Lights, Film and Media Studies Yearbook 2005, Copenhagen 2006, S. 15–36.

31 *Bruno Latour*, Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory, Oxford 2005. Zur Begriffsgeschichte von Infrastruktur siehe *Dirk van Laak*, Der Begriff »Infrastruktur« und was er vor seiner Erfindung besagte, in: Archiv für Begriffsgeschichte 41, 1999, S. 280–299.

32 *Manuel Castells*, The Rise of the Network Society, Malden 2000, hier insb. Kapitel 6 »The Space of Flows«, S. 409–459.

33 *Paul Edwards*, Infrastructure and Modernity. Force, Time, and Social Organization in the History of Sociotechnical Systems, in: *Thomas Misa/Philip Brey/Andrew Feenberg* (Hrsg.), Modernity and Technology, Cambridge, MA 2003, S. 185–226.

34 Vgl. beispielhaft für die neuere Forschung den Sammelband von *Erik van der Vleuten/Arne Kaijser* (Hrsg.), Networking Europe. Transnational Infrastructures and the Shaping of Europe, 1850–2000, Sagamore Beach 2006.

sche Bedeutung dem Fernsehen als Mittel der Völkerverständigung im Nachkriegseuropa sowohl von Technikern und Ingenieuren als auch von Politikern und Intellektuellen zugesprochen wurde.

Dreh- und Angelpunkt der Planung und des Aufbaus einer europäischen Fernsehinfrastruktur war die Europäische Rundfunkunion, besser bekannt unter ihrem englischen Kürzel EBU (European Broadcasting Union). Die EBU war die westeuropäische Nachfolgeinstitution der International Broadcasting Union (IBU), die 1925 mit dem Ziel gegründet worden war, regulierend in die unkontrollierte Nutzung von Rundfunkfrequenzen einzugreifen. Nach dem Zweiten Weltkrieg erwies sich die Sowjetunion als treibende Kraft bei der Beseitigung der IBU. Am 28. Juni 1946 kam es in Brüssel zur Gründung einer neuen Organisation namens »Organisation Internationale de Radiodiffusion« (OIR), die mit der in Genf verbliebenen IBU konkurrierte. Nachdem mehrere Versuche zur Einigung zwischen den beiden Institutionen an der unnachgiebigen Haltung der Sowjetunion gescheitert waren und die OIR ihren Sitz 1949 demonstrativ von Brüssel nach Prag verlegt hatte, gründeten die westeuropäischen Länder unter Federführung der BBC im Mai 1950 die EBU. Wie Rüdiger Zeller zu Recht bemerkt, war diese Gründung das Ergebnis einer institutionellen Spaltung Europas in eine östliche und westliche Rundfunkorganisation.[35] Wenn im Folgenden von einer europäischen Fernsehinfrastruktur die Rede ist, sind damit im Wesentlichen die westeuropäischen Bemühungen innerhalb der EBU gemeint.

Trotz des institutionellen Neuanfangs blieben die Ziele und die Aufgaben der EBU mehr oder weniger identisch mit denen der Vorläuferorganisation. Das heißt, man bemühte sich als Nichtregierungsorganisation um die technische, juristische und programmliche Koordination und Regulierung des europäischen Rundfunkraums.[36] Allerdings mit dem Unterschied, dass der Rundfunk neben den klassischen Hörfunkaktivitäten um den audiovisuellen Fernsehfunk erweitert wurde. Die Idee, den Fernsehfunk im Sinne der europäischen Völkerverständigung zum Instrument eines grenzüberschreitenden Kulturtransfers zu machen, war demnach nur eine logische Übertragung routinierter Praxen im Bereich des Hörfunks auf den Fernsehfunk. Sowohl auf nationaler wie internationaler bzw. europäischer Ebene folgte die Institutionalisierung des Fernsehens weitgehend jenen Mustern, die sich bei der Etablierung des Hörfunks herausgebildet hatten.[37] Trotz der »revolutionären« Rhetorik, mit der das Fernsehen als neues Medium propagiert wurde[38], handelte es sich in struktureller, institutioneller, personeller wie auch programmlicher Hinsicht um eine »konservative Revolution«.[39] Dieses Oxymoron fasst auf provokante Weise die für

35 *Zeller*, Die EBU, S. 36. Tatsächlich waren die Grenzen zwischen dem ost- und westeuropäischen Rundfunkraum wesentlich ›durchlässiger‹, als dies allgemein angenommen wird. Zur Kooperation zwischen der EBU und der OIR (später OIRT, Organisation Internationale de Radiodiffusion et Télévision) vgl. *Ernest Eugster*, Television Programming Across National Boundaries: The EBU and OIRT Experience, Dedham 1983.

36 Zur Funktion und Arbeitsweise der IBU vgl. *George Codding*, Broadcasting Without Barriers, Paris 1959.

37 Der französische Politologe spricht in diesem Sinne von dem Hörfunk als »cadre structurant«, innerhalb dessen sich die Institutionalisierung des Fernsehens vollzog. Vgl. *Stéphane Olivesi*, Histoire politique de la télévision, Paris 1998. In europäischer Perspektive vgl. *Christina Amadou/Isabelle Gaillard/Dana Mustata*, Institutionalising European Television. The Shaping of European Television Institutions and Infrastructures, in: *Bignell/Fickers*, A European Television History, S. 79–100.

38 Vgl. beispielhaft für Deutschland *Damann*, Stimme aus dem Äther; *Christina Bartz*, Spiegel und Zauberspiegel. Zur Beobachtung und Konstruktion des Fernsehens in der Bundesrepublik, in: *Irmela Schneider/Peter Spangenberg* (Hrsg.), Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 1, Wiesbaden 2002, S. 155–176.

39 Der Autor schreibt derzeit an einer vergleichenden europäischen Rundfunkgeschichte, die den Arbeitstitel »Television as a Conservative Revolution?« trägt. Darin geht es um einen systematischen geografischen und intermedialen Vergleich des »alten Mediums« Radio mit dem »neuen

die Frühphase des Fernsehens charakteristische Ambivalenz der Gleichzeitigkeit von konservativen und modernisierenden Tendenzen oder Effekten des Mediums zusammen. Eine Ambivalenz, die sich sowohl im öffentlichen Diskurs über das Fernsehen spiegelt als auch in der technischen Realisierung einer europäischen Fernsehinfrastruktur, auf die nun näher eingegangen wird.

Während die Idee des Programmaustausches von nationalen Fernsehproduktionen oder aber gemeinsamen Live-Übertragungen in den Anfangsjahren der EBU von Programmverantwortlichen der nationalen Rundfunkanstalten eher skeptisch beurteilt wurde[40], träumten Techniker und Ingenieure schon länger von der Realisierung transnationaler Fernsehnetzwerke. Tatsächlich hatten bei der Gründung der EBU lediglich zwei Länder einen regelmäßigen Fernsehbetrieb vorzuweisen, nämlich Großbritannien und Frankreich. Es ist daher kaum verwunderlich, dass ausgerechnet diese beiden Länder zu den entscheidenden Motoren des Aufbaus einer erst binationalen, später europäischen Fernsehinfrastruktur wurden. Auf Initiative der BBC fand im Juli 1950 mit der Live-Ausstrahlung von »Calais en fête« die erste transnationale Fernsehübertragung der Geschichte statt. Am Abend des 27. August 1950, exakt hundert Jahre nach der Verlegung des ersten unterseeischen Telegrafenkabels zwischen Frankreich und England, fand in Calais ein großes Stadtfest statt. Die gelungene Übertragung dieses als »Calais-Experiment« in die Fernsehgeschichte eingegangenen Ereignisses motivierte die Techniker und Ingenieure der BBC und RTF, im Sommer 1952 eine französisch-britische Fernsehwoche zu realisieren. Zum ersten Mal konnten sowohl britische als auch französische Fernsehzuschauer gleichzeitig rund 20 Programme erleben, die allesamt in Paris inszeniert wurden.[41] Eine temporäre Richtfunkstrecke zwischen Paris und Kirk O'Shotts (Schottland) über Lille, Cassel, Dover, London, Birmingham und Manchester ermöglichte einer zwar begrenzten, jedoch begeisterten Zahl von Zuschauern die televisuelle Teilnahme an einem Besuch im Louvre, an einer Pariser Cabaret-Show und an den Feierlichkeiten des französischen Nationalfeiertags. In einem persönlichen Dankesbrief an seinen französischen Kollegen Wladimir Porché bekannte BBC-Direktor William Haley:

»I'm sure that in the years to come this joint effort between RTF and the BBC will become an historic landmark in the progress of broadcasting, and we are pleased and proud that it should have been jointly undertaken between two such comrades in arms as the Radiodiffusion et Télévision Françaises and the BBC«.[42]

Medium« Fernsehen in den 1950er und 1960er Jahren. Der Begriff der »konservativen Revolution« wird hier nicht im Sinne der politikgeschichtlichen Deutung der Weimarer Republik benutzt, sondern in Anlehnung an Thomas Hughes Unterscheidung zwischen »radikalen« und »konservativen« Innovationen interpretiert. Vgl. *Thomas P. Hughes*, The Evolution of Large Technological Systems, in: *Mario Biagioli* (Hrsg.), The Science Studies Reader, New York 1999, S. 202–223. Neben der innovationstheoretischen Charakterisierung des Fernsehens als »konservative Erfindung« wies das neue Leitmedium auch in gesellschaftspolitischer Sicht stark konservative Züge auf. Als nationale Sozialisierungsinstanz bestimmten »konservative« Werte wie Häuslichkeit, Familie und Nation das Selbstbild der Fernsehmacher in den 1950er Jahren. Vgl. hierzu beispielhaft für die Niederlande: *Eric Smulders*, ›Het glazen huis der openbaarheid‹. Televisie in de jaren vijftig. De moeizame groei van een modern medium, in: *Paul Luykx/Pim Slot* (Hrsg.), Een stille revolutie? Cultuur en mentaliteit in de lange jaren vijftig, Hilversum 1997, S. 249–280.

40 Vgl. *Degenhardt/Strautz*, Auf der Suche nach dem europäischen Programm, S. 27–43.

41 Details zum Calais-Experiment und der französisch-britischen Fernsehwoche finden sich bei *Andreas Fickers/Suzanne Lommers*, Eventing Europe. Broadcasting and the Mediated Performances of Europe, in: *Alec Badenoch/Andreas Fickers* (Hrsg.), Europe Materializing. Transnational Infrastructures and the Project of Europe, London 2009 (im Erscheinen).

42 Brief von William Haley an Wladimir Porché, London, 14.7.1952, in: BBC written archives, Caversham, T II/18/3, Foreign TV Relays, Paris Week, General, File 3, July 1952–53.

Zwar fragte sich der bekannte BBC-Journalist Richard Dimbleby, der als Kommentator und Moderator an zahlreichen Übertragungen beteiligt war, ob die »entente cordiale« zwischen Großbritannien und Frankreich nicht doch ein wenig überstrapaziert worden sei, dennoch fiel sein abschließendes Urteil durchaus wohlwollend aus.[43]

Abb. 2: Die televisuelle »entente cordiale« zwischen der BBC und der RTF. Titelseite der Radio Times vom 6. Juli 1952 (BBC audiovisual archives, Brentford)

Das britisch-französische Tandem war dann auch verantwortlich für die Planung des ersten Fernsehgroßereignisses von wahrhaft europäischem Ausmaß, das für den Juni 1953 an-

43 »I hope, next time – if there is a next time – that a great many of our initial troubles will have been righted. I think that everyone on our side worked tremendously hard under unbelievable difficulties. I was rather doubtful in the first few days whether we were straining the entente cordiale a little too far but I think that a friendly last night proved that we have made many friends among the French«. Brief von Richard Dimbleby, London, 24.7.1952, in: BBC written archives, Caversham, T II/18/3, Foreign TV Relays, Paris Week, General, File 3, July 1952–53.

beraumt war: die Übertragung der Krönungsfeierlichkeiten von Königin Elisabeth II. Während die Techniker und Ingenieure von der Realisierung der Möglichkeit einer Live-Übertragung in nunmehr fünf europäische Länder (neben Großbritannien und Frankreich kamen die Bundesrepublik Deutschland, Dänemark und die Niederlande hinzu) begeistert waren, wurde im britischen Parlament heftig darüber debattiert, ob den Fernsehkameras – und damit dem gemeinen Volk – tatsächlich Eintritt in die Gemäuer der Westminster Abbey gewährt werden könne. Erst der energische Auftritt von Sir Winston Churchill zugunsten des Vorhabens brachte die konservativen Skeptiker zum Einlenken:

»There is, I feel, a broad general opinion in this country at least – though, as I have said, I accept no personal responsibility for pronouncing – that fuller advantage should be taken of the modern mechanical arrangement now available through television to enable the millions of people outside the Abbey to see what is seen by the congregation of notables in the Abbey. I am speaking of the general congregation and not of course what is seen by the high ecclesiastical dignitaries and State functionaries, whose duties require them to be close to the Sovereign. It is our hope that it will prove possible in practice to carry into effect the principle that the world should see and hear what the congregation in the Abbey see and hear.«[44]

Abb. 3: Die Übertragung der Krönungsfeierlichkeiten (BBC audiovisual archives, Brentford)

Die Realisierung der Übertragung der Krönungsfeierlichkeiten am 2. Juni 1953 war nicht nur eine technische Herausforderung ersten Grades[45], sondern konfrontierte die beteilig-

44 Parliamentary Debates of the House of Commons, Vol. 505 H. M. S. O., collections 1741–43, followed by debate to 1748, »Coronation Ceremony (Television)«, 28.10.1952.

45 Neben dem Aufbau der temporären Richtfunkstrecken bildete die Konvertierung der unterschiedlichen Zeilennormen des Fernsehens (405 Zeilen in Großbritannien, 819 Zeilen in Frankreich und 625 in den restlichen Ländern) die größte technische Herausforderung für die Fernsehingenieure. Da elektronische Konverter erst Mitte der 50er Jahre entwickelt wurden, löste man das Problem dadurch, dass man jeweils eine 625- und 819-Zeilenkamera vor einen britischen 405-Zeilenempfänger platzierte, und so praktisch das Fernsehbild erneut abfilmte und im Zeilenstandard der jeweiligen Kamera weiterleitete. Vgl. hierzu *Andreas Fickers*, Das Problem der Zeilennorm in der Entwicklung des Schwarzweißfernsehens, in: *ders*., »Politique de la grandeur« versus »Made in Germany«. Politische Kulturgeschichte der Technik am Beispiel der PAL-SECAM-Kontroverse, München 2007, S. 65–100.

ten Institutionen erstmals mit den organisatorischen, finanziellen und koordinatorischen Problemen europäischer Fernsehgroßereignisse. Nach der Bekanntmachung der Übertragung in einer Pressekonferenz in Paris am 17. Juli 1952 trafen sich die Verantwortlichen der BBC, RTF, ARD und NTS (Nederlandse Televisie Stichting) in regelmäßigen Abständen, um die Vorbereitung im eigenen Land mit denen der gemeinsamen Planungsgruppe zu koordinieren. Als die Übertragung am 2. Juni 1953 um 10:15 Uhr begann, waren 21 Kameras – davon fünf innerhalb von Westminster Abbey – platziert. Drei Kommentatoren, zwei BBC-Sprecher und ein französischer Kollege berichteten aus Westminster Abbey, während der Weg zwischen der Abtei und dem Buckingham Palast mit 92 weiteren Kommentarposten versehen war. Wird die Übertragung der Bildinformation im Allgemeinen als die herausragende Leistung dieser Live-Sendung gesehen, war die Tonübertragung die eigentliche Herausforderung des Unternehmens. Für die Übertragung des Tons standen nur drei permanente Leitungen zur Verfügung, was bedeutete, dass neben einer Leitung für die sogenannten Hintergrundgeräusche nur zwei weitere Leitungen für den Kommentar verfügbar waren. Diese direkten Kommentarleitungen waren für die Zuschauer der BBC und der RTF reserviert, während die Kommentatoren der ARD, NTS und DR das Geschehen vor ihren heimischen Bildschirmen verfolgen und kommentieren mussten. Ihre in Deutschland, den Niederlanden und Dänemark gesprochenen Kommentare wurden dann mit dem originalen Hintergrundgeräusch aus London gemischt, so dass der Eindruck einer Berichterstattung vor Ort entstand. Zwar hatte man die entsprechenden Kommentatoren zur Vorbereitung ihrer Rolle nach London eingeladen, um sie mit den Örtlichkeiten vertraut zu machen, doch hätten sie im Falle einer Bildstörung keinerlei Möglichkeit gehabt, das Geschehen weiter zu kommentieren.[46]

Die begrenzte Bandbreite für die Tonübertragung war eine kritische Schwachstelle im Konzept der internationalen Fernsehübertragungen, da sie die Vision des Fernsehens als /eines durch seine Unmittelbarkeit und Authentizität bestechenden Mediums zumindest teilweise in Frage stellte. Tatsächlich kam es bereits ab dem offiziellen Start der Eurovision im Juni 1954 zu einer strukturellen Trennung zwischen Bild- und Tonübertragung in dem Sinne, dass nur das Fernsehbild und der »international sound« (originale Hintergrundgeräusche) live ausgestrahlt wurden, die Kommentare jedoch jeweils in den Studios der teilnehmenden Sendeanstalten gesprochen wurden. In gewisser Hinsicht könnte man von einem doppelten Live-Effekt sprechen, der sich aus der Kopplung des internationalen Bild- und Hintergrundtonsignals mit dem nationalen Kommentarsignal ergab. Die Bedeutung dieses televisuellen Doppler-Effektes internationaler Live-Übertragungen kann aus medientheoretischer Perspektive kaum überschätzt werden, vollzog sich mit ihm doch de facto die Auflösung einer zentralen europäischen Erzählperspektive (ein Live-Kommentar vor Ort, der an alle gesendet wird). Die Möglichkeit einer autoritativen Deutung des Geschehens durch einen zentralen Erzähler wurde ersetzt durch jeweils unterschiedliche nationale Aneignungen des internationalen Ereignisses. Mag man diese Diversifizierung der Erzählperspektiven aus europäischer Sicht als Verlust einer genuin europäischen oder transnationalen Öffentlichkeit beklagen, ermöglichten diese Übersetzungen eines internationalen Ereignisses in die jeweiligen Landessprachen die kulturelle Aneignung und sinnstiftende Teilhabe an eben diesem Ereignis. Am Problem der Tonübertragung manifestiert sich somit die eigentliche Ambivalenz des Fernsehens als europäischem Massenkommunikationsmittel: Während die im Rahmen der Eurovision ausgestrahlten Bilder und Hintergrundgeräusche die unmittelbare Partizipation am übertragenen Ereignis suggerierten, leistete der Kommentar eine unsichtbare nationale oder kulturelle Domestizierung des Geschehens.

---

46 Zu den technischen Herausforderungen der Übertragung vgl. *F. Williams/M. Pulling*, Engineering Arrangements for the Broadcasting on Sound and Television the Coronation of her Majesty Queen Elisabeth II, in: EBU Bulletin IV, 15.7.1953, S. 391–398.

Dieses Prinzip der Trennung von Bild- und Hintergrundtoninformation auf der einen und Kommentar auf der anderen Seite wurde zum Modell beim Aufbau einer ständigen Fernsehinfrastruktur im EBU-Raum. Basierten die ersten Übertragungen auf temporären Richtfunkverbindungen zwischen den teilnehmenden Ländern, galt der Aufbau eines permanenten Leitungsnetzes als größte technische und finanzielle Herausforderung in den ersten Jahren der Eurovision. Bevor dies jedoch realisiert werden konnte, galt es die nationalen Übertragungswege in komplexen Schaltungsplänen miteinander zu verbinden. Da die meisten Länder in den Anfangsjahren der Eurovision nur über eine permanente Leitung auf ihrem nationalen Territorium verfügten, konnten Eurovisionsprogramme nur dann über diese Leitungen weitergeleitet werden, wenn sie zu diesem Zeitpunkt nicht durch die Ausstrahlung des eigenen Fernsehprogramms beansprucht wurden. Da nicht immer alle Länder die von der Eurovision angebotenen Sendungen in ihr nationales Fernsehprogramm integrieren konnten oder wollten, erreichten die Signale oft nur auf großen Umwegen ihre Empfänger.[47] Koordiniert wurden diese Aktionen seit Januar 1955 von der technischen Zentrale der Eurovision in Brüssel. Die ständige Zunahme an Live-Sendungen und ausgetauschten Programmen im Rahmen des Eurovisionsnetzes trieb die Kosten für die Miete der temporären Leitungen, die von den jeweiligen nationalen Post- und Telekommunikationsdiensten zur Verfügung gestellt wurden, dermaßen in die Höhe (abgerechnet wurde im Minutentakt), dass die Etablierung eines permanenten Leitungsnetzes – abgesehen von seinen praktischen Vorteilen – auch ökonomisch sinnvoll erschien. Dennoch kam es erst 1962 zur Einrichtung eines permanenten Tonleitungsnetzes, das die Übertragung zahlreicher Tonkanäle in beide Richtungen ermöglichte und die Möglichkeiten paralleler Kommentare vor Ort in verschiedenen Sprachen verbesserte. Erst weitere sechs Jahre später wurde auch ein permanentes Bildleitungsnetz etabliert. Koordinierte das Technische Zentrum der EBU in Brüssel im ersten Jahr seiner Tätigkeit 250 Übertragungen mit einer Gesamtdauer von 273 Stunden, waren es fünf Jahre später bereits 653 Übertragungen (493 Stunden). 1964 hatte sich die Anzahl bereits verdoppelt (1295 Übertragungen) und war auf knapp 700 Stunden angewachsen.[48]

Hauptgrund für diesen steilen Anstieg an Übertragungen, an denen durchschnittlich sechs Partnerländer beteiligt waren, war die Gründung des *Eurovision News Exchange* (EVN) im Jahr 1958.[49] Auf Initiative des niederländischen Vertreters im EBU-Programmkomitee, Jan Willem Rengelink, wurde im September 1957 die Idee eines »Eurojournals« geboren.[50] Rengelink organisierte im März 1958 eine Konferenz in Amsterdam, auf der die für Nachrichtensendungen verantwortlichen Chefredakteure der nationalen Fernsehanstalten über ein System des Nachrichtentauschs im Eurovisionsnetz diskutierten. Nachdem zwei Testläufe im Oktober 1958 und Mai 1959 die Praktikabilität der Idee unter Beweis gestellt hatten, fassten das Programmkomitee und das Technische Komitee der EBU im Juni 1959 den Beschluss, in naher Zukunft einen täglichen Austausch von Nachrich-

47 Da die Leitungen von den nationalen Post- und Telekommunikationsbehörden gemietet wurden, waren diese »Umleitungen« natürlich auch mit wesentlich höheren Kosten verbunden. Zu den technischen Herausforderungen der Anfangsjahre der Eurovision vgl. die Erinnerungen von Edward Pawley, Eurovision: Faith & Works, in: EBU Archives, Genf, 028, Ind. et Com. de la radio 1950–1957. Pawley war von 1952 bis 1970 Vorsitzender des Technischen Komitees der EBU.

48 Vgl. »The European Broadcasting Union and Eurovision«, 10-seitiges Dokument des Technischen Komitees der EBU in Brüssel, 1.3.1965, in: EBU Archives, Genf, files of the Technical Centre Brussels (ohne konkrete Signatur).

49 Einen konzisen Überblick über die Geschichte und Funktionsweise des *Eurovision News Exchange* bieten *Eric Darras/Dominique Marchetti*, La production et la circulation des images »européennes«. L'exemple des échanges des sujets d'actualité de l'Union européenne de radiotélévision (UER), in: *Marchetti*, En quête d'Europe, S. 53–73.

50 *Jan Willem Rengelink*, Operation ›Eurojournal‹, in: EBU Review 1959, Nr. 56, S. 15.

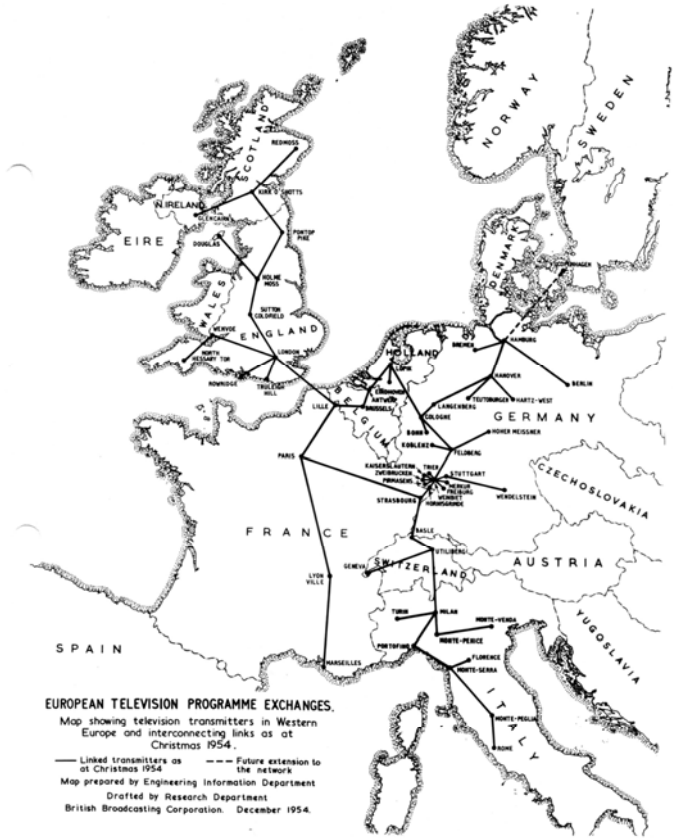

Abb. 4: Das Eurovisionsnetz 1954
(BBC written archives, Caversham)

tensendungen zu realisieren. Offiziell eröffnet wurde der *Eurovision News Exchange* im Mai 1961. Täglich fand nun um 17:00 Uhr der Austausch von Nachrichtenbildern (plus »international sound«) in einem geschlossenen Leitungsnetz statt. In einer redaktionellen Konferenz am Nachmittag wurde über Angebot und Nachfrage an Nachrichtenbildern aus allen Mitgliedsorganisationen des Eurovisionsverbands diskutiert, und es wurden entsprechende Tauschvereinbarungen getroffen. 1966 wurde eine zusätzliche Redaktionskonferenz am Morgen institutionalisiert, um den stark zunehmenden Austausch regulieren zu können. Resultat des steigenden Bedarfs an Nachrichtenbildern war die Einrichtung eines zweiten Austauschfensters um 18:55 Uhr im Jahr 1968 und eines dritten Fensters um 12:00 Uhr im Jahr 1974.[51] Diese Zunahme reflektierte die starke Ausdehnung von täglichen Fernsehsendezeiten in den Rundfunkanstalten sowie die Etablierung zweiter und dritter Programme Mitte der 1960er/Anfang der 1970er Jahre.

51 N. N., The Eurovision News Exchanges, Memorandum der EBU, 29.3.1978 (sechs Seiten), in: EBU Archives, Genf, files Eurovision News Exchange (ohne konkrete Signatur).

III. Fernsehen als europäischer Kulturtransfer? Zirkulation, Aneignung und Abwehr

Der *Eurovision News Exchange* basierte auf dem Prinzip des kostenfreien Austausches von Nachrichtensendungen zwischen allen Eurovisionsanstalten. De facto bedeutete dies, dass große Rundfunkanstalten wie die RTF, ARD oder BBC wesentlich mehr Beiträge zur Verfügung stellten als kleinere Anstalten. Das Prinzip des unentgeltlichen Austauschs von Programmen war die Grundphilosophie der EBU und machte die Mitgliedschaft – besonders für kleinere Rundfunkanstalten – sehr attraktiv. In dieser Philosophie spiegelte sich auch der spezielle ›Geist‹ der EBU, nämlich als Instrument der Völkerverständigung für die europäische Zusammenarbeit zu fungieren. Verantwortliche der Eurovision, wie etwa der Vorsitzende des EBU-Programmkomitees Jean d'Arcy, wurden nicht müde, diesen Geist in öffentlichen Vorträgen und Publikationen zu beschwören. In einer Rede, die der ehemalige Programmdirektor des französischen Fernsehens vor Studenten der Brandeis University in Boston im Juli 1962 hielt – wenige Tage vor der ersten transatlantischen Fernsehübertragung über den Fernmeldesatelliten Telstar –, pries d'Arcy die Eurovision als Vorläuferin eines globalen Fernsehnetzwerkes, dessen Ziel nicht die Etablierung eines einheitlichen Weltfernsehsystems sei. Im Gegenteil: Die Kraft und Anziehungskraft eines solchen Netzwerkes ergab sich laut d'Arcy aus der Vielfalt und Unterschiedlichkeit nationaler Fernsehkulturen:

»In building Eurovision, none of us thought of creating a European television system. From the outset, central direction had been rejected in favour of co-ordination, where each member maintains their complete liberty to offer, accept or refuse. For us, European vitality was born of national differences and such differences had to be preserved as part of European capital and heritage. The same is true on the planetary scale. Our richness comes from our diversity. […] A global television network, which I would suggest to call ›Univision‹ is already inscribed in the history.«[52]

Trotz der technischen und finanziellen Hürden und der nicht minder problematischen kulturellen Divergenzen nationaler Fernsehkulturen war auch der Schweizer Marcel Bezençon – auf den die Idee eines europäischen Fernsehprogrammaustauschs zurückging – davon überzeugt, dass die Eurovision kein Spielzeug selbst verliebter Fernsehleute sein dürfe, sondern ein Instrument zum Aufbau Europas: »Eurovision must not be just a toy, but an instrument as well. An instrument to be used for what purpose? To build Europe, for example«.[53]

Nicht alle teilten die Begeisterung eines Jean d'Arcy oder Marcel Bezençon. In einer 1965 publizierten Übersicht über das Fernsehen in den Ländern Westeuropas sparte der Schriftsteller und Rundfunkfachmann Gerhard Eckert nicht mit Kritik an der Programmphilosophie der Eurovision. »Es gibt also«, so Eckert in einer Reflektion über die Eurovision, »von wenigen Ausnahmen abgesehen keine europäischen Programme, sondern nur Nationalprogramme, die einem europäischen Netz anvertraut werden«.[54] Gerade jene Sendungen, die in den Augen Eckerts ein europäisches Verstehen und eine Überbrückung nationaler Stereotypen und Vorurteile bewirken könnten, scheiterten seiner Meinung nach an sprachlichen Hindernissen. »Fernsehempfang von jenseits der Grenzen findet in größerem Umfang ausschließlich dort statt, wo die Sprache des fremden Landes verstanden werden kann«.[55] Ähnlich kritisch äußerte sich auch der britische Schriftsteller und Journalist Anthony Sampson in seinem viel beachteten Buch »The New Europeans«. Mit kri-

52 Address of Jean d'Arcy at Brandeis University, Boston, 19.7.1962 (acht Maschinen geschriebene Seiten, hier: S. 5 und 8), in: EBU Archives, Genf, files Telstar (ohne konkrete Signatur).

53 *Marcel Bezençon*, Eurovision, or the Price of Fame, in: EBU Review 1964, Nr. 92, S. 8.

54 *Gerhard Eckert*, Das Fernsehen in den Ländern Westeuropas. Entwicklung und gegenwärtiger Stand, Gütersloh 1965, S. 21.

55 Ebd., S. 18.

Abb. 5: Auftritt von Cliff Richard während des Eurovision Song Contest am 6. April 1968 in der Royal Albert Hall in London (BBC audiovisual archives, Brentford)

tischem Verweis auf Marshall McLuhans These der Welt als »electronic village« betonte Sampson den ausgeprägten Nationalcharakter des Fernsehens in Europa, der besonders deutlich werde, wenn man das Fernsehen mit dem wahrhaft transnationalen Charakter des Hörfunks vergleiche:

»Idealists of broadcasting have seen television as an international force, helping to shrink the world. But, in purely technical terms, television is much less international than wireless. […] Most [television] viewers are shut in to their own national networks […] Both in colour and black-and-white, the great majority of viewers see (and want to see) only their own country's television: and watching it through Europe one is struck by how far it reflects, or even magnifies, the national distinctions; the unrelenting long-windedness and rhetoric of Italian political discussion; the overwhelming solemnity of the German; the smugness of the French, or the self-criticism of the British. The advertisements dwell lovingly on national clichés, particularly with relation to sex.«[56]

Zwar gebe es durchaus spezielle Events, in denen das Fernsehen Europa hinter den Bildschirmen vereine, doch seien dies meist internationale Ereignisse (wie etwa das Begräbnis von Churchill, die Ermordung Kennedys und die Fußballweltmeisterschaft), die keine spezifisch europäische Qualität aufwiesen. »What makes the programme is not the European consciousness, but European rivalries and cross-purposes: like football matches, symbolising or even caricaturing the national differences«.[57] Auch der amerikanische Politologe in Diensten der American Universities Field Staff, Jon McLin, sah in der typischen Programmierung der Eurovision, die hauptsächlich aus der Übertragung von Sportereignissen bestand, ein fragwürdiges Instrument europäischer Integration. Zwar nehme der Austausch von Programmen rein quantitativ immer weiter zu, doch:

56 *Anthony Sampson*, The New Europeans. A Guide to the Workings, Institutions and Character of Contemporary Western Europe, London 1968, S. 300–302.
57 Ebd., S. 303.

»Encouraging as this growth is to advocates of cultural interchange and the growth of a European consciousness, they are sometimes dismayed by the program content. Sports – where the participants are frequently national teams and the emphasis thus on international conflict, not co-operation, have consistently accounted for a major portion of the exchanges«.[58]

Für McLin war es fragwürdig, ob und inwiefern man in Europa überhaupt von einem europäischen Fernsehpublikum ausgehen könne. Wie Sampson empfand er die »highlights« der Eurovisionsevents – etwa Krönungen, königliche Hochzeiten oder Staatsbegräbnisse – eher als internationale Medienereignisse ohne besondere europäische Qualität:

»Its pomp, excitement, and immediacy rather than Europeanness which qualifies an event for such treatment. The frame of reference is global, not continental, and, in fact, some of the most dramatic examples of international television have been trans-Atlantic«.[59]

Tatsächlich machten und machen Sportübertragungen ungefähr 50 Prozent der über das Eurovisionsnetz ausgetauschten Programme aus. Auf Platz zwei folgen die im Rahmen des EVN ausgetauschten Nachrichtensendungen mit einem Anteil von ca. 35 Prozent. Lediglich 15 Prozent des gesamten Programmaufkommens der Eurovision entfallen auf sogenannte Kulturformate wie Dramaproduktionen, politische Magazine oder Dokumentarfilme. In diese letzte Kategorie fallen auch Programme wie der »Eurovision Song Contest« oder die »Jeux sans frontières«, die zu Ikonen der europäischen Fernseherinnerungskultur geworden sind. Der Eurovision Song Contest, von Sampson als »annual climax of fantasy and romance« beschrieben, wurde 1956 zum ersten Mal ausgetragen und etablierte sich schnell als zentrales Ereignis im europäischen Fernsehkalender. Doch wie auch für die »Spiele ohne Grenzen«, die auf Initiative von General de Gaulle seit 1965 im Rahmen der Eurovision ausgestrahlt wurden, trifft auch für den Song Contest die von Sampson und McLin geäußerte Kritik zu, dass es sich im Wesentlichen um televisuelle Arenen des nationalen Wettstreits handelt, in denen nationale Stereotypen eher verstärkt denn hinterfragt wurden. Auch ist es fraglich, ob man trotz der großen Zuschauerzahl in allen beteiligten Ländern von einem europäischen Publikum oder der Existenz einer transnationalen medialen Öffentlichkeit sprechen kann. Wie zahlreiche Studien gezeigt haben, erzeugt die gleichzeitige Teilhabe an diesem Medienevent keineswegs das Gefühl europäischer Zusammengehörigkeit, sondern verstärkt im Gegenteil die »nationale Kommunion«.[60] Maja Pajala hat anhand der Geschichte des Eurovision Song Contests in Finnland gezeigt, dass alleine die Zeitverschiebung, mit der der Wettbewerb im finnischen Fernsehen wegen der unterschiedlichen Zeitzonen ausgestrahlt wurde (meistens erst gegen 23:00 Uhr), das Gefühl einer finnischen Isolierung innerhalb Europas erzeugte. Andererseits erhöhte dieser Umstand die außergewöhnliche Natur des Medienevents und ermöglichte die Erfindung spezieller Rezeptionsrituale, welche den Song Contest zu einem nationalen Ereignis erster Ordnung machten.[61]

---

58 *Jon McLin*, Eurovision. A Modest Example of Successful European Co-operation, in: West Europe Series of the American Universities Field Staff Bd. IV, 1969, Nr. 2 (General), S. 4.

59 Ebd., S. 6.

60 Vgl. *Ivan Raykoff/Robert Deam Tobin* (Hrsg.), A Song for Europe. Popular Music and Politics in the Eurovision Song Contest, Burlington 2007.

61 *Maja Pajala*, Finland. Zero points? Der Eurovision Song Contest in den finnischen Medien, Köln 2007. Zu einem ähnlich kritischen Urteil über den vermeintlich identitätsstiftenden europäischen Charakter des Eurovision Song Contests kommen auch *Philippe Le Guern/Dafna Lemish*, Entre sentiment national et culture globale. Le Concours de l'Eurovision de la chanson, in: *Marchetti*, En quête d'Europe, S. 105–129.

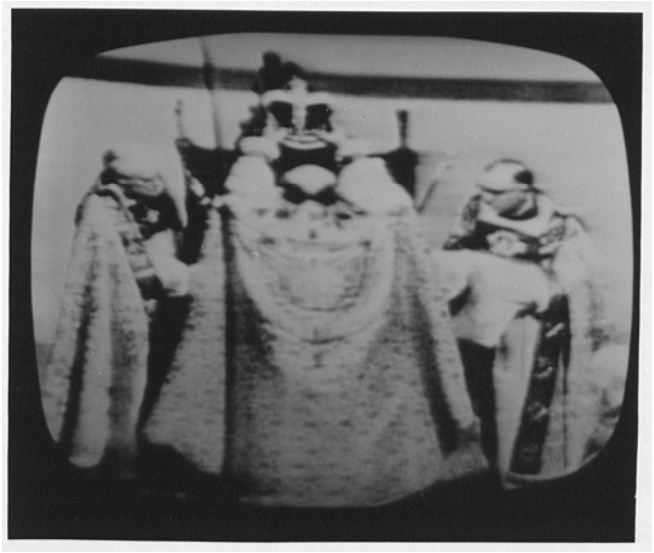

Abb. 6: In dieser Qualität konnten bundesdeutsche Fernsehzuschauer die Krönungsfeierlichkeiten vom 2. Juni 1953 empfangen (Archiv des Deutschen Museums München, Nachlass Walter Bruch, NL 101/Nr. 119)

Wie Elihu Katz und Daniel Dayan gezeigt haben, gehört es zu den Eigenarten internationaler televisueller Großevents, dass sie eine Symbiose zwischen nationaler und internationaler Partizipation darstellen, zwischen kollektiver und individueller Aneignung von internationalen Ereignissen.[62] Das Verfolgen eines Sportereignisses wie der Olympischen Spiele in den eigenen vier Wänden verbindet das Außergewöhnliche mit dem Ordinären, es macht uns zu Augenzeugen eines medial vermittelten Ereignisses und suggeriert aktive Teilnahme bei passiver Rezeption. Allerdings, und hier unterscheiden sich neuere Studien von Dayan und Katz, bedeutet diese Teilnahme nicht immer auch Komplizenschaft im Sinne einer positiven Identifikation mit dem Geschehen oder aber die schleichende Symbiose der Zuschauer zu einer »imagined community«. Tatsächlich bedeutet Augenzeugenschaft immer auch eine individuelle Aneignung und Interpretation des medialen Ereignisses, die sich durch Zustimmung, aber auch Ignoranz oder Widerstand auszeichnen kann. Besonders offensichtlich wird dies bei kontroversen politischen oder gesellschaftlichen Medienereignissen, etwa bei Kriegen oder Katastrophen.[63] Wie komplex diese Prozesse der Zirkulation und Aneignung televisueller Inhalte im Kontext europäischer Fernsehkulturen sind, wird nicht nur bei Live-Sendungen deutlich, sondern auch am Beispiel von Serien oder bestimmten Programmformaten.

Beim Prozess des transnationalen Transfers von Fernsehformaten kann zwischen Adaption und Assimilation oder Aneignung unterschieden werden.[64] In der Frühphase des euro-

62 *Dayan/Katz*, Media Events.

63 Vgl. beispielsweise *James Gow* (Hrsg.), Bosnia by Television, London 1996; *Rob Turnock/Alexander Hecht/Dana Mustata* u. a., European Television Events and Euro-Visions. Tensions between the Ordinary and the Extraordinary, in: *Bignell/Fickers*, A European Television History, S. 184–214.

64 *Eggo Müller*, Unterhaltungsshows transkulturell. Fernsehformate zwischen Akkomodation und Assimilation, in: *Andreas Hepp/Martin Löffelholz* (Hrsg.), Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation, Konstanz 2002, S. 456–473.

päischen Fernsehens dominierte in allen europäischen Ländern die Adaption ausländischer Formate, in überwiegender Mehrheit waren dies amerikanische Serien (»Lassie«, »Fury«, »Vater ist der Beste«, »Am Fuß der blauen Berge«) oder Unterhaltungsformate wie Quiz- oder Talkshows, Sitcoms und Soap Operas. Diese amerikanischen Adaptionen, die in Frankreich oder Deutschland in synchronisierter, in kleineren Ländern meist untertitelt gezeigt wurden, stellten in allen europäischen Ländern den mit Abstand größten Teil importierter Fernsehsendungen dar. Die Präsenz amerikanischer Produkte auf dem europäischen Markt war so dominant, dass Fernsehkritiker wie Gerhard Eckert davor warnten, dass Europa zum »Fernsehvorland der USA« zu drohen werde. Gerade »ärmere« Fernsehländer wie Spanien oder Finnland gerieten laut Eckert »in eine geistige Abhängigkeit« amerikanischer Denk- und Lebensweisen.[65] Statt von einer Europäisierung der Fernsehkultur könnte man für die 1950er bis 1970er Jahre daher eher von einer Amerikanisierung der nationalen Fernsehkulturen als gemeinsame europäische Entwicklung sprechen.[66]

Von einer Amerikanisierung kann man meines Erachtens aber erst dann reden, wenn amerikanische Formate oder Serien nicht nur adaptiert, sondern assimiliert oder angeeignet werden. Dies geschieht dann, wenn narrative und ästhetische Konventionen nicht bloß kopiert werden, sondern sie erfolgreich in die eigene Fernsehkultur integriert und als nationale Produkte inszeniert und vermarktet werden. Erst ab diesem Augenblick verliert das Andere (›typische‹ amerikanische Fernsehproduktionen) seine Andersartigkeit und wird stattdessen als indigene Kulturleistung propagiert. Ein bekanntes Beispiel eines solchen Assimilierungs- und Aneignungsprozesses ist etwa die deutsche Trilogie »Heimat«, die von Produzent Edgar Reitz explizit als Antwort auf die amerikanische Serie »Holocaust« gesehen wurde. In Frankreich war die Serie »Chateauvallon« (1985) eine direkte französische Reaktion auf das Dallas-Fieber, das die französische Fernsehnation im Jahr 1981 erfasst hatte. Schon früher hatte man in Frankreich mit der Kindersendung »Thierry la fronde« (1964) versucht, der Popularität amerikanischer Superhelden durch die Erfindung eines französischen »super héro« zu begegnen. Während man geneigt sein könnte, gerade die aufgelisteten Beispiele als Ausdruck einer europäischen bzw. deutschen oder französischen »Gegenwehr« zum amerikanischen Kulturimperialismus zu deuten, demonstrieren sie meines Erachtens genau das Gegenteil. Nämlich die Assimilierung typischer amerikanischer Erzähl- und Inszenierungsmuster (dramatisierte Familienchronik im Falle von »Holocaust« und »Heimat«, soap-artige Inszenierung im Falle von »Dallas« und »Chateauvallon«) und deren kreative Aneignung und Umsetzung in ›eigene‹, der nationalen Fernsehkultur angepasste Erzählungen und Ästhetiken.

Mit der Kommerzialisierung und Privatisierung des Rundfunks in allen europäischen Ländern ab Mitte der 1980er Jahre nahm die Amerikanisierung des europäischen Fernsehens erstaunlicher Weise nicht zu, sondern ab. Zwar kam es kurzfristig zu einem dramatischen Anstieg amerikanischer Adaptionen vor allem bei den neuen privaten Anbietern, doch bildete sich in den 1990er Jahren ein neuer Typus internationaler Fernsehformate heraus, den man eher als »globalen« denn als »amerikanischen« Typus bezeichnen könnte. Dieser »globale Typus« zeichnet sich dadurch aus, dass er nicht mehr für einen bestimmten nationalen Markt produziert und anschließend eventuell an andere Anstalten weiterverkauft wird.[67] Vielmehr handelt es sich dabei um »hybride« Formate, die sich möglichst leicht an unterschiedliche Fernsehkulturen anpassen lassen und somit Assimilations- und Aneignungsprozesse erleichtern. Diese Produktionen, die von internationalen

---

65 *Eckert*, Das Fernsehen in den Ländern Westeuropas, S. 27.

66 *Ib Bondebjerg/Tomasz Goban-Klas/Michele Hilmes* u. a., American Television. Point of Reference or European Nightmare?, in: *Bignell/Fickers*, A European Television History, S. 154–183.

67 *Jean K. Chalaby*, The Quiet Invention of a New Medium: Twenty Years of Transnational Television in Europe, in: *ders.* (Hrsg.), Transnational Television Worldwide. Towards a New Media Order, London 2005, S. 43–65.

Größen des Fernsehgeschäftes für den globalen Markt produziert und anschließend beliebig oft lizenziert werden, basieren auf einer »flexiblen Matrix«, die für unterschiedlichste Aneignungsformen offen ist.[68] Je nach nationaler Fernsehkultur, in die diese Produktion eingebettet werden muss, können Elemente des ursprünglichen Formats beibehalten oder abgeändert werden – natürlich im Rahmen entsprechender Lizenzverhandlungen. Diese Form transnationaler Assimilierungs- und Aneignungsprozesse, die Andreas Hepp als neuen Typus »translokaler Medienkultur«[69] umschreibt, lässt sich mit den in der Zeitgeschichtsschreibung diskutierten Begriffen der »Europäisierung« oder »Amerikanisierung« nur schwerlich fassen. Muss man – so könnte man ein wenig provokativ fragen – den Auftritt von Peter Kraus – dem deutschen Elvis Presley – in der französischen Jugend-Kultfernsehsendung »Age tendre et tête de bois« vom 13. April 1963, in der er in drei Sprachen sang (»Mack the knife« auf Englisch, »Sweetie« auf Deutsch und »C'est si bon« auf Französisch), und in der neben Kraus auch der französische Elvis zu Gast war (Johnny Halliday) und außerdem Françoise Hardy anschließend ein Interview mit Peter Kraus auf deutsch führte – als Amerikanisierung, Germanisierung, französisch-deutsche Annäherung oder Beispiel populärkultureller Europäisierung bezeichnen?

IV. Europäische Fernsehkultur? Hybridität und Ambivalenzen

Die in der Einleitung angedeutete Analogie von Fernsehen und Europa als diskursiver Konstruktion und »flow« zielte darauf ab, die fundamentale Historizität beider Phänomene herauszustellen. Gerade die vergleichende historische Analyse verdeutlicht dies am besten. Sie führt uns Ernst Blochs Diktum der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«[70] immer wieder vor Augen, macht uns in anderen Worten sensibel für die zahlreichen Brüche, Widerstände und Widersprüche in der Entwicklung des Fernsehens und Europas im komplexen Modernisierungsprozess nationaler und transnationaler Gesellschaften und Gemeinschaften.[71] Gerade der historische Vergleich hilft uns, die Ambivalenzen und Paradoxien historischer Entwicklungsprozesse deutlicher zu sehen und entsprechend zu interpretieren. Der Vergleich lenkt unsere Aufmerksamkeit nicht nur auf die Gemeinsamkeiten oder Unterschiede historischer Entwicklungstendenzen zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten (synchroner Vergleich) oder an bestimmten Orten zu unterschiedlichen Zeiten (diachroner Vergleich), sondern macht auch die komplexen wechselseitigen Beziehungen zwischen Fernsehen und Europa als Studienobjekte deutlich.[72] Genau jene Prozesse von Zirkulation und Aneignung und/oder Zirkulation und Ablehnung unterstreichen die Hybridität kultureller Transferprozesse im Zeitalter der Transnationalisierung und Globalisierung.[73]

Trotz der unterschiedlichen strukturellen Rahmenbedingungen (politisches System, institutionelle Ordnung, technisch-wirtschaftliche Voraussetzungen), in denen sich das Fern-

---

68 Vgl. *Müller*, Unterhaltungsshows transkulturell, S. 468.

69 *Andreas Hepp*, Translokale Medienkulturen, in: *ders./Löffelholz*, Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation, S. 861–885.

70 *Ernst Bloch*, Erbschaft dieser Zeit, Zürich 1935.

71 *Nina Degele/Stephanie Dries*, Modernisierungstheorie. Eine Einführung, München 2005.

72 Zur Methode des historischen Vergleichs und seiner unterschiedlichen Arten vgl. *Hartmut Kaelble*, Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1999; *ders./Jürgen Schriewer* (Hrsg.), Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main 2003.

73 Zum Konzept des Kulturtransfers aus transatlantischer Perspektive vgl. *Helke Rausch*, Blickwechsel und Wechselbeziehungen. Zum transatlantischen Kulturtransfer im westlichen Nachkriegseuropa, in: Comparativ 16, 2006, H. 4, S. 7–33.

sehen in unterschiedlichen europäischen Ländern entwickelt hat, lassen sich gewisse historische Muster ausmachen, die es rechtfertigen, von Entwicklungstendenzen einer europäischen Fernsehkultur zu sprechen. Die Sichtbarkeit oder historische Relevanz solcher Tendenzen ist natürlich abhängig von den zugrunde gelegten Forschungsperspektiven und Fragestellungen[74]. Sie erhöht sich, legt man als Vergleichseinheit etwa die Entwicklung des Fernsehens in den USA zugrunde. Sie verringert sich dagegen, wenn man – etwa im bilateralen Vergleich – die Geschichte des Fernsehens in Frankreich oder Deutschland betrachtet. Neben strukturellen Differenzen lassen sich aus europäischer Perspektive vor allem funktionelle Ähnlichkeiten feststellen, so beispielsweise die enorme Bedeutung, die das Fernsehen im Prozess der »Modernisierung im Wiederaufbau«[75] europäischer Nachkriegsgesellschaften hatte. Als symbolischer Eckstein der Gesellschaft hatte das Fernsehen in der »public service era« (1945–1975) in zahlreichen europäischen Ländern die Funktion, konservative Normen und Werte wie die Familie, das Heim und die Nation zu propagieren und entsprechend zu stabilisieren. In diesem Sinne funktionierte das neue Leitmedium in vielen Ländern als »nationale Sozialisierungsinstanz«, während das transnationale oder europäische Potenzial des Mediums – trotz gegenteiliger Rhetorik etwa seitens der EBU – erst mit der Etablierung des Privatfernsehens Ende der 1980er Jahre deutlicher zur Geltung kam.[76] Tatsächlich wissen wir über diese komplexen Prozesse der Zirkulation und Aneignung ›fremder‹ Fernsehproduktionen bislang sehr wenig. Wenn überhaupt, so meist aus binationalen Vergleichen, bei denen häufig von einseitigen Transfer- und Adaptionsleistungen (etwa von Amerika nach Europa) ausgegangen wird.[77] Wechselseitige Analysen im Sinne einer »histoire croisée« oder aber Vergleichsstudien, welche die Zirkulation und Adaption eines Fernsehformats oder eines Programms in mehreren Ländern und Fernsehkulturen miteinander vergleichen, sind bislang absolute Mangelware.[78]

---

74 Gerade dieses Bewusstsein und die methodische Umsetzung der »double reflexivity« (Anthony Giddens) zeichnet Ansätze wie den der »histoire croisée« ja aus. Vgl. *Michael Werner/Bénédicte Zimmermann*, Beyond Comparison: »Histoire Croisée« and the Challenge of Reflexivity, in: History and Theory 45, 2006, S. 30–50.

75 Dieser von Axel Schildt und Arnold Sywottek für die Frühphase der Bundesrepublik Deutschland geprägte Begriff lässt sich als paradoxe Metapher auch für zahlreiche andere westeuropäische Länder analytisch gebrauchen und – wie von Schildt selbst praktiziert – auch auf den Gegenstand des Fernsehens übertragen. Vgl. *Axel Schildt/Arnold Sywottek* (Hrsg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 1950er Jahre, Bonn 1993.

76 *Andreas Fickers*, Radio und Fernsehen als nationale Sozialisierungsinstanzen? Der Rundfunk im Rahmen der westdeutschen und französischen Wiederaufbaumodernisierung der 1950er Jahre, in: *Hélène Miard-Delacroix/Rainer Hudemann* (Hrsg.), Wandel und Integration. Deutsch-französische Annäherungen der fünfziger Jahre, München 2005, S. 291–307. Zum dramatischen Wandel der »public service era« in den späten 1980er Jahren vgl. *Jean K. Chalaby*, Transnational Television in Europe. Reconfiguring Global Communication Networks, London 2009.

77 Vgl. beispielsweise *Andrea Kohlenberger*, Die Amerikanisierung des deutschen Fernsehens. Geschichte, Vergleiche und Auswirkungen, Saarbrücken 2007.

78 Zum Letzteren vgl. etwa die wegweisende Studie von *Ian Ang*, Watching Dallas. Soap Opera and the Melodramatic Imagination, London 1989. Ein Themenheft der Zeitschrift Media History unter der Redaktion von Cathy Johnson und Andreas Fickers (wahrscheinlich Heft 4/2009) wird sich explizit dem Thema transnationales Fernsehen in vergleichender historischer Perspektive widmen. Ansatzweise realisiert wurde dieser Anspruch in *Bignell/Fickers*, A European Television History.

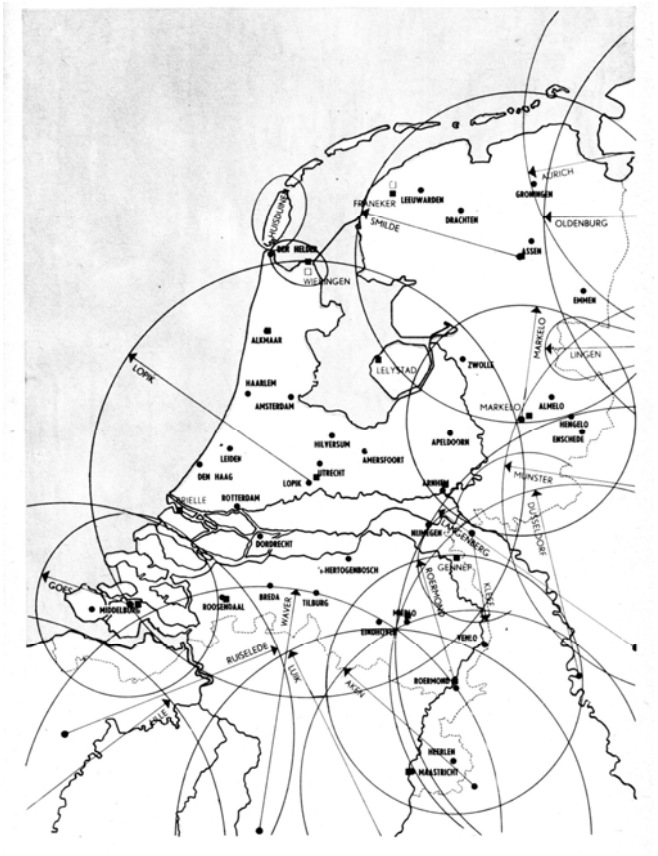

Abb. 7: Die Überlagerungen verschiedener Senderreichweiten machen Grenzgebiete zu hybriden Empfangszonen, die – wie hier im Falle des Benelux-Gebiets – die Meistererzählungen des Fernsehens als Medium der Nationsbildung hinterfragen (Marinus Schroevers, Televisie. Van horen, zien en zenden, Amsterdam 1958, S. 99)

Ziel dieses Aufsatzes war es, das Fernsehen als methodologisch anspruchvolles und gesellschaftshistorisch relevantes Studienobjekt europäischer Zeitgeschichtsschreibung zu thematisieren. Am Beispiel des Aufbaus der europäischen Fernsehinfrastruktur in den 1950er Jahren wurde die Komplexität des Ineinandergreifens technischer, institutioneller und symbolischer Faktoren bei der Herausbildung eines europäischen Kommunikationsraums beschrieben. Während in den Anfangsjahren der EBU die Realisierung eines transnationalen Fernsehnetzwerks die eigentliche Faszination der Eurovision ausmachte, traten in der Folgezeit internationale Fernsehevents oder herausragende Produktionen wie der Eurovision Song Contest in den Vordergrund des europäischen Fernsehdiskurses. Entgegen der häufig anzutreffenden Meinung, dass gerade diese außergewöhnlichen Momente kollektiven Dabeiseins den Kern einer wie auch immer zu definierenden europäischen Fernsehöffentlichkeit ausmachen, vertrete ich die Auffassung, dass der hinter den Kulissen der Öffentlichkeit realisierte *Eurovision News Exchange* eine wesentlich tiefer greifende Veränderung der unterschiedlichen nationalen Fernsehnachrichtenkulturen bewirk-

te. Zeichneten sich die europäischen Nachrichtenformate vor der Einführung des EVN durch eine große Heterogenität sowohl im redaktionellen Bereich als auch im ästhetischen Erscheinungsbild aus, leitete der EVN eine schleichende Annäherung der Nachrichteninhalte im Eurovisionsraum ein. Die kostenlose Verfügbarkeit aktueller Fernsehbilder aus sämtlichen Mitgliedsländern der Eurovision führte zu einer deutlichen Internationalisierung und teilweisen Europäisierung der Nachrichteninhalte, vor allem in kleineren und mittleren nationalen Fernsehanstalten.[79] Der EVN hatte somit wesentlichen Anteil an der Kodifikation und Konvergenz eines europäischen Fernsehnachrichtenformats.[80]

Die von der EBU bereitgestellte technische und organisatorische Infrastruktur leistete hierbei einen unsichtbaren, aber wirkungsmächtigen Beitrag, den man in Anlehnung an die Technikhistoriker Thomas Misa und Johan Schot als Beispiel der »hidden integration« von Europa deuten kann.[81] Diese schleichende Integration des europäischen Fernsehraums aus infrastruktureller und institutioneller Sicht wurde jedoch immer begleitet von technopolitischen Auseinandersetzungen und Kontroversen, welche als Fragmentierungen des europäischen Kommunikationsraums etwa in Form unterschiedlicher technischer Standards und Normen zu Tage traten. Diese Ambivalenz von homogenisierenden oder konvergierenden Tendenzen bei gleichzeitigen Differenzierungs- und Abgrenzungsbestrebungen ist aber bekanntlich keine spezifisch europäische Charakteristik der vielfältigen Modernisierungsprozesse, sondern deckt sich mit der Entwicklung multipler Modernen im globalen Kontext.[82] Die Spannung zwischen transnational (oder europäisch) zirkulierenden Fernsehprogrammen oder Formaten, deren nationalen Einbettung (etwa durch Synchronisation) und lokalen Aneignung (im häuslichen oder kollektiv-öffentlichen Kreis) macht deutlich, wie problematisch die Relation zwischen transnationalen Öffentlichkeiten und kollektiven Identitäten – etwa auf gesamteuropäischer Ebene – ist.

V. Die Verräumlichung trans- und intermedialer Prozesse als Herausforderung zeithistorischer Mediengeschichtsschreibung

Die medienhistorische Problematisierung massenmedialer Öffentlichkeiten – wie sie von Christina von Hodenberg[83] auf nationaler oder von Karl Christian Führer[84] auf lokaler Ebene durchexerziert worden ist – gehört deshalb ohne Zweifel zu den größten Herausforderungen einer transnationalen bzw. europäischen Zeitgeschichtsschreibung. Eine Möglichkeit, sich diesem komplexen Phänomen aus technik- und kommunikationshistorischer Perspektive anzunähern, besteht darin, den stark politisch aufgeladenen Begriff der »Öffentlichkeit« durch den Begriff des »Kommunikationsraums« zu ersetzen, der eine konkretere Verortung von Zirkulations- und Aneignungsprozessen möglich macht. In diesem

79 Zur Entwicklung der Nachrichtenformate im europäischen Vergleich vgl. *Andreas Fickers/Bernadette Kesters*, Veel nieuws – weinig geschiednis. Een historisch-historiografisch essay over internationaal televisienieuws, in: Tijdschrift voor Mediageschiedenis 8, 2005, H. 2, S. 111–142.

80 Vgl. hierzu auch *Jérôme Bourdon*, A History of European Television News. From Television to Journalism, and Back?, in: Communications 25, 2000, H. 1, S. 61–84, sowie *Akiba Cohen/Mark Levy/Michael Gurevitch* u. a., Global Newsrooms, Local Audiences. A Study of the Eurovision News Exchange, London/Paris etc. 1996.

81 *Thomas Misa/Johan Schot*, Introduction, in: History and Technology 21, 2005, H. 1, S. 1–19.

82 Die Spannung zwischen integrativen und fragmentierenden Kräften im Zuge der »globalen Moderne« beschreibt *Arif Dirlik*, Globalisierung heute und gestern: Widersprüchliche Implikationen eines Paradigmas, in: *Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag* (Hrsg.), Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen, Frankfurt am Main/New York 2007, S. 162–190.

83 *Christina von Hodenberg*, Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945–1973, Göttingen 2006.

84 *Karl Christian Führer*, Medienmetropole Hamburg. Mediale Öffentlichkeiten 1930–1960, München 2008.

Sinne versucht das von Alexander Geppert, Uffa Jensen und Jörn Weinhold vorgelegte Konzept einer »historischen Kommunikologie«, Kommunikationsprozesse gleichzeitig als Prozesse der Verräumlichung von Kommunikation als auch der kommunikativen Herstellung von Erfahrungs- oder Partizipationsräumen zu denken.[85] Der in medienwissenschaftlichen Arbeiten stark in den Vordergrund gestellte Aspekt der zeitlichen Synchronisierung von Kommunikationsprozessen mittels massenkommunikativer Technologien geht meist zulasten einer differenzierten räumlichen Analyse der Transmission- und Rezeptionsbedingungen. Wie bereits erwähnt, spielt der Aspekt der räumlichen Dimension eine zentrale Rolle im Dispositivkonzept, das sich aus diesem Grunde auch zur Historisierung von Verräumlichungsprozessen eignet – dies lässt sich am Beispiel des Aufbaus nationaler Sendeinfrastrukturen Anfang der 1950er Jahre verdeutlichen. Gehen die meisten fernsehhistorischen Arbeiten unkritisch von einem »nationalen Fernsehraum« seit der »Erscheinung« des Mediums aus, zeigt eine sorgfältige Betrachtung der Ausbreitungs- und Empfangstopografien der Fernsehsignale deutliche Ungleichheiten zwischen urbanen und ländlichen Gebieten bzw. Zentren und Peripherien nationaler Geografien. In den meisten europäischen Ländern vergingen vom Start regulärer Fernsehsendungen bis zur vollständigen Abdeckung des nationalen Territoriums mit Fernsehsignalen in zufriedenstellender Empfangsqualität 10 bis 15 Jahre. Die Einführung neuer Transmissionsstandards – etwa der von neuen Zeilennormen (z. B. der Wechsel von 405 auf 625 Zeilen in Großbritannien bzw. 819 auf 625 Zeilen in Frankreich Mitte der 1960er Jahre), des Farbfernsehens oder der Kabel- oder Satellitentechnologie – hat immer wieder zu geografischen Ungleichheiten im nationalen wie transnationalen Fernsehraum geführt. Noch fragwürdiger wird das nationale Paradigma des Fernsehens, schaut man sich die Aneignungsprozesse in europäischen Grenzregionen an. Diese waren – etwa im Benelux-Raum – bis weit in die 1960er Jahre von grenzüberschreitenden Rezeptionsphänomenen gekennzeichnet. Aus zahlreichen *Oral history*-Interviews, die der Autor mit Zeitzeugen aus dem deutsch-niederländischen, belgisch-niederländischen, belgisch-luxemburgischen und belgisch-französischem Grenzraum geführt hat, geht hervor, dass – trotz widriger technischer Bedingungen (vor allem die unterschiedlichen Zeilennormen erforderten mehrnormige Empfangsgeräte) – grenzüberschreitender Fernsehkonsum eher die Regel als die Ausnahme darstellte.

Noch zwingender wird die Notwendigkeit der Verräumlichung von Distributions- und Aneignungsprozessen, will man Mediengeschichte nicht – wie bislang die Norm[86] – als Geschichte eines Mediums schreiben, sondern als integrale Mediengeschichte. Die Herausforderung einer integralen Mediengeschichtsschreibung besteht darin, die trans- und intermedialen Bezüge zwischen einzelnen Medien im massenmedialen Ensemble in diachroner oder synchroner Perspektive zu analysieren. Unter transmedialen Bezügen werden Prozesse der Übertragung oder des Transfers von bestimmten medienspezifischen Entwicklungen – etwa eines bestimmten Genres, Formats oder Programms – von einem Medium auf ein anderes verstanden. Historische Beispiele hierfür sind die Adaption von Novellen und Erzählungen als serielle Fortsetzungsromane in Zeitungen und Illustrierten oder deren filmische Inszenierung im Kino oder Fernsehen. Noch deutlicher werden transmediale Bezüge am Beispiel des Rundfunks. Auf seiner Suche nach einer eigenständigen medialen Identität bediente sich das Fernsehen in seiner Frühphase (1930–1960) massiv jener Genres und Formate, die sich beim Hörfunk als besonders beliebt und erfolgreich herausgebildet hatten. Diese transmedialen Transferprozesse von einem Medium zum anderen werden vermehrt unter dem Begriff »remediation« diskutiert, auch wenn damit in

85 *Alexander Geppert/Uffa Jensen/Jörn Weinhold*, Verräumlichung. Kommunikative Praktiken in historischer Perspektive 1840–1930, in: *dies.* (Hrsg.), Ortsgespräche. Raum und Kommunikation im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 2005, S. 15–52.

86 Vgl. etwa *Helmuth Schanze* (Hrsg.), Handbuch Mediengeschichte, Stuttgart 2001; *Andreas Böhn/Andreas Seidler*, Mediengeschichte, Tübingen 2008.

erster Linie formale Aspekte beim Übergang von analogen zu digitalen Medien untersucht wurden.[87] In einem weiteren Sinne eignet sich dieses Konzept jedoch für eine genealogische Analyse transmedialer Transferprozesse, in der personelle, institutionelle, ästhetische und funktionelle Brüche und Kontinuitäten in langfristiger historischer Perspektive analysiert werden können.

Prozesse von »remediation« zu historisieren, bedeutet zugleich, teleologischen Interpretationen von Medienentwicklungen oder -substitutionen eine Absage zu erteilen.[88] Diese Notwendigkeit zeigt sich am Beispiel der intermedialen Bezüge des Fernsehens am deutlichsten. Ob Quizshow, Soap Opera, Drama, Reportage oder Ratgebermagazin für die Hausfrau – als »parasitäres Medium«[89] bediente sich das Fernsehen der ausgebildeten visuellen Ästhetik des Spielfilms, der narrativen und performativen Traditionen des Theaters sowie der programmlichen Strukturen des Radios, um diese Einflüsse im Laufe der 1950er und 1960er Jahre zu einem eigenständigen und neuen Mediendispositiv zu verbinden. Bei keinem anderen Massenmedium war dieser Prozess der Herausbildung einer eigenständigen medialen Identität so mühsam und langwierig wie beim Fernsehen.[90] Intermediale Bezüge sind aber nicht nur von Bedeutung für das historische Verständnis der Herausbildung neuer Mediendispositive, sondern liefern gerade im Hinblick auf die dringend notwendige Historisierung der Verräumlichung medialer Kommunikationsprozesse wichtige Einsichten. Will man die Bedeutung und Wirkmächtigkeit von Medien aus sozial-, politik- und kulturgeschichtlicher Perspektive auch nur annähernd einschätzen können, reicht es nicht, diese als isolierte Einheiten zu untersuchen. Erst die Analyse des Zusammenspiels aller Medien im massenmedialen Ensemble würde es erlauben, den Einfluss medial vermittelter Wirklichkeiten auf die Lebenswelt bestimmter Gruppen zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten nachvollziehbar zu machen. Diese Form der integralen Mediengeschichtsschreibung steht selbstverständlich vor großen praktischen wie methodologischen Herausforderungen und kann nur im Kollektiv geleistet werden.[91] Dennoch treten nur auf medienvergleichender Basis jene trans- und intermedialen Prozesse der Zirkulation, des Transfers und der Aneignung oder Ablehnung von Medieninhalten, -nutzungsweisen und -techniken zutage, die für ein modernes Verständnis der Medien als Spiegel und Akteur historischer Prozesse im Spannungsfeld zwischen lokalem und globalem Zeitgeschehen notwendig sind.

---

87 Als Standardwerk hierzu vgl. *Jay David Bolter/Richard Grusin*, Remediation. Understanding New Media, Cambridge, MA 1999.

88 Zur Historisierung und Historiografie von Medienumbrüchen vgl. *Andreas Kräuser*, Historizität und Medialität. Zur Geschichtstheorie und Geschichtsschreibung von Medienumbrüchen, in: *Ralf Schnell* (Hrsg.), MedienRevolutionen. Beiträge zur Mediengeschichte der Wahrnehmung, Bielefeld 2006, S. 147–166.

89 Der Begriff »parasitical medium« stammt von *Lyn Gorman/David McLean*, Media and Society in the Twentieth Century. A Historical Introduction, Malden 2003, S. 127.

90 Interpretiert man die ersten Arbeiten im Bereich der elektrischen Bildtelegrafie (1870er Jahre) als Anfang der Fernsehgeschichte, nahm der Prozess der technischen Entwicklung und institutionellen Etablierung des Fernsehens (1950er Jahre) nicht weniger als ein dreiviertel Jahrhundert ein. Vgl. für den deutschen Kontext hierzu den hervorragenden Artikel von *Monika Elsner/Thomas Müller/Peter Spangenberg*, Der lange Weg eines schnellen Mediums. Zur Frühgeschichte des deutschen Fernsehens, in: *William Uricchio* (Hrsg.), Die Anfänge des deutschen Fernsehens. Kritische Annäherungen an die Entwicklung bis 1945, Tübingen 1991, S. 153–207. Allgemein vgl. *William Uricchio*, Technologies of Time, in: *Jan Olsson* (Hrsg.), Allegories of Communication: Intermedial Concerns for Cinema to the Digital, Eastleigh 2004, S. 123–138.

91 Genau dies beabsichtigt das European Television History Network, welches von Sonja de Leeuw (Universität Utrecht) und Andreas Fickers koordiniert wird. Zum Netzwerk und seinen Aktivitäten vgl. *Andreas Fickers/Sonja de Leeuw*, Creating Access to Europe's Television Heritage. VIDEO ACTIVE – ein Projektbericht, in: Rundfunk und Geschichte 33, 2007, H. 3/4, S. 44–51. Die Internetseite des Netzwerkes bietet ebenfalls einen Überblick über vergangene und aktuelle Initiativen. Vgl. URL: <http://cms.let.uu.nl/ethn/> [21.7.2009].

Thomas Mergel

Die Sehnsucht nach Ähnlichkeit und die Erfahrung der Verschiedenheit

Perspektiven einer Europäischen Gesellschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts*

Eine Europäische Gesellschaftsgeschichte gibt es noch nicht, erst recht nicht für das 20. Jahrhundert. In dieser Epoche, während der Staaten und Staatengruppen sich mehr voneinander abgeschlossen haben als davor und über lange Phasen die Feindschaft regierte, ist Europäische Geschichte nicht leicht als etwas Gemeinsames zu konzipieren. Ost und West, Diktatur und Demokratie, zentrale Wohlstands- und marginale Armutsgesellschaften: Solche Gegensätze durchziehen das Europa des 20. Jahrhunderts. Die Ost-West-Kluft ist dabei sicher die tiefste, und sie hat dazu geführt, dass die Osteuropäische Geschichte auch fast 20 Jahre nach dem Fall der Mauer noch ein eigenes, sehr abgegrenztes Forschungsfeld ist. Damit wird ein Muster des Kalten Kriegs reproduziert und perenniert. Staaten und Gesellschaften, die sich bis 1945 selbstverständlich als europäische Kernländer begriffen haben, wurden und werden so gewissermaßen ›verostet‹ und zu einem fremden Gegenstand gemacht. Nach 1990 haben viele das Aufgehen der Osteuropäischen in einer Gesamteuropäischen Geschichte vorausgesagt – mitunter auch befürchtet.[1] Bis heute ist davon nicht viel zu spüren; im Gegenteil, die Stabilität des Musters überrascht. Diese Stabilität ist andererseits auch so unberechtigt nicht, denn der Kommunismus hat die Länder des Ostblocks so umgestaltet, dass sie tatsächlich in vieler Hinsicht zu einer anderen Welt geworden sind. Die Trennung in Ost und West ist die markanteste Differenzierungslinie in Europa und das höchste Hindernis für eine Geschichte, die Europa als einen gemeinsamen Raum konzipiert, mit gemeinsamen Entwicklungen, Mentalitäten, sozialen Strukturen.

Europäische Geschichte ist dennoch in aller Munde. Lehrstühle werden mit dieser Denomination besetzt, Zeitschriften beanspruchen, dieses Gebiet zu behandeln. Der Begriff bedeutet indes meist nicht mehr und nicht weniger als eine verkappte Westeuropäische Geschichte, wenn auch in den letzten Jahren einige Arbeiten erschienen sind, die versuchen, ganz Europa in den Blick zu nehmen.[2] Es fällt jedoch sehr ins Auge, dass dieser Anspruch oft nur in Ansätzen durchgehalten werden kann. Warum das so ist, darüber mag man spekulieren. Die einzige veritable Ausnahme ist von einem Südosteuropahistoriker geschrieben: Mark Mazowers bemerkenswertes Buch über den »Dunklen Kontinent«. Kann es sein, dass Westeuropahistoriker ein Europa im Kopf haben, das ostwärts systematisch weiße Flecken aufweist, ein unvollständigeres Europa als das der Osteuropahistoriker?

---

* Überarbeitete Fassung meiner Antrittsvorlesung an der Humboldt-Universität zu Berlin am 10. Februar 2009.

1 Vgl. *Manfred Hildermeier*, Wo liegt Osteuropa und wie gehen wir mit ihm um?, in: H-Soz-u-Kult, 30.5.2006, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2006–05–002> [22.6.2009]; *Wolfgang Schmale*, Die Europäizität Ostmitteleuropas, in: Jahrbuch für Europäische Geschichte 4, 2003, S. 189–214.

2 *Göran Therborn*, Die Gesellschaften Europas 1945–2000, Frankfurt am Main 2000; *Hartmut Kaelble*, Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart, München 2007; *Tony Judt*, Die Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, München 2006; *Mark Mazower*, Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert, Berlin 2000.

Die Skepsis gegenüber einer Europäischen Geschichte, die nicht nur ganz Europa meint, sondern dieses auch als einen gemeinsamen Raum begreift, ist verbreitet. Im Kern wird sie damit begründet, dass die Vielfalt Europas sich gegen eine solche Synthese sperre, die ja immer auch eine Vereinheitlichung bedeutet. Manchmal mag man hinter der wissenschaftlichen Forderung nach einer Europäischen Geschichte auch eine politische Forderung versteckt sehen, die politischen Integrationsprozessen eine historische Legitimation verleiht. Dagegen sind verschiedene Vorschläge vorgebracht worden, welche die heuristischen Probleme des Begriffs »Europa« ernst zu nehmen und den politischen Bias zu reduzieren versprechen. Michael Müller etwa hat vorgeschlagen, Europa als einen Selbstbeschreibungsbegriff zu untersuchen.[3] Der Europäer wurde als ein Konstrukt beschrieben, das als Imagination dennoch so etwas wie einen Zielbegriff darstellen könnte.[4] Existiert also Europa gar nicht, so wenig wie Bielefeld?[5] Als Ausweg wurden transnationale Ansätze diskutiert, die Europa als einen Beziehungsraum zu konturieren versuchen. Dahinter steht die prinzipiell attraktive Idee, dass Gesellschaften durch Beziehungen konstituiert werden und dass insofern eine essentialistische Definition, die Europa als einen »Container« versteht, einen Raum von gemeinsamen Werten, sozialen Strukturen und politischen Kulturen konzipiert, der Eigenart des vielfältigen Kontinents nicht entspricht. Dies ist zweifellos eine weiterführende Fragestellung. Selbstverständlich ist es eine wichtige Forschungsaufgabe, die Kontakte und Wahrnehmungen zwischen Ost und West zu erforschen, weil sich dabei eventuell eine Korrektur der geradezu vegetativen Vorannahme eines östlichen Zivilisationsrückstands zeigen kann.[6] Man muss unbedingt fragen, wie sich nach 1945 transnationale politische Kommunikation entwickelt hat, etwa auf der Ebene der Parteien.[7] Die transnationalen Kommunikationsformen der Vielen, wie Migration oder Tourismus, haben Europa als einen Kommunikationsraum konturiert, der gerade auch in der Abgrenzung und der Fremdheitserfahrung einen spezifisch europäischen Erfahrungsrahmen finden kann.[8] Fragen nach einer seit der Frühen Neuzeit bestehenden Europäischen Öffentlichkeit konzipieren Europa als einen kommunikativen Resonanzraum.[9]

Indes: Reicht das aus, um eine gemeinsame Geschichte als Fragestellung zu begründen? Gegen den Ansatz, Europa als Beziehungsgeflecht der Verschiedenen zu konturieren, ohne jedoch gemeinsame Erfahrungen, Strukturen oder Werte zu postulieren, soll im

---

3 Vgl. *Michael G. Müller*, Europäische Geschichte. Nur eine Sprachkonvention?, in: Themenportal Europäische Geschichte, URL: <http://www.europa.clio-online.de/2006/Article=166> [25.6.2009].

4 Vgl. *Lorraine Bluche/Veronika Lipphardt/Kiran Klaus Patel* (Hrsg.), Der Europäer – ein Konstrukt. Wissensbestände, Diskurse, Praktiken, Göttingen 2009.

5 Die sogenannte Bielefeld-Verschwörung behauptet, dass es die Stadt gar nicht gebe. Welt Online, 24.7.2007: »Bielefeld? Gibt es doch gar nicht!«, URL: <http://www.welt.de/vermischtes/article1047133/Bielefeld_Gibt_es_doch_gar_nicht.html> [25.6.2009].

6 Vgl. *Bernhard Struck*, Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850, Göttingen 2006.

7 Vgl. *Michael Gehler/Wolfram Kaiser* (Hrsg.), Transnationale Parteienkooperation der europäischen Christdemokraten. Dokumente 1945–1965, Berlin 2004.

8 Vgl. *Klaus J. Bade*, Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2000; *Thomas Mergel*, Europe as Leisure Time Communication. Tourism and Transnational Interaction since 1945, in: *Konrad Jarausch/Thomas Lindenberger/Annelie Ramsbrock* (Hrsg.), Conflicted Memories. Europeanizing Contemporary Histories, New York 2007, S. 133–153; *Hartmut Kaelble/Martin Kirsch* (Hrsg.), Selbstverständnis und Gesellschaft der Europäer. Aspekte der sozialen und kulturellen Europäisierung im späten 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2008.

9 *Jörg Requate/Martin Schulze Wessel* (Hrsg.), Europäische Öffentlichkeit. Transnationale Kommunikation seit dem 18. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2002.

Folgenden argumentiert werden, dass historische Räume nicht gut zu beschreiben sind, ohne nach solchen gemeinsamen Geschichten zu fragen.[10] Denn Gesellschaften werden nicht nur durch Dichte von Interaktion integriert, sondern auch dadurch, inwieweit diese Interaktion am Ende zu gemeinsamen Erfahrungen führt, die zu Strukturen gerinnen und gemeinsame Bilder von sich selbst generieren, die ein Besonderssein begründen. Identität bedeutet Besonderheit. Im Grunde wird damit nur die Alltagsevidenz, die wir einer Europäischen Geschichte zusprechen, mit einer wissenschaftlichen Konzeptüberlegung untermauert: Auch der Mann auf der Straße wird annehmen, die Europäer hätten untereinander mehr gemeinsam als mit den Amerikanern oder den Arabern. Eine Europäische Geschichte hätte diese Alltagsevidenz ernst zu nehmen. Sie müsste also nach gemeinsamen, besonderen Erfahrungen fragen, die vielleicht unterschiedlich verarbeitet sein mögen, die aber dennoch auf gemeinsame Gesellschaftsentwürfe verweisen.

Das ist zweifellos für Gesamteuropa – auch der russische Raum sei hier ausdrücklich mitgemeint und auch über zumindest Teile der Türkei muss man nachdenken – nicht ohne Weiteres möglich. Für einzelne Regionen des Kontinents stellen sich weit weniger Probleme. Eine Westeuropäische Geschichte hat ja in der Tat für sich, dass man es hier mit einer Reihe von leicht erkennbaren gemeinsamen Erfahrungen und ähnlichen Strukturen zu tun hat: die Entwicklung eines staatlich moderierten Industriekapitalismus, die Sozialstaatlichkeit, nach 1945 der amerikanische Einfluss, die dadurch angeleitete Entwicklung der Demokratie und der Konsumgesellschaft, schließlich die politische und offenbar zu einem Stück weit auch kulturelle Integration in den überstaatlichen Europäischen Gemeinschaften. Ein solcher Ansatz ließe sich für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg besser praktizieren als davor, aber denkbar wäre es auch für das ganze 20. Jahrhundert.

Ähnliches könnte man aber auch für die Länder des früheren Ostblocks sagen: Die Tradition der Vielvölkerreiche, die verspätete Industrialisierung und Urbanisierung, ethnische und nationale Konflikte, die Dominanz der christlichen Orthodoxie und der slawischen Sprachen, schließlich die sowjetische Herrschaft nach dem Zweiten Weltkrieg schufen Gemeinsamkeiten. Meines Wissens existiert ein solches Buch nicht, aber man könnte sich eine Osteuropäische Geschichte des 20. Jahrhunderts auf der Basis dieser Ausgangspunkte durchaus vorstellen. Freilich würde sich daran unmittelbar die Frage anschließen, ob man nicht ebenso eine Mitteleuropäische Geschichte konstruieren könnte, die vielleicht ausgehen könnte von der unerfüllten und am Ende nur mit gewaltigen Opfern erfüllbaren Sehnsucht nach einer integrierten Nation, der Frage nach einem eigenen Weg zwischen den rationalen westeuropäischen Gesellschaften und den in vormodernen Strukturen verharrenden osteuropäischen Gesellschaften (womit in diesem Fall Russland und seine unmittelbaren Satelliten gemeint wären).[11] Im gleichen Atemzug würde aber die Frage auftauchen, ob nicht Südeuropa als historisch integrierter Raum zu konzipieren wäre, der distinkte Erfahrungen zu anderen europäischen Regionen aufzuweisen hat. Die langen Überhänge an agrarischen Strukturen, die Dominanz der lokalen Machtstrukturen, die von der langen Hand des Staates nur schwer aufzubrechen sind, der hohe Einfluss der Kirche, die jahrhundertelangen Migrationserfahrungen: Mit solchen Kategorien könnte man sich durchaus eine Südeuropäische Geschichte von Portugal bis Griechenland vornehmen.

---

10 Vgl. etwa die Diskussionen um die Europäizität Ostmitteleuropas, die alle auf solche ›europäischen‹ Strukturen Ostmitteleuropas verweisen: *Stefan Troebst* (Hrsg.), Zur Europäizität des östlichen Europa, Berlin 2006 (Themenschwerpunkt des Themenportals Europäische Geschichte, URL: <http://www.europa.clio-online.de> [26.6.2009]).

11 Damit wäre man im Wesentlichen bei dem Konzept der europäischen Geschichtsregionen, das der ungarische Historiker *Jenö Szucs*, Die drei historischen Regionen Europas, Frankfurt am Main 1990, entworfen hat. Er gestand aber auch zu, dass die Unterscheidungen so wenig trennscharf wie ausschließlich seien.

Eine integrierte Europäische Geschichte drängt sich also keineswegs auf. Gemeinsame Erfahrungen sind dennoch auch für ein Gesamteuropa leicht zu benennen: von der Aufklärung und den Europäischen Revolutionen des langen 19. Jahrhunderts über die Industrialisierung bis hin zu den gemeinsamen Kriegserfahrungen des 20. Jahrhunderts. Jedenfalls bis 1914 gibt es in ganz Europa eine lange Welle der Demokratisierung, wenn diese auch phasenverschoben ablief. Im Unterschied zu den oben skizzierten regionalen Europäischen Geschichten fehlt aber offenbar die gleichgerichtete Verarbeitung ähnlicher Erfahrungen, und das hat, wie es scheint, mit unterschiedlichen staatlichen Strukturen zu tun, die unterschiedliche Entwicklungspfade inaugurierten. In diesen Regionen wie auch in den Nationen sind offenbar integrierende Prozesse vor sich gegangen, was dafür spricht, dass man doch nicht ohne Weiteres von den räumlichen Bedingungen von Kommunikation abstrahieren darf. Im Anschluss an das von Marie-Louise Pratt geprägte und seither vielfach verwendete Konzept der Kontaktzonen[12] könnte man formulieren, dass die räumliche und zeitliche Kopräsenz von Verschiedenen (Menschen oder Gruppen) Einheit in der Differenz ermöglicht: Erfahrungen werden geteilt, auch wenn sie unterschiedlich verarbeitet werden, Weltsichten ähneln einander, auch wenn sie unterschiedliche Operationalisierungen generieren. Eine integrierte Europäische Geschichte müsste dann zunächst nicht nach den unterschiedlichen ›Gesichtern‹ fragen, die die ost- oder die westeuropäische Gesellschaft hat, sondern nach möglichen ähnlichen Vorerfahrungen und basalen Vorstellungen von Gesellschaft.

Wenn dem so ist, welcher Art können dann die Gemeinsamkeiten zwischen diesen verschiedenen Räumen sein, die von einem gesamten Europa sprechen lassen, das demgemäß auch eine gemeinsame Geschichte hat, trotz der so unterschiedlichen Entwicklungspfade? Man könnte ja, so der Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen, diese Entwicklungspfade als Wege zu unterschiedlichen Zielen verstehen, die jedoch Antworten auf ähnliche Probleme darstellten. Es gab, so möchte ich postulieren, nicht nur gemeinsame Erfahrungen, sondern auch gemeinsame Sehnsüchte von einer guten Gesellschaft, ideelle Gesellschaftsentwürfe, die freilich sehr unterschiedliche Umsetzungen nach sich zogen. Demgemäß müsste man bei diesen Entwürfen von Gesellschaft ansetzen und nach deren Gemeinsamkeiten suchen. In einem zweiten Schritt müsste man fragen, inwieweit deren Operationalisierungen Gemeinsamkeiten aufweisen, wenn sie auch sehr unterschiedliche Gesichter annehmen konnten. Es handelt sich bei den folgenden Darlegungen nicht um ein ausgearbeitetes Forschungskonzept, sondern eher um Überlegungen zu einer integrativen, leitenden Idee, die notwendigerweise einigermaßen abstrakt diskutiert wird. Die Befunde, auf denen meine Beobachtungen basieren, sind nicht neu. Es geht insofern mehr um einen neuen Blickwinkel auf zum großen Teil längst bekannte Phänomene.

I. Ähnlichkeit als Gesellschaftsentwurf

Jörg Baberowski und Anselm Doering-Manteuffel haben unlängst argumentiert, dass die Gewaltpolitik des Bolschewismus und des Nationalsozialismus, sowohl der eigenen als auch fremden Bevölkerungen gegenüber, sich aus Reinheitsphantasien speiste, die aus der Überzeugung von der Überlegenheit homogener Gesellschaften über die Vielfalt resultierten. Bolschewiki wie Nationalsozialisten glaubten, die Verschiedenheit der Lebensäußerungen könne für immer beseitigt werden, und dafür waren sie zu extremer Gewalt bereit.[13] Diesem Urteil kann man zustimmen. Damit ist ein wichtiger Beweggrund für die

12 Vgl. *Marie-Louise Pratt*, Travel Writing and Transculturation, London 1992.

13 Vgl. *Jörg Baberowski/Anselm Doering-Manteuffel* (Hrsg.), Ordnung durch Terror. Gewaltexzess und Vernichtung im nationalsozialistischen und stalinistischen Imperium, Bonn 2006, S. 16.

zerstörerische Potenz der beiden Ideologien erfasst. Allerdings traf dieser Wunsch nach einer homogenen Gesellschaft nicht allein für die totalitären Diktaturen zu, und demgemäß kann man auch nicht einen solch engen Konnex zwischen Homogenitätsvisionen und Gewaltpotenzial setzen. Vielmehr handelt es sich um ein Grundmotiv aller europäischen Gesellschaften des 20. Jahrhunderts, das jedoch jeweils unterschiedlich umgesetzt wurde. Für ganz Europa galt, dass ein zentrales Kennzeichen für das Funktionieren einer Gesellschaft in der inneren Homogenität und der Eindeutigkeit der Zugehörigkeiten gesehen wurde.[14] Nicht nur Bolschewiki und Nationalsozialisten, sondern auch westeuropäische Liberale und Sozialdemokraten verstanden eine Gesellschaft dann als eine »gute Gesellschaft«, wenn die Menschen ähnlich lebten und ähnlich dachten. Nicht nur der Nationalsozialismus und der Kommunismus, sondern auch die sozialstaatlichen Demokratien westlichen Musters zielten nach innen auf eine Angleichung von Lebenslagen und Einstellungen, von eindeutiger staatlicher Zugehörigkeit und vergleichbaren Lebensläufen. Ethnisch sollte die Verschiedenheit begrenzt werden, rechtliche und politische Gleichheit sollten Staatsbürger schaffen, und regionale Disparitäten waren ebenso möglichst auszugleichen wie allzu große soziale Ungleichheit. Über die meiste Zeit des 20. Jahrhunderts verstand sich keine europäische Gesellschaft als multikulturell. Alle haben auf eine Standardisierung von Lebensläufen, Wohnformen, sozialen Zuwendungen und Gehältern gezielt. Die Politiken, die daraus erwuchsen, waren freilich höchst unterschiedlich, und namentlich die extremen Diktaturen bevorzugten andere Strategien als die demokratischen Gesellschaften des westeuropäischen Typs. Letztere bedienten sich eher der Zuwendungen, und sie neigten zur Verrechtlichung von Ansprüchen und Teilhabeformen. Die Diktaturen gingen den Weg der Gewalt auf dem Weg der Vereinheitlichung der Gesellschaft, und sie setzten eher auf ihre Bürokratien und auf das Militär.

Jedoch ist das Kennzeichen komplexer Gesellschaften eben nicht Homogenität, sondern gerade das Gegenteil, nämlich Differenzierung, und solche Gesellschaften entwickeln aus sich heraus ständig neue Differenzierungen. Soziologisch gesehen wäre Homogenität, wenn überhaupt, immer nur als Augenblicksaufnahme denkbar. Homogene Gesellschaften wären, wollten sie dies bleiben, gleichzeitig statische Gesellschaften. So ließen sich die Ähnlichkeitsgesellschaften auch nicht auf Dauer politisch still stellen, sondern entwickelten aus ihrer autochthonen Dynamik heraus neue Formen der Pluralität, die etwa mit dem Beginn des letzten Jahrhundertdrittels überall sichtbar wurden. Die ethnische Diversität nahm deutlich zu, vor allem aufgrund der Arbeitsmigrationen, die nach dem Zweiten Weltkrieg zu stabilen Wanderungsformationen geführt hatten. Dass soziale Gleichheit sich nicht auf Dauer würde erreichen lassen, wurde im Gefolge der Wirtschaftskrise der siebziger Jahre immer deutlicher. Am meisten aber wirkten sich Wandlungen im Lebensstil aus. Individualisierung und Wertewandel führten zu einer Diversifizierung der Lebensformen; komplexere Bildungsverläufe und das Ende der lebenslangen Arbeitsverhältnisse führten zu individuelleren, gestückelteren Biografien. Und damit kam das Bewusstsein einer Gesellschaft der einander Ähnlichen immer mehr an Grenzen. Das Krisenbewusstsein des letzten Jahrhundertdrittels kann man auch als ein Bewusstsein der Krise der homogenen Gesellschaft verstehen.

Dieser Entwurf von Gesellschaft als einer möglichst homogenen Entität ist so europäisch wie er historisch ist. Er ist an ein Ende gekommen; er hat aber auch einen Anfang. Erst die mit der Industrialisierung, der Urbanisierung und der politischen Nationsbildung ent-

14 Mehr noch: Bis heute ist der Begriff der Homogenität ein Leitbegriff des Verfassungsrechts und als solcher von Bedeutung bei der Diskussion um das Zusammenwachsen Europas. Hierzu ebenso wegweisend wie kritisch: *Felix Hanschmann*, Der Begriff der Homogenität in der Verfassungslehre und Europarechtswissenschaft. Zur These von der Notwendigkeit homogener Kollektive unter besonderer Berücksichtigung der Homogenitätskriterien »Geschichte« und »Sprache«, Heidelberg 2008.

stehenden neuen sozialen, ökonomischen und politischen Strukturen machten es möglich, dass man sich Gesellschaft als homogen vorstellen konnte. Seit dem späten 19. Jahrhundert wurden Gesellschaften zunehmend als Konglomerate großer Kollektive verstanden. Nicht die Familie war mehr die Keimzelle der Gesellschaft – das war eine konservative Vorstellung, die mehr Ideologie denn theoriefähige Idee war. Und noch weniger bestanden Gesellschaften aus vielen Individuen – das war eine liberale Idee, die sich als vorläufig nicht politikfähig erwies. Vielmehr galt im sozialphilosophischen Denken wie in den pragmatischen Politikentwürfen seit dem späten 19. Jahrhundert die Gesellschaft als ein Konglomerat aus Klassen oder Berufsständen, aus Konfessionen oder ethnischen Großgruppen.[15] Max Weber ist ein Kronzeuge für dieses Denken in großen Gruppen, die ähnliche Lebensweisen oder Mentalitäten aufwiesen. Im 20. Jahrhundert kamen neue Gruppenzugehörigkeiten hinzu, denen man gesellschaftsstrukturierende Kraft zusprach, wie die Generation, die Rasse oder das Geschlecht. Leitend ist all diesen Kategorisierungen die Vorstellung, dass diese Kollektive das Leben der Menschen strukturieren und dass demgemäß diese Menschen ähnlich leben und ähnlich denken. In unterschiedlichen Gesellschaftsvorstellungen dienten solche großen Kollektive als Referenzgruppen – im Kommunismus die Arbeiterklasse, im Nationalsozialismus die »arische Rasse«, im Wirtschaftswunder-Deutschland die »nivellierte Mittelstandsgesellschaft« des »kleinen Mannes«. Sie strukturierten Gesellschaftsformen, Werte, Lebensweisen. Die Hintergrundfolie dieses Gesellschaftsbegriffs war Kollektivität, nicht Individualität.

Eine ungeheure Dynamik entstand, als die Nationalstaaten politische Strukturen auszubilden begannen, die in der Lage waren, in das Leben der Vielen substanziell einzugreifen. Die Entstehung, wenn auch noch nicht Durchsetzung der Schulpflicht, die allgemeine Wehrpflicht, die Entstehung von Formen der sozialen Sicherung, die große Gruppen umfasste: Dies waren in ganz Europa Prozesse, die seit dem späten 19. Jahrhundert nicht nur immer stärker standardisierte Lebensformen entstehen ließen, sondern die auch Politiken hervortrieben, welche diese Standardisierung als politische Ziele sahen. Der Erste Weltkrieg war ein mächtiger Anschub für die Plausibilität solcher Gesellschaftsverständnisse und Lebensformen, und er beförderte die Vorstellung, dass es vor allem der Staat sei, der für die Herstellung dieser Verhältnisse zuständig sei.

Inwieweit ist dies aber etwas spezifisch Europäisches? Sehen wir auf den ähnlichsten Vergleichsfall: In den Gesellschaften Nordamerikas sind Vorstellungen einer homogenen Gesellschaft wohl auch sichtbar; politisch aber haben sie sich niemals in dem Maß durchgesetzt. Ein Grund liegt im viel individualistischeren Selbstverständnis der amerikanischen Gesellschaften. Hier galt immer in viel höherem Maß als in Europa die Vorstellung, dass der Einzelne das Subjekt der Gesellschaft sei. Zum anderen aber war die Verschiedenheit der Gruppen, die im 19. Jahrhundert zu Millionen nach Amerika strömten, so groß, dass Homogenität nur um den Preis des Terrors zu haben gewesen wäre. Das soll nicht heißen, dass dort die Visionen einer Gesellschaft der Gleichen und Ähnlichen keinerlei Überzeugungskraft gehabt hätten. Die Idee von Amerika als einem *melting pot* war eine solche Vision, die aus dem Konglomerat der sehr Verschiedenen eine Gemeinschaft der Ähnlichen machen wollte. Es ist aber nicht zu übersehen, dass diese Idee sehr weitgehend auf der Ebene der Ideologie und der kollektiven Moral verblieben ist, dass politische Strategien, welche die Amerikaner einander angleichen wollten, weit hinter dem zurückblieben, was in Europa mit großer Energie versucht wurde.[16] Darüber hinaus, auch dies ein Unterschied, waren die Nationalstaaten in Europa nur die einen Agen-

15 Vgl., auf Deutschland bezogen: *Paul Nolte*, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München 2000.

16 Als *locus classicus* der Kritik an der Idee des *melting pot*: *Nathan Glazer/Daniel Patrick Moynihan*, Beyond the Melting Pot. The Negroes, Puerto Ricans, Jews, Italians, and Irish of New York City, Boston 1963.

ten der Homogenität. Die übernationalen Integrationsinstanzen, die EU oder das, was wir »Ostblock« nennen, sind in ihren Kapazitäten, Ähnlichkeit zu erzeugen, auch nicht zu vergessen. In Nordamerika, wo der Zentralstaat sich zwar seit dem 19. Jahrhundert deutlich profiliert hat, aber doch immer in Konkurrenz zu den Einzelstaaten geblieben ist, gibt es sie nicht.

So weit die These. Um sie etwas plausibler zu machen, werden im Folgenden einige Felder dieser Homogenisierung untersucht; dabei sollen west- und osteuropäische Perspektiven in den Blick geraten, soweit dies einem Historiker möglich ist, der sich hauptsächlich mit Westeuropa beschäftigt.[17] Wie wurde eine homogene Gesellschaft imaginiert, und mit welchen politischen Instrumenten wurde dieses Ziel verfolgt? Schließlich soll auch der Wandel zum Leitbild der Pluralität kurz angerissen werden, mit all den Folgeproblemen, die daraus für die Polizierung der Gesellschaften erwuchsen. Im Wesentlichen sollen nationale Gesellschaften im Fokus stehen, was nicht ganz selbstverständlich ist. Ich glaube aber, dass wir bei aller Wichtigkeit der transnationalen Perspektiven derzeit die Prägekraft der Nation ein wenig aus dem Blick verlieren. Die folgenden Überlegungen sind auch insofern ein erster Untersuchungsschritt, als sie den Blick von oben nach unten richten, also in einem makroanalytischen Zugriff danach fragen, wie ganze Gesellschaften, überpersönliche Kollektive, solche Fragen stellten. Wie die einzelnen Menschen damit umgingen, wäre ein weiterer, daraus unmittelbar erwachsender Analyseschritt.

II. Felder der Homogenisierung von Gesellschaften

Das erste Stichwort zur Homogenisierung der europäischen Gesellschaften, wohl auch temporal, muss *Arbeit* heißen.[18] Die moderne industrielle Arbeitsgesellschaft hat die Menschen zu immer ähnlicher werdenden Lebensformen bewegt – oder auch gezwungen. Dieser Prozess lief schon länger ab. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde Arbeit – man muss sagen: regelmäßige, unselbstständige Arbeit – zum Normalfall in allen europäischen Gesellschaften. Erst im 20. Jahrhundert aber begann sie, fast alle Mitglieder der Gesellschaft zu erfassen. Der Sozialtypus des Industriearbeiters bestimmte das 19. Jahrhundert, im 20. Jahrhundert kam der des Angestellten hinzu. Doch um 1900 waren viele Menschen noch nicht dieser Arbeitsdisziplin unterworfen. Erst danach kamen in Europa die beiden ältesten Klassen der Geschichte, der Adel und die Bauern, an ein Ende: zwei Klassen, für die Selbstständigkeit eine Prägemarke gewesen war. Das Ende des Adels markierte das Ende einer nicht von eigener Arbeit abhängigen Existenz, und das Ende der Bauern das einer selbstständigen, nichtindustriellen Subsistenz. Die kleinen Selbstständigen, denen Karl Marx ihr baldiges Ende vorausgesagt hat, verschwanden nicht, nahmen aber an Zahl stark ab. Diese Prozesse waren langwierig: Auch nach dem Zweiten Weltkrieg waren große Teile Europas noch Agrargesellschaften.

Eine weitere, sehr große Gruppe wurde im 20. Jahrhundert in immer höherem Maß für die regelmäßige, unselbstständige Arbeit rekrutiert: die Frauen.[19] Dieser Prozess war in den ehemaligen sozialistischen Gesellschaften weitaus tiefgehender als in den demokratischen. Für den größten Teil des 20. Jahrhunderts gilt mithin, dass die Arbeit, genauer:

---

17 Für Ostmitteleuropa aus berufenerem Mund vgl. die Überlegungen von *Christoph Boyer* in diesem Band.

18 Hierzu systematisch: *Jürgen Kocka*, Mehr Last als Lust. Arbeit und Arbeitsgesellschaft in der europäischen Geschichte, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte/Economic History Yearbook 2005, H. 2, S. 186–206; empirische Bemerkungen: *Kaelble*, Sozialgeschichte Europas, S. 57–86; *Therborn*, Die Gesellschaften Europas, S. 67–98.

19 Vgl. *Gunilla-Friederike Budde* (Hrsg.), Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945, Göttingen 1997; *Therborn*, Die Gesellschaften Europas, S. 74–80.

die regelmäßige, auf Erwerb, also Geldverdienst gerichtete Arbeit, zur Lebensform der allermeisten Erwachsenen wurde, und der Ausschluss von ihr auch einen Ausschluss aus der Gesellschaft bedeutete. Damit gingen gemeinsame Zeitordnungen einher, ähnliche Rhythmen des Wechsels von Arbeit und Nichtarbeit, das Entstehen der Freizeit als neuer Zeitordnung für viele, und ebenso der Urlaub – die homogenen Strandmassen in Italien und Spanien sind auch ein Effekt der Durchsetzung der regelmäßigen, unselbstständigen Arbeit. Bauern fahren nicht in den Urlaub.

Mit den nachgeholten industriellen Revolutionen im sowjetischen Machtbereich und an der Nord- und Südperipherie Europas wurden um die Jahrhundertmitte auch diese Randgesellschaften in das Normalmuster integriert.[20] Anders als in West- und Mitteleuropa, wo sich seit dem späten 18. Jahrhundert die Industriegesellschaften weitgehend selbsttätig entwickelt hatten, geschah dies durch explizit politische Initiativen. In ganz Europa lässt sich aber im 20. Jahrhundert das Bemühen beobachten, die gesellschaftliche Arbeit politisch zu universalisieren, und hierfür völlig neue Instrumente zu entwickeln. Sowohl in ihren fürsorglichen Strategien – Arbeitsvermittlung oder Sicherung bei Arbeitslosigkeit, auch das sozialistische Recht auf Arbeit könnte man hier nennen – als auch in ihren terroristischen Instrumenten – Stichwort: Zwangsarbeit – hat die Politik in allen politischen Systemen die Steuerung der Gesellschaft durch Steuerung der Arbeit beansprucht. Mehr noch als in den Demokratien ist dabei die Arbeit in den sozialistischen Demokratien als das Eintrittsbillet in die Gesellschaft verstanden worden, am Ende sogar unter Absehung von Produktivitätsfragen, so dass sich hier, in einer Formulierung von Dorothee Wierling, die Arbeitsgesellschaften zu Arbeitsplatzgesellschaften entwickelten.[21] Aber auch in den westlichen Demokratien ist unübersehbar, dass die Arbeit zu einem politischen Projekt geworden ist. Die Involvierung des Staates in die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist ein Ausdruck dessen. Selbst wo relative Abstinenz von diesen Beziehungen reklamiert wird, wie etwa in Großbritannien, ist die Frage ähnlicher Löhne – Tariflöhne – oder die Legitimität der Arbeitsverweigerung – im Streik und in der Aussperrung – auch immer eine politische Frage. Hier wie anderswo erwuchs aus der ursprünglichen Präventivstrategie der sozialen Sicherung die aktive Gestaltung der Arbeitsbeziehungen, sei es in der Arbeitsvermittlung, sei es in der Berufsbildung.[22]

Eine Folge der Universalisierung der Arbeit war die gesellschaftliche Standardisierung der Bezahlung und ihre Abbildbarkeit als Folge von Ausbildung und Leistung.[23] Selbst in den sozialistischen Gesellschaften mit politisch beschränkter Kaufkraft hat die bessere Bezahlung von Facharbeitern gegenüber Professoren einen Aussagewert über das, was dieser Gesellschaft wichtig war. Die damit gegebene weitgehende Monetarisierung der gesellschaftlichen Austauschprozesse machte wiederum eine einheitliche Besteuerung möglich. Diese Prozesse haben unübersehbare Folgen für die Homogenität von Gesellschaft gehabt. Jeder kann seinen Platz in der Gesellschaft mit dem einfachen Kriterium des Lohnzettels ermitteln, der auf der Basis von Lohn und Gehalt eine sehr einfache und

---

20 Vgl. die entsprechenden regionalen und nationalen Studien in: *Carlo M. Cipolla* (Hrsg.), Europäische Wirtschaftsgeschichte, Bd. 5: Die europäischen Volkswirtschaften im zwanzigsten Jahrhundert, Stuttgart/New York 1980.

21 Vgl. *Dorothee Wierling*, Geboren im Jahre Eins. Der Jahrgang 1949 in der DDR. Versuch einer Kollektivbiographie, Berlin 2002, S. 355. In den sechziger Jahren wurde in der Sowjetunion von Bildungsexperten vorgeschlagen, »Arbeit« als Unterrichtsfach einzuführen: *Manfred Hildermeier*, Geschichte der Sowjetunion 1917–1991, München 1998, S. 932 f.

22 Vgl. *Johannes Paulmann*, Staat und Arbeitsmarkt in Großbritannien. Krise, Weltkrieg, Wiederaufbau, Göttingen 1993.

23 Vgl. die Ähnlichkeiten zu westlichen Arbeitsmärkten betonend, aber auch mit Hinweis auf den lohnsteigernden Effekt von Systemloyalität: *Paul R. Gregory/Janet E. Kohlhaas*, The Earnings of Soviet Workers. Evidence from the Soviet Interview Project, in: The Review of Economics and Statistics 70, 1988, S. 23–35.

eindeutige soziale Ordnung generiert; zumeist weiß man auch von seinen Mitmenschen in etwa, wo diese stehen. Das gilt, zugegeben, nur begrenzt für die sozialistischen Gesellschaften. Besonders präzise funktioniert der Mechanismus natürlich im Kernbereich der BAT-Gesellschaft: dem Öffentlichen Dienst und der Bürokratie, die in ganz Europa im 20. Jahrhundert einen enormen Ausbau erfahren haben. Auch in den USA, um diesen Vergleichsfall wieder in den Blick zu nehmen, ist die unselbstständige Arbeit zu einem zentralen Feld gesellschaftlicher Homogenisierung geworden, allerdings lange nicht so sehr industriedominiert wie in Europa. Niemals hat die Industriearbeit in den USA den Umfang erlangt wie in den allermeisten Ländern Europas.[24] Auch der Öffentliche Dienst ist an Bedeutung dort weit geringer geblieben.

Für einen anderen Bereich springen die Unterschiede zu den USA noch viel deutlicher ins Auge; es handelt sich um die *sozialstaatliche Daseinsvorsorge*. Die Vorstellung, dass gegen Unfall, Krankheit und Alter kollektive Sicherungen eingebaut werden müssten, zeichnet Europa im 20. Jahrhundert insgesamt aus.[25] Diese Sicherungen waren und sind höchst unterschiedlich organisiert, als Versicherungsprinzip auf Gegenseitigkeit in Deutschland oder Frankreich, als staatliche Zuweisungsform in den kommunistischen Gesellschaften, aber auch in Großbritannien. In allen europäischen Gesellschaften aber gilt für das 20. Jahrhundert die Annahme, dass die Sicherung gegen Lebensrisiken dieser Art nicht allein privater Vorsorge anvertraut werden dürfe und dass diese Sicherung so konstruiert sein müsse, dass sie mehr als nur das Existenzminimum garantieren solle. Selbst da, wo man sich in liberaler Tradition am Minimum orientierte, wie etwa im Großbritannien der ersten Jahrhunderthälfte, gab es eine starke Dynamik des Ausbaus.[26] Auch da, wo traditionell eine starke Orientierung an Familienbeziehungen als sozialer Sicherung bestand, wie in Italien oder Spanien, führte die nachgeholte Industrialisierung umgehend zu sozialen Sicherungssystemen, die sich dem westeuropäischen Muster einfügten.[27] In den kommunistischen Ländern wiederum war die Sozialpolitik eng an die Arbeit gebunden, was zur Folge hatte, dass diejenigen, die am Arbeitsprozess nicht oder nur am Rande teilhatten, weniger davon profitierten, so dass gerade im östlichen Sozialismus die Rentner und in gewisser Weise auch die Familien benachteiligt wurden, dagegen der (implizit: männliche) Arbeiter im Mittelpunkt stand.[28]

Der europäische Sozialstaat ist als ein spezifisch *west*europäischer Sozialstaat nur dann zu verstehen, wenn man die Formen der Finanzierung – genossenschaftlich, privat/staatlich gemischt – in den Blick nimmt. Wenn man das Telos betrachtet, nämlich die Entkoppelung von Risiken und individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, kann man von einem *gesamt*europäischen Modell sprechen, das kollektive Risikoübernahme anstrebt. Das unterscheidet das europäische Modell vom amerikanischen, das individuell ausgerichtet ist.[29]

---

24 Vgl. *Therborn*, Die Gesellschaften Europas, S. 83 ff.

25 Der Sozialstaat ist früh als (west)europäische Gemeinsamkeit behandelt worden. Vgl. *Gerhard A. Ritter*, Der Sozialstaat. Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich, München 1991; *Peter A. Baldwin*, The Politics of Social Solidarity. Class Bases of the European Welfare State 1875–1975, Cambridge, MA 1990.

26 Vgl. *Jim Tomlinson*, Paying for Welfare in the Twentieth Century, in: *Robert M. Page/Richard L. Silburn* (Hrsg.), British Social Welfare in the Twentieth Century, Basingstoke 1999, S. 33–51.

27 Vgl. *Beatrix Körner*, Vom residualen zum institutionellen Wohlfahrtsstaat Italien. Sozialsystem im Wandel – zwischen dem Glanz der Gesetze und den Schatten der Realität, Baden-Baden 1993; *Stephan Lessenich*, Wohlfahrtsstaat, Arbeitsmarkt und Sozialpolitik in Spanien. Eine exemplarische Analyse postautoritären Wandels, Opladen 1995.

28 Vgl. etwa: *Beatrix Bouvier*, Die DDR – ein Sozialstaat? Sozialpolitik in der Ära Honecker, Bonn 2002.

29 Für die idealtypische Unterscheidung kapitalistischer Wohlfahrtsstaaten vgl.: *Gøsta Esping-Andersen*, The Three Worlds of Welfare Capitalism, Cambridge, MA 1997.

Egal unter welchem System aber: Eine integrierte soziale Sicherung, die mit solchen Gruppenbegriffen operierte und staatlich organisiert oder beaufsichtigt war, führte zu Standardisierungsprozessen, die ihrerseits die Lebensformen der Menschen anglichen, die von ihnen betroffen waren. Denn die Verwaltung der sozialen Sicherung musste Kriterien der Intervention entwickeln, musste Bedürftigkeits- und Zumutbarkeitsgrenzen, musste den Umfang von Ansprüchen festlegen. Es war zu ermitteln, wie viel Platz eine Familie mit zwei Kindern benötigte, um Wohnraum oder Wohngeld zuteilen zu können. Warenkörbe mussten definiert werden, um so festzustellen, wie viel Geld oder Güter ein Erwachsener benötigte; Kranken- und Rentenversicherungen benötigten Maßzahlen, die den durchschnittlichen Aufwand an Gesundheitsleistungen pro Patient oder Rentner errechnen ließen.

Hinter der sozialstaatlichen Daseinsvorsorge stand ein ebenfalls sehr europäisches Motiv, nämlich das Unbehagen an einer zu weit ausscherenden sozialen Ungleichheit. Im 19. Jahrhundert war soziale Ungleichheit kein grundsätzliches Problem gewesen. Auch die Arbeiterbewegung hatte lange Zeit nicht deren Aufhebung, sondern Respekt und, damit zusammenhängend, die ihrer Arbeit zustehende Bewertung gefordert. Mit der Ausbreitung der marxistischen Lehre wurde soziale Ungleichheit zum Skandalon, und das gilt für den größten Teil des 20. Jahrhunderts. Selbst wenn man sie nicht wie die bolschewistische Bewegung für gänzlich abschaffbar hielt, musste doch jede politische Bewegung im Interesse der Kohäsion der Gesellschaft die Eindämmung der sozialen Ungleichheit auf ihre Fahnen schreiben. Arme brauchten Hilfe und Förderung, während Reiche an ihre Solidaritätspflicht erinnert wurden und, etwa mittels einer Einkommenssteuer, abgeschöpft wurden. Eine Philanthropie wie in den USA spielt in Europa kaum eine Rolle. Im osteuropäischen Kommunismus war das Programm gänzlich auf Nivellierung von Einkommensunterschieden gerichtet, wenn auch die soziale Ungleichheit dort nichts weniger als dispensiert wurde.[30]

Ebenso hat man in ganz Europa im 20. Jahrhundert erfolgreich, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, versucht, die *Bildungsgänge* zu standardisieren und mit Patenten auszustatten.[31] Das galt wahrscheinlich noch stärker für die kommunistischen Gesellschaften als für die demokratischen, weil im Kommunismus der Staat die Allokation von Qualifikationen übernahm und nach politischen Kriterien verteilte. Aber auch in den westlichen Gesellschaften waren Schule, Hochschule und Berufsausbildung nach festen Verläufen organisiert und mit normierten Abschlüssen und Zertifikaten ausgestattet. Im Verlauf dieser Bildungsgänge wurden Lernstoffe standardisiert und entweder nach politischen Anforderungen gestaltet, wie das Hauptfach Marxismus-Leninismus im Ostblock, oder aber nach dem geordnet, was man als gesellschaftliches Lernbedürfnis identifizierte.[32] Die jeweiligen Nationalgesellschaften setzten unterschiedliche Schwerpunkte dessen, was wichtig und demzufolge zu lernen war, aber innerhalb der Nationen lernten Kinder und Jugendliche ähnliche Dinge. Das gilt sogar im deutschen Bildungsföderalismus.

---

30 Vgl. *David Stuart Lane*, The End of Social Inequality? Class, Status, and Power under State Socialism, London/Sydney 1982; *Heike Solga*, Auf dem Weg in eine klassenlose Gesellschaft? Klassenlagen und Mobilität zwischen Generationen in der DDR, Berlin 1994.

31 Hierzu gibt es noch wenig Referenzliteratur. Es fällt auf, wie viel mehr als in der Sozialpolitikdiskussion die Bildungsgeschichte national partialisiert ist. Vgl. vorläufig: *Manfred Heinemann* (Hrsg.), Zwischen Restauration und Innovation. Bildungsreformen in Ost und West nach 1945, Köln 1999; *Winfried Böttcher/Elmar Lechner/Walter Schöler* (Hrsg.), Innovationen in der Bildungsgeschichte europäischer Länder, Frankfurt am Main 1992; *Colette Chabott*, Constructing Education for Development. International Organizations and Education for All, New York 2003; *Marianne Bloch/Kerstin Holmlund/Ingeborg Moqvist* u. a. (Hrsg.), Governing Children, Families and Education. Restructuring the Welfare State, New York 2003.

32 Vgl. *Oskar Anweiler/Friedrich Kuebart* (Hrsg.), Bildungssysteme in Osteuropa. Reform oder Krise?, Berlin 1984.

Landesweit gültige Zertifikate wie das Abitur oder die Maîtrise führten zu Vergleichbarkeit, die ihrerseits wieder Ansprüche auf bestimmte Berufspositionen und damit verbundene Gehaltshöhen legitimierte. In den USA, um wieder nach dem spezifisch Europäischen zu fragen, ist die Standardisierung des Bildungsgangs vor allem bei der Berufsbildung viel weniger ausgeprägt. Da dort die Schule Sache der Einzelstaaten und der Schulbezirke war und ist, sind nicht nur die Lerninhalte viel weniger standardisiert, sondern auch – etwa – das Ausmaß und die Ausgestaltung der Schulpflicht.[33] An den nordamerikanischen Universitäten hat sich unter weitgehender Abstinenz des Staates dennoch so etwas wie eine Normierung von Inhalten und Zertifikaten herausgebildet, vor allem aufgrund des Umstands, dass die Colleges und Universitäten untereinander konkurrieren und deshalb ein eigenes Interesse daran haben, die Leistungen vergleichbar zu halten.

Diese Formen der Standardisierung von Arbeit, Bedürftigkeit und Bildung haben in Europa dazu geführt, dass – national unterschiedlich – die Normalbiografien einander angeglichen wurden. Mit sechs Jahren zur Schule, mit etwa 20 Jahren plus erwachsen und am Ende der Schulausbildung, Ausbildung oder Studium mit einem Bildungszertifikat etwa 40 Jahre der Berufstätigkeit, mit 65 in die Rente: Eine solche Biografie teilten die meisten Deutschen in den ersten zwei Dritteln des 20. Jahrhunderts. In Großbritannien, der Sowjetunion oder Schweden war das nicht viel anders. Damit wurde Gesellschaft übersichtlich, weil der größte Teil ihrer Mitglieder in große, mit wenigen Indikatoren als ähnlich zu identifizierende soziale Gruppen eingeordnet werden konnte. Man konnte sein Gegenüber schnell kategorisieren; soziale Distinktion, Hackordnungen wie auch Zugehörigkeiten stellten sich gewissermaßen ›von selbst‹ her.

Die Homogenisierung der europäischen Gesellschaft war indes keineswegs nur ein inklusiver Prozess. Geradezu logisch gehört zur Integration einer Gesellschaft auch der Ausschluss, und so ist das 20. Jahrhundert mit seinen Homogenitätsidealen auch von massiven Exklusionsprozessen geprägt. Auch das betraf keineswegs nur die diktatorischen Gesellschaften. Einer der wichtigsten Prozesse, in denen sich Inklusion und Exklusion untrennbar verschränkten, ist in den letzten Jahren intensiv beforscht worden. Es handelt sich um die Homogenisierung der *Ethnizität* und, damit verbunden, auch der Staatsbürgerlichkeit.[34] Das gilt auch und gerade für die kommunistischen Gesellschaften. Die Bolschewiki hielten, wie auch westliche Liberale oder Sozialdemokraten, den Nationalstaat für die Organisationsform der modernen Industriegesellschaft, und deshalb deuteten sie die Clans, Stämme oder Sprachgruppen, die sie in ihrem Vielvölkerreich vorfanden, in Nationen um. In den zwanziger Jahren wurden auf dem Weg der sozialwissenschaftlichen Klassifizierung alle Menschen im sowjetischen Machtbereich zu ethnischen Nationen geordnet.[35] So wurde aus dem Vielvölkerreich ein Nationenstaat, und weil nach der bolschewistischen Idee die Nationen in der sozialistischen Gemeinschaft immer weiter zusammenwuchsen, entstand das Konstrukt des »Sowjetvolkes«, ein Begriff, der vor allem einen mentalen Eigenschaftskomplex bezeichnete. Man kann das Sowjet-

33 Hierzu, die Standardisierung betonend, aber ohne vergleichenden Blick auf Europa, der diese These relativiert hätte: *Marc A. VanOverbeke*, The Standardization of American Schooling. Linking Secondary and Higher Education 1870–1910, New York 2008; vgl. dagegen zur sehr amerikanischen Tradition des Homeschooling: *Milton Gaither*, Homeschool. An American History, New York 2007.

34 Vgl. *Mark Mazower*, Der dunkle Kontinent; *Therborn*, Die Gesellschaften Europas, S. 55 ff.; zum Staatsbürgerrecht: *Rogers Brubaker*, Citizenship and Nationhood in France and Germany, Cambridge, MA 1992; *Dieter Gosewinkel*, Einbürgern und Ausschließen. Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 2001.

35 Vgl. *Francine Hirsch*, Empire of Nations. Ethnographic Knowledge and the Making of the Soviet Union, Ithaca 2003.

volk als ein ähnlich ideologisches Phantasma betrachten wie die Erfindung Jugoslawiens; aber der Begriff zeigt, dass auch Gesellschaften, die die Nation überwinden wollten, nach Mustern der Zusammengehörigkeit suchten, die quasi natürlich wirkten und über die ökonomisch bedingten Zusammengehörigkeiten, die etwa die Klassentheorie bereitstellte, hinauswiesen. In allen europäischen Gesellschaften wurde die Distinktion zwischen denen, die dazugehörten, und denen, die draußen waren, im 20. Jahrhundert weitaus schärfer betont als davor. Die Migration, die im 19. Jahrhundert noch weitgehend frei vor sich gegangen war, wurde nach dem Ersten Weltkrieg immer schärfer kontrolliert, und dabei spielten ethnische und rassische Gesichtspunkte eine immer stärkere Rolle.[36] Mithilfe von Ein- und Ausgangskontrollen sowie dem immer präziser ausformulierten Passwesen wurden sie umgesetzt. Eine implizit ethnisch oder gar rassisch verstandene Staatsbürgerlichkeit lieferte ein sauberes Kriterium der Zugehörigkeit, ein Pass wurde zum Eintrittsbillet in eine Gesellschaft. Vor allem die Flüchtlinge, die im Umfeld des Ersten Weltkriegs zum ersten Mal zu einem internationalen Problem geworden waren, bekamen diese Ausschlüsse zu spüren.[37] Die Staatenlosen, die keiner wollte, waren die klassischen Ausgeschlossenen dieser ethnisch-staatsbürgerlichen Schließung, ebenso wie die Juden, denen vor allem in Mitteleuropa die Zugehörigkeit mit immer gewaltsameren Mitteln verwehrt wurde.

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts war eine Hochphase der ethnischen Homogenisierung der europäischen Gesellschaften; vom Passwesen über Vertreibungen bis hin zum Völkermord reichte die Palette der Instrumente, um Eindeutigkeit herzustellen. Westeuropäische Gesellschaften verfolgten diese Ziele nicht so brachial wie mittel- und südosteuropäische Gesellschaften. Aber dort war auch die ethnische Diversität sehr viel ausgeprägter – in England gab es einfach nicht so viele ›Andere‹ auszuschließen wie in Polen oder Rumänien – oder Deutschland. Der schwedische Sozialhistoriker Göran Therborn hat darauf hingewiesen, dass der Höhepunkt der ethnischen Homogenisierung der europäischen Gesellschaften um 1945 lag.[38] Seither hat die Pluralisierung zugenommen, vor allem durch die massiven Prozesse von Arbeitsmigration, aber auch durch die Wanderungsfolgen der Dekolonisierung. Das betraf nun wieder mehr die westeuropäischen Gesellschaften, und deshalb wurden die, die anders sprachen oder aussahen, hier auch mehr als Problem empfunden. Jahrzehnte waren die Italiener, Franzosen und Deutschen der Ansicht, dass sie nicht in einem Einwanderungsland lebten, und dass die Gastarbeiter, die man geholt hatte, eben Gäste seien, die auch wieder zu gehen hätten.[39] Dabei wurde in der Bundesrepublik erst in der Mitte der sechziger Jahre wieder der Anteil an ausländischen Erwerbstätigen erreicht, den die Reichsstatistik schon vor dem Ersten Weltkrieg gezählt hatte. Auch im angeblich so offenen Großbritannien wurde bis in die achtziger Jahre unter Einwanderungspolitik vor allem Einwanderungsbeschränkung verstanden, und sogar den Commonwealth-Bewohnern, die eigentlich vollwertige Bürger im Mutterland

---

36 Vgl. als Überblick: *Bade*, Europa in Bewegung; zum Asylrecht: *Gérard Noiriel*, La tyrannie du national. Le droit d'asile en Europa (1793–1993), Paris 1991 (sic!). Neuerdings, die Ähnlichkeiten zwischen zwei meist als unterschiedlich verstandenen Migrationsregimes betonend: *Christiane Reinecke*, Grenzen der Freizügigkeit. Die Politik der Migrationskontrolle in Großbritannien und Deutschland 1880–1930, Dissertation, Berlin 2008.

37 Vgl. *Michael Marrus*, The Unwanted. European Refugees in the 20th Century, New York 1985.

38 Vgl. *Therborn*, Die Gesellschaften Europas, S. 55 ff.

39 Vgl. etwa die Diskussion um die Türken in der Bundesrepublik: *Karin Hunn*, »Nächstes Jahr kehren wir zurück …«. Die Geschichte der türkischen »Gastarbeiter« in der Bundesrepublik, Göttingen 2005, insb. S. 277–338 und 371–407. Vergleichend zu Westeuropa: *Hans Mahnig*, Integrationspolitik in Großbritannien, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden. Eine vergleichende Analyse, Neuchatel 1996; *Imke Sturm-Martin*, Zuwanderungspolitik in Großbritannien und Frankreich. Ein historischer Vergleich 1945–1962, Frankfurt am Main 2001.

des Empire hätten sein sollen, versuchte man mit ethnisch-rassischen Kriterien einen Riegel vorzuschieben.[40] Das westeuropäische Land mit den höchsten Ausländeranteilen, die Schweiz, war demgemäß besonders bemüht, dass die Einwanderer von Schweizern nicht zu unterscheiden waren, besonders in sprachlicher Hinsicht. Hier pflegte – und pflegt – man das Ideal der Assimilation.[41]

Der Ostblock war, aller Rhetorik der sozialistischen Staatengemeinschaft zum Trotz, weiterhin von nationaler Abschottung geprägt, und hier blieb die ethnische Homogenität auch mehr erhalten. Die Austauschprozesse, die dennoch stattfanden, wurden nur mit oberflächlicher Rhetorik zugedeckt, führten aber auch hier eher zur Abstoßung. Die Vietnamesen und Kubaner, die als Arbeitskräfte oder zur Ausbildung in der DDR waren, können ein Lied davon singen, ebenso die Bewohner der sowjetischen Provinz, die in die industriellen Zentren am Donezk oder nach Moskau kamen. Das Ideal der Homogenität einer Gesellschaft hatte sich im Osten tief in die kollektiven Mentalitäten eingefressen.[42]

Mit den Stichworten Arbeit, soziale Sicherung, Bildung und Sozialisation sowie Ethnisierung sind nur einige der Prozesse beschrieben, die dazu führten, dass nationale Gesellschaften sich als homogen wahrnehmen konnten. Sie waren in Ost wie in West, in Diktaturen wie in Demokratien wirksam, als Vision wie auch als Erfahrung, in unterschiedlicher Reichweite freilich. Ich habe mich hier auf die ›großen‹ Prozesse konzentriert, die auch in hohem Maß einer politischen Steuerung unterlagen, weil ich glaube, dass sich das 20. Jahrhundert auch durch einen hohen und über lange Zeit durchgesetzten Anspruch auf politische Steuerung auszeichnet. Andere Prozesse liegen tiefer, haben aber dennoch ihren Teil dazu beigetragen, dass die Vision einer homogenen Gesellschaft so lebendig blieb. Man könnte zum Beispiel über Vorstellungen von Städtebau und die damit gegebene Angleichung der Wohnformen sprechen, die in ganz Europa zu ähnlichen Wohnblockvierteln geführt hat[43], oder über die Ausdifferenzierung der Generationen und die Entstehung von Jugendkulturen.[44] Die Anfänge der Konsumgesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg haben wahrscheinlich zunächst mehr zur Homogenisierung als zur Diversifizierung der europäischen Gesellschaften beigetragen.[45]

Europäische Gesellschaften des 20. Jahrhunderts lebten also, so kann man das Argument kurz rekapitulieren, lange in der Zielvision von möglichster Homogenität. Es unterschied sich also nicht so sehr das Telos der Gesellschaft. Was sich freilich unterschied, waren die politischen Instrumente, mit denen dieses zuwege gebracht werden sollte. In den Demokratien waren rechtliche Instrumente und finanzielle Transfers zentral. Steuerpolitik, Ordnungspolitik, Regeln waren wichtiger als Polizei und Militär. Die Diktaturen setzten, besonders in ihren radikalen Phasen, dagegen weit mehr auf Gewalt, um eine

---

40 Vgl. *Zig Layton-Henry*, The Politics of Immigration. Immigration, Race and Race Relations in Post-War Britain, Oxford 1992.

41 Vgl. *Simon Erlanger/Patrick Kury/Barbara Lüthi*, Grenzen setzen. Vom Umgang mit Fremden in der Schweiz und den USA (1890–1950), Köln 2005.

42 Vgl. etwa: *Eva-Maria Elsner/Lothar Elsner*, Zwischen Nationalismus und Internationalismus. Über Ausländer und Ausländerpolitik in der DDR 1949–1990, Rostock 1994; *Jan C. Behrends/Thomas Lindenberger/Patrice G. Poutrus* u. a. (Hrsg.), Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland, Berlin 2003.

43 Vgl. etwa *Alena Janatková* (Hrsg.), Wohnen in der Großstadt, 1900–1939. Wohnsituation und Modernisierung im europäischen Vergleich, Stuttgart 2006.

44 Vgl. für Deutschland, mit Blick auch auf Westeuropa und die USA: *Detlef Siegfried*, Time is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2006; *Uta G. Poiger*, Jazz, Rock, and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany, Berkeley 2000; *Mark Fenemore*, Sex, Thugs and Rock 'n' Roll. Teenage Rebels in Cold War East Germany, New York 2007.

45 Vgl. *Martin J. Daunton* (Hrsg.), The Politics of Consumption. Material Culture and Citizenship in Europe and America, Oxford 2001.

Eindeutigkeit der Zugehörigkeit zu erzeugen, die sich die Gegner erst schuf, die dann zu vernichten waren. Diese Differenzierung der Mittel ist wichtig und bestimmt unser Bild von unterschiedlichen Systemen; sie ist freilich nicht gänzlich trennscharf. In Diktatur wie in Demokratie spielten Bürokratien eine große Rolle, und in beiden wurden Ideologien, die sich an die kollektiven Mentalitäten der Bürger wandten, von diesen bereitwillig aufgenommen. Zentrale Wunschbegriffe wie »Volksgemeinschaft«, »sozialistische Menschengemeinschaft« oder »middle class society« bündelten Visionen, die bei den Bürgern ankamen. Denn es war nicht allein, wie Baberowski und Doering-Manteuffel argumentieren, die Pathologie der totalitären Erlösungsdiktatur, die nach Eindeutigkeit und Homogenität strebte, es waren auch die Menschen selbst, die solch klare Zugehörigkeiten wünschten.

III. Pluralisierungsprozesse

Diese Verhältnisse veränderten sich nach dem Zweiten Weltkrieg, langsam, deutlich zur Kenntnis genommen erst etwa mit dem Beginn des letzten Jahrhundertdrittels. Sie hatten viel mit der – staatlich geförderten – Entwicklung einer breiten Konsumgesellschaft zu tun. Denn der Wohlstand legitimierte die politischen Ordnungen und war insbesondere ein weithin wirksames Werbemittel für die westliche Demokratie. Mit dem Wohlstand, wenn auch nicht allein durch ihn verursacht, hielt aber ein anderes Gesellschaftsbild Einzug. Heute halten wir eine andere Gesellschaft für den Normalfall und für erstrebenswert. Die Homogenität der Gesellschaften löste sich zunehmend auf und machte einer neuen Diversität Platz. Die standardisierten Lebensläufe trafen für immer weniger Menschen zu, ebenso wie die Universalität der Normalarbeitsverhältnisse. Seit den siebziger Jahren wurde deutlich, dass die Vollbeschäftigung wahrscheinlich der Vergangenheit angehören würde, und ebenso kristallisierte sich heraus, dass man mit einem einzigen erlernten Beruf womöglich nicht mehr durchs Leben kommen würde. Lebensläufe wurden vielfältiger, auch mit mehr Risiken behaftet. Mit diesen Pluralisierungsprozessen lösten sich die großen sozialen Formationen immer mehr auf. Insbesondere verloren die herkömmlichen sozialen Klassen an Kohäsion. Der Wertewandel veränderte die Orientierungen der Menschen, Prozesse der Individualisierung lösten die kollektiven Zugehörigkeiten langsam auf, seien es Organisationen oder die herkömmliche Familie. Singles, Patchwork-Familien und Wohngemeinschaften wurden immer mehr zu möglichen Lebensformen. Bei der dritten Generation der Arbeitsmigranten wurde deutlich, dass viele wahrscheinlich hier bleiben würden, und so war auch die Konzeption der ethnisch homogenen nationalen Gesellschaft auf Dauer nicht zu halten – ein Konzept, das zum Selbstverständnis Europas gehörte, gerade im Unterschied zu den USA. Auch die Konsumgesellschaft zeigte zwar einerseits einen weiteren Trend zur Standardisierung, aber die gestiegene Vielfältigkeit des Warenangebots machte andererseits die Wahl der Güter immer mehr zu einer Entscheidung von Individuen oder *peer groups*. Diese Pluralisierung machte eine sozialstaatliche Administration der Gesellschaft, die auf große, ähnliche Kollektive gerichtet war, immer weniger möglich. Das ›Soziale‹ durchlief – und durchläuft – einen grundlegenden Bedeutungswandel.[46]

Der Wandel der Vorstellungswelt ging mit den strukturellen Veränderungen Hand in Hand. Aus heutiger Sicht ist er frappierend: Wir stellen uns heute die Gesellschaft nicht mehr als ein Konglomerat von Kollektiven vor; Begriffe wie »Volk« haben für uns fast ausgedient; die Großstadt, um 1930 der Inbegriff der Vermassung, ist für uns heute viel eher ein Ort der Individualität; nur wenige kennen noch einen Arbeiter, und der Begriff

46 Hierzu anregend: *Stephan Lessenich*, Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus, Bielefeld 2008.

»Arbeit« hat seine Bedeutung enorm erweitert.[47] Die Vorstellung, dass alle ähnlich leben und ähnliche Sichten auf die Welt haben, gruselt uns heute eher als dass sie uns die Sicherheit verleihen würde, unter unseresgleichen zu leben.

Aber freilich: Diese Prozesse trafen bis zum Ende des Ostblocks weit mehr die westals die osteuropäischen Gesellschaften, wo die gerontokratischen kommunistischen Regimes das Ideal der Homogenität nicht verabschieden konnten, weil an ihm die Selbstbeschreibung dieser politischen Gesellschaften hing. Der Kommunismus dachte sich sein Volk höchst homogen; der Soziologe M. Rainer Lepsius hat für die DDR die Entdifferenzierung von Institutionen, sozialen Gruppen und Wertsphären geradezu als ein Kennzeichen der osteuropäischen Diktaturen analysiert.[48] Der Wandel der Industriegesellschaft führte auf der ganzen Welt zu einem zahlenmäßigen Rückgang der Industriearbeiterschaft. Wie hätte aber ein DDR-Regime dies akzeptieren können, wo doch der Arbeiterklasse vorbestimmt war, dereinst die gesamte Gesellschaft zu umfassen? Nicht nur mit statistischen Tricks, etwa mit der Subsumtion aller Funktionäre unter die Kategorie der Arbeiter, hielt man an der Vision einer Gesellschaft der Arbeiterklasse fest. Auch die praktische Besetzung von Arbeitsplätzen folgte dieser Logik, so dass es im Interesse einer Arbeitergesellschaft am Ende in der DDR viel mehr Arbeiter gab, als das System verkraften konnte. Das Ideal der Homogenität wurde vor allem in Hinsicht auf die Ethnizität aufrechterhalten. Die meisten Gesellschaften des Ostblocks hatten mit der Imagination gelebt, dass die jeweiligen Staaten auch ethnisch kohärent seien. Die Konstruktion der Tschechoslowaken oder der Jugoslawen brach nach dem Ende des Ostblocks abrupt auf. In ähnlicher Weise wurde in Rumänien oder Russland offenbar, dass Konflikte mit Minderheiten nur künstlich still gestellt worden waren. Ethnische Konflikte nach 1991 waren »nachholende Konflikte«. Nicht immer führten sie zu solch katastrophischen Ergebnissen wie im ehemaligen Jugoslawien. Aber auch die friedlich verlaufene Trennung der Slowakei und Tschechiens 1992 beruhte auf der Annahme einer Grundverschiedenheit zwischen den beiden, die vorher ein Volk gewesen sein sollten.

Und doch waren auch im Ostblock Zeichen der Diversifizierung zu sehen. Die Mangelgesellschaft erzeugte Nischen von Anbietern von Material oder Dienstleistungen, die mit der Zeit gewissermaßen eine parallele Versorgungsstruktur etablierten und damit neue Möglichkeiten der Lebensführung schufen. Der sozialistische Urlaub, der als Fortsetzung der Betriebsgemeinschaft gedacht war, wurde von den Menschen in individualistischem Sinn interpretiert, als Urlaub vom Staat.[49] Die relativ wenigen Kontakte nach dem Westen ermöglichten einen, wenn auch kleinen Zustrom westlicher Güter, und deren Besitzer waren damit zu ganz anderen Zeichen sozialer Distinktion fähig als diejenigen, die keine Westware besaßen.[50] Politische Dissidenz war seit dem ›Prager Frühling‹ niemals ganz von der Tagesordnung verschwunden. Kleine Gruppen von Dissidenten, die aus der Arbeitsgesellschaft ausgestoßen wurden, entwickelten aus der Not heraus alternative Lebensformen, die hohe Attraktivität jedenfalls für einen Teil der großstädtischen Jugend hatten. Die grenzüberschreitende Mediengesellschaft hielt auch den Menschen im Ostblock das westliche Wohlleben unablässig vor Augen und erzeugte, gerade weil sie nicht

---

47 Vgl. etwa: *Holm Friebe/Sascha Lobo*, Wir nennen es Arbeit. Die digitale Bohème oder: intelligentes Leben jenseits der Festanstellung, München 2006. Man könnte auch auf die semantischen Dehnungen wie »Beziehungsarbeit« oder »Arbeit am Selbst« verweisen.

48 Vgl. *M. Rainer Lepsius*, Die Institutionenordnung als Rahmenbedingung der Sozialgeschichte der DDR, in: *Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr* (Hrsg.), Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 17–30.

49 Vgl. *Christopher Görlich*, Urlaub vom Staat, in: Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien 2006, Nr. 36/37, S. 64–68.

50 Vgl. als Feldstudie aus der Transformationszeit: *Małgorzata Irek*, Der Schmugglerzug. Warschau – Berlin – Warschau. Materialien einer Feldforschung, Berlin 1998.

so leicht erfüllbar waren, Bedürfnisse. Insofern hat die Wohlstandsgesellschaft auch in denjenigen Gesellschaften ihre Wirkungen gezeitigt, wo sie lange noch nicht angekommen war.[51]

Für eine Gesellschaftstheorie sind, wie es scheint, die Konsequenzen aus all diesen Entwicklungen noch nicht gezogen. Die Soziologen haben den Wandel zur Pluralität, der keineswegs nur in Europa vor sich ging, mit Rekurs auf die Milieutheorie, auf Lebensstilgemeinschaften und auf Individualisierungsprozesse zu erklären gesucht.[52] Das scheint aber eher eine Beschreibung als eine Erklärung für die erstaunliche Differenz zwischen theoretischen Postulaten und empirischen Befunden zu sein. Denn es stellt ja doch ein Problem dar, dass die theoretische Soziologie das Differenzierungstheorem zu ihrem zentralen Angelpunkt erklärt, wenn es gilt, moderne Gesellschaften zu erklären. Die Befunde der Sozialgeschichte, aber auch der empirischen Soziologie zumindest der Hochmoderne deuten dagegen eher auf die Homogenität als Angelpunkt – vielleicht nicht so sehr, was die überindividuellen sozialen Platzierungsprozesse angeht (davon ist hier nicht die Rede), aber doch, was die Gesellschaftsentwürfe und die daraus folgenden Politiken betrifft.[53] Gewissermaßen: Es mag sein, dass soziale Evolutionsprozesse sich nach dem Muster der Differenzierung abspielten, aber die Wahrnehmung der Menschen und ihre Wünsche richteten sich weit mehr auf das Gegenteil, die Integration. Kann es sein, dass der soziologische Blick gewissermaßen aus Prinzip die innere Vielgestaltigkeit einer Gesellschaft überschätzt? Oder ist die Differenzierung, die sich mit dem letzten Jahrhundertdrittel immer deutlicher zeigt, eine Art nachholender Entwicklung? Oder ist die Sehnsucht nach Ähnlichkeit, die hier beschrieben wurde, nur als eine Art archaisierende Nostalgie, mithin als Ausdruck einer der vielen Ungleichzeitigkeiten des 20. Jahrhunderts zu verstehen?

Auch eine Gesellschaftsgeschichte wird bis auf Weiteres den Wandel noch nicht ohne Probleme erklären können, gerade mit Blick auf die Ungleichzeitigkeiten. Denn der Wertewandel erfasste ja keineswegs alle Menschen gleichzeitig, sondern es gab lange Übergangszeiten, in denen der Konflikt über diese Werte, die Frage nach den politischen Steuerungskonsequenzen und den ethischen Grundlagen einer Gesellschaft hoch umstritten waren. Wertewandel hieß, dass der postmaterialistisch-hedonistische Enkel mit seinem nationalistischen, fremdenfeindlichen Großvater darüber stritt, ob man türkische Freunde haben dürfe. Individualisierung bedeutete, dass die einen als Singles zu leben für ein Bürgerrecht hielten, während die anderen, Familienväter, deren steuerliche Bevorzugung beklagten. Milieus bedeuteten, dass Inseln großstädtischer Yuppies nur wenige Meter von Einwandererslums entfernt lebten oder dass Russlanddeutsche, ethnisch »Deutsche« also, in niedersächsische Dörfer mit einer langen nationalistischen Tradition verschickt wurden und dort nicht als Deutsche, sondern als »Russen« ausgeschlossen wurden. Lebensstile konnten zu Konflikten führen, etwa wenn etablierte Linke sich in ihrem angestammten Kreuzberger Kiez eine Eigentumswohnung kauften, aber dort von jungen Autonomen unter dem Stichwort der Gentrifizierung als Bedrohung ihres gallischen Dorfes empfunden wurden. Kurz: So wie die Homogenisierung von Gesellschaften Standardisierung und auch Zwang bedeutete, führte die Pluralisierung zunächst zu Konflikten, für die keine Bearbeitungsinstrumente zur Verfügung standen. Denn auch für die demokratischen Politiken war es nicht leicht, auf diese Diversität zu reagieren. Die Steuerungs-

---

51 Vgl. etwa: *Rebecca Menzel*, Jeans in der DDR. Vom tieferen Sinn einer Freizeithose. Berlin 2004.

52 Mit vermittelnder Position zwischen alten und neuen Positionen: *Helmut Bremer/Andrea Lange-Vester* (Hrsg.), Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur. Die gesellschaftlichen Herausforderungen und die Strategien der sozialen Gruppen, Wiesbaden 2006.

53 Hierzu klassisch: *Emil Lederer*, The State of the Masses. The Threat of the Classless Society, New York 1940.

instrumente, die auf die Polizierung homogener Gesellschaften geeicht waren, waren für die sich ausdifferenzierenden Lebenslagen nicht mehr geeignet. Das Versagen, das man der Politik seit den siebziger Jahren in den meisten europäischen Gesellschaften – in West wie in Ost – attestiert hat, hatte wohl nicht allein mit einer autochthonen Unfähigkeit des politischen Systems zu tun, sondern auch, und vielleicht noch mehr, mit dem raschen Wandel der Gesellschaft und einer daraus resultierenden Überforderung der Politik.

Insgesamt wird man dennoch sagen können, dass die westeuropäischen politischen Gesellschaften den Wandel besser abfederten, mit mehr Akzeptanz der Verschiedenheit und meist durch eine Zurücknahme des politischen Steuerungsanspruchs. Neuere politische Theorien betonen demgemäß den Netzwerkcharakter politischer Agenzien und die Aufgabe der politischen Institutionen, zwischen verschiedenen Ansprüchen eher zu vermitteln als sie zu polizieren.[54] Das war in den sozialistischen Gesellschaften anders. Dort konnten die politischen Eliten das Spiel der Diversität nur sehr bedingt mitspielen. Gorbatschows Perestroika ist als ein Versuch zu sehen, mit einer Politik der Pluralität auf den Wandel zu reagieren, ein Versuch freilich, der die politischen Eliten überforderte.[55] Sie sind, so könnte man sagen, am Festhalten an ihrem Homogenitätsideal und an einer Überforderung der politischen Steuerungskapazitäten zugrunde gegangen. Es war der Wille zur individuellen Lebensführung in Gestalt der Reisefreiheit, der am Ende der DDR ein symbolisches Totenglöcklein geläutet hat.

Aus einer anderen Perspektive relativiert sich jedoch – und dies führt eigentlich über das 20. Jahrhundert hinaus – die These von der Diversifizierung der Gesellschaften. Auf übernationaler Ebene, der EU etwa, sind deutliche Zeichen der Ähnlichmachung zu erkennen.[56] Die europäische Integration hat zu einer Zeit, da Homogenitätskonzepte nur noch wenig Überzeugungskraft entfalteten, einen ganz enormen Angleichungssog auf die an ihr beteiligten nationalen Gesellschaften auszuüben begonnen. Erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts sind hier Normierungen und Standardisierungen in einem für alle unmittelbar spürbaren Ausmaß wirksam geworden, sei es bei Qualitätsnormen für Waren oder bei Rechtsnormen für den Güteraustausch und Arbeitsverhältnisse. Die Integration der Währung, die 2002 in die Einführung des Euro mündete, hat zu einem für alle Bürger erfahrbaren gemeinsamen Wirtschaftsraum mit einer umgehenden Angleichung von Preisen und Löhnen sowie einem enorm intensivierten Austausch von Gütern geführt. In Berlin gibt es überall Latte Macchiato, und auf den Kanarischen Inseln trinkt man Weizenbier, und es ist sogar ein wenig billiger als in München. Die Unterschiede der Sozialausgaben zwischen den westeuropäischen Ländern haben sich enorm minimiert.[57] Der Bologna-Prozess wird voraussichtlich in einigen Jahren ganz ähnliche Effekte auf den Ausbildungsstandard der jungen Europäer haben. Gesellschaften, die in sich pluraler geworden sind, werden *untereinander* mithin ähnlicher. Damit berührt man nun aber nicht mehr allein ein europäisches Problem, sondern einen Effekt der Globalisierung, die ja auch keineswegs nur bedeutet, dass alles einander ähnlicher wird, sondern auch, dass auf anderen Ebenen die Pluralisierung und damit auch die Konflikte zunehmen.

Das Ende der Eindeutigkeit bei den nationalen Gesellschaften einerseits, zunehmende Ähnlichkeiten in globaler Hinsicht andererseits: Der Befund, der über das 20. Jahrhundert hinausweist, ist ambivalent. Womöglich wird für das 21. Jahrhundert eine Europäische

---

54 Vgl. *Manuel Castells* (Hrsg.), The Network Society. A Cross-Cultural Perspective, Cheltenham 2004.

55 Vgl. *Charles S. Maier*, Das Verschwinden der DDR und der Untergang des Kommunismus, Frankfurt am Main 1999.

56 Vgl. *Wolfram Kaiser/Peter Starie* (Hrsg.), Transnational European Union. Towards a Common Political Space, London 2005.

57 Vgl. *Kaelble*, Sozialgeschichte Europas, S. 352.

Gesellschaftsgeschichte nicht mehr nach dem hier diskutierten Muster zu schreiben sein. Die Globalisierung ebenso wie der Funktionswandel des Staates und die gewandelten Lebensweisen der Menschen schwächen offensichtlich die langfristigen, homogenisierenden Auswirkungen von Nationsbildung und Demokratisierung, die aus dem 19. Jahrhundert heraus trotz aller unterschiedlichen Verarbeitung die Ähnlichkeit der europäischen Gesellschaften vorangetrieben haben. Die Homogenitäten, die jetzt neu entstehen, sind nicht mehr notwendig politisch induziert, nicht mehr einer politischen Vision verpflichtet, sondern haben mehr mit der Warenkultur zu tun. Auch die Arbeit der EU konzentriert sich ja in weiten Teilen auf die Steuerung der Warenkultur. Womöglich wird man aus der Rückschau einmal das 20. Jahrhundert als die letzte große Epoche des starken Staates verstehen, der an der von ihm selbst inaugurierten, weil ihn stärkenden Entwicklung der Warenkultur gescheitert ist, weil damit auch die Lebensweisen der Menschen sich seinem homogenisierenden und kontrollierenden Zugriff immer mehr entzogen.

Forschungsberichte und Sammelrezensionen

Jan Eckel

Utopie der Moral, Kalkül der Macht

Menschenrechte in der globalen Politik seit 1945

Historiker haben spät entdeckt, dass Menschenrechte eine Geschichte haben. Jedenfalls haben sie spät begonnen, sie zu erforschen. Die Konjunkturen, die die wissenschaftliche Beschäftigung mit Menschenrechten in den siebziger und stärker noch in den neunziger Jahren hatten, sind an der Geschichtswissenschaft in eigentümlicher Weise vorbeigegangen. Während in diesem Zeitraum Politikwissenschaft und Völkerrechtswissenschaft, Soziologie und Philosophie begannen, sich eingehend mit dem Thema zu befassen[1], erschienen nur wenige historische Untersuchungen, die ihren Blick wiederum vorrangig auf die Zeit vor dem 20. Jahrhundert richteten.[2]

Dabei sind Menschenrechte gerade im 20. Jahrhundert zu einem Signalbegriff geworden, in dem sich wesentliche säkulare Tendenzen zu kristallisieren scheinen wie nur in wenigen anderen, etwa Demokratie und Diktatur, Krieg und Genozid, Umwelt und Globalisierung. In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg machten Einzelne, Gruppen und Staaten weltweit von der Menschenrechtsidee Gebrauch, um sich gegen ein breites Spektrum wahrgenommenen Unrechts zu richten, das von Massenmorden über verschiedene Formen politischer, ethnischer und sexueller Gewalt bis hin zu Wirtschaftsstrukturen, Sozialverhältnissen und alltäglichen Diskriminierungen reichte. Am Ende des Jahrhunderts gab es keine Weltregion, in der der Begriff nicht, in Zustimmung oder Ablehnung, prominent aufgegriffen worden wäre. In den sozialwissenschaftlichen Analysen der Zeit erschienen Menschenrechte folglich als »zentrales Ordnungsprinzip globaler Moderne«.[3]

Seit einigen Jahren entwickelt sich auch in der Geschichtswissenschaft ein erhebliches Interesse an Menschenrechten[4], und vor allem das 20. Jahrhundert rückt dabei in den Fokus. In der Hinwendung zum Thema lässt sich nicht zuletzt eine Reaktion auf die Bedeutung sehen, die Menschenrechtsrhetorik in der internationalen Politik seit den neunziger Jahren gewonnen hat.[5] Angesichts des unverschleiert utopischen Charakters des Men-

---

1 Vgl. als disziplinäre Auswahl: *Richard Claude* (Hrsg.), Comparative Human Rights, Baltimore 1976; *David P. Forsythe*, Human Rights and World Politics, Lincoln 1983; *Margaret E. Keck/Kathryn Sikkink*, Activists Beyond Borders. Advocacy Networks in International Politics, Ithaca/London 1998; *Thomas Buergenthal/Louis B. Sohn* (Hrsg.), International Protection of Human Rights, Indianapolis 1973; *Matthias Koenig*, Weltgesellschaft, Menschenrechte und der Formwandel des Nationalstaats, in: Zeitschrift für Soziologie 24, 2005, Sonderheft Weltgesellschaft, S. 374–393; *Heiner Bielefeldt*, Philosophie der Menschenrechte. Grundlagen eines weltweiten Freiheitsethos, Darmstadt 1998; *Stefan Gosepath/Georg Lohmann* (Hrsg.), Philosophie der Menschenrechte, Frankfurt am Main 1998.

2 Vgl. vor allem *Lynn Hunt*, The French Revolution and Human Rights. A Brief Documentary History, Boston 1996; *dies.*, Inventing Human Rights. A History, W. W. Norton & Company, New York/London 2007, 272 S., geb., £ 15.99. Aus der deutschsprachigen Literatur: *Gerhard Oestreich*, Geschichte der Menschenrechte und Grundfreiheiten im Umriss, Berlin 1978 (zuerst 1968); *Margarete Grandner* (Hrsg.), Grund- und Menschenrechte. Historische Perspektiven – aktuelle Problematiken, Wien/München 2002; *Peter Blickle*, Von der Leibeigenschaft zu den Menschenrechten. Eine Geschichte der Freiheit in Deutschland, München 2006 (zuerst 2003).

3 *Peter J. Opitz*, Menschenrechte und Internationaler Menschenrechtsschutz im 20. Jahrhundert. Geschichte und Dokumente, München 2002, S. 11.

4 Vgl. *Kenneth Cmiel*, The Recent History of Human Rights, in: AHR 109, 2004, S. 117–135.

5 Vgl. *Samuel Moyn*, On the Genealogy of Morals, in: The Nation, 16.4.2007.

schenrechtsgedankens – der sich im Kern so übersetzen lässt, dass dem Menschen allein aufgrund seines Menschseins ein gutes Leben zusteht –, verwundert es nicht, dass Historiker hierin das Potenzial zu einer »großen Erzählung« gesehen haben. So hat Paul Gordon Lauren die Menschenrechtsidee als die säkulare Lehre dargestellt, die aus den Kriegen und Verwüstungen der ersten Jahrhunderthälfte gezogen worden sei und die die Welt zwar nicht von allen Übeln befreit, aber doch besser gemacht habe.[6] Diese Sicht gründet auf einer impliziten Fortschrittsteleologie, nach der die Menschheit heute friedlicher lebt als vor hundert Jahren, auf quantifizierenden Fehlschlüssen, in denen die Zahl menschenrechtlicher Abkommen mit der Einlösung von Menschenrechten gleichgesetzt wird, und auf der Entdifferenzierung der oft widersprüchlichen Forderungen, die im Namen der Menschenrechte vorgebracht wurden. Der Versuchung, in Menschenrechten das humanitäre Licht am Ende eines Tunnels aus Gewalt und Vernichtung zu sehen, sind auch andere Autoren erlegen. Dass »[d]ie Welt beschloss, die Unmenschlichkeit des Menschen gegen den Menschen zu reduzieren«, wie Paul Kennedy aus der Begründung des UN-Menschenrechtssystems gefolgert hat, klingt wie ein Märchenschluss und ist auch als solcher noch eher unglaubwürdig.[7]

Solchen Einschätzungen steht eine grundlegende Kritik gegenüber, wonach die Rede von den Menschenrechten eine der großen Hypokrisien des Westens ist.[8] Hier erscheint sie als kalkulierte Ideologie, die machtpolitische Absichten verhüllen und politische Dominanzverhältnisse verdecken sollte. Westliche Staaten und Aktivisten haben demnach nur deshalb auf die Menschenrechtsidee zurückgegriffen, um unanfechtbare moralische Selbstbilder zu erzeugen und fragwürdige Interventionen zu rechtfertigen. Alles in allem hat sich in dieser Perspektive nach dem Zweiten Weltkrieg nichts verändert, außer dass der Zynismus im internationalen Staatensystem einen neuen Namen erhalten hat. Diese Interpretation ist reduktionistisch, da sie einen Motivstrang und eine Verwendungsweise der Idee isoliert. In ihrer Abrechnung mit der Scheinheiligkeit des Westens bleibt sie selbst amerika- und europazentriert, denn sie spart die Bedeutung, die Menschenrechte für nicht-westliche Akteure hatten, aus.

Anders als diese beiden entgegengesetzten Sichtweisen nahelegen, entwickelte sich Menschenrechtspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg keineswegs geradlinig (in welche Richtung auch immer), sondern in einem verschlungenen, komplexen und vielschichtigen Prozess, an dem eine Vielzahl von Akteuren mitwirkte. Gegenüber den beiden genannten Narrativen sind vor allem drei Aspekte zu akzentuieren: Die Geschichte der Menschenrechte verlief diskontinuierlich; sie ist eine polyzentrische Geschichte; und sie ist die Geschichte eines immens form- und wandelbaren Konzepts. Im Folgenden soll eine solche offenere Perspektive zugrunde gelegt werden. Das Ziel des Aufsatzes ist es, einige der wesentlichen Kontexte und Tendenzen der internationalen Menschenrechtspolitik nach 1945 zu analysieren. Dafür stützt er sich zum einen auf eigene Forschungen. Zum anderen macht er den Versuch, die vorhandene und zum Teil sehr verstreute Literatur zu synthetisieren und in übergreifende Deutungen einzubinden. Das erscheint sinnvoll, da das in den letzten Jahren entstandene geschichtswissenschaftliche Interesse bislang vor allem Publikationen zu einzelnen, mehr oder weniger begrenzten Aspekten der Geschichte der Menschenrechte hervorgebracht hat. Die Forschungslage bedingt es dabei, dass die verschiedenen Phasen und Akteure in der folgenden Analyse ungleichgewichtig behandelt

---

6 *Paul Gordon Lauren*, The Evolution of International Human Rights. Visions Seen, Philadelphia 2003 (zuerst 1998). Vgl. auch die Sicht eines »kumulativen« Fortschritts über die Jahrhunderte bei *Micheline R. Ishay*, The History of Human Rights. From Ancient Times to the Globalization Era, Berkeley 2004.

7 *Paul Kennedy*, Parlament der Menschheit. Die Vereinten Nationen und der Weg zur Weltregierung, München 2007, S. 209.

8 *Kirsten Sellars*, The Rise and Rise of Human Rights, Stroud 2002.

werden und Lücken bestehen bleiben. Eine weitere Absicht des Textes ist es, diese Lücken deutlich zu machen und damit Perspektiven für die weitere Forschung aufzuwerfen.

Im Zentrum stehen die Fragen, welche politischen Projekte sich mit der Bezugnahme auf die Menschenrechtsidee verbanden, welche Konflikte über sie ausgetragen wurden, mit welchen Funktionen sie dabei verwendet und mit welchen Bedeutungen sie aufgeladen wurde. Auf diese Weise erscheint es möglich, Aufschluss darüber zu gewinnen, ob und inwiefern Menschenrechte einen Formwandel der internationalen Beziehungen bewirkten oder anzeigten. Der Aufsatz konzentriert sich auf vier Komplexe, die im globalen Überblick über die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts als besonders wichtig erscheinen: auf die Begründung supranationaler Menschenrechtsregime in den Vereinten Nationen, dem Europarat und der Organisation Amerikanischer Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg; auf den Dekolonisierungsprozess; auf den grundlegenden Wandel in den siebziger Jahren, als Menschenrechte beinahe schlagartig in verschiedenen Zusammenhängen eine neue Bedeutung gewannen, für politische Aktivisten im Westen und in Osteuropa, im KSZE-Prozess und für die USA unter der Carter-Regierung; und auf das Verhältnis von ›Erster‹ und ›Dritter Welt‹[9] in den siebziger und achtziger Jahren.

I. Die Entstehung der Menschenrechtsregime nach dem Zweiten Weltkrieg

Menschenrechte erschienen in den Jahren des Zweiten Weltkriegs und der unmittelbaren Nachkriegszeit auf der weltpolitischen Bühne, als Staaten und private Organisationen begannen, eine neue und friedliche Weltordnung zu planen, die Sicherungen gegen die Exzesse staatlicher Machtausübung enthalten sollte. Die Phase der Zukunftsplanungen und der Nachkriegsrekonstruktion in den vierziger Jahren brachte eine Konjunktur des Nachdenkens über supranationale Zusammenschlüsse und Weltregierung, über internationale Kooperation, multilaterale Vereinbarungen und völkerrechtliche Abkommen mit sich. Menschenrechte waren *ein* Teil dieser rekonstruktiven Internationalisierung, und für die meisten staatlichen und nicht-staatlichen Akteure nicht der zentrale. Andere Aufgaben erschienen dringlicher und forderten mehr Ressourcen: der Wiederaufbau des verwüsteten Europa, die Versorgung der Millionen Flüchtlinge, die Frage, was mit den kolonisierten Erdteilen geschehen sollte, bald schon das Problem der Abrüstung und die beginnenden Konflikte des Kalten Kriegs. Das waren die Themen, mit denen sich die Regierungen, die Vereinten Nationen und internationale Nichtregierungsorganisationen (NGOs) vorrangig beschäftigten.

Nichtsdestoweniger entstanden bis 1950 völkerrechtliche Vereinbarungen und Institutionen, in denen Menschenrechte eine Rolle spielten. Sie entstanden in Europa, in Lateinamerika und im Rahmen der Vereinten Nationen, welche mit ihren 51 Mitgliedstaaten, von denen nur vier aus Afrika, drei aus Asien und fünf aus dem Nahen Osten kamen, alles andere als eine repräsentative ›Weltorganisation‹ darstellten. Die Festschreibung menschenrechtlicher Normen war einerseits ein Novum. Vor dem Weltkrieg hatte es im Völkerrecht keine expliziten Menschenrechtsbestimmungen gegeben, wenn auch einige Gebiete, auf denen der Völkerbund gearbeitet hatte, vor allem Frauenrechte, Kinderrechte und Sklaverei, später in die UN-Menschenrechtsarbeit integriert werden sollten.[10] In einer

9 Begriffe wie ›Dritte Welt‹, ›Entwicklungsländer‹ usw. werden, obwohl sie dem zeitgenössischen Kontext entstammen und entsprechend politisch und ideologisch konnotiert sind, im Folgenden aus Gründen der besseren Lesbarkeit nicht gesondert gekennzeichnet.

10 Kontinuität bestand auch in der Arbeit der Internationalen Arbeitsorganisation, die aber offenbar auch erst seit den vierziger Jahren von Menschenrechten sprach. Vgl. dazu *Daniel Maul*, Menschenrechte, Sozialpolitik und Dekolonisation. Die Internationale Arbeitsorganisation (IAO) 1940–1970, Essen 2007. Das Minderheitenschutzsystem des Völkerbunds wurde im Rahmen der Vereinten Nationen nicht weitergeführt.

anderen Hinsicht vollzog sich am Ende des Kriegs kein Neubeginn. Die überwiegende Zahl der Staaten und unter ihnen vor allem die Großmächte blieben konsequent darauf bedacht, keine Einbußen an Souveränität hinzunehmen, indem sie sich auf Menschenrechtsgarantien einließen. Starke Normen und Verfahren befürworteten ausschließlich sogenannte kleine, machtpolitisch periphere Staaten, aber auch nicht durchweg. Insofern stellt sich bei der Betrachtung der neuen Menschenrechtsregime eine Reihe miteinander verbundener Fragen: wie sie zustande kamen und welche Bedeutung sie für die Akteure hatten, wie stark der Schutz war, den sie boten, und wie sie genutzt wurden.

Vereinte Nationen

In den Skizzen zur Vorgeschichte der UN-Menschenrechtsarbeit haben Autoren bisher stets auf einzelne mehr oder weniger prominente Äußerungen und Initiativen verwiesen und wie Perlen auf eine Kette gezogen, deren letzter und schönster Stein die Allgemeine Menschenrechtserklärung von 1948 ist.[11] Die einseitige Konzentration auf Zeugnisse, in denen der Menschenrechtsgedanke aufgegriffen wurde, hat diese zu stark vom Kontext der Planungen für die Nachkriegszeit isoliert, in dem sie entstanden, und dadurch den Blick für die Proportionen verstellt. Die Bezugnahmen auf Menschenrechte vermehrten sich nach Ausbruch des Weltkriegs und, da das Gros dieser Planungen schon aus praktischen Gründen in den USA stattfand, vor allem nach dem amerikanischen Kriegseinstritt. Zwar hatten etwa international ausgerichtete Juristen bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren Menschenrechtserklärungen und -resolutionen ausgearbeitet. Doch waren sie innerhalb des politischen Diskurses der Zeit marginal geblieben.[12] In den vierziger Jahren begann sich dies zu ändern, als internationale Frauenorganisationen, jüdische und christliche Organisationen, Völkerrechtsinstitute und Gewerkschaften Menschenrechte als einen Baustein in ihre zum Teil bis ins 19. Jahrhundert zurückgehenden Konzeptionen einfügten, Frieden und soziale Gerechtigkeit in der Welt durch völkerrechtliche Vereinbarungen zu sichern.[13] Der

11 Vgl. zur Vor- und Frühgeschichte der Menschenrechtsarbeit in den Vereinten Nationen bislang: *Lauren*, Evolution, S. 135–270; *Mary Ann Glendon*, A World Made New. Eleanor Roosevelt and the Universal Declaration of Human Rights, New York 2001; *Sellars*, Rise, S. 1–24, 67–86; *A. W. Brian Simpson*, Human Rights and the End of Empire. Britain and the Genesis of the European Convention, Oxford 2001, S. 91–541; *Roger Normand/Sarah Zaidi*, Human Rights at the UN. The Political History of Universal Justice, Indiana University Press, Bloomington/Indianapolis 2008, 486 S., geb., $ 29,95. Zur Geschichte der Vereinten Nationen allgemein vgl. *Evan Luard*, A History of the United Nations, 2 Bde., London/Basingstoke 1982 und 1989; *Kennedy*, Parlament; sowie die Literaturüberblicke von *Norbert Götz*, Sechzig Jahre und kein bisschen weise. Die Vereinten Nationen in der postnationalen Konstellation, in: NPL 52, 2007, S. 38–57, und *Sunial Amrith/Glenda Sluga*, New Histories of the United Nations, in: Journal of World History 19, 2008, S. 251–274.

12 Vgl. *Jan Herman Burgers*, The Road to San Francisco. The Revival of the Human Rights Idea in the Twentieth Century, in: Human Rights Quarterly 14, 1992, S. 447–477.

13 Vgl. dazu demnächst ausführlicher *Jan Eckel*, »We Can Make a Difference«. Amnesty International USA and the Transformation of International Human Rights Activism from the 1940s through the 1970s, unveröff. Ms. Ein prominentes Beispiel dafür ist die amerikanische »Commission to Study the Organization of Peace«, die von Wissenschaftlern mit engen Kontakten in Regierungskreise geleitet wurde. Ausgehend davon, dass »the prime purpose of an international organization remains unchanged: the strengthening and maintenance of international peace«, nannte die Kommission drei Pfeiler einer zukünftigen Weltordnung: Sicherheitsmaßnahmen zum Schutz vor Aggression; internationale Gerechtigkeit, die durch die Wiederbelebung des Internationalen Gerichtshofs des Völkerbunds und durch eine Menschenrechtskommission gewährleistet werden sollte; und schließlich »economic and social justice in international intercourse«. Fourth Report of the Commission to Study the Organization of Peace, in: International Conciliation 22, 1944, S. 5–110, Zitate S. 6, 18.

Bezug auf Menschenrechte hatte hier den Sinn, die Verfügungsgewalt des Staates gegenüber seinen eigenen Bürgern zu beschränken und war aus der Beobachtung totalitären Machtmissbrauchs gespeist. Aus einem ähnlichen Impuls heraus wandten sich in Europa zur gleichen Zeit föderalistische Denker und Widerstandsbewegungen der Idee zu, wenn sie auch keine organisatorischen Modelle entwickelten.[14] Sie reagierten direkt auf die Erfahrung der Besatzung, auf die Entrechtung durch die deutsche Okkupationsmacht wie auch durch die Kollaborationsregime. Daraus zogen sie die Konsequenz, dass Staaten in einem zukünftigen Europa freiwillig darauf verzichten müssten, ihre Souveränität voll auszuschöpfen. Ein starker Impuls für diese frühen Annäherungen an den Begriff ging vom katholisch-konservativen Denken des Personalismus aus, das in der Zwischenkriegszeit von katholischen Intellektuellen zur doppelseitigen Abgrenzung von individualistischem Liberalismus und kommunistischem Totalitarismus entwickelt worden war und in den vierziger Jahren den Menschenrechtsgedanken als eine Komponente seiner nun zunehmend antitotalitären Ausrichtung adaptierte.[15]

Entscheidend für die Kodifizierung und Institutionalisierung von Menschenrechten war indes, dass sich die Großmächte darauf einließen. Es wäre allerdings falsch, davon auszugehen, dass dies aus einem neuen Idealismus oder gar mit dem Ziel geschah, die internationalen Machtverhältnisse umzugestalten. Menschenrechte tauchten eher als Nebenprodukt des Bemühens um neue internationale Sicherheitsstrukturen für die Nachkriegszeit auf und als ein Element der positiven Visionen, die es zu schaffen galt, um allererst Unterstützung für einen siegreichen Krieg zu mobilisieren.[16] Diesem letzten Zweck dienten drei Dokumente, die bisher allzu frag- und bruchlos in die Vorgeschichte des UN-Menschenrechtsregimes eingereiht worden sind. In seiner Kongressansprache vom Januar 1941 sprach der amerikanische Präsident Roosevelt zwar davon, dass »freedom […] the supremacy of human rights everywhere« bedeute, definierte aber vor allem vier Kernfreiheiten, die er nicht unter den Menschenrechtsbegriff fasste: Glaubensfreiheit, Meinungsfreiheit, die Freiheit von Mangel und die Freiheit von Furcht (»freedom from want« und »freedom from fear«).[17] Die nachträglich zur Atlantikcharta umstilisierte Presseerklärung Roosevelts und Churchills vom August 1941 verwendete den Menschenrechtsbegriff gar nicht. Sie wurde vor allem in der kolonialen Welt enthusiastisch aufgegriffen, da sie ein Bekenntnis zur Selbstbestimmung enthielt. Die Erklärung der Vereinten Nationen vom Januar 1942 schließlich berief sich auf Freiheit, Gerechtigkeit und Menschenrechte, visierte jedoch noch keine internationale Organisation an.

Im Einklang damit erhielten Menschenrechte ihren Platz im Rahmen der UN-Organisation eher beiläufig und gegen große Widerstände. Auf der Konferenz in Dumbarton Oaks von August bis Oktober 1944, auf der sich die USA, Großbritannien, die Sowjetunion und China über das Grundgerüst der künftigen Weltorganisation einigten, waren Menschenrechte zunächst kein Thema, bis Roosevelt dafür plädierte, in den Charta-Entwurf ein unverbindliches Bekenntnis aufzunehmen. Auf der UN-Gründungskonferenz in

---

14 Vgl. *Simpson*, Rights, S. 204–222, 543–596; *Klaus Dicke*, Menschenrechte und europäische Integration, Straßburg/Kehl 1986, S. 112–135.

15 Vgl. *Samuel Moyn*, Jacques Maritain, Christian New Order, and the Birth of Human Rights, in: *Stefan-Ludwig Hoffmann* (Hrsg.), Human Rights in the Twentieth Century. Concepts and Conflicts, erscheint voraussichtlich 2010.

16 Dies überwiegend gegen die Einschätzung von *Elizabeth Borgwardt*, A New Deal for the World. America's Vision for Human Rights, Cambridge, MA/London 2005, die in der amerikanischen Außenpolitik während des Weltkriegs einen positiv zu bewertenden neuen Multilateralismus entstehen sieht, der sich auch auf dem Gebiet der Menschenrechte abzeichne. Vgl. auch *Normand/Zaidi*, Rights, S. 81–106.

17 Der Text lässt sich auf der Internetseite der Franklin D. Roosevelt Presidential Library einsehen: URL: <http://www.fdrlibrary.marist.edu/od4frees.html> [30.4.2009].

San Francisco von April bis Juni 1945, in der die UN-Charta verabschiedet wurde, waren es vor allem amerikanische NGOs und einige lateinamerikanische Staaten, die einen höheren Stellenwert für Menschenrechte forderten. Um angesichts der öffentlichen Kritik nicht an Glaubwürdigkeit zu verlieren, ging die US-Regierung darauf ein, sorgte aber im Einvernehmen mit Großbritannien und der Sowjetunion dafür, dass lediglich vage Bezüge in die Charta eingefügt wurden. Gleichzeitig einigten sich die Konferenzteilnehmer darauf, eine Klausel aufzunehmen, nach der es den Vereinten Nationen nicht erlaubt war, »to intervene in matters which are essentially within the domestic jurisdiction of any state« (Art. 2,7). Damit schrieben sie ein Prinzip in die neue Weltorganisation ein, das zu dem Gedanken, Bürger gegen ihren eigenen Staat zu schützen, in diametralem Gegensatz stand und in den kommenden Jahrzehnten von Staaten immer wieder angerufen werden sollte, um sich gegen mögliche Untersuchungen zu wehren. In San Francisco erschien dieses Prinzip auch ›kleinen‹ Staaten wünschenswert, um sich gegen die Einmischungen mächtigerer Staaten zu schützen.

In der Ausgestaltung des UN-Menschenrechtsregimes, mit der nach der Gründung der Organisation begonnen wurde, entstand ein denkbar schwaches Schutzsystem.[18] Die Weichen dafür stellte die Menschenrechtskommission, die 1947 als ein mit Staatenvertretern besetztes Gremium geschaffen wurde. Ihre Arbeit ist in der Literatur bislang aus zwei gegensätzlichen Perspektiven dargestellt worden: als eine Erfolgsgeschichte, in der jedes kodifizierte Recht als ein gutes Recht erscheint[19]; und als eine Entlarvungsgeschichte, in der die Kommission nur die löchrige Fassade abgibt für den zynischen Versuch der westlichen Großmächte, ihre eigenen Werte zu exportieren und ihre Feinde in die Enge zu treiben.[20] Beiden Sichtweisen ist gemeinsam, dass sie den Maßstab von »achievements and disappointments«[21] anlegen, was nicht unberechtigt sein mag, aber eher die Sicht zeitgenössischer Aktivisten widerspiegelt als eine historisch-analytische Distanz. Überzeugender erscheint es dagegen, die Menschenrechtsarbeit an den historischen Ort zu rücken, an dem sie tatsächlich stattfand, und als Ausdruck von realpolitischen Interessenkonflikten, Machtambitionen und divergierenden Wertvorstellungen zu verstehen.[22] Sie schlugen sich in den drei wesentlichen Aufgaben nieder, die der Menschenrechtskommission gestellt waren.

Die erste bildete die Allgemeine Menschenrechtserklärung. Wenn die Staatenvertreter auch um einzelne Artikel hart feilschten, so wurde sie doch relativ zügig fertiggestellt und im Dezember 1948 von der Generalversammlung angenommen. Die kommunistischen Staaten konnten mit einigen ihrer wichtigen Anliegen, vor allem dem Wunsch nach expliziten Bezügen auf Demokratie, Faschismus und Nationalsozialismus, nicht durchdringen, was ihre spätere Enthaltung in der Generalversammlung motivierte (wo sich zudem Saudi-Arabien und Südafrika enthielten). Dennoch entstand ein umfassender Rechtskatalog, der neben den aus der Tradition des europäisch-amerikanischen Verfassungsstaats gängigen politischen und bürgerlichen Rechten auch eine lange Liste wirtschaftlicher und sozialer Rechte einschloss (die im Erklärungstext nachgeordnet waren). An ihrer Aufnahme hatten lateinamerikanische Repräsentanten einen maßgeblichen Anteil, die

18 Vgl. *Normand/Zaidi*, Rights; *Simpson*, Rights; *Glendon*, World; *Sellars*, Rise.

19 Vgl. *Lauren*, Evolution; *Glendon*, World; *Johannes Morsink*, The Universal Declaration of Human Rights. Origins, Drafting and Intent, Philadelphia 1999.

20 Vgl. *Sellars*, Rise, und tendenziell *Normand/Zaidi*, Rights.

21 *Normand/Zaidi*, Rights, S. 5.

22 Vgl. *Mark Mazower*, The Strange Triumph of Human Rights, 1933–1950, in: The Historical Journal 47, 2004, S. 379–399; *ders*., An International Civilization? Empire, Internationalism and the Crisis of the Mid-Twentieth Century, in: International Affairs 82, 2006, S. 553–566.

zum Teil mit den Vertretern des Ostblocks stimmten.[23] Am detailliertesten ist in diesem Zusammenhang, wie auch in der Genese des UN-Menschenrechtsregimes allgemein, bislang die britische Politik untersucht worden.[24] Die britische Regierung war in der Normsetzungsarbeit darauf bedacht, nationale Rechtsauffassungen durchzusetzen und durch minimalistische Formulierungen zu verhindern, dass die Rechtsdokumente unerwünschte Folgen für die Innenpolitik haben könnten. Dabei herrschte ein bemerkenswert klares Bewusstsein über die Kluft zwischen rhetorischen Ansprüchen und politischer Wirklichkeit. So gab ein Mitglied der britischen Delegation intern zu bedenken, »it might be dangerous to enunciate high moral principles which none of our governments had the slightest intention of observing literally.«[25] Der Wert der Menschenrechtserklärung war in jedem Fall zunächst rein deklaratorisch.

In der zweiten wichtigen Frage, den Implementierungsverfahren, stemmten sich die USA, Großbritannien und die Sowjetunion gleichermaßen gegen alle Vorschläge, vor allem dagegen, ein Verfahren der Individualbeschwerde einzurichten. Die Überlegungen der britischen Delegation illustrieren das Dilemma, dass starke Mechanismen zwar als Waffe gegen den Systemgegner nützlich erschienen, aber auf die eigene innere Politik hätten zurückschlagen können.[26] Allgemein waren nur wenige Regierungen an den Vorgängen in der zuständigen Arbeitsgruppe und an ihren Entwürfen interessiert.

Am längsten zog sich, drittens, die Arbeit an der Menschenrechtskonvention hin, die dabei ebenfalls stark verwässert wurde. Westliche und Ostblockstaaten konnten sich nicht über den Stellenwert wirtschaftlicher und sozialer Rechte einigen, was dazu führte, dass das ursprünglich ins Auge gefasste einheitliche Dokument 1951 in zwei getrennte Pakte, einen über politisch-bürgerliche und einen über wirtschaftlich-soziale Rechte, aufgespalten wurde. Für weiteren erheblichen Konfliktstoff sorgte das Prinzip der Selbstbestimmung, das die ehemaligen Kolonialländer mit Unterstützung der kommunistischen Staaten gegen den Widerstand des Westens prominent verankerten. Die USA – die sich 1953 unter innenpolitischem Druck von den Arbeiten ganz zurückzogen – und Großbritannien drangen auf Klauseln, die die Anwendbarkeit der Pakte im eigenen Herrschaftsgebiet einschränken sollten.[27] Durchgreifende Überwachungs- und Durchsetzungsverfahren wurden wiederum nicht vorgesehen; Individual- und Staatenbeschwerden konnten an ein später eingerichtetes Menschenrechtskomitee gerichtet werden, diese Bestimmung mussten Staaten aber nicht annehmen. Die Pakte wurden schließlich 1966 verabschiedet; in der Folge sollte eine große Zahl von Staaten bei der Unterzeichnung Vorbehalte machen.

Auch in den anderen Bereichen der Normsetzung blieben die Fortschritte während der ersten rund zweieinhalb Jahrzehnte nach der UN-Gründung sehr begrenzt. Am größten waren sie im Bereich der Frauenrechte[28], der, was in der Literatur bisher wenig beachtet

---

23 Vgl. *Morsink*, Declaration. Eine stark vergröbernde, die Rolle ›kleiner Staaten‹ überbetonende Analyse findet sich bei *Susan Waltz*, Universalizing Human Rights. The Role of Small States in the Construction of the Universal Declaration of Human Rights, in: Human Rights Quarterly 23, 2001, S. 44–72; *dies.*, Reclaiming and Rebuilding the History of the Universal Declaration of Human Rights, in: Third World Quarterly 23, 2002, S. 437–448. In der Literatur hat sich zudem eine Diskussion um den universalen Charakter der Allgemeinen Menschenrechtserklärung entsponnen, die ihrerseits als Reflex auf die Universalitäts-Diskussion der neunziger Jahre zwischen westlichen und nicht-westlichen Politikern und Wissenschaftlern zu verstehen ist.

24 Vgl. *Simpson*, Rights, S. 221–542.

25 Zit. nach ebd., S. 422.

26 Vgl. ebd., S. 221–542.

27 Dabei handelte es sich um die föderale Klausel und die allgemeine Beschränkungsklausel, die beide von den USA, und die Kolonialklausel, die von Großbritannien vorgebracht wurden.

28 Zwischen 1952 und 1962 verabschiedeten die Vereinten Nationen drei Konventionen zu den politischen Rechten und zur Staatsangehörigkeit von Frauen sowie zum Eheschutz. Überblicke über die Normsetzungsarbeit geben *Howard Tolley, Jr.*, The U. N. Commission on Human Rights,

worden ist, in einer eigenen Kommission institutionalisiert und damit gewissermaßen auf den Status eines Spezialproblems relegiert worden war. Daneben schlugen vor allem eine schwache Genozidkonvention (1948)[29], eine Zusatzkonvention zur Sklaverei (1956) und eine Erklärung über Kinderrechte (1959) zu Buche. Einen wichtigen Faktor für die im Ganzen unbeeindruckende Ausformung des UN-Menschenrechtsschutzes stellte die Blockade durch den Antagonismus des Kalten Kriegs dar, auf die in der Literatur mitunter verwiesen worden ist. Aber mindestens in der Frage effektiver Implementierungsverfahren verlief die Konfliktlinie quer zu dem ideologischen Gegensatz von Demokratie und Kommunismus, nämlich zwischen machtpolitisch starken und schwachen Staaten.

Die Substanz der neuen Normen und Mechanismen stellte aber nur eine Dimension des neuen Menschenrechtssystems dar. Nicht entschieden war damit, wie sie genutzt wurden. Ebenso wichtig ist es daher, die unbeabsichtigten Folgen in den Blick zu nehmen, die sich aus seiner Errichtung ergaben. Mindestens ansatzweise entwickelte es in den folgenden Jahren ein Eigenleben, das seine Urheber nicht vorausgesehen hatten und nicht vollständig kontrollieren konnten. Zum einen stand die Allgemeine Menschenrechtserklärung, auch wenn sie keine bindende Kraft besaß, Individuen und Gruppen weltweit als ein symbolischer Referenzpunkt zur Verfügung, mit dem sie ihren Kampf gegen Unterdrückung oder ihre Suche nach Schutz legitimieren konnten. In den späten vierziger und fünfziger Jahren bezog sich ein ebenso heterogenes wie breites Spektrum von Gruppen, die sich verfolgt oder entrechtet fühlten, auf die Erklärung oder wandte sich direkt an die UN-Menschenrechtskommission: deutsche Ostflüchtlinge, Exilgruppen, die aus kommunistischen oder lateinamerikanischen Diktaturen geflohen waren, antikolonialistische Gruppen in Afrika und Asien, bis hin zu afroamerikanischen Bürgerrechtsorganisationen wie der *National Association for the Advancement of Colored People* (NAACP), die der Menschenrechtskommission ihren »Appeal to the World« vorlegte.[30] Die Kommission erhielt im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens 65.000 Petitionen, danach wurden Eingaben noch häufiger.[31] Die unmittelbaren Wirkungen waren jedoch gleich null. Da sie bereits in ihrer ersten Sitzung, angesichts der vielen bei ihr eingegangenen Hilfsgesuche, erklärt hatte, sie habe »no power to take any action«[32], konnte die Kommission die Beschwerden nur zur Kenntnis der betreffenden Staaten bringen, und so wurden die Petitionen zum leeren Ritual. John Humphrey, damals Direktor der UN-Menschenrechtsabteilung, nannte

---

Boulder/London 1987; *Philip Alston* (Hrsg.), The United Nations and Human Rights, Oxford 1992.

29 Vgl. *Lawrence J. LeBlanc*, The United States and the Genocide Convention, Durham/London 1991; *John Cooper,* Raphael Lemkin and the Struggle for the Genocide Convention, Basingstoke/New York 2008.

30 Ein Sample davon findet sich in den Unterlagen der International League for the Rights of Man/for Human Rights, New York Public Library. Zu den deutschen Flüchtlingen vgl. *Lora Wildenthal*, Human Rights Advocacy and National Identity in West Germany, in: Human Rights Quarterly 22, 2000, S. 1051–1059; *dies*., Human Rights Activism in Occupied and Early West Germany. The Case of the German League for Human Rights, in: Journal of Modern History 80, 2008, S. 515–556. Zu osteuropäischen Exilanten vgl. Assembly of Captive European Nations: Denial of Human Rights in Eastern Europe. 10 Years after the Adoption of the Universal Declaration, New York 1958. Zum Appell der NAACP vgl. *Carol Anderson*, Eyes Off the Prize. The United Nations and the African American Struggle for Human Rights, 1944–1955, Cambridge 2003, S. 58–112. Zu Bezugnahmen auf Menschenrechtsbestimmungen in Bürgerrechtsstreitfällen vor amerikanischen Gerichten vgl. *Mark Philipp Bradley*, The Ambiguities of Sovereignty. The United States and the Global Human Rights Cases of the 1940s and 1950s, in: *Douglas Howland*/*Luise White* (Hrsg.), The Art of the State. Sovereignty Past and Present, Bloomington 2009, S. 124–147.

31 Vgl. *Thomas Buergenthal*, International Human Rights in a Nutshell, St. Paul 1995, S. 87.

32 Bestätigt vom Wirtschafts- und Sozialrat in der Resolution 75, V, 5.8.1947.

sie in der Rückschau daher nicht ohne Bitterkeit »the most elaborate wastepaper basket ever invented«.[33] Die vierziger und fünfziger Jahre waren eine Phase der tentativen Bezugnahme auf die neuen internationalen Normen und des Experimentierens mit den neuen Institutionen, in der die anfänglichen Hoffnungen schon bald in Enttäuschung umschlugen. Dies zeigte sich etwa auch am UN-Treuhandsystem. Die Einwohner derjenigen Kolonialgebiete, die vom UN-Treuhandrat verwaltet wurden, machten von dessen Petitionssystem zunächst regen Gebrauch, bis sie seine Wirkungslosigkeit erkannten und sich ernüchtert abwandten.[34]

Zum anderen wurden die Organe der neuen Weltorganisation zu Foren, in denen prinzipiell jeder Mitgliedsstaat einen anderen der Menschenrechtsverletzung anklagen konnte. Keine der bisherigen Darstellungen hat es sich nehmen lassen, auf die Initiative Indiens zu verweisen, das in der ersten Generalversammlung Südafrika wegen der Diskriminierung seiner indischen Minderheit an den Pranger stellte.[35] Die Normsetzungsarbeit verwandelte sich auf diese Weise in einen rhetorischen Kampf um Legitimierung und Diskreditierung, der in den ersten rund zehn Jahren aufgrund der Mitgliederverhältnisse vor allem entlang den Konfliktlinien des Kalten Kriegs geführt wurde.[36] Vor dem imaginären Forum einer »Weltöffentlichkeit«, die sie rituell anriefen, brachten beide ideologischen Lager vorwiegend Themen auf, die dazu angetan waren, die eigene Gesellschafts- und Werteordnung zu bestätigen und die Schwächen des Systemgegners bloßzulegen. Die westlichen Länder drangen auf freien Nachrichtenfluss und uneingeschränkten Zugang zu Informationen (»freedom of information«), klagten Menschenrechtsverletzungen in den sowjetischen Satellitenstaaten Bulgarien, Rumänien und Ungarn an und initiierten eine Kampagne gegen Zwangsarbeit in der Sowjetunion. Die Überlegungen, die innerhalb der US-Regierung zu diesen Themenkomplexen angestellt wurden, bezeugten ebenso das unverhüllte realpolitische Kalkül wie den Wert, der den Vereinten Nationen als Plattform für die antagonistische Imagepolitik zugeschrieben wurde. Ein vertrauliches Memorandum vom Anfang der fünfziger Jahre zählte etwa die Zwangsarbeitsfrage zu den Themen, die »with the primary purpose of winning Cold War propaganda advantages« vorgebracht worden seien, »with little or no expectation that their ostensible purpose would be achieved directly or within a reasonable time«. Dafür sammelten Nachrichtendienste akribisch Informationen und stellten Kontakte zu einschlägigen NGOs her. Gleichzeitig machten die Sorge vor Gegenvorwürfen und die Unsicherheit über die Reaktion der europäischen Verbündeten solche Anklagen zu einem delikaten Balanceakt.[37] Die kommunistischen Länder denunzierten im Gegenzug die Rassendiskriminierung in den USA, Süd-

---

33 *John Humphrey*, Human Rights and the United Nations. A Great Adventure, Dobbs Ferry 1983, S. 28.

34 Vgl. dazu am Beispiel Tanganyikas: *Ullrich Lohrmann*, Voices from Tanganyika. Great Britain, the United Nations and the Decolonization of a Trust Territory, Berlin 2007, insbes. S. 242–261, 531–539. Diese Petitionen konnten sich auf vielfältige Missstände beziehen, und nicht in allen wurden Menschenrechtsverletzungen geltend gemacht.

35 Vgl. etwa *Paul Gordon Lauren*, Power and Prejudice. The Politics and Diplomacy of Racial Discrimination, Boulder 1996, S. 178–209. Vgl. auch *Saul Dubow*, Smuts, the United Nations, and the Rhetoric of Race and Rights, in: Journal of Contemporary History 43, 2008, S. 45–74.

36 Das Folgende basiert auf einer Analyse der Dokumente des UN-Wirtschafts- und Sozialrats, dem die Menschenrechtsarbeit zugeordnet war, und seiner Unterkommissionen, vor allem der Menschenrechtskommission, im Zeitraum von 1947 bis Ende der fünfziger Jahre.

37 Vgl. National Archives, College Park/MD, Record Group 84, 1030-D, Box 60, Human Rights in the General Assembly, o. Dat.; ebd., Box 33, Position Paper: Forced Labor and Measures for its Abolition, 6.2.1951; Record Group 59, Office Files of the Assistant Secretary of State for UN Affairs, Box 5, Propaganda in the United Nations, o. Dat., hier das Zitat; Record Group 59, 1238, Box 22, Position Paper: Forced Labor, 10.9.1949. Vgl. auch die Hinweise bei *Sellars*, Rise, S. 67–86.

afrika und Australien und die Entrechtung afrikanischer und asiatischer Bevölkerungen durch die europäische Kolonialherrschaft. Sie legten ihren Finger aber auch auf strukturelle Mängel des kapitalistischen Systems wie Arbeitslosigkeit oder die Unterbezahlung von Frauen. Die Konsequenz der gegenseitigen Politik der Beschuldigung und Beschämung war, dass nicht nur die unfreiheitlich-repressiven Mechanismen der kommunistischen Diktaturen offen zutage traten, sondern auch die dunklen Seiten der Demokratien hell ausgeleuchtet wurden. Es war eine Weltinnenpolitik ganz eigener Art, die sich hier abzeichnete, mit negativem Vorzeichen und im Dienste der gegenseitigen Systemdestabilisierung.

Schwieriger abzuschätzen ist, ob sie Wirkungen zeitigte. In jedem Fall war die Sorge vor »embarrassment« ein Leitmotiv, das die britische und die amerikanische Politik in den Vereinten Nationen bestimmte.[38] Die Truman-Regierung war in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren besonders empfindlich gegenüber internationaler Kritik an der Situation der afroamerikanischen Bevölkerung. In dem Moment, als sich die USA anschickten, die Führung der »freien Welt« zu beanspruchen und begannen, um die Gunst der unabhängig werdenden afrikanischen und asiatischen Nationen zu werben, wurde das heimische »Negro problem« zur schwersten Hypothek für die internationale Reputation.[39] Das war ein Grund, warum Truman die staatsbürgerliche Gleichstellung der Afroamerikaner vorantrieb. Die in den Foren der UN geäußerten Anschuldigungen stellten dabei allerdings nur einen Teil der Kritik dar, die weltweit in Presse und Radio zirkulierte. Wesentlich unwahrscheinlicher ist es, dass die Verbalattacken in der Weltorganisation die Sowjetunion und ihre Verbündeten in nennenswerte Bedrängnis brachten. Immerhin lässt sich darüber spekulieren, inwieweit die Auflösung des sowjetischen Lagersystems in den Jahren nach Stalins Tod durch die internationale Kampagne gegen Zwangsarbeit mitveranlasst wurde. Insgesamt ist es wahrscheinlicher, dass sie einen Teil der post-stalinistischen Restrukturierung des sowjetischen Machtsystems darstellte als eine spezifische Reaktion auf Menschenrechtskritik. Viele Aspekte der UN-Menschenrechtsarbeit sind bei alledem im Übrigen noch ungeklärt: die Rolle des Sekretariats bei der Ausarbeitung der Normen, die Bedeutung, die fallweise Koalitionen und Schlichtungsversuche hatten, wo Zonen des Konsenses bestanden und welche Rechtsvorstellungen einzelne Länder vertraten.

Europarat

Ein potenziell effektiveres Schutzsystem entstand zur gleichen Zeit in Westeuropa. Im Jahr 1950 verabschiedete der Europarat[40] eine Europäische Menschenrechtskonvention und damit ein bindendes Dokument. Es gab Einzelnen wie Staaten die Möglichkeit, Beschwerden über die Verletzung der Konvention an eine Kommission zu richten und sah zudem einen Europäischen Gerichtshof vor, wenn es den Unterzeichnern auch freigestellt war, dessen Rechtsprechung zu akzeptieren.

Die Begründung dieses Menschenrechtsregimes gelang auf regionaler Ebene, da hier nicht die Aufgabe gestellt war, völkerrechtliche Normen mit weltweitem Gültigkeitsan-

---

38 Zu Großbritannien vgl. *Simpson*, Rights; zu den USA vgl. das Material bei *Anderson*, Eyes, S. 58–165.

39 Vgl. dazu und zum Folgenden: *Brenda Gayle Plummer*, Rising Wind. Black Americans and US Foreign Affairs, 1935–1960, Chapel Hill 1996; *Mary Dudziak*, Cold War Civil Rights. Race and the Image of American Democracy, Princeton/Oxford 2000; *Thomas Borstelman*, The Cold War and the Color Line. American Race Relations in the Global Arena, Cambridge 2001.

40 Die Gründungsmitglieder waren Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Irland, Italien, Luxemburg, die Niederlande, Norwegen und Schweden.

spruch zwischen kulturell und ideologisch höchst verschiedenartigen Mitgliedsländern auszuhandeln. Die Abgeordneten der Beratenden Versammlung des Europarats, die in den Vorbereitungen der Menschenrechtskonvention die treibende Kraft darstellten und auf möglichst starke Bestimmungen und freiwilligen staatlichen Souveränitätsverzicht drängten, griffen den Menschenrechtsgedanken auf, um Demokratie und Freiheit gegen Unterminierung und staatliche Willkür zu schützen.[41] Sie beriefen sich dafür auf die Erfahrung der NS-Besatzung, von Rassismus und Krieg, und auf die aktuellen Gefahren, die vom totalitären Kommunismus drohten. Gleichzeitig verstanden sie Menschenrechte als Ausdruck eines gemeinsamen kulturellen Erbes und Inbegriff einer europäischen »Zivilisation«. Angesichts der Schwierigkeiten, von denen die UN-Arbeit geplagt war, stellte sich die europäische Konvention als bewusster Rückzug auf die kleinere geografische Einheit dar.[42] Das europäische Menschenrechtssystem war somit in erster Linie restaurativ und antitotalitär. Es war Teil eines moralisch-politischen Wiederaufbaus und sollte Rechte bestätigen, die die Europaratsmitglieder im staatlichen Normalzustand ihrer Gesellschaften ohnehin verwirklicht glaubten. Gleichzeitig sollte es einen eng umzirkelten freiheitlich-demokratischen Raum nach außen, vor der neu erstandenen kommunistischen Bedrohung, abschirmen.[43]

Dennoch war die Abtretung staatlicher Vollmachten auch im europäischen Kontext ein mühsamer und umstrittener Prozess. Offenbar brachten die wenigsten Regierungen Begeisterung für die Konvention auf, die eher als symbolische Geste für wichtig gehalten wurde. Als schwierigste Frage erwies sich wiederum diejenige der Durchsetzungsmechanismen. Tendenziell scheint die Zustimmung für starke und unabhängige Verfahren bei den jüngst geschaffenen oder wiederhergestellten Demokratien wie Frankreich, Italien, Irland, Österreich und Westdeutschland größer gewesen zu sein als bei den lange etablierten.[44] Schließlich wurde der Kompromiss gefunden, die Rechtsprechung des Gerichtshofs optional zu machen, und es wurde dem (Außen-)Ministerkomitee, und damit dem eigentlich politischen Organ des Europarats, eine gewichtige Rolle bei Beschwerdeverfahren eingeräumt.

Galt das europäische System bei Menschenrechtsaktivisten als großer Erfolg, so blieb es doch auf Jahrzehnte hinaus praktisch bedeutungslos. Die Möglichkeit der Individualbeschwerde wurde zunächst kaum in Anspruch genommen; erst in der Mitte der achtziger und dann noch einmal in den neunziger Jahren stieg die Zahl der Beschwerden dramatisch an. Der Gerichtshof hatte bis 1978 30 Urteile gesprochen. Im Jahr 1983 waren es 70, 1989 bereits 200 und 1994 knapp 500.[45] Wenn auch spät, so entstand dabei doch ein bemerkenswerter europäischer Rechtsraum, denn die Entscheidungen des Gerichtshofs

---

41 Vgl. Council of Europe (Hrsg.), Collected Edition of the »Travaux préparatoires« of the European Convention on Human Rights, 8 Bde., Den Haag 1975–1985.

42 Pierre-Henri Teitgen etwa, der an dem Ausarbeitungsprozess führend beteiligt war, bemerkte: »We do not wish to bring the European order into conflict with the world order but, while awaiting the establishment of a just and durable world order, we would at least like to have a just and durable European order«, in: Council of Europe (Hrsg.), Edition, Bd. 1, S. 294.

43 Simpson zeigt im Detail, dass dies die Funktionen waren, die die britische Regierung mit der Menschenrechtskonvention verband. Vgl. *Simpson*, Rights, S. 543–873.

44 So die These von *Andrew Moravscik*, The Origins of Human Rights Regimes. Democratic Delegation in Postwar Europe, in: International Organization 54, 2000, S. 217–252. Problematisch ist, dass Moravscik nur die Zustimmungen und Ablehnungen als solche zählt, ohne die Motivlage der Staaten detailliert zu untersuchen.

45 Vgl. *Ernst Mahrenholz/Meinhard Hilf/Eckart Klein*, Entwicklung der Menschenrechte innerhalb der Staaten des Europarats, Heidelberg 1987; *Otto Schmuck* (Hrsg.), Vierzig Jahre Europarat. Renaissance in gesamteuropäischer Perspektive?, Bonn 1990; *Robert Blackburn* (Hrsg.), Fundamental Rights in Europe. The European Convention on Human Rights and its Member States, 1950–2000, Oxford 2001.

wurden in hohem Grade national umgesetzt, obwohl sie zum Teil in sensible Felder der nationalen Gesetzgebung hineinreichten.[46]

Die Staatenbeschwerde hingegen entwickelte sich bis zum Ende des Jahrhunderts nicht zu einem viel gebrauchten Instrument. Im ersten Fall 1956, als Griechenland die repressiven Methoden anklagte, die die britische Kolonialregierung gegen den noch anhaltenden griechischen Aufstand auf Zypern getroffen hatte, folgte die Menschenrechtskommission letztlich der Deutung der Kolonialverwaltung, sie habe lediglich von ihren Notstandsrechten Gebrauch gemacht.[47] Hatte Griechenland mit seiner Anklage nationale Interessen im Blick, so blieb dies auch in den wenigen weiteren Beschwerden das gängige Muster.[48] Nur in zwei Fällen verfolgten die beschwerdeführenden Staaten das Ziel, Menschenrechte über nationale Grenzen hinweg zu schützen. Im Jahr 1968 klagten die skandinavischen Länder und die Niederlande die junge griechische Militärregierung des Konventionsbruchs an, worauf eine entschlossene Untersuchung durch die Kommission folgte. Griechenland kam einem möglichen Ausschluss, auf den manches hinwies, zuvor, indem es aus dem Europarat austrat. Im Jahr 1982 reichten die gleichen Staaten eine Klage unter anderem wegen Folter gegen die türkische Militärregierung ein; das Verfahren endete mit einer Schlichtung. In allen Fällen wurde nur einmal der Gerichtshof angerufen[49], ansonsten wurden sie vom Ministerkomitee entschieden, das wiederum nur einmal bestätigte, die Konvention sei verletzt worden (im Fall Griechenlands).[50] Es liegt nahe anzunehmen, dass die politische Nähe zwischen den Europaratsmitgliedern die Bereitschaft, Menschenrechtsverstöße in Nachbarländern zu denunzieren, gehemmt hat. Im groben Überblick betrachtet, bestätigte sich jedenfalls in der Entwicklung des europäischen Menschenrechtssystems sein ursprünglicher Sinn. Es war eine Einrichtung, mit der sich die westeuropäischen Staaten gegenseitig ihrer Wertegemeinschaft versicherten, und so wurden in erster Linie diejenigen Staaten als Menschenrechtsverletzer abgestraft, wie Griechenland und die Türkei, die sich am weitesten davon entfernt hatten.

Organisation Amerikanischer Staaten

Die geringste Rolle spielten Menschenrechte in der Nachkriegszeit in der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS). Die OAS verabschiedete auf ihrer Gründungskonferenz 1948 eine »Erklärung der Menschenrechte und -pflichten«, schuf aber zunächst keine weiteren Rechtsinstrumente oder Institutionen. Nachdem die kontinentale Kriegskooperation, unter der sich eine enge Abstimmung in wirtschaftlichen und Sicherheitsfragen

---

46 Vgl. das allerdings vergleichsweise frühe Urteil von *P. van Dijk/G. J. H. van Hoof*, Theory and Practice of the European Convention on Human Rights, Antwerpen/Deventer 1984. Norwegen etwa änderte seine Verfassung, um die Bestimmungen zu religiöser Gleichheit zu stärken, Österreich fügte in die Verfassung ein Appellrecht in Strafverfahren ein, Belgien veränderte seine Gesetzgebung zum Sprachgebrauch in Schulen.

47 Vgl. *Simpson*, Rights, S. 924–1052.

48 Bei der Klage Österreichs gegen Italien 1961 ging es um einen italienischen Prozess gegen Aktivisten in Südtirol; bei der Klage Irlands gegen Großbritannien 1972 um das britische Vorgehen bei der Terrorbekämpfung in Nordirland; Zypern klagte 1975/78 und 1996 die Türkei im Zusammenhang der türkischen Besetzung Nordzyperns an.

49 Er stellte 1972 fest, Großbritannien habe bei der Terrorbekämpfung in Irland die Konvention verletzt.

50 Vgl. *Menno T. Kamminga*, Is the European Convention on Human Rights Sufficiently Equipped to Cope with Gross Systematic Violations?, in: Netherlands Quarterly for Human Rights 2, 1994, S. 153–164; *Jochen A. Frowein/Wolfgang Peukert*, Europäische Menschenrechtskonvention. ERMK-Kommentar, Kehl 1996, S. 515–522; *Søren C. Prebensen*, Inter-State Complaints under Treaty Provisions. The Experience under the European Convention on Human Rights, in: Human Rights Law Journal 20, 1999, S. 446–455.

entwickelt hatte, mit der Konzentration des US-Engagements auf Europa seit 1945 an ihr Ende gekommen war, verlief der zentrale Interessengegensatz zwischen den lateinamerikanischen Staaten auf der einen Seite und ihrem mächtigen nördlichen Nachbarn auf der anderen.[51] Die lateinamerikanischen Staaten verfolgten mehrere miteinander verbundene Ziele: Sie wollten einer möglichen Instrumentalisierung der Vereinten Nationen durch die Großmächte entgegenwirken, die USA auf andauernde Finanzhilfe verpflichten und gleichzeitig einem Interventionismus der neuen Supermacht vorbeugen. Die US-Regierung hingegen schwenkte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs sehr schnell von ihrer Politik der Demokratieförderung, die gegen den faschistischen Kriegsgegner gerichtet gewesen war, weg und versuchte, den Kontinent für eine antikommunistische Politik zu mobilisieren. Damit hatten beide Seiten Gründe, den inneramerikanischen Regionalismus zu verfestigen, die der Festlegung auf Menschenrechtsnormen zuwiderliefen. Zudem brachte der neue Kurs der US-Regierung die kurzlebige demokratische Öffnung, die sich zwischen 1944 und 1946 in Lateinamerika vollzogen hatte, zu einem abrupten Ende. In den Jahren 1947/48 wurden die liberalen Regierungen in Venezuela, Peru und Kolumbien gestürzt, und die Regierungen in Argentinien, Brasilien, Paraguay, Chile und Bolivien rückten merklich nach rechts.

Hatten sich einige lateinamerikanische Staaten um das Kriegsende herum, als die Struktur der Vereinten Nationen zur Debatte stand, noch als besonders starke Fürsprecher von Menschenrechtsnormen profiliert, waren die Gemüter rund drei Jahre später schon erheblich abgekühlt. Im Jahr 1945 hatten lateinamerikanische Delegierte sowohl auf einer Konferenz in Mexiko als auch auf der UN-Gründungskonferenz in San Francisco die Versuche der Großmächte, Menschenrechtsbestimmungen zurückzustufen, scharf kritisiert.[52] Damals befand sich der Kontinent auf dem Höhepunkt der Demokratisierungswelle, und die Stellungnahme zugunsten von Menschenrechten drückte ebenso die Ablehnung einer um die Vetomächte des Sicherheitsrats zentrierten Weltorganisation aus wie die auch sonst blühenden Hoffnungen auf eine gerechte Friedensordnung.[53] Auf der OAS-Gründungskonferenz in Bogotá 1948 hatte sich der Kontext gewandelt.[54] Die OAS wurde als ein regionales Sicherheitssystem geschaffen, das den Kontinent nach außen stärken sollte. Ihr Eckpfeiler war das Prinzip der Nichtintervention, das für sich bereits im Widerspruch zum Gedanken internationaler Menschenrechtsnormen stand. Es stellte die Gegenleistung dar, die die lateinamerikanischen Staaten von den USA für den Sicherheitspakt forderten. Zwar wurde in Bogotá auch die amerikanische Menschenrechtserklärung angenommen, doch standen ihr die meisten Staaten distanziert gegenüber. Acht Staaten plädierten dafür, eine bindende Konvention zu verabschieden, was an zwölf Gegenstimmen scheiterte. Schließlich wollten nur sechs Länder die Menschenrechtserklärung in die OAS-Charta integrieren, was ihren Status aufgewertet hätte. In den Diskussionen stellte es geradezu einen Topos dar, stärkere Menschenrechtsbestimmungen mit dem Argument zurückzuweisen, sie unterminierten die staatliche Souveränität und gefährdeten das Prinzip der Nichtintervention.

---

51 Vgl. allgemein: *David Rock* (Hrsg.), Latin America in the 1940s. War and Postwar Transitions, Berkeley 1994; *Walther L. Bernecker/Hans Werner Tobler*, Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Außenbeziehungen Lateinamerikas im 20. Jahrhundert, in: *dies.* (Hrsg.), Handbuch der Geschichte Lateinamerikas, Bd. 3: Lateinamerika im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1996, S. 3–228.

52 Darauf ist in der Literatur verschiedentlich hingewiesen worden. Vgl. *Borgwardt*, Deal, S. 172 f.; *Normand/Zaidi*, Rights, S. 118 f.

53 Vgl. den Bericht von *Olive Holmes*, The Mexico City Conference and Regional Security, in: Foreign Policy Reports 21, 1.5.1945.

54 Vgl. zum Menschenrechtssystem der OAS: *Cecilia Medina Quiroga*, The Battle of Human Rights. Gross, Systematic Violations and the Inter-American System, Dordrecht 1988; *Juliane Kokott*, Das interamerikanische System zum Schutz der Menschenrechte, Berlin/New York 1986.

In den folgenden rund zwei Jahrzehnten wurden Demokratie und Menschenrechte innerhalb der OAS vornehmlich dazu angerufen, ein Vorgehen gegen vermeintliche kommunistische Gefahren oder bei Konflikten zu rechtfertigen, die sich regional auszuweiten drohten. Eine Inter-Amerikanische Menschenrechtskommission wurde 1959 geschaffen, aber zunächst lediglich als ein Organ zur Förderung des Menschenrechtsgedankens. Es lag ganz auf der Linie der geschilderten politischen Funktion der OAS, dass sich die Kommission im Lauf der sechziger Jahre vor allem mit dem kommunistischen Kuba und mit der Dominikanischen Republik befasste, wo angesichts der politischen Wirren nach der Ermordung des Diktators Trujillo 1961 vor allem in den Augen der USA die Gefahr eines ›zweiten Kuba‹ bestand.[55]

Die Weiterentwicklung des amerikanischen Menschenrechtsregimes ist als Ausdruck einer gewandelten Konstellation seit den späten sechziger und frühen siebziger Jahren zu verstehen, die es erst noch näher zu untersuchen gälte. Im Jahr 1969 verabschiedete die OAS eine Menschenrechtskonvention. Dass sie erst knapp zehn Jahre später (1978) die nötigen Ratifizierungen hatte, um in Kraft zu treten, und dass der Inter-Amerikanische Menschenrechtsgerichtshof, der daraufhin begründet wurde, bis mindestens in die neunziger Jahre hinein ein Gerichtshof ohne Fälle blieb, verweist nicht darauf, dass der Gedanke des internationalen Menschenrechtsschutzes in Lateinamerika nun besonders stark Fuß gefasst hätte. Mitte/Ende der siebziger Jahre begann allerdings die Inter-Amerikanische Menschenrechtskommission, in einigen eklatanten Fällen staatlicher Verbrechen eine entschlossene Initiative zu entfalten. So veröffentlichte sie kritische, auf Untersuchungen vor Ort basierende Berichte über die Diktatur Pinochets in Chile 1974, die Willkürherrschaft Somozas in Nicaragua 1978 und das Militärregime in Argentinien 1980.[56] Schon Anfang der achtziger Jahre jedoch fiel die Arbeit der Kommission wieder deutlich zurückhaltender aus. Die Situation in El Salvador während der blutigsten Phase des Bürgerkriegs zwischen 1979 und 1983 etwa behandelte sie gar nicht. Ein wichtiger Faktor dafür war die Rolle der USA, denn nachdem die Carter-Regierung das Vorgehen gegen die Militärdiktaturen gefördert hatte, verweigerte die Reagan-Regierung ihre Unterstützung. Zudem bildeten die Militärregime selbst nunmehr eine starke Gruppe innerhalb der Organisation.

II. Menschenrechte in der Dekolonisierung

Im Kontext der Dekolonisierung stellt sich die Frage nach dem emanzipatorischen Potenzial der Menschenrechtsidee in weltgeschichtlichem Maßstab. Am Ende des Zweiten Weltkriegs standen immer noch die größten Teile Afrikas und Asiens in kolonialer Abhängigkeit, und mit den Menschenrechtserklärungen der Nachkriegszeit tat sich mindestens potenziell ein neuer Kanal auf, um die koloniale Unterdrückung zu delegitimieren. Rechtsdiskurse hatten in den Debatten über die Kolonialherrschaft bereits lange vor dem Zweiten Weltkrieg eine Rolle gespielt, sowohl auf der Seite ihrer Verteidiger als auch in den Versuchen kolonisierter Eliten, politische Freiräume zu gewinnen.[57] Mit dem Aufschwung

55 Das führte schließlich 1965 zu einer militärischen Intervention, bei der sich die USA der Hilfe der OAS bedienten und einen neuen Präsidenten einsetzten.

56 Vgl. *Klaas Dykmann*, Philanthropic Endeavors or the Exploitation of an Ideal? The Human Rights Policy of the Organization of American States in Latin America (1970–1991), Vervuert Verlagsgesellschaft, Frankfurt am Main 2004, 505 S., kart., 48,00 €, der allerdings ausschließlich auf die internen Entwicklungen blickt.

57 Vgl. *Alice L. Conklin*, Colonialism and Human Rights. A Contradiction in Terms? The Case of France and West Africa, 1895–1914, in: AHR 102, 1998, S. 419–442; *Bonny Ibhawoh*, Imperialism and Human Rights. Colonial Discourses of Rights and Liberties in African History, Albany 2007.

des Menschenrechtsgedankens in der Nachkriegszeit hatte sich die Situation allerdings insofern verändert, als sich die Kolonialmächte explizit auf internationale Rechtsnormen festgelegt hatten, die der Idee und der Praxis des Kolonialismus prinzipiell widersprachen.

In der Ideologie und Rhetorik der Führer der nationalistischen Bewegungen in Afrika und Asien hatte die Menschenrechtsidee indes offenbar keine wesentliche Bedeutung.[58] Sie orientierten sich an anderen Prinzipien. Im Mittelpunkt der Forderungen stand der Ruf nach »Selbstbestimmung«. Seit seiner öffentlichkeitswirksamen Formulierung durch Woodrow Wilson und Lloyd George am Ende des Ersten Weltkriegs hatten sich die emanzipatorischen Hoffnungen der kolonisierten Völker in erster Linie an den Selbstbestimmungsgedanken gehängt. Sie waren allerdings zunächst enttäuscht worden.[59] Mit der Atlantikcharta vom Sommer 1941, in der wie erwähnt nicht der Menschenrechts-, aber der Selbstbestimmungsbegriff auftauchte, lebten sie wieder auf.[60] In den rund zwei Jahrzehnten nach Kriegsende blieb Selbstbestimmung der Kerngedanke der antikolonialen Bewegung. Er wurde durch zwei weitere Prinzipien ergänzt: durch die Forderung nach der »Gleichheit der Rassen« (die Japan bereits bei der Gründung des Völkerbunds und China bei der Gründung der Vereinten Nationen, jeweils erfolglos, vorgebracht hatten); und durch die Idee der »Entwicklung«, dem Bestreben, grundlegende wirtschaftliche und soziale Probleme zu beseitigen, die aus der Kolonialherrschaft resultierten. Diese Prinzipien zielten darauf, die Voraussetzungen für das eigentliche antikoloniale Projekt zu schaffen, die europäische Dominanz abzuschütteln und unabhängige nationale Staatswesen zu konstituieren. Der Gedanke, die Rechte des Individuums gegen staatlichen Zugriff zu schützen, war in diesem Kontext nicht vorrangig und schien wohl auch nicht funktional. Insofern war die antikoloniale Bewegung tatsächlich »not in essence a human rights movement«.[61]

Die Ausnahmen bestätigen lediglich die Regel. Julius Nyerere, der erste Präsident Tanganyikas, griff den Menschenrechtsbegriff zuweilen in seinen Reden auf.[62] Er verwandte ihn dabei in unterschiedlicher Weise: um die Forderung nach einem nicht-einkommensgebundenen Wahlrecht zu begründen, um die Substanz einer gerechten Rechtsordnung zu umschreiben, vor allem aber um ein Bekenntnis zur Gleichheit der Menschen und Rassen zu formulieren.[63] Der konsequenteste Verfechter einer umfassenderen Menschenrechtsidee, die am ehesten mit den späteren völkerrechtlichen Erklärungen verwandt war, dürfte Nnamdi Azikiwe gewesen sein, der Anfang der sechziger Jahre als erster Prä-

---

58 Vgl. *Andreas Eckert*, African Nationalists and Human Rights, 1940–1970, in: *Hoffmann*, Rights. Sehr deutlich herausgearbeitet ist dieser Aspekt bei *Samuel Moyn*, The Last Utopia. A Critical History of Human Rights, Kap. 3 (in Vorbereitung). Ich danke Samuel Moyn für die Einsicht in sein Manuskript. Als wichtige Schriften vgl. etwa *Ho Chi Minh*, Revolution und nationaler Befreiungskampf. Ausgewählte Reden und Schriften 1920–1968, München 1968; *Lomo Kenyatta*, Suffering without Bitterness. The Founding of the Kenya Nation, Nairobi 1968; *Kwame Nkrumeh*, Towards Colonial Freedom. Africa in the Struggle against World Imperialism, London 1962; *Léopold Sédar Senghor*, Négritude und Humanismus, Düsseldorf/Köln 1967.

59 Vgl. *Erez Manela*, The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism, Oxford 2007.

60 Vgl. *Ibhawoh*, Imperialism, S. 141–172; *P. Olisanwuche Esedebe*, Pan-Africanism. The Idea and Movement, 1776–1991, Washington 1994, S. 112–125.

61 *Simpson*, Rights, S. 300.

62 Vgl. *Julius Nyerere*, Freedom and Unity. A Selection from Writings and Speeches, 1952–65, Dar es Salaam/London 1967, S. 69–71, 75–80, 144–156, 266–285.

63 Bei seiner Unabhängigkeitsansprache in den Vereinten Nationen war Nyerere immerhin so offen einzugestehen, dass die Allgemeine Menschenrechtserklärung »confirms the right of every individual to many things, which we cannot yet provide for the citizens of our own country«. *Nyerere*, Freedom, S. 146.

sident Nigerias amtieren sollte.[64] Er arbeitete 1943 eine »Freedom Charter« aus, die einen umfassenden Rechtskatalog enthielt, einschließlich des Rechts auf Leben, Meinungs- und Versammlungsfreiheit, des Rechts auf Erziehung und Gesundheit sowie auf Selbstbestimmung. Die 1955 von einer Reihe oppositioneller Gruppen in Südafrika verabschiedete »Freedom Charter« hingegen stand in einem anderen Zusammenhang, da sie dem Zweck diente, die Spielräume vor allem der nicht-weißen Bevölkerungsgruppen gegenüber der repressiven Regierung im eigenen Land zu erweitern. Dementsprechend wurden Menschenrechte hier in einigen zentralen politischen Rechten wie Meinungs-, Versammlungs- und Bewegungsfreiheit konkretisiert.[65]

Eine Verbindung von Antikolonialismus und Menschenrechten stellte sich auf anderen Wegen her. Auf der Ebene staatlicher Zusammenschlüsse lässt sich der Versuch afrikanischer und asiatischer Länder erkennen, die zentralen Forderungen nach Selbstbestimmung und Rassengleichheit zu stärken, indem sie sie als Menschenrechte definierten. Dieser Aneignungsversuch war jedoch nur eine und, außerhalb der Vereinten Nationen, keine vorrangige politische Strategie im Kampf für Unabhängigkeit und für ein größeres Gewicht in der internationalen Arena. Er fügte sich in eine grundlegendere »subalterne«[66] Logik ein, mit der sich politische und soziale Gruppen in den Kolonien auf metropolitane Diskurse beriefen, um sie gegen die Kolonialmächte zu wenden und ihre Versprechen für sich selbst einzufordern. Arbeitsnormen konnten ebenso zum Feld solcher Auseinandersetzungen werden wie Staatsbürgerrechtskonzeptionen; die koloniale Entwicklungsrhetorik insgesamt kann bis zu einem hohen Grad als eine derartige Bemächtigungsstrategie verstanden werden.[67] Sie dürfte alles in allem eine wichtigere Funktion erfüllt haben als der Bezug auf Menschenrechte.

Diese Zusammenhänge zeigen sich an der »Bewegung der Blockfreien«, die seit den späten vierziger Jahren vorbereitet und 1955 formal begründet wurde.[68] Sie bildete eine Koordinationsplattform für afrikanische, arabische und asiatische Staaten (und Jugoslawien), die sich durch gemeinsame Stellungnahmen in aktuellen Diskussionen und Konflikten um eine unabhängige weltpolitische Stimme bemühten. Mitte der fünfziger Jahre nahmen die Blockfreien den Menschenrechtsgedanken verschiedentlich auf. Die größte Rolle spielte er auf der Konferenz in Bandung 1955, auf der die Bewegung für die Weltöffentlichkeit erstmals in Erscheinung trat. »Menschenrechte und Selbstbestimmung« bildeten ein Hauptthema der Konferenz neben sechs anderen wie ökonomische Zusammenarbeit, Probleme abhängiger Völker und Weltfrieden. In der Abschlusserklärung bezeichneten die 29 Teilnehmer die UN-Menschenrechtserklärung als »common standard of achievement«. Sie hoben das Prinzip der Selbstbestimmung besonders hervor, als »a prerequisite of the full enjoyment of all fundamental Human Rights«, und denunzierten ras-

---

64 Auf ihn verweist *Ibhawoh*, Imperialism, S. 141–172.

65 Vgl. Freedom Charter, in: *Munyonzwe Hamalengwa/Cees Flinterman/E. V. O. Dankwa* (Hrsg.), The International Law of Human Rights in Africa. Basic Documents and Annotated Bibliography, Dordrecht/Boston 1988, S. 99–103.

66 Zum Konzept der »Subaltern Studies« vgl. *Ranajit Guha/Gayatri Chakravorty Spivak* (Hrsg.), Selected Subaltern Studies, New York 1988; *Dipesh Chakrabarty*, Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference, Princeton 2000.

67 Das hat insbesondere Frederick Cooper in seinen Arbeiten herausgestellt. Vgl. *ders.*, Decolonization and African Society. The Labor Question in French and British Africa, Cambridge/New York 1996; *ders.*, Provincializing France, in: *Ann L. Stoler/Carole McGranahan/Peter C. Perdue* (Hrsg.), Imperial Formations, Santa Fe/Oxford 2007, S. 341–377; *ders.*, Modernizing Bureaucrats, Backward Africans, and the Development Concept, in: *ders./Randall Packard* (Hrsg.), International Development and the Social Sciences. Essays on the History and Politics of Knowledge, Berkeley 1997, S. 64–92.

68 Vgl. zum Folgenden *Gerrit H. Jansen*, Afro-Asia and Non-Alignment, London 1966; *A. W. Singham/Shirley Hune*, Non-Alignment in an Age of Alignments, London/Westport, CT 1986.

sistische Diskriminierung und Kolonialherrschaft als Menschenrechtsverletzungen. Insofern verfehlt die Feststellung, Bandung markiere den »point when many Afro-Asian states were some of the most outspoken advocates of universal human rights«, den eigentlichen Sinn der Konferenz.[69] »Standard of achievement« war eine zurückhaltende Formel (die der Allgemeinen Menschenrechtserklärung entnommen war). Vor allem illustriert Bandung den Versuch der afro-asiatischen Staaten, die von den Vereinten Nationen geprägte Menschenrechtssprache umzudeuten – Selbstbestimmung war nicht als Recht in der UN-Menschenrechtserklärung festgehalten –, indem sie ihre vorrangigen Anliegen in sie einschrieben. Es ist auf den ersten Blick nicht erkennbar, dass dieser Versuch mehr als vorübergehend war. In den Abschlusserklärungen der beiden nächsten Blockfreien-Gipfel in Belgrad 1961 und in Kairo 1964 jedenfalls tauchte der Menschenrechtsbegriff lediglich am Rande auf.

Tendenziell noch etwas geringer war seine Bedeutung in der panafrikanischen Bewegung, die am Kriegsende wiederbelebt worden war. Menschenrechtsforderungen wurden am stärksten auf der All-African Peoples' Conference 1958 in Accra artikuliert, wo die »implementation of the Universal Declaration of Human Rights« eins von fünf Hauptthemen bildete.[70] Auf der Konferenz wurde in Aussicht genommen, eine permanente Organisation zu begründen, deren Zweck es neben der Beförderung der afrikanischen Einheit und der Beendigung des Kolonialismus sein sollte, die Weltöffentlichkeit auf die Verweigerung von Menschenrechten an die afrikanische Bevölkerung hinzuweisen. Menschenrechte wurden in der panafrikanischen Bewegung dort vorgebracht, wo es um den Platz Afrikas in der internationalen Arena ging, nicht wo die interafrikanischen Beziehungen in Frage standen. Auf den Konferenzen Anfang der sechziger Jahre, als zunehmend mehr Länder kurz vor der Unabhängigkeit standen oder sie bereits erreicht hatten, schoben sich die Prinzipien der Nichteinmischung, der territorialen Integrität und der wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit deutlich in den Vordergrund.[71] Diese Prioritäten schlugen sich schließlich auch im Aufbau der Organisation der Afrikanischen Einheit (OAU) nieder, die 1963 als regionaler Staatenverbund für Afrika errichtet wurde. Sie verabschiedete keine Menschenrechtserklärung. Die Charta der OAU enthielt ein Bekenntnis zur UN-Menschenrechtserklärung, doch schrieb sie ansonsten vor allem die souveränen Rechte der Teilnehmerstaaten fest: souveräne Gleichheit, Nichteinmischung, territoriale Integrität und staatliche Unabhängigkeit, friedliche Streitschlichtung, totale Emanzipation noch abhängiger Territorien, dazu eine Politik des *non-alignment*.[72] Die praktische Politik der OAU fiel in den nächsten eineinhalb Jahrzehnten getreu ihren Grundsätzen sehr passiv aus. Im Vordergrund stand der Kampf gegen den Kolonialismus (vor allem den portugiesischen) und die Apartheid in Südafrika. In innerafrikanische Konflikte griff die Organisation nur zuweilen schlichtend ein, wenn eine regionale Destabilisierung

---

69 *Roland Burke*, »The Compelling Dialogue of Freedom«. Human Rights at the Bandung Conference, in: Human Rights Quarterly 28, 2006, S. 947–965, hier: S. 950. Vgl. auch *ders.*, From Individual Rights to National Development. The First UN International Conference on Human Rights, Tehran, 1968, in: Journal of World History 19, 2008, S. 275–296.

70 Auf dem 5. Pan-Afrikanischen Kongress 1945 hatte eine Rechtsrhetorik eine gewisse Rolle gespielt, aber nicht der Menschenrechtsbegriff. Als eine weitere Äußerung auf der Linie der Accra-Konferenz vgl. den Text des liberianischen Arztes *R. N. Duchein*, The Pan-African Manifesto, Accra 1957. Zum Kontext vgl. *Imanuel Geiss*, The Pan-African Movement. A History of Pan-Africanism in America, Europe and Africa, New York 1974; *Esedebe*, Pan-Africanism.

71 Die Ausnahme bildete wieder Azikiwe, der einen den Vereinten Nationen ähnlichen übernationalen Zusammenschluss vorschlug, der neben Konventionen zur kollektiven Sicherheit und zur ökonomischen Zusammenarbeit auch eine Menschenrechtskonvention ausarbeiten sollte. Vgl. *Nnamdi Azikiwe*, The Future of Pan-Africanism, o. O. 1961.

72 Die OAU-Charta ist abgedruckt in: *Rachel Murray*, Human Rights in Africa. From the OAU to the African Union, Cambridge 2004, S. 271–279.

drohte, so in der Kongo-Krise 1964 / 65, im nigerianischen Bürgerkrieg 1967–1970 und im angolanischen Bürgerkrieg 1975/76.

Der Ort, an dem die afrikanischen und asiatischen Staaten die Strategie, ihre antikolonialen Ziele als Menschenrechtsprinzipien zu formulieren, am konsequentesten verfolgten, waren die Vereinten Nationen. Das wurde möglich durch die tiefste Zäsur in der Frühgeschichte der Weltorganisation, die Aufnahme von knapp 50 unabhängig gewordenen Staaten zwischen 1955 und 1965, durch die sich die Stimmenverhältnisse entscheidend änderten. Die afrikanischen und asiatischen Mitglieder gewannen damit nachhaltigen Einfluss auf die Formulierung der UN-Agenda, den sie auch dazu nutzten, die Menschenrechtsarbeit in ihrem Sinne zu formen. Die vier wichtigsten Resultate waren die »Declaration on the Granting of Independence to Colonial Countries and Peoples« von 1960[73], in der die »Unterwerfung von Völkern unter Fremdherrschaft« als Menschenrechtsverletzung gekennzeichnet und ein Recht auf Selbstbestimmung formuliert wurde; die in Rekordzeit fertiggestellte Konvention gegen Rassendiskriminierung von 1965, hinter der ursprünglich der Impuls gestanden hatte, ein Signal gegen die weltweiten antisemitischen Ausschreitungen Ende der fünfziger/Anfang der sechziger Jahre zu setzen[74], in der am Ende Antisemitismus aber keine Erwähnung fand; die prominente Bedeutung des Selbstbestimmungsprinzips in den 1966 verabschiedeten Pakten; und die konsequente, jahrzehntelange Verurteilung Südafrikas wegen des Apartheidsystems und der Besetzung Südwestafrikas.

Diese Zeugnisse markierten tatsächlich einen fundamentalen Umbruch in den internationalen Beziehungen. Vor allem hier, im Verhältnis zwischen (ehemaligen) Kolonialmächten und postkolonialen Staaten, erwiesen sich die Vereinten Nationen als ein Forum, das die Großmächte nicht dominieren konnten und in dem sich die globale Machthierarchie umkehrte. Die Menschenrechtsarbeit war ein symbolisches Feld, auf dem sich das spiegelte. Das erscheint umso bedeutsamer, gerade weil die anderen Versuche afrikanischer und asiatischer Nationen, übernationale Koalitionen zu bilden, mit großen Problemen befrachtet waren oder sogar, wie der Panafrikanismus, mit der Unabhängigkeit scheiterten.

Dass es sich dabei um einen ungetrübten emanzipatorischen Gewinn handelte, scheint allerdings fraglich.[75] Zum einen nämlich bildeten die afrikanischen und asiatischen Staaten in den Vereinten Nationen eine Art negative Mehrheit, die sich vor allem in dem einig war, was sie ablehnte. Zum anderen hatte die Dominanz der entkolonisierten Staaten eine Kehrseite. Sie führte dazu, dass Israel als einziger Staat neben Südafrika ausgesondert und über Jahrzehnte hinweg konsistent wegen Menschenrechtsverletzungen angeprangert wurde. Das kulminierte 1975 in einer Resolution des Wirtschafts- und Sozialrats, in der Zionismus und Rassismus gleichgesetzt wurden. Die Verbrechen, die die Regierungen der unabhängig gewordenen Staaten verübten, wurden hingegen systematisch von der Behandlung ausgenommen. So trafen die Vereinten Nationen in den siebziger Jahren keine oder bestenfalls schwache Maßnahmen angesichts der Massenmorde unter Idi Amin in Uganda, in Bokassas »Zentralafrikanischem Kaiserreich« oder unter Macías Nguema in Äquatorial-Guinea.

---

73 Sie wurde mit den Enthaltungen von Australien, Belgien, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Südafrika, Spanien und den USA angenommen. Die UN-Erklärungen und -Konventionen sind leicht einsehbar auf der Internetseite des UN-Hochkommissars für Menschenrechte: URL: <http://www.ohchr.org.> [27.2.2009].

74 Vgl. *Normand/Zaidi*, Rights, S. 247–288.

75 Eindeutiger stellt sich der Fall in der Internationalen Arbeitsorganisation dar, wo die Festschreibung von Arbeitsnormen für die Länder, die sich im Dekolonisierungsprozess befanden, größere Sicherheit mit sich brachte. Vgl. *Maul*, Menschenrechte, S. 257–310.

Schließlich sagt die Verabschiedung kritischer Resolutionen noch nichts über deren delegitimatorischen Effekt aus, und die Frage, ob sich die westliche Öffentlichkeit und die Regierungen der Kolonialmächte durch die Menschenrechtsrhetorik von der Verwerflichkeit kolonialer Herrschaftspraktiken überzeugen ließen, bedarf noch der näheren Untersuchung. Ein wesentliches Kennzeichen der Nachkriegstransformation des Kolonialismus war es, dass sich die europäischen Mächte um eine Neulegitimierung ihrer Herrschaft bemühten.[76] Das machte sie anfällig für Kritik, und allgemein waren Legitimitätsdefizite neben wirtschaftlichen Kalkulationen, dem Widerstand in den Kolonien und dem Druck der USA gewiss ein Faktor, den die europäischen Mächte bei ihrem kolonialen Rückzug in der Nachkriegszeit in Erwägung zogen. Ob und inwieweit sich die Regierungen in Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden, Belgien und Portugal von Menschenrechtskritik in ihren Entscheidungen beeinflussen ließen, bliebe im Einzelfall zu prüfen. Sowohl mit Blick auf das robuste niederländische Verhalten im Zusammenhang der »Polizeiaktionen« gegen Indonesien 1947/48 als auch auf die Persistenz der portugiesischen Kolonialherrschaft in Afrika scheint Skepsis nicht völlig unangebracht.[77] Besonders zugespitzt stellte sich dieses Problem im Algerienkrieg. Er gab nicht nur zu einer breiten öffentlichen Kampagne französischer Intellektueller gegen Folter Anlass[78], sondern verwandelte sich auch in einen internationalen Propagandakampf, der in professionell organisierten Medienschlachten geführt wurde und weltweit Aufmerksamkeit erregte – auch hier dienten die Vereinten Nationen als wichtiges Forum. Matthew Connelly hat argumentiert, dass die Algerier zwar den militärischen Kampf verloren, aber den Kampf um die internationale öffentliche Meinung gewannen, weil es ihnen gelang, das französische Vorgehen grundlegend zu diskreditieren.[79] Die Rolle, die Menschenrechtsrhetorik dabei spielte, gilt es allerdings erst noch zu bestimmen.[80]

Deutlich scheint immerhin, dass die Kolonialherrschaft den dunklen Fleck auf der Weste der europäischen Mächte bildete, der sie daran hinderte, vorbehaltlos an der Kodifizierung internationaler Menschenrechtsnormen mitzuwirken. Das britische *Colonial Office* agierte als konstanter Bremser und versuchte zu verhindern, dass sich die britische Regierung auf Menschenrechtsnormen festlegte. Es wurde dabei von der Sorge getrieben, sie könnten sich in Form von Überwachungsmechanismen oder propagandistischen Attacken auf Großbritannien als Bumerang erweisen.[81] Zudem registrierten britische Politiker die Kritik, die in UN-Organen an den britischen Herrschaftspraktiken in den Kolonien wie auch an der britischen Unterstützung Südafrikas laut wurde, äußerst sensibel

---

76 In den allgemeinen Darstellungen zur Dekolonisierung wird dieser Aspekt am deutlichsten bei *Raymond F. Betts*, Decolonization, London/New York 1998.

77 Vgl. auch den Hinweis von *John Springhall*, Decolonization since 1945. The Collapse of European Overseas Empires, Basingstoke 2001, S. 209.

78 Vgl. *Paul Clay Sorum*, Intellectuals and Decolonization in France, Chapel Hill 1977; *Rita Maran*, Torture. The Role of Ideology in the French-Algerian War, New York/Westport, CT 1989; *Jean-Pierre Rioux/Jean François Sirinelli* (Hrsg.), La guerre d'Algérie et les intellectuels français, Brüssel 1991. Dabei hat nach den Ergebnissen der Autoren der Bezug auf die Menschenrechtsdokumente der Vereinten Nationen und des Europarats keine große Rolle gespielt.

79 Vgl. *Matthew Connelly*, A Diplomatic Revolution. Algeria's Fight for Independence and the Origins of the Post-Cold War Era, Oxford 2002. Vgl. auch *Irwin Wall*, France, the United States, and the Algerian War, Berkeley/London 2001; *Martin Thomas*, France Accused. French North Africa before the United Nations, 1952–1962, in: CEH 10, 2001, S. 91–121.

80 Vgl. dazu das Buch von *Fabian Klose*, Menschenrechte im Schatten kolonialer Gewalt. Die Dekolonisierungskriege in Kenia und Algerien 1945–1962, München 2009, das für diesen Aufsatz nicht mehr berücksichtigt werden konnte.

81 Vgl. *Simpson*, Rights.

und in zunehmendem Bewusstsein ihrer prekären Position.[82] Erst nach der weitgehenden Auflösung seines Kolonialreichs unterstellte sich Großbritannien der Rechtsprechung des Europäischen Menschenrechtsgerichtshofs. Ganz analog begannen die Niederlande, erst nachdem die letzten Reste ihrer kolonialen Verwicklungen beseitigt waren, eine führende Rolle bei der menschenrechtlichen Normsetzung in den Vereinten Nationen zu spielen.[83] Im Ende der Kolonialherrschaft dürfte somit eine wesentliche Voraussetzung dafür zu sehen sein, dass die westeuropäischen Staaten in den siebziger Jahren eine grundlegend neue Haltung zur Menschenrechtspolitik gewinnen konnten.

Für die afrikanischen Staaten hingegen veränderte das Ende der Kolonialherrschaft die Bedeutung des (Menschen-)Rechtsdiskurses in einer anderen Weise. Nach der Unabhängigkeit bemächtigten sich die neuen Oppositionellen seiner und wandten ihn gegen die neuen Staatsführer, die ihn zum Teil zuvor selbst gebraucht hatten, um die koloniale Unterdrückung zu denunzieren. Im Vorfeld der Unabhängigkeit Ghanas, des ersten selbstständigen subsaharischen Staats, setzte sich Kwame Nkrumah für eine Verfassung ein, die die staatliche Macht möglichst wenig beschränkte, während die Opposition eine »Bill of Rights« forderte. Letztlich widerstand Nkrumah den Forderungen, ließ nach der Unabhängigkeit die vereinbarte Verfassung ändern und legte lediglich einen Eid auf eine unverbindliche Erklärung grundlegender Prinzipien ab.[84] Der Rechts- bzw. Menschenrechtsdiskurs drohte nun, die neugewonnene Herrschaft der afrikanischen Führer zu unterminieren. Verfolgte ethnische und politische Gruppen wandten sich ihrerseits an die Vereinten Nationen, um Schutz vor Unterdrückung zu erhalten. Die *International League for the Rights of Man* in New York, die wohl einzige weltweit operierende, genuine Menschenrechtsorganisation der Nachkriegszeit, intervenierte zwischen der Mitte der fünfziger und der Mitte der sechziger Jahre etwa in Ghana wegen politischer Festnahmen, in Marokko wegen der Unterdrückung der Juden und Bahai, in Pakistan wegen der Aufhebung von Grundfreiheiten, im Iran wegen politischer Häftlinge, im Irak wegen der Unterdrückung der Kurden, in Kenia wegen Haftstrafen ohne Gerichtsverfahren, in Ruanda wegen Massakern an Tutsi und in Indonesien wegen der politischen Massenmorde von 1965.[85] Sollte es noch eines weiteren Belegs für die postkoloniale Dialektik bedürfen, mit der sich emanzipatorische in subversive Prinzipien verkehrten, so war es die Konsequenz, mit der die neuen Herrscher ethnischen oder sonstigen Gruppen innerhalb ihrer Staatsgrenzen das Selbstbestimmungsrecht verweigerten, das sie sich selbst im antikolonialen Kampf auf die Fahnen geschrieben hatten. Das war der Rahmen für einige der mörderischsten Konflikte in der postkolonialen Ära: den Konflikt im Kongo Anfang der sechziger Jahre, den Biafra-Krieg zwischen 1967 und 1970, den Krieg um Bangladesh 1971 und den dreißigjährigen Unabhängigkeitskrieg Eritreas.

---

82 Vgl. *Ronald Hyam/Peter Henshaw*, The Lion and the Springbok. Britain and South Africa since the Boer War, Cambridge 2003, S. 146–167; *Wm. Roger Louis*, Public Enemy Number One. The British Empire in the Dock at the United Nations, 1957–71, in: *Martin Lynn*, The British Empire in the 1950s. Retreat or Revival?, Basingstoke 2006, S. 186–213.

83 Vgl. *Peter Baehr/Monique C. Castermans-Holleman*, The Promotion of Human Rights – The Netherlands at the UN, in: *dies.* (Hrsg.), The Netherlands and the United Nations. Selected Issues, The Hague 1990, S. 23–34.

84 Vgl. *Charles O. H. Parkinson*, Bills of Rights and Decolonization. The Emergence of Domestic Human Rights Instruments in Britain's Overseas Territories, New York 2007, S. 103–132. Ähnlich wurde im regional und ethnisch zersplitterten Nigeria eine »Bill of Rights« in den Diskussionen seit 1953 von den politischen Gruppierungen aus dem West- und dem Ostteil des Landes befürwortet, mit dem Ziel, der dominierenden Machtstellung des *Northern People's Congress* einen Riegel vorzuschieben. Vgl. *Parkinson*, Bills, S. 133–173; *Ibhawoh*, Imperialism, S. 141–172.

85 Vgl. International League for Human Rights Records, New York Public Library, boxes 1–9.

In diesem Prozess konnten Menschenrechte für die neuen Nationen mitunter auch zum Objekt der Kritik werden, wenn es auch zweifelhaft ist, ob sie bei der Denunzierung des westlichen »Neokolonialismus«, die primär auf einem ökonomischen Argument beruhte, eine große Rolle spielten.[86] Daniel Maul hat immerhin gezeigt, dass die Vertreter entkolonisierter Staaten in der Internationalen Arbeitsorganisation dieselben Normen, die sie vor der Unabhängigkeit propagiert hatten – wie das Verbot der Zwangsarbeit oder Vereinigungsfreiheit –, nun als illegitimen Einflussversuch des Westens zurückwiesen.[87]

Überblickt man die Entwicklungen der rund zwei Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg, so scheint es nicht, als seien Menschenrechte in den internationalen Beziehungen eine dominante politische Sprache geworden. Die Befunde weisen auf eine grundlegende Ambivalenz. Einerseits wurden die Menschenrechte zu einem symbolischen Bezugspunkt – sowohl für die westlichen Länder, die sich zu ihnen bekannten, um ihre Werte zu bekräftigen und Legitimität zu gewinnen, als auch für verfolgte Gruppen unterschiedlichster Provenienz, die sich auf die völkerrechtlichen Kodifikationen bezogen, um Schutz zu erhalten. Den Höhepunkt ihrer Ausstrahlung hatten Menschenrechte im Kontext der postkatastrophalen Ordnungsversuche der vierziger Jahre, als sie der Rekonstruktion begrenzter Wertegemeinschaften dienen konnten, und insoweit sie sich mit der Vorstellung der Friedenssicherung durch Internationalisierung verbanden und in den antitotalitären Konsens einfügen ließen. Das waren die wichtigsten Impulse, die hinter der Verankerung menschenrechtlicher Normen im Völkerrecht standen.

Auf der anderen Seite spricht nicht viel dafür, dass davon grundlegende Veränderungen für die internationale Politik ausgingen. Der nur ansatzweise gebrochene Wille von Staaten, an ihrer Souveränität festzuhalten, der die westlichen Großmächte, die kommunistischen Staaten und – nicht zuletzt – die unabhängig gewordenen ehemaligen Kolonialländer einte, verhinderte, dass die neuen völkerrechtlichen Normen stark wurden. Dazu trug insbesondere auch die neue globale Konstellation des Kalten Kriegs bei, die die Politik in den Vereinten Nationen, im Europarat und in der OAS in unterschiedlicher Weise nachhaltig prägte. Es gilt in diesem Zusammenhang allerdings die Bedeutung näher zu bestimmen, die die politischen Auseinandersetzungen in den Vereinten Nationen hatten. Hier wurden Menschenrechte Teil des Ringens um eine symbolische Ordnung, bei dem die Konfliktlinien zunächst zwischen dem westlichen und dem kommunistischen Lager, später vor allem zwischen den dekolonisierten Ländern und den ehemaligen Kolonialmächten verliefen.

Zum Kristallisationspunkt einer Emanzipations-, Protest- oder Reformbewegung schließlich sind Menschenrechte offenbar nicht geworden. Die antikoloniale Bewegung bediente sich ihrer als einer punktuellen Strategie, doch war die Bezugnahme in dem Maße, in dem sich die Unabhängigkeit näherte, auch mit Risiken verbunden. Zudem entwickelten sich Menschenrechte in den westlichen Ländern nicht zu einem Projekt, um das herum sich ein nennenswerter privater Aktivismus entfaltet hätte. Auch das dürfte sich in erster Linie aus der Konstellation des neuen bipolaren Weltkonflikts erklären. Solange die westlichen Gesellschaften im Zeichen der totalitären und der atomaren Drohung standen, ließen sich für eine Politik, die sich gegen Rechtsverstöße im Ausland richtete, und davon absah, wie sie ideologisch motiviert waren, nur wenige Anhänger gewinnen. Das illustriert das Beispiel der New Yorker *International League of the Rights of Man*, deren Profil am stärksten demjenigen glich, das die professionellen Menschenrechts-NGOs in den siebziger Jahren ausbilden sollten – sie beobachtete Verstöße gegen Menschenrechte, so wie sie in den Vereinten Nationen definiert worden waren, weltweit und bemühte sich darum,

86 Vgl. *Kwame Nkrumah*, Neo-Colonialism. The Last Stage of Imperialism, New York 1966; *Samir Amin*, Colonialism in West Africa, New York/London 1973.

87 Vgl. *Maul*, Menschenrechte, S. 355–390.

den Betroffenen zu helfen.[88] In der politischen Landschaft der USA der fünfziger Jahre blieb sie jedoch randständig. Betrachtet man ihre Initiativen im Einzelnen, so wird deutlich, warum: Stellungnahmen gegen die europäische Kolonialherrschaft waren unpopulär und standen sogar im Verdacht, die westliche Allianz zu unterminieren. Die Anklagen gegen Militärdiktaturen liefen der Linie der Nachkriegsregierungen direkt zuwider, die in rechten Regimen ein notwendiges Bollwerk gegen kommunistische Penetration sahen. Beides brach mit dem amerikanischen Konsens des frühen Kalten Kriegs. Die Kritik der *League* an den Herrschaftstechniken im Ostblock hingegen, die aus praktischen Gründen ohnehin gering ausfiel, musste im Kontext der Zeit eigentümlich schwach wirken und hatte keine Chance, sich gegen die ungleich resoluteren Vorstellungen des *containment* durchzusetzen, welche die politischen Analysen dominierten.

III. Die ›Menschenrechtsrevolution‹ der siebziger Jahre

In den siebziger Jahren wurden Menschenrechte mit einer Plötzlichkeit zur *lingua franca* der internationalen Beziehungen, dass es bereits von daher wenig plausibel erscheint, eine kontinuierliche Entwicklung anzunehmen, bei der in den vierziger Jahren Grundlagen gelegt wurden, die dann über drei Jahrzehnte ausreiften, bevor sie sich voll entfalteten.[89] Alle formalen Indikatoren verweisen auf einen Bruch. Die Erwähnungen des Menschenrechtsbegriffs in der Presseberichterstattung nahmen ebenso sprunghaft zu wie die Buchpublikationen, die »Menschenrechte« in ihrem Titel führten.[90] Unzählige neue Gruppen und Organisationen entstanden, die sich mit Menschenrechten befassten, Positionsbestimmungen von Staaten und NGOs häuften sich, und neue völkerrechtliche Instrumente wurden verabschiedet oder auf den Weg gebracht.[91] Die ›Menschenrechtsrevolution‹ wurde bereits von den Zeitgenossen als solche wahrgenommen. Roberta Cohen, Beraterin Jimmy Carters in Menschenrechtsfragen, prägte 1977, in treffsicherer Modeanalogie, das Diktum »human rights is suddenly chic«; Zeitungen kommentierten die neue Konjunktur; und private Aktivisten begannen, Register von Menschenrechtsorganisationen zu erstellen, um mit der expandierenden »human rights industry« Schritt zu halten.[92]

---

88 Vgl. zum Überblick die Ausgaben des »Summary of Activities«, New York, 1953–1965. Die obigen Ausführungen stützen sich vor allem auf die Unterlagen in: International League for Human Rights Records, New York Public Library.

89 Für die USA hat erstmals Kenneth Cmiel auf die Bedeutung der siebziger Jahre als Zäsur aufmerksam gemacht: *Kenneth Cmiel*, The Emergence of Human Rights Politics in the United States, in: The Journal of American History 86, 1999, S. 1231–1250. Vgl. auch *ders*., Human Rights, Freedom of Information, and the Origins of Third-World Solidarity, in: *Mark Philip Bradley/Patrice Petro* (Hrsg.), Truth Claims. Representation and Human Rights, New Brunswick 2002, S. 107–130.

90 In der New York Times finden sich bis Mitte der siebziger Jahre in der Regel maximal 600 Erwähnungen pro Jahr. Im Jahr 1976 waren es knapp 700, 1977 über 2.000, danach pendelte sich die Zahl bei über 1.000 jährlich ein. In den achtziger Jahren versechsfachte sich die Zahl der Verwendungen des Begriffs in den Nachrichten des Reuters World Service, versiebenfachte sich in BBC-Berichten und vervierfachte sich im Current Digest of the Soviet Press. Vgl. *James Ron*, Varying Methods of State Violence, in: International Organization 51, 1997, S. 275–300. Erst am Anfang der siebziger Jahre begann zudem die amerikanische Ford Foundation, Menschenrechtsarbeit zu finanzieren. Vgl. *William Korey*, Taking on the World's Repressive Regimes. The Ford Foundation's International Human Rights Policies and Practices, New York 2007.

91 Dazu gehören etwa die UN-Konventionen gegen Folter und gegen die Diskriminierung von Frauen.

92 Vgl. *Marguerite Garling*, The Human Rights Handbook. A Guide to British and American International Human Rights Organisations, London/Worcester 1979, Zitat S. 6.

In der Politikwissenschaft wurden Menschenrechte mit einer kleinen Verzögerung nun auch zum Gegenstand der wissenschaftlichen Analyse.[93]

Die siebziger Jahre bedeuteten eine tektonische Verschiebung und eine höchst diskontinuierliche Transformation des politischen Sprechens und Handelns im Namen der Menschenrechte. Staatliche und nicht-staatliche Akteure eigneten sich den Begriff in neuen politischen Konstellationen an, luden ihn dabei mit veränderten Bedeutungen auf und versuchten, ihn in neuen politischen Praktiken wirksam zu machen.

Privater Menschenrechtsaktivismus im Westen

In den siebziger Jahren wurde Menschenrechtsarbeit in westlichen Ländern zu einer weit verbreiteten Form des politischen Aktivismus. Dabei gewann sie gegenüber den vorausgegangenen Jahrzehnten eine neue Qualität.[94] In den rund 20 Jahren nach Ende des Zweiten Weltkriegs waren im Bereich der internationalen Menschenrechtsarbeit überwiegend christliche und jüdische Organisationen, Frauenorganisationen, Gewerkschaften und eine Reihe anderer, speziellerer internationaler NGOs tätig gewesen. Bis auf wenige Ausnahmen – vor allem die *International Commission of Jurists* (ICJ)[95] und die *International League for the Rights of Man* – hatte es keine weltweit operierenden Organisationen gegeben, für die Menschenrechte im Zentrum ihrer Arbeit standen; für die meisten war es ein Thema unter anderen. Fast alle diese Organisationen bemühten sich primär darum, Einfluss auf die Normsetzungstätigkeit der Vereinten Nationen und des Europarats zu gewinnen. Hier waren sie die treibende Kraft bei dem Versuch, Menschenrechte zu einem Grundstein einer neuen friedlichen Weltordnung zu machen. Sofern sich entrechtete Individuen und Gruppen um Schutz an sie wandten, blieben ihre Initiativen oft erfolglos, da sie selbst nicht die Ressourcen hatten, um zu helfen, und die Vereinten Nationen nicht tätig werden konnten.

Ebenso ein Spiegel wie ein Motor der Veränderungen, die sich seit den späten sechziger Jahren vollzogen, war *Amnesty International*. Im Jahr 1961 in England gegründet[96], startete die Organisation als eine liberal-aufgeklärte Wohltätigkeitsorganisation, deren Anliegen es war, Meinungsfreiheit und damit die Demokratie weltweit zu stärken. Sie konzentrierte sich dafür auf politische Häftlinge, deren Schicksal sie durch Appelle an die Öffentlichkeit abzuhelfen versuchte. Bis Mitte der siebziger Jahre sollte sich *Amnesty International* grundlegend verwandeln. Zunächst erweiterte die Organisation ihre Zuständigkeit über politische Gefangene hinaus um die Themen Folter, »Verschwindenlassen«[97], Flüchtlinge, Todesstrafe und illegale staatliche Hinrichtungen, und gewann damit das Profil einer allgemeinen Menschenrechtsorganisation. Nicht minder wichtig war der Wandel der sozialen Basis. Infolge eines starken Mitgliederzustroms ließ *Amnesty* die

---

93 Vgl. als frühe Publikation: *Harry M. Scoble/Laurie Wiseberg*, Human Rights NGOs. Notes Toward Comparative Analysis, in: Human Rights 9, 1976, S. 611–644.

94 Die folgenden Argumente sind ausführlicher dargestellt und belegt in: *Eckel*, »Difference«, unveröff. Ms.

95 Vgl. *Howard B. Tolley, Jr.*, The International Commission of Jurists. Global Advocates for Human Rights, Philadelphia 1994.

96 Die folgenden Ausführungen basieren vor allem auf der Auswertung der Unterlagen der amerikanischen Sektion: Amnesty International of the USA Records, Center for Human Rights Documentation and Research, Columbia University, New York. Vgl. ferner zur Entstehungsgeschichte von Amnesty *Tom Buchanan*, »The Truth Will Set You Free«. The Making of Amnesty International, in: JCH 37, 2003, S. 575–597; *ders.*, Amnesty International in Crisis, 1966–7, in: Twentieth Century British History 15, 2004, S. 267–289; sowie *Stephen Hopgood*, Keepers of the Flame. Understanding Amnesty International, Ithaca/London 2006.

97 Wie unten näher ausgeführt, wurde damit die Praxis beschrieben, dass Staaten ihre Opfer töteten und dann das Wissen um sie leugneten.

sektiererischen Anfänge hinter sich und wuchs sich zu einer »Neuen Sozialen Bewegung« aus, die ein breites Spektrum an sozialen Gruppen vereinigte und eine Massenbasis von Mitgliedern für ihre Arbeit einspannen konnte. Schließlich trug *Amnesty International* erheblich dazu bei, die Techniken der privaten Menschenrechtsarbeit zu revolutionieren. Es sah die Vereinten Nationen nicht als das Zentrum seiner Tätigkeit an, sondern übte direkten Druck auf Regierungen aus, wobei es seine Arbeit an das Zeitalter der Massenmedien und der Telekommunikation anpasste. Den Schlüssel dazu lieferten eine professionelle Recherchearbeit, mit der vertrauenswürdige Informationen produziert, und eine professionelle Öffentlichkeitsarbeit, mit der sie verbreitet wurden.

Der Erfolg und die Berühmtheit *Amnestys*, die nach dem Erhalt des Friedensnobelpreises 1977 bis weit in die achtziger Jahre hinein stetig zunahmen, waren nicht repräsentativ für das neu entstehende Feld von Menschenrechtsorganisationen. Die einzige Organisation, die einen ähnlichen Bekanntheitsgrad erlangen sollte, waren die *Watch Committees*, die später unter dem Dach von *Helsinki Watch* zusammengefasst wurden. Daneben blieben die ICJ und die *International League for Human Rights* (wie sie sich nun nannte) die beiden weltweit bedeutendsten Gruppen. Doch repräsentativ war *Amnestys* Entwicklung insofern, als Menschenrechtsaktivismus nun aufhörte, ein Projekt strategischer Eliten zu sein, und Teil einer Massenbewegung wurde. Es bildeten sich zahllose kürzer- oder längerlebige *grass roots*-Gruppen, die sich um verschiedene Rechte, Personen oder Länder kümmerten.[98] Sowohl diese neuen Gruppen als auch bereits arrivierte ältere Organisationen, wie kirchliche oder Frauenorganisationen, begannen nun überdies, Menschenrechte zum Teil eines hoch artikulierten öffentlichen Protests zu machen.

Der Grund für diese plötzliche Veränderung lag darin, dass Menschenrechte als Teil eines neuen politischen Projekts angeeignet wurden. Sie wurden zum Idiom einer doppelten Überwindung. Menschenrechtsaktivismus gewann zum einen an Attraktivität, als sich politische Aktivisten von den sozialen und Protestbewegungen der sechziger Jahre abwandten, von ihren revolutionären Zielen des Systemwandels, ihrer Suche nach Gesamtlösungen für soziale Probleme, auch von den inneren Polarisierungen der politischen Szene. Die Menschenrechtsarbeit bedeutete eine Hinwendung zum Konkreten – zur praktischen Hilfe für den Einzelnen, nicht mit dem Anspruch, das Leiden aus der Welt zu verbannen, sondern es in erfahrbaren Fällen zu lindern – und stellte insofern den Ausdruck eines post-revolutionären Idealismus dar. Zum anderen zielten die Tätigkeiten auf eine Überwindung der Freund-Feind-Dichotomien des Kalten Kriegs. Der vermeintlich universelle Maßstab der Menschenrechte erlaubte, Regime jeder ideologischen Couleur für ihre Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen. Diesem Gedanken unterlag *Amnesty Internationals* »Prinzip der Drei«, wonach jede Gruppe je einen Gefangenen aus dem Westen, dem kommunistischen Osten und der Dritten Welt zu »adoptieren« hatte. Somit war Menschenrechtsaktivismus nicht länger eine im Wortsinne konservative Bemühung um Frieden und Gerechtigkeit in einer wiederherzustellenden internationalen Ordnung. Stattdessen wurde er zu einer Form des weltweiten privaten Interventionismus und des angewandten globalen Moralismus.[99]

In den Zeitraum zwischen 1967 und 1976 fiel eine Serie von Ereignissen, an denen sich der neue Menschenrechtsaktivismus in besonderem Maße entzündete. Sie waren

---

98 Vgl. dazu die Bände des »Human Rights Directory«, die die Organisation Human Rights Internet zwischen 1980 und 1990 herausgab.

99 Diese Motivationen speisten im Übrigen auch die gleichzeitige Entstehung des neuen Humanitarismus, wie er am öffentlichkeitswirksamsten von den *Médecins Sans Frontières* verkörpert wurde. Er entsprang dem selben Bedürfnis, revolutionäre Rhetorik durch eine praktische Hilfstätigkeit zu ersetzen. Vgl. dazu den Rückblick *Bernard Kouchners*, L'île de lumière, Paris 1980. Für einige Fakten siehe *Dan Bortolotti*, Hope in Hell. Inside the World of Doctors Without Borders, Buffalo 2004.

daher untrennbar mit seiner Genese verbunden: die Errichtung von Militärdiktaturen in Griechenland 1967 und in Chile 1973, der Bürgerkrieg in Nigeria 1967–1970, die Verfolgung der Dissidenten in der Sowjetunion Anfang der siebziger Jahre und die Unterdrückung der Schwarzen in Südafrika in der zweiten Hälfte der Dekade, insbesondere seit dem Massaker in Soweto 1976. Für viele Aktivisten waren dies die Damaskuserlebnisse, die sie überhaupt erst zur Menschenrechtsarbeit brachten. Sie trieben die professionellen Menschenrechtsorganisationen an, bei internationalen Organisationen und Staaten zu intervenieren, führten zur Gründung vieler neuer, stärker informeller Gruppen und lösten große Protest- und Hilfsaktionen aus.

Alle diese Ereignisse wiesen besondere Charakteristika auf, die ihre mobilisierende Kraft zum Teil erklären können. Im Fall des Militärputsches in Chile spielte die mythische Aura der gestürzten Regierung Salvador Allendes eine wichtige Rolle, der weltweit einzigen aus freien Wahlen hervorgegangenen sozialistischen Regierung, deren Experiment eines friedlichen Wegs zum Sozialismus international mit immensem Interesse verfolgt worden war. Das Apartheid-Regime in Südafrika symbolisierte gewissermaßen die letzte koloniale Schuld. Die westlichen Aktivisten engagierten sich in diesem Fall in Afrika, weil es eine weiße Minderheit war, die eine schwarze Mehrheit unterdrückte – und dabei von westlichen Staaten gestützt wurde. Im Fall der Sowjetunion war die Prominenz der Dissidenten ein wichtiger Faktor – in Andrei Sacharow fand die Menschenrechtsbewegung einen ihrer vornehmlichsten Märtyrer –, insbesondere, wie unten näher ausgeführt, für eine veränderte Wahrnehmung der kommunistischen Repression innerhalb der westlichen Linken. Der Biafra-Krieg war vor allem die formative Erfahrung für einen neuen Humanitarismus, stärker als für den Menschenrechtsaktivismus im engeren Sinn, wenn sich beides auch überschnitt.[100] Für die öffentliche Rezeption im Westen waren die Fotos verhungernder Kinder entscheidend, und so wurde Biafra zum Sinnbild des Mords an Unschuldigen. In der zynischen Rückschau einer ihrer Pressesprecherinnen hatte die biafranische Regierung, um westliche Unterstützung zu erlangen, alle Register gezogen: »[It] had tried the political emancipation of oppressed people, it had tried the religious angle, it had tried pogrom and genocide […] but the pictures of starving children […] touched everybody, it cut across the range of people's belief«.[101] Zudem wurde hier nun auch das in den sechziger Jahren entstehende »Holocaustbewusstsein« handlungsleitend, das in der Nachkriegszeit, außerhalb von jüdischen Organisationen, im Menschenrechtszusammenhang keine wesentliche Rolle gespielt hatte[102]; die Fotos aus Afrika lösten etwa in Großbritannien Assoziationen an die Aufnahmen aus Bergen Belsen aus.[103] Schließlich war auch die Wahrnehmung bedeutsam, dass sich die westlichen Regierungen durch unterlassene Hilfeleistungen zum Komplizen des Massentodes gemacht hatten. Die Bedeutung, die die Schuld des Westens in vielen dieser Fälle für die Mobilisierung von Ak-

---

100 Vgl. dazu *Alex de Waal*, Famine Crimes. Politics and the Disaster Relief Industry in Africa, Bloomington 1997, S. 65–85. Als zeitgenössische Publikationen: *Frederick Forsythe*, The Biafra Story. The Making of an African Legend, Barnsley 2007 (zuerst 1969); *Suzanne Cronje*, The World and Nigeria. The Diplomatic History of the Biafran War 1967–1970, London 1972. Vgl. ferner: *Joseph E. Thompson*, American Policy and African Famine. The Nigeria-Biafra War, 1966–1970, New York/Westport, CT 1990.

101 Zit. nach *de Waal*, Famine, S. 74.

102 Der Begriff »Holocaustbewusstsein« stammt von Peter Novick. Als Überblick über die internationale Holocaustrezeption vgl. *Jan Eckel/Claudia Moisel*, Nachgeschichte und Gegenwart des Nationalsozialismus in internationaler Perspektive, in: *Dietmar Süß/Winfried Süß* (Hrsg.), Das »Dritte Reich«. Eine Einführung, München 2008, S. 333–352.

103 Bernard Kouchner, den die Katastrophe in Biafra veranlasste, mit dem Roten Kreuz zu brechen und die *Médecins Sans Frontières* zu gründen, verglich das Schweigen des Roten Kreuzes in Biafra mit dessen Schweigen über die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Vgl. *de Waal*, Famine, S. 65–85.

tivisten hatte, wirft die Frage auf, wie fern das »Distant Suffering« wirklich war, das vermeintlich im Zentrum der Hilfsbemühungen stand.[104]

Trotz diesen Spezifika bleibt festzuhalten, dass es sich in keinem der Fälle um qualitativ neue Formen von Verbrechen, Repressionen oder Katastrophen handelte. Der Militärputsch in Griechenland war der erste in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg, aber Militärdiktaturen hatten in Spanien und Portugal die ganze Zeit über bestanden, ohne ähnliche Kampagnen auszulösen. Die Diktaturen in Chile und zuvor schon in Brasilien waren blutiger als alle vorangegangenen, doch hatte Lateinamerika auch in den fünfziger Jahren harsche Militär- und Willkürherrschaften erlebt; Hungersnöte und Bürgerkriege gab es in Afrika bereits vor Biafra; die Repressionen in der Sowjetunion der siebziger Jahre waren erheblich geringer als die im Spätstalinismus und nicht stärker als alle danach; und auch in Südafrika hatte die staatliche Gewalt in den siebziger Jahren kein qualitativ neues Ausmaß erreicht. Diese Ereignisse waren Auslöser. Ausschlaggebend dafür, dass sich an ihnen massive Protestbewegungen kristallisierten, waren ein Bruch in der politischen Wahrnehmung, für den sich der Begriff der »Betroffenheit« einbürgerte, und deren Integration in neue Modelle des politischen Handelns.

Eine Tendenz, die sich dabei bereits in den siebziger Jahren abzeichnete, war die Verbindung von politischem Engagement und expressiven Lebensstilen. *Amnesty*-Mitglieder etwa veranstalteten, meist im Zusammenhang mit Spendensammlungen, Kleinkonzerte, Lesungen und Vortragsreihen, die das Bewusstsein über die politische Situation in fremden Ländern fördern sollten, oder bedienten sich kreativer Einfälle, indem sie etwa Passanten zur Wahl des »verabscheuungswürdigsten Despoten aller Zeiten« aufforderten.[105] *Amnesty*-T-Shirts, -Mützen oder -Buttons ließen sich käuflich erwerben und verbreiteten das Logo der Organisation, wenn auch nicht zwangsläufig das Wissen darum, wofür sie stand. Ihren Höhepunkt erreichten die *lifestyle politics* allerdings erst in den achtziger Jahren, als Menschenrechtsaktivismus und Popkultur eine Synthese eingingen, die sowohl die Zusammensetzung der Bewegung als auch den ihr zugrunde liegenden Politikbegriff nachhaltig änderte. *Amnesty International* veranstaltete 1988 eine Welttournee, die 20 Popkonzerte in 15 Ländern umfasste und an den Fernsehbildschirmen von bis zu einer Milliarde Zuschauern gesehen wurde.[106] Damit folgte die Organisation dem medial versierten und kommerziell einträglichen Modell, das die von Bob Geldof initiierte *Band Aid* mit ihrem Song *Do They Know It's Christmas* und einem anschließenden weltweit übertragenen *Live Aid*-Konzert 1985 im Zusammenhang der Hungerhilfe für Afrika etabliert hatte. Das *Free Mandela*-Konzert im Londoner Wembley-Stadion im Juni 1988, gleichfalls von Hunderten Millionen Fernsehzuschauern verfolgt, gehörte ebenso in diese Reihe, bildete aber nur den Gipfelpunkt einer popmusikalischen Auseinandersetzung mit dem Apartheidsystem, die von Peter Gabriels *Biko* über das Lied *Sun City* der *Artists United Against Apartheid* und die Kontroverse um Paul Simons *Graceland* bis zum klangfrohen *Gimme Hope Jo'anna* [Johannesburg] des Reggaepopsängers Eddy Grant reichte.[107] Weltstars

104 Vgl. *Luc Boltanski*, Distant Suffering. Morality, Media and Politics, Cambridge 1999.

105 Bei einer Wahl in Bloomington, Indiana, im Jahr 1981 führte Hitler die Liste an, gefolgt von Stalin und Pol Pot. Ivan der Schreckliche landete auf Platz vier, vor Hendrik Verwoerd. Vgl. Newsletter, 20.4.1981, in: Amnesty International of the USA Records, Center for Human Rights Documentation and Research, Columbia University, New York, record group 4, series 2.2, box 7.

106 Vgl. Board of Directors Meeting, 13.–15.1.1989, in: Amnesty International of the USA Records, Center for Human Rights Documentation and Research, Columbia University, New York, record group 1, series 1, box 7.

107 Zu einigen Aspekten der Verbindung von Popkultur und Anti-Apartheid-Aktivismus vgl. *David L. Hostetter*, Movement Matters. American Apartheid Activism and the Rise of Multicultural Politics, New York/London 2006, S. 95–122.

wie der britische Sänger Sting, die irische Rockgruppe U2 oder die amerikanische Folk-Liedermacherin Tracy Chapman ließen sich als Aushängeschilder der Fusion von Musik und Menschenrechten einspannen und warben in ihren Konzerten mitunter sogar direkt für bestimmte Organisationen; Aktivisten konnten fortan betroffen sein *und* Musik hören. Eine ähnlich diffuse Verbreitung von Kenntnissen und Stimmungen leisteten oft mit bekannten Schauspielern besetzte Filme wie *Missing* (über Chile, 1982), *Killing Fields* (über Kambodscha, 1984) oder *Cry Freedom* (über Südafrika, 1987), die sich mit noch aktuellen oder jüngst vergangenen Staatsverbrechen befassten und von Aktivisten sozusagen als Bildungsprogramme eingesetzt wurden. Auf diese Weise vollzog sich eine Öffnung des Menschenrechtsaktivismus hin zur Jugendkultur, welche die Bewegung dramatisch verjüngt haben dürfte; kamen etwa in der amerikanischen *Amnesty*-Sektion Anfang der achtziger Jahre zwei Studenten- und Schülergruppen auf fünf ›normale‹ Aktivistengruppen, so betrug das Verhältnis im Jahr 1990 sechs zu eins. Doch wandelte sich damit auch die Politikkonzeption, für die Menschenrechtsaktivismus stand. Menschenrechtssensibilität wurde zu einem integralen Teil alltäglicher Lebensweisen. Die politische Performanz wurde dabei vom düsteren Straßentheater (etwa dem Nachstellen von Foltermethoden) und den ernst-asketischen Kerzenlichtwachen, die das Bild in den sechziger und siebziger Jahren geprägt hatten, auf eine erlebniskulturelle Feier der gemeinsamen Hoffnung verschoben. Der auch zuvor mitunter lockere Zusammenhang zwischen dem Einsatz für Menschenrechte und konkreten politischen Botschaften oder artikulierbaren ideologischen Positionen löste sich dabei noch weiter auf.

Osteuropa: Dissidentenbewegung und KSZE-Prozess

Noch in einer weiteren Hinsicht war *Amnesty International* repräsentativ. Zwar hatte die Organisation bereits in den siebziger Jahren nationale Sektionen in allen Erdteilen, doch blieben die nicht-westlichen fast ausnahmslos schwach.[108] Im Kern ist *Amnesty* immer eine westeuropäisch-nordamerikanische Organisation geblieben, und das obwohl sie seit Mitte der siebziger Jahre kontinuierliche Anstrengungen unternahm, auch außerhalb dieser Regionen Attraktivität zu entfalten. Das verweist auf eine fundamentale Differenz im weltweiten Menschenrechtsaktivismus. Nur im Westen wurde er seit den siebziger Jahren zu einem globalen moralischen Interventionismus, während er überall sonst eine Form des Selbstschutzes war und blieb.[109] Diesen Zusammenhang verdeutlichten am dramatischsten die Vorgänge in Lateinamerika, wo es in den siebziger Jahren zu einem erheblichen und abrupten Aufschwung von Menschenrechtsaktivismus kam. Eine große Rolle spielten dabei Angehörige von Opfern.[110] Die *Madres de la Plaza de Mayo* erlangten durch ihren beharrlichen stummen Protest, mit dem sie von der argentinischen Militärregierung nicht mehr forderten als Rechenschaft über ihre ›verschwundenen‹ Kinder, weltweite Berühmtheit. Diese und andere Gruppen trugen entscheidend dazu bei, dass sich in der internationalen Öffentlichkeit Kenntnisse über die Situation in Lateinamerika ver-

---

108 Am Ende der Dekade war die japanische Sektion die einzige nicht-westliche, die mehr Adoptionsgruppen aufzuweisen hatte als die luxemburgische (nämlich 15). Vgl. Amnesty International: Report and Decisions of the 12th International Council Meeting, 6–9 September 1979, Leuven 1979, in: Amnesty International of the USA Records, Center for Human Rights Documentation and Research, Columbia University, New York, record group 1, series 3, box 1.

109 Dabei entwickelte er sich in Afrika und Asien sehr zögerlich und vor allem seit den neunziger Jahren. Vgl. *Claude E. Welch, Jr.*, The OAU and Human Rights. Regional Promotion of Human Rights, in: *Yassin El-Ayouty* (Hrsg.), The Organization of African Unity after Thirty Years, Westport, CT/London 1994, S. 53–76, hier: S. 69.

110 Vgl. die Hinweise bei *Edward L. Cleary*, The Struggle for Human Rights in Latin America, Westport, CT 1997.

breiteten, nicht zuletzt wegen der Kontakte, die sie zu westlichen NGOs knüpften. Ihrem Zweck nach waren sie indes Selbst- und Nothilfegruppen, die sich angesichts akuter Bedrohung formiert hatten.

Darin war ihnen die Menschenrechtsbewegung in Osteuropa verwandt. Die Vorgeschichte ihrer Entstehung geht bis auf die Transformation der osteuropäischen Diktaturen in post-totalitäre Systeme zurück, die nach dem Tod Stalins begann.[111] Staatliche Kontrolle und Repression lockerten sich dabei, die Produktion wurde stärker auf Konsum eingestellt und die Gesellschaften sollten kulturell geöffnet werden. Vor diesem Hintergrund begannen Politiker und Intellektuelle der meisten Länder Reformideen zu diskutieren, die eine demokratische Neuorientierung und partielle Liberalisierung des Sozialismus innerhalb des bestehenden Systems anvisierten. Ihren stärksten und, wie sich herausstellen sollte, symbolträchtigsten Ausdruck fanden sie im Prager Frühling 1968.[112] Mit dem Liberalisierungsprogramm der Regierung Dubček schien der entscheidende Schritt getan, die Utopie eines »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« Wirklichkeit werden zu lassen. Umso tiefer und anhaltender war die Niedergeschlagenheit, als das Prager Experiment von der sowjetischen Armee gewaltsam beendet wurde. Der sowjetische Einmarsch zerstreute die Illusion, das Sowjetsystem habe sich pazifiziert, und läutete eine Phase ein, in der die Repression verschärft, die staatliche Zentralisierung verstärkt und die intellektuellen und künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten beschnitten wurden.

Der osteuropäische Menschenrechtsaktivismus ist als ein Produkt dieser Erfahrung des Scheiterns zu verstehen, der Einsicht in die Unmöglichkeit, das kommunistische System aus sich selbst heraus zu reformieren, und der sicheren Aussicht darauf, dass weitere Wandlungen zu mehr Freiheit ausbleiben würden. Das wurde für die Dissidenten zum Impuls, sich in Zielen und Strategien umzuorientieren. Statt das System zu verändern, ging es ihnen nun darum, wenigstens minimale Freiräume zu sichern und eine humanere Behandlung einzufordern. In einer eigentümlichen Analogie zum westlichen Menschenrechtsaktivismus war der osteuropäische auch ein post-68er Phänomen, das aus einer Desillusionierung wuchs. Auch er bedeutete einen Übergang zu kleineren und konkreteren Zielen, einen »shift from theoretical counter-projects to the practical defense of civil and human rights«.[113]

Die Dissidenten verlegten sich auf eine Strategie des »civil obedience« und einen Protest im Modus des »Als Ob«, für den sie sich eines Rechtsdiskurses bedienten: Sie verhielten sich, als hätten sie tatsächlich Rechte, und begannen den Staat zu mahnen, er solle seine eigenen Gesetze einhalten.[114] Die sowjetischen Dissidenten bezogen sich dabei zunächst auf die Verfassung der UdSSR und erst später vorwiegend auf Menschenrechte, auf die UN-Pakte und dann vor allem auf die Helsinki-Schlussakte von 1975. Die Entwicklung der Menschenrechtsbewegung war in den einzelnen Ländern unterschiedlich.[115] In

---

111 Vgl. zum Folgenden vor allem *Detlef Pollack/Jan Wielgohs* (Hrsg.), Dissent and Opposition in Communist Eastern Europe. Origins of Civil Society and Democratic Transition, Aldershot 2004.

112 Vgl. *Kieran Williams*, The Prague Spring and its Aftermath. Czechoslovak Politics, 1968–1970, Cambridge 1997.

113 *Detlef Pollack/Jan Wielgohs*, Comparative Perspectives on Dissent and Opposition to Communist Rule, in: *dies*., Dissent, S. 231–266, hier: S. 240.

114 Vgl. *Benjamin Nathans*, The Dictatorship of Reason. Aleksandr Vol'pin and the Idea of Rights under »Developed Socialism«, in: Slavic Review 66, 2007, S. 631–663. Nathans verwendet den Begriff »civil obedience«, um den grundlegenden Unterschied zur »civil disobedience«-Taktik westlicher Aktivisten zu verdeutlichen.

115 Vgl. zu den Fakten die zeitgenössischen Darstellungen von *Joshua Rubenstein*, Soviet Dissidents. Their Struggle or Human Rights, Boston 1980, und der Aktivistin *Ludmilla Alexeyeva*, Soviet Dissent. Contemporary Movements for National, Religious, and Human Rights, Middletown, CT, 1985; zur Charta 77: *Markéta Devátá/Jiri Suk/Oldrich Tuma* (Hrsg.), Charter 77.

der Sowjetunion setzten die Aktivisten selbst ihren Beginn später mit dem Prozess gegen die Schriftsteller Sinyavski und Daniel im Jahr 1965 an, der öffentliche Bekundungen für Meinungsfreiheit auslöste. Seit 1968 erschien die »Chronik der laufenden Ereignisse«, die Rechtsverstöße der Behörden dokumentierte und öffentlich machte. Im Jahr 1969 entstand die erste explizite Menschenrechtsgruppe, 1971/74 die russische Sektion von *Amnesty International* und 1976 die sogenannte Moskauer Helsinki Gruppe. In Polen und der Tschechoslowakei entwickelte sich der Menschenrechtsprotest tendenziell stärker in den späten siebziger Jahren – als das polnische Komitee für die Verteidigung des Arbeiters (KOR, 1976) und die tschechische Charta 77 gegründet wurden –, in der DDR erst in den frühen achtziger Jahren. In Rumänien, Bulgarien und Ungarn spielte er offenbar eine geringere Rolle. In mancher Hinsicht glichen die Strategien der Aktivisten denen der westlichen Gruppen: Sie protestierten öffentlich und legten in symbolischen Akten Zeugnis des Unrechts ab, sie registrierten und dokumentierten Verbrechen, sie organisierten Briefkampagnen und Petitionen, sie leisteten Häftlingen und ihren Familien Beistand und materielle Unterstützung.

Die transnationalen Effekte der Bewegung beschränkten sich nicht darauf, dass osteuropäische Gruppen Kontakte zu westlichen Menschenrechtsorganisationen herstellten, um ihrem Protest größere Wirksamkeit zu verleihen. Die Formierung einer Dissidentenbewegung war überdies wichtig dafür, dass sich auf der europäischen Linken die Einschätzung des kommunistischen Staatsterrors veränderte und der Menschenrechtsdiskurs Fuß fassen konnte.[116] Seit dem Erscheinen von Solschenizyns »Archipel Gulag« Anfang der siebziger Jahre brachen die Wahrnehmungsfiguren auf, die die westliche Linke – letztlich seit der Russischen Revolution – dazu gebracht hatten, kommunistische Gewalt auszublenden oder im Namen eines höheren Ziels, des Aufbaus der sozialistischen Gesellschaft, zu rechtfertigen. Mit dem Dissidenten entstand eine Figur des Opfers, die auch europäische Linke dazu veranlasste, den Blick auf kommunistische Verbrechen zu richten und sie als Menschenrechtsverletzungen zu verstehen.

Der Protest der Dissidenten wurde seit Mitte der siebziger Jahre durch den KSZE-Prozess erheblich unterstützt, eine diplomatische Initiative, die ursprünglich nichts mit ihrer Bewegung zu tun hatte, dieser dann aber in die Hände spielen sollte. Die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) war von Beginn an – der Warschauer Pakt unterbreitete den Vorschlag 1969 – stärker ein Projekt der Verbündeten als ihrer Supermächte gewesen.[117] Für sie wurde die Konferenzidee ein Mittel, um den bilateralen Entspannungsprozess zwischen den USA und der Sowjetunion, von dem die Verbündeten auf beiden Seiten Nachteile für sich selbst befürchteten, aufzufangen. Die Supermächte hingegen interessierten sich zunächst weiterhin vor allem für die bilaterale Détente und verstanden die Sicherheitskonferenz als Konzession. Der sowjetische Parteichef Breschnew allerdings erkannte am Anfang der siebziger Jahre die mögliche taktische Bedeutung eines multilateralen Abkommens.

From the Assertion of Human Rights to a Democratic Revolution 1977–89. Proceedings of the Conference to Mark the 30th Anniversary of Charter 77, Prague, 21–23 March 2007, Prag 2008.

116 So die These von *Robert Horvath*, »The Solzhenitsyn Effect«. East European Dissidents and the Demise of the Revolutionary Privilege, in: Human Rights Quarterly 29, 2007, 879–907.

117 Das Folgende vor allem nach: *Andreas Wenger/Vojtech Mastny/Christian Nuenlist* (Hrsg.), Origins of the European Security System. The Helsinki Process Revisited, London/New York 2008. Vgl. daneben: *Wilfried von Bredow*, Der KSZE-Prozess. Von der Zähmung zur Auflösung des Ost-West-Konflikts, Darmstadt 1992*; Sylvia Rohde-Liebenau*, Menschenrechte und internationaler Wandel. Der Einfluss des KSZE-Menschenrechtsregimes auf den Wandel des internationalen Systems in Europa, Baden-Baden 1996; *Peter Schlotter*, Die KSZE im Ost-West-Konflikt. Wirkungen einer internationalen Institution, Frankfurt am Main/New York 1999; *Carla Meneguzzi Rostagni* (Hrsg.), The Helsinki Process. A Historical Reappraisal, Padua 2005.

Auf westlicher Seite übernahmen die neun Staaten der Europäischen Gemeinschaft (EG) die Führung und behaupteten ihre Interessen auch gegen amerikanischen Druck. Sie arbeiteten eine gemeinsame Linie aus, bei der Menschenrechtsbestimmungen einen wichtigen Teil der Verhandlungsziele bildeten. Schließlich erreichten sie, dass die Prinzipien der Menschenrechte und der Selbstbestimmung (Art. 7 und 8 im Korb I) und die Bestimmungen über humanitäre Erleichterungen (Korb III) in die Helsinki-Schlussakte von 1975 eingefügt wurden. Im Gegenzug erkannten sie die Unverletzlichkeit der Grenzen an, auf die die Sowjetunion gedrungen hatte. Die Westeuropäer stellten damit der amerikanischen Politik ihre eigene Konzeption von Entspannung entgegen, die auf die Aushöhlung der staatlichen Kontrolle und damit auf einen langfristigen Wandel des Sowjetsystems setzte.

Über die sowjetischen Motive hingegen lässt sich nur spekulieren, da die wichtigen Dokumente nach wie vor unter Verschluss sind. Im Vordergrund des sowjetischen Kalküls stand, dass in Helsinki die Nachkriegsordnung in einem multilateralen Vertragswerk anerkannt und damit der Zweite Weltkrieg symbolisch abgeschlossen wurde. Darin sahen Zeitgenossen den großen Triumph der Sowjetunion – die sowjetische Propaganda genauso wie die fassungslose westliche Presse und die ernüchterten sowjetischen Dissidenten. Die lange Zeit gängige Sicht, dass die sowjetischen Machthaber nicht wussten, worauf sie sich einließen, und von den Folgewirkungen des KSZE-Prozesses überrascht wurden, ist allerdings vermutlich zu modifizieren.[118] Zum einen sahen die sowjetischen Politiker die Risiken, welche die Konzessionen im humanitären Bereich bargen, sehr deutlich. Daher gingen sie parallel zur KSZE scharf gegen die Dissidenten vor und arbeiteten auf der Konferenz darauf hin, die Menschenrechtsbestimmungen zu schwächen. Zum anderen wurden die Verhandlungen von einer Gruppe jüngerer Beamter im Außenministerium vorangetrieben, die später Gorbatschows *perestroika* mittragen sollten. Aus dieser Sicht stellt Helsinki weniger ein Danaergeschenk des Westens dar als einen frühen Erfolg der sowjetischen Reformer.

Die Folgewirkungen der Konferenz bestanden darin, dass die Helsinki-Schlussakte zu einem normativen Maßstab wurde, an dem sowohl osteuropäische als auch westliche Menschenrechtsgruppen – das amerikanische *Helsinki Watch* wurde 1979 gegründet – das Verhalten der kommunistischen Machthaber maßen. Für westliche Menschenrechts-NGOs wurde der Ostblock überhaupt erst in diesen Jahren zu einem Feld, auf dem sie schlagkräftig tätig werden konnten, nachdem er ihnen zuvor jahrzehntelang verschlossen geblieben war. Darüber hinaus erwiesen sich die in Helsinki vereinbarten Folgetreffen (in Belgrad 1977/78, Madrid 1980–1983 und Wien 1986–1989) als eine Plattform, auf der die westlichen Delegierten, oft im Rückgriff auf die Dokumentationen der osteuropäischen Aktivisten, die Sowjetunion und ihre Verbündeten anklagten, die Helsinki-Bestimmungen zu verletzen.[119] Die internationale Menschenrechtsdiplomatie wirkte im Fall Helsinkis somit ganz ähnlich wie im Fall der Vereinten Nationen nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie gab Aktivisten einen normativen Referenzpunkt und ein Forum für Denunziationen an die Hand.

Inwiefern die osteuropäische Menschenrechtsbewegung langfristig zum Sturz der kommunistischen Herrschaft beitrug, wird kontrovers eingeschätzt. Am Anfang der achtziger Jahre waren alle Gruppen, mit der prominenten Ausnahme von Charta 77, gewaltsam unterdrückt worden. Vor diesem Hintergrund ist eine Diskontinuitätsthese vertreten worden, die darauf abhebt, dass die Proteste der späten achtziger Jahre von einer neuen Aktivistengeneration getragen und die Reformprozesse von Politikern eingeleitet wurden,

---

118 Das Folgende nach *Marie-Pierre Rey*, The USSR and the Helsinki Process, 1969–1975. Optimism, Doubt, or Defiance?, in: *Wenger/Mastny/Nuenlist* u. a., Origins, S. 65–82.

119 Vgl. *William Korey*, The Promises We Keep. Human Rights, the Helsinki Process and American Foreign Policy, New York 1993.

die in keiner Verbindung mit der Menschenrechtsbewegung gestanden hätten.[120] Daniel C. Thomas dagegen hat eine indirekte Verbindung zwischen der Anerkennung von Menschenrechtsnormen und der Unterminierung des kommunistischen Herrschaftssystems postuliert. »The expansion of civil society under the banner of human rights«, so seine Schlussfolgerung, »the corrosive effects of dissent on the legitimacy and self-confidence of the party-state, and Western governments' insistence on linking diplomatic relations to implementation of human rights norms convinced a growing number of Communist elites of the necessity of political (rather than purely economic) reform.«[121] Die Belege gerade für diese Einsicht bleibt Thomas allerdings schuldig, und die genaue Bedeutung, die Menschenrechtskritik als Reformimpuls hatte, bleibt unklar. Etwas stärker zurückgenommen ist demgegenüber die These, die Dissidenten hätten den politischen Möglichkeitsraum erweitert, indem sie ein Beispiel setzten: »It mattered because it happened.«[122] Dadurch, dass sie Regeln überschritten und Kenntnisse verbreiteten, führten die Aktivisten demzufolge neue Vorstellungen von Recht und Demokratie in den Diskurs ein, die auch nicht dadurch verschwanden, dass sie später verhaftet wurden. Diese Sicht scheint ebenso plausibel wie sie schwierig zu messen ist.

Menschenrechte als Regierungspolitik: Die USA unter Carter

Dass der amerikanische Präsident Jimmy Carter Menschenrechte zu einem zentralen Anliegen seines außenpolitischen Programms machte, bedeutete einen weiteren folgenreichen Neuaufbruch der siebziger Jahre. Schon zeitgenössisch wurde das Bekenntnis zur Aufrechterhaltung menschenrechtlicher Prinzipien weltweit als Signatur seiner Präsidentschaft verstanden und bildete die Linie, an der sich seine Anhänger und Kritiker schieden. Bis heute misst die historische Literatur Carters Außenpolitik daran, inwiefern es ihm gelang, seine Absichtserklärungen in die Tat umzusetzen.

Der Kontext, in dem Menschenrechte, weltweit zum ersten Mal, ein signifikantes Ziel der Regierungspolitik wurden, waren die politischen und mentalen Verwerfungen der Vietnam-Ära. Der Vietnamkrieg bedeutete den tiefsten Bruch der amerikanischen Nachkriegsgeschichte, dessen Nachwehen bis zum Ende des Kalten Kriegs spürbar bleiben sollten. Er erschütterte die in der politischen Elite und in weiten Teilen der Bevölkerung vorherrschende Überzeugung, die US-Regierung sei dazu berufen, die demokratische Sache in der Welt gegen die Gefahren des kommunistischen Machtwahns anzuführen. Im Ende des »postwar consensus« (William H. Chafe) hatten sowohl Carter als auch Ronald Reagan ihren Ausgangspunkt, wenn sie auch gegensätzliche Programme daraus ableiteten. Und beide hatten es dabei mit einer fundamental gewandelten, kritischen und misstrauischen Öffentlichkeit zu tun – in den Massenmedien, in zivilgesellschaftlichen Organisationsformen und nicht zuletzt im Kongress –, die in ihrer Genese auf den Anti-Vietnam-Protest zurückging.

Am Anfang der siebziger Jahre erschien das Handeln der Regierung Nixon-Kissinger als Inbegriff einer an keinerlei ethische Erwägungen gebundenen Realpolitik und war durch den bis in die liberale Mitte hinein getragenen Anti-Kriegs-Protest nachhaltig dis-

---

120 Vgl. dazu zeitgenössisch *Alexeyeva*, Dissent; aus der Literatur *Pollack/Wielgohs*, Perspectives.

121 *Daniel C. Thomas*, The Helsinki Effect. International Norms, Human Rights, and the Demise of Communism, Princeton/Oxford 2001, Zitat S. 221.

122 So *Robert Horvath*, The Legacy of Soviet Dissent. Dissidents, Democratisation and Radical Nationalism in Russia, London/New York 2005, Zitat S. 1. Er verweist zudem darauf, dass ehemalige Dissidenten während und nach der *perestroika* eine wichtige Rolle bei der Begründung post-sowjetischer, demokratischer Institutionen spielten.

kreditiert.[123] Ihr moralischer Bankrott nahm noch größere Ausmaße an, als 1973 die Enthüllungen im Watergate-Skandal begannen und 1975/76 die geheimen CIA-Operationen zum Sturz der Allende-Regierung in Chile ans Tageslicht kamen. Die Neuentdeckung von Menschenrechten in der amerikanischen Politik begann im Zuge der Gegenbewegung zur Politik Nixons, die sich in diesen Jahren im Kongress bildete. Vom Vietnam-Protest geprägte Abgeordnete wie Frank Church und Donald Fraser machten es zu ihrem Anliegen, Legitimität und Moralität in den Außenbeziehungen zurückzugewinnen und das Ansehen der USA in der Welt wiederherzustellen. Dafür brachen sie mit den bisherigen Prämissen der amerikanischen Politik im Kalten Krieg: mit dem Gedanken des nationalen Sicherheitsstaats und der *imperial presidency*, mit Domino-Theorien und *containment* um jeden Preis.[124] Ihre politische Strategie bestand darin, das außenpolitische Handeln der Regierung an nachvollziehbare Regeln zu binden, und Menschenrechtsnormen dienten ihnen dabei als ein Vehikel. Ihre Initiative schlug sich schließlich in drei Gesetzeszusätzen nieder, die der Kongress zwischen Dezember 1974 und Juli 1976 verabschiedete. Die Zusätze banden die Vergabe von Militärhilfe, von Wirtschaftshilfe und von Krediten im Rahmen internationaler Finanzinstitutionen daran, dass in den Empfängerländern Menschenrechtsnormen eingehalten würden. Sie stellten die weltweit erste nationale Menschenrechtsgesetzgebung für das auswärtige Regierungshandeln dar.

Die außenpolitische Neuorientierung Carters war Teil desselben Impulses. Sie war eine Konsequenz aus dem nachhaltigen Verlust amerikanischer Glaubwürdigkeit und der beschädigten internationalen Reputation. Carter reagierte darauf, indem er in der internationalen Arena eine Richtung einzuschlagen versuchte, die von den Auswüchsen der Machtpolitik im Zeichen der Systemkonfrontation weg- und zu den vermeintlich besten Werten der amerikanischen Tradition zurückführte: zum Verzicht auf gewaltsame Intervention und geheime Operationen, zur Distanzierung von autoritären Verbündeten und zur Ausrichtung an demokratischen Idealen. Das waren die Grundthemen von Carters Wahlkampf gewesen. Den Menschenrechtsbegriff hatte er dabei eher spät aufgenommen, ihn dann allerdings zum Angelpunkt seiner Rhetorik der Erneuerung gemacht – bis hin zu dem Bekenntnis in seiner Vereidigungsansprache, »our commitment to human rights must be absolute«.

Dass die Umsetzung dieses Programms inkonsistent, sprunghaft und uneinheitlich ausfiel, war der Kern der Kritik von Carters zeitgenössischen politischen Gegnern, die darin den Ausdruck eines naiven Idealismus sahen. Bis heute ist dies die überwiegende Mehrheitsmeinung in der historischen Literatur geblieben – wenn die Inkonsequenzen auch zumeist stärker festgestellt als untersucht werden.[125] Da einschlägige Aktenbestände erst

123 Zum Antikriegsprotest und zur innenpolitischen Debatte vgl. *Charles DeBenedetti*, An American Ordeal. The Antiwar Movement of the Vietnam Era, Syracuse, NY 1990; *Tom Wells*, The War Within. America's Battle over Vietnam, Berkeley 1994; *David W. Levy*, Debate Over Vietnam, Baltimore 1995; *Rhodri Jeffreys-Jones*, Peace Now! American Society and the Ending of the Vietnam War, New Haven/London 1999.

124 Vgl. *David F. Schmitz*, The United States and Right-Wing Dictatorships, 1965–1989, Cambridge 2006, S. 112–142.

125 Vgl. *Joshua Muravchik*, The Uncertain Crusade. Jimmy Carter and the Dilemmas of Human Rights Policy, Lanham 1986; *Gaddis Smith*, Morality, Reason and Power. American Diplomacy in the Carter Years, New York 1986; *Erwin C. Hargrove*, Jimmy Carter as President. Leadership and the Politics of the Public Good, Baton Rouge 1988; *Herbert D. Rosenbaum/Alexej Ugrinsky* (Hrsg.), Jimmy Carter. Foreign Policy and Post-Presidential Years, Westport, CT/London 1994; *Tony Smith*, America's Mission. The United States and the Worldwide Struggle for Democracy in the 20th Century, Princeton 1994; *David Skidmore*, Reversing Course. Carter's Foreign Policy, Domestic Politics, and the Failure of Reform, Nashville/London 1996; *Douglas Brinkley*, The Rising Stock of Jimmy Carter. The »Hands on« Diplomacy of Our Thirty-Ninth President, in: Diplomatic History 20, 1996, S. 505–529; *William Stueck*, Placing Jimmy Carter's Foreign Policy, in: *Gary M. Fink/Hugh Davis Graham* (Hrsg.),

seit wenigen Jahren zugänglich sind, ist die Debatte wohl eher kurz davor, neu geführt als beiseite gelegt zu werden. So ist erst jüngst auf der Basis neu freigegebener Dokumente plausibel argumentiert worden, dass sich die Carter-Regierung von vornherein der Probleme bewusst war, die der Menschenrechtsansatz bringen konnte – nämlich eben den Vorwurf der Inkonsequenz wie auch enttäuschte Hoffnungen –, und dass die Regierung nie einen uniformen Ansatz im Sinn hatte, sondern ein Vorgehen von Fall zu Fall.[126]

Die implizite Vorstellung, die US-Regierung hätte Menschenrechtsnormen »konsequent«, also in jeder Situation als oberste Priorität, geltend machen können, die zuweilen auf beiden Seiten der Debatte aufscheint, ist sicherlich unrealistisch. Beim gegenwärtigen Wissensstand scheint es aber darüber hinaus so, als hätten menschenrechtliche Erwägungen für die Carter-Regierung in zahlreichen wichtigen Situationen hinter strategischen und Sicherheitsinteressen zurückgestanden. So konfrontierte sie einerseits die Militärregime in Chile und Argentinien mit unnachgiebiger Kritik. Gegenüber dem Oberhaupt der chilenischen Junta, Augusto Pinochet, beharrte sie auf einem klaren Forderungskatalog, der einen Zeitplan für die Rückkehr zur Demokratie, die Wiederherstellung der Rechtsstaatlichkeit und Auskünfte über politische Gefangene einschloss. Shah Reza Pahlavi im Iran hingegen, geostrategisch zentral als Verbündeter im Nahen Osten, wurde zwar in der finalen Krise seines Regimes nicht militärisch unterstützt, zuvor aber auch nicht entschlossen unter Druck gesetzt.[127] Vor diesem Hintergrund wäre es von besonderem Interesse, die Politik der Carter-Regierung gegenüber strategisch wichtigen Alliierten wie den Philippinen, Südkorea, Zaire oder Indonesien näher zu untersuchen.

Zudem bleibt weiterhin zu diskutieren, ob und inwiefern sich die amerikanische Politik ab 1979 wandelte, als die Regime im Iran und in Nicaragua stürzten und die Sowjetunion in Afghanistan einmarschierte, so dass sich das weltpolitische Koordinatensystem aus der Sicht der Regierung dramatisch veränderte. Die Carter-Regierung intervenierte nicht, um den nicaraguanischen Diktator Somoza zu stützen oder durch einen anderen Herrscher zu ersetzen. Gleichzeitig weichte sie aber ihre Linie gegenüber der Militärregierung in El Salvador auf und unterstützte eine vermeintlich moderate und reformorientierte Gruppe von Militärs gegen die linke Guerrillabewegung.[128]

Schließlich muss die Frage der Wirkungen von Carters Menschenrechtspolitik über die bilateralen Beziehungen hinaus ausgeweitet werden. Zum einen beförderte sie die Politik anderer Akteure. Carter stützte eine Reihe von Initiativen in den Vereinten Nationen und der OAS, NGOs hatten leichteren Zugang zur Regierung, und der Menschenrechtsbegriff wurde durch die Rhetorik des amerikanischen Präsidenten weltweit popularisiert. Zum anderen blieben Menschenrechte auch nach Carter insofern ein Thema der amerikani-

---

The Carter Presidency. Policy Choices in the Post-New Deal Era, Lawrence, Kansas 1998, S. 244–266; *Andrew J. DeRoche*, »Standing Firm for Principles«. Jimmy Carter and Zimbabwe, in: Diplomatic History 23, 1999, S. 657–685; *Robert A. Strong*, Working in the World. Jimmy Carter and the Making of American Foreign Policy, Baton Rouge 2000; *Burton I. Kaufman/Scott Kaufman*, The Presidency of James Earl Carter Jr., Lawrence 2006. Als neuere Überblicke über Carters Menschenrechtspolitik vgl. *Kathryn Sikkink*, Mixed Signals. U. S. Human Rights Policy and Latin America, Ithaca/London 2004, S. 48–180; *Hauke Hartmann*, Die Menschenrechtspolitik unter Präsident Carter. Moralische Ansprüche, strategische Interessen und der Fall El Salvador, Frankfurt am Main/New York 2004, S. 9–172; *Schmitz*, States, S. 112–240.

126 Vgl. *David F. Schmitz/Vanessa Walker*, Jimmy Carter and the Foreign Policy of Human Rights. The Development of a Post-Cold War Foreign Policy, in: Diplomatic History 28, 2004, S. 113–143; *Schmitz*, States.

127 Vgl. dazu *Lars Schoultz*, Human Rights and United States Policy toward Latin America, Princeton 1981; *Paul E. Sigmund*, The United States and Democracy in Chile, Baltimore/London 1993; *Schmitz*, States, S. 166–171.

128 Vgl. *Hartmann*, Menschenrechtspolitik.

schen Politik, als sich die Reagan-Regierung mit seinem politischen Ansatz, der von ihm geschaffenen Bürokratie und der erstarkten Menschenrechts-*community* auseinanderzusetzen hatte. Reagans Antwort war eine Reinterpretation des Menschenrechtsdiskurses, die sich in Kreisen neokonservativer Intellektueller bereits unter Carter vorbereitet hatte.[129] Der Begriff der Menschenrechte wurde unter Demokratie und Freiheit subsumiert, die der neuen Deutung zufolge vor allem vom Kommunismus bedroht waren. Ihn brandmarkte Reagan nunmehr als den größten Menschenrechtsverletzer der Gegenwart. Die Regierung unterschied zwischen totalitären (das hieß kommunistischen) und autoritären (das hieß rechten) Regimen und begründete ihre Unterstützung für letztere mit dem Argument, sie könnten sich zur Demokratie weiterentwickeln. Schließlich plädierte die Reagan-Regierung dafür, nicht nur die Menschenrechtsverletzungen von Staaten, sondern auch die von Terror- und Widerstandsgruppen zu sanktionieren, was sich de facto auf linke Guerrillabewegungen bezog.

Die Umdeutungen der Reagan-Regierung markieren die konservative Reaktion auf die neue Hegemonie des liberalen Menschenrechtsdiskurses, und den Folgen, die diese Wendung für die Idee der Menschenrechte hatte, wäre näher nachzugehen. In der politischen Praxis lief sie auf eine Wiederbelebung des *containment* hinaus: Reagan legte eine harsche antikommunistische Rhetorik an den Tag und verbündete sich mit rechten Regimen und Militärdiktaturen. Die übergreifende Konstellation hatte sich allerdings gegenüber dem frühen Kalten Krieg gewandelt. Vor allem in seiner zweiten Amtszeit unterstützte Reagan demokratische Bewegungen, wo sie sich bildeten, gegen rechte Diktaturen, wenn auch primär mit dem Ziel, einen Pendelschwung zur Linken zu verhindern. In diesem Sinne übte er in den späteren achtziger Jahren Druck auf die befreundeten Regime in Chile, den Philippinen und Südkorea aus. Zudem sah sich die Reagan-Regierung nun beträchtlichem öffentlichem Protest und einer zum Teil erheblichen Kritik im Kongress gegenüber, die in einzelnen Fällen, wie in Südafrika und den Philippinen, dazu beitrug, die amerikanische Unterstützung für rechte Diktatoren einzudämmen. Wie andere zivilgesellschaftliche Organisationen auch, blühten Menschenrechtsorganisationen in den achtziger Jahren auf, wenn auch in unterschiedlicher Weise. Während *Amnesty International USA* für viele zum Refugium der liberalen Politik wurde und die größte Expansion seiner Geschichte erlebte, versuchte *Helsinki Watch*, die Reagan-Regierung bei ihrem antikommunistischen Wort zu nehmen und sie für ihre Menschenrechtspolitik in Osteuropa einzuspannen.[130]

Viel weniger ist bislang darüber bekannt, welche Bedeutung Menschenrechte in den siebziger und achtziger Jahren in der Politik anderer Staaten erhielten. Die Anzeichen deuten darauf hin, dass ihr rhetorischer und institutioneller Stellenwert auch in anderen westlichen Ländern zunahm.[131] Eine Reihe von Regierungen veröffentlichte nun Weißbücher oder Positionspapiere, in denen sie sich grundsätzlich zu Menschenrechten bekannten und ihre Haltung definierten.[132] Zudem richteten westeuropäische Staaten seit den

---

129 Vgl. die einflussreichen Aufsätze von Jeane J. Kirkpatrick, später UN-Botschafterin unter Reagan, gesammelt in: *Jeane J. Kirkpatrick*, Dictatorships and Double Standards. Rationalism and Reason in Politics, New York 1982.

130 Vgl. bislang vor allem die autobiografischen Darstellungen von *Aryeh Neier*, des Mitbegründers von Human Rights Watch: Taking Liberties. Four Decades in the Struggle for Rights, New York 2003, S. 147–286, und *Jeri Laber*, The Courage of Strangers. Coming of Age with the Human Rights Movement, New York 2002.

131 Für einige grundlegende Daten siehe *David P. Forsythe* (Hrsg.), Human Rights and Comparative Foreign Policy, Tokio 2000.

132 Vgl. British Policy towards the UN, 1978; Norway and the International Protection of Human Rights, White Paper, Storting report no. 93, Oslo 1976–1977; und das niederländische Dokument »Human Rights and Foreign Policy«, 1979.

achtziger Jahren erste Menschenrechtsinstitutionen auf Parlaments- oder Regierungsebene ein, wie Menschenrechtsexperten oder Beratungsgremien.[133] Wenn die Motive und Kontexte dieses Prozesses auch erst noch näher zu erforschen sind, so liegt es doch nahe anzunehmen, dass westliche Regierungen ein Interesse hatten, sich der neuen internationalen Sprache als einer Quelle der politischen Legitimität zu bedienen. Die nationalen Ausprägungen dürften indes recht verschieden gewesen sein und vom unterschiedlichen Gewicht in der internationalen Arena und den andersartigen historischen Belastungen (wie Kolonialismus oder NS-Herrschaft) abgehangen haben. Besondere Aufmerksamkeit verdienen in diesem Zusammenhang ›kleine‹ westliche Staaten wie die skandinavischen, die Niederlande und Kanada, die sich in ihrer außenpolitischen Rhetorik besonders stark mit menschenrechtlichen Anliegen identifizierten. Im Rahmen internationaler Organisationen wie auch im KSZE-Prozess wirkten sie mit vergleichsweise hoher Energie auf die Festschreibung von Menschenrechtsnormen hin. Sie fanden hier ein Feld, auf dem sie sich international profilieren und eine eigenständige Außenpolitik formen konnten. In der Praxis sollten sie sich indes mit den gleichen Schwierigkeiten konfrontiert sehen, ihre Prinzipien konsequent umzusetzen, wie die ungleich mächtigere Carter-Regierung.[134]

Die internationale Konjunktur der Menschenrechte, die in den siebziger Jahren begann, hatte nicht eine einzige Ursache. Sie reagierte auf weit auseinander liegende historische Erfahrungen und fand in denkbar verschiedenen politischen Kontexten statt. Gleichwohl lassen sich in der ›Menschenrechtsrevolution‹ einige transnationale Muster erkennen. Überall war die Hinwendung zu Menschenrechten das Produkt einer politischen Desillusionierung. Den verschiedenen Akteuren – westlichen und osteuropäischen Aktivisten, der Carter-Regierung und den europäischen Ländern im KSZE-Prozess – war gemeinsam, dass sie auf das Scheitern älterer, lange eingewurzelter Politikmodelle reagierten, die sie durch neue zu ersetzen versuchten.

Die Politikformen, die überwunden werden sollten, waren eng mit der Konstellation des Kalten Kriegs verbunden. In den Berufungen auf die Menschenrechtsidee in den siebziger Jahren wurden Absagen an machtpolitischen Zynismus, ideologische Konfrontation, die falsche Vorstellung von Entspannung und die Verengung auf ein binäres Freund-Feind-Schema formuliert. Menschenrechte wurden in diesem Zusammenhang zu einer Sprache der politischen Erneuerung. Sie propagierte eine neue universelle Moralität, die alte Lagergrenzen transzendieren und Staaten und Menschen weltweit an denselben Maßstäben messen sollte. Sie visierte eine Politik des Unpolitischen an; das war das Selbstverständnis, das allem privaten Menschenrechtsaktivismus gemeinsam war, ob es sich um *Amnesty International*, die osteuropäischen Dissidenten oder die lateinamerikanischen Selbsthilfegruppen handelte. Schließlich begründete sie einen neuen Interventionismus, da nunmehr wenigstens dem Anspruch nach das Leiden von Menschen weltweit zum Grund für politische Einmischung werden konnte. Vieles von dieser neuen Sprache verdankte sich der Globalisierung des politischen Bewusstseins, die dem neuen Menschenrechtsbewusstsein vorausging und sich gleichzeitig auch in anderen Bereichen vollzog, im Umwelt-

133 Frankreich etwa reaktivierte 1984 die »Commission nationale consultative des droits de l'homme«. Der deutsche Bundestag erweiterte 1987 die Zuständigkeit des Unterausschusses für humanitäre Hilfe des Auswärtigen Ausschusses um das Thema Menschenrechte. Vgl. *Silke Voß*, Parlamentarische Menschenrechtspolitik. Die Behandlung internationaler Menschenrechtsfragen im Deutschen Bundestag unter besonderer Berücksichtigung des Unterausschusses für Menschenrechte und humanitäre Hilfe (1972–1998), Düsseldorf 2000.

134 Vgl. die Diskussion in der Politikwissenschaft: *Jan Egeland*, Human Rights – Ineffective Big States, Potent Small States, in: Journal of Peace Research 21, 1984, S. 207–213; *David Gillies*, Between Principle and Practice. Human Rights in North-South Relations, Montreal/Quebec 1996.

denken, in der Bevölkerungspolitik oder in der Dritte-Welt-Bewegung. Mit alledem zeigte die Konjunktur der Menschenrechtsidee einen tieferen Konstellationswandel an, der sich in der internationalen Politik der Epoche vollzog.

Politik der Menschenrechte: Die Kampagnen der siebziger und achtziger Jahre

Als Folge der neuen Bedeutung, die Menschenrechte für das Handeln von Nichtregierungsorganisationen und Staaten und damit in der Folge auch supranationaler Organisationen gewannen, entfalteten sich in den siebziger und achtziger Jahren größere politische Kampagnen gegen Unrechtsregime und repressive Praktiken. Besonders starke Resonanz hatten diejenigen gegen die Pinochet-Diktatur in Chile, die Militärregierung in Argentinien und das Apartheid-Regime in Südafrika sowie die Bemühungen zugunsten sowjetischer Dissidenten und ausreisewilliger sowjetischer Juden. Breite Unterstützung fanden zudem *Amnesty Internationals* Kampagnen gegen Folter und das sogenannte Verschwindenlassen.

Gleichzeitig sahen diese Jahre staatliche Verbrechen größten Ausmaßes, die wesentlich weniger Aufsehen erregten und, wenn es auch in praktisch allen Fällen wenigstens die eine oder andere politische Gruppe gab, die sich um Hilfe bemühte, keine ähnlich energischen politischen Aktionen nach sich zogen. Dazu gehörten die Massenmorde unter Idi Amin in Uganda zwischen 1971 und 1979, die Terrorherrschaft Macías Nguemas in Äquatorial-Guinea zwischen 1969 und 1979, der Massenmord an Hutu in Burundi 1972, die Repressionen der sozialistischen Regierung in Äthiopien nach 1974, der Genozid in Kambodscha 1975 bis 1979, der indonesische Massenmord in Ost-Timor im Gefolge der Invasion von 1975 sowie die Verbrechen in China und Nordkorea. Die großen Menschenrechtskampagnen bildeten das Komplement von Nicht-Kampagnen, und es war ein komplexes Geflecht von Faktoren, das darüber entschied, ob ein Staatsverbrechen zum Objekt einer entschlossenen Menschenrechtspolitik wurde.

Das illustriert das Beispiel der internationalen Maßnahmen gegen die Diktatur Augusto Pinochets, die eine der längsten und wegen der Vielzahl der beteiligten Akteure kraftvollsten Kampagnen auslösten, die jemals unternommen wurden.[135] Wesentlich dafür war, dass sich Chile effektiv isolieren ließ. Alle Länderblöcke entzogen dem Land ihre Unterstützung, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven: Die westlichen Länder konnten aus humanitären Gründen auf Distanz gehen, da Chile für sie keine geostrategische Bedeutung besaß – die Ausnahme bildeten die USA unter Nixon, mit dessen Kurs Carter dann aber brach. Afrikanische und asiatische Staaten denunzierten die Militärjunta, da Chile unter Allende ein zugkräftiges Mitglied der Blockfreien-Bewegung gewesen war. Die kommunistischen Länder Osteuropas schließlich handelten ebenfalls aus »Solidarität« mit Allende und nutzten die Möglichkeit, den »faschistischen Imperialismus« in seiner aktuellen Gestalt zu brandmarken. Dieses Kräfteparallelogramm bewirkte über bilaterale Sanktionen hinaus, dass die Vereinten Nationen ungewohnt entschlossen gegen die Verbrechen der Diktatur vorgingen, indem sie neue Verfahren einführten, wie Vorortuntersuchungen und Sonderberichterstatter.

Zudem formierte sich eine transnationale Bewegung, die in öffentlichen Protestaktionen ihr Mitgefühl mit den Opfern bekundete und das Regime öffentlich zu diskreditieren versuchte. Der Symbolwert von Allendes Sturz trug seinen Teil dazu bei und sorgte vor allem dafür, dass die Kampagne gegen Chile auch zu einer Sache der westlichen Linken wurde, die in Pinochet das Wiedererstehen des Faschismus und den amerikanischen »Imperialismus« bekämpfte. Die Klarheit der Unterdrückungsverhältnisse machte das Ge-

135 Vgl. dazu ausführlicher: *Jan Eckel*, »Under a Magnifying Glass«. The International Human Rights Campaign Against Chile in the 1970s, in: *Hoffmann*, Rights.

schehen in Chile zu einem Menschenrechtsfall *par excellence*, da die Militärs als eindeutig schuldig, ihre Opfer als eindeutig unschuldig erschienen.

Die weltweite Mobilisierung wurde aber vor allem auch dadurch möglich, dass Regierungen und Öffentlichkeit stets außerordentlich gut informiert waren. Der Putsch im September 1973 wurde gewissermaßen live berichtet, und auch in der Folge blieb Chile ein weitgehend offenes Land. Berichte von Menschenrechtsorganisationen konnten daher ein detailliertes Bild der Repressionen zeichnen. Die Tatsache, dass eine beträchtliche Zahl von Beobachtern einreisen konnte, verweist schließlich darauf, dass das Militärregime taktische Fehler beging, mit denen es sich selbst in die Enge trieb. Über die gesamten rund 15 Jahre der Auseinandersetzungen sah sich die chilenische Junta gezwungen, zu lavieren. Da sie Chile als integralen Teil des Westens verstand, fiel es ihr schwer, sich dem Menschenrechtsdiskurs völlig zu entziehen, und war es ihr ganz und gar unmöglich, sich politisch und wirtschaftlich von der Außenwelt abzuschließen. Auf diese Weise blieb sie bis zu einem bestimmten Grad für politischen Druck empfänglich.

Dass die genannten Faktoren – die internationale staatliche Interessenkonstellation, transnationaler Aktivismus, die Informationslage und das Verhalten des angegriffenen Regimes – maßgeblich dafür waren, ob sich Kampagnen herausbildeten und wie sie verliefen, bestätigt der andere Verlauf im Fall Südafrikas.[136] Hier bildete sich ein privater Aktivismus am frühesten heraus, nämlich bereits Anfang der fünfziger Jahre, und hielt am längsten an, nämlich bis zum Regimesturz in den neunziger Jahren. Dazwischen lag kein kontinuierliches Anschwellen, sondern ein Auf und Ab. Einen ersten Höhepunkt erlebte die Anti-Apartheid-Bewegung Anfang der sechziger Jahre nach dem Massaker von Sharpeville, einen weiteren in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre, als eine Reihe von Ereignissen Südafrika wieder ins Bewusstsein gehoben hatten, darunter das Massaker in Soweto 1976 und der Mord an dem schwarzen Aktivisten Steve Biko 1977. Zu einer eigentlichen Massenbewegung mit nennenswerter Schlagkraft entwickelte sich der Protest allerdings erst in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre, vor dem Hintergrund der (neuen) politischen Eskalation in Südafrika. Auch im Fall der Apartheid ließ sich internationaler Protest mobilisieren, weil die Massenmedien berichten und Aktivisten inner- und außerhalb des Landes funktionierende Kommunikationsnetze aufbauen konnten. Wiederum handelte es sich zudem um einen ›übersichtlichen‹ Konflikt, bei dem Täter und Opfer deutlich identifizierbar erschienen. Schließlich konnte sich das Engagement mit verschiedenen Anliegen verbinden: mit Kolonialismuskritik, der Kritik an der Diskriminierung von Schwarzen im eigenen Land (was für afroamerikanische Aktivisten unter Reagan wichtig wurde), mit Kapitalismuskritik, die sich in der *disinvestment*-Bewegung äußerte, und mit einem Dritte-Welt-Bewusstsein.

---

136 Vgl. *Thomas Borstelmann*, Apartheid's Reluctant Uncle. The United States and Southern Africa in the Early Cold War, New York/Oxford 1993; *Christopher Coker*, The United States and South Africa, 1968–1985. Constructive Engagement and Its Critics, Durham 1986; *Donald R. Culverson*, The Politics of the Anti-Apartheid Movement in the United States, 1969–1986, in: Political Science Quarterly 111, 1996, S. 127–149; *Roger Fieldhouse*, Anti-Apartheid. A History of the Movement in Britain. A Study in Pressure Group Politics, London 2005; *Audie Klotz*, Norms in International Relations. The Struggle Against Apartheid, Ithaca/London 1995; *Janice Love*, The US Anti-Apartheid Movement. Local Activism in Global Politics, New York 1985; *Robert Kinloch Massie*, Loosing the Bonds. The United States an South Africa in the Apartheid Years, New York 1997; *Steven Metz*, The Anti-Apartheid Movement and the Populist Instinct in American Politics, in: Political Science Quarterly 101, 1986, S. 379–395; *A. M. Thomas*, The American Predicament. Apartheid and United States Foreign Policy, Aldershot 1997; *Hakan Thörn*, Anti-Apartheid and the Emergence of a Global Civil Society, Basingstoke 2006; *C. William Walldorf, Jr.*, Just Politics. Human Rights and the Foreign Policy of Great Powers, Ithaca/London 2008, S. 112–143.

Dennoch zeitigte die Kampagne bei den südafrikanischen Regierungen bis in die achtziger Jahre hinein kaum Resultate. Zwar wurde Südafrika in den Vereinten Nationen über Jahrzehnte hinweg stigmatisiert – mit der osteuropäisch-afrikanisch-asiatischen Mehrheit und oft gegen die Stimmen westlicher Staaten – und 1977 sogar ein verpflichtendes Waffenembargo verhängt. Entscheidend war aber, dass Südafrikas wichtigste Partner, die USA und Großbritannien, nicht zu wirksamen Maßnahmen bereit waren. Sie sahen in Südafrika aus mehreren Gründen einen zentralen Alliierten: als antikommunistische Bastion in Afrika, als wichtigen Wirtschaftspartner, als Lieferant von Uranerz und als Beschützer der Ölrouten aus dem Nahen Osten. Diese Haltung änderte sich erst in den späten achtziger Jahren, unter massivem innenpolitischem Druck, und stärker in den USA als in Großbritannien. Die Opposition in den USA war auch deshalb stark angewachsen, weil die Anti-Apartheid-Politik nun zu einem bedeutsamen Terrain wurde, auf dem innenpolitische Kritiker ihre Unzufriedenheit mit der konservativen Regierung bekundeten.[137] Gleichzeitig sank im Zuge der neuen Entspannung mit der Sowjetunion unter Gorbatschow der Wert Südafrikas als Bündnispartner.

Schließlich immunisierte sich das Apartheid-Regime in hohem Maße gegen internationalen Druck. Es nahm seine Rolle als Paria der internationalen Staatenwelt trotzig an und entwickelte eine Wagenburgmentalität, vor deren Hintergrund äußere Kritik den Glauben an die Richtigkeit des Kurses nur bestätigte. Zum Teil versuchte das Regime, zusammen mit Chile, Israel und Taiwan eine Koalition der Ausgestoßenen zu formieren. Auch ein Fall von unbeabsichtigten Folgen war es, dass Pretoria auf die Waffensanktionen mit dem Aufbau einer heimischen Waffenindustrie reagierte, die zu den stärksten der Welt gehören sollte. Ihren emblematischen Ausdruck fand die südafrikanische Unnachgiebigkeit in Pieter Willem Bothas »Rubikon-Rede« von 1985, die in der Erwartung, der Staatspräsident werde angesichts der internationalen Kritik radikale Reformen ankündigen, weltweit im Fernsehen übertragen wurde. Botha aber schlug die andere Richtung ein und verkündete, er werde die »road to abdication and suicide« nicht beschreiten.

Anders als in diesen beiden Fällen blieben energische Anstrengungen, den Massenmord in Kambodscha, einen der größten des 20. Jahrhunderts, zu stoppen, aus.[138] Eine ungünstige Voraussetzung war die Kombination aus minimalen Kenntnissen und einem Maximum an Desinformation. Nachdem die Roten Khmer das Land im Anschluss an die Machtergreifung buchstäblich von der Außenwelt abgeschnitten hatten, gab es keinen einzigen Journalisten, der aus dem Land hätte berichten können. Zudem begann nun ein groteskes Verwirrspiel: Die Ford-Regierung sprach von Massakern, was deren Existenz für die regierungskritisch gesinnte amerikanische Öffentlichkeit gerade unglaubwürdig machte, die in den Äußerungen dieselbe Lügentaktik vermutete, die aus Vietnam nur zu bekannt war. Zudem gaben die Roten Khmer begrenzte politische Säuberungen zu und täuschten damit über das wahre Ausmaß der Morde umso wirksamer hinweg. Zwar erschienen von Beginn an auch Berichte über massenhafte Gewalt, doch waren sie nicht zahlreich, und andere Informationen widersprachen ihnen. *Amnesty International* und die *International*

137 Das manifestierte sich vor allem darin, dass der Kongress 1986 Reagans Veto gegen den »Comprehensive Anti-Apartheid Act« überstimmte.

138 Vgl. *William Shawcross*, The Quality of Mercy. Cambodia, Holocaust and Modern Conscience, New York 1984; *Sheldon Neuringer*, The Carter Administration, Human Rights, and the Agony of Cambodia, Lewiston, NY 1993; *Carl Lieberman*, The Reaction of the Carter Administration to Human Rights Violations in Cambodia, in: *Rosenbaum/Ugrinsky,* Carter, S. 269–284; *Jamie Frederic Metzl*, Western Responses to Human Rights Abuses in Cambodia, 1975–1980, Houndmills/Basingstoke etc. 1996; *Samantha Power*, »A Problem from Hell«. America and the Age of Genocide, New York 2003, S. 87–154; *Kenton Clymer*, Jimmy Carter, Human Rights and Cambodia, in: Diplomatic History 27, 2003, S. 245–277.

Commission of Jurists blieben untätig und beriefen sich dafür auf die zu unsichere Informationslage.

Doch waren eben auch die politischen Implikationen andere als im Fall des vermeintlich faschistischen Pinochet-Putsches und der rassistischen Unterdrückung durch weiße Siedler. Die Machtergreifung der Roten Khmer galt als kommunistische Revolution und fand in einem Land statt, das durch amerikanische Bombenangriffe während des Vietnamkriegs stark beschädigt worden war. Unter amerikanischen Intellektuellen erwies sich die Wirkkraft der von François Furet ebenso subtil wie couvrierend beschriebenen »Illusion«:[139] Öffentlich einflussreiche Kriegskritiker wie Gareth Porter und Noam Chomsky leugneten (oder rechtfertigten) die massenhafte Gewalt und drehten den Spieß um, indem sie die amerikanische Regierung interventionistischer Absichten bezichtigten.

Ein amerikanisches Engagement in Indochina hätte sich so kurz nach Ende des Vietnamkriegs keinesfalls rechtfertigen lassen und fand kaum Befürworter. Für die Carter-Regierung jedoch ließen darüber hinaus geostrategische Gründe Zurückhaltung geboten erscheinen. Im Zentrum des Kalküls standen die Notwendigkeit, Vietnam einzudämmen, das als Verbündeter der Sowjetunion gesehen wurde, und der Wunsch, die Beziehungen zu China zu normalisieren. Mit China wiederum hatten die Roten Khmer Beziehungen angeknüpft, während sie Vietnam in Feindschaft gegenüberstanden. Die machtpolitische Logik ließ einen Sturz des Pol Pot-Regimes nicht geraten erscheinen.

Die Voraussetzungen für ein Eingreifen änderten sich im Laufe des Jahres 1978 und damit zu spät. In der westlichen Öffentlichkeit bildete sich zunehmend Konsens darüber, dass Massenverbrechen verübt worden waren, und in der Berichterstattung häuften sich jetzt Holocaust-Analogien. US-Präsident Carter verurteilte daraufhin das kambodschanische Regime, die Vereinten Nationen begannen Berichte zu bearbeiten, und einige zivilgesellschaftliche Gruppen organisierten Proteste. Für die veränderte Haltung linker Intellektueller war der offene Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Vietnam und Kambodscha ausschlaggebend, da die Genozid-Anschuldigungen nun auch von einer kommunistischen Regierung geäußert wurden. Alle weiteren Diskussionen erübrigten sich dann durch den Einmarsch vietnamesischer Truppen, die das Regime der Roten Khmer Anfang 1979 stürzten.[140]

Ebenso verwickelt wie die Frage nach der Entstehung von Menschenrechtskampagnen ist die Frage nach ihren Effekten, zumal sie sich in dem Bündel von Erwägungen, die die Entscheidungen der kritisierten Staaten leiteten, nur schwierig isolieren lassen. Kleinere Konzessionen wie einzelne Freilassungen, Hafterleichterungen oder die Rücknahme bestimmter Gesetze konnten Aktivisten immer wieder für ihre Anstrengungen verbuchen.[141] Wesentlich weniger erfolgreich erscheinen dagegen auf den ersten Blick die Versuche, Regierungen zu grundlegenden Kursänderungen zu veranlassen.[142] Chile, Argentinien,

---

139 *François Furet*, Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert, München/Zürich 1996.

140 Daran schlossen sich allerdings langwierige Folgeprobleme an, wie das kambodschanische Flüchtlingsproblem und die Frage, welches die legitime kambodschanische Regierung sei. Die USA stützten in den Vereinten Nationen den Anspruch der Roten Khmer, Kambodscha zu vertreten.

141 Amnesty International gab in seinen Berichten die Zahlen der freigelassenen adoptierten Häftlinge an, ausdrücklich ohne zu beanspruchen, dass die Entlassungen auf die Bemühungen der Organisation zurückzuführen seien.

142 Das wurde in den internen Evaluationen der Kampagnen von Amnesty International deutlich ausgesprochen. Vgl. den Bericht über Amnestys Bemühungen in Argentinien, El Salvador, Guatemala, Paraguay, den Philippinen, der Sowjetunion, Uruguay und Zaire von *Edy Kaufman*, Progress Report Evaluation of Country Campaigns, April 1983, Amnesty International of the USA Records, Center for Human Rights Documentation and Research, Columbia University, New York, record group 4, series 1.3, box 7.

die Sowjetunion und Südafrika bilden Beispiele für Regime, die trotz erheblicher internationaler Entrüstung über zum Teil lange Zeit unbeirrt an ihren Projekten festhielten. Die chilenische Junta zeigte sich erst zu Konzessionen bereit, als sie sich sicher war, ihre inneren Feinde ausgeschaltet zu haben.[143] Die Sowjetunion antwortete auf dem Höhepunkt der internationalen Kampagne mit der Zerschlagung der Dissidentenbewegung, und Gorbatschow leitete sein Reformprogramm ein, als die internationalen Aktivitäten schon wieder abgeklungen waren. Auch die südafrikanische Regierung unternahm begrenzte Reformen in einer der Flauten der Anti-Apartheid-Bewegung Anfang der achtziger Jahre und versteifte sich wieder, als diese an Auftrieb gewann.[144]

Der Menschenrechtsaktivismus hatte aber insofern eine Wirkung, als er es den Regimen erschwerte, ihre verbrecherischen Vorhaben durchzusetzen und damit die politischen Kosten ihrer Projekte in die Höhe trieb. Seine Effekte waren eher indirekt, insofern er die innere und äußere Umgebung veränderte, in denen die Staaten operierten. Zum einen stärkten die internationalen Bemühungen Aktivistengruppen im Land durch materielle Leistungen, Expertise und indem sie sie im Ausland bekannt machten, was oftmals ihren einzigen Schutz darstellte. Überdies scheint die internationale Kritik zuweilen, wie im Fall Chiles, moderate Fraktionen innerhalb der Regime gestärkt zu haben, die die Reaktionen im Ausland als Argument für partielle Reformpläne ins Feld führten.[145]

Zum anderen trugen menschenrechtspolitische Initiativen dazu bei, dass ein internationaler öffentlicher Raum entstand, ein Raum, in dem der Umgang von Regierungen mit ihrer eigenen Bevölkerung zur Debatte stand, in dem die Einmischung in die inneren Angelegenheiten eine legitime – oder zumindest gängige – Praxis wurde und völkerrechtliche Normen bereitstanden, auf deren Grundlage verbrecherische Regime angeklagt werden konnten. Menschenrechtspolitik schuf ein symbolisches Feld, auf dem viele Regierungen ernsthaft um ihr Image und ihre internationale Reputation besorgt waren. Die wenigsten Staaten ließen Anschuldigungen auf sich sitzen, und so gelang es den Kampagnen häufig, sie in öffentliche Auseinandersetzungen zu verwickeln.[146] Es wurde eine Routinestrategie angeklagter Regime, aufwendige Gegenkampagnen zu finanzieren, zumeist indem sie amerikanische PR-Firmen engagierten, die Werbeanzeigen platzierten, Broschüren druckten und Lobbyarbeit betrieben.[147] Informationskämpfe, in denen um Behauptungen und Gegenbehauptungen, um Fakten und deren Deutung gerungen wurde, avancierten zu einem wesentlichen Element der internationalen Beziehungen.[148] Kaum

---

143 Vgl. *Detlef Nolte*, Staatsterrorismus in Chile, in: *Hans Werner Tobler/Peter Waldmann* (Hrsg.), Staatliche und parastaatliche Gewalt in Lateinamerika, Frankfurt am Main 1991, S. 75–103; *Mark Ensalaco*, Chile Under Pinochet. Recovering the Truth, Philadelphia 2000; *Verónica Valdivia Ortiz de Zárate*, Terrorism and Political Violence during the Pinochet Years, Chile, 1973–1989, in: Radical History Review 85, 2003, S. 182–190.

144 Die Frage, welche Wirkungen die Sanktionen gegen Südafrika hatten, ist in der Literatur eingehend diskutiert worden. Vgl. *Neta C. Crawford/Audie Klotz* (Hrsg.), How Sanctions Work. Lessons from South Africa, Houndmills/Basingstoke etc. 1999.

145 So die These von *Darren G. Hawkins*, International Human Rights and Authoritarian Rule in Chile, Lincoln 2002.

146 Vgl. die optimistische Bewertung dieses Mechanismus in dem politikwissenschaftlichen Band von *Thomas Risse/Stephen C. Ropp/Kathryn Sikkink* (Hrsg.), The Power of Human Rights. International Norms and Domestic Change, Cambridge 1999.

147 Auf solche Gegenkampagnen griffen etwa Griechenland, Chile, Argentinien und Südafrika zurück. In Südafrika wuchsen sich die Machenschaften der Regierung 1973 zum sogenannten Muldergate-Skandal aus, als bekannt wurde, dass Regierungsgelder dazu verwendet worden waren, internationale Medien zu bestechen und sogar eine amerikanische Zeitung aufzukaufen.

148 Chile und Argentinien etwa produzierten lange Gegendarstellungen zu den Berichten der UN-Sonderberichterstatter und der Interamerikanischen Menschenrechtskommission sowie allge-

einmal gestanden menschenrechtsverletzende Regierungen dabei Versäumnisse oder gar Verbrechen ein. Sie standen aber unter einem permanenten Druck, sich öffentlich zu rechtfertigen, und sahen sich mit dem Risiko konfrontiert, internationale Glaubwürdigkeit zu verlieren.

Aktivisten verstärkten dabei den Druck auf repressive Staaten, indem sie spezifische Menschenrechtsverletzungen ›konstruierten‹. Darin ist eine der erfolgreichsten Tätigkeiten von Menschenrechts-NGOs zu sehen, wie sich etwa am Beispiel des Verschwindenlassens illustrieren lässt.[149] Dabei handelte es sich um die von Aktivisten Mitte der siebziger Jahre in lateinamerikanischen Militärdiktaturen beobachtete Praxis, dass Behörden die Spuren ermordeter Opfer verwischten und jegliches Wissen um ihren Verbleib leugneten. Menschenrechtsverteidiger definierten diese Verhaltensweisen als eine bestimmte Art von Verbrechen, nicht zuletzt indem sie sie benannten. *Amnesty International* startete 1977 eine Kampagne, mit der das öffentliche Bewusstsein über die Vorfälle gefördert und diese in ihren rechtlichen, politischen und psychologischen Aspekten näher bestimmt wurden. Mit diesen Befunden wurden wiederum die Regime konfrontiert, die das Verschwindenlassen praktizierten. Schließlich ließ sich unter Staaten so viel Unterstützung mobilisieren, dass die Vereinten Nationen und die OAS völkerrechtliche Normen verabschiedeten.[150]

Indem sie auf eine derart vermittelte Weise dazu beitrug, den Manövrierraum repressiver Regime zu verringern, stellte die Menschenrechtskritik schließlich auch einen Faktor dar, den es bei der Untersuchung der Ursachen für die Regimetransitionen in Lateinamerika, Osteuropa und Südafrika zu bedenken und gegen die anderen Faktoren abzuwägen gilt: die wirtschaftlichen Krisen, militärische Fehlschläge, Eigeninitiativen von Reformpolitikern und die Restrukturierung der Allianzen nach dem Ende des Kalten Kriegs.[151]

Der unmittelbarste Effekt menschenrechtspolitischer Initiativen war indes ein unpolitischer. Sie bedeuteten eine oft überlebenswichtige moralische Unterstützung für Verfolgte und ihre Familien. *Amnesty International* erhielt zahlreiche Dankesbriefe von Häftlingen, die darüber berichteten, wie sie aus dem Wissen, dass ihr Fall im Ausland beobachtet wurde, Widerstandskraft schöpften. Auf diese Weise brachte Menschenrechtsaktivismus eine ganz eigene, unerwartete Art der »Global Community« hervor[152], eine Allianz

---

meinere propagandistische Publikationen. Vgl. UN Document A/C.3/639, Report of the Chilean Government, October 1975; Inter-American Commission on Human Rights, Comments of the government of Chile on the second report of the IACHR, o. O. 1976; El terrorismo en la Argentina – Evolución de la delincuencia terrorista en la Argentina, Buenos Aires 1980; Observaciones y comentarios críticos del gobierno argentino al informe de la CIDH sobre la situación de los derechos humanos en Argentina, Buenos Aires 1980. Zu Argentinien vgl. auch *Iain Guest*, Behind the Disappearances. Argentina's Dirty War Against Human Rights and the United Nations, Philadelphia 1990.

149 Fakten zum Hintergrund finden sich bei *Ann Marie Clark*, Diplomacy of Conscience. Amnesty International and Changing Human Rights Norms, Princeton 2001, S. 70–100.

150 Das sollte allerdings lange dauern. Die Vereinten Nationen verabschiedeten 1992 eine Erklärung, die OAS 1994 eine Konvention. Ähnliche Mechanismen lassen sich in den Fällen der Folter und des Missbrauchs psychiatrischer Institutionen beobachten.

151 Vgl. beispielhaft aus der umfangreichen Literatur: *Adrian Guelke*, South Africa in Transition, London 1999; *Frances Hagopian*, The Third Wave of Democratization in Latin America. Advances and Setbacks, Cambridge 2005; *Barbara Wejnert* (Hrsg.), Transition to Democracy in Eastern Europe and Russia. Impact on Politics, Economy and Culture, Westport, CT 2002; *Rachel A. May/Andrew K. Milton* (Hrsg.), (Un)Civil Societies. Human Rights and Democratic Transitions in Eastern Europe and Latin America, Lanham 2005.

152 Vgl. *Akira Iriye*, Global Community. The Role of International Organizations in the Making of the Contemporary World, Berkeley 2002, der mit diesem Begriff die Gemeinschaft internationaler NGOs beschreibt.

von Opfern und Helfern über Landesgrenzen hinweg, die auf den neuerstarkten Formen transnationaler Solidarität basierte.

Die Politik der Empathie, die dabei entstand, war wiederum nicht ohne Ambivalenzen. Erstens beruhte sie auf einer weitgehenden politischen Entkontextualisierung. In den Berichten der Menschenrechts-NGOs waren die staatlichen Verbrechen oft stark von ihren politischen Motivationen gelöst; Staaten wurden tendenziell gleichgesetzt, wenn sie sich der gleichen Formen der Repression bedienten; soziale Muster der Gewalt wurden verwischt, indem diejenigen Opfer, deren Geschichten exemplarisch vorgestellt wurden, bewusst aus allen Gesellschaftsschichten gewählt waren; schließlich unterlag ihnen eine uniforme Opferlogik des unschuldig Gequälten.[153] Zweitens war Menschenrechtspolitik ereigniszentriert. Ereignisse waren nötig, um eine Menschenrechtsverletzung feststellen zu können, Kampagnen in Gang zu bringen und Aufmerksamkeit zu erregen. Strukturelle Formen der Unterdrückung gerieten hingegen schwieriger in den Fokus und hatten eine geringere mobilisierende Kraft.[154] Drittens beruhten menschenrechtspolitische Initiativen auf einer alarmierenden und dramatisierenden Politikwahrnehmung. Beides waren integrale Elemente der Öffentlichkeitsarbeit und des *awareness raising* von privaten Organisationen. Zu den zentralen Figuren ihrer Rhetorik gehörte es, auf Verschlechterungen hinzuweisen und mit ihnen neue Aktionen zu motivieren. So begründete *Amnesty International* ihre Antifolterkampagne anfangs der siebziger Jahre mit einer (nicht näher spezifizierten) weltweiten Zunahme von Folter, ohne die Folterdiskussionen im Zusammenhang des Algerienkriegs knapp 15 Jahre zuvor zu erwähnen.[155] Schließlich blieben menschenrechtspolitische Maßnahmen zu einem hohen Grad auf diejenigen bezogen, die sie ergriffen. Das galt für westliche Regierungen nicht anders als für private Gruppen. Menschenrechtsaktivisten, die die Effekte ihrer Arbeit in der Regel realistisch einschätzten, handelten oftmals im Bewusstsein der Vergeblichkeit und bezogen einen großen Teil ihrer Motivation aus dem Bedürfnis, sich von dem weltweiten Unrecht zu distanzieren.[156] Ganz ähnlich beschlossen westliche Regierungen Sanktionen im Wissen um deren allenfalls begrenzte Wirkung – um Komplizität zu vermeiden, sich zu »disassoziieren« und Solidarität mit den Opfern zu bekunden; und das wiederum nicht zuletzt vor der eigenen Öffentlichkeit, wie gerade das Beispiel der Carter-Regierung deutlich macht.[157] Die westliche Menschenrechtspolitik der siebziger und achtziger Jahre war in hohem Maße ein Symbolismus der Selbstreinhaltung. So wie sie ihren Ursprung in der Suche nach einer neuen Moralität gehabt hatte, blieb es einer ihrer vorrangigsten Zwecke, diese Moralität, als sie einmal hergestellt war, zu wahren und öffentlich zu bekunden.

---

153 Vieles davon findet sich in Amnesty International-Berichten über Folter und Verschwundene. Vgl. Amnesty International, Bericht über die Folter, Frankfurt am Main 1975; Disappeared Prisoners in Chile, London 1977.

154 Das mag ein Grund dafür gewesen sein, dass der Kampf für Eingeborenenrechte, der viele Aktivisten seit den siebziger Jahren beschäftigte, nie eine große Ausstrahlung erlangte. Vgl. aus amerikanischer Perspektive: *Steven M. Tullberg*, Securing Human Rights of American Indians and Other Indigenous Peoples Under International Law, in: *Cynthia Soohoo/Catherine Albisa/Martha F. Davis* (Hrsg.), Bringing Human Rights Home, 3 Bde., Westport, CT/London 2008, Bd. 3, S. 53–90.

155 Vgl. Amnesty International, Bericht über Folter.

156 Das bildete ein wichtiges Element in zahlreichen Erzählungen von Aktivisten über ihre eigene Arbeit. Vgl. für amerikanische Amnesty-Mitglieder: *Fred D. Baldwin*, Fight Political Jailing, in: The Sentinel Weekender, 3.4.1983. Zum Kontext: *James Farrell*, The Spirit of the Sixties. Making Postwar Radicalism, New York/London 1997.

157 Ein gutes Beispiel für den gesamten Komplex ist daneben die Anti-Apartheid-Politik. Vgl. etwa die Darstellungen der ehemaligen Aktivisten *Love*, Movement, insbes. S. 70, und *Fieldhouse*, Anti-Apartheid, insbes. S. 464–490, in denen sich solche Haltungen noch spiegeln.

IV. Menschenrechte und Dritte Welt

In den frühen achtziger Jahren entstand schließlich auch in Afrika, im Rahmen der Organisation der Afrikanischen Einheit (OAU), ein Menschenrechtsregime. Im kontinentalen Vergleich waren die Widerstände hier am größten und die geschaffenen Institutionen am schwächsten.[158] Nachdem der Gedanke, eine regionale Menschenrechtskommission zu begründen, erstmals Ende der sechziger Jahre auf nigerianischen Vorschlag von den Vereinten Nationen vorgebracht worden war, verhielt sich die OAU zunächst jahrelang ablehnend. Für das spätere Umdenken scheinen die Verbrechen in Uganda, Äthiopien, Äquatorial-Guinea und dem »Zentralafrikanischen Kaiserreich« wichtig geworden zu sein. Sie veranlassten die USA und die EG, Entwicklungshilfe zu kürzen, und die Regimestürze in Äquatorial-Guinea, Zentralafrika und Uganda – nach der Invasion Tansanias – führten deutlich vor Augen, in welcher Weise Terrorherrschaften die regionale Stabilität gefährden konnten. Auf dem Treffen der OAU-Staatschefs im Juli 1979 kritisierten einige Regierungschefs den Unwillen afrikanischer Staaten, gegen die jüngsten Menschenrechtsverletzungen zu protestieren, und der Vorschlag, eine afrikanische Menschenrechtscharta auszuarbeiten, wurde angenommen. Sie wurde schließlich 1981, mit großer Mühe und dem Scheitern nur knapp entgangen, verabschiedet.

Die sogenannte Banjul-Charta war im Wesentlichen am internationalen Standard der Vereinten Nationen und der OAS orientiert. Eine spezifische Prägung wies sie darin auf, dass sie Pflichten des Individuums einschloss, Rechte der Völker postulierte und den Kampf gegen Kolonialismus, Apartheid und Zionismus festschrieb. Die Menschenrechtskommission der OAU war eng an die Konferenz der Staatschefs gebunden und hatte daher wenig Spielraum. Bis Ende der neunziger Jahre erhielt sie keine Staatenbeschwerden und nur sehr wenige Mitteilungen von Individuen oder Organisationen.

Eine größere Rolle spielten Menschenrechte am Ende der siebziger und in den achtziger Jahren wiederum dort, wo es um die Stellung afrikanischer und asiatischer Staaten im Weltkonzert ging. Bei ihrem Versuch, ein »Recht auf Entwicklung« zu konzipieren und in den Vereinten Nationen kodifizieren zu lassen, bedienten sie sich der Menschenrechtsrhetorik als einer politischen Strategie, um die Ungerechtigkeiten der postkolonialen Weltordnung zu entlarven und eines ihrer zentralen Probleme, die wirtschaftliche Abhängigkeit der Dritten Welt von den reichen Industrieländern, in den Griff zu bekommen.

Die afrikanischen und asiatischen Akteure reagierten mit ihrer Initiative auf das, was sie als Scheitern des Entwicklungs-Modells verstanden, wie es von den westlichen Geberländern praktiziert worden war.[159] Es hatte in ihren Augen die kolonialen Ausbeutungsverhältnisse bloß verlängert, in neue Abhängigkeiten geführt, Korruption befördert und den Wohlstand in der Hand schmaler Eliten konzentriert. Zudem waren die mit großem Aplomb ausgerufenen ersten beiden UN-Entwicklungsdekaden ergebnislos verpufft. In der ersten Dekade in den sechziger Jahren wurden die angepeilten Wachstumszahlen nicht

158 Eine große Rolle spielten im Vorfeld offenbar die Bemühungen der Vereinten Nationen und westlicher Gruppen, vor allem der International Commission of Jurists. Vgl. dazu und zum Folgenden: *Edward Kannyo*, The Banjul Charter on Human and People's Rights. Genesis and Political Background, in: *Claude E. Welch*, *Jr./Ronald I. Meltzer* (Hrsg.), Human Rights and Development in Africa, Albany 1984, S. 128–151; *Michael Graf*, Die Afrikanische Menschenrechtscharta und ihre Bedeutung für einschlägiges innerstaatliches Recht am Beispiel Tanzanias, Hamburg 1997; *Uwe Tonndorf*, Menschenrechte in Afrika. Konzeption, Verletzung und Rechtsschutz im Rahmen der OAU, Freiburg 1997.

159 Vgl. zum Hintergrund *Normand/Zaidi*, Rights, S. 289–315; *Richard Jolly/Louis Emmerig/Frederic Lapeyre*, UN Contributions to Development Thinking and Practice, Bloomington 2004.

erreicht, während gleichzeitig die Unterstützungsleistungen aus dem Westen zurückgingen. Die zweite Entwicklungs-Dekade in den siebziger Jahren richtete deshalb den Fokus stärker auf soziale Wohlfahrt, doch konnte dies der steigenden Verschuldung und der wirtschaftlichen Stagnation nicht Einhalt gebieten. Mit dem Ausbruch der sogenannten Schuldenkrise Anfang der achtziger Jahre schließlich stand die Dritte Welt im Zeichen dramatischer Verarmung, rasant wachsender Ungleichheit und zunehmenden Drucks internationaler Finanzinstitutionen.

In der frühsten zusammenhängenden Formulierung eines »Rechts auf Entwicklung« aus dem Jahr 1972 wurde zum einen deutlich, wie sehr der Rekurs auf Menschenrechte ein Produkt der Kritik an der westlichen Entwicklungspolitik war.[160] Zum anderen zeigte sich, dass die Schaffung eines Rechts für die Entwicklungsländer vor allem dazu gedacht war, eine moralische *Verpflichtung* für die Industrieländer zu konstruieren – dazu, Restitutionen für die koloniale Vergangenheit und Finanzhilfen aus aktueller Solidarität zu leisten. Es handelte sich somit um die Aneignung eines in westlichen Ländern zunehmend hegemonialen Diskurses, der gegen sie gekehrt wurde, um sie auf Unterstützung festzulegen.

Damit stellte das Recht auf Entwicklung den Teil eines grundlegenderen Bemühens afrikanischer Intellektueller und Sozialwissenschaftler dar, das Verhältnis Afrikas zum internationalen Menschenrechtsdiskurs zu bestimmen. Erst im Zusammenhang dieser Neukonzeptionalisierung, die in den achtziger Jahren einsetzte, wurde die Vorstellung, die universale Menschenrechtsidee sei eine westliche Herrschaftsideologie, mit der nichtwestlichen Kulturen liberalistische und individualistische Normen aufgezwungen werden sollten, dominant.[161] Neben der zuweilen als imperialistisch gebrandmarkten Entwicklungspolitik war diese Kritik auch durch die westlichen Klagen über Menschenrechtsverletzungen in der Dritten Welt motiviert, die sich nicht nur auf die Staatsverbrechen bezogen, sondern in wachsendem Maße auch auf kulturelle Praktiken wie den Umgang afrikanischer Gesellschaften mit Frauen und Kindern. In die intellektuelle Gegenbewegung mischten sich radikale Absagen an den Menschenrechtsgedanken, vorherrschend war jedoch der Versuch, afrikanische Rechtsvorstellungen oder sogar eine afrikanische Menschenrechtstradition zu konstruieren, für die ein legitimer Platz in der internationalen Politik beansprucht wurde. Zentral waren dabei die Vorstellung von der kulturellen Gebundenheit aller Rechts- und Wertvorstellungen (»Kulturrelativismus«), kommunitaristische Modelle, nach denen positive Verpflichtungen innerhalb der Gemeinschaft wichtiger waren als individuelle Abwehrrechte, und schließlich kollektive Rechte, wie nicht zuletzt das Recht auf Entwicklung.

Auf staatlicher Ebene kamen Menschenrechte indes erst als eine Art letzter Rekurs ins Spiel. Zunächst bemühten sich afrikanische und asiatische Staaten in den Vereinten Nationen darum, das Programm einer »Neuen Internationalen Wirtschaftsordnung« (NIWO) durchzusetzen (das nicht auf den Menschenrechtsbegriff zurückgriff). Es wurde nach der

---

160 *Kéba M'Baye*, Le droit au développement comme un droit de l'homme, in: Revue des Droits de l'Homme 5 (1972/73), S. 505–534. M'Baye war zu der Zeit Präsident des senegalesischen Obersten Gerichtshofs und Mitglied der UN-Menschenrechtskommission.

161 Die Autoren der achtziger Jahre jedenfalls betonten die Neuheit ihres Versuchs, eine afrikanische Menschenrechtskonzeption zu entwickeln, und beriefen sich nicht auf frühere Autoren. Vgl. als Auswahl aus dem breiten Schrifttum: *Adamantia Pollis/Peter Schwab* (Hrsg.), Human Rights. Cultural and Ideological Perspectives, New York 1979; *Yougindra Kushalani*, Human Rights in Asia and Africa, in: Human Rights Law Journal 4, 1983, S. 403–442; *Josiah A.M. Cobbah*, African Values and the Human Rights Debate. An African Perspective, in: Human Rights Quarterly 9, 1987, S. 309–331; *Issa G. Shivji*, The Concept of Human Rights in Africa, London 1989. Als jüngeren Rückblick vgl. *Sonny Ibhawoh*, Cultural Relativism and Human Rights. Reconsidering the Africanist Discourse, in: Netherlands Quarterly of Human Rights 19, 2001, S. 43–62.

Ölkrise von 1973 lanciert, als nicht-westliche Staaten auf dem Höhepunkt ihrer Verhandlungsmacht standen. Die NIWO stellte die ambitionierteste Initiative von Dritte-Welt-Ländern dar, die globalen wirtschaftlichen Dominanzverhältnisse aufzubrechen. Ihre Forderungen umfassten mehr Entwicklungshilfe, Schuldenkürzungen, Souveränität über die eigenen Ressourcen, Kontrolle über ausländische Investitionen, größere Kaufkraft für Rohstoffe und besseren Zugang zu Märkten. Zwar gelang es, in den Vereinten Nationen eine Erklärung und eine Charta zu verabschieden, doch weigerten sich die westlichen Staaten hartnäckig, substanzielle Konzessionen zu machen.

Erst als sich abzeichnete, dass die Initiative wirkungslos bleiben würde, wandten sich die afrikanischen und asiatischen Staaten dem Menschenrechtsbegriff zu, um ihre wirtschaftliche Agenda zu legitimieren. Seit 1977 wurde in den Vereinten Nationen, im Zeichen einer harten Konfrontation zwischen westlichen Ländern einerseits, Dritte-Welt- und Ostblockstaaten andererseits, eine Erklärung über das Recht auf Entwicklung ausgearbeitet und schließlich 1986 verabschiedet – gegen die Stimme der USA und mit den Enthaltungen der anderen finanzstarken Geberländer (Bundesrepublik, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Finnland, Island, Israel und Japan). Es war dem westlichen Widerstand gelungen, die Erklärung weitgehend zu verwässern. Sie formulierte kein spezifisches Recht auf Hilfe oder Begünstigung und keine gehaltvolle Verpflichtung der Industrieländer. Der Versuch, dem Westen in der Sprache seiner eigenen Moralität Zugeständnisse abzuringen, war damit fehlgeschlagen. In einem der fundamentalen Probleme weltweiter Ungleichheit – dem Wohlstandsgefälle zwischen Nord und Süd – hatten Menschenrechte keine verändernde Kraft bewiesen.

Im Gegenteil: In dem Maße, wie westliche Staaten und internationale Finanzinstitutionen in den achtziger Jahren zum Ansatz der »politischen Konditionalität« übergingen[162], verwandelten sich Menschenrechte in ein Prinzip, das Ungleichheiten zementierte. Gegen Ende des Jahrzehnts wurde es zur gängigen Praxis sowohl westlicher Regierungen als auch der EG bzw. der Europäischen Union (EU), die Vergabe von Entwicklungshilfe an die Menschenrechtssituation im Empfängerland zu binden – damit feierte das Modell, das der US-Kongress seinem Präsidenten in den frühen siebziger Jahren aufgezwungen hatte, einen späten Erfolg. Die EG formulierte erstmals im Lomé III-Vertrag von 1984, der dritten Auflage des Abkommens mit über 70 Entwicklungsländern, den Schutz der Menschenrechte als ein Ziel der Zusammenarbeit. Bis Anfang der neunziger Jahre standardisierte sie dann die Bestimmungen, nach denen es Menschenrechtsverletzungen rechtfertigen konnten, Verträge zu beenden.[163] Indem Menschenrechte zu einem Kriterium des Wohlverhaltens von Dritte-Welt-Ländern wurden, über das Länder der ersten Welt wachten, während sie sich untereinander nicht in ähnlicher Weise vertraglich banden, markierten sie die Differenz zwischen zwei grundlegend verschiedenen politischen Räumen.

Am Beginn der neunziger Jahre sollte dies zum Ansatzpunkt für die geharnischte antiwestliche Kritik der südostasiatischen »Tigerstaaten« und ihren, nunmehr fundamentalen, Angriff auf die Vorstellung von der Universalität der Menschenrechte werden.[164] Vor dem Hintergrund boomender Ökonomien, die den Neid der internationalen Finanzwelt auf sich zogen, kritisierten etwa Politiker aus Malaysia und Singapur die neue Menschenrechts-Konditionalitätspolitik, die sie als neokolonialen Einflussversuch zurückwie-

---

162 Vgl. *Ankie Hoogvelt*, Globalization and the Postcolonial World. The New Political Economy of Development, Baltimore 2001, S. 173–196.

163 Vgl. dazu vor allem *Marika Lerch*, Menschenrechte und europäische Außenpolitik. Eine konstruktivistische Analyse, Wiesbaden 2004.

164 Einige Beiträge finden sich in: *Joanne R. Bauer/Daniel A. Bell* (Hrsg.), The East Asian Challenge to Human Rights, Cambridge 1999.

sen.[165] Es sollte nicht vergessen werden, dass ihre Attacken auch den Zweck hatten, die eigenen autoritären Regierungen und illliberalen Politikkonzeptionen zu verteidigen, die das Wirtschaftswachstum überhaupt erst ermöglichten. Dennoch las es sich wie ein Kommentar zu dem Verhältnis von Erster und Dritter Welt in der Geschichte der Menschenrechte, dass die asiatischen Länder in dem Moment, als sie aus einer Position der Stärke sprachen, keinen Anlass mehr sahen, sich den Menschenrechtsdiskurs anzueignen, sondern nur noch, ihn zu denunzieren.

V. Schluss: Nach dem Kalten Krieg

Die Menschenrechtsidee konnte nach 1945 in einer Vielzahl von Kontexten angeeignet werden. Darin zeigt sich, dass sie für politische Verwendungsweisen relativ offen war: Mit ihr ließ sich Moralität restituieren, wahrgenommenes Unrecht delegitimieren und Schutz vor oder die Emanzipation von Unterdrückung fordern. Es gab aber auch klare Grenzen. Zeitlich bildeten die vierziger und die siebziger Jahre deutliche Konjunkturen. Die Wirksamkeit von Menschenrechtspolitik blieb durch die politischen Machtrealitäten beschränkt. Schließlich bestand in vielen Fällen eine Differenz zwischen der Art, wie sich westliche Staaten und Aktivisten und wie sich afrikanische oder asiatische über Menschenrechte definierten. Aus der Vogelschau betrachtet, hat Menschenrechtspolitik die internationalen Beziehungen dadurch verändert, dass sie ein normatives Versprechen formulierte, auf das sich verschiedenste Akteure berufen konnten, und indem sie ein Feld eröffnete, auf dem Legitimität und Illegitimität in der internationalen Politik verhandelt wurden. Beides prägte die internationale Politik wesentlich stärker in den siebziger und achtziger Jahren als zuvor. Und beides hieß wiederum nicht unbedingt, dass sich Leiden mindern oder die politischen Ziele, die im Namen der Menschenrechtsidee verfolgt wurden, erreichen ließen.

Die Entwicklungen der neunziger Jahre erscheinen wie ein Beleg für diese Beobachtungen, gerade weil sie eher einen neuerlichen Bruch in der Geschichte der Menschenrechtspolitik darstellen als eine kontinuierliche Fortsetzung. Nach dem Ende des Kalten Kriegs dürfte die Menschenrechtsrhetorik in der internationalen Arena ihren Höhepunkt erreicht haben. Für die westlichen Demokratien war sie ein wesentliches Element der ideologischen Besinnung und Neuausrichtung, nachdem der kommunistische Systemgegner untergegangen war. In Europa diente sie in diesem Zusammenhang wieder, wie nach 1945, dazu, die eigene Wertegemeinschaft zu bekräftigen. Das kam darin zum Ausdruck, dass die Europäische Union in ihrer Ost-Erweiterungspolitik Menschenrechte zum Kriterium der Mitgliedschaft und somit zur ›Eintrittskarte‹ machte.[166] Darüber hinaus entwickelten sich Menschenrechte in der präzedenzlosen Demokratisierungswelle, die sich in den neunziger Jahren über Lateinamerika, Osteuropa und Afrika ergoss, zu einem Gründungsversprechen und einem normativen Wechsel auf die Zukunft. Das schlug sich nicht zuletzt in dem rasanten Anstieg an Ratifikationen nieder, den die Menschenrechtsabkommen der Vereinten Nationen in diesen Regionen zu verzeichnen hat-

---

165 Vgl. dazu die »Bangkok Declaration« asiatischer Staaten im Vorfeld der Wiener Menschenrechtskonferenz von 1993, einsehbar auf URL: <http://www.unhchr.ch> [10.2.2009]; *Bilahari Kausikan*, Asia's Different Standard, in: Foreign Policy 92, 1993, S. 24–41; *Fareed Zakaria*, Culture is Destiny. A Conversation with Lee Kuan Yew, in: Foreign Affairs 73, 1994, S. 109–126. Zum historischen Hintergrund vgl. *Peter J. Opitz*, Auf den Spuren der Tiger. Entwicklungsprozesse in der asiatisch-pazifischen Region, München 1997.

166 Vgl. *Philip Alston* (Hrsg.), The EU and Human Rights, Oxford 1999; *Lerch*, Menschenrechte. Vgl. auch *Istvan Pogany* (Hrsg.), Human Rights in Eastern Europe, Aldershot 1995.

ten.[167] Wie die Rekonstruktion einer Friedensordnung in den vierziger Jahren und die Suche nach einer neuen Moralität in den siebziger Jahren, so war in den neunziger Jahren der weltgeschichtliche Triumph der Demokratie der Kontext, in dem sich der Aufschwung der Menschenrechtsidee vollzog.

Im Zuge dessen kam es zu einem dramatischen Wandel in den Vorstellungen von internationaler Gerechtigkeit. Das offenbarte sich zum einen in der Politik der »humanitären Intervention«. Nachdem während des Kalten Kriegs kein Land aus humanitären Gründen in einem anderen militärisch eingegriffen hatte[168], beschlossen die Vereinten Nationen Anfang der neunziger Jahre, im Irak, in Somalia, Jugoslawien, Haiti und Ruanda tätig zu werden. Zum anderen wurden erstmals seit Nürnberg und Tokio internationale Gerichte geschaffen, zunächst für Jugoslawien und Ruanda, später für Kambodscha. Ende der neunziger Jahre wurde schließlich der Internationale Strafgerichtshof begründet, der für Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Kriegsverbrechen und Aggression zuständig ist. Welche Rolle menschenrechtliche Begründungen in diesen Zusammenhängen spielten, bliebe näher zu untersuchen, doch spricht vieles dafür, dass die neunziger Jahre den Höhepunkt des globalen Interventionismus im Namen einer überstaatlichen Gerechtigkeit darstellen.

Das produzierte einen neuen weltpolitischen Gegensatz, der nunmehr zwischen westlichen und asiatischen Staaten verlief. Nachdem China jahrzehntelang kein vorrangiges Ziel menschenrechtspolitischer Bemühungen dargestellt hatte, sah es sich nach dem Massaker auf dem Tiananmen-Platz 1989 mit einer entschlossenen Reaktion westlicher Staaten und NGOs konfrontiert.[169] Da die blühende Wirtschaft China zu einem unverzichtbaren Handelspartner machte, wurden die anfänglichen Sanktionen indes bald zurückgenommen. China zeigte sich besorgt um sein internationales Image; es setzte alles daran, eine verurteilende Resolution in den Vereinten Nationen zu verhindern und veröffentlichte ein Weißbuch, in dem es einen chinesischen Menschenrechtsbegriff definierte.[170] In der Sache machte das Regime aber keine Konzessionen. Die westliche Kritik an China wiederum war ein wichtiger Hintergrund für die bereits geschilderten Angriffe südostasiatischer Politiker auf die Menschenrechtsidee. Ihr setzten sie den Diskurs der »Asian Values« entgegen, welcher auf kulturellen Partikularismus und den Vorrang von *good governance* abhob.

Zu den größten Paradoxien der neunziger Jahre gehörte es, dass trotz der neuen Stärke der Menschenrechtsrhetorik in Jugoslawien und Ruanda zwei Massenmorde größten Ausmaßes verübt wurden, denen spät oder gar nicht Einhalt geboten wurde. Besonders in Ruanda erwies sich dabei in ganz ähnlicher Weise wie in den siebziger Jahren, dass geostrategische Prioritäten – oder wie in diesem Fall geostrategisches Desinteresse – das größte Hemmnis für internationalen Menschenrechtsschutz bildeten.[171] Beide Fälle zeig-

---

167 Vgl. dafür die Übersichten über den Ratifikationsstatus auf der Internetseite des UN-Hochkommissars: URL: <http://www2.ohchr.org/english/bodies/ratification> [10.2.2009].

168 Die Interventionen Indiens in Bangladesh 1971, Vietnams in Kambodscha 1978 und Tansanias in Uganda 1979 mochten allerdings zum Teil mit humanitären Zwecken begründet worden sein.

169 Vgl. *Rosemary Foot*, Rights Beyond Borders. The Global Community and the Struggle over Human Rights in China, New York 2000; *Gillies*, Principle, S. 140–173; *William Korey*, NGOs and the Universal Declaration of Human Rights. »A Curious Grapevine«, New York 1998, Kap. 19.

170 Human Rights in China, Peking 1991.

171 Zu Ruanda vgl. *Power*, Problem, S. 329–389; *Linda Melvern*, A People Betrayed. The Role of the West in Rwanda's Genocide, London/New York 2000; *Alan Kuperman*, The Limits of Humanitarian Intervention. Genocide in Rwanda, Washington, D. C. 2001; *Alison Des Forges*, Kein Zeuge darf überleben. Der Genozid in Ruanda, Hamburg 2002; *Michael Barnett*, Eyewitness to a Genocide. The UN and Rwanda, Ithaca 2003.

ten aber auch die Grenzen des privaten Aktivismus. Er hatte seine Stärken immer in erster Linie darin gehabt, Verbrechen zu dokumentieren und öffentlich zu machen, um dadurch internationalen Druck aufzubauen. Sowohl in Jugoslawien als auch in Ruanda jedoch vollzogen sich die Morde in aller Offenheit, und mit den Strategien der politischen Beschämung ließ sich wenig ausrichten.

Darüber hinaus scheint der private Menschenrechtsaktivismus im Westen in den neunziger Jahren in eine allgemeine Krise geraten zu sein. Größere, vereinigende Projekte fehlten. *Amnesty International* fand sich angesichts einer veränderten Medienlandschaft, zunehmender Konkurrenz anderer NGOs und eines erheblichen Mitgliederverlusts in einem schwierigen Umstrukturierungsprozess.[172] Nicht zuletzt in der veränderlichen Bedeutung, die Menschenrechte über die Jahrzehnte für private Aktivisten hatten, zeigt sich ihre historische Gebundenheit. Sie bedeutet auch, dass nicht ausgemacht ist, ob sich Menschenrechtspolitik als zentrales Prinzip der internationalen Beziehungen behaupten wird. Zumindest das Schwergewicht der Tausende von Institutionen, die mittlerweile weltweit geschaffen worden sind, spricht allerdings dafür, dass dies mittelfristig der Fall sein wird.

172 Vgl. dazu die Unterlagen in: Amnesty International of the USA Records, Center for Human Rights Documentation and Research, Columbia University, New York, record group I, series 1, boxes 13–17.

Christoph Kösters/Claudio Kullmann/Antonius Liedhegener/ Wolfgang Tischner

Was kommt nach dem katholischen Milieu?

Forschungsbericht zur Geschichte des Katholizismus in Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Wenn in diesem Jahr die Bundesrepublik Deutschland auf 60 Jahre einer erfolgreichen Demokratie im Herzen Europas zurückblicken kann, dann ist diese Geschichte untrennbar mit dem Weg der deutschen Katholiken von der unmittelbaren Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis über die Schwelle ins 21. Jahrhundert verbunden. Bis zur friedlichen Revolution im Epochenjahr 1989 und der Wiedervereinigung 1990 war es dem deutschen Katholizismus nur im westlichen Teil Deutschlands möglich, die religiösen, gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen maßgeblich mitzugestalten. Die Katholiken in der DDR sahen sich bis 1989 dagegen in die Rolle einer politisch und gesellschaftlich bedrückten Minderheit mit sehr geringen Einflussmöglichkeiten gedrängt. Erst mit dem Fall der Mauer und mit der Deutschen Einheit eröffneten sich jene gesellschaftlichen und politischen Handlungsfelder, die bei allen bleibenden Unterschieden zwischen West und Ost Kirche und Katholizismus in der größeren Bundesrepublik allgemein in den Kontext einer pluralen Gesellschaft und freiheitlichen Demokratie stellen.

Unbeschadet dieser politischen und gesellschaftlichen Eckdaten waren beide Katholizismen schon vor 1989 – wenn auch asymmetrisch – aufeinander bezogen. Einerseits blieben beide immer Bestandteil *einer* katholischen Kirche in Deutschland; andererseits waren beide bis 1989 Teil der Zeitgeschichten zweier politisch konträrer Gemeinwesen und damit auch der unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklungen in West und Ost. Damit hat die Katholizismusforschung auf ihre Weise Teil an der wissenschaftlichen Herausforderung, die deutschen Zeitgeschichten der Nachkriegszeit in neuer Art und Weise zu verknüpfen.[1]

Der vorliegende Literaturbericht möchte nicht zuletzt dazu beitragen, die Fundamente für diese Aufgabe der Zeitgeschichts- wie Katholizismusforschung zu erweitern und die aktuellen Forschungen zum deutschen Katholizismus nach 1945 im Lichte der seit längerem geführten Diskussionen um das katholische Milieu und seine Bedeutung in der deutschen Geschichte auf die Perspektiven der zukünftigen Forschung zu befragen.

Über zwei Jahrzehnte bildete das Konzept des katholischen Milieus ein übergreifendes theoriehaltiges Referenzmodell für die historische Erforschung des äußeren wie inneren Gestaltwandels des Katholizismus zwischen 1850 und 1950. Auf die Herausforderung der Modernisierung in Deutschland und die Nationalstaatsbildung im Zeichen protestantisch-kleindeutscher Vorherrschaft reagierten die deutschen Katholiken und ihre kirchlichen und politischen Eliten mit der Herausbildung einer Teil- bzw. Gegengesellschaft, deren religiös-kulturelle Vorstellungen und Strukturen sich in vielen Gebieten des Deutschen Reichs zum vielbeschriebenen katholischen Milieu verdichteten.[2] Die tragenden

---

1 Vgl. *Hans-Peter Schwarz*, Die neueste Zeitgeschichte, in: VfZ 51, 2003, S. 5–29; *Antonius Liedhegener*, Katholizismusforschung in der Erweiterung. Internationaler Vergleich, konfessioneller Vergleich, neue methodische Zugänge. Kommentar, in: *Karl-Joseph Hummel* (Hrsg.), Zeitgeschichtliche Katholizismusforschung. Tatsachen, Deutungen, Fragen. Eine Zwischenbilanz, Paderborn/München etc. 2004, S. 215–230.

2 Vgl. Arbeitskreis für kirchliche Zeitgeschichte, Münster (AKKZG), Konfession und Cleavages im 19. Jahrhundert. Ein Erklärungsmodell zur regionalen Entstehung des katholischen Milieus

Strukturelemente dieses relativ geschlossenen, von schweren inneren Konflikten aber keineswegs freien Milieus waren die Pfarreien vor Ort, die gerade in Industrieregionen und Großstädten vor 1914 zahlreich neu gegründet wurden, das katholische Vereins- und Organisationswesen, dessen Spektrum von althergebrachten Gebetsvereinigungen bis hin zur kollektiven Interessenvertretung reichte, die vor allem von den Orden und zahlreichen Frauenkongregationen getragenen katholischen Einrichtungen der Krankenpflege und sozialen Hilfe sowie schließlich die eigene politische Vertretung in der Zentrumspartei.

Dieser Prozess ist für die weitere Entwicklung der Selbstorganisation des deutschen Katholizismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts konstitutiv gewesen. Der dramatische Einschnitt, den die zwölfjährige NS-Terrorherrschaft und der von ihr verursachte Zweite Weltkrieg auch für das katholische Milieu bedeutete[3], verhinderte allerdings eine organische Fortentwicklung, wie sie etwa im Fall der Schweiz nachzuweisen ist. Vielmehr standen nach 1945 viele Fragen der zukünftigen Entwicklung des Katholizismus grundsätzlich zur Disposition, und bekanntlich sind die Neugründung der konfessionsübergreifenden Unionsparteien und die Errichtung von Einheitsgewerkschaften die für die politische Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik wohl folgenträchtigsten und mittlerweile gut erforschten Neuansätze.[4]

Dieses Referenzmodell »katholisches Milieu« eröffnete der Sozialgeschichtsschreibung den Zugang zu allzu lange stiefmütterlich behandelten Fragen von Kultur und Religion. Umgekehrt führte es die Katholizismusforschung näher an sozial- und zuletzt kulturgeschichtliche Perspektiven heran. Die Forschungserträge sind mittlerweile vor allem für die Zeit vor 1945 mehr als beachtlich, konnte doch das in den 1960er Jahren von Rainer M. Lepsius zur Analyse des deutschen Parteiensystems entwickelte Konzept sozialmoralischer Milieus für das katholische Milieu in wesentlichen Aussagen historisch differenziert und durch die Einbeziehung religiöser Binnenlogiken in kultur- und alltagsgeschichtlicher Hinsicht erweitert werden.[5]

Mit der sozial-, alltags- und dann auch kulturgeschichtlichen Wende der historischen Forschung allgemein spielt in der Katholizismusforschung zu beiden deutschen Teilstaaten dieses Paradigma der Entstehung einer katholischen Sonderkultur im 19. Jahrhundert, ihre Verfestigung im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, ihr Überdauern von NS-Diktatur und Weltkrieg und ihr mehr oder weniger kurzzeitiges Wiederaufleben nach 1945 eine wichtige Rolle. Die allgemeine Debatte um das katholische Milieu steuerte dementsprechend auch die Aufmerksamkeit der Forschung vor allem zur bundesdeutschen Nachkriegszeit: Die Erosion des katholischen Milieus wurde vielfach zum Dreh- und Angelpunkt der Interpretation der Geschichte von Kirche und Katholiken nach 1945. Insbesondere jene kontroverse, die Komplexität der gesellschaftlichen Entwicklung aber letztlich verfehlende Debatte um die These des »zweiten konfessionellen Zeitalters« hat gezeigt, dass über das »Wann« und »Wie« der Erosion des katholischen Milieus in Deutschland keine Einigkeit bestand.[6] Jene, die einen beinahe schockartigen Zusammenbruch des ka-

---

in Deutschland, in: HJb 120, 2000, S. 358–395; *Karl Schmitt*, Konfession und Wahlverhalten in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1989. Zur Debatte vgl. *Johannes Horstmann/Antonius Liedhegener* (Hrsg.), Konfession, Milieu, Moderne. Konzeptionelle Positionen und Kontroversen zur Geschichte von Katholizismus und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert, Schwerte 2001.

3 Vgl. *Karl-Joseph Hummel/Christoph Kösters* (Hrsg.), Kirchen im Krieg. Europa 1939–1945, Paderborn/München etc. 2007.

4 Vgl. *Hans-Otto Kleinmann*, Geschichte der CDU 1945–1982, Stuttgart 1993; *Frank Bösch*, Macht und Machtverlust. Die Geschichte der CDU, Stuttgart 2002. Zu den Gewerkschaften vgl. *Wolfgang Schroeder* (Hrsg.), Die Gewerkschaften in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch, Wiesbaden 2003.

5 Wesentliche Beiträge zu dieser Debatte sind veröffentlicht in: *Horstmann/Liedhegener*, Konfession.

6 Vgl. *Olaf Blaschke* (Hrsg.), Konfessionen im Konflikt. Deutschland zwischen 1800 und 1970. Ein zweites konfessionelles Zeitalter, Göttingen 2002.

tholischen Milieus in den mit der Signatur »1968« verbundenen gesellschaftlichen Umwälzungen der späten 1960er und frühen 1970er Jahre konstatierten[7], standen jenen gegenüber, die den Auflösungsprozess des Milieus schon in den 1950er Jahren in vollem Gange sahen.[8] Ein gewisser Konsens herrschte zwischen beiden Positionen allerdings dahingehend, dass die 1950er Jahre für den bundesdeutschen Katholizismus eine Art Hochzeit oder »Sattelzeit«[9] darstellen, an der die weitere Entwicklung implizit oder explizit zu messen sei. Diesen beiden Positionen stand schließlich eine dritte entgegen, die gleichsam als »Frühdatierer« die Geschichte des katholischen Milieus mit dem Untergang des parteipolitisch zumindest organisatorisch noch weithin geschlossenen politischen Katholizismus der Weimarer Republik enden lassen.[10]

Damit sind wichtige allgemeine Problemstellungen und Fragen zur Geschichte des katholischen Milieus nach 1945 markiert, die der vorliegende Bericht an die Erträge der Forschung der letzten Jahre heranträgt. Der Forschungsbericht informiert im Einzelnen über die einschlägigen Monografien und Sammelbände der aktuellen Forschung seit dem Jahr 2000. Vorgestellt werden der Stand der Quelleneditionen und Hilfsmittel (I.), Arbeiten zur Rolle des Katholizismus in Politik und Gesellschaft (II. und III.) sowie zur innerkirchlichen Entwicklung (IV.). Am Schluss werden die Einzelbefunde wieder in den Kontext theoretischer Konzepte und Deutungsangebote eingeordnet und eine Perspektive für eine gesamtdeutsche Geschichte des Katholizismus nach dem Ausgang des Milieus vorgeschlagen (V.).

I. Quellen und Hilfsmittel

Die Wiedervereinigung konfrontierte die gesamte Zeitgeschichtsforschung in einer bis dahin ungekannten Weise mit dem Erbe eines untergegangenen Staates.[11] Durch die ungeheure Fülle an fast frei zugänglichen Akten und Dokumenten zur DDR-Geschichte entstand auch bei kirchlichen Quellen ein Übergewicht der DDR gegenüber der ›alten‹ Bundesrepublik und damit in der zeitgeschichtlichen Forschung eine gewisse Schieflage.[12]

---

7 Vgl. *Karl Gabriel*, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne (Quaestiones disputatae, Bd. 141), Freiburg im Breisgau 1992, S. 28–29, 34–37 und insb. S. 46.

8 Vgl. *Wilhelm Damberg*, Milieu und Konzil. Zum Paradigmenwechsel konfessionellen Bewusstseins im Katholizismus der frühen Bundesrepublik Deutschland, in: *Blaschke*, Konfessionen im Konflikt, S. 335–350; siehe auch Anm. 55: *Liedhegener*, Macht, Moral und Mehrheiten, S. 121–137.

9 Vgl. *Gabriel*, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, S. 104–117.

10 Vgl. *Wilfried Loth*, Politischer Katholizismus in Deutschland. Entstehung, Antriebskräfte, Verfall, in: *Franz-Xaver Kaufmann/Arnold Zingerle* (Hrsg.), Vatikanum II und Modernisierung. Historische, theologische und soziologische Perspektiven, Paderborn/München etc. 1996, S. 35–52.

11 Vgl. den resümierenden Forschungsüberblick *Christoph Kösters*, Katholische Kirche und Katholizismus in der SBZ/DDR. Eine Bilanz neuerer Forschungen, in: HJb 121, 2001, S. 532–580. Dort auch Hinweise zur Institutionalisierung der immer noch gut aufgestellten kirchlichen Zeitgeschichtsforschung in Ostdeutschland. Vgl. außerdem *Horst Dähn/Joachim Heise* (Hrsg.), Staat und Kirchen in der DDR. Zum Stand der zeithistorischen und sozialwissenschaftlichen Forschung, Frankfurt am Main 2003; *Christoph Kösters/Wolfgang Tischner*, Die katholische Kirche in der DDR-Gesellschaft. Ergebnisse, Thesen und Perspektiven, in: *dies.* (Hrsg.), Katholische Kirche in SBZ und DDR, Paderborn/München etc. 2005, S. 13–34.

12 Vgl. die Beiträge von *Wilhelm Damberg*, Katholizismus und pluralistische Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland, sowie *Christoph Kösters*, Sozialistische Gesellschaft und konfessionelle Minderheit in der DDR, in: *Hummel*, Zeitgeschichtliche Katholizismusforschung, S. 115–129 bzw. 131–149. Nicht besprochen werden im Folgenden Titel, die bereits in früheren Forschungsberichten (siehe auch Anm. 11) rezensiert wurden.

Erst langsam wurde und wird der Rückstand für die bundesdeutschen Quellen abgebaut. Zwei Stränge sind gegenwärtig erkennbar:

Zum einen sind es besondere Gedenkanlässe, die den Anstoß geben, neues Quellenmaterial zu erschließen und der Forschung zugänglich zu machen. Das trifft etwa für die Erzbischöfe von München und Freising, die Kardinäle Faulhaber und Döpfner, zu.[13] Die von Heinz Hürten edierten Akten Kardinal Faulhabers für die Jahre 1945 bis 1952 führen die beiden schon lange vorliegenden, bis zum Ende des Dritten Reiches reichenden Aktenbände bis zum Tod des Erzbischofs fort.[14] Es handelt sich um jene Dokumente, die vor allem Faulhabers politisches und gesellschaftliches Wirken abbilden. Die Seelsorge, die besonders in den Nachkriegsjahren dominierte, bleibt eher unterbelichtet. Immerhin wird erkennbar, dass der Maßstab, den Faulhaber in seiner langen Amtszeit als Bischof für sein gesellschaftliches und kirchliches Wirken gewonnen hatte, immer weniger ausreichte, um die sich wandelnden Verhältnisse zu vermessen. Zu den wichtigen Fortschritten der letzten Jahre zählt die Öffnung des Konzilsarchivs von Julius Kardinal Döpfner – vor, während und nach dem Konzil ein Repräsentant der deutschen katholischen Kirche von weltkirchlichem Rang. Dem wird das von Guido Treffler und Peter Pfister bearbeitete Inventar mit seiner aufwendigen, weit über 5.000 Einheiten umfassenden Einzelblattverzeichnung vollauf gerecht. Ergänzend hat Treffler in einer vorbildlichen Dokumentation die Konzilstagebücher Döpfners sowie 474 Briefe und Notizen aus den Jahren 1959 bis 1966 im Wortlaut veröffentlicht.[15] Bis in die Gegenwart schließlich greift die Dokumentation Erik Giesekings, die das 40-jährige Wirken der Deutschen Kommission Justitia et Pax von 1967 bis 2007 in seinen wesentlichen Etappen quellenmäßig abbildet.[16]

Zum anderen ist seit einigen Jahren die systematische Edition zentraler kirchlicher Aktenbestände für die Zeit ab 1945 voll im Gang. Die 1962 gegründete Kommission für Zeitgeschichte (Bonn) zählt als außeruniversitäre Forschungseinrichtung der Katholizismusforschung in Deutschland die fundierte Herausgabe der »Akten deutscher Bischöfe« zu ihren Kernaufgaben.[17] Parallel für die Besatzungszonen in West und Ost bzw. die Bundesrepublik und die DDR wird zunächst der Zeitraum zwischen Kriegsende und Bau der Berliner Mauer 1961 aufgearbeitet. Bisher unveröffentlichte Protokolle der Bischofskonferenzen, Korrespondenzen und Aufzeichnungen von Bischöfen, Seelsorgern, katholischen Verbandsführern und politischen Repräsentanten des Katholizismus werden wissenschaftlich so aufbereitet, dass sie die maßgebliche Quellengrundlage für die zeitge-

---

13 Vgl. Kardinal Michael von Faulhaber: 1869–1952. Eine Ausstellung des Erzbistums München und Freising, des Bayerischen Hauptstaatsarchivs und des Stadtarchivs München zum 50. Todestag, München, 6. Juni bis 28. Juli 2002, red. v. *Thomas Forstner*, München 2002; *Peter Pfister* (Hrsg.), Julius Kardinal Döpfner und das Zweite Vatikanische Konzil. Vorträge des Wissenschaftlichen Kolloquiums anläßlich der Öffnung des Kardinal-Döpfner-Konzilsarchivs am 16. November 2001 (Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising, Bd. 4), Schnell + Steiner, Regensburg 2002, 132 S., kart., 9,90 €.

14 *Heinz Hürten* (Bearb.), Akten Kardinal Michael von Faulhabers, Bd. 3: 1945–1952 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe A, Bd. 48), Schöningh, Paderborn/München etc. 2002, 745 S., geb., 91,00 €.

15 *Guido Treffler/Peter Pfister* (Bearb.), Erzbischöfliches Archiv München, Julius Kardinal Döpfner. Archivinventar der Dokumente zum Zweiten Vatikanischen Konzil (Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising, Bd. 6), Schnell + Steiner, Regensburg 2004, 1080 S., kart., 24,90 €; *Guido Treffler* (Bearb.), Julius Kardinal Döpfner. Konzilstagebücher. Briefe und Notizen zum Zweiten Vatikanischen Konzil (Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising, Bd. 9), Schnell + Steiner, Regensburg 2006, 730 S., kart., 19,90 €.

16 *Erik Gieseking*, Justitia et Pax 1967–2007. 40 Jahre Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden. Eine Dokumentation, Schöningh, Paderborn/München etc. 2007, 577 S., geb., 49,90 €.

17 Vgl. URL: <http://www.kfzg.de/Forschung/Akten_deutscher_Bischofe/akten_deutscher_bischofe.html> [31.3.2009].

schichtliche Erforschung des Katholizismus in Deutschland bieten. Analog werden die Akten der evangelischen Kirchen durch die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Zeitgeschichte herausgegeben. Anders als bei der breiten katholizismusgeschichtlichen Perspektive ist die wissenschaftliche Edition zum Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland bzw. zur Kirchlichen Ostkonferenz auf die kommentierte Veröffentlichung der Sitzungsprotokolle konzentriert.[18]

Gemessen an den bisher vorliegenden Quellendokumentationen zur katholischen Kirche in der DDR[19] stellt die von Thomas Schulte-Umberg bearbeitete Edition der ostdeutschen Bischofsakten für die Jahre 1957 bis 1961 einen erheblichen qualitativen Fortschritt dar.[20] Künftige Forschungen, die der Haltung der ostdeutschen katholischen Kirche während der kirchenpolitischen Konfrontationsphase nachgehen, werden auf diesem mustergültig aufbereiteten Quellenfundament aufbauen müssen. Ohne auf inhaltliche Einzelheiten einzugehen, lässt sich festhalten, dass der Konferenzvorsitzende Döpfner, der in Nationalsozialismus und Kommunismus zwei Seiten derselben Medaille erkannte, einen dezidiert antitotalitären Kurs verfolgte. Dies lag ganz auf der Linie der westdeutschen Bischöfe sowie der Bundesregierung Adenauer, die die Kirche in der DDR finanziell tatkräftig unterstützten. Dem jungen Berliner Bischof gelang es, diesen Kurs auch nach innen durchzusetzen und die zuvor in diesem Punkt herrschenden internen Spannungen in Episkopat und Kirchenadministration zu dämpfen. Die Kompromisslosigkeit seines Kurses ließ allerdings diese innere Geschlossenheit der katholischen Kirchenführung je länger desto mehr bröckeln. Schulte-Umbergs Edition bietet für die Hochphase des Kalten Krieges zentrale kirchliche Dokumente. Sie ermöglichen grundlegende Einsichten sowohl in kirchenpolitische und seelsorgliche Verhältnisse der DDR als auch den Standort der katholischen Kirche als kulturellem Bestandteil im Ost-West-Konflikt. Ein umfassendes Gesamtbild der katholischen Kirche im geteilten Deutschland bis zum Mauerbau wird sich aber erst ergeben, wenn auch die übrigen Editionen in den nächsten Jahren erschienen sein werden.[21]

Darüber hinaus ist das Quellenfundament zur Erforschung der katholischen Kirche in der DDR in den letzten Jahren auf unterschiedliche Weise weiter verbreitert worden. Wilfried Töplers zuverlässig edierte Aufzeichnungen, Berichte und Briefe katholischer Geistlicher aus dem Gebiet des Bistums Görlitz erlauben Einblicke in die seelsorgerlichen Nöte angesichts der endlosen Flüchtlingstrecks 1945/46. Dokumentiert werden auch die

---

18 Vgl. u. a. *Michael Kühne* (Bearb.), Die Protokolle der Kirchlichen Ostkonferenz 1945–1949 (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte. Reihe A, Bd. 9), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2005, 494 S., kart., 89,00 €.

19 Unter den an ein breiteres Publikum gerichteten Dokumentensammlungen ragt bis heute die fast 1.100 Nummern umfassende, von 1945 bis 1989 reichende Dokumentation Martin Höllens heraus. Dieser mit historischer Akribie wie persönlichem Einsatz erstellte »historische Überblick in Dokumenten« stellt für sich genommen eine enorme Forschungsleistung dar. *Martin Höllen*, Loyale Distanz? Katholizismus und Kirchenpolitik in SBZ und DDR. Ein historischer Überblick in Dokumenten, Bd. 1: 1945–1955, Bd. 2: 1956–1965, Bd. 3,1: 1966–1976, Bd. 3,2: 1977–1990, Berlin 1994–2000.

20 *Thomas Schulte-Umberg* (Bearb.), Akten deutscher Bischöfe seit 1945. DDR 1951–1957 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe A, Bd. 49), Schöningh, Paderborn/München etc. 2006, 1053 S., geb., 138,00 €.

21 Im Druck befindet sich *Ulrich Helbach* (Bearb.), Akten deutscher Bischöfe seit 1945. Westliche Besatzungszonen 1945–1947 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe A, Bd. 54), Schöningh, Paderborn/München etc. 2009, ca. 1100 S., geb., ca. 148,00 €; vorbereitet und in den kommenden Jahren veröffentlicht werden folgende Akteneditionen: *Wolfgang Tischner* (Bearb.), Sowjetische Besatzungszone und frühe DDR 1945–1951; *Annette Mertens* (Bearb.), Westliche Besatzungszonen und die Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1948–1949; *N. N.* (Bearb.), Bundesrepublik Deutschland 1950–1955; *Christoph Kösters* (Bearb.), DDR 1951–1957; *Heinz Hürten* (Bearb.) Bundesrepublik Deutschland 1956–1960.

Schwierigkeiten, die sich beim Aufbau geordneter gesellschaftlicher und kirchlicher Verhältnisse bis 1949 in dieser kirchenpolitisch gewaltsam vom Erzbistum Breslau abgetrennten konfessionellen Diasporaregion ergaben.[22] Aufschlussreich ist ebenfalls die mit einleitenden Erläuterungen versehene »Chronik des Bischöflichen Amtes Schwerin« von 1979, die Georg Diederich um eine »Chronik der katholischen Gemeinden in Mecklenburg 1709 bis 1961« ergänzt hat. Liegt im ersten Fall ein zeitgenössischer Text vor, der zu DDR-Zeiten auf Veranlassung des Schweriner Bischofs verfasst wurde, so handelt es sich im zweiten Fall um eine Kollektivchronik der mecklenburgischen Pfarreien, die sich auf die Auswertung ihres zeitgeschichtlichen Archivgutes stützt.[23] Beide Chroniken sind mit gut ausgewähltem Fotomaterial und damit einer zusätzlichen Quellenart versehen. Schließlich ist das aus persönlichem Antrieb entstandene, von Werner Dolata unter dem fiktiven Titel »Operativer Vorgang Schwarze Kapelle« veröffentlichte Quellenlesebuch anzuführen.[24] Dessen Bedeutung ist in der Dokumentation von zum Teil bereits bekannten Vorgängen zu sehen, die das Ministerium für Staatssicherheit über die katholische Kirche in der Diözese Berlin und insbesondere die katholische Jugend angelegt hat.

Im Übrigen zeichnet sich bei der Erforschung des politischen Katholizismus nach 1945 eine stärkere Ausrichtung auf länderübergreifende, europäische Perspektiven ab. Dies korrespondiert mit der Entwicklung des politischen Katholizismus im Nachkriegsdeutschland, der sich von der Beschränkung auf die eigene Nation löste und sich stärker einer europäischen Kooperation öffnete. Diese auch für andere europäische Staaten geltende Entwicklung wird gut nachvollziehbar in der sorgfältigen Dokumentenedition von Michael Gehler und Wolfram Kaiser.[25] Die mehr als 200 Quellen arbeiten das Zusammenwirken der europäischen Christdemokraten im Rahmen der »Nouvelles Equipes Internationales« heraus und machen viele schwer zugängliche Texte publik. Sie können als Ausgangspunkt für weitere Forschungen zu transnationalen Verbindungen und Entwicklungen im Katholizismus dienen.

Ergänzt werden die neuen Quelleneditionen und Dokumentensammlungen durch bedeutsame Hilfsmittel. Seit einigen Jahren sind die Biografien sämtlicher zwischen 1945 und 2001 amtierenden Bischöfe und Generalvikare im deutschsprachigen Raum sowie die Geschichte ihrer 52 Bistümer in zwei von Erwin Gatz herausgegebenen Lexikonbänden zugänglich.[26] Gleichsam einem katholischen »Ploetz« stehen sowohl für Personen als

---

22 *Winfried Töpler*, Der zehntausendfüßige Menschenwurm. Die Bewältigung der Kriegsfolgen und des schlesischen Flüchtlingsproblems im Gebiet des heutigen Bistums Görlitz. Texte aus dem Bistumsarchiv Görlitz, in: *Rainer Bendel* (Hrsg.), Vertriebene finden Heimat in der Kirche. Integrationsprozesse im geteilten Deutschland nach 1945 (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 38), Böhlau, Köln/Weimar etc. 2008, 669 S., kart., 79,90 €, S. 291–635.

23 *Georg M. Diederich* (Hrsg.), Kirche unter Diktaturen. Katholische Kirche in Mecklenburg 1933–1989, Bd. 1: Chronik des Bischöflichen Kommissariates Schwerin 1946 bis 1973, Heinrich-Theissing-Institut, Schwerin o. J. [2003], 296 S., kart., 14,90 €. *Georg M. Diederich* (Hrsg.), Kirche unter Diktaturen. Katholische Kirche in Mecklenburg 1933–1989, Bd. 2: Chronik der Katholischen Gemeinden in Mecklenburg. 1709–1961, Heinrich-Theissing-Institut, Schwerin 2006, 856 S., kart., 24,60 €.

24 *Werner Dolata*, Operativer Vorgang »Schwarze Kapelle«. Katholische Kirche und Katholische Jugend des Bistums Berlin im Visier der Stasi. Überwachung und Beeinflussung durch das Ministerium für Staatssicherheit der DDR/MfS – Linie XX/4, Selbstverlag, Berlin 2008, 561 S., kart., Preis unbekannt.

25 *Michael Gehler/Wolfram Kaiser* (Hrsg.), Transnationale Parteienkooperation der europäischen Christdemokraten. Dokumente 1945–65, Saur, München 2004, 728 S., geb., 148,00 €.

26 *Erwin Gatz* (Hrsg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1945–2001. Ein biografisches Lexikon, Duncker & Humblot, Berlin 2002, 589 S., geb., 84,00 €; *ders.* (Hrsg.), Die Bistümer der deutschsprachigen Länder von der Säkularisation bis zur Gegenwart, Herder, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 2006, 791 S., geb., 108,00 €.

auch Territorien gründliche und zuverlässig erarbeitete Informationen über die katholische Kirchenführung und die Kirchenstrukturen übersichtlich zur Verfügung. Die Autoren sowohl der biografischen als auch der bistumsgeschichtlichen Artikel sind Kirchenhistoriker, Archivare oder Bibliothekare katholischer Provenienz. Ihre sachlich-wohlwollenden Beiträge spiegeln den aktuell erreichbaren, naturgemäß unterschiedlichen Forschungsstand wider. Im Lexikon »Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1945–2001« werden insgesamt 546 Personen in knappen Biogrammen vorgestellt. Die verstorbenen und emeritierten Diözesanbischöfe erhalten hingegen in der Regel ausführlichere Lebensbilder. Die kompakten Artikel des Lexikons »Die Bistümer der deutschsprachigen Länder« vermessen das kirchlich-katholische Leben zwischen Säkularisation und Gegenwart. Behandelt werden jeweils die Ausgangslage, die Bistumsgründung, die sozialräumlichen und ökonomischen sowie konfessionellen und kirchenpolitischen Rahmenbedingungen. Die sich anschließende Darstellung der wichtigsten Aktionsfelder katholischen Lebens folgt einer am katholischen Kirchenrecht orientierten Gliederung: Bischöfe und Bistumsleitung, Klerus und pastorale Mitarbeiter, Ordensgemeinschaften, Pfarrgemeinden, die Caritasorganisation, Schule und Erziehung sowie die Laien. Jeder Beitrag schließt mit der Bischofsliste, Angaben zur Kirchenstatistik (Stand: 31. Dezember 2003) und einem ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnis.

Auch wenn die Kirchenstatistik hermeneutische Untiefen besitzt, wäre es wünschenswert gewesen, der Herausgeber hätte die in seinem älteren Band über die Geschichte der Bistümer und Pfarreien[27] bereits veröffentlichten Stichdaten zu früheren Jahren mit berücksichtigt. Die dort veröffentlichten Bistumskarten, die die oft komplexe Territorialgeschichte der einzelnen Diözesen jeweils auf einen Blick erkennen lassen, sind zum Teil in den jüngst erschienenen, ebenfalls von Erwin Gatz herausgegebenen »Atlas zur Kirche in Geschichte und Gegenwart« eingegangen, der die genannten lexikalischen Werke durch mehr als 200 Karten vervollständigt.[28] Gerade in ihrer Gesamtheit erweisen sich Bände und Atlas für die Katholizismusforschung als grundlegende und ausgesprochen nützliche Nachschlagewerke.

II. KATHOLIZISMUS UND POLITIK

In der Bundesrepublik

Die Katholizismusforschung hat seit den 1970er Jahren durch Monografien und zahlreiche Sammelbände die Bedeutung katholischer Politiker, Persönlichkeiten und Organisationen für die politischen Geschicke der Bundesrepublik Deutschland insbesondere in den Jahren der Gründung und Stabilisierung der zweiten deutschen Demokratie aufgezeigt.[29] Im Mittelpunkt des Interesses standen dabei zunächst die handelnden Politiker, insbesondere der erste deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer und sein Umfeld. In Grundzügen erforscht wurde außerdem die Geschichte der beiden Unionsparteien, deren rasche Durchsetzung gegenüber der in Westdeutschland nach 1945 wiedergegründeten Zentrumspartei sowie der Beitrag, den der politische Katholizismus zur Gestaltung der

---

27 Vgl. *Erwin Gatz* (Hrsg.), Die Bistümer und ihre Pfarreien, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 1991.

28 *Erwin Gatz (Hrsg.)*, Atlas zur Kirche in Geschichte und Gegenwart. Heiliges Römisches Reich – Deutschsprachige Länder, Schnell + Steiner, Regensburg 2009, geb., 56,00 €.

29 Vgl. die Zusammenstellung der älteren Literatur in *Ulrich von Hehl/Heinz Hürten* (Hrsg.), Der Katholizismus in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1980. Eine Bibliographie, Mainz 1983, S. 131–557; *Karlies Abmeier/Karl-Joseph Hummel* (Hrsg.), Der Katholizismus in der Bundesrepublik Deutschland 1980–1993. Eine Bibliographie, Paderborn/München etc. 1997, S. 319–1048.

politischen Ordnung und des politischen Kurses der frühen Bundesrepublik Deutschland leistete.

Als gelungenes Beispiel für einen personenbezogenen Zugang zur Geschichte des Katholizismus kann die inzwischen abgeschlossene und 234 Portraits umfassende Reihe »Zeitgeschichte in Lebensbildern« gelten, die einen biografischen Zugang zum deutschen Katholizismus bietet. Auch die letzten Bände[30] profitieren von der Auswahl der dargestellten Personen wie der Autoren. In Band 10 werden neben katholischen Politikern der ersten Stunde wie Hans Peters (Ulrich Karpen), engagierte Laien wie Alois Fürst zu Löwenstein (Marie-Emmanuelle Reytier) oder Schriftsteller wie Heinrich Böll (Erich Kock) behandelt, wobei der methodische Zugriff der Autoren naturgemäß unterschiedlich ausfällt. Der elfte Band bezieht mit den biografischen Skizzen zu Hugo Dornhofer (Thomas Speckmann) und Georg Dertinger (Manfred Agethen) bewusst Ostdeutschland mit ein und wirkt so Vorstellungen entgegen, dass Katholiken nur bei der westlichen Staatsgründung Einfluss ausgeübt hätten. Der letzte erschienene Band führt mit Beiträgen zu Rainer Barzel (Alois Rummel) oder Johannes Dyba (Gotthard Klein) bis in die unmittelbare Gegenwart. In ihrer Bedeutung für die Katholizismusforschung darf man die Bände keineswegs unterschätzen: Die Auswahl der dargestellten Personen mit einem kurzen Artikel hat in vielen Fällen einen ersten wissenschaftlichen Abriss geliefert und als Schrittmacher für eine ausführliche Forschungsarbeit gedient, so etwa bei Hans Globke.[31]

Ein biografiegeschichtlicher Zugang zum deutschen Katholizismus nach 1945 ist auch künftig begründet, da vor allem in den 1950er und 1960er Jahren eine enge personelle Verflechtung mit den Unionsparteien bestand. In diesem Zusammenhang sind die Memoiren von Peter Hermes[32], dem lang gedienten Diplomaten und Sohn des ehemaligen Reichsministers und Ost-CDU-Vorsitzenden Andreas Hermes, für die Geschichte des deutschen Katholizismus besonders aufschlussreich. In seinem Lebenslauf spiegeln sich die verschiedenen Phasen der deutschen Geschichte wider: eine glückliche Kindheit in der Weimarer Republik, die Jugend im NS-Staat unter schwerer Bedrückung durch die Zugehörigkeit des Vaters zum aktiven Widerstand, die sowjetische Kriegsgefangenschaft und schließlich die Karriere im diplomatischen Dienst, die ihren Höhepunkt in seiner Tätigkeit als Botschafter der Bundesrepublik beim Heiligen Stuhl von 1984 bis 1987 fand. Die Erinnerungen machen deutlich, in wie starkem Maße der Wiederaufbau und die Wiederherstellung der moralischen Reputation Deutschlands nicht zuletzt ihre Kräfte aus dem christlich bestimmten Widerstand gezogen haben, für den Hermes einer der letzten Zeitzeugen ist.

Demgegenüber zeigt die von Peer Oliver Volkmann verfasste Teilbiografie über Heinrich Brüning, dass die in der Person des ehemaligen Reichskanzlers gebündelten autoritäreren Tendenzen des Weimarer Katholizismus in der Bundesrepublik trotz hohem Aufmerksamkeitswert politisch chancenlos blieben.[33] Die von Heinrich Küppers vorgelegte

---

30 *Jürgen Aretz/Rudolf Morsey/Anton Rauscher* (Hrsg.), Zeitgeschichte in Lebensbildern. Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts, Bde. 10–12, Aschendorff, Münster 2001–2007, kart., je 20,40 €.

31 Im Druck befindlich ist die Leipziger Dissertation von Erik Lommatzsch über den umstrittenen engen Mitarbeiter Adenauers. Eine der ersten wissenschaftlichen Würdigungen Globkes erfolgte durch *Ulrich von Hehl*, Hans Globke (1898–1973), in: *Jürgen Aretz/Rudolf Morsey/Anton Rauscher* (Hrsg.), Zeitgeschichte in Lebensbildern. Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 3, Mainz 1979, S. 247–259. Nach Abschluss des Manuskripts erschien *Jürgen Bevers*, Der Mann hinter Adenauer. Hans Globkes Aufstieg vom NS-Juristen zur Grauen Eminenz der Bonner Republik, Berlin 2009.

32 *Peter Hermes*, Meine Zeitgeschichte 1922–1987 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe A, Bd. 52), 2., durchges. Aufl., Schöningh, Paderborn/München etc. 2008, 341 S., geb., 44,90 €.

33 *Peer Oliver Volkmann*, Heinrich Brüning (1885–1970). Nationalist ohne Heimat (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte, Bd. 52), Droste, Düsseldorf 2007, 883 S., geb., 58,00 €.

Biografie über Johannes Hoffmann behandelt den umstrittenen ersten Ministerpräsidenten des Saarlandes.[34] Bis heute wird Hoffmann wegen seiner angeblichen Nähe zu den französischen Besatzern geschmäht oder aber wegen seiner europapolitischen Visionen gewürdigt. Küppers Arbeit ist trotz der manchmal vielleicht zu starken Sympathie für seinen ›Helden‹ der bisher ausgewogendste Versuch, Hoffmann gerecht zu werden. Unter Nutzung etlicher bisher nicht zugänglicher Quellen aus Familienbesitz gelingt ihm ein plastisches Bild des Politikers und Menschen, gerade auch für die Zeit seines Exils in Brasilien. Eine besondere Stärke der Arbeit stellt die Schilderung der Auseinandersetzungen von Hoffmann mit Teilen der katholischen Amtskirche im Vorfeld der Saarabstimmungen 1935 und 1955 dar.

Von den biografisch angelegten Studien abgesehen, zeichnet sich in der Erforschung des politischen Katholizismus – im Folgenden verstanden als all jene Personen und Organisationen, die aus dem katholischen Bereich bzw. Selbstverständnis heraus politisch handeln und Politik zu beeinflussen suchen – in den letzten zehn Jahren eine dreifache Bewegung ab:

Erstens werden an den politischen Katholizismus der frühen Bundesrepublik gleichsam distanziertere, die politische Ereignisgeschichte überschreitende Rückfragen gestellt. Stärker als zuvor sind die Binnenverhältnisse im Katholizismus sowie die Frage nach der Anknüpfung an oder der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit thematisiert worden. Dabei wurden auch konfessionsvergleichende Aspekte häufiger berücksichtigt, wobei eine im strikten Sinne komparative Forschung gleichwohl ein Desiderat geblieben ist. Als Beispiel sei auf die kritische Studie zur Rolle des amerikanischen Kardinals und Apostolischen Nuntius in Deutschland (1951–1959) Aloysius Muench verwiesen, die die am »Center for Advanced Holocaust Studies« in Washington D. C. wirkende Suzanne Brown-Fleming vorgelegt hat.[35] Auf der Basis der Privatpapiere des Kardinals zeichnet sie das Bild eines einflussreichen Vermittlers zwischen amerikanischer Besatzungsmacht, Vatikan und katholischer Kirche in Deutschland. Muenchs eigene antijüdischen Vorurteile hätten sich – so Brown-Flemings zentrale Behauptung – auf den zunehmend milderen Umgang mit der 1945 unter deutschen Katholiken drängenden Frage ausgewirkt, welche Mitverantwortung die Kirche selbst für das Entstehen der NS-Diktatur und letztlich für den Massenmord an den europäischen Juden gehabt habe. Die kontroverse Diskussion über ein umstrittenes Kapitel des Nachkriegskatholizismus ist damit noch keineswegs abgeschlossen.

Einen zentralen Punkt für eine adäquate historisch-kritische Analyse des Verhältnisses von Kirche und NS-Diktatur hebt unter dem Titel »Zwischen Kriegs- und Diktaturerfahrung. Katholizismus und Protestantismus in der Nachkriegszeit« ein Sammelband hervor, der aus dem Tübinger Sonderforschungsbereich »Kriegserfahrung – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit« hervorgegangen ist.[36] Die Fallstudien, die sich überwiegend auf den

---

34 *Heinrich Küppers*, Johannes Hoffmann (1890–1967). Biographie eines Deutschen (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte, Bd. 54), Droste, Düsseldorf 2008, 603 S., geb. 49,00 €.

35 *Suzanne Brown-Fleming*, The Holocaust and Catholic Conscience. Cardinal Aloisius Muench and the Guilt Question in Germany, University of Notre Dame Press, Notre Dame, IN 2006, 240 S., kart., 20,00 US$.

36 *Andreas Holzem/Christoph Holzapfel* (Hrsg.), Zwischen Kriegs- und Diktaturerfahrung. Katholizismus und Protestantismus in der Nachkriegszeit (Konfession und Gesellschaft, Bd. 34), Kohlhammer, Stuttgart/Berlin etc. 2005, 237 S., kart., 24,00 €. Vgl. zum Aspekt der religiösen Verarbeitung der Kriegserfahrung die ethnologischen Arbeiten von *Monique Scheer*, Rosenkranz und Kriegsvisionen. Marienerscheinungskulte im 20. Jahrhundert (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 101), Tübinger Verein für Volkskunde, Tübingen 2006, 457 S., kart., 27,00 €, sowie *Birgit Weißenbach*, Kirche und Konzentrationslager. Katholische Aufklärungspublizistik in der Zeit von 1945 bis 1950, Frankfurt am Main 2005, 361 S., kart., 56,50 €.

Katholizismus beziehen, gehen davon aus, dass sich Katholizismus und Protestantismus als gesellschaftliche Großgruppen einer spannungsreichen Verbindung von allgemeiner Kriegs- und spezieller NS-Erfahrung gegenübersahen, die die späteren Bewältigungs- oder Verweigerungsstrategien maßgeblich mitprägten. Dabei taucht in mehreren Beiträgen eine Anfang der 1960er Jahre erkennbar werdende Verschiebung der innerkatholischen Interpretamente auf: von der religiös-kirchlichen Deutung, die die faktisch erlebte Verfolgung katholischer Geistlicher und Laien während der NS-Zeit als Opfer und Märtyrertum erinnerte, hin zu einer stärker historischen Auseinandersetzung mit der Rolle der Institution Kirche.[37] So stellt Martin Brockhausen die Erinnerungskultur zur NS-Zeit innerhalb der Union dar, auch wenn einzelne Aspekte, etwa zur Person Hans Globkes, durch die inzwischen vorangeschrittene Forschung ergänzt worden sind.[38] Einen eigenen, über die ›Vergangenheitsbewältigung‹ hinausgehenden Akzent setzt der Beitrag von Stefan Voges über die Begründung der katholischen Entwicklungshilfe aus der Nachkriegserfahrung. Die Errichtung eigener, zwar weltweit agierender, programmatisch aber dezidiert katholischer Hilfswerke setzte in den 1960er Jahren sozusagen den Schlussstein beim Aufbau des Institutionengeflechts des katholischen Milieus der Nachkriegszeit, und dies zu einem Zeitpunkt, als an anderen Stellen schon kräftige Erosionserscheinungen des Milieus sichtbar wurden.

Der von Thomas Sauer herausgegebene Sammelband »Katholiken und Protestanten in den Aufbaujahren der Bundesrepublik« ist nach der Verteilung der Beiträge zwischen beiden Konfessionen ausgewogen und berichtet über zahlreiche Aspekte der inneren kulturellen und politischen Entwicklung der jungen Bundesrepublik.[39] Der Beitrag von Felix Raabe zum Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) in den 1950er Jahren lebt stark von eigenen Erfahrungen im organisierten Katholizismus. Hingegen konzentrieren sich Martin Greschat mit seiner Darstellung der konfessionellen Spannungen in der Ära Adenauer und Thorsten Oppelland mit einer Untersuchung der Rolle des Evangelischen Arbeitskreises in der CDU auf ein sensibles Themenfeld, das in den Binnenstrukturen der Unionsparteien – wenn auch abgeschwächt – bis heute Konfliktpotenzial birgt. Außerdem werden die innere Entwicklung im katholischen Sportverband DJK, die Rolle der Dominikanerzeitschrift *Neue Ordnung* sowie Helene Wessels politischer Weg vom Zentrum zur SPD behandelt. Dies trug der Parlamentarierin innerkatholisch breiteste Kritik ein, denn bekanntlich fielen die hohen Schranken zwischen Sozialdemokratie und Katholizismus erst, als das Godesberger Programm auf der einen und das Zweite Vatikanische Konzil auf der anderen Seite die gesellschaftlichen Veränderungen zu ihrer eigenen Sache machten. Wie bedeutsam im politischen und gesellschaftlichen Gefüge der Bundesrepublik Deutschland die sozialdemokratischen Parteireformen waren, hat zuletzt Stefan Ummenhofer zusammenfassend beschrieben.[40] Erst sie ermöglichten eine personelle und

37 Vgl. auch *Christoph Kösters*, NS-Vergangenheit und Katholizismusforschung. Ein Beitrag zur Erinnerungskultur und Zeitgeschichtsschreibung nach 1945, in: ZfK 120, 2009, S. 1–31; *Karl-Joseph Hummel*, Gedeutete Fakten. Geschichtsbilder im deutschen Katholizismus 1945–2000, in: *Karl-Joseph Hummel/Christoph Kösters* (Hrsg.), Kirchen im Krieg. Europa 1939–1945, Schöningh, Paderborn/München etc. 2007, S. 507–567. Aufschlussreich ist vor diesem Hintergrund auch die Veröffentlichung von *Michael Hirschfeld/Maria Anna Zumholz* (Hrsg.), Oldenburgs Priester unter NS-Terror 1932–1945. Herrschaftsalltag in Milieu und Diaspora. Festschrift für Joachim Kuropka zum 65. Geburtstag, Aschendorff, Münster 2006, 808 S., geb., 39,80 €.

38 Vgl. Anm. 31.

39 *Thomas Sauer* (Hrsg.), Katholiken und Protestanten in den Aufbaujahren der Bundesrepublik (Konfession und Gesellschaft, Bd. 21), Kohlhammer, Stuttgart/Berlin etc. 2000, 222 S., kart., vergriffen.

40 Vgl. *Stefan Ummenhofer*, Hin zum Schreiten Seit' an Seit'. SPD und katholische Kirche seit 1957, Logos, Berlin 2000, 117 S., kart., 25,00 €.

zum Teil auch programmatische Annäherung zwischen SPD und Katholiken. In den 1970er Jahren verschärften sich die Spannungen im Zuge der Abtreibungsdebatte zeitweise wieder erheblich, aber seit den 1980er Jahren dominiert eine unaufgeregte Selbstverständlichkeit der Kontakte, die etwa auf den Deutschen Katholikentagen zum Ausdruck kam bzw. kommt.

Dass die traditionell starken und im Vergleich nach wie vor stärkeren Verbindungen zwischen den Unionsparteien und dem Katholizismus unbeschadet der genannten Veränderungen der 1960er Jahre eine Konstante bundesdeutscher Politik sind, wird eindrücklich fassbar in der politischen Biografie Heinrich Köpplers, die Stefan Marx vorgelegt hat.[41] Heinrich Köppler, der seine politische Laufbahn aus dem Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) heraus begann, war bis zu seinem überraschenden Tod im Jahre 1980 erfolgreicher Bundes- und Landespolitiker und einer der wichtigsten Repräsentanten des politischen Katholizismus in den Reihen der Union. Ob Köppler etwa für eine Generation jüngerer katholischer Politiker stehen kann, ist allerdings beim derzeitigen Stand der Forschung noch offen.

Erfreulicherweise werden die Ergebnisse der jüngeren Katholizismusforschung auch in der bundesdeutschen Parteienforschung rezipiert. So eröffnet Frank Bösch seine Analyse der CDU in der Ära Adenauer mit der pointierten Feststellung »Am Anfang war das katholische Milieu«[42] und schildert dann die zentrale Rolle der katholischen Mitglieder der CDU für den Ausbau und die Stabilisierung der jungen interkonfessionellen Partei als demokratischer Kraft der Nachkriegszeit. Knapp und noch stärker verallgemeinert konstatiert Edgar Wolfrum in seiner politischen Geschichte der Bundesrepublik die demokratieförderliche Rolle der Katholiken und ihrer Organisationen in den ersten beiden Jahrzehnten der jungen Bundesrepublik.[43] Teil dieser Geschichte des politischen Katholizismus sind freilich auch die keineswegs zureichend erforschten Rückwirkungen der erfolgreichen Demokratisierung auf die Binnenverfassung des Katholizismus, wobei die Befriedung des konfessionellen Gegensatzes in der politischen Ordnung des Grundgesetzes und die Entkonfessionalisierung des politischen und zu weiten Teilen auch des öffentlichen Lebens als Teil der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland besonders hervorzuheben sind.[44]

Zweitens ist in den Publikationen und Forschungen seit dem Jahr 2000 ein verstärktes Interesse an ideellen Grundlagen des Katholizismus zu verzeichnen. Das »Lexikon der Christlichen Demokratie in Deutschland« steuert dazu zahlreiche einschlägige Beiträge zur Ideengeschichte bei.[45] Das gleiche Interesse prägt das jüngst erschienene »Handbuch der Katholischen Soziallehre«.[46] Besonders verdient gemacht um die historische Entwicklung der katholischen Staatslehre hat sich zuletzt Rudolf Uertz, der unter dem programmatischen Titel »Vom Gottesrecht zum Menschenrecht« eine sorgfältige Rekon-

---

41 *Stefan Marx*, Heinrich Köppler (1925–1980). Politik aus christlicher Verantwortung (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte, Bd. 51), Droste, Düsseldorf 2006, 348 S., geb., 29,80 €. Die enge Verknüpfung von Katholizismus und Union hat der Autor auch in seiner bereits 2003 erschienenen Dissertation über Franz Meyers stellenweise deutlich werden lassen, vgl. *ders.*, Franz Meyers 1908–2002. Eine politische Biographie, Essen 2003.

42 Vgl. *Frank Bösch*, Die Adenauer-CDU. Gründung, Aufstieg und Krise einer Erfolgspartei 1945–1969, DVA, Stuttgart/München 2001, 575 S., geb., 39,80 €, S. 22.

43 Vgl. *Edgar Wolfrum*, Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Klett-Cotta, Stuttgart 2007, 694 S., geb., 29,50 €, S. 70 f.

44 Ersteres hebt *Edgar Wolfrum*, Die geglückte Demokratie, S. 108–114, hervor.

45 *Winfried Becker* (Hrsg.), Lexikon der christlichen Demokratie in Deutschland, Schöningh, Paderborn/München etc. 2002, 809 S., geb., 50,00 €, S. 413–700.

46 *Anton Rauscher* (Hrsg.), Handbuch der Katholischen Soziallehre, Duncker & Humblot, Berlin 2008, 1129 S., geb., 58,00 €.

struktion des Wandels hin zu einer anthropologisch und menschenrechtlich zentrierten politischen Ethik vorgelegt hat.[47] Zuverlässig und ergänzend orientiert außerdem der Beitrag von Franz Josef Stegmann und Peter Langhorst zum sozialen Denken im deutschen Katholizismus, der mit dem Handbuch »Geschichte der sozialen Ideen in Deutschland« jüngst in zweiter Auflage erschienen ist.[48]

In diesen Zusammenhang gehört auch die wichtige Längsschnittstudie von Manfred Hermanns, der die Geschichte des Lehrstuhls für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Münster und des in den 1960er Jahren von Joseph Höffner in diesem Kontext gegründeten Instituts für Christliche Sozialwissenschaften aufgearbeitet hat.[49] In der Abfolge der Lehrstuhlinhaber und ihrer jeweiligen sozialphilosophischen und sozialethischen Ausrichtung spiegelt sich eindrücklich die Verschiebung der Katholischen Soziallehre von einer zuerst gleichsam milieuinternen, das politische Handeln des Katholizismus beeinflussenden Universitätslehre zu einer dialogischen Wissenschaft im Gegenüber zur bundesdeutschen Gesellschaft und ihren politischen Kräften. Aus der Reihe der Repräsentanten des Lehrstuhls sticht Joseph Höffner heraus – und das nicht nur, weil er als politischer Berater der Bundesregierung und späterer Kölner Erzbischof einen beachtlichen politischen Einfluss ausüben konnte.[50] Vielmehr vertrat er anders als die meisten seiner akademischen Kollegen auch ein Verständnis von Christlicher Gesellschaftslehre, das die empirische Sozialforschung in den Kanon seines Faches bewusst integrierte, was bis heute zukunftsweisend ist.

Drittens finden sich erst nach dem Jahr 2000 Arbeiten, die die politische Rolle des Katholizismus nach Mitte der 1960er Jahre untersuchen. Dieser Schritt hat nicht zuletzt deshalb geraume Zeit auf sich warten lassen, weil in der öffentlichen und wissenschaftlichen Wahrnehmung der Niedergang des politischen Katholizismus in Deutschland meist mit dem Ende des klassischen katholischen Milieus in eins gesetzt wurde. Ein erster, von Wissenschaftlern wie Vertretern der politischen Praxis 2002 vorgelegter, aber damals wenig beachteter Sammelband liefert indes zahlreiche Anhaltspunkte für eine veränderte, gleichwohl aber nach wie vor vorhandene Politikfähigkeit des Katholizismus nach 1990.[51] Vorgestellt werden in diesem Buch neben generellen Reflektionen auf das Verhältnis von Politik und Religion in Deutschland u. a. Erfahrungen aus dem Katholischen Büro in Bonn, die Arbeit des u. a. vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken getragenen Foyers, der von Politikerinnen und Politikern verschiedener Parteien initiierte Politische Club an der Katholischen Akademie in Berlin, der ökumenische Kirchentag so-

47 *Rudolf Uertz*, Vom Gottesrecht zum Menschenrecht. Das katholische Staatsdenken in Deutschland von der Französischen Revolution bis zum II. Vatikanischen Konzil (1798–1965) (Politik- und kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, Bd. 25), Schöningh, Paderborn/München etc. 2005, 552 S., kart., 59,00 €.

48 Vgl. *Franz Josef Stegmann/Peter Langhorst*, Geschichte der sozialen Ideen im deutschen Katholizismus, in: *Helga Grebing* (Hrsg.), Geschichte der sozialen Ideen in Deutschland. Sozialismus – katholische Soziallehre – protestantische Sozialethik. Ein Handbuch, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005, 1160 S., kart., 69,90 €, S. 599–866.

49 *Manfred Hermanns*, Sozialethik im Wandel der Zeit. Persönlichkeiten – Forschungen – Wirkungen des Lehrstuhls für Christliche Gesellschaftslehre und des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften der Universität Münster 1893–1997 (Abhandlungen zur Sozialethik, Bd. 49), Schöningh, Paderborn/München etc. 2006, 541 S., kart., 49,90 €.

50 Vgl. *Karl Gabriel/Hermann-Joseph Große Kracht* (Hrsg.), Joseph Höffner (1906–1987). Soziallehre und Sozialpolitik: »Der personale Faktor …«, Schöningh, Paderborn/München etc. 2006, 254 S., kart. 29,90 €. Nach Abschluss des Beitrages erschien *Norbert Trippen*, Joseph Kardinal Höffner (1906–1987), Bd. I: Lebensweg und Wirken als christlicher Sozialwissenschaftler bis 1961, Paderborn/München etc. 2009, 352 S., geb., 34,90 €.

51 *Susanna Schmidt/Michael Wedell* (Hrsg.), »Um der Freiheit willen …«. Kirche und Staat im 21. Jahrhundert, Herder, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 2002, 256 S., kart., 19,90 €.

wie das kirchliche »›Lobbying‹ für Gott und die Welt«[52] in der neuen Hauptstadt Berlin. Beachtlich ist, dass der Band, abgesehen von der PDS, Vertreter aller im Deutschen Bundestag vertretenen Parteien versammelt.

Johannes Keppeler stellt in seiner Dissertation demgegenüber einen spezifischen Ausschnitt des politischen Katholizismus, das kirchliche Lobbying seit 1949, in den Mittelpunkt.[53] Untersucht werden vor allem die rechtlichen Rahmenbedingungen und theologischen Grundlagen der politischen Vertretungsarbeit des Kommissariats der Deutschen Bischofskonferenz (»Katholisches Büro«). Das primäre Anliegen der Arbeit ist es, eine theologische Begründung für die empirisch vorhandene institutionalisierte politische Interessenvertretung der katholischen Kirche zu liefern. Dies geschieht mit Rückgriff auf das veränderte Politik- und Kirchenverständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils. Damit gelingt es dem Autor, eine theologische Rückbindung des politischen Handelns der Kirche aufzuzeigen. Als irreführend wie verkürzend erweist sich allerdings der Untertitel, der die Darlegung der »Einflussnahme der katholischen Kirche auf den deutschen Staat seit 1949« ankündigt. Irreführend ist er insofern, als die historische Dimension sowie die tatsächliche Einflussnahme bestenfalls am Rande dargestellt werden; verkürzend insofern, als mit der Opposition von Kirche und Staat ein zu einfaches Modell kirchlicher wie politischer Einflussnahme zugrunde gelegt wird. In der Tat blendet die Arbeit alle Einflussformen jenseits der Deutschen Bischofskonferenz und ihrer Vertretung einfach aus[54], missachtet die historische Forschung und lässt auch Versuche kirchlicher Einflussnahme in der DDR und die damit verbundene theologische Problematik praktisch unberücksichtigt.

Der politische Katholizismus in seiner ganzen empirischen Breite ist Teil einer vergleichenden Länderstudie zur Bundesrepublik Deutschland und den USA, die Antonius Liedhegener als Habilitationsschrift vorgelegt hat.[55] Die vergleichende Längsschnittstudie beschreibt und analysiert die Einflussnahme beider Katholizismen auf den politischen Entscheidungsprozess auf nationaler Ebene seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Dargestellt werden die historischen Vorbedingungen des aktuellen politischen Handelns, der Strukturwandel und die Pluralisierung von Kirche und Katholizismus seit 1960, die relevanten Themen und Ressourcen politischer Einflussnahme sowie die großen Erfolge und Misserfolge in den Politikfeldern Lebensschutz und Sozialpolitik. Durch die Verknüpfung politikwissenschaftlicher und zeithistorischer Modelle und Untersuchungsmethoden kann die Arbeit zeigen, dass katholische Organisationen wie etwa die Bischofskonferenzen beider Länder, das Zentralkomitee der deutschen Katholiken oder die kirchlichen Wohlfahrtsverbände in beiden Demokratien Zugang zum politischen Prozess haben und mit wechselndem Erfolg politische Entscheidungen zu beeinflussen vermögen. Dies gilt in stärkerem Maße für den bundesdeutschen Katholizismus, dem es in den 1970er Jahren durch verstärkte organisatorische und inhaltliche Anstrengungen insbesondere in der Würzburger Synode gelungen ist, neue Verfahren und Orte der internen politischen Willensbildung zu entwickeln.

In der DDR

Entgegen der von der DDR-Regierung stets propagierten Religionsfreiheit ließ ihre Religionspolitik kaum mehr als bedrängtes Sakristeichristentum zu.[56] Das im Sinne einer »po-

---

52 So der Titel des Beitrags von *Stephan Reimers/Karl Jüsten*, in: ebd., S. 221–231.

53 *Johannes Keppeler*, Kirchlicher Lobbyismus? Die Einflussnahme der katholischen Kirche auf den deutschen Staat seit 1949, Tectum, Marburg 2007, 300 S., kart., 24,90 €.

54 Vgl. ebd., S. 71.

55 *Antonius Liedhegener*, Macht, Moral und Mehrheiten. Der politische Katholizismus in der Bundesrepublik Deutschland und den USA seit 1960 (Jenaer Beiträge zur Politikwissenschaft, Bd. 11), Nomos, Baden-Baden 2006, 509 S., kart., 69,00 €.

56 Eine Studie zur Religionspolitik der DDR ist ein Desiderat.

litischen Religion« eingeforderte und durchgesetzte weltanschauliche Deutungsmonopol des Marxismus-Leninismus gestattete kirchlich verfasste Aktivitäten bis zum Untergang der Diktatur nur soweit, wie sie dem Staat nützlich erschienen. Der »unmodernen«, weil unfreien DDR gelang es gleichwohl nicht, die gesellschaftliche Modernisierung völlig zu blockieren. Die Loyalität ihrer Bürger war nur um den Preis einer Steigerung des Lebensstandards und staatlich finanzierter sozialer Sicherheit zu haben. Dies umso mehr, als die DDR als östlicher Teilstaat stets auf die westliche Bundesrepublik bezogen blieb.

Sowohl die nur phasenweise gestaltete und systematisch forcierte Religionspolitik als auch die ungeliebte, weil kaum kontrollierbare gesellschaftliche Teilmodernisierung blieben nicht ohne Folgen für die Katholiken und ihre Kirche in der DDR. Überblickt man die Katholizismusforschung der letzten zwei Jahrzehnte, so wurden in einer ersten Phase die kirchenpolitischen Spannungen und Auseinandersetzungen im historischen Überblick dokumentiert und vermessen. Der von Martin Höllen vorgelegten Dokumentation und der Studie Bernd Schäfers kommt jeweils Pionierfunktion zu.[57] Sie waren Ausgangs- wie Referenzpunkt weiterer kirchenpolitischer Detailstudien zur Vatikanischen Ostpolitik[58] und zum Verhalten beider Kirchen im Umfeld des 17. Juni 1953.[59]

Herbert Heineckes 2001 erschienene staatswissenschaftliche Studie über beide christlichen Kirchen in der DDR kann als Abschluss einer ersten Forschungsphase gelten, in der versucht wurde, durch die Analyse des Staat-Kirche-Verhältnisses den Gesamtzeitraum der SED-Herrschaft zu erfassen, zu strukturieren und zu systematisieren.[60] Die Befunde Heineckes, die auf den bis 2001 publizierten Forschungsergebnissen aufbauen, fallen entsprechend schematisch aus: Im Gegensatz zur evangelischen Kirche sei das Verhalten der katholischen Kirche durch eine aus der NS-Zeit erwachsene kontinuierliche Geschlossenheit bestimmt gewesen, die erst in den 1980er Jahren einer vorsichtigen Öffnung gewichen sei. Analog habe der SED-Staat gegenüber der katholischen Kirche im Gegensatz zur evangelischen nicht die Strategie der »Differenzierung«, sondern der Abdrängung ins gesellschaftspolitische Abseits verfolgt, wie sie bereits von den Nationalsozialisten betrieben worden war. Doch ist sich Heinecke zugleich bewusst, dass es vertiefender Forschungen bedarf, um die Tragfähigkeit seiner – aus der Deutung kirchlichen Verhaltens in der totalitären NS-Diktatur hergeleiteten – Interpretation nachzuweisen.

In den letzten zehn Jahren hat die Katholizismusforschung zusätzliche, in der Zeitgeschichtsforschung diskutierte Konzepte herangezogen: aus der Totalitarismusforschung den Diktaturvergleich und aus der Erforschung des Kalten Krieges und der beiden deutschen Teilstaaten die Relevanz von Einheit und Systemkonkurrenz. Dabei zeigte sich, dass die Nahoptik der Regionalgeschichte eine sehr viel differenziertere Einordnung der religionspolitisch motivierten Formierung der katholischen Subgesellschaft ermöglicht. Birgit Mitzscherlichs Fallstudie über das Bistum Meißen leuchtet in einem über das Schwellenjahr 1945 bis in die 1930er Jahre zurückgreifenden Längsschnitt Spielräume und Motive der Akteure beider Seiten aus, bezieht sie aufeinander und vermag so ihr

57 Zu *Höllen* vgl. Anm. 19. *Schäfer*, Staat und katholische Kirche in der DDR, 2., durchges. Aufl., Köln/Weimar etc. 1999.

58 Vgl. *Karl-Joseph Hummel* (Hrsg.), Vatikanische Ostpolitik unter Johannes XXIII. und Paul VI. 1958–1978, Schöningh, Paderborn/München etc. 1999, 257 S., kart., 35,90 €.

59 Vgl. *Martin Greschat/Jochen-Christoph Kaiser* (Hrsg.), Die Kirchen im Umfeld des 17. Juni 1953, Stuttgart 2003; *Christoph Kösters*, Die katholischen Bischöfe und der 17. Juni 1953, in: VfZ 54, 2006, S. 269–298.

60 *Herbert Heinecke*, Konfession und Politik in der DDR. Das Wechselverhältnis von Kirche und Staat im Vergleich zwischen evangelischer und katholischer Kirche, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2002, 508 S., kart., 39,00 €.

Handeln historisch differenziert zu gewichten.[61] Es zeigt sich, dass die kommunistischen Machthaber nach 1945 mittels der radikalen Trennung von Staat und Kirche letztlich ebenso gezielt die gesellschaftliche Marginalisierung des organisierten Christentums anstrebten wie ihre nationalsozialistischen Vorgänger. Die sächsischen Regierungen hatten sich nach 1919 stets als Pioniere einer laizistisch kirchenfeindlichen Politik profiliert; sie nahmen auch nach 1945 Einfluss auf den kirchenpolitischen Kurs der Berliner Zentrale. Da jedoch bereits die Ausgangssituation nach 1945 verschieden war, konnte man andere Wege beschreiten, um das Ziel totalitärer Herrschaft auch religionspolitisch durchzusetzen. Das niedrige Niveau katholischer Organisation in Bildung, Jugend und Medien musste nur durch entsprechende Maßnahmen gewahrt bleiben; Caritas und Kult hingegen erfuhren kaum Einschränkungen. Die Schwäche der katholischen Kirche in Sachsen führt die Autorin auf ein Bündel von Faktoren zurück, die keineswegs sämtlich religionspolitisch konnotiert waren: Unter Führung eines durch die Auswirkungen seiner Verhaftung 1935 gezeichneten, unentschlossenen Bischofs Legge fehlte einer infolge von Flucht und Vertreibung in ihren Strukturen überforderten Diasporakirche ein klarer Kompass. Eine konsequente politische Abstinenz konnte im Klerus erst nach und nach durchgesetzt werden.

Das bereits in den 1950er Jahren erkennbare Auseinanderstreben der deutsch-deutschen Teilgesellschaften hat in der kirchlichen Zeitgeschichtsforschung nicht zuerst zur Frage nach den Auswirkungen der Systemkonkurrenz, sondern nach der gesamtdeutschen Klammerfunktion geführt.[62] In ihrer umfassenden Studie hat Claudia Lepp herausgestellt, dass der deutsche Protestantismus den politischen und gesellschaftlichen Zentrifugalkräften zum Trotz entschieden an der Idee der nationalen Einheit festhielt.[63] Die interkonfessionellen Irritationen der frühen 1950er Jahre hatten darin eine ihrer Ursachen. Den evangelischen Kirchen in der DDR diente ihr Beharren auf nationale und kirchliche Einheit nicht zuletzt dazu, sich dem seit Mitte der 1950er Jahre auf Loyalitätsbekundungen drängenden SED-Staat zu entziehen. Nach dem endgültigen Scheitern aller Hoffnungen angesichts des Mauerbaus 1961 vollzog der deutsche Protestantismus den Bruch dann 1969 mit der Gründung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR umso radikaler. Dass Lepp auf den durchaus möglichen konfessionsübergreifenden Vergleich verzichtet, erscheint zwar angesichts der gewählten multiplen Perspektive gedachter und gelebter kirchlicher und nationaler Einheit im Protestantismus des geteilten Deutschland vollauf gerechtfertigt. Es hätte gleichwohl der Einordnung der nationalen Bestrebungen im evangelischen Deutschland zwischen 1945 und 1969 kräftigere Konturen verleihen können.

Die erziehungswissenschaftliche Studie von Regina Erdmann zeigt, dass im Katholizismus der nationale Einheitsdiskurs deutlich schwächer ausgeprägt war und stattdessen der weltanschaulichen Systemkonkurrenz sehr viel größere Aufmerksamkeit geschenkt wur-

---

61 *Birgit Mitzscherlich*, Diktatur und Diaspora. Das Bistum Meißen 1932–1951 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 101), Schöningh, Paderborn/München etc. 2005, 725 S., geb., 88,00 €.

62 *Ulrich von Hehl/Hans Günter Hockerts* (Hrsg.), Der Katholizismus. Gesamtdeutsche Klammer in den Jahrzehnten der Teilung? Erinnerungen und Berichte, Paderborn / München etc. 1996; *Joachim Mehlhausen*/*Leonore Siegele-Wenschkewitz* (Hrsg.), Zwei Staaten – zwei Kirchen? Evangelische Kirche im geteilten Deutschland. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, Leipzig 2000; *Claudia Lepp/Kurt Nowak* (Hrsg.), Evangelische Kirche im geteilten Deutschland. 1945–1989/90, Göttingen 2001; *Ulrich von Hehl*, Konfession und nationale Einheit, in: *Catherine Bosshart-Pfluger/Joseph Jung/Franziska Meiser* (Hrsg.), Nation und Nationalismus in Europa. Kulturelle Konstruktion von Identitäten, Frauenfeld/Stuttgart etc. 2002, S. 697–735.

63 *Claudia Lepp*, Tabu der Einheit. Die Ost-West-Gemeinschaft der evangelischen Christen und die deutsche Teilung (1945–1969) (Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 42), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2005, 1028 S., kart., 99,00 €.

de.[64] Ziel des in der Hochphase des Kalten Krieges beim ZdK gegründeten Arbeitskreises »Wissenschaft und Gegenwart« war es, dem dialektischen Materialismus mit wissenschaftlichen Argumenten zu begegnen und katholische Akademiker in der DDR in ihrer ideologischen Auseinandersetzung inhaltlich zu unterstützen. Dies lag im Übrigen ganz auf der Linie der Regierung Adenauer, die diese und ähnliche Initiativen durch das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen finanziell förderte.[65] Im ZdK ungeliebt, gleichwohl toleriert, gerieten die Tagungen über den dialektischen Materialismus in der Mitte der 1960er Jahre angesichts der einsetzenden Entspannungspolitik zum Anachronismus, zumal die Teilnehmer aus der Bundesrepublik seit der Zäsur des Mauerbaus unter sich blieben. Der seit 1964 als Verein eigenständig agierende Arbeitskreis entwickelte sich nach Überwindung dieser Krise in den 1970er Jahren weiter zu einem kleinen deutsch-deutschen Gesprächsforum katholischer Akademiker und Wissenschaftler.

Dass die Einführung der »Jugendweihe« ein »Mittel der Kirchenpolitik«[66] war, dem beide christlichen Kirchen heftigen Widerstand entgegensetzten, hat bereits die vor 1989 erschienene DDR-Literatur herausgestellt und ist seitdem durch archivgestützte Forschungen bestätigt worden. Dieser Kenntnisstand, der zuletzt in einer Broschüre des Instituts für Staat-Kirche-Forschung noch einmal skizziert wurde[67], wurde durch Beiträge ergänzt, die die internen Auseinandersetzungen in der katholischen Kirchenführung untersuchten und in den kirchenpolitischen Kontext einordneten.[68]

Peter Helmbergers bereits 2001 abgeschlossene und jüngst veröffentlichte Studie führt diese Erkenntnisse zusammen und analysiert sie konfessionsübergreifend in einem größeren jugendpolitischen Zusammenhang.[69] Außer der Jugendweihe kommen einerseits die weiteren Konflikte zwischen SED-Staat und christlichen Kirchen, z. B. Religionsunterricht, Junge Gemeinden (1952 / 53), Studentengemeinden, Einführung der Wehrpflicht (1961) und des Wehrkundeunterrichts (1978) in den Blick. Indem Helmberger aber andererseits auch die Auswirkungen der »unorganisierten« Freizeit berücksichtigt, erweitert er die Perspektive um jene Individualisierungs- und partiellen Modernisierungsprozesse, die die Jugendweihe zu einem sozialen Ritual degenerieren ließen, bei dem die ideologisch aufgeladenen Formen und Formeln lediglich noch eine äußere Fassade bildeten.

In diesem Zusammenhang belegt Torsten Morches textimmanente Analyse des Buches »Weltall, Erde, Mensch«, wie die inhaltliche Ausgestaltung des zentralen Jugendweihe-

---

64 *Regina I. Erdmann*, Wissenschaftsorientierte Bildungsarbeit unter den Bedingungen der deutschen Teilung. Ziele, Möglichkeiten und Bedeutung einer katholischen Laieninitiative (Bibliotheka academica. Reihe Pädagogik, Bd. 5), Ergon, Würzburg 2007, 282 S., kart., 39,00 €.

65 Vgl. *Stefan Creuzberger*, Kampf für die Einheit. Das gesamtdeutsche Ministerium und die politische Kultur des Kalten Krieges 1949–1969, Düsseldorf 2008.

66 *Hermann Wentker*, Die Einführung der Jugendweihe in der DDR. Hintergründe, Motive und Probleme, in: *Hartmut Mehringer* (Hrsg.), Von der SBZ zur DDR. Studien zum Herrschaftssystem in der Sowjetischen Besatzungszone und in der Deutschen Demokratischen Republik, München 1995, S. 139–165, hier: S. 145.

67 Vgl. *Ellen Ueberschär*, Die Einführung der Jugendweihe. Provokation im Staat-Kirche-Konflikt 1954 bis 1958, in: Jugendweihe – ein Ritual im Wandel der politischen Systeme, hrsg. von der Gesellschaft zur Förderung vergleichender Staat-Kirche-Forschung e. V., Berlin 2004, S. 21–32.

68 Vgl. *Konrad Hartelt*, Die Teilnahme an der »Jugendweihe« – ein Delikt gegen den Glauben? Anmerkungen zu den Strafsanktionen der katholischen Ordinarien in der DDR, in: *Karl-Theodor Geringer/Heribert Schmitz* (Hrsg.), Communio in Ecclesiae Mysterio. Festschrift für Winfried Aymans zum 65. Geburtstag, St. Ottilien 2002, S. 175–197; *Christoph Kösters*, Die Kirchenpolitik in der Amtszeit von Bischof Wilhelm Weskamm 1951–1957, in: *Kösters/Tischner*, Katholische Kirche in SBZ und DDR, S. 63–99, hier: S. 85–89.

69 *Peter Helmberger*, Blauhemd und Kugelkreuz. Konflikte zwischen der SED und den christlichen Kirchen um die Jugendlichen in der SBZ/DDR (Forum Deutsche Geschichte, Bd. 16), m-press, München 2008, 346 S., kart., 49,90 €.

Leitmediums durch Verzicht auf dezidierte Kirchenkritik seit 1966 der kirchenpolitischen Entwicklung zwar folgte, zugleich aber durch die Proklamation des Sieges des Sozialismus ein Geschichtsbild propagierte, das den tatsächlichen gesellschaftlichen Veränderungen der Jugendgeneration nicht entsprach.[70]

Helmberger wiederum zeigt, wie sehr durch die Entideologisierung und Individualisierung die Kirchen mit ihrem Entweder-Oder-Kurs zunehmend in ein Dilemma gerieten: Gleich ob sie eine Teilnahme an der Jugendweihe rigoros ablehnten wie die katholische Kirche oder nur abgeschwächt wie in der evangelischen Kirche, ihre Haltung trug in jedem Fall zur Erosion der kirchlichen Jugendbindung bei. Der Erfolg der »Differenzierungspolitik« des SED-Staates und – als Kehrseite – der Schwund kirchlicher Sanktionsmöglichkeiten wurden offenkundig.

III. Katholizismus und Gesellschaft

In der Bundesrepublik

Im Zuge der Milieudebatte hat die Katholizismusforschung zu Recht die Vereine und Verbände als *die* Stützen des katholischen Milieus herausgestellt. Dieses Forschungsinteresse ist auch in den Arbeiten zur Zeit nach 1945 wiederzufinden, nimmt aber insgesamt noch nicht den Raum ein, der den Vereinen und Verbänden gemessen an der Vielschichtigkeit der Entwicklung katholischer Organisationen nach 1945 zukommen müsste. Besonders interessant, und deshalb auch mittlerweile besser erforscht sind die katholischen Jugendorganisationen. Sie agierten gleichsam an der Nahtstelle katholischer Milieusozialisation zwischen Schule und Erwachsenendasein.

Mark Ruff arbeitet in seiner überzeugenden Studie gerade bei der heranwachsenden katholischen Nachkriegsgeneration einen dramatischen Plausibilitäts- und Bindungsverlust heraus.[71] Entgegen dem äußeren Anschein eines nach 1945 wieder erstarkten Verbandskatholizismus mit weitreichender Vernetzung in die Politik verabschiedete sich die »skeptische Generation« in einer von industrieller Expansion, zunehmender Mobilität, ansteigendem Massenkonsum, Ausbreitung der Massenmedien und Freizeitkultur gekennzeichneten modernen Gesellschaft von der katholischen Sozialisation. Die Auflösung des katholischen Milieus in den 1960er Jahren begann mit der schleichenden Erosion bei der jungen Generation in den 1950er Jahren, und zwar auch in den ländlichen Regionen, wie das Fallbeispiel des Bistums Würzburg zeigt. Demgegenüber verlief der Auflösungsprozess in den städtischen Regionen des Erzbistums Köln erkennbar früher ab.

Ruffs aufschlussreiche Erkenntnisse fügen sich zu weiteren mittlerweile vorliegenden Untersuchungen. Ohne sich ausdrücklich auf Begriff und Konzept des Milieus zu beziehen, zeigt Dietmar Grypas Geschichte des »Werkvolks«, des bayerischen Regionalverbands der Katholischen Arbeiter-Bewegung, exemplarisch die Erosion der nach außen scheinbar geschlossenen katholischen Lebenswelt Bayerns.[72] Seine vormals politischen Einflussmöglichkeiten vermochte das »Werkvolk« nach 1945 nicht zu reproduzieren. Bis

---

70 *Torsten Morche*, Weltall ohne Gott, Erde ohne Kirche, Mensch ohne Glaube. Zur Darstellung von Religion, Kirche und »wissenschaftlicher Weltanschauung« in Weltall, Erde, Mensch zwischen 1954 und 1974 in Relation zum Staat-Kirche-Verhältnis und der Entwicklung der Jugendweihe in der DDR (Leipziger theologische Beiträge, Bd. 4), Edition Kirchhof & Franke, Leipzig/Berlin 2006, 162 S., kart., 28,00 €.

71 *Mark E. Ruff*, The Wayward Flock. Catholic Youth in Postwar West Germany, 1945–1965, University of North Carolina Press, Chapel Hill/London etc. 2005, 284 S., geb., 60,00 US$.

72 *Dietmar Grypa*, Die katholische Arbeiterbewegung in Bayern nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1963) (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 91), Schöningh, Paderborn/München etc. 2000, 594 S., geb., 88,00 €.

1963 gingen dem Verband zum einen seine wichtigen Bezugspunkte im Parteiensystem und in der Gewerkschaftsbewegung verloren; zum anderen untergrub die gewollte innerverbandliche Meinungspluralisierung zunehmend die Geschlossenheit des Verbandes, an der man gleichwohl idealiter festhielt. Insgesamt zeigt sich für die Forschungen zum katholischen Vereins- und Verbandswesen, dass das Forschungsinteresse noch zu selten über die 1960er Jahre hinausreicht, so dass bislang der Eindruck des Niedergangs zu sehr dominiert und der Blick so auf die beachtlichen Anpassungsprozesse und Beharrungskräfte der folgenden Jahrzehnte verstellt wird.[73]

Liegt mit der Entwicklung der Caritasorganisation in der Bundesrepublik ein Gegenbeispiel für die schwindende Bedeutung des Verbandskatholizismus vor? Vor Jahren bereits wurde die These aufgestellt, für den Erfolg des katholischen Wohlfahrtsverbandes sei vermutlich gerade die Entkoppelung von Caritasorganisation und katholischer Kirche ausschlaggebend gewesen.[74] Bislang ist das breite Forschungsfeld der Wechselwirkungen zwischen entfalteter deutscher Sozialstaatlichkeit und der Geschichte des Deutschen Caritasverbandes sowie der caritativ tätigen Ordensgenossenschaften nur wenig beachtet worden.

Die Studie von Andreas Henkelmann untersucht die Zusammenhänge in einer historischen Längsschnittanalyse am Beispiel des heute fast vergessenen, vom Kapuzinerorden getragenen Seraphischen Liebeswerkes – an der Wende zum 20. Jahrhundert eine der mitgliederstärksten katholischen Caritasorganisationen.[75] Der Autor zeigt, wie sehr sich die ursprünglich caritativ, dann auch erzieherisch tätige Vereinigung immer neu zu den Anforderungen einer staatlich organisierten Wohlfahrtspflege und ihren Mechanismen sowie dem Selbstverständnis des kirchlichen Raums positionieren musste. Aus der anfänglich religiös motivierten Sammelbewegung zur »Rettung von Kinderseelen« entwickelte sich ein spezialisierter und organisierter Hilfsverein, der sich den professionellen Anforderungen des Wohlfahrtsstaates ebenso stellen musste wie der kircheninternen Konkurrenz des stark zersplitterten caritativen Katholizismus. Gerade die intensiv geführten Verteilungskämpfe um Spendengelder zeugen von ausgeprägten Eigeninteressen. In den 1950er Jahren musste sich das Seraphische Liebeswerk endgültig von seinem Verständnis als wichtiger Milieuorganisation verabschieden. Die ursprünglichen religiösen Plausibilitäten waren verloren gegangen. Die damals noch glänzende finanzielle Verfassung war buchstäblich der Preis für die weitgehende Einpassung in den Sozial- und Wohlfahrtsstaat. Henkelmanns Untersuchung lenkt den Blick stärker als bisher vor allem auf die konfliktreichen *internen* Prozesse des ansonsten nur als »Schicksalskurve« von Formierung, Verfestigung und Erosion beschriebenen katholischen Milieus. Dadurch finden innerkirchliche Pluralität und Spannungen eine angemessenere Berücksichtigung als dies bislang in der Milieuforschung der Fall war.

Henkelmanns Ergebnisse decken sich mit thematisch ähnlichen, perspektivisch aber anders akzentuierten Forschungen. Petra von der Osten zeichnet auf einer dichten Quellengrundlage die organisatorische und programmatische Geschichte des Katholischen Fürsorgevereins nach.[76] Das Selbstverständnis und die praktische Sozialarbeit waren nach

---

73 Vgl. summarisch dazu die Statistiken in *Liedhegener*, Macht, Moral und Mehrheiten, S. 142–146.

74 So die These von *Ewald Frie*, Brot und Sinn. Katholizismus und Caritasarbeit in der Zusammenbruchsgesellschaft 1945, in: HJb 117, 1997, S. 129–146.

75 *Andreas Henkelmann*, Caritasgeschichte zwischen katholischem Milieu und Wohlfahrtsstaat. Das Seraphische Liebeswerk (1889–1971) (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 113), Schöningh, Paderborn/München etc. 2008, 508 S., geb., 59,00 €.

76 *Petra von der Osten*, Jugend und Gefährdetenfürsorge im Sozialstaat. Auf dem Weg zum Sozialdienst katholischer Frauen 1945–1968 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 93), Schöningh, Paderborn/München etc. 2002, 387 S., geb., 58,00 €.

1945 einem grundlegenden Wandel unterworfen und mündeten 1968 in die Umbenennung in »Sozialdienst katholischer Frauen«. Nebenbei macht die Studie von der Ostens darauf aufmerksam, dass die Geschichte katholischer Frauen in der zeitgeschichtlichen Katholizismusforschung immer noch zu wenig beachtet wird. Peter Hammerschmidt, der schon aufschlussreiche Studien über die Wohlfahrtsverbände in Weimarer Republik und NS-Diktatur vorgelegt hat, versucht jene Akzentsetzungen in der Adenauer-Ära zu beschreiben, welche zu dem weltweit einzigartigen deutschen Modell der Delegierung sozialer Dienstleistungen an private gemeinnützige Träger geführt haben.[77] Es gelingt ihm, durch die Untersuchung des Zusammenspiels der Verbände untereinander und mit der Politik, die Entwicklung der Rahmenbedingungen zu klären und so erste Schneisen durch ein quellenmäßig schwieriges Terrain zu schlagen.

Wie komplex die Überlagerungen und Wechselwirkungen verschiedener Stränge im Katholizismus mit den übrigen Entwicklungen der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft waren, belegt eindringlich auch die bei Urs Altermatt in der Schweiz entstandene Dissertation von Lukas Rölli-Alkemper.[78] Mehr noch als die »Jugend« berührte die »Familie« einen Wesenskern katholischen Selbstverständnisses und kirchlicher Organisation in der demokratischen Gesellschaft. Die sorgfältige, auf umfangreichem Material basierende Untersuchung zeichnet in vier Bereichen ein erschöpfendes Bild von den politischen, sozialen und innerkirchlichen Veränderungen des katholischen Familienbildes: der Entwicklung des theologischen Leitbildes, dem Wandel der Ehe, der katholischen Familienarbeit und schließlich der Familienpolitik selbst. Das Ergebnis, dass der Katholizismus mit einer Modernisierung seines Familienleitbildes in den 1950er Jahren zu jener Entwicklung beitrug, die in den 1960er Jahren das überkommene, patriarchalische Verständnis der Institutionen Ehe und Familie ablöste und so unfreiwillig zur Erosion seiner gesellschaftlichen Position beitrug, sollte zur Untersuchung anderer Bereiche mit ähnlich angelegter Fragestellung herangezogen werden.

Ebenso wie Rölli-Alkemper zeigt auch die Arbeit von Christian Kuchler[79] über die katholische Filmarbeit in Bayern, dass der äußerlich anscheinend antimoderne Katholizismus partiell durchaus wandlungsfähig war. Belegt wird, dass die Perzeption der katholischen Filmarbeit als reiner Protestbewegung zu kurz greift. Neben der Kritik an Filmen wie »Die Sünderin« wurde versucht, über eine eigene Filmförderung zur angestrebten Rechristianisierung Bayerns beizutragen. Interessanterweise lässt sich der Wandel in der katholischen Filmarbeit hin zur Akzeptanz größerer künstlerischer Freiheit direkt auf die Äußerungen Pius XII. zur Medienpolitik zurückverfolgen.

Als wichtiges Indiz für eine zunehmende, allein durch das Vereinswesen nicht mehr aufzufangende Pluralisierung im katholischen Meinungsspektrum kann die Entstehung der Katholischen Akademien gelten, deren Gründung und Entwicklungen Oliver M. Schütz in seiner theologischen Dissertation nachgeht.[80] Nachgezeichnet werden die Entwicklung des Akademiegedankens im theologischen Kontext und seine Umsetzung bei

---

77 *Peter Hammerschmidt*, Wohlfahrtsverbände in der Nachkriegszeit. Reorganisation und Finanzierung der Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege 1945 bis 1961, Juventa, Weinheim/München 2005, 496 S., kart., 48,00 €.

78 *Lukas Rölli-Alkemper*, Familie im Wiederaufbau. Katholizismus und bürgerliches Familienideal in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1965 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 89), Schöningh, Paderborn/München etc. 2000, 716 S., geb., 90,00 €.

79 *Christian Kuchler*, Kirche und Kino. Katholische Filmarbeit in Bayern (1945–1965) (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 106), Schöningh, Paderborn/München etc. 2006, 407 S., geb., 58,00 €.

80 *Oliver M. Schütz*, Begegnung von Kirche und Welt. Die Gründung Katholischer Akademien in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1975 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 96), Schöningh, Paderborn/München etc. 2004, 670 S., geb., 64,00 €.

der Gründung der entsprechenden Institutionen. War das Augenmerk des organisierten Katholizismus in der Vorkriegszeit auf einen Ausbau des katholischen Schulwesens gerichtet, so rückten im Wiederaufbau in einer ständig pluraleren Welt auch andere Formen der Aus- und Weiterbildung in den Mittelpunkt des Interesses.

Regionalgeschichtliche Forschungen versprechen stets exemplarisch vertiefende Einblicke und Einsichten in Strukturen und Verläufe des Katholizismus. Besonders reizvoll erscheint die historische Auseinandersetzung mit dem »katholischen Bayern«. Eine anregende, aber auch zu Widerspruch herausfordernde Studie stellt die Münchener Dissertation von Michael Fellner dar.[81] Der Autor spielt das Modernisierungstheorem paradigmatisch an einem ländlichen Kreis, an einer Tourismusregion und an der Großstadt München durch und macht als bajuwarisches Spezifikum eine Synthese von bewusster Bewahrung von Katholizität und gesellschaftlicher Modernisierung aus. Diese Synthese habe trotz der auch hier erkennbaren Erosionserscheinungen eine erstaunliche Stabilität aufgewiesen. So kann von einer partiellen Stabilisierung des katholischen Milieus in Bayern durch Modernisierung gesprochen werden. Die methodisch reflektierte, allerdings nicht durchgängig gleich gut belegte Arbeit liefert wesentliche Befunde und Anregungen, lässt aber noch Raum für vertiefende Forschungen.

Noch weitgehend unerforscht sind die Netzwerkstrukturen, die mit dem Organisationskatholizismus bislang nur vordergründig erfasst sind. Trotz eines langen Berichtszeitraums vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik gelingt es Michel Grunwald und Uwe Puschner, in ihrem Sammelband wesentliche Impulse zur Erforschung der Kommunikation innerhalb katholischer Intellektuellennetzwerke in Deutschland zu geben.[82] Die Beiträge von Klaus Große Kracht über die Rolle des Bundes Neudeutschland und Michel Grunwalds über die Frankfurter Hefte bieten Einblicke in die Organisation und Rekrutierung katholischer Laieneliten und somit Anstöße für weitere Forschungen.

Interpretiert man die in den bislang genannten Studien aufgezeigte Heterogenität des erodierenden katholischen Milieus diskursgeschichtlich als Pluralisierung katholischer Identitätsentwürfe, liegt es nahe, das Milieukonzept selbst zu verabschieden, um der nachträglichen Legitimierung des Säkularisierungs-»Narrativs« zu entgehen. In diesem Sinne macht die Bochumer Habilitationsschrift von Benjamin Ziemann die Rezeption sozialwissenschaftlicher Methoden im deutschen Katholizismus zum Forschungsgegenstand.[83] In luzider Weise untersucht der Autor, wie die katholische Kirche vor allem in den 1960er/1970er Jahren Erkenntnisse der zeitgenössischen Soziologie aufnahm und für eine effizientere Glaubensvermittlung zu nutzen suchte. In Teilbereichen wie etwa der kirchlichen Statistik gelang dies zwar, doch könne – so Ziemann – die Gesamtbilanz nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Verwissenschaftlichung zu einer Rationalisierung und damit auch Entleerung des Glaubens geführt habe. Damit ergebe sich die paradoxe Situation, dass die Modernisierung kirchlicher Vorgehensweisen die Säkularisierung vorangetrieben habe. Wenn man auch nicht jede Schlussfolgerung teilen möchte und etwas skeptischer in Hinsicht auf die Breitenwirkung solcher eher im akademischen Milieu ablau-

---

81 *Michael Fellner*, Katholische Kirche in Bayern 1945–1960. Religion, Gesellschaft und Modernisierung in der Erzdiözese München und Freising (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 111), Schöningh, Paderborn / München etc. 2008, 353 S., geb., 44,90 €. – Vgl. anschaulich zum regionalen Wandel des Katholizismus auf der Basis diverser filmischer Zeugnisse die Dokumentation Landschaftsverband Westfalen-Lippe (Hrsg.), Die Kirche im Dorf. Katholisches Leben im Sauerland 1930–1965, DVD-Rom, Münster 2006.

82 *Michel Grunwald/Uwe Puschner* (Hrsg.), Le Milieu intellectuel catholique en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1871–1963) (Convergances, Bd. 40), Peter Lang, Bern/Berlin etc. 2006, 558 S., kart., 106,00 CHF.

83 *Benjamin Ziemann*, Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945–1975 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 175), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, 396 S., kart., 44,90 €.

fenden Diskurse ist, so verdienen schon allein die außerordentlich originelle Fragestellung und die im besten Sinne des Wortes interdisziplinäre Herangehensweise an das Thema, die eben auch die theologischen Implikationen berücksichtigt, große Anerkennung. Vergleichbare Forschungen über die Geschichtswissenschaft oder die Pädagogik sind noch zu leisten; sie versprechen ebenso spannende Ergebnisse.

Eine ambitionierte Gesamtdarstellung einer bedeutsamen Gruppe katholischer Laien, der Studierenden, versucht Christian Schmidtmann.[84] Ob der selbst gewählte Anspruch, unter ausdrücklichem Verzicht auf das Milieukonzept eine Kulturgeschichte zu schreiben, dabei eingelöst werden kann, ist fraglich; methodisch verfolgt die Arbeit eher einen religionsgeschichtlichen Ansatz. Trotzdem gelingt auf hohem Niveau eine reflektierte Untersuchung der von kollektiven Deutungsmustern, Gruppen- und Organisationskulturen bestimmten Lebenswelten katholischer Studierender und der sich darin abspielenden diskursiven Veränderungsprozesse. Insoweit leistet die Arbeit einen wesentlichen Beitrag sowohl zur angemahnten Erforschung der Elitenbildung bei katholischen Laien als auch zum Grundthema des Milieuwandels und -zerfalls in der Bundesrepublik. Dass dabei auf eine klassische Organisationsgeschichte verzichtet wird, ist legitim. Innerhalb eines solchen Ansatzes wäre eine ausführlichere Würdigung der Genderproblematik wünschenswert gewesen.

Deutlich verstärktes Interesse hat in den letzten Jahren die Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten erfahren. Dieser vornehmlich in der populären Geschichtskultur fühlbare Trend hat sich auch in der Katholizismusforschung bemerkbar gemacht. Etliche qualitativ ansprechende Arbeiten sind dabei entstanden. Sie konzentrieren sich auf die Themenfelder institutionelle Strukturen der Vertriebenen, ihre Integration in die (west-)deutsche Nachkriegsgesellschaft sowie die Aussöhnung mit Polen.

In der kurzen Zeit seit ihrem Erscheinen hat sich die Regionalstudie von Michael Hirschfeld als Markstein für das Forschungsfeld erwiesen.[85] Die historische Dissertation, bei Joachim Kuropka in Vechta entstanden, untersucht am Beispiel Nordwestdeutschlands die Integration der katholischen Vertriebenen in einer Region, in der sich der Katholizismus größtenteils in der Diaspora befand. Der Verfasser argumentiert religionsgeschichtlich und versucht seine These zu belegen, dass die Vertriebenen mit ihren unterschiedlichen religiösen Traditionen die Geschlossenheit des Milieus aufgesprengt hätten. Die Unterschiede in der religiösen Prägung zwischen einheimischen und vertriebenen Katholiken sowie die ablehnende Haltung gegenüber den fremden ›Neubürgern‹ brach die traditionelle Milieugeschlossenheit auf. Freilich wird erst die weitergehende Forschung zeigen, inwieweit die gewonnenen Erkenntnisse Gültigkeit über das regionale Untersuchungsfeld hinaus beanspruchen können.

Die kirchengeschichtliche Habilitationsschrift von Rainer Bendel versucht aus einer Gesamtperspektive die Integration der katholischen Vertriebenen in der Bundesrepublik nachzuzeichnen.[86] Die Masse des bearbeiteten Materials und die Weite der thematischen Auslegung würden noch mehr beeindrucken, wenn der Autor nicht der Versuchung anheimgefallen wäre, stellenweise die bisher auf diesem Sektor erzielten Forschungsleistun-

---

84 *Christian Schmidtmann*, Katholische Studierende 1945–1973. Ein Beitrag zur Kultur- und Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 102), Schöningh, Paderborn/München etc. 2006, 535 S., geb., 69,00 €.

85 *Michael Hirschfeld*, Katholisches Milieu und Vertriebene. Eine Fallstudie am Beispiel des Oldenburger Landes 1945–1965 (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 33), Böhlau, Köln/Weimar etc. 2002, 634 S., geb., 64,00 €. Hervorzuheben sind auch der umfangreiche Materialanhang und der anschauliche Bildteil.

86 *Rainer Bendel*, Aufbruch aus dem Glauben? Katholische Heimatvertriebene in den gesellschaftlichen Transformationen der Nachkriegsjahre 1945–1965 (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 34), Böhlau, Köln/Weimar etc. 2003, 647 S., geb., 64,00 €.

gen abzuqualifizieren. Bendel nähert sich seinem Thema methodisch aus mehreren Perspektiven: Sein Vorgehen, Struktur- und Institutionengeschichte mit ausführlichen Einzelbiografien zu verbinden, begründet er mit der gerade in der unmittelbaren Nachkriegszeit besonders großen Wirkmächtigkeit von Einzelpersonen, was einiges für sich hat. Bendels Beobachtungen decken sich mit Hirschfelds These. Sie treten aber hinter seinem vorrangigen Erkenntnisinteresse an pastoralen Konzepten zurück, die von ambitionierten Vertriebenenseelsorgern im Blick auf die Integration der heimatvertriebenen Gläubigen vertreten wurden. Die aus der Fülle des ausgebreiteten Materials herausdestillierten Spannungen zwischen pastoral innovativen und kulturpolitisch retardierenden Aspekten vermag der Verfasser letztlich nicht schlüssig zu erklären, weil historische und theologische, am Zweiten Vatikanischen Konzil orientierte Maßstäbe nicht ausreichend einbezogen werden.

Die bei Wilfried Loth in Essen entstandene Dissertation von Sabine Voßkamp setzt in mancherlei Hinsicht einen Kontrapunkt zur Arbeit von Bendel.[87] Der angestrebte »multiperspektivische« Zugriff anhand der Begriffe Integration, Identität und Partizipation zielt auf eine Rekonstruktion des bundesdeutschen Diskurses über Vertreibung, Integration und Ostpolitik. An die aufwendige Terminologie wäre manche quellenkritische Rückfrage zu stellen. Man kann sich etwa bei der Diskussion des Briefwechsels der deutschen und der polnischen Bischöfe fragen, ob die Forschung schon weit genug gediehen ist, um eine abschließende, zusammenfassende Bewertung treffen zu können.

Mit dem Breslauer, dann Kölner Weihbischof Joseph Ferche behandelt die Diplomarbeit von Sebastian Holzbrecher einen Grenzgänger, der für den schlesischen und dann bundesdeutschen Katholizismus bedeutsam wurde.[88] Ferche war in seiner Kölner Amtszeit wichtiger Ansprechpartner für die Anliegen der vertriebenen Katholiken. Holzbrechers ordentliche Quellenarbeit, die ihren Niederschlag auch im Abdruck etlicher bislang unbekannter und zum Teil auch unzugänglicher Quellen aus den Erfurter und Görlitzer Archiven gefunden hat, kontrastiert mit teilweise doch erstaunlichen Defiziten im Bereich der Forschungsliteratur. Neues bietet die Studie vor allem zu den Gründen, die zu Ferches Wechsel aus der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) in die Kölner Erzdiözese führten.

Gregor Ploch untersucht das Heimatwerk schlesischer Katholiken.[89] Von der Entstehung der Eichendorffgilden über die Gründung des Dachverbandes bis hin zum Ausbau des Heimatwerkes in den verschiedenen Phasen bundesdeutscher Ostpolitik wird eine solide Organisationsgeschichte geliefert, die mit viel Material im Anhang angereichert ist. Deutlich wird eine immer stärkere Orientierung von der Selbstorganisation der Vertriebenen hin zur Aussöhnungsarbeit mit Polen als der eigentlichen raison d'être der Organisationen nach der staatsrechtlich endgültigen Klärung der deutschen Ostgrenzen im Prozess der Wiedervereinigung.

Der entscheidende Schritt auf dem Weg zur Aussöhnung zwischen den deutschen und den polnischen Katholiken, der von den polnischen Bischöfen 1965 initiierte Briefwechsel mit ihren deutschen Amtskollegen, wird in einem Sammelband von Basil Kerski, Thomas Kycia und Robert Zurek thematisiert.[90] Auch wenn man kein Freund von Zeit-

87 *Sabine Voßkamp*, Katholische Kirche und Vertriebene in Westdeutschland. Integration, Identität und ostpolitischer Diskurs 1945–1972 (Konfession und Gesellschaft, Bd. 40), Kohlhammer, Stuttgart 2007, 422 S., kart., 39,00 €.

88 *Sebastian Holzbrecher*, Weihbischof Joseph Ferche (1888–1965). Seelsorger zwischen den Fronten (Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte, Bd. 17), Aschendorff, Münster 2007, 224 S., kart., 20,00 €.

89 *Gregor Ploch*, Heimatwerk schlesischer Katholiken. Anfänge, Verlauf, Aussichten (Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte, Bd. 16), Aschendorff, Münster 2006, 243 S., kart., 22,00 €.

90 *Basil Kerski/Thomas Kycia/Robert Zurek* (Hrsg.), »Wir vergeben und bitten um Vergebung«. Der Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe 1965 und seine Wirkung (Veröffentlichungen der Deutsch-Polnischen Gesellschaft, Bd. 9), Fibre, Osnabrück 2006, 234 S., kart., 19,50 €.

zeugenbefragungen ist, muss man dieser Sammlung von gehaltreichen Interviews deutscher und polnischer Beteiligter zugestehen, dass sie neue Facetten liefert, die sowohl die Entstehung wie vor allem die Rezeptionsgeschichte der Schreiben betreffen. Etliche historisch relevante Einzelinformationen wie beispielsweise die terminlichen Zwänge, unter denen die deutschen Bischöfe bei der Abfassung ihrer Antwort standen, waren so bisher noch nicht bekannt.[91] Erfreulich deutlich werden auch die deutschlandpolitischen Rücksichtnahmen erläutert, die zu der oft als »unterkühlt« kritisierten deutschen Antwort führten.

Weit mehr als eine Organisationsgeschichte bietet die Dissertation von Arkadiusz Stempin über das Maximilian-Kolbe-Werk.[92] Wenn auch manche Wertung für eine wissenschaftliche Arbeit etwas pathetisch klingt, so ist doch der zwischen beiden Kulturen stehende Autor sicherlich für diese Untersuchung prädestiniert gewesen. Anhand der Vorgeschichte und Entwicklung des Maximilian-Kolbe-Werkes wird die schwierige Aussöhnung zwischen deutschen und polnischen Katholiken beschrieben. Ein wichtiger Bestandteil in den Beziehungen zwischen deutschen und polnischen Katholiken nach dem Zweiten Weltkrieg wird damit exemplarisch nachgezeichnet.

Trotz der bislang erreichten Forschungsresultate bleiben gerade in diesem Feld noch etliche Fragen offen. Dringend erforderlich wäre eine monografische Studie zur Situation der Katholiken in der SBZ/DDR, die die oben skizzierte These Hirschfelds auf ihre Aussagekraft hin abklopft. Gleiches gilt auch für die bisherigen Ergebnisse zur Aussöhnung mit Polen: Hier verspricht etwa die besondere Beziehung des damaligen Krakauer Kardinals Wojtyła zu seinen Amtsbrüdern in der DDR ein spannendes Untersuchungsfeld zu werden.[93] Für die Bundesrepublik lohnt es möglicherweise noch, nach Karrierestrukturen von Vertriebenen innerhalb des kirchlichen Apparates zu fragen.

Hatte sich die Katholizismusforschung in der Vergangenheit Fragen der Migration nur sporadisch und wenn, dann eher kursorisch zugewandt[94], sind in jüngerer Zeit erste Anstrengungen zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der sogenannten Gemeinden anderer Muttersprache unternommen worden. Freilich ist die Zahl der Studien noch immer äußerst gering. Die Autoren, die ausnahmslos selbst über einen Migrationshintergrund verfügen, sind weniger an historischen, sondern vornehmlich an seelsorglichen Aspekten ihres Themas interessiert und auf die eigenen ethnisch abgeschlossenen kirchlichen Räume konzentriert.

Dementsprechend bietet das von Sabina Bober herausgegebene Handbuch zur polnischsprachigen Seelsorge in Deutschland neben einführenden Überblicksskizzen komprimiert die Geschichte aller polnischen Missionen auf dem Gebiet der Bundesrepublik.[95] In ähn-

---

91 Vgl. auch *Karl-Joseph Hummel*, Der Heilige Stuhl, deutsche und polnische Katholiken 1945–1978, in: AfS 45, 2005, S. 165–214.

92 *Arkadiusz Stempin*, Das Maximilian-Kolbe-Werk. Wegbereiter der deutsch-polnischen Aussöhnung 1960–1989 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 107), Schöningh, Paderborn/München etc. 2006, 471 S., geb., 68,00 €.

93 Vgl. einstweilen *Theo Mechtenberg*, Engagement gegen Widerstände. Der Beitrag der katholischen Kirche in der DDR zur Versöhnung mit Polen, Leipzig 1998.

94 Vgl. *Erwin Gatz*, Seelsorge an Nichtdeutschsprachigen nach dem Zweiten Weltkrieg, in: *ders.* (Hrsg.), Kirche und Muttersprache. Auslandsseelsorge, nichtdeutsche Sprachgruppen, Freiburg im Breisgau 1992, S. 212–222.

95 *Sabina Bober* (Hrsg.), Duszpasterstwo polskojęzyczne w Niemczech 1945–2005/Polnischsprachige Seelsorge in Deutschland 1945–2005 (Biblioteka Polonii. Seria A, Bd. 31), Liber Duo, Lublin 2005, 932 S., kart., Preis unbekannt. Interessant an diesem Buch ist ferner die Erinnerungsskizze des ersten Delegaten für die polnischen Vertragsarbeiter in der DDR, Jerzy Pawlik, der beschreibt, wie unter den Bedingungen der kirchenfeindlichen SED-Diktatur Formen muttersprachlicher Seelsorge verwirklicht wurden. Vgl. *Jerzy Pawlik*, Die Seelsorge für Kontraktarbeiter in der DDR, in: *Bober*, Polnischsprachige Seelsorge, S. 569–568.

licher Weise dokumentiert die voluminöse Dissertation von Vito Antonio Lupo die historische Entwicklung der italienischsprachigen Gemeinden.[96] Beide Arbeiten sind auffallend auf die jeweils dort wirkenden Geistlichen aus den Heimatländern fokussiert. Wird die Integration der dauerhaft in Deutschland lebenden polnischstämmigen Katholiken bei Bober nur am Rande thematisiert[97], nimmt die Frage des sich wandelnden Verhältnisses zwischen der Ortskirche und den Pfarreien anderer Muttersprache bei Lupo einen breiteren Raum ein. In seinem Abschlusskapitel zeigt er auf, dass die Integration der italienischstämmigen Katholiken in die Lokalkirche bereits in den späten 1960er Jahren in den Vordergrund rückte, wobei die pastoralen Parallelstrukturen zunehmend zur Disposition gestellt worden seien.[98] Leidenschaftlich plädiert er mit Verweis auf die Integrationsleistung der muttersprachlichen Seelsorge für deren Fortschreibung und beleuchtet in diesem Sinne die bisher geführten Strukturdebatten in den deutschen Diözesen.[99]

An dieser innerkirchlichen Integrationsdebatte beteiligt sich auch Cristina Fernández Molina mit ihrer kirchenrechtlichen Dissertation zu den katholischen Gemeinden anderer Muttersprache in Deutschland.[100] Sie beschreibt die grundsätzliche Entwicklung der muttersprachlichen Seelsorge von einer nur auf Zeit angelegten ›Gastarbeiterpastoral‹ hin zu fest etablierten ethnischen Gemeindestrukturen parallel zu den regulären katholischen Kirchengemeinden. War man bei der kirchenrechtlichen Konzipierung der Migrantenseelsorge zunächst der Auffassung gewesen, die ›Gastarbeiter‹ würden sämtlich wieder in ihre Herkunftsländer zurückkehren, so verstetigten sich durch die dauerhafte Zuwanderung Strukturen der fremdsprachigen Gemeinden. Dem Überblick über die verschiedenen katholischen Minderheiten und ihre räumliche Verteilung im Bundesgebiet schließen sich Ausführungen über die historische Entwicklung der Gemeinden anderer Muttersprache in den jeweiligen Bistümern bis in die Gegenwart an. Die von der Ortskirche favorisierte Weiterentwicklung der monokulturellen hin zu einer multikulturellen Pastoral sieht auch sie äußerst skeptisch.[101]

Eine weiterreichende historische Forschung hätte die Zuwanderung und Integration von fremdsprachigen Katholiken nach 1945 im Kontext wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen zu untersuchen. Die Wurzeln im 19. Jahrhundert müssten ebenso einbezogen werden wie die belastete Geschichte in der NS-Zeit.[102] Auch die Geschichte weiterer großer katholischer Zuwanderergruppen, z. B. der Spanier oder der Kroaten wäre

---

96 *Vito Antonio Lupo*, Die italienischen katholischen Gemeinden in Deutschland. Ein Beispiel für die Auswanderungspastoral während der letzten 50 Jahre (Fremde Nähe, Bd. 22), LIT-Verlag, Münster 2005, 596 S., kart., 49,90 €.

97 Vgl. *Sabina Bober*, Die polnischsprachige Seelsorge in Deutschland, in: *dies*., Polnischsprachige Seelsorge, S. 533–567, hier: S. 567.

98 Vgl. hierzu auch die frühe Position von *Herbert Leuninger*, Eine Nebenkirche oder die Einheit in der Vielfalt? Die Gemeinden von Katholiken anderer Muttersprache in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Klaus Barwig/Dietmar Mieth* (Hrsg.), Migration und Menschenwürde. Fakten, Analysen und ethische Kriterien, Mainz 1987, S. 158–177.

99 Vgl. *Lupo*, Die italienischen katholischen Gemeinden, S. 466–494.

100 *Cristina Fernández Molina*, Katholische Gemeinden anderer Muttersprache in der Bundesrepublik Deutschland. Kirchenrechtliche Stellung und pastorale Situation in den Bistümern im Kontext der europäischen und deutschen Migrationspolitik (Aus Religion und Recht, Bd. 2), Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur, Berlin 2005, 537 S., kart., 34,80 €.

101 Ebd., S. 485–493. Vgl. zum Problem der Inkulturation auch *Mariano Delgado*, Lebendige Katholizität gestalten. Auf dem Weg zu einem Miteinander von einheimischen und zugewanderten Katholiken, in: Stimmen der Zeit 9, 2000, S. 595–608.

102 Vgl. *Karl-Joseph Hummel/Christoph Kösters* (Hrsg.), Zwangsarbeit und katholische Kirche 1939–1945. Geschichte und Erinnerung, Entschädigung und Versöhnung. Eine Dokumentation, Paderborn/München etc. 2008; allgemein *Ulrich Herbert*, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, München 2001.

in den Blick zu nehmen, um vergleichend sowohl den Alltag kirchlich-caritativer Migrantenarbeit als auch Versuche der Mitgestaltung der staatlichen Ausländerpolitik zu erforschen.[103]

Insgesamt wird also erkennbar, dass die Vielfalt der untersuchten Themen zu Katholizismus und Gesellschaft in Westdeutschland nach 1945 die klassischen Themen der Erforschung des katholischen Milieus zumindest enthält, aber zugleich allenthalben über diese hinausweist. Die geradezu schwindelerregende Spannweite eines durch theoretische Überlegungen kaum eingegrenzten Spektrums katholischer Themen demonstriert anschaulich der Tagungsband von Jörg Kornacker und Peter Stockmann. Dieses Buch spannt den Bogen vom Apostolischen Nuntius der ersten Nachkriegsjahre Deutschlands, Aloysius Muench, über das Staatskirchenrecht bis zur wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung der Exegese in der katholischen Theologie der Nachkriegszeit und lenkt damit den Blick auf so unterschiedliche Gesichtspunkte wie Kirchenpolitik oder Wissenschaftsgeschichte.[104]

In der DDR-Gesellschaft

In der DDR haben drei markante Entwicklungen die Gesellschaft wie die katholische Kirche nachhaltig verändert: die Integration der Vertriebenen, die Fluchtbewegung aus der DDR sowie die Errichtung der Berliner Mauer. Im Anschluss an die allgemeine Zeitgeschichtsforschung wird der Frage nach der Integration der Vertriebenen in die katholische Kirche der DDR erst seit einigen Jahren systematisch nachgegangen. Über eine erste Problemanzeige hinaus[105] gehen die neueren Ergebnisse zur Integration des vertriebenen Klerus. Die Fallstudie Ulrike Wintersteins zeigt, dass selbst die Eingliederung dieser katholischen Elite in die überforderte und ärmliche katholische Diaspora mit beträchtlichen Problemen verbunden war.[106] Sofern die aus Schlesien und dem Sudetenland vertriebenen Geistlichen nicht in die Bundesrepublik weiterwanderten, sondern in der DDR verblieben, entstand bei der älteren Klerusgeneration oftmals eine unausgesprochene Spannung zwischen opferbereitem Seelsorgedienst und priesterlichem Gehorsam auf der einen und der ihnen zugewiesenen Stellung als »Umsiedler« in der Gesellschaft und als rangniedriger Flüchtlingspriester in der Kirche auf der anderen Seite. Solche konfliktreichen Entwicklungen der 1940er/1950er Jahre blieben lange durch ein auf die ideologischen und religionspolitischen Auseinandersetzungen gerichtetes Forschungsinteresse verdeckt.

Die gewaltsame Abriegelung der »durchherrschten Gesellschaft« durch den Mauerbau bildete die notwendige politische Bedingung für partielle ökonomische und gesellschaftliche Modernisierungen, die sich in den 1970er Jahren auch kulturell auswirkten. Insofern ist eine sozial- und mentalitätsgeschichtlich erweiterte Perspektive, die Veränderungen der katholischen Kirche in der DDR im Kontext solcher partiellen Modernisierungen berücksichtigt, gut begründet. Denn unverkennbar wurde auch die unmittelbar nach den Augustereignissen 1961 unter der Maßgabe der »politischen Abstinenz« gefestigte katholische Subgesellschaft seit den 1970er Jahren von partiellen Erosions- und Pluralisierungsprozessen erfasst.

---

103 Beide Themen werden schon angesprochen bei *Molina*, Katholische Gemeinden anderer Muttersprache.

104 *Jörg Kornacker/Peter Stockmann* (Hrsg.), Katholische Kirche im Deutschland der Nachkriegszeit (Theos, Bd. 59), Kovač, Hamburg 2004, 245 S., kart., 85,00 €.

105 Vgl. den Sammelband *Rainer Bendel* (Hrsg.), Vertriebene finden Heimat in der Kirche. Integrationsprozesse im geteilten Deutschland nach 1945, Köln 2008.

106 *Ulrike Winterstein*, Der vertriebene Klerus in der SBZ/DDR 1945–1952. Eine Untersuchung vertriebener Eliten am Beispiel des Bistums Meißen und des Diözesangebietes Görlitz-Cottbus, phil. Diss., Leipzig 2009.

Reinhard Grütz zeichnet diese Entwicklungen in seiner diskursanalytisch vorgehenden Untersuchung nach. Trotz relativ festgefügter äußerer Strukturen vollzog sich seit den 1960er Jahren eine innere Pluralisierung, die mit einem Wandel zentraler kirchlicher Leitbilder einherging.[107] Während die katholische Kirche in der »Ära Bengsch« nach außen politisch geschlossen auftrat, führten die Auswirkungen des gesellschaftlichen Wandels seit den 1960er Jahren und Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils innerhalb der katholischen Kirche zu einer Vermehrung sichtbar unterschiedlicher Positionen. Dieser von einer selbstbewussten akademischen, der Mittelschicht angehörenden Elite vorangetriebene Wandel habe in den 1970er/1980er Jahren zu einer partiellen Erneuerung und Festigung des ansonsten von innerer Aushöhlung gekennzeichneten, erodierenden DDR-Katholizismus geführt. Ob die kleinen, auf Erneuerung drängenden Kreise jene katholischen Kräfte hervorbrachten, die 1989/90 die Umwälzungen politisch mitgestalteten, wie Grütz thesenhaft andeutet, bedürfte einer weiteren Überprüfung.

Grütz führt die Arbeiten Wolfgang Tischners über die Formierung der katholischen Subgesellschaft weiter[108], indem er innere und äußere Wandlungsprozesse nachweist, die – was Grütz zu wenig berücksichtigt – zeitlich einsetzen, nachdem der SED-Staat den politisch induzierten Entkirchlichungs- und Säkularisierungsprozess bereits weit vorangetrieben hatte. Die von Tischner verfolgte religionspolitische und strukturorientierte Perspektive bleibt auch für die Erklärung der weiteren Entwicklung unbeachtet. Dieser Gesichtspunkt ist jedoch bedeutsam, wenn man den von Grütz ausgemachten mentalen Wandel im DDR-Katholizismus im Hinblick auf das politische Engagement der Katholiken nach 1990 erklären will.

Die Ergebnisse, die Grütz anhand dreier ausgewählter Diskurse über den Leitbildwandel von »Familie«, »Gemeinde« und »Priester« herausarbeitet, werden durch die Befunde ergänzt, die André Schneider in einer kirchengeschichtlichen Fallstudie über die katholische Jugendarbeit im Erzbischöflichen Amt Görlitz erhebt, also jenem kleinen, westlich der Oder-Neiße gelegenen Restteil des vor 1945 so bedeutenden schlesischen Erzbistums Breslau.[109] Der Verfasser unterscheidet vier Phasen, die durch eine mehrfache Auf- und Abwärtsentwicklung kirchlicher Jugendarbeit bestimmt waren: dem Neubeginn (1945–1954) folgten Konsolidierung und Aderlass (1955–1964) sowie eine vom konziliaren Aufbruch bestimmte Phase (1965–1974), an die sich abschließend Restauration und Wandel (1975–1989) anschlossen.

Es fällt auf, dass der Mauerbau für die Jugendarbeit in dieser an der deutsch-polnischen Grenze gelegenen Kirchenregion keinen markanten Einschnitt bedeutete. Sehr viel wichtiger erscheinen dem Verfasser offenbar die durch das Zweite Vatikanische Konzil ausgelösten innerkirchlichen Veränderungen in der Jugendarbeit. Die jugendpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Staat und katholischer Kirche werden erst im Anschluss an die bis 1989 reichenden Ausführungen zu Restauration und Wandel der kirchlichen Jugendseelsorge behandelt, und zwar in einem bemerkenswerterweise nur bis 1958 reichenden Kapitel. Jedoch verweist er auch auf die massiven Folgen, die in den 1950er Jahren die Abwanderung von mehr als 700.000 Jugendlichen für die kirchliche Jugendarbeit hatte

---

107 *Reinhard Grütz*, Katholizismus in der DDR-Gesellschaft 1960–1990. Kirchliche Leitbilder, theologische Deutungen und lebensweltliche Praxis im Wandel (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Bd. 99), Schöningh, Paderborn/München etc. 2004, 548 S., geb., 58,00 €.

108 Vgl. *Wolfgang Tischner*, Katholische Kirche in der SBZ/DDR 1945–1951. Die Formierung einer katholischen Subgesellschaft im entstehenden sozialistischen Staat, Paderborn/München etc. 2001; vgl. *ders*., Zur Formierung der katholischen Subgesellschaft in der SBZ/DDR 1945–1951, in: AfS 39, 1999, S. 299–324.

109 *André Schneider*, »Wer die Jugend hat, hat die Zukunft«. Jugendarbeit auf dem Gebiet des heutigen Bistums Görlitz von 1945–1989 (Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte, Bd. 15), Aschendorff, Münster 2003, 142 S., kart., 16,00 €.

– ein Exodus, der erst mit dem Mauerbau zum Stillstand kam. Ohne es ausdrücklich zu thematisieren, weist Schneider die ganz unterschiedlichen Positionierungen in der katholischen Kirche ursächlich verschiedenen Jugendgenerationen zu: der innerkirchlich auf größere Offenheit gegenüber der Gesellschaft drängenden Generation einerseits und der jüngeren, in den 1980er Jahren nach spiritueller Vertiefung verlangenden Generation. Letztere unterschied sich von der ersteren auch dadurch, dass ihr Altersdurchschnitt deutlich niedriger lag, während zugleich bei der Zielgruppe der jungen Erwachsenen und Jugendlichen eine nachlassende Akzeptanz kirchlicher Inhalte auszumachen ist. Die bis Mitte der 1970er Jahre andauernde, vom Veränderungsdiskurs bestimmte Phase ist nach Schneiders exemplarischen Befunden mitbestimmt von massiven innerkirchlichen Spannungen: Organisatorische Zentralisierungs- und Professionalisierungsbemühungen sowie eine Verschiebung inhaltlicher Schwerpunkte zugunsten einer pädagogisch und psychologisch ausgerichteten Jugenderziehung trafen auf die Verweigerung programmatischer Erneuerungen in der Jugendseelsorge durch die Kirchenführung. Damit sind wichtige sozialisationshistorische Facetten angeschnitten, die in der Geschichte der katholischen Jugend in der DDR noch eingehender weiterverfolgt werden müssen.

In vielerlei Hinsicht bildete das ländlich-katholisch geprägte und nach 1945 durch den Grenzzaun politisch geteilte Eichsfeld geradezu das Gegenstück zu der ansonsten in der DDR vorherrschenden konfessionellen Minderheitssituation der Katholiken. Die atypischen Verhältnisse bieten ein aufschlussreiches sozialräumliches Laboratorium, das außer der synchronen Vergleichsperspektive zwischen West und Ost auch einen diachronen Vergleich zwischen den beiden totalitären Diktaturen ermöglicht. Dietmar Klenke arbeitet in seiner hauptsächlich auf Heiligenstadt konzentrierten Studie die oppositionellen Beharrungskräfte heraus, die das geschlossene, in religiöser Tradition fest verwurzelte und organisationsgestützte katholische Milieu beiden Weltanschauungsdiktaturen entgegensetzte.[110] Eine Schwächung der Milieuidentität vermag er trotz der nachlassenden Kirchenbindung nicht auszumachen. Zwar blieb das katholische Milieu nicht von den Auswirkungen eines »von oben« forcierten Modernisierungsprozesses (»Eichsfeldplan«) verschont. Die Kirchenpolitik indes – gleichviel ob restriktiv oder auf Entspannung angelegt – führte im Eichsfeld zu einer Verdichtung und Stabilisierung des Milieus.

Klenkes Ergebnisse bestätigen bekannte Thesen über das gegenüber dem totalitären Weltanschauungsanspruch resistente katholische Mehrheitsmilieu. Das Bild bleibt dennoch eher flächig, weil der synchrone Vergleich mit dem in der Bundesrepublik gelegenen Untereichsfeld ebenso wie der diachrone Vergleich mit der NS-Zeit nur angedeutet wird. Erste Tiefenbohrungen zeigen beispielsweise zum innerkirchlichen Rezeptionsprozess des Konzils und der Dresdener Synode in der Eichsfelder Kirche Differenzierungen auf, die mit einem allzu generellen Modernisierungskonzept nicht zutreffend zu fassen sind. Hier bedarf es weiterer Forschungen auch über das Jahr 1989/90 hinaus, um die aufschlussreichen Vergleichsmöglichkeiten ganz auszuschöpfen.

Kaum erforscht ist schließlich bisher die Bedeutung, die Frauen für den Katholizismus in der DDR hatten. Als geschlossene soziale Gruppe sind sie vor allem in den weiblichen Ordensgemeinschaften fassbar. Soweit erkennbar, konzentrierten sich die kirchlichen Wirkungskreise katholischer Frauen hauptsächlich auf caritative Felder wie die religiöse Kindererziehung, die Krankenpflege und die Fürsorge.[111] Dies entsprach den gewachsenen Ehe- und Familienleitbildern, die dem staatlichen Interesse an der Frau als wirtschaft-

---

110 *Dietmar Klenke*, Das Eichsfeld unter den deutschen Diktaturen. Widerspenstiger Katholizismus in Heiligenstadt, Mecke, Duderstadt 2003, 135 S., kart., 12,80 €.

111 Unter den insgesamt bis 1989 tätigen 183 Führungskräften der Caritas waren 59 weibliche und 51 männliche Laien hauptamtlich tätig. Vgl. *Christoph Kösters*, Staatssicherheit und Caritas 1950–1989. Zur politischen Geschichte der katholischen Kirche in der DDR, 2., korr. Aufl., Paderborn/München etc. 2002, S. 15.

lichem Faktor der sozialistischen Arbeitsgesellschaft diametral entgegenstanden. Die Wirkungskreise deshalb als Bestandteile eines strukturkonservativen katholischen Restmilieus zu deuten, das der Emanzipation der Frau in der DDR entgegenstand, würde weder dem Selbstverständnis der Katholikinnen gerecht noch die politischen und gesellschaftlichen Realitäten in der DDR angemessen berücksichtigen. Die von Sonja Ackermann auf der Grundlage von fast 100 Interviews mit gläubigen Christinnen der Jahrgänge 1909 bis 1973 erarbeitete Dokumentation sperrt sich ebenso gegen eine Verklärung der sozialistischen Gesellschaft wie gegen die einfache Ableitung religiös begründeter Resistenz.[112] Im Alltag der DDR lag dem individuellen Handeln in Familie, Schule, Staatsjugend und Betrieb stets ein vielschichtiges Bündel von Motiven zugrunde, die je nach Sozialisationsphase ganz unterschiedlich ausgeprägt sein konnten. Verstehbar wird dies angesichts des psychischen Drucks, der in Schule, FDJ und Betrieb ausgeübt wurde: Dem Bekenntnis zum christlichen Glauben drohte stets die schulische oder berufliche Sanktion; die Gesellschaft war im Alltag zutiefst von Angst durchzogen. Die Tragfähigkeit christlicher Identität wurde demgegenüber nicht durch kirchliche Verlautbarungen befördert, sondern vornehmlich durch den verhaltensprägenden und stützenden Sozialraum der Familie.

Es ist schließlich von nicht unerheblichem Interesse, wie beide christlichen Kirchen nach der Wiedervereinigung 1990 mit den Erblasten der deutschen Teilung umgingen. Ihre Bedeutung als gesamtdeutsche Klammer war insbesondere bei der katholischen Kirche nie verlorengegangen, aber seit den 1970er Jahren doch zunehmend geschwächt. In der DDR war es ihr nach den Jahren des Neuaufbaus gelungen, ein eigenständiges Selbstbewusstsein zu entwickeln und den erreichten Bestand bis 1989 weitgehend zu bewahren. Mit der politischen Abstinenz war zugleich ein ›verkirchlichter‹ Katholizismus verbunden. Der totale staatliche und ökonomische Zusammenbruch zwang auch die christlichen Kirchen zu einem Neubeginn. Der Erfurter Bischof Joachim Wanke sprach 1999 rückblickend von einer »doppelten Nachmodernisierung«, der Aufarbeitung der von der DDR hinterlassenen Schäden und der gleichzeitigen Anpassung an den Modernisierungsprozess der westdeutschen Industriegesellschaft.[113]

Die Debatten darüber, ob die ostdeutschen Kirchen das westdeutsche Modell einer mit dem Staat vielfach verschränkten Körperschaft übernehmen oder doch lieber die als wertvoll empfundenen Erfahrungen der DDR-Zeit bewahren sollten, wurden insbesondere, aber keineswegs ausschließlich in den protestantischen Kirchen geführt. Dies arbeitet Barbara Thériault in ihrer soziologisch fragenden Untersuchung anhand dreier Wiedervereinigungsdiskurse heraus.[114] Die Diskussionsfronten zwischen den vor allem im Protestantismus der DDR beheimateten »Conservative Revolutionaries« einerseits und den auf Reevangelisierung hoffenden, vorwiegend katholischen »Reformern« andererseits verliefen demnach weder immer entlang der Konfessions- noch der Ost-West-Grenze. Anders als bei der vergleichsweise reibungslosen Anpassung der ostdeutschen Caritas und Diakonie an die bundesdeutsche Sozialstaatlichkeit gab es bei den Regelungen für die Militärseelsorge große Vorbehalte im ostdeutschen Protestantismus, die zu einem bedingten Sonderweg führten. Bei der Einführung des Religionsunterrichts als ordentlichem Schulfach wiederum verliefen die Konfliktlinien quer zu den Konfessionsgrenzen, da auch in Teilen der katholischen Kirche der gemeindliche Unterricht anstelle des Schulfa-

---

112 *Sonja Ackermann* (Hrsg.), Christliche Frauen in der DDR. Alltagsdokumente einer Diktatur in Interviews, Evangelische Verlagsanstalt, 2., verb. Aufl., Leipzig 2007, 373 S., kart., 19,80 €.

113 *Joachim Wanke*, Kirche-Sein in gewandelter Zeit. Seelsorgeerfahrung aus Ostdeutschland, in: *Thomas Brose* (Hrsg.), Gewagte Freiheit. Wende, Wandel, Revolution, Leipzig 1999, S. 150–167, hier: S. 151 und 157.

114 *Barbara Thériault*, »Conservative Revolutionaries«. Protestant and Catholic Churches in Germany after Radical Political Change in the 1990s (Monographs in German History, Bd. 14), Berghahn Books, New York/Oxford 2004, 188 S., geb., 50,00 US$.

ches befürwortet wurde. Dem Pyrrhus-Sieg, den die katholischen Reformer mit der Einführung des staatlichen Religionsunterrichts erreichten, steht nach Thériaults Ansicht gegenüber, dass die Verteidiger des ostdeutschen Statuts quo bei der Institutionalisierung einiger Prinzipien ebenfalls erfolgreich gewesen seien. Dies verweist nicht nur auf Brüche, sondern auch auf Kontinuitäten im Wiedervereinigungsprozess der Kirchen.

Die Beobachtungen Thériaults scheinen durchaus einleuchtend zu sein und differenzieren für die Kirchen jenes Bild, das für den politisch-ökonomischen Bereich bestimmend ist. Allerdings ist grundsätzlich zu fragen, ob es möglich ist, den Wiedervereinigungsprozess der christlichen Kirchen angemessen zu beurteilen, ohne die seit dem 19. Jahrhundert gewachsenen und von der DDR unterbrochenen staatskirchenrechtlichen Traditionen angemessen zu berücksichtigen. Ebenso sind die mittlerweile nachgewiesenen Kontinuitätslinien der miteinander verknüpften »drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit« (Hans Günter Hockerts) zu beachten. Der Abstand zwischen theoriegeleiteten religionssoziologischen Befunden und einer die politische Geschichte einbeziehenden Sozialgeschichtsschreibung wird offenkundig. Eine historische Studie über das Verhalten der christlichen Kirchen während der Revolution 1989 und der dann einsetzenden Wiedervereinigung der beiden deutschen Teilstaaten ist im 20. Jahr der deutschen Einheit weiterhin ein Forschungsdesiderat[115].

IV. Religion und Kirche

In der Bundesrepublik

Die Forschungsdebatten über das katholische Milieu haben deutlich gemacht, dass Entstehung, Entwicklung und Erosion nur angemessen zu verstehen sind, wenn auch innerkatholische Entwicklungen einbezogen werden. In ihnen zeigen sich kirchliche Reaktionen auf gesellschaftliche Veränderungen. Von Interesse sind sie aber besonders dann, wenn sie wiederum den gesellschaftlichen Wandel mitgestalten. Dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) als weltkirchlichem Schlüsselereignis kommt in diesem Zusammenhang erstrangige Bedeutung zu, den Pastoralsynoden in Würzburg (1971–1975) und in Dresden (1973–1975) die Funktion eines Scharniers, das die Konzilsbeschlüsse mit der Transformation von Kirche und Gesellschaft in Deutschland verband.[116]

Inhaltlich öffnet sich damit ein breites Themenspektrum nicht zuletzt innerkirchlicher Debatten. So dokumentieren beispielsweise die veröffentlichten Grundsatzreferate, die der langjährige (1987–2008) Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Mainzer Bischof Karl Kardinal Lehmann, regelmäßig anlässlich der Vollversammlungen der deutschen Bischöfe gehalten hat, einen gesellschaftspolitischen Öffentlichkeits- und Mitgestaltungsanspruch der katholischen Kirche, der im dialogischen Kirchenverständnis des Konzils wurzelt.[117] Auf allen zentralen Wirkungsfeldern des Katholizismus unterstreicht Leh-

---

115 Vgl. einstweilen als weitere Problemanzeige das Themenheft »Kirche nach 1989« in: Theologie und Glaube 52, 2009, insbesondere die Beiträge von *Bernhard Vogel*, Das Verhältnis von Kirchen und Staat nach der friedlichen Revolution in Thüringen (S. 82–93) sowie von *Josef Pilvousek*, Bischofskonferenz, Bischöfe und die friedliche Revolution von 1989 (S. 94–104).

116 Vgl. *Wilhelm Damberg*, Begrüßung, in: Karl Kardinal Lehmann, Die Gemeinsame Synode. Kairos und Rezeptionsprozess. Anmerkungen aus der heutigen Situation. Vortrag am 6. Juli 2007 im Rahmen der Konferenz Die »Würzburger Synode« 1971–1975. Zeitzeugen und Historiker im Gespräch, hrsg. vom Lehrstuhl für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Katholisch-Theologische Fakultät in Verbindung mit der Pressestelle der Ruhr-Universität Bochum, S. 5–7, hier: S. 6.

117 *Karl Lehmann*, Zuversicht aus dem Glauben. Die Grundsatzreferate des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz mit den Predigten der Eröffnungsgottesdienste, Herder, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 2006, 576 S., geb., 35,00 €.

mann die Notwendigkeit, christliche Wertvorstellungen in die pluralisierte Gesellschaft einzubringen und widerspricht unmissverständlich einem Rückzug ins katholische Getto. In dieselbe Richtung zielen Beiträge führender Laienkatholiken wie Hans Joachim Meyer, Annette Schavan[118] und Hans Maier. Letzterer geht sogar noch einen Schritt weiter und fordert ausdrücklich nicht nur die Mitwirkung der Christen in der sozialen, sondern auch der politischen Sphäre. Die demokratische Gesellschaft bedürfe des politischen Engagements von Christen, selbst wenn dieses nicht immer mit dem kirchlichen Amt übereinstimme.[119] Besonders deutlich zeigen sich die Chancen und Schwierigkeiten innerkirchlicher Meinungs- und Willensbildung in gesellschaftlichen Fragen und Kontroversen am Beispiel des katholischen Beitrags zur Diskussion um die Neuregelung des Strafrechtsparagrafen 218.[120]

Die Nachhaltigkeit, mit der die Konstitutionen und Dekrete des Konzils das Selbstverständnis der katholischen Kirche, ihre Strukturen und ihre rituelle Praxis zutiefst beeinflussten, hat die Frage nach der Rezeption der Konzilsbeschlüsse in den Vordergrund theologischen Forschens gerückt. Doch ist der unter dem zeitgenössischen Leitbegriff des »aggiornamento« geführte Rezeptionsprozess bis heute im Gang. Dabei zeigt sich bemerkenswerterweise, dass die Auseinandersetzungen über die Konzilsrezeption nicht mehr wie bisher nur aus dogmatischer und pastoraltheologischer, sondern mittlerweile auch aus kirchenrechtlicher Sicht geführt werden.[121] Auf dem strukturorientierten Feld des katholischen Kirchenrechts haben u. a. Ilona Riedel-Spangenberger († 2007) und Sabine Demel die Diskussion über die kirchliche Hierarchie, die synodalen Prozesse, den Standort der Laien und ihre rechtlich gesicherte Mitbestimmung vorangetrieben. Die Kontroversen sind von der Grundsatzfrage durchzogen, ob das 1983 novellierte Kirchenrecht im Horizont des konziliaren Kirchenverständnisses zu interpretieren oder umgekehrt der hermeneutische Schlüssel zum Verständnis des Konzils ist.[122]

Die von Konzil und Synode begonnene positive Auslotung des Verhältnisses von Religion und Kirche zur Moderne hat seit den 1970er Jahren zu eigenständigen religions- und pastoralsoziologischen Beiträgen geführt.[123] Karl Gabriels Pionierstudien zu Beginn der 1980er und 1990er Jahre[124] markieren jene Phase, in der – zumal nach der Wiederver-

---

118 *Hans Joachim Meyer/Annette Schavan* (Hrsg.), Gott und den Menschen verpflichtet. Ansichten zum Katholizismus in Deutschland, Don Bosco, München 2000, 190 S., kart., vergriffen.

119 *Hans Maier*, Keine Demokratie? Laienmeinungen zur Kirche, Herder, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 2006, 221 S., kart., 9,90 €.

120 Vgl. dazu sowohl als zeitgenössische Quelle für das innerkatholische Konfliktverhalten als auch als eine wissenschaftliche Rekonstruktion der politische Kontroverse *Manfred Spieker*, Kirche und Abtreibung in Deutschland. Ursachen und Verlauf eines Konflikts, 2., erw. Aufl., Schöningh, Paderborn/München etc. 2008, 291 S., kart., 29,90 €.

121 Vgl. den Themenband »Vierzig Jahre II. Vatikanisches Konzil« des Rottenburger Jahrbuchs für Kirchengeschichte 26, 2007, S. 15–193.

122 Die genannten Autoren deuten den Rezeptionsprozess als innerkirchliches, vom »Geist« des Konzils vorangetriebenes Aufbruchsereignis. Ihnen wird von jenen widersprochen, die das Konzil als Ursache für den Niedergang der katholischen Kirche ansehen. *Sabine Demel/Hanspeter Heinz/Christian Pöpperl*, »Löscht den Geist nicht aus«. Synodale Prozesse in deutschen Diözesen, Herder, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 2005, 277 S., kart., 16,90 €; *Sabine Demel*, Mitmachen – Mitreden – Mitbestimmen. Grundlagen, Möglichkeiten und Grenzen in der katholischen Kirche, Pustet, Regensburg 2001, 172 S., kart., 8,90 €; *Ilona Riedel-Spangenberger* (Hrsg.), Leitungsstrukturen der katholischen Kirche. Kirchenrechtliche Grundlagen und Reformbedarf (Quaestiones disputatae, Bd. 198), Herder, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 2002, 256 S., kart., 24,90 €; *Hugo Schwendenwein*, Die Katholische Kirche. Aufbau und rechtliche Organisation (Münsterischer Kommentar zum CIC. Beiheft, Bd. 37), Ludgerus, Essen 2003, 697 S., geb., 49,00 €.

123 *Kaufmann/Zingerle*, Vatikanum II und Modernisierung.

124 Vgl. *Karl Gabriel/Franz-Xaver Kaufmann* (Hrsg.), Zur Soziologie des Katholizismus, Mainz 1980; *Gabriel*, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne.

einigung – die Auflösung des längst vergangenen katholischen Milieus innerkirchlich vollends bewusst wurde. In der Auseinandersetzung mit Modernisierungs- und Säkularisierungstheorien vermessen die religionssoziologischen Studien die pluralisierte Gestalt des Katholizismus historisch und verorten darin den konziliaren Rezeptionsprozess in Deutschland. So sucht Michael N. Ebertz aus den religionssoziologischen Befunden eines seit den 1970er Jahren zunehmend pluralisierten Katholizismus Rückschlüsse für eine künftige konzilsgemäße Gestalt und Pastoral der katholischen Kirche zu ziehen.[125] Michael Hochschild möchte das mit dem Milieukatholizismus an sein Ende gekommene, territorial strukturierte und zentral gesteuerte Pfarreiprinzip verabschieden zugunsten einer als soziales Netzwerk organisierten, polyzentralen Kirche, die Individualisierung und diffuse Religiosität ernst nimmt.[126]

Kennzeichnend für die »eigentümliche Ambivalenz der Konzilsforschung«[127] ist, dass die Autorität des Vergangenen dazu dient, kirchliche Standortbestimmungen in der Gegenwart zu begründen. Das gilt für die historisch aufschlussreichen Stellungnahmen von Zeitzeugen ebenso wie für die gegenwärtig mit der Materie befassten Theologen und Religionssoziologen. Diese argumentative Verschränkung gegenwärtig deutender Rezeption mit dem zurückliegenden Konzils- bzw. Synodenereignis ist klar zu unterscheiden von dessen *historischer* Wirklichkeit. Die notwendige Historisierung hat im letzten Jahrzehnt beträchtliche Fortschritte erzielt. Der Gewinn wird unmittelbar deutlich, wenn sich das in der deutschen Sicht der Rezeptionsgeschichte von manchem vertretene Szenario des erst vom Konzil ausgelösten »Niedergangs« historisch als langfristiger, weit früher einsetzender Entkirchlichungsprozess einer hohen milieugestützten Glaubenspraxis entpuppt.[128]

Die bereits weiter oben angeführten Forschungen zur Auflösung des katholischen Milieus[129] werden durch eine Reihe von Untersuchungen ergänzt, die das Zweite Vatikanische Konzil und die deutschen Pastoralsynoden in West und Ost kirchengeschichtlich ›verorten‹. Von besonderem Interesse sind die Biografien über den Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz, den Kölner Kardinal Frings, sowie seinen Nachfolger im Amt, den Münchener Kardinal Döpfner.

Norbert Trippen rückt in seiner umfassenden Studie den Erzbischof von Köln nicht zu Unrecht in den Mittelpunkt des deutschen Katholizismus und der Weltkirche. Indem er Frings politische, soziale und kirchliche Aktivitäten nachzeichnet und in ihren jeweiligen Verknüpfungen mit allgemeinen gesellschaftlichen und innerkirchlichen Entwicklungen auslotet, entsteht ein aufschlussreiches Bild des deutschen Katholizismus zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils. Der Einfluss, den Frings und sein kirchenpolitischer Berater Wilhelm Böhler bei den entscheidenden kirchenpolitischen und innerkirchlichen Weichenstellungen nach 1945 ausübten, war beträchtlich, wenn auch nicht so umfassend, wie bislang vermutet. Die politische Ausgestaltung der gesellschaftlichen Neuordnung 1948/49, die Organisation des »Laienapostolats« im Dienste einer katholische Interessen konzentrierenden *pressure group* (Katholische Aktion) und die Zentralisierung der Kirchensteuerfinanzierung zugunsten der Diö-

---

125 Vgl. *Michael N. Ebertz*, Erosion der Gnadenanstalt? Zum Wandel der Sozialgestalt von Kirche, Frankfurt am Main 1998.

126 *Michael Hochschild*, Religion in Bewegung. Zum Umbruch der katholischen Kirche in Deutschland (Forum Religion und Sozialkultur. Abt. A, Bd. 2), LIT-Verlag, Münster 2001, 184 S., brosch., 20,90 €.

127 *Wilhelm Damberg*, Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965), Josef Kardinal Frings und die Katholische Kirche in Deutschland, in: HJb 125, 2005, S. 473–494., S. 488.

128 Vgl. *Wilhelm Damberg*, An der Jahrhundertwende, in: *David Seeber* (Hrsg.), Im Aufbruch gelähmt? Die deutschen Katholiken an der Jahrhundertwende, Knecht, Frankfurt am Main 2000, 239 S., kart., vergriffen, S. 9–24.

129 Vgl. die in den Anmerkungen 71 bis 87 sowie 154, 155 und 163 aufgeführten Titel.

zesen sind fest mit der Kölner Kirche verbunden. Schließlich arbeitet Trippen einen Zusammenhang zwischen der Initiierung der großen katholischen Hilfswerke gegen wirtschaftliche und seelsorgliche Nöte in der Welt und der Bedeutung heraus, die der infolgedessen weltweit bekannte Kölner Kardinal während der ersten Konzilsphase 1962/63 hatte. Maßgeblich unterstützt durch die beiden Bonner Theologieprofessoren Hubert Jedin und Joseph Ratzinger zählte Frings im Kreis der westeuropäischen Bischöfe zu den einflussreichen Befürwortern eines erneuerten Kirchenverständnisses, dass die antimodernistischen Aporien des 19. Jahrhunderts zu überwinden suchte. Dass die Restitution eines geschlossenen Katholizismus nach 1945 nicht mehr realistisch war, hatte Frings frühzeitig eingesehen. Dem widerspricht nicht, dass der über 80-jährige die nachkonziliaren Entwicklungen der deutschen Kirche mit deutlicher Skepsis beobachtete. Eine Darstellung des deutschen Katholizismus zwischen 1945 und 1965 wird auf Trippens Frings-Biografie nicht verzichten können.

Klaus Wittstadts Döpfner-Biografie setzt demgegenüber einen anderen Akzent.[130] Sie schält aus der markanten Führungspersönlichkeit des Münchener Erzbischofs vor allem dessen theologisches Profil heraus. Döpfners Lebensstationen als Student im römischen Priesterseminar, als Bischof von Würzburg, Berlin und München-Freising, als bedeutender Moderator des Konzils sowie Akteur der deutsch-polnischen Versöhnung und nicht zuletzt als die maßgebliche Persönlichkeit der Synode in Würzburg werden als Explikation seines Wahlspruchs »Wir predigen Christus, den Gekreuzigten« interpretiert. Gemessen an der Bedeutung, die der Theologie gerade in der Nachkonzilszeit zukam, ist diese theologische Perspektive durchaus berechtigt. Sie weiterzuführen bleibt nach dem frühen Tod Wittstadts der weiteren Forschung aufgegeben. Die mit einem wissenschaftlichen Kolloquium eingeleitete Öffnung von Döpfners Konzilsnachlass stellt dafür eine ausgezeichnete erweiterte Basis dar.[131] Andererseits war Döpfner zweifellos einer *der* kirchenpolitischen Köpfe seiner Zeit. Eine erweiterte Biografie wird nicht umhin können, der politischen Persönlichkeit Döpfners, wie sie in der bereits erwähnten Aktenedition Schulte-Umbergs dokumentiert ist, weiter nachzugehen.

Ergänzt werden die biografischen Studien zu den bedeutendsten deutschen katholischen Bischöfen durch fundierte Darstellungen über die kirchlichen Binnenstrukturen. Erwin Gatz beschreibt zusammen mit weiteren Kirchenhistorikern in einer achtbändigen »Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts« Bistümer und Pfarreien, deutschsprachige und konfessionelle Minderheiten, Pfarrklerus, Caritas, Kirchenfinanzen, Ordensgemeinschaft und Laien.[132] Die wesentlichen Informationen zu ihrer Geschichte werden auf der Grundlage einschlägiger Forschungsergebnisse jeweils chronologisch zu einer Gesamtschau zusammengeführt, die Hintergründe und Verläufe erkennen lässt und diese zum Teil mit der allgemeinen Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte verknüpft. Die nach 1945 einsetzenden und durch das Konzil theologisch reflektierten und legitimierten Veränderungen werden auf diese Weise in langfristige, bis zur Säkularisation zurückreichende Geschichtsverläufe ein- und zurückgebunden.

Die religiösen Ordensgemeinschaften und die von ihnen getragenen Einrichtungen des katholischen Bildungs- und Sozialwesens sind – wie erwähnt – erst in den letzten Jahren verstärkt ins Zentrum der zeitgeschichtlichen Katholizismusforschung gerückt. Der von

---

130 *Klaus Wittstadt*, Julius Kardinal Döpfner (1913–1976). Anwalt Gottes und der Menschen, Don Bosco, München 2001, 344 S., kart. vergriffen; *ders.*, Julius Kardinal Döpfner, Bischof von Berlin (1957–1961), in: *Kösters/Tischner*, Katholische Kirche in SBZ und DDR, S. 101–146.

131 *Pfister*, Julius Kardinal Döpfner; vgl. auch die Hinweise in Anmerkung 15.

132 Vgl. *Erwin Gatz*, Eine andere Art von Kirchengeschichte. Zum Abschluss der »Geschichte des kirchlichen Lebens«, in: Römische Quartalschrift 103, 2008, S. 147–152.

Gatz herausgegebene Band[133] belegt, wie sehr das Konzil einen tiefgreifenden Bedeutungs- und Gestaltwandel der Orden und des Ordenslebens in Gang setzte. Insbesondere die seit dem 19. Jahrhundert dominierenden caritativen Frauenkongregationen durchliefen institutionelle und organisatorische Veränderungsprozesse. Als Ursachen werden die Auswirkungen des Geburtenrückgangs, der allgemeinen Individualisierung, der Frauenemanzipation angeführt; innerkirchlich wird auf die Folgen der Erosion milieustützender Strukturen, auf die Aufwertung der Laien und die Etablierung alternativer ordensähnlicher Zusammenschlüsse (Säkularinstitute) verwiesen. Nicht erwähnt wird der expandierende Bildungs- und Sozialstaat, der zugleich eine weitere Professionalisierung der sozial tätigen Gemeinschaften einforderte. Unterbelichtet bleibt auch, dass die weitreichende personelle Auszehrung durch ausbleibende Neueintritte entgegen dem äußeren Anschein der Konsolidierung spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg spürbar einsetzte und durch die steigenden Austrittszahlen nach dem Konzil noch verstärkt wurde. Fraglos hatte sich ein enormer Erneuerungsbedarf angestaut, der erst spät auf der Würzburger Synode programmatisch eingeholt wurde. Hier bedarf es noch weiterer Forschungen, um die Wechselwirkungen der innerkirchlichen mit den allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen zu klären.

Das trifft in vergleichbarer Weise auch für den Band über die »Laien in der Kirche«[134] zu. Die Beiträge beschreiben Aufschwung, Blütezeit, gewaltsame Zerschlagung bzw. »Verkirchlichung« (Heinz Hürten) und Wiederaufleben des Verbandskatholizismus zwischen 1848 und dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Herausgestellt wird das eigenständige Wirken der Laienkatholiken im kirchlichen, vor allem aber im gesellschaftlichen Raum, das stets in einer Spannung zur Kontrolle durch den Klerus und den Episkopat stand. Das traf vor allem für die Entwicklung nach 1945 zu: Einerseits nutzte ein wiedererstarkter Verbandskatholizismus die sich eröffnenden sozialen und politischen Gestaltungsmöglichkeiten, um viele seiner Vorstellungen in die sozial-, wirtschafts- und kulturpolitischen Baupläne von Staat und Gesellschaft einzubringen (ohne alle durchsetzen zu können); andererseits drängten innerkirchlich die Bischöfe auf verstärkte kirchenamtliche Integration und religiöse Durchdringung der Laienarbeit im Rahmen der »Katholischen Aktion«. Diese Spannung zwischen katholischem Öffentlichkeitsanspruch und »Verkirchlichung« wurde verschiedentlich organisatorisch ausgeglichen, wie das Beispiel des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zeigt.[135]

Zieht man die eher allgemeinen Ausführungen über die innerkirchlichen Entwicklungen seit dem Konzil mit den Befunden der systematischen Beiträge über Jugend, Frauen, Ehe und Familie sowie die Medien zusammen, zeigt sich: Unter dem Druck von Milieuerosion und konziliarer Aufwertung des Laienapostolats dauern die Spannungen zwischen katholischem Laienengagement und kirchlichem Amt an – und dies, obwohl (oder weil?) die »Verkirchlichung« durch Laienräte in den Pfarreien und professionalisierte Kirchenverwaltungen weiter vorangeschritten ist.[136] Insgesamt ist festzuhalten, dass die Kirchen-

---

133 *Erwin Gatz*, Klöster und Ordensgemeinschaften (Geschichte des kirchlichen Lebens, Bd. 7), Herder, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 2006, 472 S., geb., 45,00 €; exemplarisch die gründliche ereignisgeschichtliche Studie von *Gerhard Lindemann*, Von der Novemberrevolution bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Die Sächsische Franziskanerprovinz 1918 bis 1962, Paderborn/München etc. 2009 (im Druck).

134 *Erwin Gatz*, Die Laien in der Kirche (Geschichte des kirchlichen Lebens, Bd. 8), Herder, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 2008, 655 S., geb., 80,00 €.

135 Vgl. *Liedhegener*, Macht, Moral und Mehrheiten, S. 258–259 und 266–283.

136 So die These von *Wilhelm Damberg/Rosel Oehmen-Vieregge/Sebastian Tripp*, Wie demokratisch kann Kirche sein? Strukturelle Transformationsprozesse in westdeutschen Landeskirchen und Diözesen von 1949 bis 1989, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 101, 2007, S. 465–503, hier: S. 472.

geschichtsschreibung die ereignisgeschichtliche Beschreibung der innerkirchlichen Entwicklungen nach 1945 in den letzten Jahren deutlich vorangetrieben hat.

Um die Prozesse innerkirchlicher »Modernisierung« und »Demokratisierung« zu klären, wird die Forschung den Wechselwirkungen der kirchlichen Standortbestimmungen und kirchlicher Organisation mit den gesellschaftlichen Veränderungen seit den 1960er Jahren noch intensiver nachgehen müssen, und zwar nicht nur mit Blick auf den Laienkatholizismus.[137]

In der DDR

Es dürfte nicht zuletzt mit unterschiedlich akzentuierenden Interpretationen von »Kirche« und »Katholizismus« in der DDR zusammenhängen, dass neben dem stets beträchtlichen Forschungsinteresse an den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen zwischen SED-Staat und katholischer Kirche vornehmlich die binnenkirchliche Organisation und Entwicklung untersucht wird.[138] Die erzielten Ergebnisse ermöglichen zwar auch Antworten auf sozial- und kulturgeschichtlich ausgerichtete Fragen, sind aber aus methodischen Gründen nicht mit diesen identisch.

Vor allem die kirchengeschichtlichen Forschungen Josef Pilvouseks haben in den letzten Jahren ein identitätsstiftendes Selbstverständnis einer »Katholischen Kirche in der DDR« herausgearbeitet. Bereits in den 1950er Jahren habe sich diese auf die DDR-Gesellschaft bezogene, pastorale und theologisch-binnenkirchliche Standortbestimmung herausgebildet, die den prinzipiell weltanschaulich bestimmten Antagonismus ergänzt habe und schließlich in den 1980er Jahren zum Referenzpunkt für eine veränderte, der DDR-Gesellschaft zugewandte Einstellung der katholischen Kirche geworden sei.[139]

Besondere Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang jenen katholischen Einrichtungen zu, welche die kirchenrechtlich bindenden Diözesangrenzen überschritten und auf das gesamte Gebiet der DDR bezogen waren. Dies traf nur eingeschränkt für die in der Berliner Ordinarienkonferenz, seit 1976 in der Berliner Bischofskonferenz zusammengeschlossenen ostdeutschen katholischen Bischöfe zu, die ihre Versammlung zwar als zunehmend eigenständige, aber nie als *nationale* Bischofskonferenz der DDR verstanden. Es galt vor allem für die zentrale katholische Ausbildungsstätte für Priesteramtskandidaten in Erfurt, aber auch für den katholischen St. Benno-Verlag in Leipzig.

Mittlerweile liegen biografische Einzelstudien über Mitglieder der Berliner Ordinarienkonferenz vor. Thomas Thorak behandelt in seiner Studie Bischof Weskamm, der bis 1951 als Vertreter des Erzbischofs von Paderborn in Magdeburg und anschließend bis 1956 als Bischof von Berlin amtierte.[140] Unter schwierigen kirchenpolitischen Bedingungen verstand sich Weskamm in erster Linie als Diasporaseelsorger. Seine politische Handlungsmaxime war von einer seelsorglich motivierten Zurückhaltung bestimmt und unterschied sich damit von der seines Vorgängers wie seines Nachfolgers im Amt, der Berliner Kardinäle von Preysing und Döpfner. Thorak spricht von einem »auf politischer Absti-

137 Zu den ersten Ergebnissen vgl. ebd., S. 498–501.

138 Vgl. auch die in Anm. 11 und 12 nachgewiesenen Forschungsberichte.

139 Vgl. *Josef Pilvousek*, »Die Caritas hat sakramentalen Charakter«. Die katholische Kirche in der DDR und ihre diakonale Dimension, in: *Benedikt Kranemann/Thomas Sternberg/Walter Zahner* (Hrsg.), Die diakonale Dimension der Liturgie, Freiburg im Breisgau/Basel etc. 2006, S. 161–177; *ders.*, Ein geistlich-geistiges Leitbild für die katholische Kirche in der DDR. Kirche als theologische Basiswirklichkeit, in: Christi Spuren im Umbruch der Zeiten. Festschrift für Bischof Joachim Wanke zum 65. Geburtstag, Leipzig 2006, S. 301–318; *ders.*, Die katholischen Bischöfe in der SBZ/DDR. Zentralisierte Kirchenführung im Horizont totalitärer Macht, in: HJb 126, 2006, S. 439–463.

140 *Thomas Thorak*, Wilhelm Weskamm. Diasporaseelsorger in der SBZ/DDR (Erfurter Theologische Studien, Bd. 96), Echter, Würzburg 2009, 359 S., kart., 24,00 €.

nenz beruhende[n] pastorale[n] Ansatz Weskamms« und bestätigt das von der Forschung bereits herausgearbeitete kirchenpolitische ›Profil‹ dieses Berliner Bischofs. Ob allerdings Weskamm entscheidende Bedeutung für die Zentralisierung der katholischen Kirchenführung in der DDR hatte, wie Thorak herausstellt, muss bezweifelt werden, weil der beigebrachte quellenmäßige Nachweis unzureichend ist. Zugleich werden die tieferen theologischen und pastoralen Motivstrukturen im Denken Weskamms nur ansatzweise erkennbar. Zwar beschreibt Thorak wichtige seelsorgliche Herausforderungen, denen sich Weskamm in der konfessionellen wie ideologischen Diaspora gegenübersah, wobei die Entwicklungen in Westberlin unberücksichtigt bleiben. Jedoch wird die aufschlussreiche Perspektive, die oftmals unterbelichtete, seelsorgliche Seite im bischöflichen Handeln herauszuarbeiten, durch weitere Forschungen vertieft werden müssen.

Der Görlitzer Kapitelsvikar Ferdinand Piontek, der seit 1945 als Rechtsnachfolger des Breslauer Kardinals Bertram amtierte, zählte zu jenen katholischen Ordinarien, die schon früh aus den machtpolitischen Realitäten seelsorgliche Konsequenzen für ihren kirchlichen Verwaltungsbezirk einleiteten. Konrad Hartelts kirchenhistorische Biografie stellt die große Bedeutung heraus, die bereits Pionteks Wirken als Pfarrer im pommerschen Köslin und seit 1923 als Vorsitzender des Schlesischen Bonifatiusvereins bistumsweit für den Aufbau des Katholizismus in der schlesischen Diaspora hatte.[141] Seine Erfahrung in der Breslauer Bistumsverwaltung kam ihm nach 1945 zugute. Piontek, der den Sozialismus unmissverständlich ablehnte, ordnete die grundsätzliche kirchenpolitische Auseinandersetzung klar dem Ziel unter, eine geordnete Seelsorge und Kirchenadministration aufzubauen und zu sichern. Entsprechend positionierte sich Piontek im Kreis der ostdeutschen Bischofskonferenz. Die ansonsten sehr überzeugende Darstellung Hartels hat an dieser Stelle ein Defizit. Sie übernimmt ungeprüft Pionteks Urteil über die Führungsschwäche des Berliner Bischofs von Preysing und rückt den Görlitzer Kapitelsvikar wenig überzeugend in eine Linie mit dem dezidiert kirchenpolitisch agierenden Bischof Döpfner. Die unbeachtet gebliebene Studie Tischners und die nicht rezipierte Aktenedition Schulte-Umbergs belegen anderes.[142]

Inwieweit eine weitere inzwischen abgeschlossene, aber noch unveröffentlichte Studie über den Meißener Bischof Spülbeck sowie die noch in Vorbereitung befindlichen Editionen der Bischofsakten neues und zusätzliches Licht auf das Wirken der geistlichen Führungselite in der DDR werfen, bleibt abzuwarten.[143]

Josef Pilvouseks Studie über das »Philosophisch-Theologische Studium« in Erfurt macht deutlich, wie sehr die besondere Gründungsgeschichte dieser kircheneigenen Schulungsstätte für den angehenden Klerus identitätsstiftend wirkte[144]: Der SED-Staat musste letztlich wider Willen eine DDR-weit unabhängige Ausbildungsstätte genehmigen, was historisch einmalig ist; deren relativ ungehinderte Fortführung bis 1989 ist ebenso bemerkenswert. Zugleich gelang es dem Berliner Bischof Weskamm, die kircheninternen Auseinandersetzungen über Kompetenzen, Zuständigkeiten und Finanzierungsfragen zu über-

---

141 *Konrad Hartelt*, Ferdinand Piontek (1878–1963). Leben und Wirken eines schlesischen Priesters und Bischofs (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 39), Böhlau, Köln/Weimar etc. 2008, 455 S., geb., 54,90 €.

142 Vgl. *Schulte-Umberg*, Die DDR, Nr. 224, S. 550 f.; zu *Tischner* vgl. Anm. 108.

143 Vgl. *Christian März*, Otto Spülbeck, Bischof von Meißen, theol. Diss., Erfurt 2009; Clemens Bordkorbs Studie über den nachmaligen Erfurter Bischof Hugo Aufderbeck behandelt die für sein pastoraltheologisches Selbstverständnis prägende Zeit als Seelsorgeamtsleiter im Erzbischöflichen Kommissariat Magdeburg. Vgl. *Clemens Brodkorb*, Bruder und Gefährte in der Bedrängnis. Hugo Aufderbeck als Seelsorgeamtsleiter in Magdeburg. Zur pastoralen Grundlegung einer »Kirche in der SBZ/DDR«, Paderborn 2002; vgl. auch Anm. 130.

144 *Josef Pilvousek*, Theologische Ausbildung und gesellschaftliche Umbrüche. 50 Jahre Katholische Theologische Hochschule und Priesterausbildung in Erfurt (Erfurter Theologische Studien, Bd. 82), St. Benno-Verlag, Leipzig 2002, 348 S., kart., 24,00 €.

winden und das Erfurter Theologenseminar zum Mittelpunkt eines DDR-weiten Ausbildungsnetzwerkes für den katholischen Klerus zu machen.[145] Von den 1.752 Priesteramtskandidaten, die bis 1989 in Erfurt das Theologiestudium aufnahmen, wurden 895 geweiht. Die Kehrseite war, dass Laien grundsätzlich der Zugang zum Theologiestudium verwehrt werden musste, um den Status der ausschließlich für die Priesterausbildung gegründeten Schulungsstätte nicht zu gefährden. Der Gasthörerstatus blieb die Ausnahme. Für Frauen, die zuvor in kircheneigenen Stätten für den kirchlichen Dienst in der Pfarrgemeinde (Seelsorgehelferin, Katechetin) oder für den kirchlich-caritativen Dienst in den Bereichen Kinder- und Jugendhilfe oder Sozialfürsorge geschult worden waren, wurde 1962 ein eigenes Seminar an das Erfurter Studium angegliedert. Die Erfolgsgeschichte einer unabhängigen, kircheneigenen Ausbildungsstätte im totalitären SED-Staat blieb jedoch nicht von gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen unberührt, wie die zurückgehende Anzahl der Priesteramtskandidaten dokumentiert. Für künftige Forschungen wäre hier eine erweiterte, etwa den gesellschaftlichen Wandel in der DDR einbeziehende Perspektive erstrebenswert.

Elisabeth Preuß hat auf der Grundlage kirchenamtlicher und verlagseigener Aktenüberlieferungen die spannungsreiche Geschichte des katholischen St. Benno-Verlages von dessen Lizenzierung 1950 bis in die jüngste Gegenwart sorgfältig nachgezeichnet.[146] Bereits im Titel schreibt die Autorin dem Verlag die Bedeutung zu, »Kanzel der DDR« gewesen zu sein. In der Tat nahm der unter dem Damoklesschwert ständiger Papierkontingentierung und Zensur agierende Leipziger Verlag mit seiner staatlich tolerierten religiösfrommen Kirchenpresse und Literatur eine identitätsstiftende Funktion für die katholische Kirche in der DDR wahr. Problematisiert wird diese Funktion nicht. Die bereits 1987 von Renate Hackel skizzierte und von der Forschung aufgearbeitete Geschichte des katholischen Westberliner Morus-Verlages, in dem mit dem *Petrusblatt* ein dezidiert antikommunistisches Kirchenblatt erschien, bleibt unberücksichtigt.[147] Der alte innerkatholische Grundsatz- und Strategiekonflikt, der die Geschichte des Benno-Verlages zumindest im ersten Jahrzehnt seines Bestehens tief berührte, bleibt ausgeblendet.

Eine noch zu schreibende Geschichte der katholischen Medien in der DDR hätte außer dem im katholischen Eichsfeld beheimateten Cordier-Verlag auch die Bedeutung der Rundfunkarbeit[148] sowie der katholischen Filmarbeit zu berücksichtigen. Letztere beschreibt Alexander Seibold in seiner auf Zeitzeugenaussagen gestützten Studie.[149] Zwischen 1954 und 1989 verfassten fünf engagierte Laienkatholiken unter dem schützenden Dach der katholischen Kirchenverwaltungen in Magdeburg und Erfurt zu über 4.500 in der DDR vorgeführten Filmen kritische Besprechungen, die sie einem kleinen Abonnentenkreis in Pfarrgemeinden und katholischen Einrichtungen unter zum Teil abenteuerlichen Bedingungen zukommen ließen. Diese in einem kleinen Bereich wirksame Gegenöffentlichkeit wäre allerdings in ihrer Eigenart näher zu untersuchen, zeigt sich doch, dass sich die ›katholischen‹ Bewertungsmaßstäbe, die die Rezensenten bei ihrer Filmkritik anlegten, im Laufe der Zeit wandelten.

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) bildete auch in der DDR das zentrale innerkirchliche Ereignis. Der innerkatholische Rezeptionsprozess unter dem Vorbehalt

---

145 Vgl. dazu auch *Daniel Lorek* (Hrsg.), In nomine Domini! Die Huysburg – zur Geschichte des Priesterseminars, Leipzig 2004.

146 *Elisabeth Preuß*, Die Kanzel in der DDR. Die ungewöhnliche Geschichte des St. Benno-Verlages (Erfurter Theologische Schriften, Bd. 34), St. Benno-Verlag, Leipzig 2006, 297 S., geb., 12,50 €.

147 Vgl. *Tischner*, Katholische Kirche in der SBZ/DDR 1945–1951, S. 476–561.

148 Vgl. dazu *Christine Bartlitz*, Katholische Medien und Öffentlichkeiten in der Ära Ulbricht, in: *Kösters/Tischner*, Katholische Kirche in SBZ und DDR, S. 219–249.

149 *Alexander Seibold*, Katholische Filmarbeit in der DDR. »Wir haben eine gewisse Pfiffigkeit uns angenommen« (Literatur – Medien – Religion, Bd. 9), LIT-Verlag, Münster 2003, 223 S., kart., 19,90 €.

selbst gewählter »politischer Abstinenz« ist verschiedentlich thematisiert worden, wobei die Reichweite umstritten ist, mit der die weltkirchlichen Reformen auch die Diasporakirche in der DDR erreichen konnte oder sollte.[150] Die ältere, schon von Zeitgenossen vertretene These, hebt darauf ab, der Berliner Kardinal Bengsch habe die Rezeption der Beschlüsse und die innerkirchlichen Reformen aus kirchenpolitischen Erwägungen bewusst verhindert. Als Motive für Bengschs restriktiven, unter den Bischofskollegen umstrittenen Kurs werden bisher seine Theologie, sein Amtsverständnis und – kirchenpolitisch – die Verhinderung der staatlichen Differenzierungspolitik angeführt. Außerdem wird in der Literatur auf soziale und mentale Faktoren verwiesen, die einer Rezeption eher entgegenstanden: die Generationenlagen der Pfarrer, die Studentengruppierungen und aufstiegsorientierten Akademiker, die nach dem intellektuellen Aderlass vor 1961 nach innerkirchlicher Emanzipation und kirchlichen Anknüpfungen zur sich politisch und ökonomisch verändernden sozialistischen Gesellschaft suchten; schließlich die zeitlich verspäteten Milieuveränderungen im Eichsfeld, die vorausgreifende konziliare Anpassungsprozesse ›vor Ort‹ noch lange als nur bedingt notwendig scheinen ließen.

Diese Befunde werden mittlerweile mit korrigierenden Akzenten versehen, so dass von einer nur *partiellen* Nicht-Rezeption des Konzils[151] durch die katholische Kirche in der DDR gesprochen wird. Zuletzt haben Dieter Grande und Peter-Paul Straube die 1969 bis 1971 tagende Synode des Bistums Meißen mit ihren Beschlüssen sowie ihren Teilnehmern dokumentiert und so die Quellengrundlage verbreitert.[152] Die Neuveröffentlichung der Dekrete einschließlich der von der Synode eingeholten Gutachten westdeutscher Theologen fügt sich in jene Reihe von Einzelforschungen ein, die vor allem auf den ungehinderten Informationsfluss, die ungestörte Umsetzung der Liturgiereform und die Einbindung von Laien durch Pfarrgemeinderäte hinweisen. In die Geschichtsschreibung über die katholische Kirche in der SBZ und DDR integriert sind diese Gesichtspunkte noch nicht; eine systematische Erforschung der Geschichte und Wirkungsgeschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils in der DDR bleibt ein dringliches Desiderat.

In welcher Weise sich das Bewusstsein, »Katholische Kirche in der DDR« zu sein, unter den veränderten gesellschaftlichen und innerkirchlichen Bedingungen wandelte, lässt sich besser klären, wenn man berücksichtigt, dass das kirchliche Ritenmonopol vom Staat gebrochen und die rituelle Praxis auf kleine, vornehmlich katholische Nischen beschränkt war. Unter den Katholiken wurde diese Entwicklung durch die strukturelle Schwäche in einer protestantischen Mehrheitsregion begünstigt, in der die Kirchenbindung durch Kultpraxis schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts eher die Ausnahme war. So deutet Stephan George in seiner liturgiewissenschaftlichen Studie die endgültige Abdrängung christlicher Erdbestattungen durch die staatlich unterstützten, preiswerteren Feuerbestattungen in den 1970er Jahren zu Recht auch als Gradmesser für das Leben vieler Menschen ohne Religion und Kirche.[153]

---

150 Vgl. *Josef Pilvousek*, Die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils in der katholischen Kirche in der DDR, in: RJbKG 26, 2007, S. 107–120; *ders.*, Konziliare Impulse im Spannungsfeld kirchenpolitischer und innerkirchlicher Entwicklungen. Die Katholische Kirche in der DDR 1966 bis 1973, in: *Katarzyna Stoklosa/Andrea Strübind* (Hrsg.), Glaube – Freiheit – Diktatur in Europa und den USA. Festschrift für Gerhard Besier zum 60. Geburtstag, Göttingen 2007, S. 287–300; außerdem *Grütz*, Katholizismus in der DDR-Gesellschaft, S. 79–188.

151 *Pilvousek*, Rezeption, S. 120.

152 *Dieter Grande/Peter-Paul Straube* (Hrsg.), Die Synode des Bistums Meißen 1969 bis 1971. Die Antwort einer Ortskirche auf das Zweite Vatikanische Konzil, St. Benno-Verlag, Leipzig 2005, 387 S., kart., 14,80 €.

153 *Stephan George*, Bestattung und katholische Begräbnisliturgie in der SBZ/DDR. Eine Untersuchung unter Berücksichtigung präskriptiver und deskriptiver Quellen (Erfurter Theologische Studien, Bd. 89), Echter, Würzburg 2006, 362 S., kart., 24,00 €.

V. Was kommt nach der Milieuforschung? Befunde, Deutungsangebote und Methodenfragen

Resümiert man zunächst die Befunde und ordnet sie in den Kontext der Katholizismusforschung ein, so lässt sich eine Reihe von Ergebnissen festhalten:

1. Der noch vor einigen Jahren mit Blick auf die Sozialgeschichte der Nachkriegsepoche reklamierte Rückstand der Katholizismusforschung besteht nicht mehr.[154] Methodisch ist eine Verbreiterung der herangezogenen Untersuchungsansätze und theoretischen Konzepte zu beobachten. Neben die profane Ereignis- und Institutionengeschichte sind mittlerweile sozial- und kulturgeschichtliche, aber auch theologiegeschichtliche Ansätze getreten.[155] Thematisch konzentriert sich das Interesse nach dem Vorrang der DDR-Forschung in den 1990er Jahren mittlerweile wieder verstärkt auf die Geschichte des Katholizismus in der Bundesrepublik und hier vor allem auf die ersten drei Jahrzehnte nach 1945. In diesem Zusammenhang schreitet auch die Aufarbeitung neuer Quellenbestände voran, von denen weitere Aufschlüsse über die 1940er/1950er Jahre zu erwarten sind.

2. Weithin anerkannt wird inzwischen die Bedeutung, die der politische Katholizismus für die Etablierung der jungen westdeutschen Demokratie hatte. Der geleistete personelle und ideelle Beitrag zur politischen und sozialen Gestaltung des neuen Staatswesens war erheblich, die politische Integration vormals gegeneinander abgegrenzter Konfessionen grundlegend. Es zeigt sich jedoch sehr deutlich, dass die enge Vernetzung des politischen Katholizismus keineswegs automatisch gleichzusetzen ist mit einem direkten Einfluss der katholischen Kirche auf politische Entscheidungsprozesse der Adenauer-Regierung. Auch fallen die Zäsuren in der Politik der Bundesrepublik nicht mit Stabilisierung und beschleunigter Erosion des katholischen Milieus zusammen.

Interessant ist, wie die Wechselwirkungen zwischen Politik und Katholizismus dazu führen, dass einerseits katholische Spezifika wie etwa das Subsidiaritätsprinzip Eingang in das politische Selbstverständnis der jungen Bundesrepublik finden und dass andererseits die Erfolgsgeschichte der vom Katholizismus maßgeblich mitgetragenen zweiten deutschen Demokratie die Binnenverfassung von katholischer Kirche und Katholizismus umgestaltet. Die bislang vorliegenden Pionierstudien, die über den Beginn der 1970er Jahre hinausreichen, legen es nahe, hier von einem Lernprozess auszugehen, der die deutschen Katholiken, ihre Organisationen sowie in der politischen Praxis die deutschen Bischöfe in die sich entfaltende bundesdeutsche Zivilgesellschaft führte. Das Ende des klassischen katholischen Milieus ist eben nicht gleichbedeutend mit dem Ende des politischen Einflusses eines zunehmend binnenpluraleren politischen Katholizismus.

Solche Entwicklungen lenken den Blick auf die Wechselwirkungen zwischen den gesellschaftlichen und *inner*katholischen Entwicklungen allgemein nach 1945. Die Integration der Vertriebenen in die Nachkriegsgesellschaft sprengte nicht nur die Abgrenzung zwischen den Konfessionen auf, sondern trug vermutlich auch zur Erosion des katholischen Milieus in seiner überkommenen bzw. nach 1945 reaktivierten Form bei. Der enorme Zustrom von Katholiken, der sich in den ersten Jahren der Bundesrepublik nicht zuletzt in steigendem Kirchenbesuch und zahlreichen Kirchenneubauten niederschlug, wirkte nur scheinbar der Säkularisierung entgegen, welche katholische Organisationsstrukturen (z. B. Vereine, Orden) auszuzehren und zentrale katholische Leitbilder (z. B. von der Familie) zu verändern begann. Der Anteil der Migration an der Säkularisierung und Milieuerosion ist noch nicht hinreichend erforscht. Ähnlich wie die empirischen Belege für

154 Vgl. *Benjamin Ziemann*, Der deutsche Katholizismus im späten 19. und im 20. Jahrhundert. Forschungstendenzen auf dem Weg zu sozialgeschichtlicher Fundierung und Erweiterung, in: AfS 40, 2000, S. 402–422; *Damberg*, Katholizismus, S. 131–149.

155 Vgl. *Urs Altermatt*, Katholizismus und Kultur. Europäische Forschungsperspektiven, in: *Stoklosa/Strübind*, Glaube – Freiheit – Diktatur in Europa und den USA, S. 273–285.

den langfristigen, sich nach 1945 letztlich fortsetzenden Entkirchlichungsprozess schützen vor allem die ersten Beobachtungen zur Migration vor dem nicht nur in der Öffentlichkeit oft anzutreffenden Kurzschluss, erst die Rezeption des Konzils habe die Kirchenkrise in Deutschland bewirkt.

Damit stellt sich die Frage, welche Bedeutung das Zweite Vatikanische Konzil als weltkirchliches Zentralereignis und die deutschen Synoden in Würzburg und Dresden für die Neuorientierung kirchlicher Binnenlogiken hatten. Zu fragen ist also nach der Rezeption des Konzils im engeren Sinne, aber darüber hinaus auch nach der daraus neu hervorgehenden Mitgestaltung des gesamtgesellschaftlichen Wandels. Der Veränderungsprozess verlief nicht nur in eine, die kirchliche Richtung. Hinter Begriffen wie »Pluralisierung« und »Wechselwirkungen« verbirgt sich mithin ein sehr komplexes Gefüge verschiedener, auch von Ungleichzeitigkeiten geprägter Entwicklungsstränge und -ebenen, dessen Erforschung erst in jüngster Zeit begonnen hat.

3. Im Vergleich zur Bundesrepublik entwickelte sich die katholische Kirche in der SBZ und DDR in wesentlichen Punkten geradezu gegensätzlich. Die Forschungen der letzten Jahre haben gezeigt, dass sich die Deutschen nach vier Jahrzehnten der Teilung auf kaum einem Gebiet so sehr unterschieden wie auf dem Gebiet der kirchlichen Bindung und religiösen Orientierung. Der Säkularisierungsprozess verlief in der SBZ/DDR weitaus radikaler, für Katholiken und Protestanten allerdings in unterschiedlichen Dimensionen. Anders als in der Bundesrepublik ist zuerst danach zu fragen, in welchem Umfang und mit welchem Erfolg dieser Prozess ein von der SED religionspolitisch intendierter und induzierter war. Überdies ist mittlerweile Forschungskonsens, dass das westdeutsche Modernisierungsparadigma für die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in der DDR nicht ohne Weiteres greift. Gleichwohl zeichnen sich infolge der Erhöhung des materiellen Lebensstandards und sozialstaatlicher Leistungen insbesondere seit Mitte der 1970er Jahre auch kulturelle Wandlungsprozesse ab, die Kennzeichen einer partiellen Modernisierung tragen.[156]

Für die Formierung und Ausgestaltung des minoritären Katholizismus in der DDR ist also stärker zu unterscheiden, ob sie auf die prinzipiell kirchenfeindliche Politik des SED-Staates oder auf gesellschaftliche Veränderungen in der DDR zurückzuführen sind. Der Mauerbau erweist sich dabei als markante Zäsur: Die offene Konfrontation trat zugunsten einer verdeckten zurück. Kirchlicherseits führte dies zu dem Dilemma, sowohl auf den mit der partiellen Modernisierung einhergehenden Entkirchlichungsprozess als auch auf die innerkirchlichen Reformen des Konzils stets nur unter politischem Vorbehalt reagieren zu können. Die Ambivalenzen kirchlichen Verhaltens, wie sie sich etwa in der eingeschränkten Rezeption des Konzils schon früh zeigten, traten zunehmend deutlicher zutage und konnten trotz eines Umsteuerns der Bischöfe in den 1980er Jahren bis zum Ende der DDR nicht mehr aufgefangen werden.

4. Was forschungsbedingt zunächst als verzerrte, weil vor allem auf die Kirche in der DDR konzentrierte Perspektive erscheinen musste, erweist sich nunmehr in der Gesamtschau auf die Geschichte beider deutscher Teilstaaten als anregend: Im Vergleich des Katholizismus in beiden deutschen Teilstaaten können Erosion und Wandel von Kirche und katholischem Milieu in den 1960er/1970er Jahren gleichsam unter positivem wie negativem politischem Vorzeichen beobachtet werden.

Die insgesamt bemerkenswerte Zwischenbilanz der letzten zehn Jahre Katholizismusforschung schließt die Benennung von Forschungsdesideraten ein: Das Verhältnis von

---

156 Vgl. die Beiträge von *Detlef Pollack*, Wie modern war die DDR?, sowie *Karl Gabriel*, Zur Bedeutung der Religion für die Gesellschaft und Lebensführung in Deutschland, in: *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.), Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 55), Oldenbourg Verlag, München 2004, 339 S., geb., 59,80 €, S. 175–205 sowie 261–276.

Katholizismus und Medienöffentlichkeit[157] ist ebenso unzureichend untersucht wie die Bedeutung des Genderaspekts für Katholizismus und Kirche.[158] Auch fehlt die systematische Erforschung kirchlicher Führungskreise und ihrer Netzwerke.[159] Hinzuweisen wäre schließlich auf die für Kirche und Katholizismus bedeutsame Einbeziehung der europäischen Perspektive[160], zumal des Ost-West-Konfliktes.

Mit diesem Gesamtfazit könnte es sein Bewenden haben.[161] Doch bleibt im Blick auf das Erreichte inhaltlich-thematisch wie methodisch auch der Eindruck, dass die Katholizismusforschung der jüngeren und jüngsten deutschen Zeitgeschichte mittlerweile ein vielfach wenig zusammenhängendes und nicht wirklich systematisch beackertes Forschungsfeld ist. Vor zwei Jahrzehnten wies vor allem Urs Altermatt mit seinem bahnbrechenden Buch »Katholizismus und Moderne« am Beispiel der Schweiz einen neuen Weg zu einer sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Erforschung des Katholizismus. Seitdem hat das Konzept des »katholischen Milieus« und dessen empirische Untersuchung »von unten und von innen« – wie eingangs betont – zum historischen Verständnis von Kirche und Katholizismus entscheidend beigetragen.[162] Mit Wilhelm Dambergs 1997 erschienener Pionierstudie über den »Abschied vom Milieu« hatte dieser Forschungsstrang auch die gemeinhin als Erosionsphase gekennzeichneten Jahre nach 1945 erreicht.[163] Dabei verwies das Fragezeichen, das Damberg dem Titel seines Buches hinzugefügt hatte, auf noch offene Fragen, deren Beantwortung sich die Katholizismusforschung in den letzten Jahren in Teilen zugewandt hat. Für ein abschließendes Bild ist es aber, wie die vorliegende Sichtung der Literatur zeigt, noch zu früh.

Die Forschungen der letzten Jahre haben in die historischen Verläufe gleichwohl mehr Klarheit gebracht. Nach einer relativ kurzen Phase der Restabilisierung des katholischen Milieus nach 1945 in Westdeutschland überwogen ab Mitte der 1950er Jahre die Zeichen einer nachlassenden Bindungskraft der wiedererstarkten besonderen Sozialform des deutschen Katholizismus. Dessen lebensprägende Wirkung von der Wiege bis zur Bahre löste

---

157 Vgl. *Nicolai Hannig/Benjamin Städter*, Die kommunizierte Krise. Kirche und Religion in der Medienöffentlichkeit der 1950er und 60er Jahre, in: SZRKG 101, 2007, S. 151–183.

158 Bislang liegen allenfalls Problemanzeigen vor. Vgl. *Michaela Sohn-Kronthaler/Andreas Sohn*, Frauen im kirchlichen Leben. Vom 19. Jahrhundert bis heute, Kevelaer 2008; *Gisela Muschiol* (Hrsg.), Katholikinnen und Moderne. Katholische Frauenbewegung zwischen Tradition und Emanzipation, Münster 2003.

159 Vgl. *Andreas Burtscheidt*/*Bernhard Frings*, Ein Biografisch-Bibliografisches Internet-Lexikon für das katholische Deutschland, in: Römische Quartalschrift Heft 3–4, 2007, S. 226–236; dazu auch URL: <http://wikinger-escience.imk.fraunhofer.de/xwiki/bin/view/Main/WebHome> [31.3.2009]; Kristian Buchna untersucht in einer von Andreas Wirsching (Augsburg) begleiteten Dissertation das Wirken des Katholischen Büros und seines Leiters, Prälat Wilhelm Böhler, unter dem Titel »Gelebte Partnerschaft – Die Praxis der Beziehungen von Kirchen und Staat in der frühen Bundesrepublik«. Claudio Kullmann arbeitet an einer von Antonius Liedhegener (Luzern) betreuten Dissertation über »Religion in der demokratischen Öffentlichkeit. Eine Untersuchung der Deutschen Katholikentage seit 1978«. Simon Oelgemöller bereitet bei Andreas Rödder (Mainz) eine Dissertation über »Karl Forster (1928–1981) und der deutsche Katholizismus in der politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland« vor.

160 Vgl. das von der DFG Ende 2008 an der Universität und am Institut für Europäische Geschichte in Mainz eingerichtete Graduiertenkolleg zum Thema »Die christlichen Kirchen vor der Herausforderung Europa«, URL: <http://www.uni-mainz.de/presse/26489.php> [31.3.2009].

161 Vgl. auch den Literaturbericht von *Mark Edward Ruff*, Integrating Religion into the Historical Mainstream. Recent Literature on Religion in the Federal Republic of Germany, in: Central European History 42, 2009, S. 1–31.

162 Vgl. *Urs Altermatt*, Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1989, S. 28.

163 Vgl. *Wilhelm Damberg*, Abschied vom Milieu? Katholizismus im Bistum Münster und in den Niederlanden 1945–1980, Paderborn/München etc. 1997

sich in der Modernisierungsphase der bundesdeutschen Gesellschaft nicht zuletzt wegen der ernormen wirtschaftlichen und politischen Erfolge der Bundesrepublik auf, öffnete aber auch den Weg zu einem pluraleren Katholizismus in einer demokratischen Gesellschaft. Im Einzelnen gibt es ernst zu nehmende Indizien, die dafür sprechen, dass die für andere Sozialmilieus wie etwa das der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bereits aufgezeigte Ungleichzeitigkeit von Milieuentwicklungen auch für den deutschen Katholizismus zutreffen: Prozesse des Milieuausbaus fanden insbesondere nach 1945 durchaus zeitgleich mit solchen der Milieuerosion statt.[164] Eine genauere Bestimmung, Ausdifferenzierung und Bilanzierung dieser gegenläufigen Prozesse bleibt, das zeigen die hier versammelten Arbeiten, eine noch zu leistende Aufgabe.

Zugleich stellt sich aber im Blick auf die Geschichte von Kirche und Katholizismus eine neue Aufgabe, die über den theoretischen Rahmen der Milieuforschung im Sinne der Geschichte sozialer Großformationen bzw. Sondergesellschaften hinausweist. Unverkennbar ist die bislang vorherrschende Perspektive der Erosion des katholischen Milieus, die sich bis zum heutigen Tag etwa im anhaltenden Rückgang der Kirchlichkeit niederschlägt, dem quer durch die sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen mittlerweile weithin kritisierten, ja gescholtenen Säkularisierungsparadigma verwandt bzw. geschuldet. Auch wenn man sich die derzeit wohlfeile Kritik am Säkularisierungsparadigma nicht in toto zu eigen macht, weil die Geschichte Europas einschließlich Nordamerikas seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts eben auch eine Geschichte von Säkularisation und Säkularisierung ist, die Religionsfreiheit, Menschenrechte und Demokratie maßgeblich beförderte, aber auch den Abgrund der Totalitarismen des 20. Jahrhunderts ermöglichte, steht die kritische Revision der Säkularisierungsthese für eine wichtige, auch für die Katholizismusforschung relevante Neuorientierung: Wenn Religion eben nicht einfach gänzlich verschwindet, stellt sich damit auch die Frage nach der Gestalt von Kirche und Katholizismus nach dem Ende des Milieus. Anders gewendet: Mit der Auflösung des katholischen Milieus stößt auch das Milieutheorem an seine Grenzen. Neu zu diskutieren ist daher zum einen die Frage nach der Reichweite seines Analysepotenzials und – wohl noch drängender – zum anderen die Frage nach anschlussfähigen, aber eben doch neuen Deutungsangeboten, die die verschiedenen historischen Befunde zur Geschichte des deutschen Katholizismus nach 1945 zusammenzubinden vermögen. Im Raum steht die Frage: Was kommt nach der Milieuforschung?

In der gegenwärtigen Forschung wird diese Frage häufig unter dem Label der Transformation von Religion (des Katholizismus) angegangen.[165] Der Transformationsbegriff teilt mit anderen Konzepten wie »religiöser Wandel« oder »Umbau« bislang eine gewisse Unbestimmtheit, die ihm einerseits eine heuristisch durchaus fruchtbare, weil intellektuell anregende Attraktivität verleiht, andererseits aber – und das ist ein Rückschritt im Vergleich zur stark theoriegeleiteten empirischen Forschung im Rahmen des Milieukonzepts – kaum erklärende oder doch wenigstens erkenntnisstrukturierende Kraft verleiht. Eine erstrebenswerte Erklärung für den Wandel von Kirche und Katholizismus müsste den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Kontext systematisch einbeziehen.

Ein vielversprechender Anknüpfungspunkt, der es der Katholizismusforschung erlauben sollte, ihre Gegenstände auf eine neue Perspektive der Sozial- und Gesellschaftswissenschaften zu beziehen, ist nach Meinung der Autoren das aktuelle disziplinenübergreifende Interesse an der Bürger- bzw. Zivilgesellschaft und ihrer Bedeutung für Wirtschaft,

---

164 *Franz Walter*, Milieus und Parteien in der deutschen Gesellschaft. Zwischen Persistenz und Erosion, in: GWU 46, 1995, S. 479–493, hier: S. 481.

165 Prominent wird dieser Zugang zur Zeit von der interdisziplinären DFG-Forschergruppe »Transformation der Religion in der Moderne« an der Ruhr-Universität Bochum vertreten, unter deren Dach eine Reihe von Teilprojekten zur Geschichte des Katholizismus angesiedelt sind. Vgl. die Einzelheiten unter der URL: <http://www.fg-religion.de/> [31.3.2009].

Politik, Privatsphäre und eben auch Religion.[166] Der Frage nachzugehen, wie Kirche und Katholiken historisch in die bundesdeutsche Zivilgesellschaft einzuordnen sind, in welchen Bereichen sie sich engagierten, welchen Beitrag sie damit für das demokratische Gemeinwesen leisteten und welche Rückwirkungen dies auf die kirchliche Binnenverfassung hatte, könnte ein zentraler Schlüssel zur Geschichte des Katholizismus nach dem Ende des Milieus sein.

Die Frage nach der Stellung von Kirche und Katholiken in der Zivilgesellschaft eröffnet darüber hinaus Forschungsperspektiven und Interpretationsmöglichkeiten nicht nur für demokratische Gesellschaften, sondern auch für die Stellung und das Verhalten der katholischen Kirche und ihrer Akteure in diktatorischen Regimen. Das historische Interesse richtet sich hier auf zivilgesellschaftliche Nischen, die unter den Bedingungen der SED-Diktatur intermediäre Organisationsformen, kirchlich-katholische zumal, bewahrten oder neu entwickelten[167], sodann auf die Bedeutung der christlichen Kirchen für die Neurekrutierung bürgerlicher Eliten und nicht zuletzt auf jene – absichtsvoll unternommenen, ihnen zugewachsenen oder verweigerten – Beiträge, die die Kirchen zur Aufrechterhaltung bzw. Wiederherstellung einer freien Gesellschaft leisteten. Vor diesem Hintergrund stellt sich auch die Frage nach der Bedeutung des Katholizismus als gesamtdeutsche Klammer des geteilten Deutschland noch einmal neu. Und schließlich erweist sich das Konzept der Bürger- bzw. Zivilgesellschaft als anschlussfähig für die gegenwärtigen Debatten über Religion, Gesellschaft und Moderne sowie die künftigen Überlegungen zu einer europäischen Religionsgeschichte.[168]

Mit der Erforschung zivilgesellschaftlichen Handelns muss zugleich der Blick für die Relevanz jener binnenkirchlichen Logiken geschärft werden, die schon für das Verständnis des katholischen Milieus zentral waren und die zu einem Motivkern zivilgesellschaftlichen wie innerkirchlichen Handelns führen. Hier sind ebenfalls noch konzeptionelle Forschungsanstrengungen vonnöten, um die immer noch normativ besetzte exklusive Deutung des Entkirchlichungsprozesses als Säkularisierungs- und Kirchenkrise zu relativieren. Zudem scheint eine kritische Auseinandersetzung mit organisationssoziologischen Ansätzen geboten, die solche motivationsbezogenen Binnenlogiken zugunsten eines formalen Organisationsverständnisses von Kirche bewusst nicht berücksichtigen.

Eine Geschichte der katholischen Kirche und des Katholizismus in Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts muss noch geschrieben werden. Insgesamt – so meinen wir – liegen in der Katholizismusforschung für ein solches Ziel bereits beachtliche empirische Forschungsergebnisse vor. Bleibt zu hoffen, dass die methodischen Reflexionen und Debatten etwa zum Wandel des Katholizismus von einer Sondergesellschaft zum binnenpluralen Teilhaber und Akteur in der demokratischen Zivilgesellschaft intensiviert werden. Dies scheint zwingend, aber auch äußerst reizvoll, wenn die Katholizismusforschung der komplexen, doppelten deutschen Zeitgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gerecht zu werden sucht.

---

166 Zum folgenden vgl. *Christoph Kösters/Antonius Liedhegener/Wolfgang Tischner*, Religion, Politik und Demokratie. Deutscher Katholizismus und Bürgergesellschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: HJb 127, 2007, S. 353–392.

167 *Konrad H. Jarausch*, Aufbruch der Zivilgesellschaft. Zur Einordnung der friedlichen Revolution von 1989, in: Totalitarismus und Demokratie 3, 2006, S. 25–46; *Kösters/Tischner*, Katholische Kirche in der DDR-Gesellschaft, S. 15.

168 Vgl. dazu die Beiträge in: *Friedrich Wilhelm Graf*/*Klaus Große Kracht* (Hrsg.), Religion und Gesellschaft. Europa im 20. Jahrhundert, Köln/Weimar etc. 2007.

Daniel Mühlenfeld

Was heißt und zu welchem Ende studiert man NS-Propaganda?

Neuere Forschungen zur Geschichte von Medien, Kommunikation und Kultur während des ›Dritten Reiches‹

Einen Überblick über die Ergebnisse der neueren Forschung zur Geschichte der nationalsozialistischen Propaganda zu geben, fällt weniger leicht, als man angesichts einer scheinbar offenkundigen Selbstevidenz des Untersuchungsgegenstandes gemeinhin auf den ersten Blick annehmen möchte. Dies hat mehrere Gründe. Erstens dauert der schon andernorts konstatierte »große Boom der Mediengeschichte« insbesondere des 20. Jahrhunderts unverändert fort, und gerade die Geschichte des ›Dritten Reiches‹[1] bildet hier keine Ausnahme.[2] Insofern ist die Auswahl eines repräsentativen Literaturkorpus nicht zuletzt eine nach quantitativen Erwägungen zu treffende Entscheidung. Zweitens aber existiert hinsichtlich dessen, was unter dem Rubrum »nationalsozialistische Propaganda« zu subsumieren ist, keine verbindliche Definition. Folglich sind die Themenkomplexe der Forschungen, die sich als ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit NS-Propaganda verstehen, relativ disparat. Neben zahlreichen Arbeiten, die sich zuletzt der Rekonstruktion und Analyse von so etwas wie öffentlicher Meinung unter den Bedingungen einer Diktatur zugewandt haben[3], stehen eher konventionell angelegte Forschungen zu Kunst und Kultur im Dritten Reich, erscheinen Detailstudien zu einzelnen Mediengattungen, gilt Aufmerksamkeit nach wie vor den programmatischen Schriften führender Nationalsozialisten, werden jüngst auch die »Propagandisten« als eine biografischen Zugängen werte Funktionselite des NS-Staates identifiziert und versuchen sich Überblicksdarstellungen an der Bändigung eben jener thematischen Überfülle.

Der Grund dafür, dass alle diese Arbeiten oftmals nur wenig miteinander zu tun haben, liegt in der besonderen Beschaffenheit des Politikfeldes, dem sie sich widmen. Im Gegensatz etwa zur Außen- oder Wirtschaftspolitik stellte Propaganda kein mehr oder minder in sich geschlossenes Arbeitsgebiet dar. Vielmehr war mit dem Begriff »Propaganda« eine Art integrale Querschnittsaufgabe der nationalsozialistischen Herrschaftsordnung bezeichnet. Dass ihr im NS-Staat daher Kabinettsrang zugebilligt wurde, erscheint insofern funktional nur folgerichtig. Jedoch offenbart ein Blick auf die machtpolitischen Rahmenbedingungen, dass dies keineswegs zwangsläufig so geschehen war.[4] Die thematische Disparität der historiografischen Forschung zur NS-Propaganda erklärt sich also aus der

---

1 Die Verwendung von zeitgenössischen Begriffen wie ›Drittes Reich‹ ist problematisch, weil sie die damit bezeichneten Sachverhalte nur unzureichend treffen bzw. mit Paradigmen verbunden sind, die dieser Beitrag nicht teilt. Aus Gründen der Lesbarkeit wird im Folgenden bei der Benutzung dieser Begriffe jedoch auf Anführungszeichen verzichtet.

2 *Frank Bösch*, Mediengeschichte im 20. Jahrhundert. Neue Forschungen und Perspektiven, in: NPL 52, 2007, S. 409–429, hier: S. 409.

3 Einen Überblick bietet *Adelheid von Saldern,* Öffentlichkeiten in Diktaturen. Zu den Herrschaftspraktiken in Deutschland des 20. Jahrhunderts, in: *Günther Heydemann/Heinrich Oberreuter* (Hrsg.), Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen, Bonn 2003, S. 442–475.

4 *Daniel Mühlenfeld*, Vom Kommissariat zum Ministerium. Zur Gründungsgeschichte des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, in: *Rüdiger Hachtmann/Winfried Süß* (Hrsg.), Hitlers Kommissare. Sondergewalten in der nationalsozialistischen Diktatur (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 22), Göttingen 2006, S. 72–92.

nicht minder großen inhaltlichen Disparität dessen, was im Nationalsozialismus als propagandarelevant erachtet wurde. Folgerichtig bedarf es einer klaren Definition dessen, was in inhaltlicher und funktionaler Hinsicht unter Propaganda zu verstehen ist. Mehr noch: Zur Vermeidung von inhaltlichen und terminologischen Unklarheiten scheint es sogar geboten, den Begriff der »Propaganda« als analytischen Begriff gänzlich aus dem Vokabular der Geschichtswissenschaft zu verbannen, denn genau hier liegt der Kern eines weiteren Problems: Viele wissenschaftliche Untersuchungen, die sich des Themas annehmen, verwenden »Propaganda« unreflektiert, indem sie ihn als Quellen- und Analysebegriff zugleich verwenden. Dies führt abstrakt gesprochen dazu, dass der Gegenstand der Untersuchung dekontextualisiert wird, weil man eine gegenwärtige Lesart des Begriffes sinnentstellend auf den Untersuchungsgegenstand projiziert.[5] Folgerichtig wird hier daher nur von Medien- oder Kommunikationspolitik die Rede sein, um der Falle einer implizit wertenden Aufladung der Begrifflichkeiten zu entgehen.

I. Semantiken der »Propaganda«

Insofern nun Klarheit geschaffen ist, dass das plakative Schlagwort von der »Propaganda« als analytischer Begriff mehr Probleme schafft denn löst, bedarf es auch einiger Bemerkungen zur »Propaganda« als Quellenbegriff. Denn deren semantische Differenzierung scheint durchaus nicht weniger komplex. Versteht man nämlich »Propaganda« als ein – heute durchweg negativ konnotiertes, zeitgenössisch jedoch weitaus wertfreier als Begriff für kommerzielle wie politische Werbung gebrauchtes[6] – begriffliches Substitut für Kommunikation, dann wird die Unschärfe als Quellenbegriff leichter nachvollziehbar. Denn Kommunikation als prozesshafte Handlung setzt sich, schematisch vereinfacht dargestellt, zusammen aus Kommunikator und Rezipient, aus Intention und Wirkung der Botschaft sowie aus der Art und Weise ihrer materiellen Beschaffenheit beziehungsweise ihrer medialen Darreichungsform und deren räumlicher Verbreitung.[7] Rückübertragen auf den Begriff der »Propaganda« heißt das, eine wissenschaftliche Untersuchung, die sich »der NS-Propaganda« widmet, greift jeweils einen der benannten Aspekte des Kommunikationsprozesses heraus und nimmt diesen zum Gegenstand: Welche Personen haben gehandelt? Welche Botschaften wurden kommuniziert? Auf welchem Wege wurden sie kommuniziert? Welche Verbreitung hat ein Medium überhaupt erfahren? Welche Erkenntnisse ergeben sich daraus für die Frage nach dem Verbreitungsgrad der transportierten Botschaft? Was besagt dies über die Art der Rezeption und den Wirkungsgrad der kommunizierten Botschaft? Es kann also wahlweise um eine Analyse der ideologischen Grundlagen von Propaganda, eine Untersuchung der Medien, die ihrer Verbreitung dienten, die Nachweisführung der Existenz von intentionaler Kommunikation in einem isoliert betrachteten Medium oder aber um die Rekonstruktion der Wirkmächtigkeit einer solchen Kommunikationshandlung gehen. Und: Im Sinne einer Art Metadiskussion von »Propaganda« ließe sich zudem noch die Betrachtung der formalen Organisation eines solchen Kommunikationsprozesses als Erforschung ihrer Grundlagen und Rahmenbedin-

---

5 *Reinhart Koselleck*, Die Geschichte der Begriffe und Begriffe der Geschichte, in: *ders.*, Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache, Frankfurt am Main 2006, S. 56–76, insb. S. 62 f.

6 *Corey Ross*, Mass Politics and the Techniques of Leadership. The Promise and Perils of Propaganda in Weimar Germany, in: German History 24, 2006, S. 184–211.

7 Vgl. *Hartmut Winkler*, Basiswissen Medien, Frankfurt am Main 2008, S. 23–58, und *Winfried Schulz*, Kommunikationsprozess, in: *Elisabeth Noelle-Neumann/Winfried Schulz/Jürgen Wilke* (Hrsg.), Fischer Lexikon Publizistik: Massenkommunikation, Frankfurt am Main 2009, S. 169–199.

gungen im Nationalsozialismus verstehen. Auch die Frage nach der funktionalen Bedeutung gelenkter Kommunikation für die Selbst- und Fremdlegitimation insbesondere des modernen (Anstalts-)Staates wäre auf ihre Weise ein Beitrag zur »Propagandaforschung«[8], denn die Bemühungen von Regierungen, Medien zu ihrem Vorteil zu nutzen beziehungsweise zu beeinflussen, »sollte allerdings auch in Demokratien als eine systembedingte Notwendigkeit vorausgesetzt werden.«[9] Eben diese Frage vergleichend zu beantworten, haben sich unabhängig voneinander sowohl das Deutsche Historische Museum Berlin sowie Wolfgang Schivelbusch bemüht.

Schivelbusch wählte als Fluchtpunkt seiner vergleichenden Betrachtung von »Faschismus, Nationalsozialismus und New Deal, 1933–1939« den allen drei Herrschaftssystemen immanenten Glauben an die dirigistische Gestaltbarkeit moderner Gesellschaften.[10] Aus diesem gemeinsamen Gesellschaftsbild habe sich in allen drei betrachteten Ländern auch eine spezifische Form staatlicher Öffentlichkeitsarbeit ableiten lassen, die in manchen Fällen erstaunlich ähnliche Blüten getrieben habe. So kontrastiert Schivelbusch etwa die Spendensammlungen des Winterhilfswerkes (WHW) in Deutschland mit der *Blue-Eagle*-Kampagne in den Vereinigten Staaten. In beiden kündete eine Anstecknadel von der demonstrativen Unterstützung des jeweiligen Regimes durch ihren Träger. Während der Erwerb der Plakette in Deutschland bekanntlich an eine Spendengabe zugunsten des WHW gebunden war und der Vorgang des Spendens und des damit verbundenen Abzeichenerwerbs sich regelmäßig wiederholte, verhielt es sich in den USA anders. Dort wandte sich der neue Präsident Franklin D. Roosevelt im Sommer 1933 an seine Landsleute und präsentierte als Symbol des wirtschaftlichen Wiederaufbaus den *Blue Eagle*:

> »Die Plakette zeigte auf weißem Grund einen blauen Ader, ein Blitzbündel umkrallend, mit der roten Inschrift: *National Recovery Administration*, und: *We Do Our Part*. Wer sie am Revers oder an der Bluse trug, demonstrierte seine, d. h. des Konsumenten persönliche Unterstützung für die Politik des Präsidenten. Als Plakat an Ladentüren, in Schaufenstern und an Fabriktoren angebracht, unterrichtete das Symbol die Öffentlichkeit darüber, daß der Betrieb die NRA-Bestimmungen [National Recovery Administration] akzeptierte und sich an ihrer Durchführung beteiligte. Umgekehrt signalisierte das Fehlen des Blauen Adlers, daß die Person oder der Betrieb den Präsidenten nicht unterstützte, sich nicht als Teil der gegen die Depression kämpfenden Armee verstand, letztlich also – mit den Worten des Cheforganisators der Kampagne – als Gegner einzustufen war.«[11]

Die letzten beiden Sätze ließen sich mutatis mutandis auch auf die sozialpsychologisch wirksamen Mechanismen anwenden, die den nationalsozialistischen WHW-Sammlungen zugrunde lagen. Und auch im faschistischen Italien existierte eine vergleichbare Kampagne. Ende 1935 initiierte das dortige Regime zur Finanzierung des Abessinien-Krieges

---

8 So hat etwa *Wolfgang Reinhard*, Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1999, S. 306, bei der Auflistung der konstitutiven Elemente von Staatlichkeit festgestellt. »Innere und äußere Propaganda gehörten ebenso dazu wie komplementäre Zensur und die gezielte Prägung von Kultur und Sprache in vereinheitlichender Absicht.« Die Bedeutung von Kommunikationsmitteln für die Herrschaftsdurchsetzung und -ausübung eines Staates betonen ferner *Christopher A. Bayly*, Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte 1780–1914, Frankfurt am Main/New York 2008, S. 329 und 346, sowie jüngst *Jürgen Osterhammel*, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, S. 826 ff.

9 *Frank Bösch/Norbert Frei*, Die Ambivalenz der Medialisierung. Eine Einführung, in: *dies.* (Hrsg.), Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert (Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 5), Wallstein Verlag, Göttingen 2006, 279 S., geb., 28,00 €, S. 7–23, hier: S. 16.

10 *Wolfgang Schivelbusch*, Entfernte Verwandtschaft. Faschismus, Nationalsozialismus, New Deal 1933–1939, München 2005. Nachfolgend wird die Taschenbuchausgabe (Fischer TB, Frankfurt am Main 2008, 224 S., brosch., 9,95 €) zugrunde gelegt; hier: S. 38.

11 Ebd., S. 83 f. (Hervorhebungen i. Orig.)

eine Gold- und Ehering-Sammlung. Dabei wurden die goldenen Eheringe gegen wertlose Metallsubstitute eingetauscht.[12] Auch hier standen fortan alle Frauen und Männer, die aus welchen individuellen Gründen auch immer ihre nicht nur materiell, sondern eben auch ideell wertvollen Trauringe nicht hatten abgeben wollen, unter einer besonderen öffentlichen Beobachtung und damit unter einem nicht zu unterschätzenden Anpassungsdruck, denn ganz gleich, wie es um ihre tatsächlichen Motive bestellt war: Sich der Spendensammlung zu verweigern, hatte gleichsam automatisch einen politischen Subtext. Folgerichtig räumt auch Schivelbusch jenseits aller phänomenologischen Ähnlichkeit jener symbolpolitischen Inszenierungen ein:

»Bis hin zu den Plaketten, die ihre Träger als Teilnehmer an der Kampagne kennzeichneten, ging die Parallelität von Blue Eagle und WHW. Doch wenn der moralische und ökonomische Druck, unter dem die Amerikaner den Blauen Adler zeigten, auch dem politischen ähnlich zu sein schien, unter dem die Deutschen für das Winterhilfswerk spendeten, die Firnis der Freiwilligkeit war im ›Dritten Reich‹ natürlich sehr viel dünner und die darunter stets einsatzbereite Gewalt ungleich größer als in Roosevelts Amerika.«[13]

Tatsächlich gingen die Gemeinsamkeiten der hier synoptisch betrachteten Gesellschaften insofern über die symbolpolitische Inszenierung ihrer Einigkeit in den Zeiten politischer und gesellschaftlicher Krisen hinaus, als hinter New Deal, Faschismus und Nationalsozialismus just »eine neue Idee von den möglichen Funktionen der Regierung« steckte, wie es der Ökonom John Maynard Keynes schon zeitgenössisch formulierte. Gemeint war die Idee von der staatlichen Planung der Wirtschaft und damit mittelbar auch der gesellschaftlichen Entwicklung im Angesicht der tiefgreifenden weltwirtschaftlichen Umbrüche seit dem Oktober 1929. Zwar betonte Keynes ausdrücklich, dass die Notwendigkeit von Planung zu akzeptieren keineswegs bedeute, »Kommunist, Sozialist oder Faschist« zu sein. Doch: »Ob es allerdings gelingen kann, Planung in der Praxis durchzuführen, ohne dabei einen erheblichen Wandel in den Traditionen und dem Apparat demokratischer Regierung hervorzurufen – das ist die große Frage.«[14] Aus Sicht mahnender Zeitgenossen ging also die vermeintliche Wesensverwandtschaft von Regierungen, die an die planvolle Gestaltbarkeit von Wirtschaft und Gesellschaft glaubten, durchaus über die rein äußerliche Form der Inszenierung ihres je eigenen politischen Programms hinaus. Auch wenn Wolfgang Schivelbusch in seiner Einschätzung so weit nicht gehen mag, greift seine Arbeit gewissermaßen Ansätze auf, die Mitte der 1970er Jahre bereits unter dem Schlagwort vom »Organisierten Kapitalismus« diskutiert worden waren.[15] Mit Blick auf das nationalsozialistische Deutschland ist jedoch hinzuzufügen, dass hier die Vorstellungen von den Grenzen staatlicher Planung weit jenseits dessen lagen, was etwa mit der politischen Kultur der angelsächsischen Länder kompatibel gewesen war, denn im NS-Staat war der staatliche Planungsanspruch gerade auch im Bereich des *social engineering* prinzipiell unumschränkt,

---

12 Grundlegend *Petra Terhoeven*, Liebespfand fürs Vaterland. Krieg, Geschlecht und faschistische Nation in der italienischen Gold- und Eheringsammlung 1935/36, Tübingen 2003. Ferner *dies.*, »Nicht spenden, opfern«. Spendenkampagnen im faschistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland als Disziplinierungs- und Integrationsinstrument, in: *Sven Reichardt/ Armin Nolzen* (Hrsg.), Faschismus in Italien und Deutschland. Studien zu Transfer und Vergleich (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 21), Göttingen 2005, S. 59–93, und *dies.*, Eheringe für den Krieg. Die Geschichte eines faschistischen Gedächtnisorts, in: VfZ 54, 2006, S. 61–85.

13 *Schivelbusch*, Verwandtschaft, S. 91.

14 So John Maynard Keynes in seinem Vortrag »Über staatliche Wirtschaftsplanung« v. 14. März 1932, in: *ders.*, On Air. Der Weltökonom am Mikrofon der BBC, hrsg. v. *Gerhard Willke*, Hamburg 2008, S. 95–107, hier: S. 95 f.

15 Grundlegend *Jürgen Kocka*, Organisierter Kapitalismus oder Staatsmonopolistischer Kapitalismus? Begriffliche Vorbemerkungen, in: *Heinrich August Winkler* (Hrsg.), Organisierter Kapitalismus. Voraussetzungen und Anfänge, Göttingen 1974, S. 19–35.

wie nicht zuletzt der Holocaust als die »Realisierung des (eigentlich) Utopischen«[16] auf drastische Weise offenbart hat.[17] Dennoch ist das Phänomen staatlicher Planung von Anselm Döring Manteuffel jüngst noch einmal prinzipiell als ein integraler und ubiquitärer Bestandteil jener ambivalenten Moderne des 20. Jahrhunderts skizziert worden.[18]

Auf der anderen Seite offenbart Schivelbuschs vergleichende Betrachtung staatlicher Öffentlichkeitsarbeit auch die funktionale Gleichförmigkeit gelenkter staatlicher Kommunikation, deren Unterscheidbarkeit letztlich nur durch die Ziele und Zwecke gegeben ist, denen sie dient. Hier allerdings werden schließlich die Differenzen tatsächlich manifest, wenn es zu unterscheiden gilt, ob das Tragen einer Anstecknadel der Legitimation eines staatlich induzierten und gelenkten Konjunkturprogramms oder der Manifestation einer auf rassistischen Prinzipien gründenden Gesellschaftsordnung diente.

Auch das Deutsche Historische Museum Berlin knüpfte an diese Lesart an, als es 2007 in seinem Pei-Bau eine Ausstellung mit dem Titel »Kunst und Propaganda im Streit der Nationen 1930–1945« präsentierte. Dabei war hinsichtlich der Exponate dezidiert von »Propagandakunst« die Rede. Diese definiert sich nach Einschätzung der Ausstellungsmacher durch das »zwingend vorhandene Merkmal einer nachvollziehbaren Verbindung zu den politischen Massenbeeinflussungsprogrammen der jeweiligen Staatensysteme.«[19] In diesem Sinne wurden nunmehr Arbeiten präsentiert, welche die künstlerische Ausformung politischer Programmatik in Deutschland, Italien, der Sowjetunion und den USA zu vergleichen erlaubten; freilich ohne gleichzusetzen, wie man unter Verweis auf Heinz-Gerhard Haupts und Jürgen Kockas theoretische Reflexionen über das Wesen des historischen Vergleichs umgehend hinzufügte.[20]

In der Tat erlauben die im Katalog reproduzierten Exponate einen reichhaltigen Einblick in die politisch-funktionale Kunstproduktion der untersuchten Epoche; auch mancherlei Ähnlichkeiten in der Bild- und Formsprache der »Propagandakunst« der vier Staaten treten eindrücklich hervor. Doch ganz im Sinne der landläufigen Redensart, dass es eben nicht dasselbe ist, wenn zwei das gleiche tun, wird diese vordergründige stilistische Verwandtschaft schon in der Einleitung des Katalogbandes durch den Hinweis relativiert, dass die verwendeten (Stil-)Mittel schließlich der Legitimation diametral entgegengesetzter politischer An- und Absichten dienten. Die Rezeptionsdifferenz ergibt sich in diesen Fällen gewissermaßen aus der Zuschreibung unterschiedlicher Bedeutungsdimensionen durch den Betrachter selbst.[21] Diese Erkenntnis besaßen auch schon die Nationalsozialis-

---

16 *Hans Mommsen*, Die Realisierung des Utopischen. Die »Endlösung der Judenfrage« im »Dritten Reich«, in: GG 9, 1983, S. 381–420.

17 Exemplarisch *Lutz Raphael*, Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft. Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime, in: GG 27, 2001, S. 5–40, und *ders.*, Sozialexperten in Deutschland zwischen konservativem Ordnungsdenken und rassistischer Utopie (1918–1945), in: *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.), Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit, München 2003, S. 327–346.

18 *Anselm Doering-Manteuffel*, Ordnung jenseits der politischen Systeme. Planung im 20. Jahrhundert, in: GG 34, 2008, S. 398–406, hier: S. 406: »Planung, so ließe sich zusammenfassend festhalten, ist unabhängig von herrschenden Ideologien, denn sie ist ja selbst ein ideologisches Konzept, das sich im steten Wechsel der Systeme geschmeidig in je veränderte Wirklichkeiten einpassen lässt, solange die moderne industrielle Welt besteht und der steuernden Vorausschau bedarf.«

19 *Hans-Jörg Czech*, Zur Einführung, in: *ders./Nikola Doll* (Hrsg.), Kunst und Propaganda. Im Streit der Nationen 1930–1945, Sandstein Verlag, Dresden 2007, 536 S., geb., 48.00 €, S. 14–19, hier: S. 16.

20 Ebd., S. 17.

21 In diesem Sinne macht der Betrachter gleichsam sein eigenes Bild. Die Überlegung folgt *Marian Füssel*, Die Kunst der Schwachen. Zum Begriff der »Aneignung« in der Geschichtswissenschaft, in: Sozial.Geschichte 21, 2006, S. 7–28, hier: S. 16, der mit Blick auf Textrezeption davon spricht, dass »[…] der Leser stets seinen eigenen Text produziert, indem er ihm Bedeutung verleiht«.

ten, wie eine NS-Presseanweisung vom 20. November 1937 zeigt: »Propaganda sei etwas gutes, was die Sowjets machten, sei schlecht, also gebe es dort auch keine Propaganda, sondern Reklame und Agitation.«[22]

Offenbar heiligte in der staatlichen Kommunikationspolitik der Zweck ganz unmittelbar die Mittel. Dieser Umstand wird auch in einer diachronen Perspektive auf das deutsche Beispiel vor und nach 1945 augenfällig. Wie aus Matthias Weiß' Beitrag in einem von Norbert Frei und Frank Bösch herausgegebenen Sammelband über »Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert« über die »Medien- und Informationspolitik der Regierung Adenauer« zu entnehmen ist, waren nicht wenige Maßnahmen zur erhofften Kanalisierung der öffentlichen Meinung in der jungen Bundesrepublik an Vorbildern aus der Zeit des Dritten Reiches angelehnt.[23] Dazu gehörte etwa die 1953 zwischen Adenauer und seinem eigens für Belange der Öffentlichkeitsarbeit im Kanzleramt eingestellten Staatssekretär Otto Lenz geführte Diskussion über die mögliche Gründung eines »Informationsministeriums«, die ebenfalls von Lenz ins Auge gefasste Gründung einer »Filmbank«, die analog zur nationalsozialistischen »Filmkreditbank« als opportun erachtete Produktionen finanzieren helfen sollte, aber mangels Startkapital letztlich nicht errichtet werden konnte, die verdeckten regierungsamtlichen Organisationen im Stile der »Arbeitsgemeinschaft Demokratischer Kreise« (ADK) und der durch diese Organisationen betriebene Aufbau eines Verbindungsleutenetzwerkes, das sich vor allem aus lokal und regional exponierten Multiplikatoren rekrutierte, die zugleich über die Stimmungslage innerhalb ihres persönlichen Umfeldes Bericht erstatteten.[24] Insbesondere der Versuch der indirekten Durchdringung der Öffentlichkeit war eine Methode, welcher sich die NSDAP sowohl in der Phase ihres Aufstiegs zur Massenbewegung, als auch in der Kriegsendphase, gleichsam im Moment ihrer »Rückkehr zu den Ursprüngen«[25], intensiv bedient hatte. So stellte beispielsweise Rudy Koshar mit Blick auf die Bedeutung lokaler Eliten für das Wachstum der NS-Bewegung schon vor mehr als zwei Dekaden fest:

»[T]hose in the party were often important people – Organizers, opinion makers, movers and shakers. They were the Nazi joiners. Nazi joiners were arguably the most important party adherents locally because they brought indispensable skills and social contacts to national socialism. Unlike party voters, whose support for nazism was often limited to an individual act of marking a ballot, Nazi party members who belonged to other associations came into direct contact with potential voters, sympathizers, and members. […] Except for those association members who kept their party ties secret, however, NSDAP members with cross-affiliations at least had the opportunity to ›blend‹ nazism into local social life and legitimize National Socialist ideas.«[26]

---

22 *Hans Bohrmann/Gabriele Toepser-Ziegert* (Hrsg.), NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit. Edition und Dokumentation, 7 Bde., München 1983 ff., Bd. 5/III: Quellentexte September bis Dezember, bearb. v. *Karen Peter*, Dok. 2835, S. 940.

23 *Matthias Weiß*: Öffentlichkeit als Therapie. Die Medien- und Informationspolitik der Regierung Adenauer zwischen Propaganda und kritischer Aufklärung, in: *Frei/Bösch*, Medialisierung, S. 73–120.

24 Ebd., S. 96, 99, 100 f. und 102 f. Ferner *Bernd Bühlbäcker*, Europa im Aufbau. Personal und Personalpolitik deutscher Parteien und Verbände in der Montanunion 1949–1958, Essen 2007, S. 237–264.

25 Vgl. *Hans Mommsen*, Die Rückkehr zu den Ursprüngen. Betrachtungen zur inneren Auflösung des Dritten Reiches nach der Niederlage von Stalingrad, in: *Michael Grüttner/Rüdiger Hachtmann/Heinz-Gerhard Haupt* (Hrsg.), Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup, Frankfurt am Main 1999, S. 418–434.

26 *Rudy Koshar*, Social Life, Local Politics, and Nazism. Marburg, 1880–1935, Chapel Hill 1986, S. 210. Zusammenfassend *Daniel Mühlenfeld*, Zur Bedeutung der NS-Propaganda für die Eroberung staatlicher Macht und die Sicherung politischer Loyalität, in: *Christian A. Braun/Michael Mayer/Sebastian Weitkamp* (Hrsg.), Deformation der Gesellschaft? Neue Forschungen zum Nationalsozialismus, Berlin 2008, S. 93–117, hier: S. 101 ff.

Diese Strategie wandelte sich in der Kriegsendphase nur graduell. Während nämlich in der sogenannten Kampfzeit der Bewegung sehr wohl intendiert war, dass lokale Honoratioren sich öffentlich und damit werbewirksam zur NSDAP bekannten, hatten sich in der Endphase der NS-Herrschaft die rezeptiven Vorzeichen auf Seiten der Bevölkerung umgekehrt. Indem nämlich die NSDAP und ihre Propaganda im Verlauf des Krieges ihrer Deutungsmacht mehr und mehr verlustig gegangen war[27], hoffte man nunmehr die Glaubhaftigkeit propagandistischer Parolen bei der Bevölkerung dadurch sicherstellen oder wenigstens steigern zu können, indem man den offiziösen Charakter der in Umlauf gebrachten Mundpropagandaparolen gezielt zu verschleiern suchte. Diesen werde nämlich nur noch dann realer Informationswert beigemessen, »wenn sie gewissermaßen privat, also inoffiziell ins Volk getragen werden. Ebenso wenig darf bei der Ausstreuung der Parolen ein Anhaltspunkt geboten werden, aus welchem die Volksgenossen schließen könnten, ›Die Nachricht käme von der Partei‹ oder ›von oben‹ bezw. von dieser oder jener ›informierten Stelle‹.«[28]

Wenn man also bilanzieren will, inwieweit staatliche Öffentlichkeits- beziehungsweise Kommunikationspolitik herrschaftssystematische Spezifika aufweist, bleibt am Ende die ernüchternde Erkenntnis, dass bei der »choix des armes« kaum Differenzen auszumachen sind. Allein der Entstehungskontext und die Perspektive des Rezipienten (im Sinne eines Kollektivsingulars) bedingen am Ende den Unterschied, der tatsächlich einen Unterschied zwischen *Blue Eagle* und WHW-Abzeichen macht. In diesem Sinne konstatierten auch Norbert Frei und Frank Bösch: »Derartige Befunde belegen, daß Mediennutzer eigene Schlüsse aus medialen Repräsentationen ziehen […].«[29] »Kurz: die Beobachter tragen ihre Bezugssysteme aktiv in ihre Umwelt hinein.«[30] Dies wiederum ist erkenntnistheoretisch mit der erfahrungsgeschichtlichen Bedingtheit menschlichen Wissens zu erklären[31], wie sich etwa anhand der zeitgenössischen Einschätzung der frühen bundesrepublikanischen Kommunikationspolitik eindrücklich belegen lässt, wenn etwa Otto Lenz und seine Mitarbeiter den Untergang der Weimarer Republik mit der Unfähig- oder -willigkeit der damaligen Reichsregierungen zur Betreuung der öffentlichen Meinung zu erklären suchten. Denn wie bedeutend derartige Betreuungsarbeit sei, könne man schließlich daran ermessen, dass die Jahre 1933 bis 1939 den Menschen »als ein Meisterstück politischer Führung« (Erich Peter Neumann) in Erinnerung geblieben seien, wozu »ganz offensichtlich auch die staatliche Lenkung der öffentlichen Meinung im Nationalsozialismus beigetragen« habe.[32]

---

27 So *Aristotle A. Kallis*, Der Niedergang der Deutungsmacht. Nationalsozialistische Propaganda im Kriegsverlauf, in: *Jörg Echternkamp* (Hrsg.), Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 9/2: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung, München 2005, S. 203–250. Siehe ferner *Karl Christian Führer*, »Aufmerksamkeit« und »Vertrauen« als Kategorien der Mediengeschichte, in: *Bernd Weisbrod* (Hrsg.), Die Politik der Öffentlichkeit – die Öffentlichkeit der Politik. Politische Medialisierung in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen 2003, S. 151–174.

28 Schreiben Gaupropagandaamt Düsseldorf an alle Kreispropagandaleiter, 14.12.1944, in: Hauptstaatsarchiv (HStA) Düsseldorf RW23/158, Bl. 2.

29 *Bösch/Frei*, Ambivalenz, S. 13.

30 *Erving Goffman*, Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt am Main 1980, S. 50.

31 Vgl. den konzisen Überblick von *Olaf Breidbach*, Neue Wissensordnungen. Wie aus Informationen und Nachrichten kulturelles Wissen entsteht, Frankfurt am Main 2008, sowie den Klassiker von *Peter L. Berger/Thomas Luckmann*, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main 2007 (zuerst engl. 1966).

32 *Weiß*, Öffentlichkeit, S. 87. Neumann, Ehemann von Elisabeth Noelle-Neumann, wusste durchaus, wovon er sprach, schließlich waren er und seine Frau während des Dritten Reiches Mitarbeiter der Wochenzeitung *Das Reich* gewesen. Vgl. *Erika Martens*, Zum Beispiel »Das Reich«. Zur Phänomenologie der Presse im totalitären Regime, Köln 1972, S. 94 ff. und 104 ff.

II. Medienwirkung: Die schwierige Frage der Rezeption

Gemessen an diesen scheinbar höchst erfolgreichen Vorbildern nahmen sich die sichtbaren Erfolge der Betreuung der öffentlichen Meinung durch die Bundesregierung in den 1950er Jahren eher bescheiden aus. Dass dieser Leistungsvergleich indessen angestellt wurde, belegt einerseits die mangelnde zeitgenössische Reflexion über die gewandelten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von Medienpolitik vor und nach 1945, andererseits bestätigt es auch einen Befund, den jüngst Clemens Zimmermann an den Anfang einer Überblicksdarstellung zur Geschichte der »Medien im Nationalsozialismus« stellte: »Man muss der Frage nach der Macht der Medien im Sinne ihrer tatsächlichen Wirkungen und Funktionen in der Gesellschaft und auf der Ebene der Zuschreibung von Medienmacht nachgehen.«[33]

Damit stellt Zimmermann seine eigene Überblicksdarstellung, die sich übrigens auch einer vergleichenden Perspektive bedient, welche jedoch auf die – im weitesten Sinne – faschistischen Regimes in Deutschland, Italien und Spanien beschränkt ist, in den Kontext jener neueren Forschungsdebatte, die sich verstärkt der Rezeptionsanalyse von Propaganda verschrieben hat. Ihr Ziel ist zumeist die Offenlegung einer vermeintlich subkutan verborgenen, mithin echten und unverfälschten »Volksmeinung« oder aber die Bilanzierung der Wirkmächtigkeit von NS-Propaganda. Dahinter wiederum steht zumeist die Frage nach der gesellschaftlichen Selbstwahrnehmung der Deutschen im Dritten Reich beziehungsweise nach den Mechanismen, vermittels derer sich die deutsche ›Volksgemeinschaft‹ jenseits von »Verführung und Gewalt« konstituierte. Im Blickpunkt stand dabei im Nachgang der Debatte um Daniel Jonah Goldhagens These vom »eliminatorischen Antisemitismus« der Deutschen vor allem die Analyse antisemitischer Einstellungen sowie Ausmaß und Umfang der gesellschaftlichen Kenntnisse des Holocaust in der ›Volksgemeinschaft‹.[34] Diesen wollte man etwa durch die Rekonstruktion von Zuschauerrezeptionen einschlägiger antisemitischer Propagandafilme – allen voran »Jud Süß« – nachspüren.[35]

---

33 *Clemens Zimmermann*, Medien im Nationalsozialismus. Deutschland, Italien, Spanien in den 1930er und 1940er Jahren, Böhlau Verlag bei UTB, Wien/Köln etc. 2007, 316 S., brosch., 24,90 €, S. 11.

34 *Eric A. Johnson/Karl-Heinz Reuband*, What We Knew. Terror, Mass Murder, and Everyday Life in Nazi Germany. An Oral History, New York 2005; *Frank Bajohr/Dieter Pohl*, Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten, München 2006; *Peter Longerich*, »Davon haben wir nichts gewusst!« Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945, München 2006; *Bernward Dörner*, Die Deutschen und der Holocaust. Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte, Berlin 2007, sowie bilanzierend *Hans Mommsen*, Der Holocaust und die Deutschen. Aktuelle Beiträge zu einer umstrittenen Frage, in: ZfG 56, 2008, S. 844–853.

35 *David Culbert*, The Impact of Anti-Semitic Film Propaganda on German Audiences. Jew Süss and The Wandering Jew (1940), in: *Richard A. Etlin* (Hrsg.), Art, Culture, and Media under the Third Reich, The University of Chicago Press, Chicago 2002, 384 S., brosch., 31,00 $, S. 139–157; *Karl-Heinz Reuband*, Jud Süß und »Der ewige Jude« als Prototypen antisemitischer Filmpropaganda im Dritten Reich. Entstehungsbedingungen, Zuschauerstrukturen und Wirkungspotential, in: *Michal Anděl/Detlef Brandes/Alfons Labisch* u. a. (Hrsg.), Propaganda, (Selbst-)Zensur, Sensation. Grenzen von Presse- und Wissenschaftsfreiheit in Deutschland und Tschechien seit 1871, Essen 2005, S. 89–148; *Armin Nolzen*, »Hier sieht man den Juden wie er wirklich ist …«. Die Rezeption des Films »Jud Süß« in der deutschen Bevölkerung, in: *Alexandra Przyrembel/Jörg Schönert* (Hrsg.), Jud Süss. Hofjude, literarische Figur, antisemitisches Zerrbild, Frankfurt am Main 2006, S. 245–261. Allgemein zur Zuschauerforschung: *Gerhard Stahr*, Volksgemeinschaft vor der Leinwand? Der nationalsozialistische Film und sein Publikum, Berlin 2001.

Dabei war die Frage nach Reichweite, Wirkung und Aneignung von NS-Propaganda eigentlich keine neue.[36] Jedoch hatte gerade innerhalb der Geschichtswissenschaft die Auseinandersetzung mit medienwissenschaftlichen Methoden, Theorien und Fragestellungen durchaus auf sich warten lassen[37], nachdem eigentlich schon vor zwei Jahrzehnten der vermeintliche Aufbruch in ein neues, interdisziplinär auszuleuchtendes Forschungsfeld unmittelbar bevorzustehen schien.[38] Auch hatten einzelne Detailstudien durchaus die Ertragschancen einer solchen Herangehensweise offenbart.[39] Zugleich aber standen die Historikerinnen und Historiker mit Blick auf eine Medienrezeptionsforschung für die Zeit des Dritten Reiches vor einem komplexen Problem. Einerseits dauerte es mit Blick auf die vermeintlich offenkundigen Erfolge der NS-Propaganda bei der Aufrechterhaltung eines bis in die unmittelbare Kriegsendphase hinein tragenden Grundkonsenses länger, ehe sich die Einsicht in die empirische Unhaltbarkeit eines monodirektionalen Kommunikationsmodells nach dem Stimulus-Response-Prinzip auch innerhalb der Geschichtswissenschaft durchsetzte.[40]

Andererseits lockte jedoch gerade hinsichtlich der Medien- beziehungsweise Propagandarezeption während des Dritten Reiches eine vermeintlich besonders instruktive Quellengattung, die auf den ersten Blick durchaus bedeutsame Erkenntnisfortschritte versprach. Die Rede ist von den vielfältigen Stimmungs-, Lage- und Tätigkeitsberichten, welche die unterschiedlichsten Dienststellen von Partei und Staat zwischen 1933 und 1945 zusammentrugen. Wer einmal auch nur für den Zeitraum eines Jahres die turnusmäßigen Berichte einer NSDAP-Kreisleitung gelesen hat, der läuft leicht Gefahr, dem Irrglauben zu erliegen, mit diesem Material gleichsam ein Fenster ins nationalsozialistische Alltagsleben aufgestoßen zu haben. Dabei wird der Schein der vermeintlichen Authentizität jenes Materials noch dadurch gestützt, dass es sich bei besagten Berichten um durchweg als vertraulich eingestufte Informationen handelte.[41]

Daher hat Peter Longerich in seiner umfassenden quellenkritischen Einleitung der Studie über die Deutschen und die nationalsozialistische Judenpolitik zu Recht darauf hingewiesen, dass gerade auch bei der Analyse und Auswertung jener Quellen deren Entstehungszusammenhänge und insbesondere ihre perspektivische Bedingtheit nicht vernachlässigt werden dürften.[42] Schließlich waren auch jene offiziellen und offiziösen Be-

---

36 So schon *Ian Kershaw,* How Effective Was Nazi Propaganda?, in: *David A. Welch* (Hrsg.), Nazi Propaganda. The Power and the Limitations, London/New York etc. 1983, S. 180–208.

37 *Corey Ross*, Writing the Media into History. Recent Works on the History of Mass Communications in Germany, in: GH 26, 2008, S. 299–313, insb. S. 299 f.

38 *Norbert Frei*, Presse-, Medien-, Kommunikationsgeschichte. Aufbruch in ein interdisziplinäres Forschungsfeld, in: HZ Bd. 248, 1989, S. 101–114.

39 *Karl Christian Führer*, Auf dem Weg zur »Massenkultur«? Kino und Rundfunk in der Weimarer Republik, in: HZ Bd. 262, 1996, S. 739–781.

40 Während in den Medienwissenschaften schon vor längerer Zeit das Stimulus-Response-Modell per se als ein Mythos entlarvt wurde (vgl. *Hans-Bernd Brosius/Frank Esser*, Mythen in der Wirkungsforschung. Auf der Suche nach dem Stimulus-Response-Modell, in: Publizistik 43, 1998, S. 341–361), war es etwa *Bernhard Fulda*, Die Politik der »Unpolitischen«. Boulevard- und Massenpresse in den zwanziger und dreißiger Jahren, in: *Frei/Bösch*, Medialisierung, S. 48–72, hier: S. 51, noch eines dezidierten Hinweises wert, dass ein einfaches Reiz-Reaktions-Schema nicht in der Lage sei, die komplexen Prozesse von Medienaneignung hinreichend zu erfassen.

41 *Heinz Hürten*, Schlaglichter aus der Provinz. Eine bislang kaum beachtete Quellengattung über die Volksmeinung im »Dritten Reich«, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 56, 1993, S. 131–146. Der Autor stützt sich auf Berichte der Justizbehörden, die seit Ende 1935 auf Anordnung des Reichsjustizministeriums im Zweimonatsrhythmus von den Oberreichsanwälten, den Generalstaatsanwälten und den Oberlandesgerichtspräsidenten vorzulegen waren.

42 *Longerich*, Nichts gewusst, S. 40 f. und 50. Im weiteren Verlauf seiner Arbeit wird der Autor den eigenen Analysestandards jedoch selbst nicht immer gerecht.

richte nicht mehr als die Protokolle einer teilnehmenden Beobachtung, die in vielen Fällen weniger über die Stimmung der beobachteten Bevölkerung auszusagen vermochten, sondern vielmehr die Wahrnehmungsmuster der niederschreibenden Beobachter spiegelten. Diese eigentlich banale Erkenntnis hat jedoch in zahlreichen Untersuchungen, die sich besagter Quellen bedienen, bislang keinen Niederschlag gefunden. Vielmehr werden Stimmungs- und Lageberichte aus der NS-Zeit noch immer überwiegend verwendet, um bestehende Forschungsbefunde zu illustrieren.[43] In einer solchen Gefahr schwebt gleich in doppelter Hinsicht auch die von Otto Dov Kulka und Eberhard Jäckel herausgegebene Dokumentation über die »Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten«.[44] Denn einerseits suggeriert allein der Umfang der Edition gewollt oder ungewollt nahezu enzyklopädische Vollständigkeit, andererseits werden die ausgewerteten Berichtsquellen nur so weit in Auszügen dokumentiert, wie sie den Themenkomplex der sogenannten Judenfrage berührten. Auf diese Weise werden die präsentierten Quellenfragmente in einer Art und Weise dekontextualisiert, die für ihren analytischen Wert je nach Fragestellung bedeutsam sein können, wenn auch nicht zwingend sein müssen. Den wissenschaftlichen Wert der Edition an sich berührt diese Kritik nicht. Es drängt sich mit Blick auf die grundlegenden Einwände gegen diese und vergleichbare Berichtsquellen die Frage auf, ob das dargebotene Material seinen Wert tatsächlich vor allem darin hat, »die Erforschung der Wechselbeziehungen zwischen Herrschaft und Gesellschaft im Dritten Reich«[45] zu befördern, wie die Herausgeber ganz zu Beginn ihrer Einleitung postulieren. Dass dies und vor allem wie dies gelingen kann, hat Michael Wildts Studie über antijüdische Gewalt in der deutschen Provinz eindrücklich belegt.[46] Dies aber wiederum zeigt, dass der Wert des von Kulka und Jäckel vorgelegten Materials sich stets an der historiografischen Fragestellung messen lassen muss, welche an die Quellen herangetragen wird. Für die Erkundung der Bevölkerungsstimmung, für welche die Edition auf den ersten Blick prädestiniert zu sein scheint, wird sich der Aussagewert der Quellen aus den genannten Gründen wohl als eher gering erweisen.

Eingedenk dieser Vorbehalte gilt für die gesamte Quellengattung der nationalsozialistischen Stimmungsberichte, dass das besagte Material letztlich nur sehr begrenzt über die hier im Fokus des Interesses stehende Frage der Medienrezeption Auskunft zu geben vermag. Zu diesem Befund kommen auch jene Autoren, die sich anhand des konkreten Falls der »Jud Süß«-Verfilmung mit ihr auseinandergesetzt haben. So konstatierte etwa Armin Nolzen, es sei evident, »dass die zitierten Quellen keine Rückschlüsse darüber zulassen, inwieweit Jud Süß den Antisemitismus der Bevölkerung radikalisierte.«[47]

Zugleich verwies er jedoch anknüpfend an die Überlegungen Siegfried Kracauers auf den Umstand, dass allein schon die Produktion eines antisemitischen Filmstoffes an und für sich bereits ein gewichtiges Indiz für die Existenz antisemitischer Dispositionen in erheblichen Teilen der deutschen Gesellschaft gewesen sei. Schließlich habe Kracauer in seinem Opus Magnum »Von Caligari zu Hitler« bereits auf die Bedeutung des Mediums Film als Mittel kommunikativer Selbstauskunft einer Gesellschaft hingewiesen. In diesem Sinne standen der Antisemitismus der deutschen Gesellschaft und Veit Harlans »Jud

---

43 *Rainer Eckert*, Gestapo-Berichte. Abbildungen der Realität oder reine Spekulation?, in: *Gerhard Paul/Klaus-Michael Mallmann* (Hrsg.), Die Gestapo. Mythos und Realität, Darmstadt 1995, S. 200–215, hier: S. 205, und *Nolzen*, Rezeption, S. 249.

44 *Otto Dov Kulka/Eberhard Jäckel* (Hrsg.), Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten 1933–1945. Dokumentation und CD-Rom, Droste Verlag, Düsseldorf 2004, 894 S., geb., 74,90 €.

45 Ebd., S. 15.

46 *Michael Wildt*, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburg 2007.

47 Das Zitat und die weitere Argumentation *Nolzen*, Rezeption, S. 259. Der zitierte Befund bezog sich dabei ausdrücklich auch auf das von *Kulka/Jäckel*, Juden, edierte Quellenmaterial.

Süß« durchaus in einem Bedingungsverhältnis – wenn auch in einem umgekehrten. Entgegen der argumentativen Generallinie von der medialen Verführungsmacht des NS-Regimes war es nicht der Film, welcher antisemitischen Stimmungen innerhalb der deutschen Gesellschaft zur weiteren Verbreitung verhalf. Es war vielmehr die bereits existierende antisemitische Grundhaltung einer Majorität der deutschen Gesellschaft, die Filme wie »Jud Süß« erst möglich machte, indem sie zunächst einmal den rezeptiven Resonanzboden bereitete, der einen solchen Film in den Augen seiner Produzenten – seien es staatliche Stellen oder private Finanziers – überhaupt zu einem kalkulierbaren unternehmerischen Risiko werden ließ. Nicht ohne Grund hatte Michael H. Kater in seiner filmhistorischen Kriterien folgenden Auswertung der Tagebücher Joseph Goebbels' konstatiert, dass es dem Propagandaminister mit dem Medium Film nicht allein um die Kontrolle der öffentlichen Meinung gegangen sei, sondern dass die Bedeutung der Filmindustrie im Dritten Reich nicht zuletzt eine ökonomische war.[48]

Auch der Filmhistoriker David Culbert konstatierte mit Blick auf die Wirkungsmacht von »Jud Süß«, »the limitation of any single film to change attitudes.«[49] An dieser Einschätzung ändere auch die Tatsache nichts, dass der Film etwa auch gezielt den Wachmannschaften von Konzentrationslagern vorgeführt worden sei, um deren Judenhass weiter zu steigern.[50] Im Gegenteil habe auch hier der Film seine intendierte Wirkung nur deshalb entfalten können, weil der ausgewählte Zuschauerkreis bereits über eine hinreichende ideologische Vorprägung verfügt habe, um die Aneignung des Films auf die gewünschte Weise zu vollziehen, denn: »No film can make the viewer a willing executioner.«[51]

Darüber hinaus mutmaßte Culbert, der Kassenerfolg des Films habe sich auch nicht zuletzt deshalb eingestellt, weil sein Sujet auch ein gut gemachtes Unterhaltungsangebot im Stile von »sex and crime« gewesen sei. Mit den gleichen Worten hat auch Karl-Heinz Reuband mit Blick auf die Leserschaft des antisemitischen Hetzblattes *Der Stürmer* festgestellt, dass dessen Lektüre wohl nicht allein zur Bestätigung antisemitischer Vorurteile stattgefunden habe. Vielmehr habe *Der Stürmer* mit seiner Vermischung der Themen von »sex and crime« für viele Leser eher wie ein »reißerisches Boulevardblatt« gewirkt, das sich durch latent pornografische Inhalte eben auch zur Befriedigung voyeuristischer Interessen geeignet habe.[52] Am Ende gelangt aber auch Reuband zu der wenig zufriedenstellenden Erkenntnis, dass sich verallgemeinerbare Aussagen über die Medienwirkung im Dritten Reich erst durch eine breit angelegte Analyse von Alltagskommunikation erreichen ließen. Für die aber, so muss der Autor konstatieren, mangele es an hinreichendem Quellenmaterial.[53]

Diesem Problem suchte Reuband zu begegnen, indem er für seine Untersuchungen Material heranzog, das bislang nicht auf seine Aussagekraft hinsichtlich der Frage der Medien- und Propagandawirkung hin befragt worden war. Dabei griff er auf retrospektiv angefertigte Meinungsumfragen aus der Nachkriegszeit zurück, die aus dem Allensbacher

---

48 *Michael H. Kater*, Film as an Object of Reflection in the Goebbels Diaries. Series II (1941–1945), in: CEH 33, 2000, S. 391–414, hier: S. 397: »As the diaries make clear, film was important to Goebbels not only as an instrument of public-mood control […], but also as a convenient source of income.«

49 *Culbert*, Impact, S. 152.

50 Exemplarisch *Jürgen Matthäus*, Die »Judenfrage« als Schulungsthema von SS und Polizei. »Inneres Erlebnis« und Handlungslegitimation, in: *Jürgen Matthäus/Konrad Kwiet/Jürgen Förster* u. a., Ausbildungsziel Judenmord? »Weltanschauliche Erziehung« von SS, Polizei und Waffen-SS im Rahmen der »Endlösung«, Frankfurt am Main 2003, S. 35–86.

51 Das Zitat und das weitere Argument bei *Culbert*, Impact, S. 154.

52 *Karl-Heinz Reuband*, Die Leserschaft des »Stürmer« im Dritten Reich. Soziale Zusammensetzung und antisemitische Orientierungen, in: Historical Social Research 33, 2008, S. 214–254, hier: S. 216. Ähnlich auch *Zimmermann*, Medien, S. 128.

53 *Reuband*, Leserschaft, S. 246, Anm. 57.

Institut für Demoskopie stammten.[54] Während zumindest die Umfrage, die der Leserschaft des *Stürmer* nachspürte, immerhin aus dem Jahre 1949 stammte[55], gründete eine eher allgemein gehaltene Untersuchung der grundsätzlichen Akzeptanz des NS-Regimes innerhalb der deutschen Bevölkerung gar auf eine Erhebung von 1985, die ursprünglich anlässlich des 40. Jahrestages des Kriegsendes erstellt worden war.[56] Möglichen Einwänden gegen den historiografischen Quellenwert des Materials hält Reuband die Ergebnisse vornehmlich amerikanischer Kontrollversuche zur Verlässlichkeit von biografischen Selbstauskünften in Langzeitinterviews entgegen. Auch habe die Erfahrung erwiesen, dass die getätigten Aussagen selbst dann noch von hinreichender Validität seien, wenn die Selbstauskünfte der befragten Personen Informationen enthielten, die zum Zeitpunkt der retrospektiven Befragung gesellschaftlich geächtet oder gar strafrechtlich zu ahnden gewesen seien.[57] Sofern man also die von Reuband vorgestellten neuen Zugänge zur Geschichte der öffentlichen Meinung unter den Bedingungen des NS-Staates nicht sogleich zum alleinigen Königsweg hin zu historischer Erkenntnis verklärt, vermögen die von ihm herangezogenen Materialien durchaus einen beachtlichen Erkenntnisfortschritt zu liefern – aber nur, wenn man diese Ergebnisse stets mit Erkenntnissen aus der Analyse anderer, konventionellerer Quellengattungen verknüpft.

Damit aber bestätigt sich für die historische Medienwirkungsforschung insgesamt die Feststellung, dass selbst näherungsweise Aussagen darüber, wie Menschen während des Dritten Reiches die medial transportierten propagandistischen Botschaften auf- und angenommen haben, erst dann möglich sind, wenn es gelingt, die konkreten Rezeptionsbedingungen zu rekonstruieren, unter denen jene Medienaneignung stattfand. Dieser Befund deckt sich wiederum mit den Einschätzungen Clemens Zimmermanns, wonach die NS-Propaganda zwar unstreitig bis in die Kriegsendphase hinein bemüht gewesen sei, Themen zu setzen – das heißt »agenda setting« zu betreiben – »was davon aber hängenblieb […], ist, wie angedeutet, jeweils in konkreten Kontexten zu untersuchen.«[58]

Dieser Frage widmet sich auch eine Studie, die auf der Basis von Zeitzeugeninterviews der »Psychologie des Nationalsozialismus« nachzuspüren will.[59] Dazu führte der Autor, anknüpfend an Theodor Adornos Postulat, die Beweggründe der Täter zu erforschen, um den Nationalsozialismus an sich zu verstehen, zahlreiche Gespräche mit Menschen beiderlei Geschlechts, die als Mitglieder der NSDAP oder ihrer Gliederungen und angeschlossener Verbände zu »Tätern« im weitesten Sinne geworden waren.[60] Hinsichtlich der Erklärung des scheinbaren Erfolges der NS-Propaganda unter der Bevölkerung vermag Marks jedoch kaum Neues vorzubringen. Ganz im Gegenteil kommt sein Ansatz, die Wirkungsweise von Propaganda vermittels der an Jean Piaget und Sigmund Freud anknüpfenden Beeinflussung tiefenpsychologischer, »magischer« Schichten des menschlichen Bewusstseins, die dem Bewusstseinszustand primitiver Kulturen verwandt seien, einem analytischen Rückschritt gleich, da der Propaganda auf diese Weise erneut eine reale manipulative Macht zuerkannt wird, ohne den Aspekt der notwendigen latenten Vor-

---

54 *Karl-Heinz Reuband*, Das NS-Regime zwischen Akzeptanz und Ablehnung. Eine retrospektive Analyse von Bevölkerungseinstellungen im Dritten Reich auf der Basis von Umfragedaten, in: GG 32, 2006, S. 315–343; *ders.*, Die Reaktion der deutschen Bevölkerung auf den Judenstern. Eine retrospektive Analyse gestützt auf eine repräsentative Umfrage aus dem Jahr 1949, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 16, 2007, S. 163–194; *ders.*, Jud Süß; *ders.*, Leserschaft.

55 Ebd., S. 218 ff.

56 *Reuband*, Akzeptanz, S. 321 ff.

57 Ebd., S. 323.

58 *Zimmermann*, Medien, S. 259.

59 *Stephan Marks*, Warum folgten sie Hitler? Die Psychologie des Nationalsozialismus, Patmos Verlag, Düsseldorf 2007, 219 S., geb., 19,90 €.

60 Ebd., S. 18 ff.

prägung der Rezipienten zu berücksichtigen.[61] Diese Herangehensweise der Suche nach einer ›echten‹ manipulativen Wirkung ist insbesondere deshalb problematisch, weil eine Untersuchung der Wirkungsweisen von Propaganda, die nicht die Frage nach der Vorprägung der Rezipienten stellt, bedeutete, nicht mehr erklären zu können, wieso dieselbe Botschaft bei zwei Empfängern unterschiedliche Aneignungs- und Verarbeitungsprozesse zur Folge hat.

Vielversprechender scheint hier auf den ersten Blick eine jüngere englischsprachige Überblicksdarstellung zur Geschichte der nationalsozialistischen Kommunikationspolitik. Sie nimmt ihren Ausgang bei den Ergebnissen neuerer rezeptionswissenschaftlicher Forschungen.[62] So überzeugend jedoch die theoretisch-methodologische Einleitung sich präsentiert, so unzureichend erweist sich deren analytische Umsetzung.[63] Der Autor präsentiert letztlich eine überaus konventionelle Darstellung der NS-Propaganda während des Zweiten Weltkrieges, die sich beinahe durchgehend auf programmatische Aussagen in den Reden und Tagebuchaufzeichnungen Joseph Goebbels' sowie auf Reden und Tischgesprächen Adolf Hitlers gründet. Auch fällt auf, dass der Autor sich in nicht wenigen Fällen auf inzwischen längst überholte Sekundärliteratur wie etwa die Studie Zbynek Zemans aus den 1960er Jahren beruft, neuere Forschungen dagegen zum Teil nicht zur Kenntnis nimmt.[64] Das führt dazu, dass in der Arbeit beispielsweise sich noch die inzwischen als Legende entlarvte Auffassung wiederfindet, die Wehrmacht habe in der Kriegsendphase nur deshalb nicht schon früher die Waffen gestreckt, um die Evakuierung deutscher Zivilisten aus den deutschen Ostgebieten zu decken.[65] Ausgesprochen peinlich ist hingegen die folgende Namensverwechselung: Aus Karl Scharping, einem Referenten in der Rundfunkabteilung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda wird bei Kallis kurzerhand Rudolf Scharping, ehemals Bundesverteidigungsminister und heute Präsident des Bundes deutscher Radfahrer.[66] Im Übrigen ist die Arbeit ein Paradebeispiel für den unreflektierten Umgang mit den hier bereits ausführlich quellenkritisch gewürdigten Berichtsquellen.[67] Dass Kallis gerade die persönlichen Einlassungen Goebbels' und Hitlers derart stark gemacht hat, steht beispielsweise auch im Widerspruch zu seiner völlig zutreffenden Feststellung, wonach die Rolle und Verantwortung Goebbels' in der Rückschau nicht selten überschätzt werde.[68] Doch auch dies konterkariert Kallis zum Ende seiner Arbeit selber, indem er sich dort der sattsam bekannten Metapher von Goebbels als dem Dirigenten eines Propagandaorchesters bedient, auch wenn er konstatiert, dass der Propagandaminister eben nicht immer alle »instruments of his orchestra« kontrolliert habe – nur um wenige Seiten später wiederum zu der (übrigens zutreffenden) Einschätzung zugelangen, dass Propaganda »cannot ›brainwash‹ a complex modern society in the course of little over than a decade, if at all.«[69]

---

61 Ebd., S. 46 f. und 57.

62 *Aristotle A. Kallis*, Nazi Propaganda and the Second World War, Palgrave Macmillan, New York/Houndsmill etc. 2005 bzw. 2008, 295 S., geb. bzw. brosch., 56,00 bzw. 18,99 £.

63 Ebd., S. 1–12.

64 *Zbynek A. B. Zeman*, Nazi Propaganda, London/New York 1964.

65 *Kallis*, Nazi Propaganda, S. 79. Grundsätzlich dazu *Heinrich Schwendemann*, »Deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten«. Das Programm der Regierung Dönitz und der Beginn der Legendenbildung, in: *Jörg Hillmann/John Zimmermann* (Hrsg.), Kriegsende 1945 in Deutschland, München 2002, S. 9–33, hier: S. 12 f. u. ö.

66 *Kallis*, Nazi Propaganda, S. 154. Besonders pikant an diesem *faux pas* ist, dass besagtes Namensversehen schon in der Erstausgabe 2005 zu finden war – und in der 2008 erschienenen Studienausgabe ebenfalls wieder auftaucht!

67 Ebd., S. 112 u. ö.

68 *Kallis*, Nazi Propaganda, S. 43.

69 Ebd., S. 220 und 223.

Als insofern mangelhafte Arbeit empfiehlt sich Kallis Buch gerade nicht als Einstieg ins Thema. Einen konzisen und stringent argumentierenden thematischen Überblick über das Themenfeld bietet sich weit mehr eine andere englischsprachige Arbeit, die im Gegensatz zu Kallis' die Reziprozität gerade auch gelenkter Kommunikation in einem unfreien Herrschaftssystem schärfer zu fassen vermag.[70] Dies gelingt vor allem dadurch, dass der Autor einen größeren zeitlichen Bogen vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs spannt. Dabei nämlich wird erkennbar, inwieweit die stilistische und inhaltliche Entwicklung einzelner Medien wie auch des gesamten Medienverbundes in erheblichem Maße durch die rezeptiven Erwartungshaltungen des Publikums bedingt wurden – ganz gleich, wie der herrschaftliche Überbau der deutschen Gesellschaft aktuell verfasst war.

Als ein Beitrag zur Rezeptionsforschung versteht sich schließlich auch eine Arbeit, welche die Frage zu klären trachtet, welchen Verbreitungs- und Lektüregrad Adolf Hitlers Bekenntnisschrift »Mein Kampf« tatsächlich erreicht hat.[71] Dabei fördert das Buch in seinem ersten Teil, der sich der Entstehungsgeschichte des Pamphlets zuwendet, einige interessante Details zutage, die mit einigen, auch durch die historiografische Forschung gewissermaßen kanonisierten Legenden zur Frühgeschichte der NS-Bewegung aufzuräumen vermögen.[72] Im zweiten und dritten Teil der Arbeit geht Plöckinger der Frage der Rezeption der Hitler-Schrift zunächst in Deutschland und schließlich im Ausland nach. Das Ergebnis der umfassenden Recherchearbeit bleibt indes bescheiden. So kommt der Autor mit Blick auf die »allgemeine jüdische Publizistik« in Deutschland zu der im Grunde banalen Erkenntnis, dass Ende der 1920er Jahre kaum bis gar keine Notiz von »Mein Kampf« genommen wurde; dagegen nahm »die Berichterstattung über nationalsozialistische Ausschreitungen und Übergriffe stetig zu.«[73] Dieses Ergebnis vermag nur dann zu überraschen, wenn man mit Othmar Plöckinger die Auffassung teilt, dass die Lektüre von »Mein Kampf« die notwendige Voraussetzung für das Verständnis der NSDAP als Partei gewesen ist. Doch gerade aus der Perspektive des deutschen Judentums – aber nicht nur aus dieser – wurde die Verwerflichkeit der Partei und ihrer Ideologie bereits im alltäglichen Erleben, der in ihrem Namen verübten Gewalttaten offenkundig. Der eingehenden Lektüre einer Bekenntnisschrift bedurfte es dazu nicht. Bemerkenswert an Plöckingers Arbeit schließlich ist, dass er nach seinen Ausführungen über die Rezeption von »Mein Kampf« im Ausland gänzlich auf ein Fazit verzichtet, sondern das Buch vielmehr gewissermaßen orientierungslos auslaufen lässt – ohne die implizite Hauptthese seines Buches von der Schlüsselstellung der untersuchten Schrift für jedwedes Verständnis des Nationalsozialismus im Lichte seiner eigenen Forschungsergebnisse zu diskutieren.[74]

---

70 *Corey Ross*, Media and the Making of Modern Germany. Mass Communications, Society, and Politics from the Empire to the Third Reich, Oxford 2008, S. 263–392.

71 *Othmar Plöckinger*, Geschichte eines Buches. Adolf Hitlers »Mein Kampf« 1922–1945, Oldenbourg Verlag, München 2006, 632 S., geb., 49,80 €.

72 Die wohl bekannteste Fehlannahme ist wohl jene, wonach Hitler sein Buch Rudolf Hess in die Schreibmaschine diktiert habe. Vgl. ebd., S. 122. Ergänzende Hinweise zur Entstehungsgeschichte des Buches liefern *Florian Beierl/Othmar Plöckinger*, Neue Dokumente zu Hitlers Buch Mein Kampf, in: VfZ 57, 2009, S. 261–318.

73 Ebd., S. 312.

74 Mit der Hitler-Rezeption in Großbritannien beschäftigt sich auch *Dan Stone*, The »Mein Kampf Ramp«. Emily Overend Lorimer and Hitler Translations in Britain, in: GH 26, 2008, S. 504–519.

III. Die Rolle kulturpolitischer »Leuchttürme« im NS-Regime

Derweil spielte die Frage der Medienrezeption unter umgekehrten Vorzeichen auch bei der Auseinandersetzung um die Rolle von Kunst und Kultur im Nationalsozialismus eine nicht unerhebliche Rolle, denn nicht wenige Künstler und Kulturinstitutionen haben sich nach dem Ende der NS-Herrschaft auf die argumentative Verteidigungslinie zurückgezogen, ihre Arbeit habe allein im Dienste der Kultur gestanden. Die zumindest diskussionswürdige Lesart, wonach die schönen Künste ein veritables Feigenblatt eines unmenschlichen Regimes gewesen seien, wurde zumeist brüsk zurückgewiesen. Damit einher ging oftmals die pauschale Einschätzung, die Machtübernahme der NSDAP habe der künstlerischen Mediokrität in Form von politischer Konjunkturkunst zum Durchbruch verholfen, so dass es nachgerade ein Akt kulturellen Widerstandes gewesen sei, durch eine Weiterarbeit im Dritten Reich die Kulturnation Deutschland vor einem Abgleiten in die ideologische Uniformität künstlerischer Arbeit bewahrt zu haben. Dieser Einschätzung leistet auch eine Arbeit Vorschub, die sich mit der Geschichte der Berliner Philharmoniker zwischen 1933 und 1945 beschäftigt.[75] Wie der Autor schon im Vorwort erläutert, lautet der Untertitel der Studie nicht von ungefähr: »Die Berliner Philharmoniker und der Nationalsozialismus«, »diese Beziehung wird als Begegnung zweier autonomer (sic!) Kräfte aufgefasst, daher die Konjunktion ›und‹ im Titel, nicht ›während‹ oder ›unter‹ oder etwas dergleichen.«[76]

Dass Kunst und Propaganda nahe beieinander liegen, manchmal gar deckungsgleich scheinen, ist wohl spätestens seit Walter Benjamins klassischer Reflexion über die Ästhetisierung der Politik durch Faschismus und Nationalsozialismus eine Feststellung, der gemeinhin Tatsachencharakter zugebilligt wird.[77] Und in der Tat wäre mit Blick auf das Orchester als Kulturinstitution zu fragen, worin seine Autonomie im NS-Staat denn konkret bestanden habe. Wenn der Autor seine Aussage auf die Mitglieder des Orchesters bezogen haben sollte, wäre ihm durchaus noch zuzustimmen gewesen, denn jeder und jede Deutsche hatte zumindest in der Theorie täglich aufs Neue die Möglichkeit, sich systemkonform oder eben nicht zu verhalten. Die Berliner Philharmoniker als Institution dagegen besaßen ein Eigenleben, das in letzter Konsequenz nicht einmal an ihren künstlerischen Übervater Wilhelm Furtwängler schicksalhaft geknüpft war, wie nicht zuletzt die Nachkriegsgeschichte des Orchesters ex post beweisen sollte. In diesem Sinne waren die Berliner Philharmoniker selbstverständlich ein kulturelles Aushängeschild, mithin sogar eine Art künstlerischer Sonderbotschafter des Dritten Reiches. Auf diese Weise wurde das Orchester gerade auch im deutschlandkritischen Ausland auch oftmals betrachtet. Diese über das rein Künstlerische hinausgehende Rolle ging dabei so weit, dass für das Auftreten der Musiker im Ausland eigens besondere Verhaltenskonventionen erwartet wurden: »Sie hatten stets angemessen gekleidet zu sein und sich würdig zu verhalten.«[78] Zudem sollten die Musiker mit ihrem persönlichen Auftreten im Umgang mit ausländischen Konzertbesuchern und insbesondere den dortigen Medien das vorherrschende deutschlandkritische Bild korrigieren helfen.

Von besonderer Beachtung waren vor allem die Auftritte des Orchesters in der deutschen Irredenta. Derartigen Reisen wurden gleichsam automatisch und selbstverständlich

---

75 *Misha Aster*, »Das Reichsorchester«. Die Berliner Philharmoniker und der Nationalsozialismus, Siedler Verlag, München 2007, 400 S., geb., 21,95 €.

76 Ebd., S. 28.

77 *Walter Benjamin*, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: *ders.*, Illuminationen. Ausgewählte Schriften 1, hrsg. v. *Siegfried Unseld*, Frankfurt am Main 1977, S. 136–169, hier: S. 168.

78 *Aster*, Reichsorchester, S. 309 und 315.

politische Implikationen zugeschrieben.[79] Ganz ähnlich verhielt es sich etwa mit einer anderen, für weite Teile der deutschen Bevölkerung nicht minder bedeutsamen Kulturinstitution, dem Fußball. Auch hier wurden Gastspiele deutscher Vereine im Saarland beziehungsweise Auftritte von Vereinen aus den besetzten Gebieten im Reich zu Feierstunden der ›Volksgemeinschaft‹ hochstilisiert – mit den entsprechenden Konsequenzen für die Reputation der Veranstalter, wenn ein solches Spiel schließlich vor überwiegend leeren Rängen stattfand.[80]

Diese Beispiele zeigen, dass der einzelne Künstler, hatte er sich einmal für ein Engagement im Orchester entschieden, innerhalb desselben nicht in der Lage war, sich von seiner gezielten politischen Aufladung der Arbeit frei zu machen. Dazu trugen auch Sonderveranstaltungen der Berliner Philharmoniker anlässlich von Reichsparteitagen oder »Führer-Geburtstagen« bei. Angesichts dessen wirkt der Versuch einer Differenzierung zwischen »normalem« Konzertprogramm und solcherart politischen Pflichtveranstaltungen wie der krampfhafte Versuch, die vielbeschworene Autonomie des Orchesters unter Beweis zu stellen.[81] Was also die Frage der Verantwortlichkeit der Musiker betrifft, so ist das Faktum eines (beruflichen) Engagements für eine missbrauchte, wenn nicht gar willfährige Kulturinstitution im Dienste eines verbrecherischen Regimes unstreitig. Über die Motive mag man derweil noch streiten. War es das Streben nach sozialer und materieller Sicherheit, welche der NS-Staat im Gegensatz zur Weimarer Republik durch erhebliche finanzielle Unterstützungen des kulturellen Aushängeschildes zu garantieren bereit war? War es der naive Glaube, unter den erheblich veränderten Rahmenbedingungen letztlich doch so weiterarbeiten zu können wie bisher? Oder waren es (auch) ideologische Überzeugung und die daraus resultierende Bereitschaft zur Mitarbeit im nationalsozialistischen Staat? Zu welchen Einschätzungen man insbesondere bei der Person Wilhelm Furtwänglers dabei am Ende kommen mag, es ist unstreitig, dass die Berliner Philharmoniker als Institution und damit auch die bei ihnen engagierten Künstler einen erheblichen Anteil an der kulturellen Verbrämung des NS-Regimes hatten.

Diese Einschätzung galt *mutatis mutandis* auch für die nationalsozialisierten Salzburger Festspiele nach 1938. Ihrer Geschichte widmet sich ein Buch des österreichischen Journalisten Andreas Novak, das auf eine Sendereihe des ORF zurückgeht.[82] Novak betont in seiner Darstellung vor allem die Bedeutung, welche den Salzburger Festspielen von NS-Politikern als kulturelles Aushängeschild zugemessen wurde: »Die NS-Propagandisten wussten, abseits aller Polemiken gegen Salzburg, dass ihnen mit dem Anschluss ein Festival in die Hände fiel, dessen internationales Prestige geeignet war, um das deutsche Ansehen in der Welt zu heben.«[83]

So richtig diese Einschätzung grosso modo ist, so wenig Erhellendes vermag die Arbeit insgesamt zutage zu fördern. Denn anstatt das Beispiel der Salzburger Festspiele zum Anlass zu nehmen, die gängigen, stereotypen Erklärungsmuster betreffend Rolle und Funktion von Kunst und Kultur im NS-System kritisch zu hinterfragen, verfährt Novak vielmehr umgekehrt. Er nimmt eben jene argumentativen Versatzstücke aus der älteren Forschung auf und bemüht sich hernach nach Kräften, die Geschichte der Festspiele über

79 Ebd., S. 279. Anknüpfend an das bekannte Thomas-Theorem (»If men define situations as real, they are real in their consequences.« Vgl. *William I. Thomas/Dorothy S. Thomas*, The Child in America, New York 1928, S. 572.) ließe sich argumentieren, dass die Fremdwahrnehmung der Auftritte des Orchesters insofern Tatsachencharakter gewann, als die weiteren Reaktionen ausländischer Beobachter ihrerseits keine andere Lesart zuließen.

80 *Rudolf Oswald*, »Fußball-Volksgemeinschaft«. Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fußball 1919–1964, Frankfurt am Main/New York 2008, S. 139 u. ö.

81 *Aster*, Reichsorchester, S. 205.

82 *Andreas Novak*, »Salzburg hört Hitler atmen«. Die Salzburger Festspiele 1933–1944, DVA, München 2005, 416 S., geb., 29,90 €.

83 Ebd., S. 118.

diesen Leisten zu schlagen. So nutzt der Autor etwa einen biografischen Kommentar zu Rainer Schlösser, dem Leiter der Theaterabteilung im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, und Heinz Drewes, dem Leiter der dortigen Musikabteilung, um die These von der prinzipiellen Mittelmäßigkeit aller NS-konformen Kultur zu belegen.[84] An anderer Stelle betont er zudem, der Nationalsozialismus sei nichts weiter als eine »braune Revolution der Mittelmäßigen, der Minderleister und Adoranten.«[85] So richtig aus heutiger Perspektive gerade auch eine moralische Verurteilung einschlägiger Bühnenwerke aus der Feder nationalsozialistischer Konjunkturkünstler gewiss ist – man denke etwa an Eberhard Wolfgang Möllers »Frankenberger Würfelspiel« oder sein Stück »Und Rothschild siegt bei Waterloo« –[86], so wenig zielführend ist es, einer letztlich undifferenzierten Perspektive auf das Kulturleben der NS-Zeit das Wort zu reden. Denn eine Gleichsetzung von Nationalsozialismus und künstlerischer Mittelmäßigkeit impliziert in dieser Zuspitzung im Umkehrschluss, hochkulturelles Schaffen bürge für eine ideologische Immunität gegenüber den Versuchungen des Nationalsozialismus. So hält der Autor über Richard Strauß' Verhältnis zum NS-Staat fest: »Am Nationalsozialismus schien Strauß weniger die Abschaffung von Demokratie, Parlamentarismus und Parteien zu stören als der Mangel an elitärem Bewusstsein der NS-Größen.«[87] Eine solche Sicht der Dinge kommt jedoch einer allzu unkritischen Adaption der generationell gefärbten Meistererzählung vieler Angehöriger nationalsozialistischer Funktionseliten gerade aus dem Bereich von Medien und Kultur entgegen, die gemeinhin auf den Begriff der »inneren Emigration« gebracht wird. Kaum überraschend schlägt sich dies auch in Novaks Bewertungen einer Reihe exponierter Künstler nieder. In dem Regisseur Heinz Hilpert erkennt Novak etwa einen »stille[n] Saboteur der braunen Inhumanität.«[88] Zwar wirft der Autor in diesem Zusammenhang auch die Überlegung auf, dass Hilperts Eintreten für einige politisch Verfolgte eine bewusste Kompensation seiner schuldhaften Verstrickung in die von ihm auch als solche erkannte künstlerische Legitimationsarbeit gewesen sei. Doch zumeist fehlt es an solchen Relativierungen. So erfährt man über Wilhelm Furtwängler lediglich, dass er sich im Rahmen seiner Möglichkeiten dem Regime verweigert habe, und sein Kollege Karl Böhm habe durch die Übernahme der Wiener Philharmoniker 1943 seine austro-patriotische Ader wiedererweckt, was mit einer Distanzierung vom Nationalsozialismus einhergegangen sei.[89] Solcherart subkutane Widerständigkeit fand nach der Auffassung Novaks in zahleichen Inszenierungen Ausdruck, wenn man zwischen den Zeilen zu lesen verstand, wie er am Beispiel einer Mozart-Inszenierung Walter Felsensteins aus dem Jahre 1942 zu belegen sucht. Dieser habe eine Aufführung von kalter »preußischer Zackigkeit« auf die Bühne gebracht, worin Novak »eine Anspielung auf die menschliche Bevormundung durch autoritäre Staatsstrukturen« ausmachen zu können glaubte.[90] Das Publikum von 1942, das nach Novaks eigenem Bekunden seit 1941 ohnehin zu einem Großteil aus Soldaten auf Heimaturlaub und Lazarettpatienten bestand, konnte angesichts einer in erheblichem Maße an militärischen Werten und Normen orientierten gesellschaftlichen Umwelt ohne große Mühe auch eine völlig konträre Lesart der Inszenierung entwickeln. Die Möglichkeit einer alternativen Lesart der Inszenierung wird von Novak jedoch überhaupt nicht in Erwägung gezogen.

---

84 Ebd., S. 120.
85 Ebd., S. 104.
86 *Jay W. Baird*, Hitler's Muse. The Political Aesthetics of the Poet and Playwright Eberhard Wolfgang Möller, in: German Studies Review (GSR) 17, 1994, S. 269–286.
87 *Novak*, Salzburg, S. 252. Gemeint ist hier offenbar ein Mangel an traditionellem, kulturell gesättigtem Elitismus der politischen Entscheider.
88 Ebd., S. 128 und 131.
89 Ebd., S. 237 und 242.
90 Ebd., S. 298.

Insgesamt bleibt Novaks Portrait der Salzburger Festspiele eine vielfach anekdotisch aufgeladene Darstellung, die insgesamt eher als Kompendium der namhaftesten Künstlerinnen und Künstler der Festspielprogramme 1938 bis 1944 dienen kann, denn dass sie einen eigenständigen Beitrag zur Rolle der Kultur im Dritten Reich zu leisten vermag. Dies liegt auch daran, dass die Arbeit insgesamt zu stark der Vorstellung von der dirigistischen Allmacht der nationalsozialistischen Machthaber verhaftet bleibt. Als weit ertragreicher erweist sich hier eine knappe Skizze über die politische Indienstnahme der Bayreuther Festspiele in den Anfangsjahren des Regimes.[91] Sie macht deutlich, dass die Art und Weise der politischen Einflussnahme auf den Kulturbetrieb entgegen verbreiteter Vorstellungen von der Omnipotenz des NS-Regimes vom Moment der Machtübernahme an keineswegs nach dem Prinzip von Befehl und Gehorsam funktionierte. Selbst der bekanntermaßen NS-affine »grüne Hügel« und namentlich Winifred Wagner waren nachdrücklich darauf bedacht, die künstlerische Eigenständigkeit der Wagner-Festspiele zu wahren oder sie zumindest so teuer wie möglich zu verkaufen. Auf der anderen Seite gaben die neuen Machthaber zu verstehen, dass ein finanzielles Engagement bei den Festspielen in Form des Aufkaufs nicht im freien Verkauf veräußerbarer Kartenkontingente an politisches Wohlverhalten – etwa den Verzicht auf Engagements jüdischer Künstler – gekoppelt war.[92]

Diese Kartenkontingente wurden kostenlos zunächst an staatliche und parteiamtliche Würdenträger sowie an ausgewählte »Volksgenossen« vergeben. Legitimiert wurde diese Maßnahme gar mit einem Verweis auf Richard Wagners Testament, wonach es schon das Ansinnen des Meisters selbst gewesen sei, »die Festspiele den Würdigsten des Volkes unentgeltlich zugänglich zu machen.«[93] Zugleich diente diese Praxis nun auch dazu, die regierungsamtliche Doktrin von der ›Volksgemeinschaft‹, die sich im Dritten Reich verwirklicht habe, zu untermauern. Dazu konnten die Freikarteninhaber gratis mit der Reichsbahn nach Bayreuth reisen, und die Stadt Bayreuth war verpflichtet worden, für kostenfreie Unterkünfte zu sorgen. Jene Gäste wurden gewissermaßen stilecht in Massenunterkünften in »Erziehungsanstalten« oder gar »sauberen Strohlagern« untergebracht und täglich mit Erbseneintopf verpflegt.[94] Dieses Prinzip wiederholte sich ab 1938 schließlich auch in Salzburg. Doch während Novak sich darauf beschränkt, die soziale Veränderung des Publikums insbesondere während des Krieges zu erwähnen, und etwa in der gemeinsamen Eintopfspeisung von Soldaten und Schauspielern eine Manifestation ›volksgemeinschaftlicher‹ Geselligkeit erblickt[95], relativiert Stunz diesen Eindruck anhand des Bayreuther Beispiels, indem er darauf hinweist, dass zum einen die Vergabe der Freikartenkontingente bei einer Betrachtung der sozialen Schichtung ihrer Empfänger durchaus nicht dem ›volksgemeinschaftlichen‹ Durchschnitt zugute kamen, und zum anderen die mit Freikarten bedachten Gäste durch ihr Auftreten – Anreise im privaten PKW oder gar per Flugzeug – der Idee der ›Volksgemeinschaft‹ nicht selten selber Hohn sprachen.[96]

IV. Das komplexe Feld der Regional- und Alltagskultur

Doch auch jenseits der kulturellen Leuchttürme Bayreuth und Salzburg stand die traditionelle Hochkultur unter dem Einfluss der politischen Machthaber. Hier allerdings war das

---

91 *Holger R. Stunz*, Hitler und die »Gleichschaltung« der Bayreuther Festspiele. Ausnahmezustand, Umdeutung und sozialer Wandel einer Kulturinstitution 1933–1934, in: VfZ 55, 2007, S. 237–268.
92 Ebd., S. 251.
93 Ebd., S. 249.
94 Ebd., S. 257 f.
95 *Novak*, Salzburg, S. 274 f. und 289.
96 *Stunz*, Gleichschaltung, S. 258.

Spannungsfeld, in dem sich Kultur und Kulturpolitik vollzogen, beinahe noch komplexer als auf Reichsebene selber, denn neben den nachgeordneten Dienststellen der keineswegs einheitlich agierenden kulturpolitischen Akteure aus Staat und Partei wirkten gerade auf lokaler und regionaler Ebene noch Einflüsse der vorherrschenden sozial-moralischen Milieus in die politische Entscheidungsfindung mit hinein, wie Christoph Schmidt mit Bezug auf M. Rainer Lepsius festgestellt hat.[97] In welchem Umfang etwa ein Gauleiter kulturpolitische Impulse innerhalb seines Hoheitsbereiches zu geben vermochte, hing demnach nicht nur davon ab, über welche staatlichen und parteiamtlichen Kompetenzen er im Einzelfall verfügen konnte, sondern auch davon, wie stark die NS-Bewegung jeweils regional verankert war, ob zwischen den örtlichen kulturpolitischen Akteuren, der NS-Bewegung und der Bevölkerung eine hinreichend große Schnittmenge hinsichtlich des Kunst- und Kulturgeschmacks bestand und inwieweit sich die nationalsozialistischen Kulturpolitiker bereit fanden, Konzessionen an regionale oder lokale Kulturtraditionen zu machen. So zeigte sich im Rahmen von Schmidts Untersuchung, dass das bürgerlich-protestantisch geprägte Detmold hinsichtlich der kulturellen Leitvorstellungen seiner Einwohnerschaft sich am ehesten als NS-affin erwies, was sich etwa in der »›germanen-tümelnde[n]‹ Umgestaltung des Ausstellungskonzepts des Landesmuseums« oder der Einrichtung einer »Pflegestelle Ahnenerbe« äußerte.[98]

Demgegenüber zeigte sich das weit überwiegend katholische Stadtbürgertum Münsters in weit geringerem Maß bereit, seine traditionellen kulturellen Standards zugunsten einer nationalsozialistischen Brauchtums- und Kulturpflege aufzugeben. Insofern spielte in Münster bei der Rückbesinnung der nationalsozialistischen Kulturpolitik auf Klassiker der bürgerlichen Kulturkanons auch eine wesentliche Rolle, die dem traditionellen *juste milieu* weniger nahe stehenden NS-Funktionäre im Wortsinne salonfähig zu machen.[99] Und aus der überwiegend von (Berg-)Arbeiterschaft dominierten soziodemografischen Struktur der Stadt Gelsenkirchen heraus wird verständlich, warum dort von Beginn an die Erfahrbarmachung der ›Volksgemeinschaft‹ in der und durch die Kultur im Mittelpunkt der Bemühungen stand. Bemerkenswert ist dabei, dass sich anhand des Gelsenkirchener Beispiels anschaulich zeigen lässt, dass schließlich vermeintlich nicht im Zusammenhang stehende Faktoren über Erfolg und Misserfolg kulturpolitischer Initiativen mitentschieden. Weil nämlich die örtliche Bevölkerung des im Rahmen der kommunalen Gebietsreform[100] 1928 zu Gelsenkirchen eingemeindeten Stadtteils Buer sich aus lokalpatriotischen Motiven heraus abstinent verhielt, stieß die nationalsozialistische Kulturpolitik hier an eine unüberwindliche Grenze.[101]

Damit bestätigen sich durch die Ergebnisse der Untersuchung der »Nationalsozialistischen Kulturpolitik im Gau Westfalen-Nord« Befunde früherer Forschungen. »Nationalsozialistische Kulturpolitik« meinte in vielen Fällen die ideologische Überwölbung bereits bestehender kulturelle Traditionen – auch der Freizeit- und Alltagskultur –[102], wobei Ausmaß und Umfang der ideologischen »Nationalsozialisierung« dieser (Alltags-)Kultur von der soziostrukturellen Beschaffenheit der jeweiligen Bevölkerung abhängig waren.

---

97 *Christoph Schmidt*, Nationalsozialistische Kulturpolitik im Gau Westfalen-Nord. Regionale Strukturen und lokale Milieus (1933–1945) (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 54), Ferdinand Schoeningh Verlag, Paderborn/München etc. 2006, XIV und 511 S., geb., 54,00 €, S. 6.

98 Ebd., S. 466.

99 Ebd., S. 465.

100 Zum Kontext *Hein Hoebink*, Mehr Raum – mehr Macht. Preußische Kommunalpolitik und Raumplanung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet 1900–1933, Essen 1989.

101 *Schmidt*, Kulturpolitik, S. 89 ff.

102 Vgl. *Adelheid von Saldern*, Cultural Conflicts, Popular Mass Culture, and the Question of Nazi Success. The Eilenriede Motorcycle Races, 1924–39, in: GSR 15, 1995, S. 317–338.

Kurz: Der Erfolg nationalsozialistischer Kulturpolitik war in hohem Maße durch die prinzipielle NS-Affinität ihrer Zielgruppe bedingt. Wie schon das Beispiel der Bayreuther Festspiele gezeigt hatte, wird auch mit Blick auf die lokale und regionale Kulturpolitik deutlich, dass die politische Indienstnahme der Kultur durch den NS-Staat keineswegs uniform und schematisch erfolgte, sondern vielmehr einem Aushandlungsprozess unterlag, der nicht zuletzt von den Rahmenbedingungen abhängig war, unter denen die beteiligten Akteure zu handeln hatten. Dem Befund, dass Kunst und Kultur ideologisch überformt und politisch instrumentalisiert wurden, wie etwa schon Hildegard Brenner keine 20 Jahre nach Ende der NS-Herrschaft feststellte[103], läuft dies nicht zuwider, akzentuiert ihn aber in erheblicher Weise. Statt gewissermaßen von einer politisch motivierten Vergewaltigung deutscher Kunst und Kultur durch den Nationalsozialismus auszugehen, ließe sich nach aktueller Forschungslage eher der Vorwurf der Indienststellung an die Adresse von Künstlern und Kulturschaffenden richten: Politisches Wohlverhalten honorierte der NS-Staat nicht zuletzt mit einer erheblichen materiellen Besserstellung der künstlerischen Berufe im Allgemeinen und exponierter Künstler im Besonderen, wozu die Weimarer Republik sich aus Künstlersicht als unwillig erwiesen hatte.[104]

Zu Kriegszeiten konnte eine solche Besserstellung schon dadurch erfüllt sein, dass eine Tätigkeit für das oder im Auftrag des Regimes eine der begehrten uk-Stellungen einbrachte, die zumindest zeitlich befristet vor dem Kriegsdienst schützten. In den Genuss solcher Privilegien kamen beispielsweise auch jene Fotografen, die seit 1943 auf Geheiß des »Führers« bombenkriegsbedrohte Kulturgüter, vor allem historische Gebäude mit Decken- und Wandmalereien auf Farbfilm bannen sollten, um deren spätere Rekonstruktion im Falle einer Beschädigung oder Zerstörung zu ermöglichen.[105] Die hinter dieser Kampagne stehende propagandistische Intention war eine dreifache: Erstens dokumentierte das Regime gerade unter den Bedingungen der sich merklich verschlechternden Luftkriegslage Handlungsfähigkeit, zweitens verstanden gerade auch die beteiligten Firmen der Fotoindustrie den Auftrag als Chance, die technische Leistungsfähigkeit der deutschen Farbfototechnik herauszustellen, und drittens waren die Bilder des bedrohten oder bereits teilweise zerstörten Kulturguts ein gewichtiges moralisches Argument bei den Bemühungen des NS-Regimes, die Barbarei des alliierten Luftkrieges zu geißeln.[106] Gleiches gilt in besonderer Weise auch für die im Auftrag Albert Speers entstandenen Luftbildaufnahmen deutscher Städte.[107] In beiden Fällen lässt sich zumindest argumentieren, dass die Aufmerksamkeit, welche die Kunst- und Kulturgüter seitens des NS-Regimes erfahren haben, nicht (allein) um der Kunst selbst willen geschah, sondern weil mehr noch als die kriegsbedingte Zerstörung der Kunstwerke ihre Errettung sich trefflich ins Bild der regierungsamtlichen Kommunikationsstrategie einfügte.

Eine solcherart funktionale Betrachtungsweise von Kultur war eingedenk der obigen Reflexionen über die prinzipielle Gleichförmigkeit staatlicher Öffentlichkeitsarbeit ge-

---

103 *Hildegard Brenner*, Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus, Reinbek 1963.

104 Diesen Problemzusammenhang, erweitert um den Aspekt der sozialen Eliminierung der im Kulturleben beschäftigen Deutschen jüdischen Glaubens, beschreibt präzise *Alan E. Steinweis*, Cultural Eugenics. Social Policy, Economic Reform, and the Purge of Jews from German Cultural Life, in: *Glenn R. Cuomo* (Hrsg.), National Socialist Cultural Policy, New York 1995, S. 23–38.

105 *Christian Fuhrmeister/Stephan Klingen/Iris Lauterbach* u. a. (Hrsg.), »Führerauftrag Monumentalmalerei«. Eine Fotokampagne 1943–1945, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2006, XIV und 216 S., brosch., 24,90 €.

106 *Frank Pütz*, »Führerauftrag« und »Göttergeschenk«. Zur Entstehungsgeschichte der Farbdias deutscher Wand- und Deckenmalereien, in: *Fuhrmeister/Klingen/Lauterbach* u. a., Führerauftrag, S. 19–26, hier: S. 21.

107 *Christian Bracht*, Das Marburger Luftbildarchiv deutscher Innenstädte, in: *Fuhrmeister/Klingen/Lauterbach* u. a., Führerauftrag, S. 163–172, hier: S. 168.

wiss kein singuläres Phänomen nationalsozialistischer Kulturpolitik. Doch weil sich das NS-Regime in seinen programmatischen Einlassungen zu Kunst und Kultur weit rigoroser gebärdete, als es de facto verfuhr, sticht dieser Aspekt für den NS-Staat schlichtweg deutlicher hervor. Insofern, als das Regime bei der Durchsetzung einer nationalsozialistischen Kulturpolitik stets auch mit Blick auf die Stabilität des Herrschaftssystems Rücksicht auf bestehende kulturelle Prägungen und Präferenzen der Bevölkerung nehmen musste, lassen sich etwa die vermeintlich rein machttaktisch motivierten Konflikte zwischen einem ideologischen Puristen wie Alfred Rosenberg einerseits und einem realpolitischen Pragmatiker wie Joseph Goebbels andererseits durchaus sachlogisch erklären und nachvollziehen.[108] Entgegen der ideologisch motivierten Ablehnung von Moderne und Massenkultur durch den Nationalsozialismus wenigstens bis 1933 bedeutete die Notwendigkeit der Achtung gewachsener kultureller Traditionen auch eine weitgehend bruchlose Fortsetzung der Entwicklungslinien einer sich ausbreitenden Massenfreizeitkultur in Deutschland, wie sie schon von Hans Dieter Schäfer vor nunmehr einem Vierteljahrhundert festgestellt worden war.[109] Zuletzt hatte Peter Gay mit Blick auf den Nationalsozialismus von einer antimodernen Moderne gesprochen und Sigmund Freud bemüht, der noch kurz vor seinem Tod 1938 sein Erstaunen bekundet hatte, »dass der Fortschritt ein Bündnis mit der Barbarei geschlossen hat.«[110] Paul Betts etwa hat diese nur scheinbar widersprüchlichen Kontinuitäten am Beispiel der Geschichte des deutschen Industriedesigns zwischen Erstem Weltkrieg und westdeutschem Wirtschaftswunder nachgespürt.[111] Auch hier zeigte sich, dass die vermeintlich ideologisch verbrämten alltagskulturellen Gegenstände der Bauhaus-Zeit anders gewendet im Kontext etwa der Arbeit des Amtes »Schönheit der Arbeit« der Deutschen Arbeitsfront (DAF) auch in den 1930er Jahren hohe Wertschätzung erfuhren, ehe mit dem Wirtschaftswunder endlich all jene Konsumversprechen eingelöst wurden, die schon die ›Volksgemeinschaft‹ bis 1939 verheißen hatte.[112]

Weitere Beispiele für derartige Kontinuitäten waren der Bereich des Rundfunks sowie der Zeitschriftenmarkt. War an anderer Stelle schon die marktfunktionale Bedeutung des *Stürmer* als einer nationalsozialistischen Boulevardzeitung herausgestellt worden, wäre als konzeptionelles Kontrastprogramm hier insbesondere die für den Auslandsmarkt konzipierte Illustrierte *Signal* zu erwähnen. Diese lehnte sich in ihrer Machart bewusst eng an das amerikanische Vorbild des *Life*-Magazins an[113], das heißt, man orientierte sich an einem auf dem internationalen Markt als akzeptiert angesehenen Zeitschriften-Konzept eines Vorbildprodukts, das gemeinhin als Schaufenster jenes Landes galt, dem man in offiziellen Verlautbarungen gern seine materialistische Gesinnung, seine Dekadenz, kurz: seine ethisch-moralische Unterlegenheit vorhielt.[114] Auch hier zeigten sich phänomenologische Ähnlichkeiten in der massenmedialen Entwicklung zweier Gesellschaften im

---

108 *Ernst Piper*, Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe, München 2005.

109 *Hans Dieter Schäfer*, Das gespaltene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933–1945, Frankfurt am Main 1984. Für den Sommer 2009 ist eine überarbeitete und erweiterte Neuausgabe der Arbeit im Wallstein Verlag (Göttingen) angekündigt.

110 *Peter Gay*, Die Moderne. Eine Geschichte des Aufbruchs, Frankfurt am Main 2008, S. 454; dort auch das Freud-Zitat. Diese Lesart verfolgt letztlich auch *Jeffrey Herf*, Reactionary Modernism. Technology, Culture, and Politics in Weimar and the Third Reich, Cambridge, MA 2003.

111 *Paul Betts*, Ästhetik und Öffentlichkeit. Westdeutschland in den fünfziger Jahren, in: *Weisbrod*, Politik, S. 231–260.

112 Ebd., S. 250 und 255 f.

113 *Rainer Rutz*, Signal. Eine deutsche Auslandsillustrierte als Propagandainstrument im Zweiten Weltkrieg, Klartext Verlag, Essen 2007, 446 S., brosch., 34,00 €, S. 117.

114 Einen Überblick gibt *Dan Diner*, Feindbild Amerika. Über die Beständigkeit eines Ressentiments, Berlin 2003, S. 90–114.

»Wettlauf um die Moderne«, wie sie auch im Bereich von Film, Rundfunk oder Freizeitverhalten feststellbar waren[115], und die sich wiederum nur durch die jeweilige Einpassung in ein den diametral entgegengesetzten Werten und Normen verpflichtetes Gesellschaftssystem voneinander unterschieden.

Diese scheinbare Diskrepanz von Alltagskultur und politisch-ideologischem Überbau ist von Hans Dieter Schäfer auf den inzwischen zu einem geflügelten Wort geronnenen Begriff des »gespaltenen Bewusstseins« gebracht worden.[116] Mit diesem Phänomen hat sich wiederum am Beispiel von *Signal* auf künstlerische Weise Christian Boltanski auseinandergesetzt.[117] Er hat originale Ausgaben von *Signal* im Wortsinne entbunden, das heißt, er hat die Heftbindung aufgelöst und damit das Heft in seine einzelnen, thematisch eigentlich unzusammenhängenden, jedoch materiell untrennbar verbundenen Druckbögen aufgelöst. Boltanskis Interesse galt dabei jenen Druckbögen, auf denen jeweils zwei unzusammenhängende und aus ihrem eigentlichen textlichen Zusammenhang gerissene Fotografien zu finden waren.[118] Auf diese Weise fand sich nun beispielsweise das Foto einer blütenbestäubenden Hummel neben einem Portrait des gerade verstorbenen Generalfeldmarschalls Walter von Reichenau nebst Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und Monokel, ein Bauer mit ochsenbespanntem Pflug geriet neben eine Staffel Ju-87 »Stukas« im Formationsflug am stahlblauen Himmel oder ein fernöstliches Tanzballett kontrastierte eine Luftbildaufnahme von Bombeneinschlägen nach einem deutschen Luftangriff, fotografiert von einem Kriegsberichterstatter aus einem der angreifenden Flugzeuge.[119] Gewiss kontrastieren nicht alle auf den insgesamt 20 Druckbögen nebeneinander gestellten Bilder einander derart signifikant, doch die Gleichzeitigkeit des Unvereinbaren, von Krieg und Tod und Unberührtheit und Idylle vermögen alle recht sinnfällig zu vermitteln. Und indem Boltanski die Aufhebung der vorgesehenen Seitenfolge vornimmt, die Zeitschrift gleichsam in ihre elementaren inhaltlichen Bestandteile zerlegt, führt er dem Betrachter durch die rein materielle Verbindung von Revuetheater und Bombenkrieg auf einem Druckbogen vor Augen, dass die Vorstellung von der Existenz eines »gespaltenen Bewusstseins« der deutschen Gesellschaft irrig ist. Vielmehr spiegelt dieser Erklärungsansatz eher die Ungläubigkeit und Hilflosigkeit der Nachgeborenen, Auschwitz und Almidylle, Revuetheater und Rassenkrieg als den Zeitgenossen selbstverständliche Komponenten ihrer damaligen Lebens- und Alltagswelt zu begreifen – und zu akzeptieren. Insofern sieht man – für den heutigen Betrachter durchaus provozierend – auf den Druckbögen zusammen, was im Erfahrungsraum der Zeitgenossen durchaus auch zusammengehörte.

Aber entgegen der Annahme der von Bernhard Jussen zu diesem Band verfassten Einleitung, wonach »subtile Hermeneutik […] nicht vonnöten [sei], um diese vergleichsweise leichte Zugänglichkeit [der Kunst Christian Boltanskis, D. M.] zu deuten«[120], scheint es vielmehr durchaus wichtig, eine solche Interpretation wiederum selbst zu reflektieren. Denn wie Jussen selbst mit Blick auf die für heutige Betrachter zumindest befremdlich wirkende Ästhetik von opulent in *Signal* zur Schau gestellter deutscher Waffentechnik

---

115 Siehe *Edward Dimendberg/Anton Kaes*, Unterhaltung. Populärkultur und Film, in: *Christof Mauch/Kiran Klaus Patel* (Hrsg.), Wettlauf um die Moderne. Die USA und Deutschland 1890 bis heute, München 2008, S. 331–361.

116 *Schäfer*, Bewusstsein.

117 *Bernhard Jussen* (Hrsg.), Signal. Christian Boltanski (Von der künstlerischen Produktion der Geschichte, Bd. 5), Wallstein Verlag, Göttingen 2004, 144 S., geb., 29,00 €.

118 Zur Methode vgl. *Bernhard Jussen*, Signal. Zur Einleitung, in: *ders.*, Signal, S. 49–58, hier: S. 57.

119 Die Abbildungen finden sich im Bildteil von *Jussen*, Signal. Es handelt sich um die Doppelbildseiten 1, 5 und 20.

120 *Jussen*, Einleitung, S. 50.

bemerkt, wurden derartige Bilder von den Augen der zeitgenössischen Leserschaft eher als Ausdruck einer sich vornehmlich in technischer Perfektion ausdrückenden Moderne verstanden.[121] Doch ebenso, wie die Zeitgenossen einen zeit- und standortgebundenen Zugang zu den Fotografien von *Signal* besaßen, so ist auch die obige Interpretation der Installation Boltanskis nicht minder standortgebunden. Zu dieser Standortgebundenheit gehört etwa die für die Interpretation elementare Tatsache der Kenntnis der Theorie des »gespaltenen Bewusstseins«; ohne sie würde Boltanskis Auseinandersetzung mit *Signal* womöglich auch keine Aufnahme in den Kreis der hier reflektierten Literatur gefunden haben. Kurz: Auch hier macht sich der Rezensent – lies: Rezipient – sein eigenes Bild beziehungsweise seinen eigenen (Sub-)Text.[122]

Was Christian Boltanski künstlerisch zum Ausdruck bringt, vollzieht Rainer Rutz in seiner monografischen Untersuchung von *Signal* geschichtswissenschaftlich nach. Die Zeitschrift war gemäß ihrer Konzeption als reine Auslandsillustrierte der Versuch, auf die vermeintliche kommunikativ-propagandistische Unterlegenheit Deutschlands im neutralen Ausland während des Ersten Weltkrieges zu reagieren; sie konkurrierte dabei folgerichtig – wie erwähnt – mit dem amerikanischen *Life* und dem französischen *Paris Match*.[123] Nach dem erstmaligen Erscheinen Mitte April 1940 war das Konzept der Zeitung hinsichtlich des vorgesehenen Verbreitungsgebietes jedoch von der Aktualität überholt worden: War die Zeitschrift zunächst in einer englischen, französischen und italienischen Ausgabe erschienen, folgten nach der deutschen Besetzung zunächst Dänemarks und Norwegens sowie später Belgiens und der Niederlande im Verlauf des Sommers 1940 weitere Ausgaben in dänischer, norwegischer und niederländischer Sprache.[124]

Der Absatz von *Signal* verlief dabei synchron mit der Entwicklung der Nachfrage nach Nachrichten und Informationen, welche wiederum in erheblichem Maße durch den Kriegsverlauf beeinflusst war. Birte Kundrus hat in diesem Zusammenhang den Begriff des »Nachrichtenhungers« benutzt, um die Korrelation von Medienkonsum und tagespolitischer Entwicklung – Kriegsverlauf – nachzuzeichnen.[125] Nach anfänglich erheblicher Zunahme der Auflage flachte die Kurve für *Signal* zwischenzeitlich bis zum Juni 1941 deutlich ab, um schließlich mit dem deutschen Überfall auf die UdSSR wieder zuzunehmen.[126]

Ebenfalls geknüpft an die Fieberkurve der militärischen Entwicklung war auch die thematische Schwerpunktsetzung in der Zeitschrift. Während in der Zeit der deutschen militärischen Erfolge – gleichsam eine Art ideologischer Magnettheorie verfolgend – vor allem der »schöne Schein« der deutschen ›Volksgemeinschaft‹ präsentiert wurde[127], setzte man nach der Kriegswende 1943 verstärkt auf das vermeintliche Argument eines paneuropäischen Abwehrkampfes, den vor allem das Deutsche Reich für den Kontinent und gegen den »Bolschewismus« führe; ein Konzept, dass auch für die Propaganda gegenüber der eigenen Bevölkerung galt und gemeinhin auf den Begriff der »Kraft durch Furcht« gebracht wurde.[128]

Abhängig von der militärischen Entwicklung war auch die Höhe der Auflage der Zeitschrift. Diese entwickelte sich proportional zur Größe des deutschen Machtbereiches.

---

121 Ebd., S. 57.
122 Vgl. Anm. 21.
123 *Rutz*, Signal, S. 44 f.
124 Ebd., S. 73.
125 *Birthe Kundrus*, Totale Unterhaltung? Die kulturelle Kriegführung 1939 bis 1945 in Film, Rundfunk und Theater, in: *Echternkamp*, Reich, Bd. 9/2, S. 93–157, hier: S. 109.
126 *Rutz*, Signal, S. 92.
127 Ebd., S. 324 ff.
128 Unabhängig davon war das Thema »Europa« selbstverständlich auch schon früher Gegenstand der Illustrierten, die sich ja dezidiert an den europäischen Markt richtete. Ebd., S. 211, 280 u. ö.

Streng genommen war sie insofern im Verlauf des Jahres überflüssig geworden, da sie als Auslandsillustrierte in Ermangelung eines Absatzmarktes von neutralen und besetzten Ländern faktisch ihren Zweck verloren hatte. Neben dem schrumpfenden deutschen Herrschaftsbereich gab es beinahe ausschließlich nur mehr Feindstaaten. Für Rutz erscheint die Fortführung von *Signal* unter diesen Umständen daher als die Konsequenz von Realitätsblindheit und Selbstbetrug der verantwortlich Handelnden.[129] Diese Einschätzung scheint jedoch in zu starkem Maße von einer rückschauenden Perspektive bestimmt, welche das Wissen um den Ausgang des Krieges kaum ein Jahr später in die verlegerische Entscheidungssituation des Jahres 1944 hineinprojiziert. Denn die Fortführung der *Signal* kann nur dann als Akt der Realitätsverleugnung betrachtet werden, wenn man die Niederlage des Dritten Reiches schon für 1944 als Faktum setzt. Dagegen ist anzunehmen, dass es gerade die Bemühung war, den endgültigen militärischen Niedergang des Deutschen Reiches zu verhindern beziehungsweise nicht zu beschleunigen, die den Ausschlag zugunsten der Fortführung von *Signal* gab, die Einstellung der Zeitschrift wäre wohl nicht nur gegenüber dem Ausland, sondern auch gegenüber den ausländischen »Hilfstruppen« tatsächlich einem Eingeständnis der Niederlage gleichgekommen. Aus dieser Perspektive betrachtet war die Fortführung von *Signal* bis ins Frühjahr 1945 hinein durchaus konsequent und gerade keine Realitätsverleugnung.

Darüber hinaus war die Fortführung des Projektes *Signal* auch ein Anliegen des herausgebenden »Deutschen Verlages« und der beteiligten Journalisten. Hatte der Verlag auch kaum finanziellen Nutzen aus dem *Signal*-Geschäft zu verzeichnen, so gab es doch andere, gewissermaßen geldwerte Vorteile, welche die Zeitschrift bot. Da sie als kriegswichtig eingestuft wurde, konnte der Verlag beispielsweise Mitarbeiter, auf die er nicht verzichten wollte, denen aber eine Einberufung zum Kriegsdienst drohte, bei der *Signal* parken und so eine uk-Stellung erwirken.[130] Infolgedessen wurde *Signal* im Verlaufe des Krieges zu einer Art Sammelbecken junger, talentierter Zeitschriftenjournalisten. Viele davon sollten nach dem Krieg eine zweite Chance auf dem bundesrepublikanischen Zeitschriftenmarkt bekommen; der Lebensweg des letzten »Hauptschriftleiters« von *Signal*, Giselher Wirsing[131], der nach dem Krieg zum Chefredakteur von *Christ und Welt* (wieder-)aufstieg, stellte insofern wahrhaftig nur die Spitze eines Eisbergs dar.[132] Eingedenk dieses Befundes überrascht, dass sich Rutz gerade wegen der zahlreichen biografischen Kontinuitäten, die *Signal* und den bundesrepublikanischen Zeitschriftenmarkt verbanden, wundert, dass das Blatt bislang noch nicht Gegenstand einer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung geworden sei.[133] Vielmehr scheint darin gerade umgekehrt womöglich ein Grund bestanden zu haben, dass *Signal* eben nicht in den Blickpunkt des historiografischen Interesses geriet.[134] In diesem Zusammenhang sei nur daran erinnert, dass auch eine vergleichbare, synthetisierende Untersuchung der Wochenzeitung *Das Reich* bislang ein Desiderat der Forschung geblieben ist[135], wenn auch namhafte, dort beschäf-

---

129 Ebd., S. 144 f.

130 Ebd., S. 113.

131 *Norbert Frei/Johannes Schmitz*, Journalismus im Dritten Reich, München 1999, S. 173 ff.

132 *Rutz*, Signal, S. 398 ff.

133 Ebd., S. 12.

134 Weitere Beispiele journalistischer Kontinuitäten über die Zäsur des Jahres 1945 hinweg bieten *Lutz Hachmeister/Friedemann Siering* (Hrsg.), Die Herren Journalisten. Die Elite der deutschen Presse nach 1945, München 2002.

135 Knappe Hinweise gibt die biografische Studie von *Heike B. Görtemaker*, Ein deutsches Leben. Die Geschichte der Margret Boveri 1900–1975, München 2005, S. 130 ff. Die ältere Arbeit von *Martens*, Das Reich, hier: S. 54 ff., ergeht sich zu sehr in einem inzwischen überholten, weil starren Schubladendenken hinsichtlich der ideologischen Kategorisierung der Mitarbeiterschaft. Dagegen arbeitet die jüngere Studie von *Mathias A. Winde*, Bürgerliches Wissen – Nationalsozialistische Herrschaft. Sprache in Goebbels' Zeitung »Das Reich«, Frank-

tigte Journalisten immer wieder Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden sind.[136]

V. Biografien: Lebenswege zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik

Immerhin sind in jüngster Zeit einige biografische Studien zu Vertretern der nationalsozialistischen Funktionseliten aus Medien und Kultur erschienen, die nunmehr helfen, Lebenswege, Karriereverläufe, Brüche und Kontinuitäten exemplarisch auszuleuchten und damit auch Motive, Handlungsspielräume und Überzeugungen von Journalisten und Künstlern im Dritten Reich insgesamt besser verständlich zu machen. Einige dieser verbindenden Merkmale sollen anhand der neueren biografischen Literatur kurz umrissen werden. Dies geschieht anhand der Lebensläufe von Wilfrid Bade[137], Dr. Heinz Blaschke[138], Margret Boveri,[139], Hans Fritzsche[140], Hanns Johst[141] und Dr. Peter Raabe.[142]

Die beiden letztgenannten, Johst und Raabe, fallen als Präsidenten der Reichsschrifttumskammer beziehungsweise der Reichsmusikkammer und aufgrund eines überdurchschnittlichen Alters – Johst war 1890 geboren worden, Raabe gar 1872 – aus dem Rahmen. Betrachtet man ihrer beider Funktion innerhalb des regierungsamtlichen Kulturbetriebes, dann wird rasch klar, dass Alter und Amt in einem gewissen Bedingungsverhältnis standen. Da nämlich die Präsidenten der Einzelkammern der Reichskulturkammer allesamt eher eine repräsentativ-legitimatorische Funktion zu erfüllen hatten, war es nur logisch, dass bei der Besetzung dieser Ämter zumeist auf arrivierte Vertreter des deutschen Kulturlebens zurückgegriffen wurde, welche daher neben der künstlerischen Reputation zumeist auch ein entsprechend höheres Lebensalter aufwiesen. Dabei stehen gerade Johst und Raabe gewissermaßen stellvertretend für zwei unterschiedliche Arten und Weisen von Künstlern, sich mit dem NS-Regime zu arrangieren. Während Hanns Johst sich frühzeitig zum Nationalsozialismus bekannte und beispielsweise schon 1928 im Förderkreis des kurz zuvor gegründeten »Kampfbundes für deutsche Kultur« gemeinsam etwa mit Erwin Guido Kolbenheyer, Paul Schultze-Naumburg, Adolf Bartels oder Philipp Lenard

---

furt am Main 2002, eher inhaltsanalytisch und der Beitrag von *Hans Dieter Müller*, Portrait einer deutschen Wochenzeitung, in: *ders.* (Hrsg.), Facsimile-Querschnitt durch »Das Reich«, München/Bern 1984, S. 7–19, stammt ursprünglich aus 1964.

136 Zuletzt etwa Karl Korn; vgl. *Marcus M. Payk*, Der Geist der Demokratie. Intellektuelle Orientierungsversuche im Feuilleton der frühen Bundesrepublik: Karl Korn und Peter de Mendelssohn, München 2008, hier: S. 44 ff.

137 *Christian Härtel*, Stromlinien. Wilfrid Bade – eine Karriere im Dritten Reich, be.bra Verlag, Berlin 2004, 288 S., geb., 24,90 €.

138 *Peter H. Blaschke*, Journalist unter Goebbels. Eine Vaterstudie nach Aktenlage, hrsg. v. der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, Wallstein Verlag, Göttingen 2008, 144 S., brosch., 19,90 €. Die Arbeit, die bewusst keinen wissenschaftlichen Anspruch erhebt, ist eigentlich eine reflektierende Selbstbetrachtung eines Sohnes bei der Suche nach einem unbekannten Vater. Sie bemüht sich ausdrücklich, den kollektiven Selbstentlastungsdiskursen der Vatergeneration nicht anheim zu fallen, ohne dies angesichts des als überhart empfundenen Schicksals des Vaters – er starb in sowjetischer Internierungshaft in Buchenwald – gänzlich durchhalten zu können.

139 *Görtemaker*, Boveri.

140 *Max Bonacker*, Goebbels' Mann beim Radio. Der NS-Propagandist Hans Fritzsche (1900–1953) (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 94), Oldenbourg Verlag, München 2007, 289 S., brosch., 24,80 €.

141 *Rolf Düsterberg*, Hanns Johst. »Der Barde der SS«. Karrieren eines deutschen Dichters, Ferdinand Schoeningh Verlag, Paderborn/München etc. 2004, 462 S., geb., 42,90 €.

142 *Nina Okrassa*, Peter Raabe. Dirigent, Musikschriftsteller und Präsident der Reichsmusikkammer (1872–1945), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2004, XI und 456 S., geb., 49,90 €.

aktiv war[143], hatte sich Peter Raabe gerade in seiner Zeit als Weimarer Musikdirektor just mit Adolf Bartels und Paul Schultze-Naumburg als den Protagonisten des thüringisch-völkischen Kulturnetzwerkes im Konflikt befunden.[144] Raabe fand vielmehr auf indirektem Weg zum Nationalsozialismus. Seiner Ansicht nach waren Kultur und vor allem Musik integrale Bestandteile gerade des deutschen Nationalbewusstseins.[145] Diesem Umstand sah Peter Raabe durch die Weimarer Republik nicht hinreichend Rechnung getragen. In dem von der NS-Bewegung propagierten Gesellschaftsideal der ›Volksgemeinschaft‹ glaubte er dagegen seine eigenen Vorstellungen von einer angemessenen Würdigung der gesellschaftspolitischen Bedeutung der Kunst verwirklicht. Die Schnittmenge bildete die gemeinsame Furcht vor einem schleichenden (hoch-)kulturellen Niedergang bei gleichzeitig zunehmender Durchsetzung einer sogenannten Massenkultur, die eng verbandelt war mit dem vorurteilsbeladenen Schlagwort der »Amerikanisierung«.[146]

Dass Peter Raabe schließlich zum Präsidenten der Reichsmusikkammer und damit zum formal bedeutendsten Repräsentanten des deutschen Musiklebens ernannt wurde, ist jedoch mit der weitgehenden ideologischen Kompatibilität Raabes allein nicht hinreichend erklärt. Vielmehr bedurfte es darüber hinaus spezifischer Rahmenbedingungen, einen Reichsmusikkammerpräsidenten Peter Raabe zu ermöglichen; in diesem Fall den Rücktritt seines Amtsvorgängers Richard Strauß unter für das NS-Regime skandalträchtigen Umständen.[147] Wohl nicht zuletzt um weitere personalpolitische Fehlgriffe zu vermeiden, fiel die Wahl des Nachfolgers auf Raabe, der weniger der Typus des musikalischen Genius denn ein solider Künstler war, der über seine eigentliche Arbeit hinaus auch über institutionellen Rückhalt im berufsständischen »Allgemeinen Deutschen Musikerverband« verfügte und auch einschlägig musikwissenschaftlich gearbeitet hatte. Mit diesem Profil versprach er deutlich weniger als Strauß dazu veranlagt zu sein, politisch aus der Reihe zu tanzen, aber zugleich auch die notwendige fachliche Reputation zu besitzen, um innerhalb des deutschen Musiklebens akzeptiert zu werden. Zudem war Raabe bei seiner Amtsübernahme bereits über 60 Jahre alt, so dass er alles in allem als beinahe idealtypischer Übergangskandidat für das Amt angesehen werden konnte. Dass er schließlich bis zum Ende des Dritten Reiches im Amt bleiben sollte, war den sich wandelnden kulturpolitischen Konstellationen geschuldet.

Für seine Biografin bleibt Raabe bei äußerer Anpassung an die sprachlichen Gepflogenheiten des NS-Staates innerlich unabhängig und zumindest in den wesentlichen ideologischen Fragen auch bewusst distanziert. So gelangt Nina Okrassa anhand einer Analyse seiner Schriften und Aufsätze als Präsident der Reichsmusikkammer zu dem Ergeb-

143 *Düsterberg*, Hanns Johst, S. 125.

144 Raabe vertrat vor allem in der Frage der Einstellung zu den modernen Kompositionen etwa Hindemiths oder Schönbergs zwar eine kritische, aber durchaus keine ablehnende Haltung, sondern setzte sich vielmehr für deren Aufführung in Weimar ein. Vgl. *Okrassa*, Peter Raabe, S. 75, 136 u. ö.

145 Die Konstruktion eines Nationalbewusstseins vermittels der Musik untersucht *Philipp Ther*, Das Europa der Nationalkulturen. Die Nationalisierung und Europäisierung der Oper im »langen« 19. Jahrhundert, in: JMEH 5, 2007, S. 39–66, insb. S. 41 anhand des von Eric J. Hobsbawm und Terence Ranger zu Beginn der 1980er Jahre formulierten Konzeptes der »Invention of Tradition«.

146 *Okrassa*, Peter Raabe, S. 174 und 179.

147 Auch war Strauß nicht der einzige Kammerpräsident, der nicht die in ihn gesetzten Erwartungen Goebbels' erfüllt hatte. Vgl. *Alan E. Steinweis*, Art, Ideology, and Economics in Nazi Germany. The Reich Chambers of Music, Theater, and the Visual Arts, Chapel Hill 1993, S. 51–59. Anhand der Berufsgruppe der Schriftsteller auch *Jan-Pieter Barbian*, Die vollendete Ohnmacht? Das Verhältnis der Schriftsteller zu den staatlichen und parteiamtlichen Schrifttumsstellen im Dritten Reich, in: *ders.*, Die vollendete Ohnmacht? Schriftsteller, Verleger und Buchhändler im NS-Staat. Ausgewählte Aufsätze, Essen 2008, S. 13–35, hier: S. 27 f.

nis, dass etwa »Rasse« keine zentrale Kategorie innerhalb von Raabes Denken gewesen sei. Auch habe seine Vorstellung einer ›Volksgemeinschaft‹ über den Begriff hinaus nichts mit dem nationalsozialistischen Gesellschaftsmodell gemein gehabt.[148] Abgesehen von der Tatsache, dass die Vielstimmigkeit des Nationalsozialismus in ideologischen Fragen es durchaus schwierig macht, gerade mit Blick auf die ›Volksgemeinschaft‹ zu definieren, was hier programmatisch des Pudels Kern gewesen ist, scheint für eine Würdigung der Schuld und Verantwortung Peter Raabes der Grad ideologischer Konvergenz letztlich unerheblich.

Viel bedeutsamer erscheint dagegen die Erkenntnis zu sein, dass es eben nicht einer gänzlichen ideologischen Festigkeit bedurfte, um sich mit dem NS-Staat arrangieren zu können. Gewiss mag aus der Sicht Peter Raabes eine Rolle gespielt haben, dass er im Nationalsozialismus ein politisches Vehikel erblickte, vermittels dessen er seine eigenen kulturpolitischen Ideale verwirklichen zu können glaubte.[149] Dessen ungeachtet bleibt am Ende die unbestreitbare Erkenntnis, dass Raabes Engagement dem NS-Regime gerade auch deshalb zu seiner letztlich erstaunlichen Stabilität verholfen hat, weil er dem Regime durch seine persönliche Reputation in den Augen mancher Zeitgenossen ein wenig seines Schreckens genommen hat. Dies aber macht es erst recht unmöglich, bei der Bilanzierung von Raabes Tätigkeit im Dritten Reich zwischen Amt beziehungsweise sozialer Rolle und Person zu differenzieren. Dass Peter Raabe schließlich just am 12. April 1945 in Weimar verstarb, als nur wenige Meter entfernt amerikanische Truppen das Konzentrationslager Buchenwald befreiten, war gewiss eine zufällige Koinzidenz.[150] Rückblickend lassen sich die Umstände von Raabes Tod trefflich als Analogie auf das Verhältnis von Macht und Muse im Nationalsozialismus lesen.

Im Vergleich dazu scheint die Karriere Hanns Johsts weit eher der landläufigen Vorstellung von der teilweisen freiwilligen Anbiederung eher mittelmäßiger Kulturschaffender bei den Mächtigen zu entsprechen. Doch bei genauerem Hinsehen offenbaren sich durchaus (spiegelbildliche) Parallelen zur Karriere Peter Raabes, denn Johst, obwohl politisch einschlägig exponiert, errang zunächst kein offizielles Amt im Kulturleben des von ihm so ersehnten Dritten Reiches. Doch auch seine Berufung zum Präsidenten der Reichsschrifttumskammer war die Konsequenz besonderer Umstände, da Johsts Vorgänger Hans Friedrich Blunck ausgerechnet in der Frage der »Entjudung« der Reichsschrifttumskammer den geforderten Eifer vermissen ließ. Hier nun kam Hanns Johst ins Spiel, als ein neuer Kammerpräsident gesucht wurde, der – im Gegensatz zur Reichsmusikkammer – in besonderer Weise künstlerische Befähigung mit ideologischer Festigkeit verband.[151] Hier wie auch später sonst kamen Johst seine Kontakte zu hochrangigen SS-Führern wie Reichskulturwalter Hans Hinkel und nicht zuletzt zu Reichsführer SS Heinrich Himmler selbst zugute. Insofern ist sein Aufstieg auch eine Geschichte der netzwerkhaften Verquickung von SS-Mitgliedern innerhalb von Partei und Staat während des Dritten Reiches.[152] Gerade in der kontrastierenden Betrachtung der Lebens- und Karrierewege Raabes und Johsts offenbart sich rückblickend, dass viele und nicht selten verschlungene Pfade in den Schoß des Regimes führten. Um sich mit dem Regime auf die eine oder andere Art und Weise zu arrangieren, brauchte es keine ideologisch lupenreine Nationalsozialisten, sondern es genügten – *horribile dictu* – partielle inhaltliche Schnittmengen,

148 *Okrassa*, Peter Raabe, S. 238.
149 Ebd., S. 405.
150 Ebd., S. 399 und 408.
151 *Düsterberg*, Hanns Johst, S. 220 ff.
152 *Armin Nolzen*, »… eine Art von Freimaurerei in der Partei«? Die SS als Gliederung der NSDAP, in: *Jan Erik Schulte* (Hrsg.), Die SS, Himmler und die Wewelsburg, Paderborn 2009, S. 23–44.

verbunden mit politischen Erwartungshaltungen, die auf das NS-Regime projiziert wurden.[153]

Dieser Befund tritt anhand der biografischen Studien zu Bade, Blaschke, Boveri und Fritzsche noch eindrücklicher zutage. Alle vier zwischen 1900 (Boveri und Fritzsche) und 1906 (Bade) beziehungsweise 1908 (Blaschke) geboren, haben den Nationalsozialismus und seine »›Machtergreifung‹ als Chance« begriffen[154], nach einer materiell unsicheren Zeit soziale Sicherheit zu erlangen. Ideologische Festigkeit war dabei, wie sich zeigen wird, keine zwingend erforderliche Voraussetzung. Alle vier hatten eine akademische Bildung genossen, wenn auch Hans Fritzsche sein Studium vermutlich aufgrund finanzieller Schwierigkeiten nicht hatte zu Ende führen können.[155] Ebenso wie Fritzsche verdingte sich um ein paar Jahre zeitversetzt auch Wilfrid Bade als Journalist des Hugenberg-Konzerns, trat aber schon vergleichsweise früh, das heißt im Oktober 1930, in die NSDAP ein und publizierte fortan sowohl als Münchner Scherrl-Korrespondent als auch in nationalsozialistischen Zeitungen, etwa der Essener *Nationalzeitung*[156], ein vermeintlich ideologischer Spagat, der realiter in vielen Themenbereichen wohl keiner war und den er beispielsweise mit dem Karikaturisten Hans Schweitzer, besser bekannt als »Mjölnir«, teilte.[157]

Heinz Blaschke machte nach Studium und Promotion in Rostock und in seiner Heimatstadt Kiel bei den dortigen *Kieler Neuesten Nachrichten* Karriere. Wie Hans Fritzsche hatte er politisch zunächst zur Deutschnationalen Volkspartei tendiert, eher er im Mai 1933 dem NS-Studentenbund beitrat, für den er kurze Zeit später an der Universität Rostock auch als Referent für Presse und Propaganda tätig wurde. 1934 nahm Blaschke an einem der ersten Lehrgänge der neu ins Leben gerufenen »Reichspresseschule« teil, wechselte später für die *Kieler Neuesten Nachrichten* in die »Reichshauptstadt« und war ab 1940 neben seiner journalistischen Arbeit fernerhin als Honorarkraft für die Presseabteilung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda tätig.[158] Dort waren auch Hans Fritzsche und Wilfrid Bade beschäftigt, wenn auch in höheren Stellungen. Dabei war ausgerechnet der ebenfalls erst im Mai 1933 in die NSDAP eingetretene »Märzgefallene« Hans Fritzsche am steilsten aufgestiegen, war er doch mit seinen bekannten Radiokommentaren zwischenzeitlich zur Ätherstimme des Regimes geworden und fand sich später nicht zuletzt deswegen sowie in Ermangelung anderer hochrangiger Funktionäre des Propagandaministeriums auf der Anklagebank des Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesses wieder.[159] Derweil entwickelte sich die Karriere Wilfrid Bades als enger Mitarbeiter des Reichspressechefs Otto Dietrich kaum weniger steil, jedoch starb er in den Wirren des Kampfes um Berlin bei einem Fluchtversuch aus dem eingeschlossenen Re-

153 Die Bedeutung politischer Erwartungsstrukturen gerade für den Aufstieg des Nationalsozialismus hat in Anlehnung an Niklas Luhmann v. a. *Thomas Mergel*, Führer, Volksgemeinschaft und Maschine. Politische Erwartungsstrukturen in der Weimarer Republik und dem Nationalsozialismus 1918–1936, in: *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.), Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939, Göttingen 2005, S. 91–128, betont.

154 So die Überschrift des entsprechenden Kapitels bei *Görtemaker*, Boveri, S. 63 ff.

155 *Bonacker*, Hans Fritzsche, S. 20. Hier passt ins Bild, dass Fritzsche seinen Status als unfertiger Akademiker offenbar dadurch zu kompensieren versuchte, dass er angab er habe aus nicht näher erläuterten Gründen eine fertige Promotion nicht mehr eingereicht.

156 *Härtel*, Stromlinien, S. 28 f. und 32 f.

157 Siehe *Bernhard Fulda*, Die vielen Gesichter des Hans Schweitzer. Politische Karikaturen als historische Quellen, in: *Gerhard Paul* (Hrsg.), Visual History. Ein Studienbuch, Göttingen 2006, S. 206–224.

158 *Blaschke*, Journalist, S. 24 f., 45 und 81.

159 *Bonacker*, Hans Fritzsche, S. 7 und 219.

gierungsviertel.[160] Gemeinsam mit Bade floh und starb auch Dr. Rainer Schlösser, Leiter der Theaterabteilung des Propagandaministeriums.[161]

In einer Hinsicht sind die Lebenswege der hier vorgestellten Personen – mit Ausnahme Margret Boveris – jedoch nicht repräsentativ, denn niemand aus dem Sample überlebt das Jahr 1945 oder erreicht den beruflichen und gesellschaftlichen Anschluss in der Nachkriegszeit. Weit typischer erscheint dagegen der Lebenslauf des Antikommunismus-Experten Dr. Eberhard Taubert, der vom Leiter der Ostabteilung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda zum Vorsitzenden des »Volksbundes für Frieden und Freiheit« im heraufziehenden Kalten Krieg wurde. Die politische Ikonografie der frühen Bundesrepublik verdankt ihm eines ihrer bekanntesten Exponate – das bekannte Wahlplakat der CDU, das 1953 warnte: »Alle Wege des Marxismus führen nach Moskau«.[162] So wie zumindest Teile der klassischen Moderne in einem neuen ideologischen Gewand im Nationalsozialismus reüssieren konnten, erwiesen sich auch demokratisch gewendete Ideologeme und Personal des Dritten Reiches in der Bundesrepublik als anschlussfähig.

Womit sich alle biografischen Studien der hier knapp vorgestellten Personen letztlich schwertun, ist die Frage der Messbarkeit von individueller Schuld und Verantwortung. Im Gegensatz zu anderen Funktionseliten des NS-Staates sind schließlich die Folgen publizistischer und journalistischer Arbeit gemeinhin kaum quantifizierbar; ein Umstand, der bereits im Kontext der obigen Auseinandersetzung mit Chancen und Grenzen der historischen Medienrezeptionsforschung angeklungen ist. Kurz: Die Schuld eines Einsatzgruppentäters war insbesondere in juristischer Hinsicht weitaus einfacher fass- und messbar, als sich dies für einen Rundfunksprecher wie Hans Fritzsche bewerkstelligen ließ. Wenn die zu beurteilenden Taten aus nichts als Worten bestanden[163], dann konnte die Verantwortung für die Verbrechen des Regimes bestenfalls eine mittelbare sein. Dabei machte es sich die Nürnberger Anklage insofern leicht, als sie noch pauschal vom Tatsachencharakter der Annahme ausging, erst die Propaganda habe die deutsche Bevölkerung zu verbrecherischem Handeln verleitet.[164] Stellt man die Richtigkeit dieser Annahme in Abrede, wird es noch einmal deutlich schwieriger, die Schuldfrage einigermaßen überzeugend zu beantworten. Aus der Verlegenheit heraus, ideologische Überzeugungen auf eine strafrechtlich zu würdigende Faktenlage reduzieren zu müssen, wurde schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Frage der Parteimitgliedschaft beziehungsweise die Zugehörigkeit zu Gliederungen und angeschlossenen Verbänden der NSDAP zur eigentlichen Gretchenfrage für die Beurteilung der ideologischen Involviertheit der Deutschen in der Zeit der NS-Herrschaft.[165] Diese Betrachtungsweise hat sich in gewisser

160 *Härtel*, Stromlinien, S. 7 f.

161 *Ralf Klausnitzer*, »Wir rücken die Burgen unseres Glaubens auf die Höhen des Kaukasus«. »Reichsdramaturg« Rainer Schlösser zwischen Jena-Weimar und Führerbunker, in: Zeitschrift für Germanistik (N. F.) 2, 1992, S. 294–316. Die jüngere Arbeit von *Boris von Haken*, Der »Reichsdramaturg«. Rainer Schlösser und die Musiktheater-Politik in der NS-Zeit, Hamburg 2007, schwankt zwischen einer biografischen und institutionengeschichtlichen Perspektive, ohne in der einen, wie der anderen Hinsicht letztlich wesentlich neue Erkenntnisse zu liefern.

162 *Gerhard Paul*, »Alle Wege des Kommunismus führen nach Moskau«. Schlagbilder antikommunistischer Bildrhetorik, in: *ders.* (Hrsg.), Das Jahrhundert der Bilder, Bd. II: 1949 bis heute, Göttingen 2008, S. 88–97; *Klaus Körner*, »Die rote Gefahr«. Antikommunistische Propaganda in der Bundesrepublik 1950–2000, Hamburg 2003, und jüngst *Babette Quinkert*, Propaganda und Terror in Weißrußland 1941–1944. Die deutsche »geistige« Kriegführung gegen Zivilbevölkerung und Partisanen, Paderborn 2009, insb. S. 90, Anm. 90.

163 Vgl. *Matthias Weiß*, Journalisten. Worte als Taten, in: *Norbert Frei* (Hrsg.), Karrieren im Zwielicht. Hitlers Eliten nach 1945, Frankfurt am Main 2002, S. 241–302.

164 *Bonacker*, Hans Fritzsche, S. 219 und 243.

165 Zu diesem Themenkomplex jüngst *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder, Frankfurt am Main 2009.

Weise bis heute erhalten. Aus ihr heraus wird auch nachvollziehbar, wieso Heinz Blaschkes Sohn mit Blick auf den erst 1937 erfolgten Parteieintritt des Vaters zu der Überzeugung gelangt:»Die großen Nazikarrieren haben alle sehr viel früher begonnen. Er war ein verhältnismäßig kleines Rädchen in diesem großen Apparat.«[166]

Eine solche Einschätzung ist auch im Zusammenhang mit der in jüngerer Zeit geführten Debatte um die NSDAP-Mitgliedschaften prominenter Bundesbürger zu sehen. Konkret erregte die Frage öffentliche Aufmerksamkeit, ob eine Aufnahme in die NSDAP auch ohne Kenntnis des jeweiligen Mitgliedes erfolgt sein konnte. Anlass waren die Enthüllungen der NSDAP-Mitgliedschaften etwa Peter Wapnewskis, Walter Jens' und nicht zuletzt Martin Broszats.[167] Im Kontext dieser Debatte hatte auch ein biografisches Nachschlagewerk seinen Ursprung, welches sich vornehmlich den Lebenswegen von Künstlern und Kulturschaffenden »vor und nach 1945« widmete.[168] Seine biografischen Skizzen schwanken sowohl hinsichtlich ihres Umfangs wie auch ihrer Verlässlichkeit. Da es sich bei den meisten der enthaltenen Personenkommentare um die Kompilation von Informationen und Einschätzungen anderer Sekundärliteratur handelt, wird zum Teil ein jahrzehntealter Forschungsstand schlichtweg reproduziert. Auch vermag die Personenauswahl durchaus zu verwundern, wenn etwa auch der 1903 verstorbene Althistoriker Theodor Mommsen einen eigenen Eintrag erhält, in dem der Leser erfährt, dass der bekannte Literaturnobelpreisträger ob der »[…] Behauptung, dass das Judentum ein wirksames Ferment (Gärstoff) der nationalen Dekomposition (Zersetzung) darstelle«[169], gewissermaßen auch zu einer Art »Vordenker der Vernichtung« werde;[170] schließlich habe auch Adolf Hitler diese Formulierung gerne gebraucht. Verdienstvoll ist es dagegen, dass das Lexikon viele aus rassischen oder politischen Gründen verfolgte und nicht selten ermordete Künstler der drohenden Vergessenheit entreißt. Über die Frage, wie nun aber das Faktum der Mitgliedschaft in der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen und angeschlossenen Verbände einzuschätzen ist, erfährt der Leser jenseits des Vorwortes nichts mehr.

Wie bedeutsam es jedoch für die rückblickende Beurteilung einer Person inzwischen geworden ist, ob und wann diese in die NSDAP eintrat, offenbart auch der Fall Hans Fritzsches. Obwohl er im Nationalsozialismus eine steile Karriere aufweisen kann, gilt er aufgrund seines Parteieintrittsdatums gemeinhin als opportunistischer Mitläufer, weil leichtfertig vom Zeitpunkt des Parteieintritts auf den Grad seiner ideologischen Verbundenheit mit dem Nationalsozialismus gefolgert wird. Und genau hier sollte eine anderen Gesichtspunkten Rechnung tragende Forschung zukünftig ansetzen. Statt den letztlich müßigen Versuch zu unternehmen, aus dem Handeln der Personen deren ideologische Überzeugungen rekonstruieren zu wollen, um diese wiederum zum Wertmaßstab ihres Handelns zu machen, was einem analytischen Zirkelschluss gleichkommt, sollten vielmehr die Handlungen selber in den Blick genommen werden. Dabei wäre die soziale Interaktion von »Volksgenossen« jeweils aus der Perspektive des interagierenden Gegenübers zu analysieren.[171] Gestützt auf die Arbeiten Erving Goffmans, wonach Menschen

166 *Blaschke*, Journalist, S. 136.

167 Einen Überblick über die Debatte inklusive der Nachweise der einschlägigen Beiträge in den Feuilletons der Tagespresse liefert *Sven Felix Kellerhoff*, Die Erfindung des Karteimitglieds. Rhetorik des Herauswindens: Wie heute die NSDAP-Mitgliedschaft kleingeredet wird, in: *Benz*, Parteigenosse, S. 167–180 und 213–215.

168 *Ernst Klee*, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2007, 720 S., geb., 29,90 €, S. 7 f.

169 Ebd., S. 415.

170 *Götz Aly/Susanne Heim*, Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, Frankfurt am Main 1993.

171 Vgl. *Niklas Luhmann*, Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main 1987, S. 148–190.

letztlich stets so handeln, wie sie im Moment der Interaktion ihre Umwelt »rahmen«, das heißt wahrnehmen und wertend einschätzen[172], wären aus den wechselseitigen Handlungen der Menschen die Muster ihrer Wirklichkeitswahrnehmung zu rekonstruieren. In diesem Zusammenhang blieben auch die für eine rückschauende, moralisch wertende Beurteilung des Verhaltens Einzelner scheinbar so wichtigen Motive und Intentionen unwichtig. Schließlich ergibt sich die Bedeutung einer Handlung eben nicht aus den ihr vermeintlich zugrundeliegenden Motivstrukturen, sondern vielmehr aus der sinnstiftenden Aneignung der Handlung durch den Interaktionspartner im Sinne des bereits erwähnten Thomas-Theorems.[173]

Zu einem solchen Ansatz hätte auch die in rezeptionstheoretischer Hinsicht eher unergiebige Arbeit von Stephan Marks zur Psychologie des Nationalsozialismus einiges beizusteuern. So berichtet der Autor beispielsweise aus dem Interview eines Mannes, der sich nach dem deutschen Sieg über Frankreich spontan freiwillig gemeldet habe, weil er beim Besuch einer Siegesparade die paradierenden Truppenkontingente als stumme Anklage an alle abseits stehenden nicht-uniformierten Männer im wehrfähigen Alter empfunden habe und als Aufforderung, auch ihrer unausgesprochenen Pflicht nachzukommen.[174] Hier trägt der Interviewte offenbar seine eigene Perspektive auf seine Umwelt in deren Verhalten in der konkreten Handlungssituation hinein, ohne um deren tatsächliche Absichten zu wissen, und macht diese Perspektive wiederum für sich zum handlungsleitenden Moment. Nach Marks Auffassung drückt sich hierin vor allem der Charakter der NS-Gesellschaft als »Schamgesellschaft« aus, die sich durch unablässige wechselseitige Selbstbeobachtung ihrer Glieder gleichsam eigenhändig zur Achtung und Befolgung der politisch gewünschten Normen und Werte nötigt.[175] Erste Ansätze in dieser Richtung stellen etwa die Untersuchungen Andrew Stuart Bergersons zur (Alltags-)Geschichte Hildesheims zwischen Weimarer Republik und früher Bundesrepublik dar.[176] Darin thematisiert Bergerson beispielsweise die Aneignungsprozesse des Mediums Radio in einer vom Gefühl wechselseitiger, sozial kontrollierender Beobachtung durchdrungenen Gesellschaft. So wird die Geschichte des Radiohörens in Hildesheim zu einer Geschichte der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung, weil der Medienkonsum stets reflektiert und gebrochen durch die Fremdwahrnehmung eines Nachbarn oder Kollegen betrachtet wird.[177] Damit aber geraten die Handlungen in den Blick, wie sie in der Interaktionssituation jeweils wechselseitig wahrgenommen und damit selbst wiederum zur Grundlage einer Reaktionshandlung gemacht wurden. Die für den Außenstehenden letztlich ohnehin unergründliche Motivation des Gegenübers verliert damit ihre bislang beherrschende Bedeutung für die Analyse individuellen Handelns in einem gesellschaftlichen Kontext.

---

172 *Goffman*, Rahmen-Analyse; *ders.*, Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt am Main 1982; *ders.*, Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt am Main 2005.

173 Vgl. Anm. 79.

174 *Marks*, Psychologie, S. 86 f.

175 Ebd., S. 85 u. ö.

176 *Andrew Stuart Bergerson*, Hildesheim in an Age of Pestilence. On the Political Anthropology of Birth, Death, and Resurrection of Normalcy, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 28, 1999, S. 303–340; *ders.*, Eigensinn, Ethik und die nationalsozialistische Reformatio vitae, in: *Moritz Föllmer* (Hrsg.), Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert, Stuttgart 2004, S. 127–156; *ders.*, Ordinary Germans in Extraordinary Times. The Nazi Revolution in Hildesheim, Bloomington, IN 2004, und *ders.*, The Devil's Horn in Hildesheim, or the Space and Time of Everyday Life, in: *Belinda Davis/Thomas Lindenberger/Michael Wildt* (Hrsg.), Alltag, Erfahrung, Eigensinn. Historisch-anthropologische Erkundungen, Frankfurt am Main/New York etc. 2008, S. 249–263.

177 *Andrew Stuart Bergerson*, Listening to the Radio in Hildesheim, 1923–53, in: GSR 24, 2001, S. 83–133.

Übertragen auf die Frage nach der Wirkungsmächtigkeit von NS-Propaganda wäre dieses Konzept nun dahingehend anzuwenden, der Veralltäglichung propagandistischer Inhalte in der lebensweltlichen Interaktion der ›Volksgemeinschaft‹ nachzuspüren. Ein zentraler Untersuchungsgegenstand wäre in diesem Zusammenhang etwa die Sprache und Sprachentwicklung im Nationalsozialismus und auch in der Zeit danach.[178] Ziel ist es, die »Verwandlung der Begriffe, die Prägekraft und Reichweite nationalsozialistischer Sprachpolitik« als Indikatoren für die gesellschaftliche Akzeptanz der NS-Ideologie dienstbar zu machen.[179] Dass es sich nämlich lohnen kann, den Wirkungsgrad der NS-Propaganda gerade auch anhand frühbundesrepublikanischer Diskurse zu ermitteln, mag ein Beispiel illustrieren: Die in dem pseudo-dokumentarischen Propagandafilm »Der ewige Jude« vorgenommene visuelle Gleichsetzung der Juden mit einer Rattenplage[180] wiederholte sich ein Jahrzehnt später mit Blick auf ein leicht gewandeltes Feindbild. Als sich die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* im Herbst 1950 mit dem UN-Militäreinsatz in Korea beschäftigte, inspirierte dies den Karikaturisten zu einer Arbeit, die UN-Soldaten auf der Rattenjagd zeigte. Versehen mit dem Kommentar »Generalreinigung? Ratten kennen keine Grenzen« wurden die ganz offensichtlich den kommunistischen Gegner darstellenden Ratten wahlweise mit Knüppeln erschlagen, zu Tode getreten oder durch einen lückenhaften Zaun, der mit der Aufschrift »38. Breitengrad« versehen ist, in den Nordteil des Landes vertrieben.[181] Selbst wenn man in Rechnung stellt, dass die metaphorische Erniedrigung des Feindes zu einem Schädling keine originäre Erfindung des Nationalsozialismus war[182], fällt hier doch vor allem die hohe stilistische Konvergenz der Ratten-Metapher auf, so dass die Vorstellung, es handele sich bei der Karikatur um eine rein zufällige motivische Übereinstimmung, mit hoher Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden kann. Auf diese Weise aber ließe sich womöglich das von Karl-Heinz Reuband benannte Problem auflösen, dass für eine verallgemeinerbare Studie zu Wirkungsgrad und -weise von NS-Propaganda das nötige Quellenmaterial fehle, um die Prozesse der Alltagskommunikation innerhalb der ›Volksgemeinschaft‹ hinreichend dicht beschreiben zu können.[183]

VI. Fazit

Abschließend bleibt nur zu konstatieren, wie disparat und weitläufig das zu umreißende Forschungsfeld der nationalsozialistischen Propaganda inzwischen tatsächlich geworden ist; die Gründe dafür sind bewusst an den Anfang dieser tour d'horizon gestellt worden. Insofern der plakative Begriff der »Propaganda« die einzig bindende Klammer der zahlreichen, unterschiedliche methodische und erkenntnisleitende Interessen verfolgenden Arbeiten ist, erweist er sich tatsächlich als Fluch und Segen zugleich. Einerseits stellt er in der Rückschau eben jene fragile Einheit des Themenfeldes staatlicher Öffentlichkeits-

178 Siehe dazu die sprachwissenschaftliche Untersuchung von *Christian A. Braun*, Nationalsozialistischer Sprachstil. Theoretischer Zugang und praktische Analysen auf der Grundlage einer pragmatisch-textlinguistisch orientierten Stilistik, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2007, 588 S., geb., 78,00 €, S. 143–177, insb. S. 170 ff.

179 *Waltraud Sennebogen*, Die Gleichschaltung der Wörter. Sprache im Nationalsozialismus, in: *Dietmar Süß/Winfried Süß* (Hrsg.), Das »Dritte Reich«. Eine Einführung, München 2008, S. 165–183, hier: S. 165 f.

180 *Culbert*, Impact, S. 148.

181 Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 30.9.1950, S. 2.

182 *Philipp Sarasin*, Die Visualisierung des Feindes. Über metaphorische Technologien der frühen Bakteriologie, in: GG 30, 2004, S. 250–276.

183 Vgl. Anm. 53.

arbeit her, andererseits verhindern die mit ihm implizit verbundenen Lesarten und Deutungen vielfach die Möglichkeit, mit einem neuen Blick an altbekannte Tatsachen heranzutreten. Da jedoch die Erreichung eines Fortschritts wissenschaftlicher Erkenntnis bekanntlich zwingend an die Fähigkeit gebunden ist, sich selbst solcherart neue Perspektiven forschend zu eröffnen[184], findet sich die einleitende Einschätzung, wonach der »Propaganda«-Begriff hinsichtlich seiner historiografischen Brauchbarkeit eingehend zu überprüfen oder gar gänzlich aufzugeben sei, nachhaltiges Gewicht. Dies spiegeln auch die Ergebnisse neuerer Überblicksdarstellungen zum Thema wider, wie man etwa anhand der an Stephen Lowry angelehnten Argumentation Clemens Zimmermanns aufzeigen kann.[185]

Im Mittelpunkt der Forschungsbemühungen betreffend Kommunikation, Kultur und Medien im Nationalsozialismus werden demzufolge zukünftig wohl vor allem Untersuchungen stehen, die sich des zirkulären Charakters von Propaganda im Sinne eines Kommunikationsprozesses bewusst sind und sich jenseits der nur bedingt tauglichen Berichtsquellen neue Wege zur Rekonstruktion von Medienwirkung erschließen. Einen solchen Weg vermag möglicherweise die Analyse von Hörerpost zu eröffnen, die während des Dritten Reiches an die Reichsrundfunkgesellschaft geschickt wurde oder bei den einzelnen regionalen Reichssendern eingegangen ist.[186] Die Umsetzung eines solchen oder ähnlichen Forschungsansatzes bedeutet gewiss einen hohen Anspruch und stellt in seiner Umsetzung unstreitig ein hochkomplexes und auch theoretisch zu reflektierendes Unterfangen dar. Doch eingedenk der Tatsache, dass auch schon das nationalsozialistische Deutschland ein hochkomplexes, modernes Gemeinwesen darstellte, scheint es dringend geboten, die Komplexität der analytischen Instrumentarien der Komplexität des Untersuchungsgegenstandes anzugleichen.[187]

In diesem Sinne würde eine noch zu schreibende Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus einen gewichtigen Beitrag zu einer Gesellschaftsgeschichte des Dritten Reiches leisten; einer Gesellschaftsgeschichte, welche gesellschaftliche Entwicklung nicht als Ausfluss als existent vorausgesetzter Strukturen und Stratifikationen begreift, sondern die Etablierung dieser Strukturen vielmehr umgekehrt aus den Vergesellschaftungs- und Interaktionsprozessen der Akteure herzuleiten hätte.

---

184 *Thomas S. Kuhn*, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt am Main 1979, S. 7–64 (zuerst engl. 1962).

185 *Zimmermann*, Medien, S. 163. Zimmermann bezieht sich auf *Stephen Lowry*, Pathos und Politik. Ideologie in Spielfilmen des Nationalsozialismus, Tübingen 1991.

186 Darauf weist u. a. auch *Bösch*, Mediengeschichte, S. 414, hin.

187 Exemplarisch *Sandra Mitchell*, Komplexitäten. Warum wir erst anfangen, die Welt zu verstehen, Frankfurt am Main 2008.

Benno Nietzel

Die Vernichtung der wirtschaftlichen Existenz der deutschen Juden 1933–1945

Ein Literatur- und Forschungsbericht

Die wirtschaftliche Verfolgung der Juden in Deutschland spielte über Jahrzehnte in der Zeitgeschichtsforschung keine besondere Rolle. Die frühe Pionierstudie Helmut Genschels aus dem Jahre 1966 konnte zunächst keine weiteren Forschungen anregen.[1] Erst in den 1980er Jahren beschäftigte sich der israelische Historiker Avraham Barkai erneut in grundlegender Weise mit dem Thema, wobei er der jüdischen Perspektive ungleich größere Aufmerksamkeit widmete und vor allem die individuellen und kollektiven Anstrengungen der jüdischen Selbstbehauptung gegen die Verfolgung herausstellte.[2]

Seit den 1990er Jahren allerdings konnte sich die Erforschung der antisemitischen Verfolgungspolitik auf ökonomischem Gebiet als einer der lebendigsten Zweige der NS-Forschung etablieren, der bis in die jüngste Zeit mittlerweile eine Vielzahl von Publikationen hervorgebracht hat.[3] Nicht zuletzt im Sog der bahnbrechenden Hamburger Lokalstudie Frank Bajohrs[4] wurden zahlreiche Projekte in Angriff genommen, deren Ergebnisse heute größtenteils vorliegen. Die Ursachen für diesen Forschungsboom können hier nur skizziert werden: Ein wichtiger Faktor waren sicherlich die transnationalen Debatten um offene Fragen der materiellen Wiedergutmachung von NS-Unrecht seit den 1990er Jahren. Insbesondere die Versuche verschiedener Opfergruppen, über in den USA eingereichte Sammelklagen europäische Banken- und Versicherungsunternehmen zu Entschädigungszahlungen zu zwingen, erlangten erhebliche mediale Aufmerksamkeit und richteten das Interesse der historischen Forschung – die dabei zunehmend Auftragsforschung wurde – in erheblichem Maße auf die materiellen und vermögensrechtlichen Aspekte der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik sowie auf deren mutmaßlich wiedergutmachungspflichtige Nutznießer. Das gestiegene öffentliche Interesse trug auch dazu bei, dass wichtige Quellengattungen wie diejenigen Einzelfallakten, die im Rahmen von Rückerstattungs- und Entschädigungsverfahren angefallen sind, erstmals der historischen Forschung zugänglich gemacht und systematisch erschlossen wurden.[5]

---

1 *Helmut Genschel*, Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich, Berlin/Frankfurt am Main etc. 1966.

2 *Avraham Barkai*, »Schicksalsjahr 1938«. Kontinuität und Verschärfung der wirtschaftlichen Ausplünderung der deutschen Juden, in: *Ursula Büttner* (Hrsg.), Das Unrechtsregime. Internationale Forschungen über den Nationalsozialismus, Bd. 2: Verfolgung – Exil – belasteter Neubeginn, Hamburg 1986, S. 45–68; *ders.*, Vom Boykott zur »Entjudung«. Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich 1933–1943, Frankfurt am Main 1987; kurz darauf auch: *Günter Plum*, Wirtschaft und Erwerbsleben, in: *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft, München 1988, S. 268–313.

3 Einen ersten, allerdings unzulänglichen Versuch der bibliografischen Aufarbeitung unternahmen *Stephan Wirtz/Christian Kolbe*, Enteignung der jüdischen Bevölkerung in Deutschland und nationalsozialistische Wirtschaftspolitik 1933–1945. Annotierte Bibliographie, Frankfurt am Main 2000.

4 *Frank Bajohr*, »Arisierung« in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933–1945, 2. Aufl. Hamburg 1998 (zuerst 1997).

5 *Volker Eichler*, Entschädigungsakten – Zeitgeschichtliche Bedeutung und archivalische Erschließung, in: Vom Findbuch zum Internet. Erschließung von Archivgut vor neuen Herausforderun-

Die Hauptwelle der einschlägigen Forschungen erscheint einstweilen abgeebbt zu sein, so dass Martin Dean vor kurzem eine erste Synthese im europäischen Maßstab vorlegen konnte.[6] Somit scheint auch die Möglichkeit einer kritischen Zwischenbilanz eröffnet. Der Forschungsstand ist in den letzten Jahren enorm vorangeschritten, stellt sich aber in zweierlei Hinsicht noch immer etwas verworren dar: Zum einen waren die in den letzten Jahren in dichter Folge erscheinenden Publikationen nur teilweise in der Lage, von ihren Ergebnissen gegenseitig Kenntnis zu nehmen und sich aufeinander zu beziehen. Zum anderen erschweren unpräzise und diffuse Begrifflichkeiten die nötige Ausdifferenzierung der Untersuchungsgebiete und Forschungsfragen und damit klare Erkenntnisfortschritte. Im Folgenden soll daher zunächst einleitend erst einmal der Versuch gemacht werden, über eine Diskussion der begrifflichen Zugänge (I.) zu einer stärkeren Systematisierung der sich überschneidenden Forschungsfelder zu gelangen, an der sich die Struktur der weiteren Abschnitte orientiert. Danach werden die Verdrängung von Juden aus dem Berufsleben (II.), die Vernichtung der jüdischen Gewerbetätigkeit (III.) und die staatliche Enteignung des jüdischen Vermögens (IV.) als Teilgebiete sowie als Querschnittsaspekt die Beteiligung von Unternehmen (V.) betrachtet. Dieser Überblick beschränkt sich im Wesentlichen auf die Geschehnisse im Deutschen Reich in den Grenzen von 1937, die weitergehenden Forschungen zu transnationalen Perspektiven (VI.) und zur Wiedergutmachung (VII.) sollen nur schlaglichtartig angerissen werden.

I. Zugänge: »Arisierung« als Untersuchungsbegriff

Die überwiegende Mehrheit der zuletzt erschienenen Studien suchte den Zugang zur wirtschaftlichen Existenzvernichtung der Juden im Nationalsozialismus über das zeitgenössische Schlagwort der »Arisierung«. Diese Entwicklung hat nicht nur ein eigenes Genre der lokalhistorischen Darstellung nach dem wiederkehrenden Schema »Arisierung in XY« hervorgebracht, sondern auch zu dem höchst problematischen Umstand geführt, dass sich ein rassistischer Ausdruck der nationalsozialistischen Herrschaftszeit mittlerweile als Forschungs- und Untersuchungsbegriff weitgehend etabliert hat. Dies verwundert umso mehr, als diese wissenschaftliche Adelung des Begriffs sich auf den ersten Blick keineswegs unreflektiert verbreitet zu haben scheint, sondern von den Autoren einschlägiger Studien üblicherweise einleitend problematisiert und gerechtfertigt wird. An eine präzise zeitgenössische Verwendungsweise kann dabei allerdings nicht angeschlossen werden. Die bisher nur sporadischen Untersuchungen zur Geschichte des Schlagwortes der »Arisierung« verdeutlichen vielmehr, dass dieses als Neologismus bereits in völkischen Zirkeln der 1920er Jahre in Gebrauch war und erst seit 1936 erschien es regelmäßig im Jargon der nationalsozialistischen Partei- und Staatsstellen wie auch in der Alltagssprache, ohne aber jemals eine amtlich-juristisch annähernd verbindliche Definition zu erfahren.[7] Noch in der

---

gen. Referate des 68. Deutschen Archivtags, Siegburg 1998, S. 221–229; *Thomas Pusch*, »Es tut mir leid um Deutschland!« Die Entschädigungsakte als Quelle für die Exilforschung, in: Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte 33/34, 1998, S. 189–212; *Bernhard Grau*, Entschädigungs- und Rückerstattungsakten als neue Quellen der Zeitgeschichtsforschung am Beispiel Bayerns, in: Zeitenblicke 3, 2004, Nr. 2, URL: <http://zeitenblicke.historicum.net/2004/02/grau/index.html> [5.5.2009].

6 *Martin Dean*, Robbing the Jews. The Confiscation of Jewish Property in the Holocaust 1933–1945, Cambridge 2008; den gelungensten kürzeren Überblick lieferte *Dieter Ziegler*, Die wirtschaftliche Verfolgung der Juden im »Dritten Reich«, in: *Heinz-Jürgen Priamus* (Hrsg.), Was die Nationalsozialisten »Arisierung« nannten. Wirtschaftsverbrechen in Gelsenkirchen während des »Dritten Reiches«, Essen 2007, S. 17–40.

7 Zur Begriffsgeschichte *Dirk van Laak*, Die Mitwirkenden bei der »Arisierung«. Dargestellt am Beispiel der rheinisch-westfälischen Industrieregion 1933–1940, in: *Ursula Büttner* (Hrsg.), Die

Nachkriegszeit war der Begriff aber derart präsent und selbstverständlich, dass er sowohl in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen wie auch in der Behördensprache der Wiedergutmachungsämter als Bezeichnung für einen scheinbar rein technischen Vorgang ohne Weiteres geläufig war.

Die nationalsozialistische Verwendungsweise bewegte sich fast ausschließlich im Bereich der Wirtschaft und zielte in ihrem Kern auf die Übertragung von Vermögen aus »jüdischem« in »arischen« Besitz, insbesondere von Gewerbeunternehmen und Immobilien. Darüber hinaus konnte sich »Arisierung« aber immer auch auf größere Einheiten beziehen, etwa auf einzelne Branchen oder »die Wirtschaft« als Ganzes. Letztlich spielte also der Begriff immer auch auf das Ziel einer umfassenden Ausschaltung und »Entfernung« der Juden aus der gewerblichen Wirtschaft an und unterlag damit stets derjenigen Unschärfe, die für die Vorstellungen der Nationalsozialisten von der Implementierung ihrer ideologischen Imperative insgesamt charakteristisch war. Wenn man dem Begriff insofern eine gewisse Prägnanz im Sinne einer hohen Bedeutungsaufladung nicht absprechen kann, scheint er sich doch aber bereits aufgrund der Struktur seines ursprünglichen Entstehungs- und Verwendungszusammenhangs gegen alle Präzisierungsversuche per se zu sträuben. Damit ist der Begriff aber keineswegs so eindeutig, wie es die heutige Forschung suggeriert. Statt einer künstlichen ›Präzisierung‹ wäre also vielmehr seine Historisierung angezeigt.

Es erscheint nun besonders problematisch, dass die historische Forschung die konstitutive Unschärfe des Begriffs nicht nur auf ihre wissenschaftlichen Untersuchungsansätze hat durchschlagen lassen, sondern sie sogar noch eigenständig ausgedehnt hat.[8] Selbst die weiteste zeitgenössische Verwendungsweise erschien vielen Autoren als nicht hinreichend, um den von ihnen in den Blick genommenen Gesamtkomplex umfassend zu kennzeichnen. Verstand bereits Frank Bajohr »Arisierung« als »umfassenden Verdrängungsprozess«[9], der die von ihm in den Blick gerückten jüdischen Unternehmer keineswegs nur in ihren gewerblichen Vermögensverhältnissen betraf, insistierten in der Folge viele Studien auf einer Begriffsausweitung, die nach und nach nahezu alle Aspekte und Facetten der nationalsozialistischen Judenverfolgung in den Begriff zu integrieren strebte. Am weitesten in diese Richtung gingen wohl Irmtrud Wojak und Peter Hayes, indem sie von »Arisierung« als einem »Ent- und Aneignungsprozeß« sprachen, dem auch der gesamte Komplex der NS-Zwangsarbeit zugehörig sei.[10] Dieser ›Maximalversion‹ ist die weitere Forschung aber in der Regel nicht gefolgt. Während Wojak und Hayes im Übrigen bedauernd davon sprechen, der Begriff »Arisierung« schließe die Perspektive der jüdischen Opfer aus, ist im Gegensatz dazu für Christiane Kuller gerade von deren Erfahrungsperspektive her betrachtet eine weite Definition des Begriffs über den gewerblichen Bereich

---

Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich, Hamburg 1992, S. 231–257, hier: S. 253 u. Anm. 22; *Frank Bajohr*, »Arisierung« als gesellschaftlicher Prozeß. Verhalten, Strategien und Handlungsspielräume jüdischer Eigentümer und »arischer« Erwerber, in: *Irmtrud Wojak/Peter Hayes* (Hrsg.), »Arisierung« im Nationalsozialismus. Volksgemeinschaft, Raub und Gedächtnis, Frankfurt am Main/New York 2000, S. 15–30; *Marian Rappl*, »Unter der Flagge der Arisierung … um einen Schundpreis zu eraffen«. Zur Präzisierung eines problematischen Begriffs, in: *Angelika Baumann/Andreas Heusler* (Hrsg.), München arisiert. Entrechtung und Enteignung der Juden in der NS-Zeit, München 2004, S. 17–30, hier: S. 18–21; sowie zuletzt *Jan Schleusener*, Eigentumspolitik im NS-Staat. Der staatliche Umgang mit Handlungs- und Verfügungsrechten über privates Eigentum 1933–1939, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2009, S. 205–208.

8 Vgl. *Constantin Goschler/Jürgen Lillteicher*, »Arisierung« und Restitution jüdischen Eigentums in Deutschland und Österreich. Einleitung, in: *dies*. (Hrsg.), »Arisierung« und Restitution. Die Rückerstattung jüdischen Eigentums in Deutschland und Österreich nach 1945 und 1989, Göttingen 2002, S. 7–28, hier: S. 10.

9 *Bajohr*, Arisierung, S. 15.

10 *Irmtrud Wojak/Peter Hayes*, Einleitung, in: *dies*., Arisierung, S. 7–13, hier: S. 7.

hinaus angezeigt, da aus Sicht der jüdischen Betroffenen auch der Zugriff auf ihr Privatvermögen einen integralen Teilaspekt ihrer ökonomischen Verfolgung darstellte.[11] Diese Argumentation aus jüdischer Perspektive gewönne allerdings erst dann an Plausibilität, wenn diese Perspektive auch tatsächlich eingenommen würde. Stattdessen dominiert in den einschlägigen Untersuchungen allenthalben die Perspektive der Verfolgungsapparate, der Täter und Nutznießer, worauf noch einzugehen sein wird.

Das Schlagwort der »Arisierung« ist durch diese wissenschaftlichen Definitionserweiterungen vom Zitat zum Analysebegriff erhoben worden. Jedoch hat dieser als nunmehr wissenschaftssprachlicher Begriff eine merkwürdige Ambivalenz behalten, die sich deutlich darin ausdrückt, dass er sich offenbar weiterhin nur mit Anführungszeichen verwenden lässt. Die Anlehnung an die zeitgenössische Quellensprache ist zumeist explizit gewollt: Ein häufiges Argument für die Verwendung des Begriff »Arisierung« geht dahin, dass nur auf diese Weise sich die spezifische antisemitische Grundlage des Vorgangs klar ausdrücken lasse.[12] Doch überzeugt das Ansinnen, auf diese Weise den vermeintlichen Euphemismus einer neutralen wissenschaftlichen Begriffssprache zu meiden, kaum, lässt sich doch schwerlich eine zynischere und euphemistischere Verschleierung der nationalsozialistischen Verdrängungs- und Raubpolitik denken als eben der Terminus »Arisierung«! So scheint es eher eine gewisse analytische Hilflosigkeit angesichts der Vielschichtigkeit und Komplexität dieses Prozesses auszudrücken, wenn immer mehr Phänomene unter den Begriff der »Arisierung« subsumiert werden sollen.[13] Was mit »Arisierung« bezeichnet wird, tendiert letztlich dabei immer stärker dazu, mit dem Gesamtprozess der nationalsozialistischen Judenverfolgung zusammenzufallen, so dass der Begriff bis auf eine gewisse Betonung der materiellen Aspekte dieser Verfolgung jede Spezifik verliert. Zwar ist es zweifellos richtig, dass der Prozess der wirtschaftlichen Existenzvernichtung der Juden auf zahlreichen Ebenen unter Beteiligung zahlreicher gesellschaftlicher Akteure ablief, vielfältige Lebens- und Handlungsbereiche berührte, dass dabei ökonomische und nicht-ökonomische Verfolgungsimpulse auf komplexe Weise zusammenwirkten und das Geschehen letztendlich nur als integrale Stufe innerhalb der nationalsozialistischen Vernichtungs- und Genozidpolitik begriffen werden kann. Es ist jedoch ein Missverständnis, dass ein wissenschaftlicher Analysebegriff die Facetten und Unteraspekte des von ihm erschlossenen Komplexes *als Konnotationen* mittransportieren müsse. Vielmehr nähert man sich diesen üblicherweise über eine Ausdifferenzierung des Begriffes und die Definition von Teilaspekten, -bereichen und -prozessen.

Als einige von wenigen wenden sich die Autoren eines Sammelbandes über die Beteiligung der Commerzbank an der nationalsozialistischen Judenverfolgung gegen eine Übernahme des Begriffs »Arisierung« in die moderne Wissenschaftssprache.[14] Ihn ausschließlich als Zitat zulassend, wählen sie stattdessen den Begriff »Vernichtung der wirtschaftlichen Existenz der Juden«, um den Gesamtprozess zu bezeichnen. In Anlehnung an den strukturorientierten Ansatz Raul Hilbergs[15] wird von hier aus eine Ausdifferenzierung in verschiedene Teilprozesse über die Begriffe »Verdrängung«, »Besitztransfer«, »Liquidation« und »Vermögensentzug« vorgenommen. Ohne hierauf Bezug zu nehmen, unternahm zuletzt auch Axel Drecoll einen Versuch der begrifflichen Differenzierung. Indem er »Ari-

---

11 *Christiane Kuller*, Finanzverwaltung und »Arisierung« in München, in: *Baumann/Heusler*, München, S. 176–197, hier: S. 176.

12 So etwa *Rappl*, Flagge, S. 20.

13 Von »geistiger Bequemlichkeit« spricht *Schleusener*, Eigentumspolitik, S. 207.

14 *Ludolf Herbst/Christoph Kreutzmüller/Ingo Loose* u. a., Einleitung, in: *Ludolf Herbst/Thomas Weihe* (Hrsg.), Die Commerzbank und die Juden 1933–1945, München 2004, S. 9–19, hier: S. 10–13.

15 *Raul Hilberg*, Die Vernichtung der europäischen Juden, Bd. 1, Frankfurt am Main 1990 (zuerst engl. 1961), S. 85–163.

sierung«, »berufliche Verdrängung« und »fiskalische Entziehung« unterscheidet und somit zeitgenössische und analytische Begriffsbildung vermischt, bleibt er allerdings auf halbem Weg stehen und fällt hinter diese Systematik wieder zurück.[16] Im Folgenden soll an die erreichte Systematik angeschlossen werden, weil sie erstmals überhaupt eine klarere Abgrenzung der sich vielfach überlappenden Untersuchungsfelder zu ermöglichen scheint. Die Forschungsliteratur wird zunächst nach diesen Teilgebieten geordnet und auf ihren diesbezüglichen Ertrag befragt. Dabei ist das Vorgehen problemorientiert, es sollen insbesondere auch Defizite und Desiderate und damit Anregungen für die weitere Forschung herausgearbeitet werden.

II. Verdrängung aus dem Berufsleben

Innerhalb einer auf den Besitztransfer fixierten Forschung zur nationalsozialistischen »Arisierung« hat die Verdrängung von Juden aus ihren Berufen als Teil der Vernichtung ihrer wirtschaftlichen Existenz zuletzt immer weniger Berücksichtigung gefunden. Die vorwiegend lokalhistorische Ausrichtung vieler Studien verstärkte diesen Trend vor allem deswegen, weil es im Wesentlichen reichsgesetzliche Vorschriften und Maßnahmen waren, mit denen dieser Prozess vorangetrieben wurde. Jedoch können die ergriffenen Verfolgungsmaßnahmen und ihre Wirkungsmechanismen als weitgehend unstrittig gelten und wurden zumeist bereits von der älteren Forschung hinreichend untersucht.

Bekanntlich stellte das Gesetz über die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom April 1933 eine der ersten zentralen Maßnahmen des NS-Regimes dar, das gezielt auf die Diskriminierung der jüdischen Staatsbürger gerichtet war und ihre Rückstufung zu Bürgern minderen Rechts als Staatsdoktrin proklamierte. Während die nationalsozialistische Führung für die meisten anderen Gesellschaftsbereiche keine konkreten Vorstellungen von der Durchsetzung ihrer antisemitischen Grundausrichtung besaß, war die Entfernung von Juden aus öffentlichen Ämtern ein erklärtes Ziel bereits des Parteiprogramms von 1920; sie traf sich darüber hinaus mit den Maßnahmen zur Eroberung der Staatsgewalt und zur personellen Umgestaltung der öffentlichen Verwaltung seit der Machtübernahme im Januar 1933. In diesem Bezugsrahmen wurde das Berufsbeamtengesetz schon frühzeitig von Hans Mommsen untersucht.[17] Er betonte dabei vor allem den dysfunktionalen Charakter des Gesetzes, denn die mit enormem Aufwand betriebene Überprüfung der gesamten Beamtenschaft, die einen geregelten Dienstbetrieb zeitweilig ernsthaft gefährdete, stand letztlich in keinem Verhältnis zu ihren Resultaten, wurde doch das deutsche Beamtentum als solches in seiner Struktur kaum verändert.[18] Neuere Untersuchungen auf breiterer Zahlengrundlage bestätigen den Befund, dass die Zahl der infolge des Gesetzes ausgeschiedenen Beamten wohl im niedrigen einstelligen Prozentbereich lag.[19] Wenn also die Zahl der durch das Berufsbeamtengesetz insgesamt Betroffenen gering blieb, so wurde doch die Gruppe der jüdischen Beamten mit aller Härte getroffen. Dass die absolute

16 *Axel Drecoll*, Der Fiskus als Verfolger. Die steuerliche Diskriminierung der Juden in Bayern 1933–1941/42, München 2009, S. 25–31.

17 *Hans Mommsen*, Beamtentum im Dritten Reich. Mit ausgewählten Quellen zur nationalsozialistischen Beamtenpolitik, Stuttgart 1966; vgl. auch *Karl-Dietrich Bracher/Wolfgang Sauer/Gerhard Schulz*, Die nationalsozialistische Machtergreifung. Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34, 2., durchges. Aufl. Köln/Opladen 1962, S. 172–175.

18 *Mommsen*, Beamtentum, S. 57–59.

19 *Sigrun Mühl-Benninghaus*, Das Beamtentum in der NS-Diktatur bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Zu Entstehung, Inhalt und Durchführung der einschlägigen Beamtengesetze, Düsseldorf 1996, S. 60–83.

Zahl von etwa 2.500 entlassenen Juden nicht sonderlich hoch erscheinen mag, hängt mit der langen Abschottung des öffentlichen Dienstes gegenüber jüdischen Bewerbern in Deutschland zusammen, deren zeitweilige Lockerung während der Zeit der Republik von den Nationalsozialisten abrupt beendet und rückgängig gemacht wurde.[20]

Gerade die Untersuchungen zur Zahl der Betroffenen machen deutlich, dass die NS-Führung mit dem Berufsbeamtengesetz gleichsam ins Unbekannte hinein agierte und zweifelsohne wenig konkrete Vorstellungen von den personalpolitischen Auswirkungen ihrer Maßnahmen besaß.[21] Insbesondere dürfte es nicht vorhergesehen worden sein, welche große Bedeutung der auf Initiative des Reichspräsidenten Hindenburg geschaffenen Ausnahmeregelungen zukommen sollte. Ganz im Gegensatz zu antisemitischen Klischeevorstellungen erfüllten nämlich mehr als die Hälfte der jüdischen Beamten die Bedingung, schon vor 1914 in Dienst getreten und/oder im Ersten Weltkrieg als Frontkämpfer gedient zu haben; sie konnten zunächst prinzipiell in ihren Ämtern verbleiben, schieden allerdings spätestens infolge des 1935 ergangenen Reichsbürgergesetzes aus dem Dienst aus. Die Erfahrungen mit dem Berufsbeamtengesetz, seiner äußerst schleppenden Durchführung und den unvorhergesehenen Effekten dürften indessen einer der Gründe dafür gewesen sein, dass die Reichsführung zumindest für eine Zeitlang von antisemitisch motivierten Interventionen in gesellschaftliche Funktionsbereiche weitgehend absah. Die Forschung ist sich allerdings darüber einig, dass die Bedeutung des Berufsbeamtengesetzes nicht allein an seinen direkten Auswirkungen zu messen ist, sondern zum einen im erheblichen Symbolcharakter dieser ersten offenen antisemitischen Maßnahme des NS-Staates besteht, zum anderen in den weitreichenden indirekten Wirkungen, die es entfaltete.[22] Nicht zuletzt lieferte die Regierung in der ersten Durchführungsverordnung eine erste amtliche Definition dessen, was überhaupt unter »Juden« in einem rassistischen Sinne des Wortes zu verstehen sei. Damit war bis zum Reichsbürgergesetz 1935 bereits eine wichtige Grundorientierung vorgegeben, die auch außerhalb des eigentlichen Anwendungsbereiches des Gesetzes gerne aufgegriffen wurde.

Zahllose Verbände, Organisationen, Vereine und Unternehmen nahmen sich den rasch in den NS-Jargon aufgenommenen »Arierparagrafen« des Berufsbeamtengesetzes bei der Verdrängung und Entlassung jüdischer Mitglieder und Angestellter zum Vorbild, so dass die Zahl der mittelbar Betroffenen erheblich war, aber schwerlich genau anzugeben ist.

In ganz unmittelbarem Zusammenhang mit dem Berufsbeamtengesetz standen diejenigen Maßnahmen, die die Reichsregierung im April 1933 zur Diskriminierung und Verdrängung jüdischer Rechtsanwälte und Ärzte ergriff. Dabei standen die jüdischen Juristen aller Berufe in ganz besonderer Weise im Fokus der antisemitischen Propaganda und Verfolgung.[23] Die genaue Untersuchung der Ereignisabläufe im Standardwerk von Lothar Gruchmann zeigt sogar, dass insbesondere erst die vehemente Agitation nationalsozialistischer Aktivisten gegen jüdische Richter die überhastete Verfertigung und Verabschiedung des Berufsbeamtengesetzes maßgeblich vorangetrieben und mitbewirkt hat.[24] Die Wucht der antisemitischen Gewaltwelle im Zusammenhang der NS-Machtübernahme war wohl nirgends so spürbar wie in den Aktionen gegen öffentliche Gerichtsgebäude und den Übergriffen auf einzelne, insbesondere politisch missliebige jüdische Anwälte, die in der ersten Märzhälfte 1933 einsetzten und sich auch nach dem Aprilboykott noch monate-

---

20 *Barkai*, Boykott, S. 36.

21 *Mommsen*, Berufsbeamtentum, S. 53.

22 *Barkai*, Boykott, S. 37; *Mühl-Benninghaus*, Beamtentum, S. 50.

23 Einen ersten Überblick gibt *Diemut Majer*, Stufen der Entrechtung jüdischer und politisch missliebiger Anwälte in Deutschland 1933–1945, in: Jahrbuch für juristische Zeitgeschichte 5, 2004, S. 711–738.

24 *Lothar Gruchmann*, Justiz im Dritten Reich 1933–1940. Anpassung und Unterwerfung in der Ära Gürtner, 3., erw. Aufl. München 2001, S. 124–168.

lang hinzogen.[25] Im Zuge dieser Ereignisse ließen die kommissarischen Chefs der Landesjustizverwaltungen in Preußen und Bayern am Vorabend des Aprilboykotts sämtliche jüdischen Richter und Staatsanwälte beurlauben und jüdischen Rechtsanwälten den Zutritt zu den Gerichtsgebäuden untersagen. In brutaler Manier verwirklichten sie damit zwei Spielarten antisemitischer Diskriminierung: Während in Bayern grundsätzlich alle jüdischen Juristen aus ihren Berufen ausgeschaltet werden sollten, war in Preußen mit einer Quotenregelung für die Zulassung jüdischer Anwälte nach dem jüdischen Bevölkerungsanteil offenbar eine Lösung angedacht, wie sie schon seit dem späten 19. Jahrhundert immer wieder in antisemitischen Kreisen beschworen und gefordert worden war.[26] Diese ohne gesetzliche Grundlagen und ohne Rücksicht auf Verluste ins Werk gesetzte Verdrängungsdynamik wurde durch das im April 1933 erlassene Gesetz über die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft, das in Analogie zum Berufsbeamtengesetz gefertigt worden war, im Ergebnis zunächst eingedämmt und partiell korrigiert. Die Ausnahmebestimmungen des Anwaltsgesetzes, die von den Radikalantisemiten der unteren Ebenen mit großer Unzufriedenheit aufgenommen wurden, bewirkten, dass der weitere Verlauf des Jahres 1933 von den langwierigen Prozeduren der Wiederzulassung faktisch schon ausgeschalteter Rechtsanwälte geprägt war, in deren Verlauf trotz hartnäckiger Obstruktions- und Verzögerungstaktiken der Justizverwaltung mehr als die Hälfte der jüdischen Anwälte ihren Beruf zunächst wieder aufnehmen konnten.[27] Ein endgültiges Berufsverbot erging erst im September 1938 mit der 5. Verordnung zum Reichsbürgergesetz, so dass danach nur noch eine geringe Anzahl sogenannter Konsulenten ausschließlich für die rechtliche Vertretung von Juden zugelassen war.

Die Literatur, die die Verdrängung jüdischer Rechtsanwälte beschreibt, entstammt ganz überwiegend dem Bereich der Erinnerungskultur; fast alle Publikationen zum Thema erschienen in Form von Gedenkbüchern lokalen oder regionalen Zuschnitts, in denen ein Hauptteil, der die Kurzbiografien der Betroffenen auflistet, in unterschiedlicher Gewichtung mit einem Forschungs- und/oder Darstellungsteil verbunden ist. Nachdem Anfang der 1990er auf diese Weise zunächst vor allem die rechtsgeschichtlich bedeutsamen Persönlichkeiten gewürdigt worden waren[28], hat insbesondere ein Berliner Ausstellungs- und Gedenkbuchprojekt unter der wissenschaftlichen Leitung von Simone Ladwig-Winters, das sich auch für die Masse der ›gewöhnlichen‹ Verfolgten interessierte und in eine landesweite Wanderausstellung mündete, vielen weiteren Publikationen als Vorbild gedient.[29]

---

25 *Horst Göppinger*, Juristen jüdischer Abstammung im »Dritten Reich«. Entrechtung und Verfolgung, 2., völlig neu bearb. Aufl., München 1990, S. 49–55.

26 *Tillmann Krach*, Jüdische Rechtsanwälte in Preußen. Über die Bedeutung der freien Advokatur und ihre Zerstörung im Nationalsozialismus, München 1991, S. 172–202; *Reinhard Weber*, Das Schicksal der jüdischen Rechtsanwälte in Bayern nach 1933, München 2006, S. 64 f.

27 *Gruchmann*, Justiz, S. 157–163; *Krach*, Rechtsanwälte, S. 240–285.

28 *Helmut Heinrichs/Harald Franzki/Klaus Schmalz* u. a., Deutsche Juristen jüdischer Herkunft, München 1993.

29 Zuvor bereits *Bernd Schmalhausen*, Schicksale jüdischer Juristen aus Essen 1933–1938, Bottrop 1994; zu Berlin *Simone Ladwig-Winters*, Anwalt ohne Recht. Das Schicksal jüdischer Rechtsanwälte in Berlin nach 1933, Berlin 1998 (2., erg. u. erw. Aufl. Berlin 2007); die durch das Berliner Projekt angestoßene Wanderausstellung mündete in die Publikation Anwalt ohne Recht. Schicksale jüdischer Anwälte in Deutschland nach 1933, hrsg. von der Bundesrechtsanwaltskammer, Berlin 2007; außerdem erschienen *Hans Bergemann/Simone Ladwig-Winters*, Für ihn brach die Welt, wie er sie kannte, zusammen … Juristen jüdischer Herkunft im Landgerichtsbezirk Potsdam, Köln 2003; *Heiko Morisse*, Jüdische Rechtsanwälte in Hamburg. Ausgrenzung und Verfolgung im NS-Staat, Hamburg 2003; *Klaus Luig*, … weil er nicht arischer Abstammung ist. Jüdische Juristen in Köln während der NS-Zeit, Köln 2004; *Michael Schlüter/Dieter Miosge*, Zulassung ist zurückgenommen. Das Schicksal der Juristen im Bezirk Braunschweig von 1933 bis 1945, Braunschweig 2006; *Weber*, Rechtsanwälte; *Tillmann Krach*,

Die jeweiligen Darstellungen sind naturgemäß redundant. Analytischen Gewinn aus einem solchen Konzept wissen allerdings diejenigen Autoren zu schlagen, welche aus den zahlreichen Einzelschicksalen ein differenziertes Bild zu weben und sie in ihre Darstellung zu integrieren vermögen, wie dies Simone Ladwig-Winters und vor allem Reinhard Weber tun; insbesondere Heiko Morisse weiß darüber hinaus die zusammengetragenen Informationen auch für statistische Auswertungen zu nutzen. Ihre Studien konnten zu weiten Teilen erhellen, wie sich die vielfältigen Diskriminierungsmaßnahmen und Schikanen zwischen 1933 und 1938, die dazu führten, dass ein großer Teil der noch tätigen jüdischen Rechtsanwälte schon vor dem gesetzlichen Berufsverbot zur Aufgabe gezwungen wurde, individuell auswirkten und wie die Betroffenen darauf reagierten. Auch die sozialgeschichtlichen Folgen der beruflichen Verdrängung wurden dabei beleuchtet. So belegen die zusammengetragenen Einzelschicksale klar, dass die NS-Diskriminierungsmaßnahmen einen deutlichen Schnitt zwischen den Generationen und zwischen den Geschlechtern bewirkten, denn insbesondere jüngere Juristen, die aufgrund ihres Alters naturgemäß keinen Kriegsdienst hatten leisten können, waren von der ersten Ausschaltungswelle 1933 betroffenen, ebenso die wenigen jüdischen Rechtsanwältinnen, die zumeist erst während der Weimarer Zeit ihre Zulassung erhalten hatten.[30] Die Gedenkbücher thematisieren in der Regel auch die vielfältigen Versuche der aus ihrem Beruf Ausgeschiedenen, sich in anderen Tätigkeitsbereichen wirtschaftlich über Wasser zu halten oder ihre Auswanderung zu betreiben. Ein meist erheblicher Anteil der Darstellungen ist dem weiteren Schicksal der Verfolgten, ihrer Ermordung oder ihrem Überleben und der Zeit in der Emigration gewidmet.

Wenn damit der Blick überwiegend auf die Radikalisierung der nationalsozialistischen Judenverfolgung, auf die physische Vernichtung und das Ende des NS-Regimes vorausgerichtet ist, so ragt unter den einschlägigen Publikationen einzig das Buch von Tillmann Krach mit dem Versuch heraus, die Verdrängung der jüdischen Rechtsanwälte im Nationalsozialismus in eine längere zeitliche Perspektive zu rücken. Er arbeitet insbesondere die enorme Bedeutung der 1879 etablierten freien Advokatur heraus, die jüdischen Juristen erstmals den ungehinderten Zugang zum Rechtsanwaltsberuf garantierte. Denn obwohl seit Gründung des Deutschen Reiches der öffentliche Dienst jüdischen Bewerbern auch gesetzlich offenstand, sorgten die faktisch weiter bestehenden Zugangsbeschränkungen dafür, dass Juristen jüdischen Glaubens nun in großer Zahl in die Rechtsanwaltschaft umgelenkt wurden. Am Vorabend der Machtergreifung betrug ihr Anteil daher in Preußen ein Drittel, in Berlin über die Hälfte.[31] Der offene Zugang zum Anwaltsberuf war allerdings von Beginn an der Kritik aus den Reihen der etablierten Rechtsanwälte ausgesetzt, von denen viele angesichts der steigenden Neuzulassungen eine Zulassungsbeschränkung wünschten. Diese Forderungen nach einem staatlich überwachten Numerus clausus in Abhängigkeit vom vermeintlichen Bedarf erreichten im Dezember 1932 ihren Höhepunkt, als ein entsprechender Beschluss von der Mehrheit der Mitglieder des Deutschen Anwaltvereins angenommen und der gerade an die Macht gelangten Reichsregierung un-

---

»… fühlte mich durchaus als Deutscher …«. Das Schicksal der Mainzer Anwälte jüdischer Herkunft nach 1933, Köln 2007. Eine fortlaufend aktualisierte Literaturübersicht zum Thema findet sich im Internet auf den Seiten des Forums Anwaltsgeschichte e. V., URL: <http://www.anwaltsgeschichte.de/literatur/literaturlisten.html> [16.6.2009].

30 Hierzu v. a. *Ladwig-Winters*, Anwalt ohne Recht, S. 44–47.

31 *Krach*, Rechtsanwälte, S. 3–40; zur verfassungswidrigen Einstellungspraxis der bayerischen Justizverwaltung vor 1933 *Weber*, Rechtsanwälte, S. 10–13; vgl. auch *Reinhart Rürup*, Die Emanzipation der Juden und die verzögerte Öffnung der juristischen Berufe, in: *Heinrichs/Franzki/Schmalz* u. a., Juristen, S. 1–25; *Konrad H. Jarausch*, Jewish Lawyers in Germany 1848–1938. The Disintegration of a Profession, in: Year Book Leo Baeck Institute 36, 1991, S. 171–190.

ter Adolf Hitler im Februar 1933 als Vorschlag übermittelt wurde. Mit der Änderung der Rechtsanwaltsordnung von 1934 wurden Zulassungssperren für den Anwaltsberuf schließlich tatsächlich ermöglicht und gleichzeitig mit dem Zulassungskriterium der »persönlichen Zuverlässigkeit« auch ein politischer Steuerungsmechanismus eingeführt; das Institut der freien Advokatur war damit zerstört. Der Autor weist zwar zu Recht darauf hin, dass zwischen diesen korporativen Abschottungstendenzen innerhalb der Rechtsanwaltschaft und den antisemitischen Verdrängungsmaßnahmen der Nationalsozialisten keine lineare Verbindung besteht, betont allerdings wiederum, dass jegliche Einschränkung des freien Berufszugangs sich angesichts der vorhandenen antisemitischen Tendenzen auch ohne die Machtübernahme der Nationalsozialisten zwangsläufig in einer Diskriminierung und Verdrängung jüdischer Juristen ausgewirkt hätte.[32] Insofern griffen diese beiden Prozesse gleichgerichtet ineinander, so dass die Konkurrenz- und Verdrängungskämpfe innerhalb der Anwaltschaft vor und im Zuge der NS-Machtübernahme als ein wichtiger Rahmen- und Bedingungskontext der antisemitischen Ausgrenzungsdynamik erscheinen, der bisher noch viel zu wenig berücksichtigt und reflektiert wurde.

Noch stärker als die Rechtswissenschaft übte die Medizin auf die jüdischen Studierenden seit langem eine ausgesprochen hohe Anziehungskraft aus. Der Anteil jüdischer Ärzte überstieg daher insbesondere in den Großstädten den jüdischen Bevölkerungsanteil bei weitem. Die intime Verbindung zwischen jüdischen Ärzten und ihren nicht-jüdischen Patienten stimulierte im Übrigen die bizarre Phantasiewelt des Antisemitismus auf besondere Weise. Die Verdrängung der jüdischen Ärzte aus ihren Berufen scheint auf den ersten Blick weitgehend analog zu den Rechtsanwälten abgelaufen zu sein. Jüdische Mediziner an den Hochschulen und die angestellten Ärzte an öffentlichen Krankenhäusern waren bereits durch das Berufsbeamtengesetz betroffen; im April 1933 wurde darüber hinaus die Zulassung jüdischer Ärzte zu den Krankenkassen mit den genannten Ausnahmen entzogen. Ein endgültiges Berufsverbot bewirkte die 4. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom Juli 1938 mit dem flächendeckenden Entzug der Approbation; analog zu den Rechtsanwälten waren anschließend nur noch wenige jüdische »Krankenbehandler« zugelassen. Die Forschungslandschaft sieht für diesen Bereich nicht grundsätzlich, aber ein wenig anders aus: Die Medizin im Nationalsozialismus stand aufgrund der monströsen Verbrechen, an denen deutsche Ärzte im Rahmen der Judenvernichtung, der Euthanasie und in den Konzentrationslagern an prominenter Stelle beteiligt gewesen waren, seit Längerem in besonderer Weise im Blickpunkt der Forschung; die Verdrängung der jüdischen Ärzte aus ihren Berufen erschien in dieser Verbrechensgeschichte allerdings eher als ein Randaspekt.[33] Nicht zuletzt die auffällige personelle Kontinuität an den Spitzen der Verbände der deutschen Ärzteschaft sorgte indessen nach 1945 für eine jahrzehntelange und besonders hartnäckige Abwehrhaltung gegenüber der Aufarbeitung dieser Beteiligung von Medizinern an den Verbrechen des Nationalsozialismus, die erst in den 1980er Jahren langsam aufzubrechen begann.[34] Gegen Ende des Jahrzehnts erschienen auf Initiative kritischer Ärztegruppen, die sich als Gegenbewegung gegen die herrschenden Verbandspolitiker verstanden, die ersten lokalen Gedenkbuchpublikationen zum Schicksal der verfolgten jüdischen Kollegen.[35] Auch die bis heute grundlegenden Untersuchungen zur Verfol-

---

32 *Krach*, Rechtsanwälte, S. 40–76.

33 Vgl. etwa *Ernst Klee*, Deutsche Medizin im Dritten Reich. Karrieren vor und nach 1945, Frankfurt am Main 2001, S. 43–46.

34 Hierzu u. a. der Prolog zur deutschen Ausgabe von *Michael H. Kater*, Ärzte als Hitlers Helfer, Hamburg/Wien 2000, S. 12–20 (zuerst englisch 1989).

35 *Renate Jäckle*, Schicksale jüdischer und »staatsfeindlicher« Ärztinnen und Ärzte nach 1933 in München, München 1988; *Siegmund Drexler/Siegmund Kalinski/Hans Mausbach*, Ärztliches Schicksal unter der Verfolgung 1933–1945 in Frankfurt am Main und Offenbach. Eine Denkschrift, Frankfurt am Main 1990.

gungs- und Verdrängungspolitik gegenüber jüdischen Ärzten sind bereits in den 1980er Jahren entstanden.[36] Obwohl seitdem auch einige Ärztekammern Studien und Gedenkpublikationen in Auftrag gegeben haben[37], steht das Engagement der deutschen Ärzteschaft bei der Aufarbeitung der Verdrängung der jüdischen Standesmitglieder im Vergleich etwa zu den deutschen Rechtsanwaltskammern deutlich zurück. Erst in den letzten Jahren wurden in Berlin und Hamburg spendenfinanzierte Gedenkbuchprojekte ins Leben gerufen, deren Ergebnisse in Kürze zu erwarten sind.[38]

Anlass zum Engagement bestünde für die deutsche Ärzteschaft allemal, entsprangen doch die Verdrängungsmaßnahmen gegen jüdische Kollegen keineswegs allein den Vorgaben der nationalsozialistischen Regierung, sondern wurden ganz wesentlich von den Spitzenverbänden der deutschen Ärzte mitgetragen. So lag die Prüfung der Ausnahmevoraussetzungen nach der ersten Zulassungsverordnung in der ersten Instanz ganz in den Händen der im August 1933 ins Leben gerufenen Kassenärztlichen Vereinigungen. Diese bewegten sich sogar häufig jenseits der gesetzlichen Bestimmungen und gingen dabei derartig rabiat vor, dass die Zahl der erfolgreichen Beschwerden zu Unrecht ausgeschalteter jüdischer Ärzte beim Reichsarbeitsministerium ganz erheblich ausfiel.[39] Die ärztlichen Standesorganisationen und ihre Führung erwiesen sich somit in besonderer Weise als Motor der Verfolgung. Die zahlreichen diskriminierenden Verordnungen und Bestimmungen, die zwischen 1933 und 1938 erlassen wurden, sind zwar gesammelt und zusammengestellt, allerdings ist dieses Dickicht bisher noch nicht vollständig durchdrungen worden.[40] Im Falle der Ärzte wäre dies aber vor allem deswegen wichtig, weil der Verlust der Kassenzulassung allein noch nicht unbedingt einem Berufsverbot gleichkommen musste, sofern es die Betroffenen vermochten, durch die Behandlung von Privatpatienten ein wirtschaftliches Auskommen zu finden. Wie vielen dies aber gelang, wie sich die vielfältigen Verfolgungsmaßnahmen individuell und sozialgeschichtlich auswirkten und welchen Hintergrund der kontinuierliche Rückgang der Anzahl jüdischer Ärzte bis 1938 hatte, ließe sich nur durch kollektivbiografische Untersuchungen zu den Betroffenen und

---

36 *Stephan Leibfried/Florian Tennstedt*, Berufsverbote und Sozialpolitik 1933. Die Auswirkungen der nationalsozialistischen Machtergreifung auf die Krankenkassenverwaltung und die Kassenärzte. Analyse, Materialien zu Angriff und Selbsthilfe, Erinnerungen, Bremen 1980, S. 68–135; *Stephan Leibfried*, Stationen der Abwehr. Berufsverbote für Ärzte im Deutschen Reich 1933–1938 und die Zerstörung des sozialen Asyls durch die organisierten Ärzteschaften des Auslands, in: Leo Baeck Institute Bulletin 21, 1982, S. 3–39; *W. F. Kümmel*, Die Ausschaltung rassisch und politisch mißliebiger Ärzte, in: *Fridolf Kudlien*, Ärzte im Nationalsozialismus, Köln 1985, S. 56–81; *Norbert Guggenbichler*, Zahnmedizin unter dem Hakenkreuz. Zahnärzteopposition vor 1933. NS-Standespolitik 1933–1939, Frankfurt am Main 1988, S. 127–187.

37 *Axel Drecoll/Jan Schleusener/Tobias Winstel*, Nationalsozialistische Verfolgung der jüdischen Ärzte in Bayern. Die berufliche Entrechtung durch die Vierte Verordnung zum Reichsbürgergesetz von 1938, München 1998; für die Gruppe der Kinderärzte, an der Juden einen besonders hohen Anteil hatten, *Eduard Seidler*, Kinderärzte 1933–1945. Entrechtet, geflohen, ermordet, Bonn 2000. Außerdem erschien *Caris-Petra Heidel* (Hrsg.), Ärzte und Zahnärzte in Sachsen 1933–1945. Eine Dokumentation von Verfolgung, Vertreibung und Ermordung, Frankfurt am Main 2005; darüber hinaus liegen einige unveröffentlichte medizinhistorische Dissertationen vor, z. B. *Uta Hebenstreit*, Die Verfolgung jüdischer Ärzte in Leipzig in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur. Schicksale der Vertriebenen, Diss. Leipzig 1997.

38 Einige erste Informationen in *Rebecca Schwoch*, Jüdische Kassenärzte rund um die Neue Synagoge Berlin, Berlin 2006, S. 7–12; angekündigt sind ein Gedenkbuch der Berliner jüdischen Ärzte sowie eine Darstellung zur Geschichte der Berliner Kassenärztlichen Vereinigung im Nationalsozialismus; zu Hamburg erscheint: *Anna von Villiez*, Mit aller Kraft verdrängt. Entrechtung und Verfolgung »nichtarischer« Ärzte in Hamburg 1933 bis 1945, Hamburg 2009.

39 *Kümmel*, Ausschaltung, S. 69 f.; *Kater*, Ärzte, S. 305–307.

40 Vgl. die chronologische Aufstellung bei *Rebecca Schwoch*, Ärztliche Standespolitik im Nationalsozialismus. Julius Hadrich und Karl Haedenkamp als Beispiele, Husum 2001, S. 286–355.

ihren Lebenswegen näher erhellen, welche durch Gedenkbuchprojekte durchaus vorangebracht werden könnten. Die Autoren einer bayerischen Regionalstudie haben unterdessen die Entstehungsgeschichte der 4. Verordnung zum Reichsbürgergesetz einer genaueren Untersuchung unterzogen. Bereits seit 1937 konkret geplant, wurde sie aus einem breiteren, noch weitere Berufsgruppen umfassenden Maßnahmenbündel eigens herausgenommen, um ein möglichst frühes Inkrafttreten zu ermöglichen.[41] Die Ausschaltung jüdischer Ärzte besaß demnach bei der NS-Führung eine besondere Priorität.

Dass die »Lösung der Judenfrage« immer auch als eine medizinische Frage erschienen sei, hat insbesondere Michael H. Kater betont, indem er auf die zunehmende Medikalisierung des antisemitischen Diskurses und seiner Metaphernwelt verwies.[42] Insofern lag es nahe, auch die Verdrängung der jüdischen Ärzte im größeren Bezugsrahmen der Geschichte der Medizin im Nationalsozialismus zu verorten. Rebecca Schwoch hat in ihrer Untersuchung zur ärztlichen Standespolitik im Nationalsozialismus herausgearbeitet, welche engen Zusammenhänge zwischen der in vorauseilendem Gehorsam sich vollziehenden Selbstgleichschaltung der ärztlichen Spitzenverbände im Zuge der NS-Machtübernahme und der besonders rigiden Ausschlusspraxis gegenüber den jüdischen Standeskollegen bestanden.[43] Die nationalsozialistische Umwälzung stieß in der traditionell nationalkonservativen deutschen Ärzteschaft auch deswegen auf besonders viel Zustimmung, weil sie das lange ersehnte standespolitische Ziel einer ärztlichen Selbstorganisation und die Entmachtung der sozialdemokratisch dominierten Krankenkassen mit sich brachte. Für die antisemitische Ausschlusspraxis war aber die Konstituierung einer solchen Standesorganisation eine wichtige Voraussetzung und bildete damit einen entscheidenden sozialgeschichtlichen Hintergrund.

Hinter eine solche komplexe Betrachtungsperspektive fällt Beate Waigand mit ihrer Untersuchung zum Antisemitismus in der deutschen Ärzteschaft vor 1933 eher wieder zurück.[44] Zwar kann sie darin aufzeigen, dass der öffentliche Diskurs um die vermeintliche Krise der deutschen Ärzteschaft während der 1920er Jahre in mancher Hinsicht anschlussfähig an die gängigen antisemitischen Stereotype war, doch manifesten Antisemitismus kann sie in den ärztlichen Verbandspublikationen entgegen ihrer Vorannahmen nicht nachweisen. Statt diese aber zu hinterfragen, verlegt sie sich darauf, einen latenten »Antisemitismus auf Abruf« zu postulieren, der gleichsam nur auf die nationalsozialistische Machtübernahme gewartet habe. Ein solch eindimensionaler Ansatz erscheint aber kaum geeignet, die weitgehend konfliktfreie Zusammenarbeit zwischen Juden und Nichtjuden in der deutschen Ärzteschaft vor 1933 auf der einen, die dann einsetzende antisemitische Verdrängungsdynamik auf der anderen Seite plausibel zu erklären.

Nicht alle Berufsgruppen, aus denen Juden verdrängt wurden, sollen hier einzeln berücksichtigt werden. Besondere Aufmerksamkeit in der Forschung haben indessen zuletzt vor allem die jüdischen Wissenschaftler an den Hochschulen erlangt, von denen die meisten, aber nicht alle unter das Berufsbeamtengesetz fielen. Viele Universitäten haben in den letzten Jahren ihrer während des Nationalsozialismus entlassenen jüdischen Mitarbeiter gedacht, wobei hier nur exemplarisch auf die materialreiche Darstellung zur Universität Göttingen sowie die umfangreichen Forschungen zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft verwiesen werden soll.[45] Unter den entlassenen Wissenschaftlern be-

---

41 *Drecoll/Schleusener/Winstel*, Verfolgung, S. 36–42.

42 *Kater*, Ärzte, S. 291–300.

43 *Schwoch*, Ärztliche Standespolitik.

44 *Beate Waigand*, Antisemitismus auf Abruf. Das Deutsche Ärzteblatt und die jüdischen Mediziner 1918–1933, Frankfurt am Main 2001.

45 *Anikó Szabó*, Vertreibung, Rückkehr, Wiedergutmachung. Göttinger Hochschullehrer im Schatten des Nationalsozialismus. Mit einer biografischen Dokumentation der entlassenen und verfolgten Hochschullehrer, Göttingen 2000; *Michael Schüring*, Minervas verstoßene Kinder. Ver-

fanden sich nicht nur antisemitisch Verfolgte; Michael Grüttner und Sven Kinas haben in einer quantitativen Analyse indes zeigen können, dass ihr Anteil etwa 80 Prozent betrug.[46]

Einen besonderen Bereich bildeten auch die jüdischen Kunstschaffenden, indem sie unter die Zwangsmitgliedschaft der nach 1933 gebildeten berufsständischen Kammern innerhalb der Reichskulturkammer fielen. Letztere verfügte zwar selbst nicht über einen »Arierparagrafen«, jedoch wurden Juden bis 1938 durch Einzelmaßnahmen der untergeordneten Berufskammern sukzessive aus ihren künstlerischen Berufen vollständig verdrängt; dies galt im Übrigen auch für Unternehmer der Kulturwirtschaft wie Buchhändler und Verleger.[47]

Für alle bisher genannten Berufsgruppen galt, dass die Nationalsozialisten für ihre antisemitischen Verdrängungsmaßnahmen über einen mehr oder weniger direkten institutionellen Zugriff verfügten. Während sich die Beamten und die Angestellten des öffentlichen Dienstes innerhalb der unmittelbaren Handlungssphäre des NS-Staates befanden, waren für andere Berufe seit jeher staatliche Zulassungsmechanismen vorhanden oder wurden im Zuge der Machtübernahme etabliert. Auf den Bereich der privaten gewerblichen Wirtschaft hatte das NS-Regime hingegen keinen direkten Einfluss und unternahm zunächst auch keinen Versuch, die Berufstätigkeit jüdischer Angestellter gesetzlich einzuschränken. Dass die antisemitische Verdrängungsdynamik aber auch auf diesen Bereich durchschlug und viele Unternehmen auf eigene Entscheidung hin ihre jüdischen Mitarbeiter entließen, ist als solches bekannt und an der entgegen des allgemeinen Trends stetig steigenden Arbeitslosigkeit unter jüdischen Angestellten auch deutlich abzulesen.[48] Wie sich dieser Prozess allerdings vollzog und welche Vorgänge ihm auf der Mikroebene einzelner Unternehmen zugrunde lagen, ist bis heute – auch aufgrund unzureichender Quellen – kaum erforscht worden. Allenfalls für einige Großunternehmen wurden die entsprechenden Abläufe genauer in den Blick genommen, meist aber nur auf der Ebene der Vorstände und Aufsichtsräte, welche erst im nächsten Kapitel betrachtet werden soll. Weil für die Behandlung jüdischer Angestellter keine gesetzlichen Richtlinien existierten, waren die individuellen Spielräume einzelner Unternehmensleitungen vergleichsweise groß und bemaßen sich vor allem danach, in welchem Ausmaß diese sich äußerem politischem Druck ausgesetzt sahen. Noch entscheidender war es jedoch oftmals, inwieweit es Arbeitgeber für nötig hielten, durch vorauseilendes Handeln eine mögliche politische Angriffsfläche gar nicht erst entstehen zu lassen. So sah sich etwa die Karstadt AG zur Zeit der Machtübernahme als den NS-Aktivisten verhasster Warenhauskonzern auf der einen, als hochgradig sanierungsbedürftiges Unternehmen auf der anderen Seite gleich in mehrfacher Hinsicht in einer äußerst prekären Lage und reagierte nicht zuletzt unter dem Druck der nationalsozialistischen Betriebszellen hierauf schon im April 1933 mit der Entlassung jüdischer Mitarbeiter.[49] Dies scheint allerdings ein Extrembeispiel zu sein, und Vergleiche mit anderen Unternehmen zeigen, dass diese sich den Forderungen nationalsozialistischer Aktivisten der unteren Ebene durchaus nicht zwingend fügen mussten. Andreas Rethmeier

---

triebene Wissenschaftler und die Vergangenheitspolitik der Max-Planck-Gesellschaft, Göttingen 2006; *Reinhart Rürup*, Schicksale und Karrieren. Gedenkbuch für die von den Nationalsozialisten aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vertriebenen Forscherinnen und Forscher, Göttingen 2008.

46 *Michael Grüttner/Sven Kinas*, Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933–1945, in: VfZ 55, 2007, S. 123–186, hier: S. 148.

47 *Alan E. Steinweis*, Art, Ideology and Economics in Nazi Germany. The Reich Chambers of Music, Theater and the Visual Arts, Chapel Hill 1993, S. 104–120; *Volker Dahm*, Das jüdische Buch im Dritten Reich, 2., überarb. Aufl., München 1993, S. 59–159.

48 *Barkai*, Boykott, S. 41–43.

49 *Rudolf Lenz*, Karstadt. Ein deutscher Warenhauskonzern 1920–1950, Stuttgart 1995, S. 175–181.

hat zudem die NS-Rechtssprechung zum Kündigungsrecht nachgezeichnet und dabei zeigen können, dass nach einer kurzen Welle fristloser Kündigungen seit April 1933 die Gerichte bald wieder dahin gingen, solche Kündigungen von Angestellten allein aufgrund ihrer jüdischen Abstammung für unzulässig zu erklären. Von dieser Haltung wurde erst seit dem Frühjahr 1937 zunehmend abgerückt, bis der Kündigungsschutz für jüdische Arbeitnehmer im November 1938 praktisch abgeschafft wurde. Gegen fristgemäße Kündigungen hatten sich jüdische Angestellte jedoch schon zuvor kaum juristisch wehren können.[50] Gerald Feldman und Peter Hayes haben in ihren Unternehmensgeschichten der Allianz AG bzw. der Degussa auch den Umgang mit den jüdischen Angestellten thematisiert und sind dabei jeweils zu ähnlichen Ergebnissen gekommen. Danach gingen die beiden Unternehmen im Allgemeinen nicht von sich aus dazu über, sich von jüdischen Angestellten zu trennen, sondern reagierten zumeist erst auf äußeren Druck und öffentliche Angriffe. An einzelnen Mitarbeitern – insbesondere leitenden Angestellten, die für das Geschäft schwer entbehrlich waren – wurde durchaus auch gegen Widerstände festgehalten oder mit ihnen informelle Arrangements zu ihrem Ausscheiden und ihrer Versorgung getroffen. Ein prinzipieller Widerstand gegen die Judenverfolgung zeigte sich hierin freilich nicht, es wurden lediglich ihre für das Unternehmen unangenehmen Begleiterscheinungen abgemildert.[51]

Diese Beurteilungen fußen allerdings auf eher kursorischen Beobachtungen. Die bislang umfassendste systematische Untersuchung des Umgangs mit jüdischen Angestellten wurde hingegen von Dieter Ziegler im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Geschichte der Dresdner Bank im Nationalsozialismus vorgenommen.[52] Ihre Repräsentativität ist allerdings dadurch etwas eingeschränkt, dass sich die Bank in einer Sondersituation befand; seit der Bankenkrise von 1931 befand sie sich zu großen Teilen in Staatsbesitz und wurde damit öffentlichen Körperschaften gleichgestellt. Die Unternehmensführung brachte daher für die Mitarbeiterschaft das Berufsbeamtengesetz zur Anwendung und unterschied folglich zwischen »geschützten« und »nicht geschützten« Nichtariern, von denen Letztere sämtlich bis Mitte 1934 entlassen wurden. Dabei wird klar erkennbar, wie die Bank die diskriminierenden Bestimmungen zu nutzen wusste, um ihren ohnehin in Gang befindlichen Abbau von Personal nun mit antisemitischer Stoßrichtung fortzusetzen. Die Entscheidung, wer entlassen und wer noch gehalten wurde, fiel nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten.[53] Nach ihrer Reprivatisierung 1937 war die Dresdner Bank an die gesetzlichen Vorgaben des Berufsbeamtengesetzes nicht mehr gebunden. Dass sie in Absprache mit den anderen Großbanken bis Anfang 1938 auch alle noch verbliebenen jüdischen Angestellten entließ, geschah folglich aus freien Stücken. Es lässt sich erkennen, dass das Unternehmen die sich verschärfende Diskriminierungspolitik im Laufe der Zeit mitvollzog. Waren in den ersten Jahren des NS-Regimes in der Frage der Abfindungen und Pensionszahlungen für ausgeschiedene jüdische Angestellte noch des Öfteren Rücksichten auf Verdienste und Härten genommen und die Spielräume durchaus zugunsten der Betroffenen genutzt worden, so entschied sich die Bank spätestens im Herbst 1938 mit der pauschalen und willkürlichen Kürzung der Pensionszahlungen an Juden aus eigenem Antrieb zu einer offenen Diskriminierungsmaßnahme. Explizit antisemitischen Mo-

---

50 *Andreas Rethmeier*, »Nürnberger Rassegesetze« und Entrechtung der Juden im Zivilrecht, Frankfurt am Main/New York 1995, S. 266–273.

51 *Gerald D. Feldman*, Die Allianz und die deutsche Versicherungswirtschaft 1933–1945, München 2001, S. 160–175; *Peter Hayes*, Die Degussa im Dritten Reich. Von der Zusammenarbeit zur Mittäterschaft, München 2006, S. 57–66.

52 *Dieter Ziegler*, Die Verdrängung der Juden aus der Dresdner Bank 1933–1938, in: VfZ 47, 1999, S. 187–216; *ders*., Die Dresdner Bank und die deutschen Juden (Die Dresdner Bank im Dritten Reich, Bd. 2), München 2006, S. 11–118.

53 *Ders.*, Verdrängung, S. 200.

tiven misst Ziegler ansonsten in der Personalpolitik zwar eine eher untergeordnete Rolle zu; ohne erkennbare Skrupel ergriff die Bank allerdings die durch die antisemitische Diskriminierung sich bietenden Möglichkeiten, um Mitarbeiter auf kostengünstige Art loszuwerden und Pensionszahlungen zu senken.[54]

Ergänzt werden diese Ergebnisse durch die vergleichenden Untersuchungen, die Thomas Weihe im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Geschichte der Commerzbank angestellt hat.[55] Danach ließen sich zwischen den Großbanken in ihrem Umgang mit jüdischen Mitarbeitern keine gravierenden Unterschiede feststellen. Auch die Commerzbank und die Deutsche Bank, in denen das Berufsbeamtengesetz nicht zur Anwendung kam, entließen seit 1933 ihre jüdischen Angestellten, allerdings in geringerem Tempo als die Dresdner Bank, welche zu Beginn der NS-Zeit aber wiederum einen weitaus höheren Anteil jüdischer Mitarbeiter als die beiden anderen Institute gehabt hatte. Auch aufgrund untereinander getroffener Absprachen hatten alle drei Großbanken Anfang 1938 die Verdrängung jüdischer Mitarbeiter abgeschlossen. Graduelle Unterschiede zeigten sich allenfalls noch im Umgang mit den jüdischen Pensionsempfängern: Die am stärksten unter staatlichen Einfluss geratene Dresdner Bank ging hier etwas schärfer vor als die Commerzbank, den mildesten Kurs steuerte offenbar die überwiegend in Privatbesitz gebliebene Deutsche Bank, ohne dass dies an den Ergebnissen für die jüdischen Betroffenen grundsätzlich etwas änderte.[56]

III. Die Vernichtung jüdischer Gewerbetätigkeit

Die Ausschaltung der Juden aus der deutschen Wirtschaft gehörte nicht unbedingt zu den erklärten Programmpunkten der Nationalsozialisten; tatsächlich wurden bis 1938 keine gesetzlichen Bestimmungen erlassen, die das Recht der jüdischen Bürger auf gewerbliche Betätigung grundsätzlich eingeschränkt hätte. Vielmehr traten seit 1933 verschiedene NS-Führungspersönlichkeiten sogar wiederholt entsprechenden Forderungen der unteren Anhängerschaft öffentlich entgegen. Diese Zurückhaltung, die von der Forschung unterschiedlich interpretiert wird, galt jedoch allein für die oberste Ebene der Reichsführung. Tatsächlich wurden jüdische Unternehmer seit Beginn der NS-Herrschaft auf vielfältige Weise und mit einer Radikalität diskriminiert und verfolgt, die bis 1937 bereits schwere Spuren in der jüdischen Gewerbetätigkeit hinterlassen hatte.

Primäre Objekte der nationalsozialistischen Verfolgung waren die als »jüdisch« angesehenen und stigmatisierten Unternehmen. War bereits die gesetzliche Definition von »Juden« eine bizarre und widerspruchsvolle Konstruktion, so mussten sich die Schwierigkeiten bei der Festlegung, was unter einem »jüdischen Unternehmen« zu verstehen sei, notwendigerweise noch potenzieren. De facto existieren natürlich weder eine »jüdische Rasse« noch im besonderen »jüdische Unternehmen« oder gar »jüdisches Vermögen«. Wenn im Folgenden davon dennoch die Rede ist, bezieht sich dies immer auf eine willkürliche Zuschreibung, die als solche allerdings brutale Realität erlangte. In vielen Studien wird der Begriff des »jüdischen Unternehmens« insofern aber etwas zu selbstverständlich verwendet, der Prozess der Herstellung und Durchsetzung dieser Zuschreibung, für die es bis 1938 keine verbindliche Grundlage gab, hingegen vernachlässigt.

Nach der oben getroffenen begrifflichen Unterscheidung vollzog sich die Vernichtung der jüdischen Gewerbetätigkeit in zwei Teilprozessen: dem Übergang jüdischer Unter-

---

54 *Ders.*, Dresdner Bank, S. 116.

55 *Thomas Weihe*, Die Verdrängung jüdischer Mitarbeiter und der Wettbewerb um Kunden im Nationalsozialismus, in: *Herbst/Weihe*, Commerzbank, S. 43–73; *ders*., Die Personalpolitik der Filialgroßbanken 1919–1945. Intervention, Anpassung, Ausweichbewegung, Stuttgart 2006, S. 100–143.

56 Ebd., S. 142 f.

nehmen in nicht-jüdischen Besitz und der Unternehmensliquidation. Eine gewisse Sonderstellung nimmt dabei allerdings die Verdrängung von Juden aus der deutschen Wirtschaftselite ein. In den Vorständen und Aufsichtsräten großer Kapitalgesellschaften waren Juden gegenüber ihrem Bevölkerungsanteil bekanntlich weit überproportional vertreten. Da diese jüdischen Manager nicht notwendigerweise auch Anteilseigner der von ihnen geführten Unternehmen sein mussten, ist ihre Entfernung aus solchen Positionen strukturell gesehen eigentlich dem Bereich der beruflichen Verdrängung zuzuordnen und hätte daher streng genommen im vorherigen Abschnitt thematisiert werden müssen. Auf der anderen Seite bildeten die beiden Vorgänge der Verdrängung und des Aktientransfers oft einen zusammenhängenden, mehrstufigen Prozess. Im Übrigen erfolgte die Bereinigung der Führungsgremien von jüdischen Mitgliedern immer mit dem Ziel, den entsprechenden Unternehmen auf diese Weise das Stigma des »jüdischen Unternehmens« zu nehmen, war also eine Variante dessen, was zeitgenössisch und von der heutigen Forschung zumeist unter einer »Arisierung« verstanden wurde.

Während man über ihre Einordnung geteilter Meinung sein kann, stellte die jüdische Wirtschaftselite in ihrer Entwicklung seit jeher ohnehin ein eigenes spezifisches Forschungsfeld dar. Es wurde lange Zeit insbesondere von den einflussreichen Studien Werner E. Mosses geprägt, die vor allem das 19. Jahrhundert, aber auch die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts abdecken.[57] In bis heute überzeugender Weise wusste Mosse darin seinen Gegenstand zu historisieren, indem er die Zugehörigkeit zur wirtschaftlichen Elite mittels eines gleitenden, den Phasen der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung angepassten Kriterienkatalogs bestimmte. Als Mitglieder der Wirtschaftselite konnten danach spätestens seit Ende des Ersten Weltkrieges vor allem diejenigen jüdischen Manager gelten, die als Vorstände und Aufsichtsräte von Großunternehmen und Großbanken über entscheidenden wirtschaftlichen Einfluss verfügten.[58] Mosses Untersuchungen ergaben dabei, dass auch der historische Übergang von Eigentümer-Unternehmen zu Kapitalgesellschaften die wirtschaftliche Stellung von Juden in der deutschen Wirtschaft keineswegs schwächte, dass die jüdischen Mitglieder der Wirtschaftselite indessen innerhalb dieser Schicht immer noch eine klar erkennbare, ethnisch definierte Personengruppe darstellten, deren Verteilung auf die einzelnen Branchen einem spezifischen Muster folgte. Den Beginn der systematischen Verdrängung von Juden aus der Wirtschaftselite datierte Mosse erst auf das Jahr 1935.[59] Ganz im Gegensatz hierzu vertrat Peter Hayes die Auffassung, bereits seit 1925 seien Juden seltener an die Spitze von Großunternehmen gelangt und habe ihr relativer Anteil in den Führungsgremien abgenommen.[60] Im Übrigen sprach er der deutschen Wirtschaftselite aber eher eine gewisse Reserviertheit den nationalsozialistischen Verdrängungszielen gegenüber zu, denen sich ihre Mitglieder allerdings auch nicht entgegenstellten. Spätere Studien bestätigten zunächst den Eindruck einer Schwächung der jüdischen Wirtschaftselite bereits vor 1933. Martin Fiedler betonte dabei aber auch, dass die NS-Machtübernahme nichtsdestoweniger einen fundamentalen Einschnitt darstellte, der unmittelbar zu einem drastischen Rückgang jüdischer Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder und einem kontinuierlichen Verdrängungsprozess in den folgenden Jahren führte, der in der zweiten Jahreshälfte 1938 abgeschlossen war.[61]

---

57 *Werner E. Mosse*, Jews in the German Economy. The German-Jewish Economic Elite 1820–1935, Oxford 1987; *ders*., The German-Jewish Economic Elite 1820–1935. A Socio-Cultural Profile, Oxford 1989.

58 *Mosse*, Jews, S. 4–9.

59 Ebd., S. 283–295, 322.

60 *Peter Hayes*, Big Business and »Aryanization« in Germany 1933–1939, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 3, 1994, S. 254–281.

61 *Martin Fiedler*, Die »Arisierung« der Wirtschaftselite. Ausmaß und Verlauf der Verdrängung der jüdischen Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder in deutschen Aktiengesellschaften (1933–

Auf einer nochmals breiteren empirischen Grundlage hat sich zuletzt Martin Münzel in einer umfangreichen, über die NS-Zeit zeitlich hinausreichenden Studie dem Thema und diesen strittigen Fragen angenommen.[62] Darin kommt er zum einen zu dem Ergebnis, dass der vermeintliche Bedeutungsrückgang jüdischer Mitglieder der Wirtschaftelite bis 1933 wohl eher auf strukturelle Angleichungsprozesse und einige kontingente Faktoren – wie die Aktienrechtsreform von 1931 oder den Tod einiger prominenter jüdischer Manager –, nicht aber auf einen gerichteten antisemitischen Verdrängungsprozess zurückzuführen sei.[63] Darüber hinaus zeigen die quantitativen Auswertungen des Mandatsanteils jüdischer Vorstände und Aufsichtsräte in den 300 größten Aktiengesellschaften ein klares Bild: 1933/34 gingen die zuvor weit überproportionalen Ziffern rapide um mehr als die Hälfte zurück, danach verlangsamte sich der Verdrängungsprozess und kam in stetigem Verlauf 1938 zum Abschluss.[64] Dabei macht Münzel aber insbesondere für die schmale Gruppe jüdischer »Netzwerkspezialisten«, die jeweils eine Vielzahl von Aufsichtsratsmandaten akkumuliert hatten, auch deutliche Beharrungstendenzen aus, konnten diese doch nach einer ersten Schwächung 1933 ihre Positionen zumeist stabilisieren, bis sie schließlich 1938 im Zuge der nun staatlich forcierten Verdrängung aus der Wirtschaft ausscheiden mussten.[65] Dies verdeutlicht unter anderem, dass für die Unternehmensleitungen im Umgang mit ihren jüdischen Mitgliedern vergleichsweise große Spielräume bestanden, die sich von Unternehmen zu Unternehmen unterschieden. Sofern nicht direkte politische Interventionen erfolgten, wurden die jüdischen Vorstände und Aufsichtsräte zumeist eher im Zuge einer vorauseilenden Anpassung an die antisemitischen Systemimperative als unter tatsächlichem Zwang durch das NS-Regime verdrängt.

Die jüdischen Mitglieder der Wirtschaftselite bildeten indessen eine spezifische soziale Schicht, die für die jüdische Bevölkerung in Deutschland insgesamt in keiner Weise repräsentativ ist, wie besonders Avraham Barkai betont hat.[66] Das eigentliche Untersuchungsobjekt der meisten Studien zur »Arisierung« sind daher die Vielzahl von kleinen und mittleren Gewerbebetrieben, die im Besitz jüdischer Bürger waren und damit als »jüdische Unternehmen« angesehen wurden. Die Forschung ist dabei bis zuletzt über die lokalhistorische Ebene noch nicht wieder entscheidend hinausgekommen, erst Axel Drecoll legte vor kurzem die erste Darstellung vor, die zumindest im regionalen Maßstab auch vergleichende Gesichtspunkte verfolgt.[67] Die Mehrheit der vorhandenen und neu erscheinenden Studien beschäftigt sich indessen mit der Ortsgeschichte kleiner und mittlerer Städte, in denen die Zahl der jüdischen Geschäfte jeweils zwischen einer Handvoll und wenigen Hundert lag.[68] Was die Großstädte angeht, in denen die Mehrheit der deutschen

---

1939), in: *Wojak/Hayes*, Arisierung, S. 59–83; vgl. auch *Dieter Ziegler*, Kontinuität und Diskontinuität der deutschen Wirtschaftselite 1900 bis 1938, in: *ders*. (Hrsg.), Großbürger und Unternehmer. Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, S. 31–53, hier: S. 48–52.

62 *Martin Münzel*, Die jüdischen Mitglieder der deutschen Wirtschaftselite 1927–1955. Verdrängung – Emigration – Rückkehr, Paderborn 2006.

63 Ebd., S. 168 f.

64 Ebd., S. 180 f.

65 Ebd., S. 203–219; für die Gruppe der Privatbankiers unter den Netzwerksspezialisten macht allerdings *Ingo Köhler*, Die »Arisierung« der Privatbanken im Dritten Reich. Verdrängung, Ausschaltung und die Frage der Wiedergutmachung, München 2005, S. 134–152, bei einer abweichenden Zählweise einen viel rascheren und kontinuierlicheren Verdrängungsprozess aus.

66 *Barkai*, Boykott, S. 17.

67 *Drecoll*, Fiskus.

68 *Barbara Händler-Lachmann/Thomas Werther*, Vergessene Geschäfte, verlorene Geschichte. Jüdisches Wirtschaftsleben in Marburg und seine Vernichtung im Nationalsozialismus, Marburg 1992; *Alex Bruns-Wüstefeld*, Lohnende Geschäfte. Die »Entjudung« der Wirtschaft am Beispiel Göttingens, Hannover 1997; *Franz Fichtl/Stephan Link/Herbert May* u. a., »Bambergs Wirtschaft judenfrei«. Die Verdrängung der jüdischen Geschäftsleute in den Jahren 1933 bis

Juden lebte, sind seit der Studie Frank Bajohrs über Hamburg inzwischen noch Köln und München systematisch untersucht worden[69], während zwei neuere Sammelbände über Berlin und Leipzig noch wenig mehr als eine lose Ansammlung einzelner Fallstudien bieten konnten.[70]

Die Dominanz lokalgeschichtlicher Ansätze ist zunächst nicht verwunderlich: Weil die Vernichtung der jüdischen Gewerbetätigkeit wie erwähnt vor 1938 ein nur begrenzt durch reichsgesetzliche und andere zentrale Regelungen vorangetriebener und strukturierter Prozess war, fiel, wie dies Bajohr programmatisch hervorgehoben hat, in den Jahren zuvor den Institutionen und Akteuren auf der regionalen und lokalen Ebene die entscheidende Bedeutung zu.[71] Das unübersichtliche Geflecht dieser Akteure zu rekonstruieren und ihr Handeln sowie ihre jeweilige Rolle und Bedeutung zu beurteilen, bildete bislang sicherlich den wichtigsten Schwerpunkt der Forschung. Dirk van Laak hatte bereits 1992 einen umfangreichen Katalog von Mitwirkenden und Beteiligten bei der Vernichtung jüdischer Gewerbetätigkeit erstellt, denen in der Folge jedoch nicht allen die gleiche Aufmerksamkeit gewidmet wurde.[72] Große Beachtung insbesondere der lokalhistorischen Forschung fanden vor allem diejenigen nationalsozialistischen Aktivisten der unteren Ebene, die durch extralegale und durch die NS-Führung nur halbherzig eingedämmte Boykott- und Gewaltaktionen seit den ersten Tagen der Machtübernahme gegen jüdische Geschäftsinhaber vorgingen. Während sich nach landläufiger Meinung diese antisemitischen Aktionen in reichsweiten ›Wellen‹ ausbreiteten und wieder verebbten, lassen die vorliegenden Lokalstudien mit ihren vielen Einzelbeobachtungen allerdings erkennen, dass auch jenseits der bekannten Ereignisse wie dem durch die NS-Führung organisierten Aprilboykott 1933 und der Boykottwelle des Sommers 1935 vor allem in den kleineren und mittleren Orten enormer Druck auf jüdische Unternehmer durch eine Vielzahl dezentraler Verfolgungsaktionen und Schikanen entfaltet und aufrechterhalten wurde. Michael Wildt hat unter Verwendung der bisher noch vergleichsweise wenig verwendeten Akten des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens[73] diese Befunde aufgegriffen und den antisemitischen Boykott in der Provinz als eines der wichtigsten Medien nationalsozialistischer Gewaltpolitik interpretiert, über das die Herstellung einer rassistisch integrierten »Volksgemeinschaft« ins Werk gesetzt wurde.[74] Die Stigmatisierung und Verfolgung der jüdischen Ge-

---

1939, Bamberg 1998; *Hans-Christian Dahlmann*, »Arisierung« und Gesellschaft in Witten. Wie die Bevölkerung einer Ruhrgebietsstadt das Eigentum ihrer Jüdinnen und Juden übernahm, Münster/Hamburg etc. 2001; *Andrea Brucher-Lembach*, … wie Hunde auf ein Stück Brot. Die Arisierung und der Versuch der Wiedergutmachung in Freiburg, Bremgarten 2004; *Priamus*, Arisierung; *Sebastian Stiekel*, Arisierung und Wiedergutmachung in Celle, Bielefeld 2008.

69 *Britta Bopf*, »Arisierung« in Köln. Die wirtschaftliche Existenzvernichtung der Juden 1933–1945, Köln 2004; *Marian Rappl*, »Arisierungen« in München. Die Verdrängung der jüdischen Gewerbetreibenden aus dem Wirtschaftsleben der Stadt 1933–1939, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 63, 2000, S. 123–184; *Baumann/Heusler*, München; *Wolfram Selig*, »Arisierung« in München. Die Vernichtung jüdischer Existenz 1937–1939, Berlin 2004.

70 *Christof Biggeleben/Beate Schreiber/Kilian Steiner* (Hrsg.), »Arisierung« in Berlin, Berlin 2007; *Monika Gibas* (Hrsg.), »Arisierung« in Leipzig. Annäherung an ein lange verdrängtes Kapitel der Stadtgeschichte der Jahre 1933 bis 1945, Leipzig 2007. An der Humboldt-Universität zu Berlin wird derzeit unter dem Titel »Ausgrenzungsprozesse und Überlebensstrategien« ein Forschungsprojekt durchgeführt, das die Geschichte kleiner und mittlerer jüdischer Unternehmen in den drei größten jüdischen Gemeinden Berlin, Frankfurt am Main und Breslau zwischen 1929/30 und 1938/39 behandelt.

71 *Bajohr*, Arisierung, S. 15–17.

72 *van Laak*, Die Mitwirkenden, S. 240–246.

73 Zu diesen wichtigen Quellen *Avraham Barkai*, The C. V. and its Archives. A Reassessment, in: Year Book Leo Baeck Institute 45, 2000, S. 173–182.

74 *Michael Wildt*, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburg 2007, S. 138–175.

schäftsleute diente in dieser Perspektive aber nicht allein ihrer wirtschaftlichen Schädigung, sondern vor allem auch der Etablierung einer drastisch in Szene gesetzten Trennungslinie und damit der sozialen Isolierung der jüdischen Bürger. Daher richteten sich die Boykotte aber immer auch gleichermaßen an die nicht-jüdische Bevölkerung, indem diese in ihrem Kaufverhalten reglementiert und so symbolisch in die »Volksgemeinschaft« gezwungen, außerdem als zuschauende Menge auch aktiv in das Geschehen eingebunden wurde.[75] Auf diese Weise wurde die Boykottpolitik im öffentlichen Raum zu einem zentralen Feld der durch die Nationalsozialisten betriebenen Umwandlung der Gesellschaft.[76]

Während als Akteure der Boykottpolitik vor allem die lokalen NSDAP-Ortsgruppen, die Nationalsozialistische Handels- und Gewerbeorganisation (NS-Hago), die SA, zunehmend aber auch jugendliche Täter aus der HJ ausgemacht wurden, scheint die Rolle der eigentlichen Entscheidungsträger kommunaler Politik dahinter fast ein wenig zurückzutreten. Zwar ist bekannt, dass zahlreiche nationalsozialistische Bürgermeister schon seit März 1933 immer wieder mit Diskriminierungsmaßnahmen voranpreschten und sich die Kommunen auch in den Folgejahren intensiv über Spielräume antisemitischer Politik austauschten und ihr Handeln aufeinander abstimmten.[77] Doch zeigen die vorliegenden Forschungsergebnisse bei genauem Hinsehen auch, dass die vielfältigen Diskriminierungsakte der Kommunalverwaltungen sich nur selten in grundsätzlicher Weise gegen die jüdische Gewerbetätigkeit im engeren Sinne richteten. Dies lag sicher nicht an fehlendem ideologischen Eifer: An nahezu allen Schnittstellen, an denen die städtischen Verwaltungsstellen mit den jüdischen Unternehmern in Berührung kamen, setzten auch Versuche der antisemitischen Diskriminierung ein. Der wohl nicht immer konsequent praktizierte Ausschluss jüdischer Unternehmer von öffentlichen Aufträgen, die Kaufverbote für städtische Bedienstete in jüdischen Geschäften und informelle Diskriminierungen beim Zugang zu Messen und Märkten, bei der Neuanmeldung von Gewerben und bei der Ausstellung von Wandergewerbescheinen und Gewerbelegitimationskarten addieren sich zu einem umfangreichen Katalog von Verfolgungspraktiken. Diese bezogen sich allerdings jeweils nur auf Teilbereiche des Wirtschaftslebens; zu grundsätzlichen Eingriffen in die rechtlich bis 1938 noch ungehinderte Gewerbetätigkeit jüdischer Bürger fehlte den Kommunen hingegen schlichtweg der institutionelle Ansatzpunkt. Um daher zu klären, ob es sich bei ihren Aktivitäten um mehr als punktuelle Nadelstiche handelte und ob die Stadtverwaltungen auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Verfolgung tatsächlich »neben den lokalen Parteigliederungen als zentrale Verdrängungsinstanz«[78] zu betrachten sind, sollten nicht nur die überlieferten Verfolgungsmaßnahmen aufgelistet, sondern müsste auch verstärkt danach gefragt werden, welche Auswirkungen diese hatten, d. h. welche und wie viele jüdische Unternehmen durch solche Diskriminierungsakte in welcher Weise betroffen wurden.

Verhältnismäßig selten wurde das Handeln der jeweiligen Gauleitungen im Prozess der Vernichtung jüdischer Gewerbetätigkeit untersucht, was jedoch vor allem auf eine unzureichende Quellenüberlieferung zurückzuführen ist. Axel Drecoll hat zuletzt die überragende Bedeutung der Gauleiter Julius Streicher und Adolf Wagner in ihren jeweiligen Machtbereichen herausgestellt, wobei es sich in beiden Fällen allerdings insofern um

---

75 Ebd., S. 176–218.

76 Eine weitere tiefgehende Untersuchung der antisemitischen Boykotte liefert die im Erscheinen begriffene Dissertation von *Hannah Ahlheim*, »Deutsche, kauft nicht bei Juden«. Antisemitismus und politischer Boykott in Deutschland von 1924 bis 1936, Diss. Bochum 2008.

77 *Wolf Gruner*, Die NS-Judenverfolgung und die Kommunen. Zur wechselseitigen Dynamisierung von zentraler und lokaler Politik 1933–1941, in: VfZ 48, 2000, S. 75–126.

78 *Maren Janetzko*, Die Verdrängung jüdischer Unternehmer und die »Arisierung« jüdischen Vermögens durch die Stadtverwaltungen Augsburg und Memmingen, in: *Sabine Mecking/Andreas Wirsching* (Hrsg.), Stadtverwaltung im Nationalsozialismus. Systemstabilisierende Dimensionen kommunaler Herrschaft, Paderborn 2005, S. 277–298, hier: S. 297.

Sonderfälle handelt, als sowohl der beispiellos rabiate Antisemitismus der Gauleitung Franken wie auch die extreme Verschränkung von Partei- und Staatsämtern im Gau München-Oberbayern im reichsweiten Vergleich eher singulär waren.[79] Seit längerem gelten indessen nicht die Gauleiter persönlich, sondern vor allem die in ihrem Dienstbereich angesiedelten Gauwirtschaftsberater als die eigentlichen Schlüsselfiguren bei der Verfolgung und Verdrängung jüdischer Unternehmer. Auch ihre Aktenbestände müssen als nahezu vollständig vernichtet gelten, so dass einzig die erhalten gebliebene Überlieferung des Gaues Westfalen-Süd tiefere Einsichten in die dortige Amtsführung erlaubt. Nachdem schon 1989 Gerhard Kratzsch eine ausführliche Studie hierüber vorgelegt hatte[80], wurde die Rolle der Gauwirtschaftsberater später vor allem durch Frank Bajohr hervorgehoben.[81] Die seitdem betriebenen Forschungen zeigen allerdings erhebliche regionale Unterschiede bei den um 1936 einsetzenden Versuchen der Amtsleiter, sich trotz fehlender gesetzlicher Zuständigkeit als Kontroll- und Genehmigungsinstanz in den Prozess des Transfers jüdischen Unternehmensvermögens in nicht-jüdischen Besitz einzuschalten. Während Bajohr für Hamburg angibt, dass dort das Gauwirtschaftsamt schon seit Anfang 1937 bei Verkaufsverhandlungen kaum noch umgangen werden konnte, ergibt sich aus der Darstellung bei Kratzsch, dass es in Westfalen-Süd hierzu eines längeren Durchsetzungsprozesses bedurfte, der sich offenbar noch bis in das Jahr 1938 hineinzog.[82] Katrin Brucher-Lembach konnte hingegen am Beispiel Freiburg zeigen, dass sich hier nicht das Gauwirtschaftsamt, sondern eine besonders eifrige Dienststelle des badischen Wirtschaftsministeriums aus eigener Initiative als Kontrollinstanz einschaltete.[83] In München wiederum zeigte der zuständige Gauwirtschaftsberater offenbar kein sonderliches Interesse an dem Verkauf jüdischer Gewerbebetriebe und überließ dieses Feld vollständig der dortigen Industrie- und Handelskammer (IHK).[84] Wenn der örtlichen IHK damit eine besondere Schlüsselstellung auch als Entscheidungsinstanz zukam, scheint dies eher ein Ausnahmefall gewesen zu sein, doch werden die Kammern der gewerblichen Wirtschaft nichtsdestoweniger als wichtige Schnittstellen vor allem bei der Erfassung jüdischer Gewerbebetriebe, bei der Moderation zwischen verschiedenen Interessen sowie als Gutachterinstanz bei Unternehmensverkäufen bisher noch meist unterschätzt.[85] Es wird insgesamt erkennbar, dass in verschiedenen Orten und Regionen die gleichen Funktionen je nach Konstellation von unterschiedlichen Institutionen ausgeübt werden konnten, was künftige Vergleichsstudien zu berücksichtigen haben werden.

Die neueste Forschung hat darüber hinaus großes Augenmerk auch auf Akteure jenseits der Staats- und Parteistellen gelegt, die in vielfältiger Weise an der Vernichtung jüdischer Gewerbetätigkeit teilhatten, darunter vor allem die nicht-jüdischen Unternehmen, die einzeln oder organisiert gegen missliebige jüdische Konkurrenten vorgingen und diese aus eigener Initiative diffamierten und diskriminierten. Dass sich solchen Verdrängungs- und

---

79 *Drecoll*, Fiskus, S. 42–59.

80 *Gerhard Kratzsch*, Der Gauwirtschaftsapparat der NSDAP. Menschenführung – »Arisierung« – Wehrwirtschaft im Gau Westfalen-Süd. Eine Studie zur totalitären Herrschaftspraxis, Münster 1989; *ders*., Die »Entjudung« der mittelständischen Wirtschaft im Regierungsbezirk Arnsberg, in: *Arno Herzig/Karl Teppe/Andreas Determann* (Hrsg.), Verdrängung und Vernichtung der Juden in Westfalen, Münster 1994, S. 91–114; zuletzt auch *Schleusener*, Eigentumspolitik, S. 220–260.

81 *Bajohr*, Arisierung, S. 174–186, 223–227.

82 *Kratzsch*, Gauwirtschaftsapparat, S. 146–163.

83 *Brucher-Lembach*, Hunde, S. 53, 58 f.

84 *Gerd Modert*, Motor der Verfolgung – Zur Rolle der NSDAP bei der Entrechtung und Ausplünderung der Münchner Juden, in: *Baumann/Heusler*, München, S. 145–175, hier: S. 153–161.

85 Hierzu *Ralf Stemmel*, Kammern der gewerblichen Wirtschaft im »Dritten Reich«. Allgemeine Entwicklungen und das Fallbeispiel Westfalen-Lippe, Dortmund 2005, S. 532–557.

Diffamierungspraktiken ein offener Handlungsraum eröffnete, hat insbesondere Frank Bajohr dazu gebracht, die Judenverfolgung und damit die NS-Diktatur im Allgemeinen »als soziale Praxis« zu kennzeichnen, »an der die deutsche Gesellschaft in vielfältiger Weise beteiligt war.«[86] Dabei betont der Autor jedoch auch, dass die autonomen gesellschaftlichen Verdrängungsdynamiken alleine kaum zur völligen Vernichtung der wirtschaftlichen Existenz der Juden ausgereicht hätten.[87] Insofern bestehen in der Forschung auch wenig Zweifel, dass der letztlich entscheidende Schlag gegen die jüdische Wirtschaftstätigkeit im Radikalisierungsschub der staatlichen Judenverfolgung seit dem Jahreswechsel 1937/38 zu erblicken ist, mit dem die Reichsregierung zum ersten Mal seit 1933 wieder entscheidend auf den Plan des Geschehens trat. Die Frage nach den Hintergründen dieser Radikalisierung hat sich allerdings längere Zeit stark auf den personellen Wechsel im Reichswirtschaftsministerium von Hjalmar Schacht zu Hermann Göring am Ende des Jahres 1937 verengt.[88] Mittlerweile haben sich die meisten Autoren zwar gegen die ältere Annahme ausgesprochen, Schacht habe in seiner Zeit als Minister eine »schützende Hand« über die jüdischen Gewerbetreibenden gehalten.[89] Geht man jedoch davon aus, dass das Revirement in der Führung der Wirtschaftspolitik tatsächlich »eher symbolisch-atmosphärischer Natur« gewesen sei[90], so wird die nun von dieser Stelle ausgehende Maßnahmen- und Gesetzesflut umso mehr erklärungsbedürftig. Es ist in diesem Zusammenhang auffällig, wie stark einige Autoren, was die Vernichtung jüdischer Gewerbetätigkeit angeht, ›intentionalistischen‹ Interpretationsansätzen zuneigen. Diese scheinen des Öfteren auf die Annahme hinauszulaufen, die NS-Führung habe von Anfang an eine konsequente Ausschaltung der jüdischen Bürger aus der Wirtschaft im Sinn gehabt, diesen fixen Plan jedoch lediglich aus taktischen Gründen um einige Jahre zurückgestellt, um dann nur umso gezielter loszuschlagen. In diesem Sinne erklärt etwa Britta Bopf die nicht recht in ein solches Bild passenden Konflikte zwischen unterer Parteiebene und Reichsebene dahingehend, »dass die Regierung nicht unbewusst halbherzig agierte, sondern vorausschauend die antisemitischen Potentiale innerhalb der Partei und Verwaltung pflegte, um diese später instrumentalisieren zu können.«[91] Von einer »Synthese zwischen dem Fußvolk der Partei und der Reichsregierung aufgrund gleicher Zielsetzungen« spricht auch Axel Drecoll, der bezüglich des Regierungshandelns gleichwohl betont: »Was in der Rückschau wie taktisch flexible Manöver und langfristige Planungen erscheinen mag, war oftmals nicht mehr als situatives Handeln.«[92] Solche Erwägungen fallen allerdings hinter den Stand der allgemeinen NS-Forschung, die über Fragen der Entscheidungsbildung, der Prozessdynamiken und Steuerungskapazitäten im NS-Regime intensiv nachge-

86 *Bajohr*, Prozeß, S. 17.
87 *Frank Bajohr*, Verfolgung aus gesellschaftlicher Perspektive. Die wirtschaftliche Existenzvernichtung der Juden und die deutsche Gesellschaft, in: GG 26, 2000, S. 629–652, hier: S. 634.
88 *Genschel*, Verdrängung, S. 144–150; *Uwe Dietrich Adam*, Judenpolitik im Dritten Reich, Neuausgabe Düsseldorf 2003, S. 172 f.; *Barkai*, Boykott, S. 69–73; *Albert Fischer*, Hjalmar Schacht und Deutschlands »Judenfrage«. Der »Wirtschaftsdiktator« und die Vertreibung der Juden aus der Wirtschaft, Köln/Weimar etc. 1995; *Bajohr*, Arisierung, S. 217–221.
89 Christopher Kopper hat in seiner Biografie hingegen zuletzt erneut den Standpunkt vertreten, Schacht sei »weniger aus Humanismus und wirtschaftsliberaler Prinzipienfestigkeit als aus ökonomischer Ratio und außenpolitischer Vernunft« grundsätzlich gegen die Diskriminierung von Juden in der Wirtschaft gewesen, habe dies jedoch nicht konsequent durchsetzen können; als ›Sensation‹ vermeldet der Autor wiederum den Fund von Dokumenten, die Schachts persönliche Beteiligung an der »Arisierung« einer Münchner Kunstgalerie belegen. Vgl. *Christopher Kopper*, Hjalmar Schacht. Aufstieg und Fall von Hitlers mächtigstem Bankier, München/Wien 2006, S. 274–293, Zitat S. 287.
90 *Bajohr*, Arisierung, S. 217.
91 *Bopf*, Arisierung, S. 97.
92 *Drecoll*, Fiskus, S. 65 f.

dacht hat, eher zurück. Insbesondere ist es verwunderlich, wie wenig die *wirtschaftliche* Verfolgung der Juden im Zusammenhang mit der sonstigen Wirtschaftspolitik des Regimes, insbesondere dem Feld der Rüstungs- und Kriegswirtschaftspolitik, auf dem bekanntlich keineswegs ein klares Konzept existierte, in einem Zusammenhang betrachtet wird. Es erschiene aber durchaus lohnenswert, die auf diesem Forschungsfeld erarbeiteten neueren steuerungstheoretischen Ansätze auch für weitere Anwendungsbereiche wie die wirtschaftliche Verfolgung der Juden nutzbar zu machen.[93]

Wenn das Geschehen auf der makropolitischen Ebene der Reichsführung in vielen Lokalstudien eher ausgeblendet bleibt, so liegt dies auch daran, dass in der Tat die konkreten Vorgänge um den Transfer und die Liquidation von Unternehmen auch 1938 weiterhin in den Händen der regionalen und lokalen Akteure verblieb, während die Staatsregierung lediglich einen strukturierenden Rahmen vorgab, sich für die Details jedoch nur bei großen und rüstungswirtschaftlich relevanten Betrieben genauer interessierte.[94] Diejenige Zeitphase seit April 1938, in der der Transfer jüdischen Unternehmensbesitzes durch ein Kontroll- und Genehmigungsverfahren nun auch gesetzlich dergestalt reguliert war, dass den betroffenen Verfolgten nur noch geringer Verhandlungsspielraum verblieb und die gezahlten Übernahmepreise systematisch unter die realen Vermögenswerte gedrückt wurden, ist mittlerweile die am besten erforschte Phase des Prozesses, auf der zumeist auch der Schwerpunkt der Darstellungen liegt. Die repressiven Rahmenbedingungen, unter denen sich jüdische Unternehmer nun von ihrem Besitz trennen mussten, wurden dabei in aller Deutlichkeit herausgearbeitet, so dass früheren Legenden von der Freiwilligkeit von Unternehmensverkäufen bis zum Novemberpogrom jede Grundlage entzogen wurde. Die Modalitäten und Hintergründe von Übernahmen und Liquidationen in den Jahren bis 1937 sind hingegen nicht gleichermaßen gut bekannt.

Was die Periodisierung des Prozesses der Vernichtung jüdischer Gewerbetätigkeit angeht, so sind bisher als eindeutige Zäsuren letztlich nur die Genehmigungspflicht für Betriebsübernahmen vom April 1938, die allerdings in vielen Gegenden bereits zuvor praktiziert wurde, und der Novemberpogrom, dem die nun auch gesetzliche Ausschaltung jüdischer Wirtschaftstätigkeit unmittelbar folgte, zu erkennen. Weil für die Jahre 1933 bis 1937 die herkömmliche Orientierung an den Vorgängen auf der politischen Makroebene aber keine rechten Aufschlüsse ermöglicht, wirken die bisherigen Periodisierungsversuche der meisten Lokalstudien kaum überzeugend. Auch Frank Bajohrs Unterscheidung von fünf abgrenzbaren »Radikalisierungsschüben«, die sich vor allem am Handeln von Institutionen orientiert, kann angesichts der beträchtlichen regionalen Unterschiede nur eine recht grobe zeitliche Orientierung liefern.[95]

Einen anderen methodischen Ansatz verfolgte hier Avraham Barkai in seiner noch heute völlig unersetzlichen Darstellung des wirtschaftlichen Überlebenskampfes der deutschen Juden, indem er sich ganz dezidiert weniger auf die Aktionen und Maßnahmen der NS-Verfolgungsinstanzen konzentrierte, sondern vor allem die sozialgeschichtlichen Wirkungen der Verfolgung unter der jüdischen Bevölkerung in den Blick nahm. Ausgehend

---

93 *Dieter Gosewinkel* (Hrsg.), Wirtschaftskontrolle und Recht in der nationalsozialistischen Diktatur, Frankfurt am Main 2005; *Johannes Bähr/Ralf Banken* (Hrsg.), Wirtschaftssteuerung durch Recht im Nationalsozialismus. Studien zur Entwicklung des Wirtschaftsrechts im Interventionsstaat des »Dritten Reiches«, Frankfurt am Main 2006; vgl. auch *Gerald D. Feldman/Wolfgang Seibel* (Hrsg.), Networks of Nazi Persecution. Bureaucracy, Business and the Organization of the Holocaust, New York 2005, sowie *Ludolf Herbst*, Entkoppelte Gewalt – Zur chaostheoretischen Interpretation des NS-Herrschaftssystems, in: Tel Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte 28, 1999, S. 117–158.

94 Vgl. *Frank Bajohr*, »Arisierung« und Restitution. Eine Einschätzung, in: *Goschler/Lillteicher*, Arisierung, S. 39–59, hier: S. 40.

95 Ebd., S. 41–45.

von dieser Sichtweise, verfocht er vehement das Argument, die Radikalisierung der Judenpolitik 1938 sei keineswegs als Umbruch zu werten, da in Wahrheit die Vernichtung der jüdischen Gewerbetätigkeit zu Anfang dieses Jahres, spätestens aber am Vorabend des Novemberpogroms, bereits weitgehend vollzogen war.[96] In deutlicher Abweichung zu Helmut Genschels Arbeit[97] ging Barkai davon aus, dass im Frühjahr 1938 bereits bis zu 70 Prozent der 1933 bestehenden jüdischen Unternehmen schon nicht mehr existierten.[98] An dieser Zahl haben sich mittlerweile eine Reihe von Autoren abgearbeitet, wobei allerdings des Öfteren übersehen wurde, dass Barkais Angaben als reichsweite Durchschnittsziffern gemeint waren, die sich durch die zahlenmäßige Entwicklung in einer einzelnen Gemeinde weder bestätigen noch falsifizieren lassen. Im Vergleich der mittleren Städte Göttingen, Marburg und Heidelberg konnte Axel Bruns-Wüstefeld die von Barkai postulierten Entwicklungsabläufe zwar beinahe in Reinform vorfinden, gleichzeitig aber auch Anhaltspunkte dafür gewinnen, dass die Ortsgröße sich »umgekehrt proportional zur Schnelligkeit des Verdrängungsprozesses« verhalten habe.[99] Die Untersuchungen zu den Großstädten Hamburg und München kamen hingegen zum Ergebnis, dass hier die weitaus überwiegende Zahl der Übernahmen und Liquidationen in das Jahr 1938 fiel, während in den Jahren zuvor wohl erst 20 bis 25 Prozent der jüdischen Unternehmer ihre Betriebe hatten aufgeben müssen.[100]

Die Frage nach diesen zahlenmäßigen Entwicklungen verweist indes auf zentrale Interpretationsfragen: An ihr entscheidet sich, ob es sich bei der Vernichtung der jüdischen Gewerbetätigkeit tatsächlich um einen dezentralen Prozess in der Trägerschaft regionaler und lokaler Akteure handelte oder letztlich doch um eine staatlich forcierte Ausschaltungspolitik. Weitere vergleichende Untersuchungen erscheinen hierzu nötig. Allerdings sollte dabei verstärkt berücksichtigt werden, dass es sich beim Verkauf oder der Liquidation eines Unternehmens in den meisten Fällen nur um den zeitlichen Schlusspunkt eines monate- oder gar jahrelangen Entscheidungs- und Verhandlungsprozesses gehandelt haben dürfte, der sich daher nur bedingt mit Vorgängen auf makropolischer Ebene in direkte Verbindung bringen lassen wird. Jede statistische Herangehensweise neigt dazu, diese Prozesshaftigkeit auszublenden. Des Weiteren wurde bereits darauf hingewiesen, dass sich die NS-Verfolgungspolitik auf jüdische Unternehmen je nach Betriebsform, Betriebsgröße und Branche völlig unterschiedlich auswirkte. So haben etwa Studien zur südwestdeutschen Textil- und Lederindustrie gezeigt, dass die dortigen jüdischen Branchenbetriebe bis Ende 1937 betriebswirtschaftlich kaum unter den antisemitischen Rahmenbedingungen zu leiden hatten.[101] Alle Globalaussagen über den Verdrängungs- und Vernichtungsprozess müssen daher in ihrer Aussagekraft begrenzt bleiben, eine Differenzierung nach Orten, Betriebsformen und Branchen lässt das Ergebnis erwarten, dass letztlich wohl eher von einer Überlagerung relativ getrennter Teilprozesse mit je eigenen Verlaufsdynamiken gesprochen werden muss.

Immer wieder wird in der Forschung betont, dass die Abläufe um den Verkauf oder die Liquidation einzelner jüdischer Unternehmen eine außerordentliche Vielfalt aufweisen, die sich kaum auf einen rechten Nenner bringen lasse oder Verallgemeinerungen auch nur

96 Vgl. *Barkai*, Boykott, S. 140–143.
97 *Genschel,* Verdrängung.
98 *Barkai*, Schicksalsjahr, S. 47 f.
99 *Bruns-Wüstefeld*, Lohnende Geschäfte, S. 120–125, Zitat S. 123; das Beispiel Bambergs legt allerdings auch eine Korrelation zwischen der Zahl der jüdischen Betriebe und dem Verdrängungstempo nahe; vgl. *Fichtl/Link/May* u. a., Bambergs Wirtschaft, S. 216 f.
100 *Bajohr*, Arisierung, S. 133–136; *Rappl*, Arisierungen, S. 179–184.
101 *Jacob Toury*, Jüdische Textilunternehmer in Baden-Württemberg 1683–1938, Tübingen 1984, S. 235–243; *Petra Bräutigam*, Mittelständische Unternehmer im Nationalsozialismus. Wirtschaftliche Entwicklungen und soziale Verhaltensweisen in der Schuh- und Lederindustrie Badens und Württembergs, München 1997, S. 261 f.

annähernd erlaube. Weil einschlägigen Studien zur »Arisierung« oftmals die Untersuchung Dutzender bis Hunderter von Einzelfällen zugrunde liegt, stellt sich immer wieder die Frage, wie mit dieser verwirrenden Geschehensvielfalt umzugehen ist. Die meisten Lokalstudien wissen sich oft nicht anders zu helfen, als in einem separaten Darstellungsteil die Geschichten sämtlicher jüdischer Unternehmen und ihrer Inhaber in der Art eines Gedenkbuches einzeln aufzulisten, ohne sie in die eigentliche Untersuchung zu integrieren oder einen Versuch zu machen, sie auch analytisch zu durchdringen. Dass diese Vorgehensweise vor allem bei größeren Fallzahlen an Grenzen stößt, zeigt allerdings eindrücklich die monumentale Publikation Wolfram Seligs zu den Münchner jüdischen Unternehmen.[102] Auf über 800 Seiten werden darin Informationen zu den 1937/38 in der Stadt noch bestehenden 1.800 jüdischen Unternehmen zusammengetragen. Für die Zwecke eines Gedenkbuchs ist diese mit akribischen Einzelnachweisen aufwartende Materialsammlung im Grunde viel zu detailliert, für wissenschaftliche Auswertungen jedoch wiederum viel zu unsystematisch, so dass Aufwand und Ertrag in einem Missverhältnis stehen, das angesichts der exorbitanten Recherchearbeit fast schon tragisch anmutet.

Es war einmal mehr Frank Bajohr, der einen ersten Versuch unternahm, die Vielfalt der Einzelfälle analytisch zu strukturieren, indem er hinsichtlich des Verhaltens der Erwerber jüdischen Eigentums zwischen skrupellosen Profiteuren, »stillen Teilhabern« und Gutwilligen unterschied und die jeweiligen Anteile zumindest für die Zeitphase 1938/39 auch prozentual beziffern zu können meinte (40/40/20).[103] Diese Typologie hat sich in der späteren Forschung als außerordentlich einflussreich erwiesen und ermöglicht, was die Charakteristik der Einzelfälle angeht, eine realistische Einteilung, die in ähnlicher Weise bereits in der frühen Nachkriegszeit Verwendung gefunden hatte.[104] Allerdings läuft ein zu einseitiger Blickwinkel auf die nicht-jüdischen »Ariseure« tendenziell Gefahr, aus dem Blick zu verlieren, dass die jüdischen Unternehmer sich einem ganzen Verfolgungsnetzwerk gegenübersahen, innerhalb dessen das Verhalten der Erwerber ihrer Betriebe nur ein Faktor unter mehreren war. Insofern sollte die Vorstellung, die Übernahme jüdischer Unternehmen ließe sich als unmittelbare Begegnungsgeschichte ›von Mensch zu Mensch‹ konzeptualisieren, nicht überstrapaziert werden.

Einen weiteren Versuch, die Vorgänge auf der Mikroebene einzelner Unternehmen zu strukturieren und mit der Makroperspektive zu verbinden, lieferte Ingo Köhler mit seiner Studie über die jüdischen Privatbanken im Nationalsozialismus.[105] Indem er eine reichsweite Gesamterhebung einer ganzen Branche vornahm, gelingt ihm darin zum einen eine quantitative Übersicht über den Prozessverlauf der Vernichtung der jüdischen Bankwirtschaft, die er auch in übergeordnete makroökonomische Entwicklungstrends einzuordnen weiß. Zum anderen erlaubt ihm die Orientierung an etablierten betriebswissenschaftlichen »Verfahrenstechniken« der Betriebsübernahme, sehr genaue Kriterien für die Bemessung von Handlungsspielräumen der Beteiligten zu entwickeln und einzelne Übernahmeprozesse auch über einen längeren Zeitraum unter diesem Blickwinkel zu verfolgen. Diese Methode stößt allerdings immer wieder an ihre Grenze, weil sie im Grunde die Möglichkeit einer nachträglichen Abschätzung der übernommenen Vermögenswerte zum Zwecke

---

102 *Selig*, Arisierung.

103 *Bajohr*, Arisierung, S. 315–319; *ders*., The Beneficiaries of »Aryanization«. Hamburg as a Case Study, in: Yad Vashem Studies 26, 1998, S. 173–201. Den Begriff der »stillen Teilhaber« entlehnte Bajohr von *Avraham Barkai*, Die deutschen Unternehmer und die Judenpolitik im »Dritten Reich«, in: *Büttner*, Die Deutschen, S. 207–229, hier: S. 208; *ders.*, Die »stillen Teilhaber« des NS-Regimes, in: *Lothar Gall/Manfred Pohl* (Hrsg.), Unternehmen im Nationalsozialismus, München 1998, S. 117–120.

104 Das jeweilige Erwerberverhalten entspricht in etwa dem, was bereits das Rückerstattungsgesetz der amerikanischen Besatzungszone von 1947 als »einfache« und »schwere Entziehung« bzw. als regulären Erwerb definierte.

105 *Köhler*, Arisierung.

des Vergleichs mit den tatsächlich gezahlten Verkaufspreisen voraussetzt, die aber aus naheliegenden Gründen so gut wie nie möglich ist. Die Einteilung der Fälle in die Kategorien der »Arisierung«, der »Liquidation« und der – begrifflich nicht gerade glücklich erfassten – Zwischenform der »Teil-Arisierung im Liquidationsfall« richtet die Aufmerksamkeit stärker auf formale Übernahmekonstellationen, die sich sowohl weiter ausdifferenzieren als auch jeweils in übergeordnete Zusammenhänge einordnen lassen, wobei der Autor gleichwohl eine »Täter-Opfer-Konstellation« zwischen den Vertragsparteien als eigentlichen »Leitaspekt der Untersuchung« proklamiert.[106] Bezüglich des Erwerberverhaltens kommt Köhler dabei zu dem Ergebnis, dass in der hohe fachliche Qualifikation erfordernden Branche des privaten Bankwesens der Anteil der skrupellosen Raubakte im Sinne Bajohrs eher eine Randerscheinung war.[107]

Dass auch in dieser Studie das Geschehen um die Vernichtung der jüdischen Gewerbetätigkeit letztlich eher aus der Sicht der nicht-jüdischen Akteure betrachtet und auch die Kategorisierung der Einzelfälle unter diesem Gesichtspunkt vorgenommen wird, verweist auf eine insbesondere für die deutsche Forschung sehr charakteristische Schlagseite. In ganz außergewöhnlichem Maße hat diese sich insbesondere für die Erwerber jüdischen Eigentums als Profiteure des NS-Unrechts interessiert, ihre Verhaltensmuster und ihre doch zumeist recht trivialen Antriebsmotive zu ergründen versucht, während die jüdischen Beteiligten meist nur als passive Opfer der Verfolgungsvorgänge erscheinen, denen zwar die Empathie der Autoren gewiss ist, die aber kaum mit ihren Erwartungen, ihrem Handeln und ihren Erfahrungen analytisch einbezogen werden. Hierzu passt es, dass mittlerweile zwar eine Vielzahl von Studien zur Beteiligung deutscher Unternehmen an der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik erschienen ist, unternehmensgeschichtliche Untersuchungen zu »jüdischen« Firmen jedoch eher eine Ausnahme bilden. Seit der älteren Studie Jacob Tourys über die jüdischen Textilunternehmer hat Petra Bräutigam nichtjüdische und jüdische Unternehmer in ihrer regionalen Branchenstudie vergleichend betrachtet und Simone Ladwig-Winters die Geschichte des bekannten Warenhauskonzerns Wertheim untersucht.[108] Beide Autorinnen ordnen dabei die unternehmensgeschichtlichen Aspekte auch in makroökonomische Zusammenhänge ein, während viele neuere Untersuchungen den Blick ganz auf die Vorgänge der »Arisierung« einengen. Zuletzt rückten Götz Aly und Michael Sontheimer mit dem Kondomfabrikanten Julius Fromm einen jüdischen Pionierunternehmer in den Mittelpunkt einer Studie, widmen allerdings auch hier einen ziemlich erheblichen Teil der Darstellung dem Netzwerk der Verfolger und Erwerber sowie Schätzungen über das Ausmaß der Beteiligung der nicht-jüdischen Bevölkerung an der Beraubung ihrer jüdischen Mitbürger.[109]

Als einer von wenigen Autoren versucht Ludolf Herbst, die jüdischen Unternehmer konsequent als Akteure zu begreifen und ihre Strategien zu analysieren, mit denen sie auf den Verfolgungsdruck reagierten.[110] Dabei unterscheidet er idealtypisch drei Strate-

106 Ebd., S. 28.
107 Ebd., S. 551–557.
108 *Toury*, Textilunternehmer; *Bräutigam*, Unternehmer; *Simone Ladwig-Winters*, Wertheim – ein Warenhaus und seine Eigentümer. Ein Beispiel der Entwicklung der Warenhäuser bis zur »Arisierung«, Münster 1997. Zuletzt erschien außerdem der Ausstellungsband Verraten und Verkauft. Jüdische Unternehmen in Berlin 1933–1945, 2. Aufl. Berlin 2009.
109 *Götz Aly/Michael Sontheimer*, Fromms. Wie der jüdische Kondomfabrikant Julius F. unter die deutschen Räuber fiel, Frankfurt am Main 2007.
110 *Ludolf Herbst*, Banken in einem prekären Geschäft. Die Beteiligung der Commerzbank an der Vernichtung der jüdischen Gewerbetätigkeit im Altreich (1933–1940), in: *ders./Weihe*, Commerzbank, S. 74–137, hier: S. 84–106; Strategien jüdischer Unternehmer, ihr Kapital ins Ausland zu transferieren, untersucht *Martin Dean*, Multinational Jewish Businesses and the Transfer of Capital Abroad in the Face of »Aryanization« 1933–1939, in: *Christopher Kobrak/Per H. Hansen* (Hrsg.), European Business, Dictatorship and Political Risk 1920–1945, New York 2004, S. 103–121.

gien: zum einen unmittelbar auf die Emigration zielende Verkäufe und Liquidationen, zum anderen eine Strategie der »gleitenden Profilanpassung« sowie der »gleitenden Strukturanpassung«. Dabei versteht er unter Profilanpassung eine Anpassung der Produktpalette, der Abnehmerstruktur und der Handelspartner mit dem Ziel, das Unternehmen in eine geschützte Stellung zu manövrieren, in der es gegen antisemitische Angriffe immun sein würde. Als Strukturanpassungen werden hingegen Änderungen der Rechtsform, der Inhaber- oder der Leitungsstrukturen verstanden, mit denen sich unter Umständen das Etikett »jüdisches Unternehmen« abstreifen ließ.[111] Das Potenzial und die Reichweite dieser begrifflichen Zugänge scheinen bisher noch kaum ausgeschöpft, wenn sich auch bereits die Frage erhebt, ob tatsächlich überhaupt alle jüdischen Unternehmen über den Handlungsspielraum verfügten, solche Anpassungsstrategien einzuschlagen.[112]

Die asymmetrische Konzentration auf die Täter und Profiteure bewirkte noch eine weitere problematische Tendenz: in ihrer Fixierung auf den Besitztransfer geriet es der Forschung zuletzt immer stärker aus dem Blick, dass die weitaus überwiegende Mehrzahl der jüdischen Unternehmen (nach Schätzungen 70 bis 80 Prozent) keineswegs verkauft und weitergeführt, sondern liquidiert wurden. Obwohl dies zwar allenthalben auch erwähnt wird, wurden aus dieser Tatsache doch bisher kaum systematische Schlussfolgerungen gezogen. Gerade auch hierin erweist sich der schwerwiegende Mangel des dominanten Begriffs der »Arisierung«, der letztlich dazu geführt hat, dass ein quantitativ gesehen eigentlich gänzlich unrepräsentativer Ausschnitt des Geschehens gleichsam zum pars pro toto für die wirtschaftliche Verfolgung der deutschen Juden geraten konnte. Götz Aly und Susanne Heim hatten in ihrem umstrittenen Buch »Vordenker der Vernichtung« hingegen schon früh die flächendeckende Strukturbereinigung als das eigentliche Charakteristikum der wirtschaftlichen Ausschaltung der Juden benannt und dies als gezielte Politik einer ökonomischen Rationalisierung interpretiert, mit diesen Thesen allerdings erhebliche Kritik geerntet.[113] Auch Alex Bruns-Wüstefeld hatte in seiner Darstellung noch 1997 anhand der statistischen Daten gegen die Vorstellung einer direkten Vermögensumverteilung durch die antisemitische Verdrängung argumentiert und vielmehr den Effekt »einer Ausdünnung der Gesamtwirtschaft, die sich aber zweifellos günstig für die verbleibende Geschäftswelt auswirkte« hervorgehoben.[114] Diese Einsicht in eine adäquate Gewichtung ist der späteren Forschung allerdings weitgehend abhanden gekommen, so dass die Antriebskräfte und die soziale Dynamik hinter der Vernichtung jüdischer Gewerbetätigkeit als einem Liquidationsprogramm bis heute analytisch und empirisch vernachlässigt werden.

IV. Die Enteignung jüdischen Vermögens

Aus beruflichen Positionen und gewerblicher Tätigkeit verdrängt, besiegelte der Verlust des Privatvermögens die Vernichtung der wirtschaftlichen Existenz der deutschen Juden. Auch wer aus dem nationalsozialistischen Machtbereich fliehen konnte, verlor zumeist einen Großteil seines Vermögens, was für die jüdische Emigration aus Deutschland und die Sozialgeschichte des Exils gravierende Auswirkungen hatte. Blickt man auf die Struktur des antisemitischen Vernichtungsprozesses, erscheint die Enteignung des Vermögens als notwendige Zwischenstufe auf dem Weg hin zur räumlichen Konzentration, zur De-

111 *Herbst*, Banken, S. 86.

112 Einige allgemeine Überlegungen hierzu bei *Bajohr*, Prozeß, S. 17–22.

113 *Götz Aly/Susanne Heim*, Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für einen neue europäische Ordnung, Frankfurt am Main 1991, S. 21–68

114 *Bruns-Wüstefeld*, Lohnende Geschäfte, S. 116. Der Autor betont aber im Übrigen, dass dies nichts mit »ökonomischer Rationalität« zu tun hatte, denn viele vernichtete jüdische Unternehmen waren gesunde und leistungsfähige Betriebe gewesen.

portation und zur physischen Vernichtung. In diesem Sinne erscheint sie auch in der Darstellung Raul Hilbergs als der beruflichen Verdrängung und der »Arisierung« nachgelagerter Verfolgungsschritt.[115] In der Tat bestehen funktionale Verbindungen zwischen diesen Komplexen, die eine gewisse Abfolgelogik erkennen lassen: So drängten Entlassungen und Berufsverbote die jüdischen Betroffenen zunehmend in den gesetzlich noch unreglementierten Bereich des freien Gewerbelebens ab, Verkäufe und Liquidationen von Gewerbebetrieben setzten sodann wiederum in hohem Ausmaß liquides Kapital frei, das damit nun dem kaum noch gehinderten Zugriff der nationalsozialistischen Machthaber ausgesetzt war. Dergestalt ordnet auch Martin Dean die Komplexe innerhalb des gesamten Vernichtungsprozesses an: »Generally Aryanization preceded and prepared the way for confiscation.«[116] Wenn damit die Enteignung des Vermögens in vieler Hinsicht am Ende der wirtschaftlichen Verfolgung anzusiedeln ist, so wurde durch die neuere Forschung doch zunehmend herausgearbeitet, dass auch dieser Enteignungsvorgang einem längeren Prozess unterlag und dieser durch Maßnahmen vorangetrieben wurde, die nicht immer auch im rechtlichen Sinne als »Enteignung« zu fassen sind, ihr jedoch oftmals in der Wirkung gleichkamen. Insofern erscheint an vielen Stellen auch der etwas weiter gefasste und aus dem Wiedergutmachungsrecht stammende Begriff der »Entziehung« hilfreich, sofern nicht stärker moralisch aufgeladene Begriffe wie »Beraubung« oder »Ausplünderung« gewählt werden, die den Unrechtscharakter der Vorgänge klar zum Ausdruck bringen. Obwohl also wie gesehen einer strukturellen Abfolgelogik unterliegend, spielten sich de facto berufliche Verdrängung, Vernichtung der Gewerbetätigkeit und eine Politik der Vermögensentziehung zumindest bis 1938 gleichzeitig ab und standen zueinander in Wechselbeziehung. Anders als die Vernichtung jüdischer Gewerbetätigkeit wurde der Enteignungsprozess im Wesentlichen durch legislative Akte und staatliche Verwaltungsmaßnahmen vorangetrieben. Der Verlauf der entsprechenden Unrechtsgesetzgebung ist dabei hinlänglich bekannt und wurde nicht zuletzt im Zusammenhang mit der materiellen Wiedergutmachung für NS-Unrecht detailliert beschrieben.[117]

Auch Hans Günther Adler hatte sich in seinem umfänglichen Werk über die Deportation der Juden aus Deutschland bereits ausgiebig den Praktiken der Enteignung und Verwertung ihres zurückgelassenen Vermögens gewidmet.[118] Wenngleich sein Buch auch eine Meditation über die Inhumanität von Verwaltungsregimen darstellte, standen hier doch vor allem die Akteure der Gestapo im Vordergrund, während Adler den beteiligten Beamten der Finanzverwaltung zusprach, diese hätten sich »selbst wenn sie mitwirkten, außerhalb oder nur am Rande der unheilvollen Vorgänge zu halten« vermocht.[119] Gerade diese Sichtweise ist von der neueren Forschung intensiv hinterfragt worden, die sich zuletzt insbesondere eben der Rolle der Reichsfinanzverwaltung, die bisher kaum als genuine Verfolgungsinstanz gegolten hatte, bei der Verfolgung und Beraubung der jüdischen Bevölkerung gewidmet hat. Des Weiteren war ein zweiter wichtiger Schwerpunkt die Beteiligung der Bevölkerung als Nutznießer und Profiteure der Enteignung des jüdischen Vermögens. Wenngleich im Jahre 1990 eine kleinere Pionierarbeit vorgelegt worden war[120] und seit den 1990er Jahren auch Forschungsimpulse aus der Finanzverwaltung selbst

115 *Hilberg*, Vernichtung, Bd. 1., S. 85–152.
116 *Dean*, Robbing the Jews, S. 3.
117 *A. J. van der Leeuw*, Der Griff des Reiches nach dem Judenvermögen, in: Rechtsprechung zum Wiedergutmachungsrecht 21, 1970, S. 383–392.
118 *Hans Günther Adler*, Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland, Tübingen 1974, S. 489–644.
119 Ebd., S. 533.
120 *Stefan Mehl*, Das Reichsfinanzministerium und die Verfolgung der deutschen Juden 1933–1943, Berlin 1990.

heraus erfolgten[121], gehen diese beiden Forschungstendenzen in gewisser Weise erst maßgeblich auf eine 1998 von Wolfgang Dreßen initiierte Ausstellung zurück, welche den günstigen Erwerb von Vermögensgegenständen der jüdischen Deportierten durch gewöhnliche Bürger im Bereich der Oberfinanzdirektion Köln dokumentierte und diese Käufer auch namentlich bekanntmachte.[122] Auch weil dabei gegen bestehende datenschutzrechtliche Bestimmungen bewusst verstoßen wurde, erreichte das Projekt ungeahnte Aufmerksamkeit und setzte öffentliche Debatten in Gang, die schließlich zur gesetzlichen Freigabe der einschlägigen Akten führten. Seitdem haben sich mehrere mit öffentlichen Mitteln geförderte, jeweils regionale Forschungs- und Dokumentationsprojekte in Rheinland-Pfalz, Hessen, Niedersachsen und Bayern der Beteiligung der deutschen Finanzverwaltung an der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Raubpolitik gewidmet und ihre Ergebnisse größtenteils vorgelegt.[123] Gegenüber diesen regionalgeschichtlichen Ansätzen hat Martin Friedenberger in seinen Untersuchungen zur Berliner Finanzverwaltung insofern stärker eine Zentralperspektive eingenommen, als die dortigen Ämtern in einigen Bereichen reichsweite Zuständigkeit innehatten.[124] Insgesamt hat sich die Forschung damit mittlerweile von der gewerblichen »Arisierung« stark auf den Bereich der staatlichen Vermögensentziehung verlagert.[125] Auch die Gesamtdarstellung von Martin Dean legt hierauf insgesamt den Schwerpunkt.[126]

Ein auffälliges Ergebnis der Forschungen zur nationalsozialistischen Finanz- und Steuerpolitik ist es, dass explizite antisemitische Diskriminierungen im Bereich der konventionellen Steuererhebung gegenüber anderen Entziehungspraktiken nicht sonderlich ins Gewicht fielen. Zwar wurden jüdischen Steuerbürgern zahlreiche Vergünstigungen und Abschreibemöglichkeiten zunehmend verweigert, doch trotz einiger Überlegungen und Planspiele innerhalb des Reichsfinanzministeriums stellte eigentlich erst die seit 1941 von Juden erhobene »Sozialausgleichsabgabe« eine genuine, regelmäßige Sonderbesteuerung dar[127] – sofern man nicht auch die berüchtigte, einmalig in Raten erhobene Judenvermögensabgabe von 1938/39 hierzu zählen möchte, die allerdings von ihrer Form her nur schwerlich noch als reguläre Steuer zu werten ist. Schon in den Jahren vor 1938 hatten sich nichtsdestoweniger die entscheidenden Instrumente des Vermögensentzugs heraus-

---

121 Aus einer Ausstellung in der Villa ten Hompel entstand die Publikation *Alfons Kenkmann/Bernd-A. Rusinek* (Hrsg.), Verfolgung und Verwaltung. Die wirtschaftliche Ausplünderung der Juden und die westfälischen Finanzbehörden, Münster 1999.

122 *Wolfgang Dreßen*, Betrifft: »Aktion 3«. Deutsche verwerten jüdische Nachbarn. Dokumente zur Arisierung, Berlin 1998.

123 *Walter Rummel/Jochen Rath*, »Dem Reich verfallen« – »den Berechtigten zurückzuerstatten«. Enteignung und Rückerstattung jüdischen Vermögens im Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz 1938–1953, Koblenz 2001; *Susanne Meinl/Jutta Zwilling*, Legalisierter Raub. Die Ausplünderung der Juden im Nationalsozialismus durch die Reichsfinanzverwaltung in Hessen, Frankfurt am Main/New York 2004; *Christiane Kuller*, Finanzverwaltung und Judenverfolgung. Die Entziehung jüdischen Vermögens in Bayern während der NS-Zeit, München 2008; *Drecoll*, Fiskus.

124 *Martin Friedenberger*, Das Berliner Finanzamt Moabit-West und die Enteignung der Emigranten des Dritten Reiches 1933–1942, in: ZfG 49, 2001, S. 677–694; mit Dokumentenanhang: *ders*., Die Rolle der Finanzverwaltung bei der Vertreibung, Verfolgung und Vernichtung der deutschen Juden, in: *ders./Klaus-Dieter Gössel/Eberhard Schönknecht* (Hrsg.), Die Reichsfinanzverwaltung im Nationalsozialismus. Darstellung und Dokumente, Bremen 2002, S. 10–94; *ders*., Fiskalische Ausplünderung. Die Berliner Steuer- und Finanzverwaltung und die jüdische Bevölkerung 1933–1945, Berlin 2008.

125 Vgl. auch den Sammelband *Katharina Stengel* (Hrsg.), Vor der Vernichtung. Die staatliche Enteignung der Juden im Nationalsozialismus, Frankfurt am Main/New York 2007.

126 *Dean*, Robbing the Jews.

127 *Friedenberger*, Ausplünderung, S. 157–195; *Drecoll*, Fiskus, S. 159–187; vgl. auch *Meinl/Zwilling*, Raub, S. 124–131.

gebildet und eingespielt, indem sie sich aus ihren ursprünglichen Entstehungs- und Anwendungszusammenhängen immer stärker herauslösten. Die wichtigste Schnittstelle, an der diese Instrumente ansetzten und griffen, war die Auswanderung jüdischer Verfolgter aus dem Deutschen Reich.[128] Bereits 1931 war als Maßnahme gegen die immer bedrohlicher werdende Kapitalflucht die sogenannte Reichsfluchtsteuer eingeführt worden, welche die Wohnsitzverlegung ins Ausland mit einer Steuer von 25 Prozent des Gesamtvermögens belegte.[129] Ursprünglich war diese Steuer eingeführt worden, um eine Abschreckungskulisse gegen den Kapitaltransfer zu errichten. Seit 1933 richtete sich die Steuer schließlich zwangsläufig gegen die zur Flucht gezwungenen jüdischen Verfolgten und wurde von den nationalsozialistischen Machthabern in dieser Funktion bald auch als willkommene Einnahmequelle entdeckt. Martin Friedenberger hat sich der behördlichen Erhebungspraxis und ihrer Probleme gewidmet und dabei herausgearbeitet, dass den Finanzämtern schon seit 1934 mit dem Erlass sogenannter Reichsfluchtsteuer-Sicherheitsbescheide ein wirkungsvolles Instrument in die Hände gegeben wurde, die zunächst nur schwer in den Griff zu bekommende Steuerflucht einzudämmen und schon im Vorgriff auf eine bevorstehende Auswanderung die fälligen Summen einzuziehen. Schon bald reagierten die Behörden dabei auch auf nur mittelbare Anzeichen von Auswanderungsplänen und erließen schließlich seit 1938 verstärkt Sicherheitsbescheide nur noch aufgrund der Tatsache, dass die Betroffenen Juden waren und selbst, wenn eine zukünftige Auswanderung sogar mit Sicherheit auszuschließen war.[130] Die drastischen Strafbestimmungen der Reichsfluchtsteuer-Verordnung führten außerdem zum Erlass Hunderter von Steuersteckbriefen, die sich vornehmlich gegen jüdische Emigranten richteten, diese damit symbolisch kriminalisierten und das sich bald zunehmend etablierende Stereotyp des jüdischen Steuerflüchtlings öffentlich in Szene setzten.[131] Weil die Verfolgungssituation viele Juden trotz aller bürokratischen und vermögensrechtlichen Hindernisse zur Auswanderung aus Deutschland zwang, und dies sogar ein erklärtes Staatsziel darstellte, geriet die Reichsfluchtsteuer somit zu einem der wirkungsvollsten Beraubungsinstrumente.

Größere Beachtung hat in den letzten Jahren auch die Praxis der Devisenbewirtschaftung und -kontrolle gefunden, die ebenfalls bereits während der Weimarer Republik im Zusammenhang mit der prekären Außenwirtschaftsbilanz etabliert worden war und sich während der NS-Zeit zunehmend gravierend auf die Möglichkeiten jüdischer Verfolgter auswirkte, bei einer Auswanderung ihr Vermögen in das Ausland zu transferieren. In einer ausführlichen Untersuchung hat Ralf Banken erstmals die komplizierte und unübersichtliche Entwicklung des Devisenrechts akribisch nachgezeichnet.[132] Hierin konnte er zeigen, dass die nationalsozialistische Regierung von ihren Weimarer Vorgängern bereits ein voll ausgebildetes Instrumentarium übernahm und kaum noch grundlegende Änderungen daran vorzunehmen brauchte, das System der Devisenbewirtschaftung bis 1935 allerdings stark ausweitete und systematisierte. Dabei sieht Banken die Nationalsozialisten ohne längerfristige Konzepte ganz in der Logik einer Interventionsspirale handeln, die

---

128 Vgl. auch *Kuller*, Finanzverwaltung, S. 28 f., die ebenfalls die Bereiche der steuerlichen Diskriminierung/Sondersteuern und der Enteignung von Emigranten und Deportationsopfern unterscheidet; einen gelungenen Überblick liefert *Susanne Heim*, Vertreibung, Raub und Umverteilung. Die jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland und die Vermehrung des »Volksvermögens«, in: Flüchtlingspolitik und Fluchthilfe (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Bd. 15), Berlin 1999, S. 107–138.

129 *Dorothee Mußgnug*, Die Reichsfluchtsteuer 1931–1953, Berlin 1993.

130 *Friedenberger*, Ausplünderung, S. 84–94.

131 Ebd., S. 121–127. Vgl. auch *Kerstin Wolf/Frank Wolf*, Reichsfluchtsteuer und Steuersteckbriefe 1932–1942, Berlin 1997.

132 *Ralf Banken*, Das nationalsozialistische Devisenrecht als Steuerungs- und Diskriminierungsinstrument 1933–1945, in: *Bähr/Banken*, Wirtschaftssteuerung, S. 121–236.

schließlich dazu zwang, immer weitere Bereiche auch der inländischen Wirtschaft strikten Bewirtschaftungsmaßnahmen zu unterwerfen. Das Devisenrecht strahlte somit über seinen ursprünglichen Anwendungsbereich aus und entwickelte sich zu einem »zentralen Baustein des nationalsozialistischen Wirtschaftssystems«.[133]

Die Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung durch das Devisenrecht erscheint insofern zunächst als eine abhängige Variable der Bemühungen des Regimes, das chronische Devisenproblem in den Griff zu bekommen, und keineswegs als dessen eigentlicher Zweck, was in manchen Studien ein wenig aus dem Blick zu geraten droht. Allerdings sorgten nicht zuletzt die zunehmend auch haushaltsrelevanten Kapitaltransfers jüdischer Verfolgter dafür, dass sich der Blick der NS-Machthaber zunehmend auf deren Vermögen richtete und einzelne Vorschriften gezielt gegen die jüdische Bevölkerung erlassen wurden.[134] Frank Bajohr hatte als einer der ersten die enorme Bedeutung der Devisenstellen bei der Beraubung der jüdischen Bevölkerung hervorgehoben, die mit dem seit Ende 1936 zur Verfügung stehenden Instrument der sogenannten Sicherungsanordnung in teilweise brutaler Weise gegen jüdische Gewerbetreibende vorgegangen sei und auf diese Weise auch ohne gesetzliche Grundlage die Aufgabe ihrer Betriebe und die Einziehung ihres Vermögens erzwungen habe.[135] Diese überragende Funktion als »Schrittmacher des Enteignungsprozesses« haben die folgenden Forschungen allerdings nicht in vollem Maße bestätigen können. So findet Martin Friedenberger für die von Bajohr beschriebenen Brachialmethoden der Devisenstellen gegenüber jüdischen Beschuldigten in Berlin keine analogen Beispiele.[136] Axel Drecoll wiederum berichtet über Nürnberg, dass die dortigen Kontrollbehörden auch gegen jüdische Firmen vor 1938 in der Regel nicht mit verschärften Methoden vorgingen.[137] Sicher scheint hingegen festzustehen, dass sich spätestens im Laufe der Jahre 1938/39 das Geflecht der Devisenüberwachung derart verdichtete, dass zum einen ein Großteil des jüdischen Vermögens unter behördliche Kontrolle genommen und der Verfügung der Inhaber auch im Inland weitgehend entzogen wurde, dass zum anderen die Modalitäten des Kapitaltransfers und vielfältige Mitnahmebeschränkungen bei der Auswanderung nun bereits einer Enteignung weitgehend gleichkamen.[138] Weitere Aufschlüsse über diese Entwicklungen und die Rolle der Devisenstellen in diesem Prozess dürften die Ergebnisse eines niedersächsischen Forschungsprojektes liefern, deren Publikation angekündigt ist.[139]

Insbesondere Martin Dean hat noch auf einen weiteren wichtigen Entwicklungsstrang der antisemitischen Enteignungspolitik hingewiesen, indem er die Praxis der Ausbürgerung in den Blick nahm, die von Anfang an mit der Vermögenskonfiskation in enger Verbindung stand. Richtete sich in der Anfangszeit der Entzug der Staatsbürgerschaft vorwiegend gegen die ins Ausland geflohenen prominenten politischen Gegner des Regimes, trat der Straf- und Symbolcharakter der Ausbürgerung in den folgenden Jahren immer stärker zurück. Demgegenüber traten spätestens seit 1937 Ausbürgerungsverfahren in den Vordergrund, deren eigentlicher Zweck der Zugriff auf das Vermögen der Betroffenen war und die sich nun fast ausschließlich gegen jüdische Emigranten richte-

133 Ebd., S. 175.
134 Ebd., S. 188–217.
135 *Bajohr*, Arisierung, S. 198–216.
136 *Friedenberger*, Ausplünderung, S. 148.
137 *Drecoll*, Fiskus, S. 179.
138 Hierzu vor allem *Dean*, Robbing the Jews, S. 132–144, ein kurzer Überblick auch bei *Gerd Blumberg*, Etappen der Verfolgung und Ausraubung und ihre bürokratische Apparatur, in: *Kenkmann/Rusinek*, Verfolgung, S. 15–40.
139 Eine Hannoveraner Dissertation von Christoph Franke soll demnächst erscheinen; vgl. einstweilen *ders*., Die Rolle der Devisenstellen bei der Enteignung der Juden, in: *Stengel*, Vor der Vernichtung, S. 80–93.

ten.[140] Schließlich spielten konkrete Handlungen oder Verfehlungen gar keine Rolle mehr für die Ingangsetzung solcher Verfahren, sondern nur noch das Vorhandensein nennenswerter Vermögenswerte, so dass Martin Friedenberger zutreffend von einer »Entwicklung zur puren Ökonomisierung der Ausbürgerungspolitik« spricht.[141] Diese unterschiedlichen Stränge der an der Schnittstelle der Auswanderung ansetzenden Enteignungspolitik liefen schließlich in der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom November 1941 zusammen, in deren Zuge die Auswanderung bzw. die Abschiebung aus dem Reichsgebiet, die Ausbürgerung und der Vermögensverfall in Eins fielen. Im Wesentlichen auf ihrer Grundlage wurden nun die noch vorhandenen Vermögenswerte der Deportationsopfer sowie der Emigrierten pauschal enteignet und verwertet.[142]

An allen genannten Teilbereichen des Vermögensentzugs war die deutsche Finanzverwaltung intensiv beteiligt. Wenn der Führungsspitze des Reichsfinanzministeriums auch keine besondere Vorreiterrolle in der staatlichen Judenverfolgung zukam[143], bildeten die ihr untergeordneten Verwaltungsbehörden damit nichtsdestoweniger die entscheidende Schnittstelle in einem groß angelegten Beraubungsvorgang, der kaum noch etwas mit klassischer Verwaltungstätigkeit zu tun hatte. Das Spannungsverhältnis zwischen auf traditionelle Normen gestützten bürokratischen Prozeduren und Abläufen und einer offen verbrecherischen Beraubungspraxis wurde dabei in den vorliegenden Forschungen unterschiedlich beurteilt. Walter Rummel etwa nahm die chaotischen Verhältnisse in den Blick, welche die eigenmächtigen und mit anderen Institutionen nicht abgestimmten Deportationen von Juden aus Baden und der Saarpfalz in das unbesetzte Frankreich im Jahr 1940 hervorbrachten und führt die späteren Bemühungen um einheitliche rechtliche Regelungen zur Verwertung des zurückgelassenen Vermögens ganz wesentlich auf diese Erfahrungen zurück.[144] Das Bestreben, auch für offene Unrechtsmaßnahmen pseudo-legalistische Grundlagen zu etablieren, die sich mit den Normen bürokratischen Verwaltungshandelns zumindest der Form nach mehr oder minder in Einklang bringen ließen, sieht er als »eine notwendige Voraussetzung für die Akzeptanz der gesamten Maßnahme in der Verwaltung« an, die mehrheitlich in einer normengestützten Rechtskultur sozialisiert gewesen sei.[145] Dagegen setzt Martin Friedenberger in seiner Untersuchung einen etwas anderen Akzent: Nicht so sehr auf die Bemühungen zur legalistischen Verbrämung durch eine »im Einzelnen bis ins Absurde gehenden Rechtsförmlichkeit«[146] lenkt er das Augenmerk, sondern vor allem auch auf die immer stärker werdenden Tendenzen der Finanzverwaltung, verbindliche Norm- und Gesetzesvorschriften bewusst hinter sich zu lassen und diese Haltung bisweilen sogar offensiv zu verfechten. Während er bereits im Rahmen der seit 1933 sich zunehmend intensivierenden Zusammenarbeit der Finanzbeamten mit dem

---

140 *Martin Dean*, The Development and Implementation of Nazi Denaturalization and Confiscation Policy up to the Eleventh Decree to the Reich Citizenship Law, in: Holocaust and Genocide Studies 16, 2002, S. 217–242; *ders*., Robbing the Jews, S. 33–44.

141 *Friedenberger*, Ausplünderung, S. 259.

142 Die 11. Verordnung wird in der Literatur unterschiedlich beurteilt: Während *Kuller*, Finanzverwaltung, S. 31, sie als eine »Veränderung der ›antisemitischen Grundgesetze‹« bezeichnet, die der Finanzverwaltung erhebliche »zeitliche und sachliche Autonomie« gewährt habe, sieht *Friedenberger*, Ausplünderung, S. 317, durch sie zwar eine gewisse Vereinfachung des Enteignungsvorgangs bewirkt, betont aber, dass das Verfahren dennoch »umständlich, kompliziert und zeitaufwendig« blieb, zumal die Verordnung nicht in allen Bereichen anwendbar war.

143 *Mehl*, Reichsfinanzministerium, S. 58–62.

144 *Rummel/Rath*, Reich, 76–87.

145 *Walter Rummel*, Die Enteignung der Juden als bürokratisches Verfahren. Funktion und Grenzen der pseudo-legalen Formalisierung eines Raubes, in: *Stengel*, Vor der Vernichtung, S. 61–79, hier: S. 75.

146 *Friedenberger*, Ausplünderung, S. 323.

Polizei- und Sicherheitsapparat eindeutige Gesetzesverstöße etwa bei der Weitergabe von dem Steuergeheimnis unterliegenden Daten ausmacht, sieht er spätestens in der Erhebungspraxis zur Judenvermögensabgabe 1938/39 eine grundsätzliche Aufgabe herkömmlicher verfahrensrechtlicher Grundsätze und hierin einen »selbst erklärten Übertritt zum Maßnahmenstaat des Regimes« vollzogen.[147] In ihrer Fixierung auf die Effizienz des Vermögensentzugs und die Maximierung der fiskalischen Erträge praktizierte die Finanzverwaltung in der Folgezeit des Öfteren offenen Rechtsbruch, billigte außerdem gesetzeswidrige Maßnahmen der kooperierenden Sicherheitspolizei und versuchte rechtliche Bedenken etwa der ebenfalls in die Vermögensverwertung involvierten Kreditinstitute hinwegzuwischen. Dabei agierte sie schon bald vor demselben ideologisch-antisemitischen Hintergrund wie die Akteure des Sicherheitsapparates und nahm die völlige Rechtlosigkeit der jüdischen Bevölkerung in Bezug auf ihr Eigentum und deren kollektive Enteignung gedanklich bereits vorweg, noch ehe sie in Gesetzesform gegossen worden war.[148] Während sich also der bürokratische Handlungsrahmen der Finanzverwaltung im Ganzen und damit auch die Verwaltungspraxis immer stärker verformten, macht Christiane Kuller, die sich in ihrer Darstellung vor allem auf das konkrete Verwaltungshandeln vor Ort im Rahmen der »Aktion 3« konzentriert, darüber hinaus in anschaulicher Weise deutlich, dass die Verwertung des Eigentums der Deportierten auch im praktischen Sinne einen gänzlich neuen Arbeitsbereich eröffnete, der mit dem üblichen Tätigkeitsprofil der beteiligten Finanzbeamten nichts mehr zu tun hatte und gänzlich im Rahmen der staatlichen Judenverfolgung angesiedelt war.[149]

Insgesamt ergibt sich hieraus das Bild einer Verwaltung und ihrer Beamtenschaft, das mit der von ihr selbst gestrickten Legende einer sauberen Institution, die lediglich empfangene Vorschriften umgesetzt habe, rein gar nichts mehr zu tun hat. Stattdessen zeigen sich ihre Angehörigen nicht nur in offenes Unrecht »verstrickt«, sondern überschritten nicht selten die Schwelle zu aktiver Täterschaft, um sich in der Endphase schließlich in schäbigster Leichenfledderei zu ergehen. Dieses Bild wird noch verstärkt durch Befunde, nach denen auch unter den Angehörigen der Finanzverwaltung persönliche Bereicherung, offener Raub, Erpressung und Korruption in einer Weise an der Tagesordnung waren, die diese Phänomene kaum mehr als marginale Erscheinung, sondern vielmehr als geradezu konstitutives Element der antisemitischen Verfolgungspraxis, wenn nicht der NS-Gesellschaftsverfassung überhaupt erscheinen lassen.[150]

In der Frage, wie all dies zu interpretieren ist, scheinen in der Forschung unterschiedliche Wege auf. Am stärksten hat sich Susanne Meinl auf den Pfad biografischer Erkundigungen über am Vermögensentzug beteiligten Finanzbeamten gemacht. Ihre vor allem aus Spruchkammerverfahren der Nachkriegszeit gewonnen Schilderungen scheinen jedoch mehr über das damalige Klima der Rechtfertigung und Beschönigung auszusagen als zu einem Verständnis der Funktionsweise der NS-Judenverfolgung beizutragen.[151] Im Übrigen werden auch keine Hinweise darauf erkennbar, dass charakterliche oder politische Dispositionen einzelner Finanzbeamter sich auf das Funktionieren des Verwaltungsapparates irgendwie ausgewirkt hätten, so dass sich die Frage stellt, ob eine biografiegeschichtliche Methode hier nicht Phantomen hinterherspürt. Die meisten anderen Autoren haben denn auch eher Anlass gesehen, den sozusagen umgekehrten, abstrahierenden Weg einzuschlagen und über die generellen Funktionsweisen von Verwaltung unter den Bedin-

147 Ebd., S. 108 f., 204 f.
148 Ebd., S. 260.
149 *Kuller*, Finanzverwaltung, S. 147.
150 Hierzu v. a. *Frank Bajohr*, Parvenüs und Profiteure. Korruption in der NS-Zeit, Frankfurt am Main 2001.
151 *Meinl/Zwilling*, Raub, S. 181–196; *Susanne Meinl*, Ganz normale Finanzbeamte? Die Verwalter und Verwerter »jüdischen Besitzes«, in: *Stengel*, Vor der Vernichtung, S. 140–157.

gungen des NS-Regimes neue theoretische Überlegungen anzustellen. Dabei wurde bis zuletzt immer wieder das einflussreiche Modell des »Doppelstaates« aus Normen- und Maßnahmenstaat, das Ernst Fraenkel bereits 1941 entwickelt hatte, erörtert, vor allem aber auch in Frage gestellt.[152] Schon Bajohr hatte die Radikalisierungstendenzen in der Verwaltungspraxis der Devisenstellen als »innere Wandlungsprozesse des Normenstaates selbst« interpretiert, der sich maßnahmenstaatlichen Vorgehensweisen damit angenähert habe.[153] Darin scheinen ihm die meisten Autoren gefolgt zu sein, ohne dass die Reibungen zum ursprünglichen Konzept Fraenkels dabei bisher genauer problematisiert wurden.[154] Ob die Grenzen des Normenstaates nur enger gezogen werden müssen, ob die dichotome Unterscheidung unterschiedlicher staatlicher Sphären angesichts der ubiquitären Radikalisierungstendenzen überhaupt noch Sinn macht[155], oder ob andererseits eine Verwischung sämtlicher Binnenstrukturen des NS-Systems nicht auch wieder Wesentliches, nämlich die Konstituierung neuer dynamisch-stabiler Ordnungsprinzipien[156], verdecken könnte, bedarf wohl noch der weiteren Diskussion.

Wer profitierte vom Raub des jüdischen Eigentums? Die wohl eindringlichste Antwort darauf hat Götz Aly in seinem Buch »Hitlers Volksstaat« gegeben: alle nicht-jüdischen Deutschen.[157] Seine Darstellung vom NS-System als einer »Gefälligkeitsdiktatur«, die sich die Loyalität der Bevölkerung mittels steuerlicher und sozialpolitischer Wohltaten erkauft und dabei das Vermögen der deutschen wie auch der europäischen Juden als Verteilungsmasse ausgeschlachtet habe, erlangte eine öffentliche Aufmerksamkeit wie kein anderes historisches Buch in den letzten Jahren. Auch die fachwissenschaftliche Debatte nahm außergewöhnlichen Umfang an: Dutzende Rezensionen in allen relevanten Tageszeitungen und Fachorganen sowie ganze Themenhefte wurden dem Werk gewidmet, wobei überwiegend mehr oder minder massive Kritik geäußert wurde.[158] Diese Diskussion soll hier nicht noch einmal in aller Ausführlichkeit aufgerollt werden.[159] Eine Einschätzung fällt indes nach wie vor nicht ganz leicht. Von der ihn seit jeher begleitenden Kritik an seinen darstellerischen und methodischen Herangehensweisen nicht im Mindesten angekränkelt, frühere und erst recht abweichende Forschungsergebnisse in gewohnter Manier souverän ignorierend, gelang Aly zweifelsohne eine eigenwillige, aber ungemein an-

---

152 *Ernst Fraenkel*, Der Doppelstaat, hrsg. von Alexander von Brünneck, 2., durchges. Aufl., Hamburg 2001 (zuerst engl. 1941).

153 *Bajohr*, Arisierung, S. 216.

154 *Friedenberger*, Ausplünderung, S. 387 f.; *Kuller*, Finanzverwaltung, S. 7; *Drecoll*, Fiskus, S. 184–188, der auch von einem »Mischungsverhältnis« zwischen Normen- und Maßnahmenstaat spricht; vgl. außerdem *Claus Füllberg-Stolberg*, Sozialer Tod – Bürgerlicher Tod – Finanztod. Finanzverwaltung und Judenverfolgung im Nationalsozialismus, in: *Stengel*, Vor der Vernichtung, S. 31–58.

155 *Hans-Dieter Schmid*, »Finanztod«. Die Zusammenarbeit von Gestapo und Finanzverwaltung bei der Ausplünderung der Juden in Deutschland, in: *Gerhard Paul/Klaus-Michael Mallmann* (Hrsg.), Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. ›Heimatfront‹ und besetztes Europa, Darmstadt 2000, S. 141–154, hier: S. 153 f.

156 Hierzu *Michael Wildt*, Die politische Ordnung der Volksgemeinschaft. Ernst Fraenkels »Doppelstaat« neu betrachtet, in: Mittelweg 36, 2003, H. 12, S. 45–61.

157 *Götz Aly*, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt am Main 2005.

158 Neben zahlreichen Einzelrezensionen erschienen die Themenhefte Sehepunkte 5, 2005, Nr. 7/8, URL: <http://www.sehepunkte.de/2005/07/> [2.4.2009] sowie Sozial.Geschichte 20, 2005, H. 3.

159 Für eine erste Gesamtrückschau auf diese Debatte vgl. *Klaus Schönhoven,* War die NS-Diktatur eine »Gefälligkeitsdiktatur«? Rückblick auf eine Historikerdebatte, in: *Ursula Bitzegio/ Anja Kruke/Meik Woyke* (Hrsg.), Solidargemeinschaft und Erinnerungskultur im 20 Jahrhundert. Beiträge zu Gewerkschaften, Nationalsozialismus und Geschichtspolitik, Bonn 2009, S. 459–480.

regende und zur gedanklichen wie empirischen Auseinandersetzung zwingende Lesart des Nationalsozialismus. Diese Auseinandersetzung muss allerdings an vielen Stellen zum Widerspruch führen, der wiederum deswegen schwer zu formulieren ist, weil sich zum einen bei Aly fast immer ohne Weiteres zustimmungsfähige Befunde mit halsbrecherischen Überspitzungen und schiefen Einordnungen verschränken, weil dieser zum anderen in seinen Aussagen selbst immer wieder hin- und hermäandert. So wird bis zum Ende nicht ganz klar, ob Aly bei der Frage nach der Integrationsleistung des NS-Regimes lediglich auf eine passive Duldungshaltung der Bevölkerung hinauswill, die durch eine vorsichtige Handhabung der Kriegsbelastungen mühsam gesichert werden musste – dies wäre evident und nicht weiter strittig –, oder doch auf die viel weitergehende These, das Regime habe seinen Untertanen durch seine Raubpolitik im Krieg tatsächlich ein besseres Konsum- und Lebensniveau verschafft, als diese jemals zuvor gehabt hatten, und allein hieraus allgemeine gesellschaftliche Zustimmung gezogen. Es finden sich beide Lesarten an unterschiedlichen Stellen in seinem Buch.[160] In der Replik auf seine Kritiker lässt sich Aly in diesem Zusammenhang an einer Stelle durchaus auf die statistischen Befunde zum Lebensniveau während der NS-Zeit ein, versucht sie aber durch das Argument zu entkräften, dass die Beutegüter heimkehrender Soldaten und der Erwerb jüdischen Eigentums in den ermittelten Konsumdaten nicht einberechnet seien und daher die reale Lebenswirklichkeit ganz anders ausgesehen habe.[161] Im gleichen Text wischt er wenige Seiten später aber wiederum jegliche statistischen Herangehensweisen als solche rundweg beiseite, indem er darauf insistiert, nicht auf objektiv messbare, sondern nur auf ›gefühlte‹ Wohlstandseffekte sei es in Wahrheit angekommen.[162] Da somit im Ganzen gar nicht klar wird, was Götz Aly eigentlich sagen möchte, erscheint eine präzise Auseinandersetzung mit seiner Generalthese kaum möglich.

Dies schließt die Zustimmung zu wesentlichen Teilaussagen nicht aus. Nicht alle Unterabschnitte des Buches sind indes im vorliegenden Zusammenhang von Bedeutung. Die sehr gelungenen Ausführungen zur Ausplünderung der besetzten Gebiete durch den Konsum der deutschen Soldaten und den dadurch bewirkten Export der Inflation etwa können hier außer Betracht bleiben. Mit Alys Rekonstruktion der Entscheidungskonstellationen und -wege bei der Enteignung und Deportation der Juden in den unterschiedlichen Ländern Europas hat sich die Forschung bisher noch gar nicht auseinandergesetzt, obwohl sie einen großen Teil der Darstellung ausmacht. Die Thesen zur materiellen Umverteilung von oben nach unten durch die Steuerpolitik des Regimes sowie zu den Kontinuitäten zum Sozialstaat der Bundesrepublik blenden so viele Zusammenhänge aus, dass sie kaum als ernsthafter Beitrag zur Forschung gelten können. Was den Vermögensentzug im Inland angeht, liegt Aly zweifelsohne richtig, wenn er die enorme Entlastung des Staatshaushaltes durch die Einnahmen aus jüdischem Vermögen 1938/39 betont. Die »Analyse politischer Prozesse«, die er anzustellen vorgibt, wird allerdings eher behauptet als tatsächlich eingelöst.[163] Sie wird im Grunde ersetzt durch implizite vulgärmaterialistische Vorannahmen, nach denen sich die Bevölkerung nur als passive Masse denken lässt, die sich durch hingeworfene Brocken jederzeit bestechen und mobilisieren lasse.[164] So gilt die Betrachtung hauptsächlich dem Handeln und den Absichtserklärungen des

160 Vgl. *Aly*, Hitlers Volksstaat, S. 36–38, 132, 324–327.

161 *Götz Aly*, Antworten auf meine Kritiker, in: Sozial.Geschichte 21, 2006, S. 79–104, hier: S. 92 f.

162 Ebd., S. 96; zu dieser Diskussion bilanzierend *Hartmut Berghoff*, Gefälligkeitsdiktatur oder Tyrannei des Mangels? Neue Kontroversen zur Konsumgeschichte des Nationalsozialismus, in: GWU 58, 2007, S. 502–518.

163 *Aly,* Hitlers Volksstaat, S. 96.

164 Vgl. *Michael Wildt*, Alys Volksstaat. Hybris und Simplizität einer Wissenschaft, in: Mittelweg 36, 2005, H. 14, S. 69–80, hier: S. 73.

Führungspersonals der obersten Reichsebene, während Belege für die Wirksamkeit der nationalsozialistischen Stimmungspolitik nur als anekdotenhafte Impressionen über die kleinen Konsumfreuden gewöhnlicher Leute erscheinen, die sich aber durchgehend auch in genau entgegengesetzter Weise deuten lassen – nämlich als Ausdruck einer akuten Mangelwirtschaft, die mitnichten eine wohlige Behaglichkeit bescherte.[165] Was die Praktiken der Verwertung jüdischen Vermögens und die konkreten Formen der Nutznießerschaft angeht, ergibt sich aus der übrigen Forschung hingegen mittlerweile ein genaueres und differenzierteres Bild.

Als eigenes Untersuchungsgebiet scheint sich dabei der Bereich des Immobilienvermögens, das einen Großteil des Vermögens der deutschen Juden ausmachte, herauszubilden.[166] Bereits vor 1938 waren immer wieder Grundstücke aus jüdischem Besitz an Privatpersonen verkauft worden, doch war zum Zeitpunkt des Novemberpogroms wohl der größte Teil des Immobilienvermögens noch unangetastet.[167] Seit Ende 1938 sahen sich allerdings immer mehr jüdische Verfolgte gezwungen, zur Vorbereitung der Auswanderung, vor allem aber zur Bezahlung der Judenvermögensabgabe ihr Grundvermögen zu verkaufen. Die Regierung verhängte im Dezember nun auch über diesen Bereich die Genehmigungspflicht; die Überführung des jüdischen Grundbesitzes in nicht-jüdische Hände sollte allerdings hintangestellt werden, um die Politik der räumlichen Konzentrierung der Juden nicht zu konterkarieren. Diese Haltung vertrug sich freilich nicht mit den Bereicherungsinteressen anderer Instanzen. In Hamburg hatte die dortige Gauleitung schon seit Sommer 1938 damit begonnen, den jüdischen Grundbesitz planmäßig zu erfassen und mittels einer Verwertungsgesellschaft unter ihre Kontrolle zu bringen.[168] Auch in München wurden eine solche Gesellschaft nach dem Novemberpogrom gegründet, die trotz Konflikten in den folgenden Jahren weitgehende Befugnisse bei der Kontrolle und Verwertung des jüdischen Grundbesitzes zu erlangen wusste.[169] Im Gau Franken überspannten die Akteure allerdings mit ihrer brachialen Raubpolitik nach dem Novemberpogrom derartig den Bogen, dass sich die NS-Führung zum Eingreifen und schließlich zur Absetzung des Gauleiters Streicher gezwungen sah.[170] Aber auch die Kommunen wussten sich in vielen Fällen lukrative Immobilien aus jüdischem Besitz zu sichern und diese zu günstigen Preisen zu erwerben.[171] Das Reich hingegen suchte den Verkauf jüdischen Grundbesitzes seit 1940 konsequenter einzuschränken und unterband ihn seit 1943 ganz. Es ist vor

---

165 Vgl. *Johannes Bähr*, Die Legende von der »Wohlfühldiktatur«. Zu Götz Alys Deutung von Wirtschaft und Lebensstandard im »Dritten Reich«, in: Sehepunkte 5, 2005, Nr. 7/8, URL: <http://www.sehepunkte.de/2005/07/8192.html> [5.4.2009].

166 Einen gewissen Schwerpunkt hierauf legt auch *Bopf*, Arisierung, S. 324–377.

167 *Hanno Balz*, Die »Arisierung« von jüdischem Haus- und Grundbesitz in Bremen, Bremen 2004, S. 42.

168 *Bajohr*, Arisierung, S. 290–296.

169 *Ulrike Haerendel*, Der Schutzlosigkeit preisgegeben: Die Zwangsveräußerung jüdischen Immobilienbesitzes und die Vertreibung der Juden aus ihren Wohnungen, in: *Baumann/Heusler*, München, S. 105–126.

170 *Drecoll*, Fiskus, S. 75–84; *Christiane Kuller/Axel Drecoll*, Inszenierter Volkszorn, ausgebliebene Empörung und der Sturz Julius Streichers. Reaktionen auf die wirtschaftliche Ausplünderung der deutschen Juden, in: *Martin Sabrow* (Hrsg.), Skandal und Diktatur. Formen öffentlicher Empörung im NS-Staat und in der DDR, Göttingen 2004, S. 77–101.

171 *Wolf Gruner*, Die Grundstücke der »Reichsfeinde«. Zur »Arisierung« von Immobilien durch Städte und Gemeinden 1938–1945, in: *Wojak/Hayes*, Arisierung, S. 125–156; *Bopf*, Arisierung, S. 360–364; *Beate Schreiber*, »Arisierung« im Auftrag Berlins. Immobilienwirtschaft und Reichshauptstadt, in: *Stengel*, Vor der Vernichtung, S. 204–225; *Doris Eizenhöfer*, Die Stadtverwaltung Frankfurt am Main und die »Arisierung« von Grundbesitz, in: *Mecking/Wirsching*, Stadtverwaltung, S. 299–324. An der Universität Frankfurt bereitet Doris Eizenhöfer hierzu auch eine Dissertation vor.

diesem Hintergrund noch nicht ganz klar, wie viel von diesem Grundbesitz noch im Kaufwege übertragen wurde, bevor der Rest im Zuge der 11. Verordnung 1941 pauschal dem Reich verfiel, das ihn trotz eines gewaltigen Interessentenansturms bis Kriegsende nur noch zum Teil verwertete.[172]

Auch bei der Verwertung der Hinterlassenschaften der Deportierten, der im Zuge der sogenannten M-Aktion abtransportierten Vermögenswerte von Juden aus den besetzten westeuropäischen Gebieten sowie bei der Versteigerung des sichergestellten Umzugsguts ausgewanderter Juden in europäischen Häfen[173], ergab sich ein Bereicherungswettlauf zwischen Fiskus, Reichssicherheitshauptamt (RSHA), Parteistellen, Kommunen und Privatpersonen. Schon Hans Günther Adler hatte gezeigt, wie das RSHA die Reichsfinanzverwaltung ausspielte, indem es von zu deportierenden Juden gewaltige Spenden an die seinem Zugriff unterliegende Reichsvertretung der Juden erzwang und diese Gelder auf Sonderkonten umleitete.[174] Christiane Kuller wiederum beschreibt die auf lokaler Ebene sich abspielenden Konflikte zwischen Finanzbehörden und Kommunalverwaltungen im Gerangel um die zurückgelassenen Vermögenswerte der Deportierten.[175] Aus diesen Beschreibungen der Verwertungspraxis ergibt sich, dass keineswegs alle Vermögenswerte im Rahmen einer staatlichen Fürsorgepolitik an die Zivilbevölkerung weitergeleitet wurden, dass vielmehr das Begehren der Finanzverwaltung, sich für ihre Amtsstuben und ihre Angehörigen ein umfassendes Erstzugriffsrecht zu sichern, immer wieder für Konflikte sorgte und dass die Verteilungspolitik und die persönliche Bereicherung von Einzelnen Missstimmung in der Bevölkerung provozierten.[176] Wenn auch sicherlich immer noch zahlreiche Schnäppchen für Privatpersonen möglich waren und mit den erbeuteten Werten Gütermangel und Kriegszerstörungen zumindest abgemildert werden konnten, so relativieren und differenzieren diese Befunde doch die Vorstellung von einem ungebrochenen »Kaufrausch an der Heimatfront«.[177]

Was die Höhe des insgesamt entzogenen Vermögens angeht, sind nur Mutmaßungen möglich. Einer einflussreichen Schätzung nach belief sich das Gesamtvermögen der deutschen Juden 1933 auf 16 Mrd. RM und 1938 (einschließlich Österreich) noch auf 10 bis 12 Mrd. RM, wovon aber nur etwas über 7 Mrd. RM im Rahmen der Vermögensanmeldung erfasst wurden.[178] Während vermutlich etwa 4 Mrd. RM außer Landes gebracht werden konnten, brachte der deutsche Staat je nach Berechnungsgrundlage etwa ein Drittel bzw. fast die Hälfte des verbliebenen Vermögens durch die Reichsfluchtsteuer, die Judenvermögensabgabe und die Enteignungen im Zuge der 11. Verordnung an sich.[179] Dies

---

172 Mit abweichenden Angaben *Bajohr*, Arisierung, S. 295–297; *Balz*, Arisierung, S. 115; hierzu außerdem *Friedenberger*, Ausplünderung, S. 317–322.

173 Hierzu *Bajohr*, Arisierung, S. 331–338; *Dreßen*, Aktion 3, S. 45–61; *Ralf Blank*, Ersatzbeschaffung durch »Beutemachen«. Die »M-Aktionen« – ein Beispiel nationalsozialistischer Ausplünderungspolitik, in: *Kenkmann/Rusinek*, Verfolgung, S. 87–101; zur Durchführung der M-Aktion in Frankreich: *Annette Wieviorka/Floriane Azoulay*, Le pillage des appartements et son indemnisation, Paris 2000.

174 *Adler*, Mensch, S. 563 f.; *Friedenberger*, Ausplünderung, S. 305–312.

175 *Kuller*, Finanzverwaltung, S. 71–81; vgl. auch *Rummel/Rath*, Reich, S. 186–197.

176 *Kuller*, Finanzverwaltung, S. 81–87; *dies.*, »Erster Grundsatz: Horten für die Reichsfinanzverwaltung«. Die Verwertung des Eigentums der deportierten Nürnberger Juden, in: Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne – Praxis – Reaktionen 1938–1945 (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 20), Göttingen 2004, S. 160–179; *Friedenberger*, Ausplünderung, S. 290–305.

177 *Götz Aly*, Im Dienste des Volkes. Der kleine Kaufrausch an der Heimatfront, in: Rasse und Klasse, Nachforschungen zum deutschen Wesen, Frankfurt am Main 2003, S. 135–138.

178 *Helen B. Junz*, Where Did all the Money Go? The Pre-Nazi Era Wealth of European Jewry, Bern 2002, S. 69–87.

179 *Friedenberger,* Ausplünderung, S. 327.

ist jedoch noch nicht die Gesamtheit der Entziehungen. Am Ende des Krieges befand sich ein erheblicher Teil dieses Vermögens sowie weiteres Vermögen in den Händen nichtjüdischer Deutscher.[180] Welche Zurechnungen man hier auch vornimmt: Die Enteignung und Verwertung des jüdischen Vermögens durch den NS-Staat dokumentiert wie kaum ein anderer Komplex nicht nur die Mitwisserschaft, sondern die aktive Teilhabe der Bevölkerung an der Verfolgung und Beraubung der Juden. Die Versteigerungen ihres Besitzes wurden offen angekündigt, erfolgten bisweilen noch in den Wohnungen der gerade Deportierten; Interessenten aus der Bevölkerung zeigten sich oftmals erstaunlich gut informiert darüber, wer verschleppt worden war und was die Betroffenen besessen hatten.[181] All dies hat Folgen für das bestehende Bild der Judenverfolgung, wirft aber insbesondere auch ein neues Licht auf die Öffentlichkeit der physischen Vernichtung der Juden: Wer Werte aus den Hinterlassenschaften Deportierter erwarb, der wusste, dass diese nicht mehr zurückkehren würden. Insofern erscheint die Formulierung Frank Bajohrs, die deutsche Bevölkerung habe »zumindest ansatzweise Züge einer Beutegemeinschaft angenommen«[182] eher zu vorsichtig – sie war eine.

V. Täter- und Nutznießerschaft: Die Rolle von Unternehmen

Seit der zweiten Hälfte der 1990er Jahre ist die Forschung zur Geschichte von Unternehmen während der Zeit des Nationalsozialismus enorm expandiert.[183] Auch diese Entwicklung wurde in erster Linie angestoßen von den öffentlichen Auseinandersetzungen um die Beteiligung deutscher Firmen an den NS-Verbrechen und der Frage nach der Pflicht zur Aufarbeitung und Wiedergutmachung, die sich aus dieser Beteiligung ergibt. Viele der vorliegenden Studien sind im Rahmen von Auftragsforschungen erarbeitet worden, deren Anlass entweder konkrete Anschuldigungen oder Wiedergutmachungsforderungen gegen einzelne Unternehmen waren[184], oder aber der Wunsch von Unternehmensleitungen, am allgemeinen Trend der Aufarbeitung eines lange diskret übergangenen oder beschönigten Teils der deutschen Unternehmens- und Wirtschaftsgeschichte teilzuhaben und hier nicht zurückzustehen. Mittlerweile scheinen Studien zur Geschichte eines Unternehmens während der NS-Zeit beinahe den Platz von Firmenfestschriften eingenommen zu haben, und ihr Erscheinen wird bisweilen auch wie ein Firmenfestakt zelebriert und vermarktet. All dies schmälert die Qualität der geleisteten Arbeit nicht, hat aber die Interessen und Strukturen der Forschung deutlich geprägt und eine eher auf Einzelforschung und nicht immer auch auf übergreifende Erkenntnisfortschritte zielende Allokation von Forschungsressourcen mit sich gebracht.

An allen der bisher behandelten Komplexe waren deutsche Unternehmen beteiligt, wobei auf die Entlassung der jüdischen Angestellten oben bereits eingegangen wurde. Die Beschäftigung von Zwangsarbeitern durch deutsche Unternehmen, die ein zentrales The-

180 *Kuller*, Finanzverwaltung, S. 144–146.

181 Ebd., S. 130; *Rummel/Rath*, Reich, S. 179 f.

182 *Bajohr*, Parvenüs, S. 187.

183 *Werner Plumpe*, Unternehmen im Nationalsozialismus. Eine Zwischenbilanz, in: *Werner Abelshauser/Jan-Otmar Hesse/Werner Plumpe* (Hrsg.), Wirtschaftsordnung, Staat und Unternehmen. Neue Forschungen zur Wirtschaftsgeschichte des Nationalsozialismus, Essen 2003, S. 243–266; *Ralf Banken*, Kurzfristiger Boom oder langfristiger Forschungsschwerpunkt? Die neuere deutsche Unternehmensgeschichte und die Zeit des Nationalsozialismus, in: GWU 56, 2005, S. 183–196.

184 Bisweilen war der Kontext etwas allgemeiner; so entstand etwa aus der öffentlichen Debatte um die Verwendung von Imprägniermitteln aus der Produktion der Degussa beim Bau des Berliner Holocaust-Mahnmals der Sammelband *Jürgen Lillteicher* (Hrsg.), Profiteure des NS-Systems? Deutsche Unternehmen und das »Dritte Reich«, Berlin 2006.

ma der öffentlichen Diskussionen der zurückliegenden Jahre gewesen ist, bleibt hier ausgeblendet, auch wenn unter diesen Zwangsarbeitern auch jüdische Konzentrationslagerhäftlinge waren. Was die Vernichtung der jüdischen Gewerbetätigkeit angeht, hat die öffentliche Aufmerksamkeit sich vor allem auf die Rolle von Unternehmen als Erwerber jüdischer Konkurrenzfirmen konzentriert. Nicht so sehr beachtet wurde hingegen, in welch starkem Maße sich Unternehmen daneben als einzelne Akteure, in eigens gegründeten Interessenverbänden sowie im Rahmen der Organisationen der gewerblichen Wirtschaft, aus deren Führungspositionen jüdische Vertreter im Zuge der NS-Machtübernahme rasch verdrängt worden waren, auf eine Schwächung und Diskriminierung der jüdischen Konkurrenz hinarbeiteten und dabei vor allem auf deren Liquidation zielten.[185] Doch auch im Falle von Übernahmen jüdischer Firmen stellt der Erwerb durch ein nichtjüdisches Unternehmen nicht unbedingt den typischen Fall dar. Frank Bajohr geht in seiner Hamburger Untersuchung von der Schätzung aus, dass nur etwa ein Drittel der Erwerber jüdischer Unternehmen andere, bereits etablierte Unternehmen waren.[186] Bezüglich der Stadt Bamberg wurde ermittelt, dass über die Hälfte der Käufer Einzelpersonen waren, die den Erwerb eines jüdischen Unternehmens dazu nutzten, um eine eigene unternehmerische Existenz zu gründen und dass von ihnen sehr viele zuvor Angestellte des jeweiligen Unternehmens waren.[187] Für die Bankenbranche hat Ingo Köhler genaue Zahlen ermittelt, nach denen nur 7 Prozent der jüdischen Privatbanken durch bestehende Konkurrenzunternehmen übernommen wurden, 13 Prozent hingegen durch Einzelpersonen, von denen wiederum die ganz überwiegende Mehrheit aus der Bank selbst stammten (80 Prozent der jüdischen Privatbanken wurden hingegen liquidiert).[188] Die Fixierung der Forschung auf Unternehmen als »Ariseure« entspricht also auch hier nicht unbedingt den realen Proportionen. Die Bestrebungen der Nationalsozialisten, ihren rhetorischen Bekenntnissen gegen wirtschaftliche Konzentrationstendenzen und für die Schaffung mittelständischer Existenzen zumindest auf dem Gebiet des Transfers jüdischen Unternehmensbesitzes auch tatsächlich Geltung zu verschaffen, wurden dagegen eher selten untersucht.[189]

Frank Bajohr hat darauf hingewiesen, dass die gelenkte und reglementierte NS-Kriegswirtschaft für Viele einen »closed shop« darstellte, der Firmenneugründungen nahezu unmöglich gemacht habe.[190] Dies eröffnet den Blickwinkel auf die sozialen Mobilitätspotenziale, die mit den Verdrängungs- und Umverteilungsprozessen im Rahmen der wirtschaftlichen Verfolgung der Juden verbunden waren. In eindrücklicher Weise haben dies Hartmut Berghoff und Cornelia Rauh-Kühne am Beispiel des süddeutschen Unternehmers Fritz Kiehn thematisiert, dessen Leben sie virtuos in die zeitgenössischen Rahmenzusammenhänge einbetten.[191] Dem Protagonisten, einem mittelständischen Unternehmer der Papierindustrie, boten sich seit 1935 durch die Auswirkungen der Judenverfolgung ungeahnte Möglichkeiten, seinen Traum vom Aufstieg zum Großunternehmer durch den Zukauf jüdischer Firmen zu verwirklichen, die er skrupellos und auch gegen Widerstände zu nutzen versuchte.[192] Als primäre Antriebskraft sehen die Autoren dabei nicht allein betriebswirtschaftliche Rationalität am Werk, sondern vor allem auch eine unstillbare Großmannssucht und den Willen zum sozialen Aufstieg. Innerhalb der ältere Hierarchien

185 *Bajohr*, Verfolgung, S. 631–634.
186 *Bajohr*, Arisierung, S. 245.
187 *Fichtl/Link/May* u. a., Bambergs Wirtschaft, S. 145 f., 154.
188 *Köhler*, Arisierung, S. 193, 324.
189 Am Beispiel von Filialunternehmen hierzu *Bajohr*, Arisierung, S. 241–250; vgl. auch *Kratzsch*, Gauwirtschaftsapparat, S. 224–226.
190 *Bajohr,* Verfolgung, S. 649.
191 *Hartmut Berghoff/Cornelia Rauh-Kühne*, Fritz K. Ein deutsches Leben im zwanzigsten Jahrhundert, Stuttgart/München 2000.
192 Ebd., S. 119–140; ein ähnliches Beispiel bei *Bräutigam*, Unternehmer, S. 309–326.

und Distinktionen partiell aufbrechenden Cliquenwirtschaft des Nationalsozialismus tat sich für solche Aufstiegswilligen ein ganz neues Möglichkeitsfeld auf.[193]

Natürlich standen im Rahmen der Forschungen zur »Arisierung« vor allem auch die deutschen Großunternehmen im Fokus. Peter Hayes untersuchte in seiner Darstellung zur Geschichte der Degussa während des Nationalsozialismus auch alle Übernahmen jüdischer Firmen, die das Unternehmen in dieser Zeit tätigte.[194] Dabei stellt er fest, dass die Degussa in den ersten Jahren des Regimes vor allem dann aktiv wurde, wenn die durch die Judenverfolgung geschaffenen Anreize mit den eigenen Expansionsstrategien zusammenfielen, bei solchen Übernahmen den jüdischen Verkäufern aber durchaus noch faire Angebote machte und die angesichts der Rechtsungleichheit gegebenen Handlungsspielräume nicht bis zum Äußersten ausschöpfte. Dies änderte sich allerdings im Laufe der Zeit, und spätestens seit 1938/39 begann die Degussa sich auch an eindeutigen Unrechtsgeschäften zu beteiligten sowie auch aus eigener Initiative NS-Verfolgungsinstanzen einzuschalten, um Druck auf jüdische Verkaufspartner auszuüben.

Ein solcher Entwicklungsprozess lässt sich an vielen Beispielen beobachten, wobei zuletzt vor allem der Flick-Konzern im Fokus der Aufmerksamkeit stand, dem gleich mehrere großangelegte Projekte gewidmet wurden.[195] Die Expansion des Konzerns durch die Übernahme jüdischer Konkurrenten nahm schließlich mit der Einverleibung der verschiedenen Teile der böhmischen Petschek-Konzerne so außergewöhnlichen Umfang an, dass sie bereits bei Raul Hilberg als Prototyp der »Arisierung« überhaupt erschien.[196] Kim Priemel hat in seiner epochenübergreifenden Flick-Konzerngeschichte dessen Übernahmen als Teil einer Strategie vertikaler und horizontaler Integration sowie regionaler Expansion betrachtet.[197] Den übergreifenden Rahmen für die Strategiebildung innerhalb des Konzerns bildete die staatliche Rüstungskonjunktur, welche Flick zu nutzen wusste, um sich dem NS-Regime immer wieder als Partner und Ausführungsorgan für dessen wirtschaftspolitische Pläne und Vorhaben anzudienen. Priemel sieht dabei aber einen strikten ökonomischen Primat für die Konzernführung als handlungsleitend wirksam, der sich unter anderem darin zeigt, dass keineswegs jede sich bietende Gelegenheit zur »Arisierung« auch genutzt wurde, wenn diese sich nicht auch mit der betriebswirtschaftlichen Strategielinie deckte.[198] Für die späteren Übernahmen einschließlich des Petschek-Konzerns arbeitet Priemel vor allem die Art und Weise heraus, in der Flick immer wieder seine Beziehungen zur NS-Wirtschaftsführung nutzbar machte, um seine Expansionspläne durch den Druck staatlicher Stellen zu forcieren, diese als gleichsam im höheren öffentlichen Interesse liegend erscheinen und sich dies auch immer wieder offiziell zertifizieren zu lassen. Bernhard Gotto, der im Rahmen der kurz danach erschienenen Flick-Darstellung des Instituts für Zeitgeschichte München den Verlauf der einzelnen Übernahmeverhand-

---

193 Vgl. auch *Andreas Heusler*, Styler alias Stiehler – Profil eines »Ariseurs«, in: *Baumann/Heusler*, München, S. 198–217.

194 *Peter Hayes*, Die »Arisierungen« der Degussa AG. Geschichte und Bilanz, in: *Wojak/Hayes*, Arisierung, S. 85–123; *ders*., Degussa, S. 94–126.

195 Neben den im Folgenden genannten Publikationen werden demnächst noch die Ergebnisse eines Jenaer Forscherteams erscheinen: *Ralf Ahrens/Norbert Frei/Jörg Osterloh* u. a., Flick. Der Konzern, die Familie, die Macht, München 2009.

196 Vgl. auch *L. M. Stallbaumer*, Big Business and the Persecution of Jews. The Flick Concern and the »Aryanization« of Jewish Property Before the War, in: Holocaust and Genocide Studies 13, 1999, S. 1–27.

197 *Kim Christian Priemel*, Flick. Eine Konzerngeschichte vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik, Göttingen 2007, S. 349–352, 371–383, 390–431; sowie *ders.*, Die »Arisierung« der Hochofenwerke Lübeck A. G. Lokale Initiative, individueller Opportunismus und wirtschaftspolitische Großwetterlage 1933–38, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 132, 2007, S. 177–209.

198 Ebd., S. 352.

lungen und -prozesse noch einmal in aller Ausführlichkeit nachgezeichnet hat, legt noch etwas stärkeren Akzent auf eine prozessorientierte Herangehensweise, indem er auf die Erfahrungsbildung der Beteiligten im Laufe der Zeit abhebt.[199] Bereits im Zusammenhang mit den nicht zustande gekommenen Übernahmeofferten in den ersten Jahren der NS-Herrschaft wurde den Akteuren um Friedrich Flick danach die geschwächte rechtliche Stellung der jüdischen Unternehmer und der brutale staatliche Ausschaltungswille deutlich vor Augen geführt. Diese Ausgrenzungstendenzen gleichsam in der Praxis internalisierend, nutzte die Konzernleitung in späterer Zeit dann die Rechtsungleichheit jüdischer Vertragspartner auch selbst gezielt und ohne moralische Hemmungen aus, wobei andererseits vermieden werden sollte, nach außen allzu sehr als skrupelloser Profiteur der NS-Judenverfolgung zu erscheinen.

Gegenstand gründlicher Forschungen wurden in den letzten Jahren auch die deutschen Großbanken.[200] Als Erwerber jüdischer Privatbanken spielten diese eine eher geringe Rolle, allerdings waren sie an zahlreichen Liquidationen solcher Banken beteiligt, bei denen sie sich ebenfalls Teile des Geschäfts aneigneten. Zudem wurden einige der bedeutendsten jüdischen Privatbanken durch Großbanken übernommen. So erwarb zum Beispiel die Dresdner Bank in einem längeren Prozess das traditionsreiche Bankhaus Gebr. Arnold. Dabei legte sie nach der Darstellung Ingo Köhlers während der eigentlichen Verkaufsverhandlungen sowie bei den Verfahrensweisen der Übernahme zunächst ein kaufmännisch durchaus korrektes Verhalten an den Tag, verließ diesen Weg allerdings nach Vertragsschluss, um mit juristischen Mitteln nachträgliche Änderungen an den Verträgen durchzusetzen, gegen die sich die jüdischen Inhaber nur noch unzureichend zur Wehr setzen konnten.[201]

Wichtig war unterdessen vor allem auch die Rolle, die Großbanken als Vermittler und als Kreditgeber bei Übernahmen von Unternehmen aus jüdischem Besitz spielten. Hier finden sich in den vorliegenden Studien durchaus unterschiedliche Akzente. Harold James erwähnt in seiner Darstellung der Deutschen Bank mehrmals auch den Schaden, den Filialen an Orten mit hoher jüdischer Bevölkerung durch deren wirtschaftliche Verfolgung erlitten und sieht daher die Bank nicht unbedingt von vornherein an der »Arisierung« interessiert. Mehrmals wird auch die Hilfestellung erwähnt, die die Bank ihren jüdischen Kunden bei der Anbahnung und Abwicklung eines Verkaufs sowie beim Vermögenstransfer geben konnte, während bisweilen aber auch Druck auf Kunden ausgeübt worden sei.[202] Bernhard Lorentz sieht die Großbanken hingegen geradezu als Motoren des Geschehens und rückt insbesondere die großen Institute aufgrund ihrer Netzwerkfunktion in die zentrale Akteursposition, was allerdings etwas überzogen sein dürfte.[203] Dagegen setzt Ludolf Herbst den Handlungsspielraum der Banken viel geringer an, während er vielmehr die NSDAP und ihre Gliederungen als Hauptakteure sieht.[204] Er betrachtet dabei das Handeln der Banken unter dem Blickwinkel ihrer geschäftlichen Routinen, nämlich der Vergabe von Krediten und der Minimierung von Risiken. Risiken vergrößerten sich, wenn jüdische Unternehmer durch die Verfolgung in wirtschaftliche Schwierigkeiten gerieten; allerdings bedeuteten auch die Unwägbarkeiten einer Übernahme ein Risiko, des Weiteren

---

199 *Johannes Bähr/Axel Drecoll/Bernhard Gotto* u. a., Der Flick-Konzern im Dritten Reich, München 2008, S. 295–378.

200 Einen ersten Überblick gibt *Dieter Ziegler*, Die deutschen Großbanken im »Altreich« 1933–1939, in: *Dieter Stiefel* (Hrsg.), Die politische Ökonomie des Holocaust. Zur wirtschaftlichen Logik von Verfolgung und »Wiedergutmachung«, Wien 2001, S. 117–147.

201 *Köhler*, Arisierung, S. 207–243.

202 *Harold James*, Die Deutsche Bank und die »Arisierung«, München 2001, S. 37–126.

203 *Bernhard Lorentz*, Die Commerzbank und die »Arisierung« im Altreich. Ein Vergleich der Netzwerkstrukturen und Handlungsspielräume von Großbanken in der NS-Zeit, in: VfZ 50, 2002, S. 237–268.

204 *Herbst*, Banker.

stellte die Person des Erwerbers einen Unsicherheitsfaktor dar. Herbst plädiert dafür, die Analyse weniger an spektakulären Einzelfällen sondern an dem »statistischen Normalverlaufstypus« auszurichten. Danach nahmen die Banken in ihrem Interesse an der Aufrechterhaltung der Kreditbeziehung meistens die Rolle »des ruhenden Pols«[205] ein, indem sie die prekäre Phase des Übergangs überbrücken halfen, was sich mit den Interessen der jüdischen Verkäufer partiell decken mochte. Dieter Ziegler betont hingegen erneut die Uneinheitlichkeit des Geschehens um die »Arisierung«, sieht aber die von ihm untersuchte Dresdner Bank durchaus nicht in einer passiven Rolle. Vielmehr sei von ihr oftmals die Initiative zum Verkauf jüdischer Unternehmen ausgegangen, die dabei zum einen den Einfall konkurrierender Institute in ihren Kundenstamm verhindern, aber auch im Wettbewerb mit anderen Banken neue Kreditkunden zu gewinnen suchte.[206] Solche nicht quantifizierbaren Vorteile standen im Übrigen für die Großbanken im Vordergrund, nicht die erzielbaren Vermittlungsprovisionen.[207] Auch deswegen erscheinen frühere Schätzungen zu den angeblich gigantischen Erlösen aus dem »Arisierungsgeschäft« eher an der Sache vorbeizugehen.[208]

Auch im Rahmen der staatlichen Entziehung jüdischen Vermögens befanden sich die Banken an einer entscheidenden Schnittstelle. Die deutsche Finanzverwaltung hatte viele der Aufgaben, die sich mit der massenhaften Sperrung jüdischer Konten seit 1938/39 ergaben, kurzerhand an die Finanzinstitute delegiert. Sensibel zeichnet Hannah Ahlheim anhand des Beispiels der Commerzbank nach, wie sich hierdurch das Verhältnis der Bank zu ihren jüdischen Kunden radikal veränderte.[209] Indem die kontoführenden Filialen die Bestimmungen zur Verfügungsbeschränkung exerzierten, übernahmen sie dadurch immer stärker quasi-hoheitliche Funktionen: Die Bank agierte damit »als verlängerter Arm der Finanzbehörden, überwachte ihre jüdischen Kunden mehr, als dass sie sie betreute.«[210] In diesem Zuge wurden die Mitarbeiter der Filialen direkte Zeugen der sozialen Deklassierung ihrer jüdischen Kunden und des Verlusts ihrer Würde, indem sie intime Einblicke in deren Alltagsverhältnisse und Geldsorgen erhielten. Der Ausgrenzungsprozess spielte sich vor ihren Augen ab und wurde durch die Mitarbeit der Banken bei der Vermögenskontrolle gleichzeitig weiter vorangetrieben. Ein Profit war bei dieser Mitarbeit indessen nicht zu erzielen, im Gegenteil brachte die Verwaltung der gesperrten jüdischen Konten einen beträchtlichen Mehraufwand mit sich, den die Banken mittels erhöhter Gebühren an ihre jüdischen Kunden weitergaben. Bei der vollständigen Enteignung jüdischen Vermögens im Zuge der 11. Verordnung kam den Banken ebenfalls eine entscheidende Bedeutung zu, mussten diese doch unter ihren jüdischen Kunden diejenigen ausfindig machen, auf die die Bestimmungen der Verordnung zutrafen, um anschließend das Vermögen an den Fiskus zu überweisen. Wie bei der Verwaltung gesperrter Vermögen war auch hier der Handlungsspielraum der Banken sehr eng. Allerdings ergeben sich durch die Forschungen zu Commerzbank und Dresdner Bank interessante Einblicke in die Konflikte zwischen den Banken und der staatlichen Finanzverwaltung.[211] Denn im Falle bereits emigrierter Juden, die noch Vermögen im Inland besaßen, bestanden die Kreditinstitute,

---

205 Ebd., S. 136.
206 *Ziegler*, Dresdner Bank, 253–258.
207 Ebd., S. 426.
208 *Michael Hepp*, Deutsche Bank, Dresdner Bank – Erlöse aus Raub, Enteignung und Zwangsarbeit 1933–1945, in: 1999 15, 2000, S. 64–116, hier: S. 71–93.
209 *Hannah Ahlheim*, Die Commerzbank und die Einziehung jüdischen Vermögens, in: *Herbst/Weihe*, Commerzbank, S. 138–172; *dies*., Deklassierung jüdischer Kunden. Die Commerzbank und die »beschränkt verfügbaren Sicherungskonten« 1938–1945, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 15, 2006, S. 85–112.
210 *Ahlheim*, Commerzbank, S. 170.
211 Ebd., 160–167; *Ziegler*, Dresdner Bank, S. 368–379.

da sie Regressforderungen und Klagen aus dem Ausland fürchteten, auf einem eindeutigen rechtlichen Nachweis des Vermögensverfalls, den die Finanzämter nicht immer zu liefern imstande waren. In den diesbezüglichen Verhandlungen konnten sich die Großbanken insofern durchsetzen, als in Fällen, in denen völlige Rechtssicherheit nicht gewährt werden konnte, die jüdischen Vermögen bei der kontoführenden Bank verblieben. Mit dem Schutz der Interessen ihrer jüdischen Kunden hatte dies allerdings kaum etwas zu tun, vielmehr suchten die Banken allein für sie unabsehbare rechtliche Konsequenzen und Reputationsverluste im Ausland von sich fernzuhalten. Dies zeigt sich auch in der unterschiedlichen Behandlung emigrierter und deportierter Kunden: Waren jüdische Verfolgte von den NS-Machthabern aus dem Deutschen Reich »nach dem Osten« verschleppt worden, befürchteten die Banken keine Regressansprüche und lieferten die betreffenden Vermögenswerte ohne Weiteres an den Staat aus.[212] Dieter Ziegler machte in diesem Zusammenhang eine weitere aufschlussreiche Beobachtung: So weigerte sich die Dresdner Bank nach der Deportation einer ihrer jüdischen Betriebsrentnerinnen, die vertraglich festgelegten Rentenbezüge nun an den Fiskus weiterzuzahlen, der sie aufgrund des Vermögensverfalls beanspruchte. Auf einer Lebensbescheinigung insistierend, argumentierte die Bank dabei, angesichts der Lebensumstände in den Ostgebieten sei die Betreffende wohl kaum noch am Leben.[213] Diese Episoden werfen ein weiteres Licht auf das öffentliche Wissen um die physische Vernichtung der Juden.

Ebenfalls im Zusammenhang mit dem staatlichen Vermögensentzug standen seit den 1990er Jahren immer wieder auch Unternehmen der Versicherungswirtschaft im Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit. Gerald Feldman hat in seiner überragenden Studie zur Geschichte der Allianz AG allerdings darauf aufmerksam gemacht, dass und warum die bisweilen kolportierte Vorstellung einer großen Zahl nachrichtenloser, stillschweigend im Besitz der Unternehmen verbliebenen Versicherungsguthaben jüdischer Verfolgungsopfer fehlgeht.[214] Feldman kann vielmehr zeigen, dass die weitaus überwiegende Mehrzahl der jüdischen Policen in den Jahren 1938/39 von den Versicherungsnehmern selbst gekündigt wurden und zur vorzeitigen Auszahlung kamen, da die jüdischen Verfolgten zum Zwecke der Auswanderung und zur Begleichung der Judenvermögensabgabe liquide Mittel benötigten. Über die ausgezahlten Beträge konnten die jüdischen Betroffenen allerdings nicht mehr frei verfügen. Die Allianz besaß bei dieser Form der »indirekten Enteignung« von Versicherungsguthaben, an der sie betriebswirtschaftlich gar kein Interesse haben konnte, keinerlei Handlungsspielräume. Es waren schließlich nur noch wenige Versicherungspolicen, die dem Reichsfiskus im Zuge der 11. Verordnung direkt zufielen.[215] Auch bei dieser direkten Enteignung waren die Handlungsspielräume der Versicherungsunternehmen sehr gering, allerdings zeigten sie sich mit den nötigen Nachforschungen nach jüdischen Policen in ihrem Besitz administrativ völlig überfordert und beteiligten sich aus diesem Grunde nur schleppend an der Durchführung der staatlichen Einziehung.

Immer wieder wurde in den zahlreichen unternehmensgeschichtlichen Studien zum Nationalsozialismus nach den Motiven der Akteure bei der Beteiligung am NS-Unrecht gefragt, und immer wieder lautete die gleichförmige Antwort, dass die Unternehmen vor allem ökonomischen Gewinninteressen folgten. Vor diesem Hintergrund kritisiert Werner Plumpe einen solchen auf Motive hinzielenden Frageansatz, da er einem grundsätzlichen Missverständnis unterliege.[216] In systemtheoretischer Perspektive sieht er Entscheidun-

---

212 *Ahlheim*, Deklassierung, S. 109.
213 *Ziegler*, Dresdner Bank, S. 98–105.
214 *Feldman*, Allianz, S. 285–332.
215 Hierzu auch Stefan Laube, »Nach einer Mitteilung unserer Geschäftsstelle vom 20. Mai soll Herr Oppenheimer Jude sein«. Über den Umgang mit Lebensversicherungspolicen im Dritten Reich, in: VfZ 51, 2003, S. 339–361.
216 *Plumpe,* Unternehmen, S. 255–264.

gen in Unternehmen nicht durch die Motive ihres Führungspersonals, sondern durch organisationsintern hervorgebrachte Erwartungen gesteuert. Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus veränderte die Routinen der Erwartungsbildung in den deutschen Unternehmen nicht grundlegend, sondern ließ sie durch die Veränderung der Rahmenparameter und entsprechende ökonomische Anreize verstärkt an politischen Vorgaben ausgerichtet sein. Es bedurfte daher laut Plumpe »überhaupt keiner gesonderten Profitgier« der Unternehmen, um sie auch in verbrecherischen Kontexten nach herkömmlichen Routinen kalkulieren zu lassen.[217] In unternehmenshistorischer Hinsicht verspricht daher die Frage, *warum* die Unternehmen sich an NS-Verbrechen beteiligten, keinerlei neue Erkenntnisse, vielmehr ginge es darum, *auf welche Weise* sie dies taten »und wozu sie die dadurch sich ergebenden Handlungsspielräume nutzten«.[218] Während Plumpe allerdings den Bereich der »Arisierung« aus einem solchen Interpretationsansatz eher heraushalten möchte, da hier keine etablierten Entscheidungsroutinen existierten, nimmt Christoph Buchheim in seiner Synthese zur Geschichte der Unternehmen im Nationalsozialismus eine solche Einschränkung nicht explizit vor.[219] Er wendet sich insbesondere gegen die noch immer wirksame Vorstellung einer Quasi-Verstaatlichung der Wirtschaft im Nationalsozialismus, indem er die Unternehmen ebenfalls als weiterhin mit autonomen Handlungsspielräumen ausgestattete Organisationen mit ihren je eigenen Planungshorizonten auffasst. Insofern entschieden sich die Unternehmen auf der Basis ökonomischer Anreize aus ihren genuinen Eigeninteressen heraus an der Beteiligung an den NS-Verbrechen und können daher für ihr Handeln auch rechtlich verantwortlich gemacht werden.

VI. Transnationale Perspektiven – Entgrenzung der Verfolgung und Beraubung

Seit 1938 trugen die Nationalsozialisten Verfolgung und Gewalt über die Reichsgrenzen hinaus und steigerten diese im Zuge des Zweiten Weltkrieges bis hin zur Ermordung und Beraubung der jüdischen Bevölkerung aller europäischer Staaten in ihrem Macht- und Einflussbereich. Während die quantitativen Dimensionen der physischen Vernichtung der europäischen Juden mittlerweile hinreichend geklärt sind[220], standen seit den 1990er Jahren auch hier insbesondere die materiellen Aspekte, das Ausmaß der nationalsozialistischen Raubpolitik und der Verbleib jüdischer Vermögenswerte im Fokus der Aufmerksamkeit. Zwar können über die deutsche Urheberschaft der sich über ganz Europa erstreckenden Verfolgungs- und Beraubungsmaßnahmen natürlich keine Zweifel bestehen, doch wurde diese »entgrenzte Geschichte«[221] zuletzt immer stärker Gegenstand jeweils nationaler Aufarbeitungsbestrebungen, seit im Kontext der Debatten um den ungeklärten Verbleib des Vermögens von Holocaust-Opfern sowie im Nachgang zur *Washington Conference on Holocaust-Era Assets* 1998 in vielen Staaten Europas und der Welt Histo-

217 Ebd., S. 263.
218 Ebd., S. 266.
219 *Christoph Buchheim*, Unternehmen in Deutschland und NS-Regime 1933–1945. Versuch einer Synthese, in: HZ 282, 2006, S. 351–390.
220 *Wolfgang Benz* (Hrsg.), Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991.
221 *Constantin Goschler/Philipp Ther*, Eine entgrenzte Geschichte. Raub und Rückerstattung jüdischen Eigentums in Europa, in: *dies*. (Hrsg.), Raub und Restitution. »Arisierung« und Rückerstattung jüdischen Eigentums in Europa, Frankfurt am Main 2003, S. 9–25. Der Sammelband stellt einen der ersten Versuche dar, die vorliegenden Forschungen in vergleichender Perspektive zu bündeln. Vgl. auch den Tagungsband Confiscation of Jewish Property in Europe 1933–1945. New Sources and Perspectives. Symposium Proceedings, Washington, D. C. 2003.

rikerkommissionen ins Leben gerufen wurden, welche bisher unbewältigte Aspekte der nationalen Geschichte im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg und der Vernichtung der europäischen Juden untersuchen sollten.[222] Inzwischen liegen zahlreiche Ergebnisse vor, die nicht selten einen Umfang angenommen haben, der sich kaum noch überschauen lässt. So veröffentlichte etwa die französische *Mission d'étude sur la spoliation des Juifs de France* (1997–2000) ein Dutzend Berichte, während die *Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg* (1996–2001) ihre Ergebnisse in insgesamt 25 Einzelberichten vorlegte. Die *Österreichische Historikerkommission* (1998–2003) benötigte hingegen gar die enorme Zahl von 54 Einzelveröffentlichungen mit insgesamt über 17.000 Seiten, um die Ergebnisse ihrer Forschungen zu Vermögensentzug und Rückerstattung zu präsentieren. Wenn sich auch die Frage erhebt, ob hier des Guten nicht ein wenig zu viel getan und gleichsam Erinnerungskultur ›auf Halde‹ produziert wurde, mag man wiederum eine Ironie dieser Entwicklung darin sehen, dass ausgerechnet Deutschland mittlerweile eines der wenigen Länder Europas darstellt, in dem keine systematische Erforschung der wirtschaftlichen Verdrängung und Beraubung der jüdischen Bevölkerung im Rahmen eines zentralen öffentlichen Großprojektes stattgefunden hat. Im Übrigen aber stimulierten die öffentlichen Debatten der 1990er Jahre natürlich auch zahlreiche Studien jenseits der offiziellen Kommissionsarbeiten. Diese in allen europäischen Sprachen vorliegenden Forschungen können hier nicht ansatzweise erschlossen werden. Die schon mehrmals genannte Gesamtdarstellung von Martin Dean, auf einem umfangreichen Quellenmaterial aus zahlreichen europäischen Archiven, nationalen Kommissionsberichten sowie einer Fülle weiterer Literatur basierend, wird daher zweifellos noch für längere Zeit ein unersetzliches Standardwerk darstellen.[223] Eine zukünftig noch intensivere wechselseitige Verdichtung der europaweiten Forschung ist im Grunde nur in Form arbeitsteiliger, transnationaler Gemeinschaftsprojekte vorstellbar.

Beschränkt man den Blickwinkel zunächst auf diejenigen Territorien, die dem Deutschen Reich im Zuge seiner kriegerischen Expansion eingegliedert wurden, fallen besonders die Prozesse des Transfers von Maßnahmen und der Erfahrungsbildung auf, die wiederum Rückwirkungen auf die Geschehnisse im »Altreich« hatten. Dies trifft vor allem auf die Angliederung Österreichs im März 1938 zu. Noch bevor deutsche Truppen die Grenzen überschritten hatten, kam es hier insbesondere in Wien bereits zu antisemitischen Ausschreitungen und wilden Plünderungen beispiellosen Ausmaßes. Auf eigene Faust hatten sich zahlreiche Personen, darunter viele NS-Anhänger, als selbsternannte Kommissare jüdische Betriebe und Geschäfte angeeignet, um diese nicht selten in kürzester Zeit zugrunde zu richten und auszuschlachten.[224] Es waren diese zunächst nicht unter Kontrolle zu bringenden Vorgänge, die der Reichsführung die Gefahren einer ungesteuerten Umverteilung des jüdischen Vermögens nachdrücklich vor Augen führten. Hans Safrian hat in mehreren Beiträgen nachgewiesen, dass die Geschehnisse in Österreich auf diese Weise auf die NS-Judenpolitik im Reich zurückwirkten und auf unvorhergesehene Weise

---

222 Eine Liste solcher Kommissionen und Einrichtungen bietet die Website des United States Holocaust Memorial Museum, URL: <http://www.ushmm.org/assets/> [5.5.2009]; vgl. auch *Oliver Rathkolb*, Die späte Wahrheitssuche. Historikerkommissionen in Europa, in: Historische Anthropologie 8, 2000, S. 445–453.

223 *Dean*, Robbing the Jews; einen kurzen Überblick liefert auch *Jean-Marc Dreyfus*, L'aryanisation économique et la spoliation pendant la Shoa. Une vision européenne, in: Revue d'histoire de la Shoa 186, 2007, S. 15–41.

224 Hierzu aus der älteren Forschung noch *Herbert Rosenkranz*, Verfolgung und Selbstbehauptung. Die Juden in Österreich 1938–1945, München/Wien 1978; *Hans Witek*, »Arisierungen« in Wien. Aspekte nationalsozialistischer Enteignungspolitik 1938–1940, in: *Emmerich Talós/Ernst Hanisch/Wolfgang Neugebauer* (Hrsg.), NS-Herrschaft in Österreich 1938–1945, Wien 1988, S. 795–816; sowie *Gerhard Botz*, Arisierungen in Österreich (1938–1940), in: *Stiefel*, Die politische Ökonomie des Holocaust, S. 29–56.

den Prozess der Enteignung und Vertreibung insgesamt beschleunigten und radikalisierten.[225] So war die Anmeldepflicht für sämtliches jüdisches Vermögen ursprünglich als regionale Maßnahme in Wien projektiert worden, um den wilden Vermögensentzug einzudämmen und eine Grundlage für zentrale staatliche Steuerung zu schaffen, wurde aber schließlich mit reichsweiter Wirkung verfügt. Nach dem Novemberpogrom, in dessen Verlauf es in Österreich erneut zu besonders umfangreichen Plünderungen von Privateigentum kam, wurde durch den Minister für Handel und Verkehr Hans Fischböck die dort seit längerem eingeschlagene Strategie des flächendeckenden Entzugs der Verfügungsrechte und der planmäßigen Liquidation großer Teile des jüdischen Einzelhandels Hermann Göring als reichsweite Maßnahme vorgeschlagen, der dies begeistert aufnahm. Schließlich wurde auch die im Sommer 1938 in Wien eingerichtete sogenannte Zentralstelle für jüdische Auswanderung, welche durch eine erzwungene Umlagefinanzierung die Zwangsemigration der österreichischen Juden forciert hatte[226], Anfang 1939 als reichsweite Institution installiert. Einige der sich in Österreich einspielenden Verfahren wurden auf diese Weise, wenn auch nicht mechanisch, auf das ganze Reich übertragen. Das in Österreich besonders intensive Spannungsverhältnis zwischen zentraler staatlicher Kontrolle und dezentraler Bereicherung diente im Übrigen auch Berthold Unfried im Rahmen der Arbeit der Historikerkommission als analytischer Ansatzpunkt für die Untersuchung der dortigen Geschehnisse.[227] Die »Arisierung« in Österreich versteht er infolgedessen als Kombination zweiter Grundtendenzen, die sich mit dem Begriff der Wirtschaftsrationalisierung auf der einen, mit dem – allerdings sehr missverständlichen – Begriff der »NS-Wiedergutmachung« (gemeint ist die Begünstigung und Versorgung von NS-Anhängern) auf der anderen Seite erfassen lassen.[228]

Die Erfahrungen mit der Entwicklung in Österreich bildeten wiederum einen wichtigen Hintergrund für das deutsche Vorgehen im nach dem Münchner Abkommen vom September 1938 an das Reich angeschlossenen Sudetenland, wie Jörg Osterloh in seiner ausführlichen Darstellung zeigen kann.[229] Das Reichswirtschaftsministerium suchte hier die Dinge von vornherein stärker seiner Kontrolle und Steuerung zu unterwerfen, wenn auch ein wildes Kommissarwesen zu Anfang nicht ganz verhindert werden konnte. Die Übernahme und Liquidation jüdischer Unternehmen im hochindustrialisierten Sudetenland war indessen in den größeren Rahmen der rüstungs- und industriewirtschaftlichen Planungen für dieses Gebiet eingespannt. So wurden die dortigen kapitalstärksten Unternehmen vor allem von Großunternehmen aus dem Altreich übernommen, die somit zusammen mit den Großbanken in erster Linie zu den Profiteuren der »Arisierung« gehörten, während auf die Interessen der sudetendeutschen Bevölkerung zu deren Unmut vergleichsweise wenig Rücksichten genommen wurden.[230] Wurden im Sudetenland die bisherigen Erfahrungen genutzt und die im Reich zum Teil gerade in Entstehung befindlichen Maßnahmen rasch übertragen, so weist Bernhard Rosenkötter im Rahmen seiner Untersuchungen zur Tätigkeit der Haupttreuhandstelle Ost in den dem Reich eingegliederten Ge-

225 *Hans Safrian*, Beschleunigung der Beraubung und Vertreibung. Zur Bedeutung des »Wiener Modells« für die antijüdische Politik des »Dritten Reiches« im Jahr 1938, in: *Goschler/Lillteicher*, Arisierung, S. 61–89; *ders*., Kein Recht auf Eigentum. Zur Genese antijüdischer Gesetze im Frühjahr 1938 im Spannungsfeld von Peripherie und Zentrum, in: *Stengel*, Vor der Vernichtung, S. 245–262.

226 *Gabriele Anderl/Dirk Rupnow*, Die Zentralstelle für jüdische Auswanderung als Beraubungsinstitution, München 2004.

227 *Ulrike Felber/Peter Melichar/Markus Priller* u. a., Ökonomie der Arisierung, Bd. 1: Grundzüge, Akteure, Institutionen, München 2004, S. 166–226.

228 Ebd., S. 222.

229 *Jörg Osterloh*, Nationalsozialistische Judenverfolgung im Reichsgau Sudetenland 1938–1945, München 2006, S. 301–482.

230 Ebd., S. 391–393.

bieten Polens noch auf eine weitere Kontinuitätslinie in der NS-Enteignungspolitik hin.[231] In dieser zum Zwecke der Erfassung, Verwaltung und Verwertung des gesamten Vermögens des polnischen Staates sowie der polnischen Bürger geschaffenen Einrichtung sieht er auffallende Parallelen zu den bisherigen Plänen und Institutionen auf dem Gebiet der antisemitischen Enteignungspolitik. Somit seien die dort gemachten Erfahrungen nun auch für die Enteignung anderer Bevölkerungsgruppen, nämlich der nicht-jüdischen polnischen Bevölkerung der eingegliederten Gebiete, nutzbar gemacht und weiterentwickelt worden.[232]

Die Nationalsozialisten hatten damit im Verlauf der Jahre 1938/1939 ein Arsenal von Maßnahmen und Einrichtungen zur Enteignung der jüdischen Bevölkerung geschaffen, das während des Krieges in die besetzten und verbündeten Staaten exportiert und dabei weiterentwickelt wurde. Fast überall kamen die Instrumente einer zwangsweisen Vermögensanmeldung, eines staatlichen Treuhändersystems für jüdische Unternehmen, der systematischen Sperrung von Bankguthaben und Wertpapierdepots, antisemitischer Strafabgaben, der Schaffung zentraler Verwaltungs- und Verwertungsfonds, des Zugriffs auf die jüdischen Gemeinden und Organisationen sowie bisweilen auch der flächendeckenden und pauschalen Enteignung zur Anwendung, wenn auch in jeweils unterschiedlicher Form und Abfolge.[233] Götz Aly hat darüber hinaus auf ein europaweites Muster aufmerksam gemacht, nach dem die Enteignung des jüdischen Vermögens in den besetzten Ländern durch die dortigen Regierungen jeweils auf indirekte, aber gezielte Weise der deutschen Kriegsfinanzierung diente, indem sie sich stabilisierend auf die durch die Besatzungsentnahmen zerrütteten nationalen Volkswirtschaften auswirkte und damit deren weitere Indienstnahme durch die Deutschen erst ermöglichte.[234] Inwieweit diese Deutung tragfähig und erkenntnisfördernd ist, werden weitere Forschungen zeigen müssen. Allerdings fällt bereits ins Auge, dass es sich hierbei um eine sehr eingeschränkte Perspektive handelt, die sich im Grunde nur für die Deutschen interessiert, während die europäischen Unterworfenen und Verbündeten allenfalls als ihre passiven und willfährigen Handlanger erscheinen. Tatsächlich haben zahlreiche Forschungen jedoch bereits das Spannungsverhältnis von Kollaboration und Besatzung, beiderseitige Handlungsspielräume und das Gegeneinander widerstreitender Interessen sowie die Bedeutung lokaler Entwicklungsdynamiken und einheimischer Nutznießer bei der Beraubung der europäischen Juden in den Blick genommen.

Was die Strukturen der Besatzungsverwaltung angeht, bestanden bekanntlich insbesondere zwischen West- und Osteuropa fundamentale Unterschiede. Jean-Marc Dreyfus sieht wiederum unter den westeuropäischen Ländern die Niederlande und Frankreich bei einigen Ähnlichkeiten als die am meisten gegensätzlichen Beispiele.[235] Da in den Niederlanden keine Kollaborationsregierung existierte, lag die Kontrolle des Enteignungsprozesses im Wesentlichen in den Händen des deutschen Reichskommissariats. Unter dem zuvor in Österreich tätigen Generalkommissar für Wirtschaft und Finanzen Hans Fischböck wurde das im Reich zuvor nur angedachte Modell eines zentralen Fonds zur Verwaltung

---

231 *Bernhard Rosenkötter*, Treuhandpolitik. Die »Haupttreuhandstelle Ost« und der Raub polnischer Vermögen 1939–1945, Essen 2003.

232 *Ders*., »… eine der radikalsten Räubereien in der Weltgeschichte …«. Die Rolle der Haupttreuhandstelle Ost und ihrer »Sonderabteilung Altreich«, in: *Stengel*, Vor der Vernichtung, S. 114–124, hier: S. 115.

233 Vgl. auch *Martin Dean*, Der Raub jüdischen Eigentums in Europa. Vergleichende Aspekte der nationalsozialistischen Methoden und der lokalen Reaktionen, in: *Goschler/Ther*, Raub, S. 26–40.

234 *Aly*, Hitlers Volksstaat, S. 209–308.

235 *Jean-Marc Dreyfus*, Die Enteignung der Juden in Westeuropa, in: *Goschler/Ther*, Raub, S. 41–57.

des gesamten jüdischen Kapitalvermögens schließlich hier annähernd in Reinform verwirklicht.[236] Wurde in den Niederlanden auf diese Weise im europäischen Vergleich ein Höchstmaß an Zentralität und Rigorosität erreicht, so verblieb etwa in Frankreich der gesamte Verdrängungs- und Enteignungsprozess in der Verantwortung der einheimischen Verwaltung. Obwohl diese, auch um eine allzu starke deutsche Durchdringung der heimischen Wirtschaft abzuwehren, die antisemitischen Maßnahmen in eigener Regie und ohne Widerstände durchsetzte, führten doch Kompetenzkonflikte und institutionelle Reibungsverluste insgesamt dazu, dass die Enteignung der Juden in Frankreich weniger vollständig ausfiel.[237] Während in den Staaten Westeuropas der Prozess des Vermögensentzugs vor allem durch Gesetzesakte und unter Indienstnahme der heimischen Staatsverwaltungen vorangetrieben wurde und die deutschen Machthaber einigen Wert auf die legalistische Verschleierung ihrer gegen das Kriegsrecht verstoßenden Enteignungsabsichten legten, nahmen diese in den besetzten Ländern Osteuropas nicht selten die Form offener Beraubung und Plünderung an. Während im Westen der Vermögensentzug zumeist der Deportation vorausging, fielen insbesondere auf dem eroberten Territorium der Sowjetunion und namentlich in der Anfangsphase Massenexekutionen und materielle Ausplünderung unmittelbar zusammen.[238] Die Flut gesetzlicher Vorschriften diente oftmals eher zur nachträglichen Legalisierung bereits gängiger Praktiken. Die Phase der Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung brachte bereits einen weitgehenden Vermögensverlust für die Verfolgten mit sich, der ihre individuellen Überlebenschancen zudem gravierend verringerte, bevor ihnen schließlich in den Vernichtungslagern noch die letzten Habseligkeiten geraubt wurden. Charakteristisch für die eroberten Gebiete Osteuropas war es des Weiteren, dass die jüdischen Vermögenswerte, sofern sie nicht durch wilde Plünderungen und Korruption bereits versickert waren, vor allem zur Finanzierung der lokalen deutschen Besatzungsverwaltung herangezogen wurden. Außerdem fungierte die Aussicht auf Vermögensgegenstände verschleppter und ermordeter Juden als erheblicher Anreiz für die indigene nicht-jüdische Bevölkerung, an der Verfolgung und Beraubung zu partizipieren. Abschließend sei nur knapp darauf hingewiesen, dass auch in den mit dem Deutschen Reich verbündeten Staaten Ostmitteleuropas Maßnahmen zur wirtschaftlichen Verdrängung und Beraubung der jüdischen Bevölkerung ergriffen und durchgesetzt wurden. Die großen Unterschiede, die dabei etwa zwischen der Slowakei, Ungarn und Rumänien bestanden, verdeutlichen die autonomen Handlungsspielräume der dortigen Regierungen, machen vor allem aber auch auf eigenständige Entwicklungslinien in diesen Ländern und die Rolle des indigenen Antisemitismus aufmerksam.[239] Die Bedeutung und die Formen

236 Zu den Niederlanden v. a. *Gerard Alders*, Geraubt! Die Enteignung jüdischen Besitzes im Zweiten Weltkrieg, Köln 2000; *ders*., Organized Looting. The Nazi Seizure of Jewish Property in the Netherlands 1940–1945, in: *Feldman/Seibel*, Networks, S. 168–188.

237 *Dreyfus*, Enteignung, S. 51; zu Frankreich neben den Kommissionsberichten v. a. *ders*., Pillages sur ordonnances. Aryanisation et restitution des banques en France 1940–1953, Paris 2003; *Philipp Verheyde*, The Looting of Jewish Property and Franco-German Rivalry 1940–1944, in: *Feldman/Seibel*, Networks, S. 69–87, sowie zuletzt *Martin Jungius*, Der verwaltete Raub. Die »Arisierung« der Wirtschaft in Frankreich in den Jahren 1940 bis 1944, Ostfildern 2008.

238 Hierzu v. a. *Yitzhak Arad*, Plunder of Jewish Property in the Nazi-Occupied Areas of the Soviet Union, in: Yad Vashem Studies 29, 2001, S. 109–148; *Dieter Pohl*, Der Raub an den Juden im besetzten Osteuropa 1939–1942, in: *Goschler/Ther*, Raub, S. 58–69; *Martin Dean*, Geplündert, verwaltet und verkauft. Die Enteignung der Juden in der besetzten Sowjetunion, in: *Stengel*, Vor der Vernichtung, S. 308–327.

239 *Tatjana Tönsmeier*, Der Raub des jüdischen Eigentums in Ungarn, Rumänien und der Slowakei, in: *Goschler/Ther*, Raub, S. 73–91; *Christian Gerlach/Götz Aly*, Das letzte Kapitel. Realpolitik, Ideologie und der Mord an den ungarischen Juden 1944/45, Stuttgart 2002, S. 186–239; *Ronald W. Zweig*, The Gold Train. The Destruction of the Jews and the Looting of Hungary, New York 2002; *Jean Ancel*, The Economic Destruction of Romanian Jewry, Jerusalem 2007.

lokaler Nutznießerschaft, die hiermit ebenfalls angesprochen sind, bleiben eines der wesentlichen Felder für zukünftige Forschungen, zusammen mit den Interaktionen zwischen Institutionen des Deutschen Reiches und den besetzen oder verbündeten Staaten sowie den Finanzströmen und den transnationalen Verwertungsweisen des geraubten jüdischen Vermögens.

In diesem Zusammenhang sind zunehmend auch die neutralen Staaten und erneut private Unternehmen in den Blick der Forschung gerückt, nachdem diese zum Teil in den 1990er Jahren Adressaten von Wiedergutmachungsforderungen von Opfervertretern geworden waren. Unter den diesbezüglichen Forschungen stechen insbesondere die Arbeiten von Ingo Loose über die Tätigkeit der deutschen Großbanken im von Deutschland besetzten Polen heraus.[240] Deren Filialen ließen sich auch dort auf eine umfangreiche Beteiligung an der nationalsozialistischen Enteignungspolitik ein, indem sie bei der Abbuchung beschlagnahmter Guthaben tätig wurden, die Liquidation jüdischer und polnischer Kreditinstitute organisierten und die Konten zwangsverwalteter Unternehmen führten.[241] Dabei agierten sie oftmals in nächster Nähe zu den Vorgängen der Ghettoisierung, Umsiedlung, Deportation und Ermordung und verfügten daher über »mindestens ausreichende, im Einzelfall präzise Kenntnisse von der Judenvernichtung.«[242] Im Vergleich zum Ertrag dieser Forschungen sind die Resultate der intensiven Recherchen über den Verbleib von geraubtem Gold, nachrichtenlosen Konten und anderen Vermögenswerten jüdischer Verfolgungsopfer hinter den übersteigerten Erwartungen, die in der Öffentlichkeit in diesem Zusammenhang geweckt worden waren, deutlich zurückgeblieben. Martin Dean hat diese insbesondere auf die Schweiz und einige transnational agierende Unternehmen gerichteten Bemühungen, was ihren Beitrag für das Verständnis der Judenvernichtung insgesamt angeht, mit einer treffenden Bemerkung als »looking through the wrong end of the telescope« charakterisiert, wenn er auch ihren Erkenntniswert bezüglich der Antriebe zur Kooperation mit dem Deutschen Reich dennoch nicht gänzlich bestreiten möchte.[243]

Was die quantitativen Dimensionen der Geschehnisse angeht, ist immer wieder die Frage nach dem Gesamtumfang des geraubten jüdischen Vermögens gestellt worden.[244] Eine entsprechende Summe wird allerdings wohl nicht genannt werden können. Selbst wenn es möglich wäre, alle offiziell verbuchten Beträge aus dem Vermögensentzug und

---

240 *Ingo Loose*, Die Beteiligung deutscher Kreditinstitute an der Vernichtung der ökonomischen Existenz der Juden in Polen 1939–1945, in: *Herbst/Weihe*, Commerzbank, S. 223–271; *ders*., Credit Banks and the Holocaust in the Generalgouvernement 1939–1945, in: Yad Vashem Studies 34, 2006, S. 177–218; *ders*., Kredite für NS-Verbrechen. Die deutschen Kreditinstitute in Polen und die Ausraubung der polnischen und jüdischen Bevölkerung 1939–1945, München 2007; vgl. außerdem *Christoph Kreutzmüller*, Händler und Handlungsgehilfen. Der Finanzplatz Amsterdam und die deutschen Großbanken (1918–1945), Stuttgart 2005; *ders./Jaroslav Kučera*, Die Commerzbank und die Vernichtung der jüdischen Gewerbetätigkeit in den böhmischen Ländern und den Niederlanden, in: *Herbst/Weihe*, Commerzbank, S. 173–222; zur Rolle der niederländischen Großbanken *Milja von Tielhof*, Banken und Besatzer. Niederländische Großbanken 1940–1945, Münster 2007; zur Dresdner Bank *Harald Wixforth*, Auftakt zur Ostexpansion. Die Dresdner Bank und die Umgestaltung des Bankwesens im Sudetenland 1938/39, Dresden 2001; *ders*., Die Expansion der Dresdner Bank in Europa (Die Dresdner Bank im Dritten Reich, Bd. 3), München 2006.

241 *Loose*, Kredite, S. 142 f.

242 Ebd., S. 186; vgl. auch *ders*., Die Commerzbank und das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau, in: *Herbst/Weihe*, Commerzbank, S. 272–309.

243 *Dean*, Robbing the Jews, S. 376.

244 Zu dieser Diskussion ebd., S. 391–395; *Junz*, Money liefert quantifizierende Untersuchungen zu Deutschland, Österreich, den Niederlanden, Ungarn, Frankreich und Polen; zu Österreich außerdem noch *Helen B. Junz/Oliver Rathkolb/Theodor Venus* u. a., Das Vermögen der jüdischen Bevölkerung Österreichs. NS-Raub und Restitution nach 1945, München 2004; sowie *Michael Pammer*, Jüdische Vermögen in Wien 1938, München 2003.

der Verwertung jüdischen Eigentums sowie die von Privatpersonen erlangten Vermögensgegenstände systematisch aufzuaddieren, wäre dieses Ergebnis nicht mit dem wirtschaftlichen Schaden identisch, den die jüdische Bevölkerung während des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges erlitten hat. Es ist darüber hinaus fraglich, ob nur unter immensem Aufwand erzielbare quantitative Ziffern zum Vermögensentzug unser Verständnis der nationalsozialistischen Judenvernichtung wirklich vertiefen würden. Was den von Götz Aly besonders betonten Beitrag des entzogenen jüdischen Vermögens für die deutsche Kriegsfinanzierung angeht, hat dieser selbst seinen Anteil auf nur etwa fünf Prozent beziffert.[245] Dies und viele andere Hinweise lassen erkennen, dass eine Analyse des Vermögensraubs unter dem Aspekt staatlich erzielter Gewinne nur einen begrenzten Erklärungsansatz darstellen kann. Martin Dean und Ingo Loose haben darauf hingewiesen, dass insbesondere auf dem osteuropäischen Territorium, auf dem sich die Ermordung der europäischen Juden im Wesentlichen abspielte, von einem ökonomischen Gewinn aus den Verbrechen kaum zu sprechen ist. Große Teile der dort geraubten Vermögenswerte gingen in wilder Plünderung verloren, Institutionen- und Kompetenzkonflikte behinderten eine effektive Verwertung, und die Kosten bei der Erfassung und Verwaltung des Vermögens überstiegen mitunter die erzielbaren Erträge. Unter treuhänderischer Verwaltung stehende Unternehmen verloren an Substanz, viele Besitztümer wurden unter Wert verschleudert.[246] Die Ermordung von Millionen Menschen und Arbeitskräften richtete unermesslichen ökonomischen Schaden an. Der Raub des jüdischen Vermögens lässt sich somit »nicht selten nur mehr in Kategorien der Kapitalvernichtung und der Kaufkraftverringerung fassen.«[247] Angesichts dessen scheint sich das Diktum von Götz Aly, der Holocaust bliebe unverstanden, »sofern er nicht als der konsequenteste Massenraubmord der modernen Geschichte analysiert wird«[248] geradezu umzukehren: Wer die nationalsozialistischen Verbrechen nur unter dem Blickwinkel ökonomischer Erträge betrachtet, wird wenig von dem verstehen, was hier geschah.

VII. Wiedergutmachung: Restitution und Entschädigung

Die Forschungsfelder der NS-Raubpolitik und der materiellen Wiedergutmachung für NS-Unrecht sind nicht per se analytisch miteinander verknüpft und waren es auch lange Zeit de facto nicht. Einleitend wurde aber bereits auf die entscheidende Bedeutung der transnationalen Debatten der 1990er Jahre um die ungeklärten Aspekte materieller Wiedergutmachung für Unrecht im Zusammenhang mit der Beraubung und Vernichtung der europäischen Juden hingewiesen, die diese für den Boom der diesbezüglichen Forschungen hatten. Diese enge Verbindung hat bewirkt, dass die wissenschaftliche Aufarbeitung des Unrechts selbst und die Frage der Wiedergutmachung dieses Unrechts sich mittlerweile nahezu unlösbar verbunden haben. Am klarsten tritt dieser Konnex sicherlich in der Aufgabenstellung an die Österreichische Historikerkommission von 1998 zu Tage. Diese ging dahin, den Gesamtumfang des in Österreich während des Nationalsozialismus entzogenen Vermögens aufzuaddieren, ihn den Gesamtleistungen im Rahmen von Rückerstattung und Entschädigung gegenüberzustellen und auf diese Weise gleichsam eine mutmaßliche historische ›Restschuld‹ zu errechnen, an der sich auch der staatliche Umgang mit dem NS-Unrecht bemessen lassen würde.[249] Die Kommission hat indessen selbst

245 *Aly*, Hitlers Volksstaat, S. 313.
246 *Dean*, Robbing the Jews, S. 394.
247 *Ingo Loose*, Die Enteignung der Juden im besetzten Polen, in: *Stengel*, Vor der Vernichtung, S. 283–307.
248 *Aly*, Hitlers Volksstaat, S. 318.
249 Vgl. *Clemens Jabloner/Brigitte Bailer-Galanda/Eva Blimlinger* u. a., Schlussbericht der Historikerkommission der Republik Österreich. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rück-

in ihrem Abschlussbericht darauf hingewiesen, dass ein solches Vorgehen in dieser Form aus praktischen und methodischen Gründen nicht möglich ist. Doch auch über zahlreichen anderen Studien zum antisemitischen Vermögensentzug scheint immer auch die Frage zu schweben, ob die dort dargestellten Unrechtskomplexe auch eine adäquate Wiedergutmachung erfahren haben oder sich diesbezüglich noch Handlungsbedarf ergibt.

In der Forschung hat sich dies in unterschiedlichen methodischen Herangehensweisen niedergeschlagen. Einige der unternehmenshistorischen Studien haben sich auf die Frage nach einer quantitativen Bilanz von »Arisierung« und Rückerstattung für das untersuchte Unternehmen verlegt. So kommt Peter Hayes am Beispiel der Degussa zu dem Ergebnis, dass selbst unter Abzug der nach 1945 gezahlten Rückerstattungsleistungen das Unternehmen mit seinen Erwerbungen aus jüdischem Besitz unter dem Strich immer noch ein gutes Geschäft gemacht habe.[250] Ebenfalls sehr glimpflich verliefen die Rückerstattungsverhandlungen für Friedrich Flick.[251] Die jüdischen Alteigentümer der von ihm übernommenen Firmen erhielten kaum einen Bruchteil des verlorenen Vermögens zurück. Gerade der rasante Wiederaufstieg des Flick-Konzerns in den 1950er Jahren lasse, so Kim Priemel, deutlich werden, »welches Potential zum Wiedereinstieg in die deutsche Privatwirtschaft die jüdischen Restitutionsberechtigten gehabt hätten, wären ihnen angemessene Rückgaben bzw. Kompensationen zuerkannt worden.«[252] Stattdessen blieben die während des Nationalsozialismus vorgenommenen Vermögensumschichtungen im Bereich der Großindustrie auch nach 1945 erhalten. Im Rahmen der Forschungen zur Geschichte der Dresdner Bank während der NS-Zeit ist zuletzt auch ein eigener Band zur frühen Nachkriegszeit erschienen, der die Konsequenzen der deutschen Kriegsniederlage für das Unternehmen sowie dessen Umgang mit der eigenen Vergangenheit umfassend analysiert.[253] Hierin erhält auch das Thema der Wiedergutmachung breiten Raum.[254] Eindeutig lässt sich feststellen, dass die Dresdner Bank im Umgang mit Entschädigungs- und Rückerstattungsforderungen strikten betriebswirtschaftlichen Prämissen folgte und freiwillige Leistungen ausschließlich dann gewährte, wenn das Beschreiten des Rechtsweges in der Abwägung noch größere Belastungen befürchten ließ oder aber spätere staatliche Ausgleichszahlungen für das Geleistete zu erwarten standen. Im Verhalten der Bankakteure zeigt sich darüber ein spannungsreiches Nebeneinander zweier Muster: auf der einen Seite eine äußerst professionelle Routine bei der juristischen Abwicklung von Ansprüchen, welche den verhandelten Schicksalen der Betroffenen keinerlei Aufmerksamkeit gewährte, auf der anderen Seite eine ausgesprochene persönliche Erregung gegenüber jeglichen konkreten Schuldvorwürfen.[255] Die Autoren des Buches interpretieren dies durchgehend als ein völliges Fehlen von Unrechtsbewusstsein, doch scheint eine solche Beobachtung auch eine andere Deutung nahe zulegen, indem sie auf Verdrängung und Schuldabwehr wider besseres Wissen hindeutet.

Zunehmend werden Vermögensentzug und Wiedergutmachung auch aus der wechselseitigen Erfahrungsperspektive der Beteiligten und Betroffenen als zusammenhängendes Geschehen konzeptualisiert. Dies hat im Übrigen auch eine praktische Seite, lassen sich doch insbesondere die oftmals herangezogenen Akten der Rückerstattungs- und Entschädigungsverfahren als Quellen für beide Komplexe lesen und diese damit sozusagen ›in

---

stellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich. Zusammenfassungen und Einschätzungen, München 2003, S. 452.

250 *Hayes*, Arisierungen, S. 111 f.

251 *Bähr/Drecoll/Gotto* u. a., Flick-Konzern, S. 678–714.

252 Ebd., S. 712.

253 *Ralf Ahrens*, Die Dresdner Bank 1945–1947. Konsequenzen und Kontinuitäten nach dem Ende des NS-Regimes, München 2007.

254 Ebd., S. 277–419.

255 Ebd., S. 417.

einem Aufwasch‹ abhandeln. Karin Brucher-Lembach etwa hat im Rahmen ihrer Lokalstudie zur »Arisierung« in Freiburg während des Nationalsozialismus auch die dortigen Bemühungen um Wiedergutmachung nach 1945 mitbehandelt, sich dabei allerdings weniger der von ihr selbst proklamierten Perspektive der jüdischen Betroffenen, sondern vor allem den Institutionen und Verfahrensweisen der Wiedergutmachung gewidmet.[256] Auch Ingo Köhler hat sich in seiner Branchenstudie zum privaten Bankwesen der Wiedergutmachung ausführlich gewidmet mit dem Ziel, einen Bogen von der wirtschaftlichen Verfolgung zu ihrer Aufarbeitung zu schlagen und die »Begegnungsgeschichte von ›Tätern‹ und ›Opfern‹ über den Zusammenbruch der nationalsozialistischen Diktatur hinaus zu analysieren.«[257] Vor diesem Hintergrund geraten ihm vor allem die Abwehrhaltung und Rechtfertigungsmuster vieler Erwerber jüdischer Privatbanken in den Blick, mit denen sich diese gegen die nach 1945 erhobenen Rückerstattungsforderungen der ehemaligen Eigentümer zur Wehr setzten.

In einer solchen Mikrogeschichte der Wiedergutmachung berühren sich die aus der Forschung zur »Arisierung« erwachsenen Erweiterungen mit den aktuellen Tendenzen der seit jeher betriebenen Wiedergutmachungsforschung. Diese wurde durch die öffentlichen Wiedergutmachungsdebatten der 1990er Jahre ebenfalls neu belebt und hat sich von der mittlerweile hinreichend erforschten politischen Geschichte[258] hin zur Implementierungs- und Erfahrungsgeschichte entwickelt. Dabei haben insbesondere die Rückerstattungsverfahren zwischen Privatpersonen zuletzt erhöhte Aufmerksamkeit erfahren. Diese juristisch sogenannte Rückerstattung feststellbarer Vermögensgegenstände wurde in Westdeutschland in den einzelnen Besatzungszonen jeweils auf der Grundlage noch unter der Federführung der Alliierten entstandener Gesetze durchgeführt und war bis Mitte der 1950er Jahre weitgehend beendet. Die Abwehrreaktionen, die sich in der deutschen Nachkriegsgesellschaft gegen die als alliiertes Oktroi empfundene Rückerstattung artikulierten, sind in mehreren Beiträgen als frühes Beispiel für den öffentlichen Umgang mit dem NS-Unrecht untersucht worden.[259] Die Brisanz des Themas resultierte nicht zuletzt daraus, dass anders als im Falle der finanziellen Entschädigung für NS-Verfolgte die Rückerstattungsforderungen konkrete Gegenstände im Besitz von Nicht-Juden betrafen und die Betroffenen daher ganz direkt mit ihrer Beteiligung an der wirtschaftlichen Verfolgung der Juden konfrontierten. Eine Bemerkung Constantin Goschlers, nach der sich in der individuellen Rückerstattung daher »rudimentär eine direkte, personale Täter-Opfer-Beziehung« herstelle, hat sich dabei als außerordentlich einflussreich und für die weitere Forschung wegweisend erwiesen.[260] Die Rückerstattung schien unter dieser Perspektive einen Einblick in die individuelle Auseinandersetzung mit Unrecht und Verantwortung auf der einen Seite, aber auch in die Wahrnehmung der mühevollen Wiedergutmachungsprozeduren auf der anderen Seite zu eröffnen.

Tobias Winstel hat in seiner Untersuchung der bundesrepublikanischen Wiedergutmachung indessen die Vorstellung der Rückerstattung als einer unmittelbaren Begegnungs-

---

256 *Brucher-Lembach*, Hunde, S. 153–225; ähnlich auch *Rummel/Rath*, Reich, S. 225–304.

257 *Köhler*, Arisierung, S. 31.

258 *Constantin Goschler*, Wiedergutmachung. Westdeutschland und die Verfolgten des Nationalsozialismus (1945–1954), München 1992; *ders*., Schuld und Schulden. Die Politik der Wiedergutmachung für NS-Verfolgte seit 1945, Göttingen 2005.

259 *Constantin Goschler*, Die Auseinandersetzung um die Rückerstattung »arisierten« jüdischen Eigentums nach 1945, in: *Büttner*, Die Deutschen, S. 339–356; *Rainer Erb*, Die Rückerstattung: ein Kristallisationspunkt für Antisemitismus, in: *Werner Bergmann/Rainer Erb* (Hrsg.), Antisemitismus in der politischen Kultur nach 1945, Opladen 1990, S. 238–252; *Benno Nietzel*, Die jüdische Presse und die Debatte um die Rückerstattung entzogenen Eigentums 1945–1952, in: *Susanne Schönborn* (Hrsg.), Zwischen Erinnerung und Neubeginn. Zur deutsch-jüdischen Geschichte nach 1945, München 2006, S. 135–159.

260 *Goschler*, Auseinandersetzung, S. 340.

geschichte zwischen Tätern und Opfern etwas relativiert und als erweiterungsbedürftig bezeichnet, zumal eine solche Perspektive die jüdischen Beteiligten in ihrem Opferstatus über 1945 hinaus festschreibe.[261] Allenthalben bemüht er sich um eine möglichst ausgewogene Darstellung, die auch die Sichtweise der von der Rückerstattung Betroffenen berücksichtigt. Vor diesem Hintergrund hält er die zeitgenössische Kritik an der Starrheit und den Härten des Konzept der individuellen Rückerstattung für teilweise berechtigt.[262] Auch gegenüber der in den 1980er Jahren aufgekommenen massiven Kritik an der bundesrepublikanischen Wiedergutmachung, die sich im Vorwurf des »Kleinkriegs gegen die Opfer«[263] bündelte, betont er die Notwendigkeiten und Begrenztheiten bürokratischer Verfahren, bewegt sich dabei allerdings innerhalb des Horizonts der zuständigen Verwaltungsstellen und einer administrativen Umsetzung der Wiedergutmachung, was ihm die Grundsätzlichkeit der vorgebrachten Kritik gar nicht zu erfassen erlaubt.[264] Jürgen Lillteicher verfolgt dagegen von vornherein einen dezidiert kritischen Ansatz, indem er die Rückerstattung jüdischer Vermögenswerte in den Rahmen bundesrepublikanischer »Vergangenheitspolitik« stellt.[265] Auf der politischen Ebene nimmt er daher vor allem die jahrelangen Bemühungen einer interessierten Lobby in den Blick, die auf Initiative der Alliierten in Gang gebrachte Rückerstattung vornehmlich jüdischen Eigentums einzuschränken oder zu revidieren, denen letztlich aber nur ein begrenzter und eher symbolischer Erfolg beschieden sein sollte. Was die Erfahrungen der Betroffenen in den Rückerstattungsverfahren angeht, sieht Lillteicher in deren Anlage eine Tendenz zur Entwirklichung des Verfolgungsunrechts, das zergliedert und nur noch unter den zivilrechtlich relevanten Gesichtspunkten behandelt wurde, was einer ganzheitlichen Thematisierung und Aufarbeitung nicht gerecht geworden sei.[266]

Die Rückerstattung feststellbarer Vermögensgegenstände, die sich nicht nur gegen Privatpersonen, sondern in großem Umfang auch gegen den deutschen Staat richtete, umfasste mit Leistungen von ca. 4 Mrd. DM insgesamt nur einen sehr kleinen Teil der gesamten westdeutschen Wiedergutmachungsleistungen, die sich mittlerweile auf über 110 Mrd. DM (56 Mrd. EUR) summieren und auch heute noch nicht ganz abgeschlossen sind.[267] Der weitaus größte Teil entfiel auf die Entschädigung, die seit 1949 zunächst auf landesgesetzlicher Grundlage begann und mit dem Bundesentschädigungsgesetz von 1953/56 schließlich bundeseinheitlich geregelt wurde. Die Entschädigung für genuin materielle Schäden (Schäden an Eigentum, Vermögen und beruflichem/wirtschaftlichem Fortkommen), unter die alle oben behandelten Komplexe fielen, machte dabei deutlich unter 30 Prozent der Leistungen aus, während auf die Schäden an Leben, Freiheit Körper und Gesundheit wohl

---

261 *Tobias Winstel*, Verhandelte Gerechtigkeit. Rückerstattung und Entschädigung für jüdische NS-Opfer in Bayern und Westdeutschland, München 2006, S. 16 f.

262 Ebd., S. 190–202.

263 *Christian Pross*, Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer, Frankfurt am Main 1988 (Neuauflage Berlin 2001).

264 *Winstel,* Gerechtigkeit, S. 166–179.

265 *Jürgen Lillteicher*, Raub, Recht und Restitution. Die Rückerstattung jüdischen Eigentums in der frühen Bundesrepublik, Göttingen 2007; vgl. auch *ders.*, Die Rückerstattung in Westdeutschland. Ein Kapitel deutscher Vergangenheitspolitik?, in: *Hans Günter Hockerts/Christiane Kuller* (Hrsg.), Nach der Verfolgung. Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts in Deutschland?, Göttingen 2003, S. 61–77.

266 Hierzu auch *ders.*, Rechtsstaatlichkeit und Verfolgungserfahrung. »Arisierung« und fiskalische Ausplünderung vor Gericht, in: *Goschler/Lillteicher*, Arisierung, S. 127–159.

267 Zu den finanziellen Dimensionen *Hermann Josef Brodesser*/Josef *Fehn/Tilo Franosch* u. a., Wiedergutmachung und Kriegsfolgenliquidation. Geschichte – Regelungen – Zahlungen, München 2000.

weit über 60 Prozent der Zahlungen entfielen.[268] In gründlichen, zunehmend auch quantifizierenden Forschungen ist die Durchführung der Entschädigungsverfahren in den letzten Jahre immer stärker ausgeleuchtet worden; dabei wurde die oben genannte Kritik zum Teil erneuert, zum Teil relativiert.[269]

Nach der deutschen Wiedervereinigung 1990 wurde das Thema historischer Wiedergutmachung unversehens noch einmal aktuell, als auch die Rückgabe des in den neuen Bundesländern gelegenen jüdischen Vermögens auf die Tagesordnung rückte und sich die Bundesregierung zur nachholenden Kompensation des durch die deutsche Teilung Versäumten bereiterklärte. So wurden schließlich die westdeutschen Regelungen zur Rückerstattung im Wesentlichen auf Ostdeutschland übertragen; die bis heute noch nicht gänzlich abgeschlossene Umsetzung verlief indessen insgesamt vergleichsweise reibungslos und unspektakulär.[270]

Die materielle Wiedergutmachung der wirtschaftlichen Verfolgung der deutschen Juden scheint damit in administrativer Hinsicht so gut wie abgeschlossen. Dass Deutschland sich dennoch unversehens noch einmal im Zentrum der transnationalen Debatten um historische Wiedergutmachung während der 1990er Jahre befinden sollte, betraf vor allem die bisher ausgebliebene Entschädigung für NS-Zwangsarbeit, von der sowohl jüdische Konzentrationslagerhäftlinge wie nicht-jüdische, vorwiegend osteuropäische NS-Verfolgte in je unterschiedlicher Weise betroffen waren.[271] In der Einrichtung eines mischfinanzierten Wiedergutmachungsfonds zur Begleichung dieser und einiger sonstiger noch offener Ansprüche haben die politischen Akteure schließlich den Schlusspunkt der Wiedergutmachung für NS-Unrecht in Deutschland zumindest in rechtlicher Hinsicht gesehen.[272] Allerdings ist es absehbar, dass vor allem auf dem Feld der Restitution von Kultur- und Kunstgut noch beträchtliche Arbeit zu leisten sein wird.[273] Darüber hinaus sorgten auch zuletzt immer wieder Forderungen von bisher unberücksichtigt gebliebenen NS-Opfern für Zweifel, ob sich die generelle, wenn auch nie konsequent durchgehaltene Ausgrenzung ausländischer Verfolgter aus dem deutschen System der Wiedergutmachung und

---

268 Bericht der Bundesregierung über Wiedergutmachung und Entschädigung für nationalsozialistisches Unrecht sowie über die Lage der Sinti, Roma und verwandter Gruppen, 31.10.1986; BT-Drucksache 10/6287, S. 14–16.

269 *Heiko Scharffenberg*, Sieg der Sparsamkeit. Die Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts in Schleswig-Holstein, Bielefeld 2004; *Silvija Franjic*, Die Wiedergutmachung für die Opfer des Nationalsozialismus in Baden 1945–1967. Von der moralischen Verpflichtung zur rechtlichen Pflichtübung, Frankfurt am Main etc. 2006; *Winstel*, Gerechtigkeit; zuletzt *Norbert Frei/José Brunner/Constantin Goschler* (Hrsg.), Die Praxis der Wiedergutmachung. Geschichte, Erfahrung und Wirkung in Deutschland und Israel, Göttingen 2009.

270 *Jan Philipp Spannuth*, Rückerstattung Ost. Der Umgang der DDR mit dem »arisierten« Eigentum der Juden und die Rückerstattung im wiedervereinigten Deutschland, Essen 2007.

271 Vgl. auch *Benno Nietzel*, Business finished? Transnationale Wiedergutmachung historischen Unrechts in Europa seit 1989, in: ZfG 57, 2009, S. 26–50.

272 Die Auszahlungen sind mittlerweile abgeschlossen: vgl. *Michael Jansen/Günter Saathoff* (Hrsg.), »Gemeinsame Verantwortung und moralische Pflicht«. Abschlussbericht zu den Auszahlungsprogrammen der Stiftung »Erinnerung, Verantwortung und Zukunft«, Göttingen 2007.

273 Die Entziehung von Kulturgütern wurde als spezielles Forschungsfeld hier ausgespart. Die Erforschung der historischen Geschehnisse und die Bemühungen um Restitution fallen hier im Rahmen der sogenannten Provenienzrecherche, die in der Regel auf das Einzelstück gerichtet ist, besonders stark zusammen. Aus der zuletzt expandierenden Literatur sei nur auf den gelungenen Ausstellungsband *Inka Bertz/Michael Dorrmann* (Hrsg.), Raub und Restitution. Kulturgut aus jüdischem Besitz von 1933 bis heute, Göttingen 2008, verwiesen, sowie auf die umfangreiche Bibliografie auf der Internetseite der Koordinierungsstelle für Kulturgutverluste, URL: <http://www.lostart.de> [17.6.2009].

ihre Subsumierung unter die Reparationsthematik in alle Zukunft wird aufrechterhalten lassen.[274]

Wie gesehen sind in den meisten europäischen Staaten seit den 1990er Jahren Bemühungen angestellt worden, offene vermögensrechtliche Fragen im Zusammenhang mit der Judenvernichtung und dem Zweiten Weltkrieg zu bereinigen. Der von Constantin Goschler und Philipp Ther herausgegebene Sammelband stellt den ersten Versuch dar, einen Überblick über die Restitution jüdischen Eigentums im europäischen Vergleich zu gewinnen.[275] Eine diesbezügliche Gesamtübersicht wird es allerdings auch in naher Zukunft nicht geben können, nicht zuletzt, weil zahlreiche Aspekte der Beraubung der jüdischen Bevölkerung in Osteuropa während der Zeit des Kalten Krieges gleichsam suspendiert blieben, um erst nach dem Ende der kommunistischen Diktaturen im Zuge einer »doppelten Diktaturbewältigung« wieder aktuell zu werden.[276] Daher sind auch heute noch zahlreiche Fragen ungeklärt; die Bemühungen um die historische Erforschung, um Wiedergutmachung und um die Erinnerung der Geschehnisse greifen dabei wechselseitig ineinander.

---

274 *Hans Günter Hockerts/Claudia Moisel/Tobias Winstel* (Hrsg.), Grenzen der Wiedergutmachung. Die Entschädigung für NS-Verfolgte in West- und Osteuropa 1945–2000, Göttingen 2006.

275 *Goschler/Ther*, Raub.

276 *Laurence Weinbaum*, Defrosting History: the Restitution of Jewish Property in Eastern Europe, in: *Avi Beker* (Hrsg.), The Plunder of Jewish Property during the Holocaust. Confronting European History, New York 2001, S. 83–110; vgl. auch *Dan Diner*, Gedächtnis und Restitution, in: *Volkhard Knigge/Norbert Frei* (Hrsg.), Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, München 2002, S. 319–325; *ders.*, Gegenläufige Gedächtnisse. Über Geltung und Wirkung des Holocaust, Göttingen 2007, S. 12.

Harald Schmid

»Beispiellose Tage der deutschen Geschichte«

Der nationalsozialistische Überfall auf die deutschen Juden im November 1938

I. Zum Forschungsstand

»Klare Fakten« – mit diesem Credo wirbt ein Schulbuchverlag für seine Reihe »Abitur-Wissen«. In einem hierzu gehörigen, jüngst neu aufgelegten Geschichtsband zur Zeit des Nationalsozialismus ist ein kurzes Kapitel auch der »Reichspogromnacht« gewidmet. Die Morde und niederträchtigen Quälereien der Verhafteten in den Konzentrationslagern bleiben hier unerwähnt. Einzig die Bewohner der angeblich nur »durchsuchten« Wohnungen seien »misshandelt« worden. Dass derlei »klare Fakten« dann auch noch mit dem seit langem als gefälscht bekannten Foto der scheinbar brennenden Oranienburger Synagoge illustriert werden, gibt zu denken.[1]

Dieses leicht mit ähnlichen Fällen zu ergänzende Beispiel mag dem mangelhaften Austausch zwischen Fachwissenschaft und Fachdidaktik oder auch nur einer redaktionellen Nachlässigkeit geschuldet sein. Jedenfalls steht der Text in einer merkwürdigen Tradition ungenauer öffentlicher Vergegenwärtigung jener einschneidenden Tage und Wochen des November 1938 und lässt verstehen, weshalb der Zeitzeuge und israelische Wissenschaftler Meier Schwarz vom *Synagogue Memorial* in Jerusalem angesichts des historischen Ausmaßes der Terrorwelle von einer »›Kristallnacht‹-Lüge«[2] spricht. Tatsächlich hat das antijüdische Pogrom in der Zeitgeschichtsforschung jahrzehntelang eher einen Nischenplatz eingenommen. Die in den 1950er Jahren vorgelegten ersten Studien beruhten auf einer schmalen Quellengrundlage und konnten zwar grundlegende Aspekte klären, doch Fragen etwa zu den Entscheidungsabläufen, den Tätern vor Ort, zum Verhalten der Bevölkerung und vor allem zu den konkreten Dimensionen des Pogroms verblieben im Halbdunkel.[3] Überdies war das öffentlich vermittelte Geschichtsbild lange Zeit stark schematisiert und oft auf das Deutungsstereotyp »Als die Synagogen brannten« reduziert. Diese wenig an Vorgeschichte, Ausmaß und Folgen des Pogroms interessierte Rezeption beförderte mit der Wahrnehmungs- und Deutungsverengung auf die »Reichskristall*nacht*« des 9. November einen verharmlosenden geschichtspolitischen Mythos.

Parallel zum erinnerungskulturellen Aufstieg des politischen Gedenktages ›9. November 1938‹ setzte seit Ende der 1970er Jahre eine breitere Forschung ein, gefördert durch die sich formierenden *Holocaust studies* und die boomende Lokalgeschichte. Das historiografische Interesse an der komplexen Genese der nationalsozialistischen »Endlösung der Judenfrage« löste auch neue Anstrengungen zur Erforschung des Novemberpogroms

---

1 Vgl. *Martin Liepach*, Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg, [Freising] 2008, S. 72 f.

2 *Meier Schwarz/Karin Lange*, Zur Tradierung falscher Opferzahlen. Die »Kristallnacht«-Lüge, URL: <http://www.schoah.org/schoah/kristallnacht.htm> [15.3.2009]; Schwarz und seine Mitarbeiter von »Bet Ashkenaz« haben auch den ersten Versuch einer vollständigen Erfassung der Opfer des Pogroms unternommen, vgl. Opfer des Novemberpogrom von 1938 und seinen Folgen, URL: <http://www.ashkenazhouse.org/novplist.html> [15.03.2009].

3 Vgl. *Hermann Graml*, Der 9. November 1938. »Reichskristallnacht«, Bonn 1954; *Helmut Heiber*, Der Fall Grünspan, in: VfZ 5, 1957, S. 134–172; *Lionel Kochan*, Pogrom. November 10, 1938, London 1957; vgl. auch *Gerald Reitlinger*, Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939–1945, Berlin 1956, S. 12 ff.

aus. Inzwischen liegt eine größere Zahl von Gesamtdarstellungen und Spezialstudien vor. Im Zuge des damit insgesamt erreichten befriedigenden Forschungsstandes ist zudem verschiedenen Forschungsfragen erst in jüngerer Zeit empirisch sorgsamer und breiter nachgegangen worden.[4] Dazu zählt die Erforschung der »Polen-Aktion« vom 28. Oktober 1938, die aufgrund ihrer kausalen Verknüpfung mit dem Pariser Attentat Herschel Grynszpans und der sich damit legitimierenden Angriffe auf die Juden zur unmittelbaren Vorgeschichte des Novemberpogroms gehört – ein auch in der Erinnerungskultur lange Zeit ignorierter Jahrestag.[5] Daneben standen in den letzten Jahren Fragen nach der Verantwortlichkeit innerhalb der Parteiführung für die Auslösung des Pogroms im Zentrum, ferner nach den Motiven des Attentäters Grynszpan[6], dem tatsächlichen Ausmaß der Gewalt und Zerstörung sowie deren theoretischer Deutung[7], den konkreten Folgen für die betroffenen Juden, der Stellung des Geschehens in der NS-Judenpolitik sowie der nach 1945 praktizierten Aufarbeitung in der Erinnerungskultur.[8]

Goebbels inszenierte die Pogrome und Hitler trug die Hauptverantwortung – diese neue Akzentuierung des Entscheidungsprozesses in der NS-Führung zwischen dem 7. und 10. November 1938 ist seit der nahezu vollständigen Publikation der Tagebücher des Propagandaministers und darauf basierender neuer Untersuchungen gut fundiert und plausibel begründet.[9] Die Frage nach den örtlich Verantwortlichen konnte mit der Auswertung insbesondere von Gerichtsakten der Nachkriegsprozesse gegen Pogromtäter[10] und der einsetzenden *oral history* das umfassende Zusammenspiel des Parteiapparats und seiner Untergliederungen ebenso wie die Beteiligung von Mob, Jugendlichen und Gaffenden bele-

---

4 Vgl. *Hans-Jürgen Döscher*, »Reichskristallnacht«. Die Novemberpogrome 1938, München 2000; *Hermann Graml*, Reichskristallnacht. Antisemitismus und Judenverfolgung im Dritten Reich, München 1998 (zuerst 1989); *Wolf-Arno Kropat*, »Reichskristallnacht«. Der Judenpogrom vom 7. bis 10. November 1938 – Urheber, Täter, Hintergründe. Mit ausgewählten Dokumenten, Wiesbaden 1997; *Rita Thalmann/Emmanuel Feinermann*, Die Kristallnacht, Hamburg 1993; *Walter H. Pehle* (Hrsg.), Der Judenpogrom 1938. Von der »Reichskristallnacht« zum Völkermord, Frankfurt am Main 1990.

5 *Jerzy Tomaszewski*, Auftakt zur Vernichtung. Die Vertreibung polnischer Juden aus Deutschland im Jahre 1938, Osnabrück 2002; *Norbert Reichling*, »es gibt kein plaz mehr fir uns, nur auf dem fridhof«. Der 28. Oktober 1938 – ein übersehener Jahrestag, in: Vorgänge 42, 2003, H. 4, S.121–126.

6 Vgl. *Hans-Jürgen Döscher*, Das Attentat auf den deutschen Diplomaten Ernst vom Rath am 7. November 1938. Neuere Forschungen zu den Hintergründen, in: GWU 54, 2003, S. 241–244. Döscher kann zwar wichtige Quellen und Indizien für eine komplexere Motivlage Grynszpans vorbringen, konnte sich damit freilich gegen das in Forschung und Öffentlichkeit etablierte ›master narrative‹ der »Reichsscherbenwoche« bislang nicht durchsetzen.

7 Vgl. *Franz Maciejewski*, Der Novemberpogrom in ritualgeschichtlicher Perspektive, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 15, 2006, S. 65–84; *Peter Loewenberg*, Die »Reichskristallnacht« vom 9. zum 10. November 1938 als öffentliches Erniedrigungsritual, in: *Werner Bohleber/John S. Kafka* (Hrsg.), Antisemitismus, Bielefeld 1992, S. 39–64.

8 Zur Geschichte des Gedenktages vgl. *Harald Schmid*, Erinnern an den »Tag der Schuld«. Das Novemberpogrom von 1938 in der deutschen Geschichtspolitik, Hamburg 2001; *ders.*, Antifaschismus und Judenverfolgung. Die »Reichskristallnacht« als politischer Gedenktag in der DDR, Göttingen 2004; *Y. Michal Bodemann*, Gedächtnistheater. Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung. Mit einem Beitrag von Jael Geis, Hamburg 1996, S. 80 ff.; vgl. auch *Thorsten Eitz/Georg Stötzel*, Wörterbuch der »Vergangenheitsbewältigung«. Die NS-Vergangenheit im öffentlichen Sprachgebrauch, Hildesheim 2007, S. 523 ff.

9 *Elke Fröhlich* (Hrsg.), Die Tagebücher von Joseph Goebbels, 32 Bde., München 1992–2008; vgl. dazu *Angela Hermann*, Hitler und sein Stoßtrupp in der »Reichskristallnacht«, in: VfZ 56, 2008, S. 603–619; *Christian T. Barth*, Goebbels und die Juden, Paderborn/München etc. 2003, insb. S. 132 ff.; *Schmid*, Erinnern an den »Tag der Schuld«, S. 73 f.

10 Vgl. *Dieter Obst*, »Reichskristallnacht«. Ursachen und Verlauf des antisemitischen Pogroms vom November 1938, Frankfurt am Main/Bern etc. 1991.

gen. Diese reichsweite »Explosion von Sadismus […] auf allen Ebenen«[11], die für die Betroffenen den »Zusammenbruch jedweden Rechts«[12] bedeutete, ist inzwischen breit dokumentiert. Strittig ist dabei das Verhältnis von zentraler politischer Steuerung und lokalem Handeln der Bevölkerung. »Der eruptive Ausbruch antisemitischer Gewalt und Erniedrigung in allen Teilen des Reiches«, so Peter Longerichs Deutung, »macht deutlich, dass der Pogrom sich nicht als bloße Ausführung eines aus politisch-taktischen Gründen opportun erscheinenden Entschlusses der NS-Führung durch den Parteiapparat beschreiben lässt, sondern als Ausdruck der radikalantisemitischen Grundstimmung eines signifikanten Teils der deutschen Gesellschaft«.[13]

Dabei blieb die empirische Frage nach dem ganzen Ausmaß des Angriffes auf die Juden am längsten unbearbeitet, da sich die Forschung allzu lange auf die Angaben und Berichte Heydrichs an Göring vom 11. November 1938 und des Obersten Parteigerichts vom 13. Februar 1939 stützte. Heute sind die Umrisse des Pogroms weitgehend unstrittig: dass mehrere 10.000 Juden Opfer der brutalen Gewalt des Regimes wurden, über 1.000 Juden ums Leben kamen, sei es durch Mord, »erzwungenen Freitod«[14], infolge der Verletzungen oder der erbärmlichen Zustände in den Konzentrationslagern Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen, in die ab dem 10. November 1938 zirka 30.000 Männer eingeliefert wurden.[15] Neben diesem auf viele Juden traumatisch wirkenden Einbruch rücksichtsloser Gewalt muss auch die materielle Schneise der Zerstörung bedeutend größer angesetzt werden, als es in den ersten Nachkriegsjahrzehnten schien: Nicht nur weit über 1.000 Synagogen und Beträume wurden abgebrannt, zerstört, verwüstet und entweiht[16], die gesamte sozialkulturelle Infrastruktur jüdischen Lebens in Deutschland wurde frontal angegriffen und meistens vernichtet: Friedhöfe, Wohnungen, Firmen und Geschäftsräume ebenso wie Schulen und Heime waren Ziel der organisierten Gewalt.

Zu den wichtigsten Deutungskonflikten zählt die Frage nach der Stellung der »Reichskristallwoche« zwischen NS-Machtübernahme, Judenboykott, Nürnberger Gesetzen und Auschwitz. Die detaillierte Erforschung der Entscheidungs- und Ereignisabläufe, die letztlich in den Völkermord mündeten, hat gezeigt, dass mit dem Novemberpogrom der bis dahin dominierende Versuch einer scheinlegalen sozialen Marginalisierung in Kombination mit ›wilden‹, regional begrenzten Angriffen ans Ende kam.[17] Die NS-Führung nutz-

---

11 *Saul Friedländer*, Das Dritte Reich und die Juden. Verfolgung und Vernichtung 1933–1945, Bonn 2006, S. 299. Zum Verhalten der Bevölkerung vgl. etwa *Peter Longerich*, »Davon haben wir nichts gewusst!«. Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945, Bonn 2006, S. 123 ff.; *Robert Gellately*, Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk, München 2004, S.179 ff.; *Ursual Büttner* (Hrsg.), Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich, überarb. Neuausg., Frankfurt am Main 2003.

12 *Michael Wildt*, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburg 2007, S. 347.

13 *Peter Longerich*, Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung, München 1998, S. 204 f.; kritisch dazu etwa die Rezension von *Hans Mommsen*, in: AfS 40, 2000, S. 620–624, hier: S. 622.

14 *Anna Fischer*, Erzwungener Freitod. Spuren und Zeugnisse von in den Freitod getriebener Juden der Jahre 1938–1945 in Berlin, Berlin 2007.

15 Vgl. *Wolfgang Benz*, Mitglieder der Häftlingsgesellschaft auf Zeit. Die »Aktionsjuden« 1938/39, in: Dachauer Hefte 21, 2005, S. 179–196; *Barbara Distel*, »Die letzte ernste Warnung vor der Vernichtung«. Zur Verschleppung der »Aktionsjuden« in die Konzentrationslager nach dem 9. November 1938, in: ZfG 46, 1998, S. 985–990; *Heiko Pollmeier*, Inhaftierung und Lagererfahrung deutscher Juden im November 1938, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 8, 1999, S. 107–130.

16 Dazu grundlegend *Michael Brocke* (Hrsg.), Feuer an Dein Heiligtum gelegt. Zerstörte Synagogen 1938. Nordrhein-Westfalen, Bochum 1999.

17 Vgl. dazu etwa *Ulrich Herbert*, Von der »Reichskristallnacht« zum »Holocaust«. Der 9. November und das Ende des »Radauantisemitismus«, in: *Thomas Hofmann/Hanno Loewy/Harry*

te in den Tagen zwischen dem 7. November (Attentat auf Ernst vom Rath in Paris) und dem 12. November 1938 (Konferenz in Görings Reichsluftfahrtministerium) die Gelegenheit, um den Auswanderungsdruck auf die noch immer in großer Zahl in Deutschland lebenden Juden extrem zu erhöhen und ihnen gleichzeitig wirtschaftlich und sozialkulturell jegliche Basis zu zerstören.[18] So ist das Signum des Novemberterrors zwischen antisemitischer Kontinuität, Bruch mit dem bis dato vorherrschenden Muster der Judenverfolgung und totaler Gewaltentgrenzung erst spät herausgearbeitet worden. Wolfgang Benz hat dafür den Terminus des »Scheitelpunkts« auf dem Weg zum Genozid geprägt.[19]

II. Schriftliche und fotografische Quellensammlungen

Einer der wichtigsten zeitgenössischen Quellenbestände zum Novemberpogrom befindet sich in der *Wiener Library* in London. Diese in der Forschung schon länger genutzte Sammlung hat der Jüdische Verlag nun erstmals komplett veröffentlicht.[20] Alfred Wiener war in der Weimarer Republik einer der prominenten Kämpfer gegen Antisemitismus. Nach seiner Flucht gründete er 1934 in Amsterdam zusammen mit David Cohen das *Jewish Central Information Office* (JCIO). Im Jahre 1939 wurde das Archiv nach London verlegt und dadurch gerettet. 1946 in *Wiener Library* umbenannt, ist die Einrichtung heute eine der international bedeutsamsten Archiv- und Forschungsinstitutionen zur Geschichte des Nationalsozialismus und des Völkermordes an den Juden.[21]

Die jetzt publizierte Sammlung des JCIO mit zeitgenössischen Berichten zu der Verfolgungswelle im Herbst 1938 entstand unmittelbar nach Beginn des reichsweiten Angriffs auf die Juden. Ganz der Perspektive der Opfer gewidmet, umfasst sie 356 Berichte und ist mit 930 Seiten die umfangreichste Dokumentensammlung zur »Reichsscherbenwoche«.[22]

Stein (Hrsg.), Pogromnacht und Holocaust. Frankfurt, Weimar, Buchenwald … Die schwierige Erinnerung an die Stationen der Vernichtung, Weimar/Köln etc. 1994, S. 58–80; dazu auch *Wildt*, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung; *Moshe Zimmermann*, Deutsche gegen Deutsche. Das Schicksal der Juden 1938–1945, Berlin 2008; *Monica Kingreen* (Hrsg.), »Nach der Kristallnacht«. Jüdisches Leben und antijüdische Politik in Frankfurt am Main 1938–1945, Frankfurt am Main/New York 1999.

18 Vgl. etwa *Irmtrud Wojak/Peter Hayes* (Hrsg.), »Arisierung« im Nationalsozialismus. Volksgemeinschaft, Raub und Gedächtnis, Frankfurt am Main/New York 2000; *Andre Botur*, Privatversicherung im Dritten Reich. Zur Schadensabwicklung nach der Reichskristallnacht unter dem Einfluss nationalsozialistischer Rassen- und Versicherungspolitik, Berlin 1995; Rektor der Universität Siegen (Hrsg.), »Da muss der Jude den Schaden bezahlen«. Der 9. November 1938 als Versicherungsfall, Vorwort: Klaus Dietermann, Ralf Schnell, Texte: Kurt Schilde, durchges. und erw. Aufl., Siegen 2008.

19 *Wolfgang Benz*, Der Novemberpogrom 1938, in: *ders*. (Hrsg.), Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft, München 1988, S. 499–544, hier S. 499; vgl. jetzt auch: Stiftung Topographie des Terrors (Hrsg.), Die Novemberpogrome 1938. Versuch einer Bilanz, bearb. von Claudia Steur, Berlin 2009.

20 *Ben Barkow/Raphael Gross/Michael Lenarz* (Hrsg.), Novemberpogrom 1938. Die Augenzeugenberichte der Wiener Library, Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2008, 933 S., geb., 39,80 €. Zum 70. Jahrestag erschien auch die Dokumentation von *Friedrich Detlev Hardegen* (Hrsg.), Hingesehen – weggeschaut. Die Novemberpogrome 1938 in Augenzeugenberichten. Mit einem Geleitwort von Jürgen Schmude, Berlin 2008.

21 Vgl. *Ben Barkow*, Alfred Wiener and the making of the Holocaust Library, London/Portland, OR 1997.

22 Der Ausdruck zählt zu den zeitgenössischen Wortprägungen und ist erstmals im Juli 1939 nachweisbar, einen Monat nach dem ersten Beleg für »Reichskristallnacht«. Vgl. *Schmid*, Erinnern an den »Tag der Schuld«, S. 82 f.; *ders*., Sprachstreit im Novemberland. »Reichsscherbenwoche« – Datum, Deutung und Erinnerung des Novemberpogroms von 1938, in: Freitag. Die Ost-West-Wochenzeitung, 8.11.2002, S. 18.

Die Herausgeber leiten den Band mit je eigenen Vorbemerkungen ein. Ben Barkow zeichnet Alfred Wieners Wirken und die Entstehungsgeschichte der Sammlung nach, Raphael Gross ordnet die Augenzeugenberichte inhaltlich ein und Michael Lenarz erläutert die Editionskriterien der Publikation. Die Augenzeugenberichte entstanden, wie Gross betont, unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse und mit oft ungenauem Wissen, weshalb sie »von sehr unterschiedlicher Qualität, Herkunft und Genauigkeit« (S. 25) sind. Da die eingehenden Berichte beim JCIO sicherheitshalber anonymisiert und chronologisch als Abschriften zusammengestellt wurden (und die Originale deshalb nicht mehr erhalten sind), entschieden sich die Herausgeber zur Veröffentlichung für eine veränderte Anordnung, die nun nach chronologischen, topografischen und sachbezogenen Aspekten gegliedert ist.

Die Herausgeber formulieren einleitend »die Hoffnung, mit diesen Augenzeugenberichten wieder der Stimme derjenigen Gehör zu verschaffen, die die Pogromverbrechen am eigenen Leibe erleiden mussten« (S. 39). Mit den erwähnten quellenkritischen Vorbehalten gelesen, ist dieses Vorhaben gelungen, wobei besonders die Einbettung der Pogrome in die wichtige Vorgeschichte, die Zusammenfassung von Berichten nach Regionen und Städten ebenso wie die breite Dokumentation der in ihren subjektiven Erfahrungsdimensionen bislang oft nur am Rande wahrgenommenen KZ-Haft hervorzuheben sind. Man liest diese Berichte über den systematischen Staatsterror, die flächendeckende Gewalt, die individuellen und familiären Dramen von Bedrohung, Gewalt, Zerstörung, Flucht, Verhaftung und Deportation mit schier atemloser Spannung. Die oft ausführlichen, in meist nüchterner Diktion verfassten Texte lassen das landesweit brutale Vorgehen der Täter ebenso scharf hervortreten wie das Grauen und die Erschütterung der Betroffenen. Mit diesem solide edierten Band liegt ein zentrales Quellenkompendium nun endlich gedruckt vor, mit dem sich die Geschichte der unmittelbaren Erfahrungsgeschichte der Verfolgten schreiben lässt.

Neben dieser Edition ragt aus den Neuerscheinungen zur Geschichte der Pogrome der Katalog der zum 70. Jahrestag in Berlin gezeigten Ausstellung »Es brennt! Antijüdischer Terror im November 1938« hervor.[23] Das von Andreas Nachama, Uwe Neumärker und Hermann Simon herausgegebene Buch versammelt 112 historische Fotografien, die zuvor überwiegend nicht oder nur selten gedruckt worden sind. Gegliedert in die Kapitel »Sommer 1938«, »Im Vorfeld«, »Gezielter Terror«, »Schutzlos ausgeliefert«, »Gaffer und Plünderer«, »Öffentliche Demütigungen«, »Verhaftungen, Lager, Morde«, »Auftakt der Vernichtung« und »Neue Synagoge Berlin« ist so eine eindrucksvolle fotografische Dokumentation entstanden. Sie kann die soziokulturelle und individuelle Zäsur ebenso wie die gesellschaftliche Bedeutung dieser Terrorwelle konzentriert veranschaulichen wie kaum zuvor: Täter beim Zerstören von Synagogen, verwüstete Gebäude, öffentliche Erniedrigungen der Opfer, Verhaftungen, ›schaulustige‹ Bevölkerungsgruppen. Die beeindruckende Breite des Materials erreichte das 16-köpfige Rechercheteam der Ausstellung durch Auswertung von regionalen Staatsarchiven, Akten von Nachkriegsprozessen und privaten Nachlässen. Dadurch können teilweise ganze Fotoserien wiedergegeben werden. Die erfahrenen Ausstellungsmacher (u. a. Ulrich Baumann, Klaus Hesse, Andreas Nachama, Hermann Simon) versehen die Reproduktionen immer wieder auch mit quellenkritischen Hinweisen zur Herkunft der Fotos.

---

23 *Andreas Nachama/Uwe Neumärker/Hermann Simon* (Hrsg.), »Es brennt!« Antijüdischer Terror im November 1938, Stiftung Topographie des Terrors, Berlin 2008, 167 S., brosch., 15,00 €; gleichfalls zum 70. Jahrestag erschienen auch die Ausstellungskataloge: Historisches Museum Hannover (Hrsg.), Der Novemberpogrom 1938 in Hannover. Begleitband zur Ausstellung vom 5. November 2008 bis 18. Januar 2009 im Historischen Museum Hannover, Hannover 2008; La Nuit de cristal. 9–10 novembre 1938 (exposition, Mémorial de la Shoah, Paris, 9 novembre 2008 – 2 mars 2009), Paris 2008.

Ausstellung und Katalog, so die Herausgeber, »sollen dazu beitragen, den 9. November 1938 als Gedenktag für die jüdischen Opfer aus dem Deutschen Reich wieder in den Vordergrund der deutschen Erinnerungskultur zu rücken« (S. 9). Dazu dienen auch die dem Band bei gegebenen sieben Aufsätze. In einem konzisen Essay skizziert Wolfgang Benz Ereignisgeschichte, Folgen und Bedeutung der Pogrome. Ulrich Baumann sichtet frühe Berichte von Zeugen des Novemberterrors. Zu Recht sieht er den größten Wert dieser Quellen in deren »Vorläufigkeit«, denn: »Noch unbeeinflusst von der alle Bewertungen neu bestimmenden Dimension des Massenmordes ab 1941 legen sie Zeugnis ab über Gefühle und Gedanken der Betroffenen angesichts des Einbruchs des Terrors« (S. 116). Hermann Simon erörtert die Begriffsgenese (»Reichskristallnacht«, »Kristallwoche«, »Novemberpogrom«) und wertet ausländische diplomatische Berichte aus Berlin aus, in denen sich ein spezifischer und relativ ungefilterter Blick auf das Pogrom spiegelt. Die Rezeption des Geschehens in der jüdischen Presse Polens untersucht Ingo Loose.

Wie das antisemitische Pogrom bildlich überliefert worden ist, fragt Klaus Hesse, der den Überlieferungsbestand auf »mindestens bis zu tausend Fotos« (S. 136) schätzt. Seine quellenkritische Analyse macht deutlich, wie sehr das Gros der Fotos Produkt der »Erziehung zum Wegsehen« (Rolf Sachsse) war, denn zentrale Aspekte der »Kristallnacht« wie die flächendeckende physische Gewalt gegen Juden fehlen nahezu vollständig, auch gibt es von Pogromopfern kaum Aufnahmen.[24] So tendiere die fotografische Überlieferung »zur bildlichen Verharmlosung der Pogromgewalt« (S. 142). Gleichwohl dokumentieren viele erhaltene Fotos den Öffentlichkeitscharakter der Gewaltwelle und damit das Wissen der Zeitgenossen, die »mit aller Kraft hin- und beileibe nicht wegsahen« (S. 143). Leider spart Hesse die Rezeptionsgeschichte und partielle Ikonisierung einzelner Bildmotive der »Reichskristallwoche« bis auf eine Bemerkung aus.

Die beiden abschließenden Beiträge des Kataloges zielen auf die Rezeption nach 1945. Edith Raim analysiert die justizielle Aufarbeitung der Pogromverbrechen in der westdeutschen Justiz und wertet hierzu einschlägige Gerichtsakten aus. Sie beschreibt die schwierigen Nachkriegsbedingungen gerichtlicher Ahndung: formale Hürden, tote oder nicht ausfindig zu machende Täter, schweigende oder lügende Zeugen, unwillige Ermittlungsbehörden. Die deutschen Richter, so notierte ein US-amerikanischer Beobachter der Pogromprozesse in Hessen, sähen sich oft einer Mauer von erinnerungsunwilligen Zeugen mit Pokergesichtern gegenüber. Der daraus resultierende Beweismangel verhinderte oft Verurteilungen; kam es doch zu Haftstrafen, fielen diese meistens niedrig aus. Zwischen 1945 und 1992 leiteten westdeutsche Staatsanwaltschaften und Gerichte demnach 2.468 Ermittlungsverfahren und Prozesse gegen Pogromtäter in die Wege, in denen sich 17.700 Personen zu verantworten hatten. Den Abschluss des Bandes bildet ein Essay Andreas Nachamas zur Geschichte des Gedenkens, der sich mit Fragen des Gedenkens im Judentum, der Benennung der Shoah und ihrer künstlerisch-ästhetischen Darstellbarkeit beschäftigt.

In der Reihe »Quellen zur Geschichte Thüringens« haben Ramona Bräu und Thomas Wenzel eine bemerkenswerte Dokumentation zum Novemberpogrom in Thüringen herausgegeben.[25] Vorbildlich nach wissenschaftlichen Kriterien ediert, versammelt das Buch 83 behördliche Dokumente, Zeitungsberichte und Statements von Tätern, Opfern und Zu-

---

24 Eine der wenigen Aufnahmen dokumentiert die von dem 26-jährigen NSDAP-Ortsgruppenleiter Adolf Heinrich Frey ermordete 81-jährige Susanna Stern aus Eberstadt, abgedruckt etwa in: Bundesminister der Justiz (Hrsg.), Im Namen des Deutschen Volkes. Justiz und Nationalsozialismus (Ausstellungskatalog), Köln 1989, S. 197. Das Verfahren gegen den Täter wurde 1940 vom Reichsjustizminister niedergeschlagen. Frey nahm sich 1951 das Leben.

25 *Ramona Bräu*/*Thomas Wenzel*, »ausgebrannt, ausgeplündert, ausgestoßen«. Die Pogrome gegen die jüdischen Bürger Thüringens im November 1938 (Quellen zur Geschichte Thüringens, Bd. 31), Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, Erfurt 2008, 192 S., kart., kostenlos.

schauern, ferner sind acht historische Fotografien abgedruckt, unter anderem von der Sprengung der Eisenacher Synagoge.

Die Quellensammlung verdeutlicht sowohl die zentrale Auslösung des Pogroms als auch die Koordinationsschwierigkeiten zwischen Staat und Partei. Auch die ganze Perfidie des Vorgehens wird hier im Detail kenntlich, beispielsweise der Umstand, dass die Jüdische Gemeinde Erfurts nach dem Pogrom auch noch die zwei Fässer Benzin bezahlen musste, mit denen ihre Synagoge angezündet worden war. Der gewaltsame Angriff auf die Thüringer Juden taucht im behördlichen Schriftwechsel und in den Zeitungstexten in diversen Tarnausdrücken auf: von »Ausschreitungen« und »Aktionen gegen die Juden« über »Judenaktionen«, »Protestaktion«, »Sonderaktion« und »Vergeltungsaktionen« bis hin zu »Kundgebungen«, »Demonstrationen«, »Maßnahmen« und »spontanen Abwehrmaßnahmen des deutschen Volkes«. In der Konsequenz dieser verschleiernden Propagandarhetorik nannte man die nach ihrer Verhaftung in die Konzentrationslager Verbrachten »Aktionsjuden«. Die Verhaftungswelle dauerte mindestens eine Woche, erst am 17. November 1938 befahl die Gestapo Erfurt den Stopp für ihren Bezirk. In Thüringen zerstörten die Täter neun Synagogen, sechs davon vollständig, und verbrannten das Inventar öffentlich. Nahezu ausnahmslos wurden die Fensterscheiben jüdischer Geschäfte eingeworfen, teilweise zerschossen, die Inneneinrichtung der Läden und auch vieler Wohnungen demoliert. Über 1.000 Männer wurden verhaftet und ins KZ Buchenwald verbracht, wo 22 von ihnen starben.

Ein Teil der Dokumentation widmet sich den organisatorischen Problemen bei der Umsetzung der nachfolgenden wirtschaftlichen Ausplünderung, ein weiterer der Frage, wie öffentlich die Gerichtsverfahren gegen Plünderer, Vergewaltiger und Totschläger sein sollten. Überdies vermittelt der Band einen Eindruck vom Bemühen der thüringischen Nachkriegsjustiz, Pogromtäter abzustrafen. Im Abschlussbericht des Untersuchungsrichters zum Strafverfahren in Meiningen heißt es am 12. Juli 1946, die gesamte monatelange Untersuchung habe kein positives Ergebnis erbracht. Dies liege auch daran, »dass die einzelnen Teilnehmer über die Ausschreitungen ihrer Mittäter Stillschweigen bewahren und auch nicht geneigt sind, selbst bei längerer Haft, dieses Stillschweigen aufzugeben« (S. 175).

Während die Sammlung zu Thüringen von den Herausgebern als Grundlage einer noch ausstehenden Überblicksdarstellung zu den Ereignissen in der Region verstanden wird, richtet sich das vom Stadtarchiv Stuttgart vorgelegte Quellen- und Arbeitsbuch an Geschichtslehrer.[26] Die Publikation entstand in Zusammenarbeit mit Lehrkräften eines Stuttgarter Gymnasiums. Eingeleitet wird die Broschüre mit einer kundigen historischen Skizze von Roland Müller und einer von Michael Hoffmann verfassten, knappen didaktischen Einführung in den Quellenteil. Dieser umfasst 26 Dokumente, die teils in Abschrift, teils faksimiliert wiedergegeben sind, zudem sieben Fotos und zwei Karten. In fünf Kapitel untergliedert, sind hier – bausteinartig auf die didaktische Anwendung zusammengestellt – Quellen zur Vorgeschichte, zum Pogrom auf Reichsebene und dem lokalen Verlauf in Stuttgart sowie zu den Folgen des Terrors und Reaktionen der Opfer wiedergegeben. Diese Kapitel werden jeweils mit Fragen und Arbeitsaufträgen abgerundet. Den Abschluss bilden Hinweise zu Quellen im Stadtarchiv, gedruckten Quellen und Sekundärliteratur. Diese schmale, klug konzipierte Publikation ist in ihrer Mischung aus verlässlicher fachlicher Kontextualisierung, anschaulicher lokalhistorischer Konkretisierung des Pogroms

26 Reichskristallnacht« – der Pogrom im November 1938 in Stuttgart. Ein Quellen- und Arbeitsbuch für den Geschichtsunterricht, bearb. v. Michael Hoffmann, Jürgen Lotterer und Roland Müller, Stuttgart 2008, 50 S., geheftet, kostenlos; ebenfalls zum 70. Jahrestag erschien: Nordelbisches Missionszentrum/Gedenk- und Bildungsstätte Israelitische Töchterschule (Hrsg.), Scherben bringen Unglück. 9. November 1938–2008. Materialheft zum 70. Jahrestag des Novemberpogroms, Hamburg 2008.

und sinnvoller didaktischer Aufbereitung eine wichtige Bereicherung für den Geschichtsunterricht.

III. Zur Erfahrungsgeschichte und Aufarbeitung der Novemberpogrome

Martin Gilberts Studie »Kristallnacht. Prelude to Destruction« lässt sich als Beitrag zur Erfahrungsgeschichte der »Reichsscherbenwoche« einordnen.[27] Der britische Historiker, der bereits mehrere verdienstvolle Arbeiten zum nationalsozialistischen Genozid publiziert hat, stützt sich in dieser mit 19 Fotos und 27 Karten illustrierten Darstellung insbesondere auf etwa 70 persönliche Zeugnisse, die er von Überlebenden des Pogroms oder deren Nachkommen erhalten hat. Die Berichte stammen aus 28, überwiegend im Westen des Deutschen Reichs gelegenen Städten. Er hat zudem britische und US-amerikanische Archive sowie je ein deutsches und türkisches Archiv konsultiert, aber bis auf drei Quellenpublikationen und einen Aufsatz keine deutschsprachige Literatur herangezogen.

Gilbert beschreibt zunächst Genese und Ereignisse des Pogroms, um dann anhand von Augenzeugenberichten die Situation in Berlin, Wien und anderen Teilen des Reichs nachzuzeichnen. Darauf folgen fünf Kapitel, in denen der Autor die Vorgeschichte seit 1933, die Folgen nach dem November 1938, ferner die panikartige Flucht und Rettung von Juden sowie die Entwicklung bis zum Völkermord untersucht. Gilberts spezifische Quellenkombination hat zur Folge, dass er die Pogromgeschichte insbesondere aus den Perspektiven der verfolgten Juden und der internationalen Diplomatie rekonstruiert. Dadurch kann er die Auseinandersetzung zwischen verzweifeltem Bemühen um Flucht und pragmatischen staatlichen Überlegungen herausarbeiten, wobei er besonders die »Kindertransporte« in den Mittelpunkt rückt, mit denen 1938/39 beinahe 10.000 Kindern die Ausreise nach England gelang.[28] Gilbert arbeitet heraus, wie Diplomaten und Grenzpolizisten jüdischen Flüchtlingen halfen. Er geht auf schon länger bekannte Fälle wie den Schweizer Polizeibeamten Paul Grüninger ein, der mittels Fälschung von Einreisepapieren zirka 3.600 Juden das Leben rettete, widmet sich aber auch diversen weniger bekannten Beispielen mutigen Handelns. Einer davon ist Frank Foley, ein Agent des britischen Geheimdienstes MI 6, dem es in seiner offiziellen Funktion als Passbeamter der britischen Botschaft in Berlin gelang, schätzungsweise 10.000 Juden zur rettenden Emigration zu verhelfen.

In seinem Resümee verweist Gilbert auf fünf Lektionen der Erfahrung des Novemberpogroms: dass ein ganzes Volk wie die Juden dämonisiert werden, eine ganze Nation wie die Deutschen sich gegen einen loyalen und integrierten Bevölkerungsteil wenden kann; dass für die bis dahin noch auf eine moderate Entwicklung hoffenden deutschen Juden im November 1938 die Zeit gekommen war, das Land zu verlassen; dass es höchste Zeit war für verschiedene Regierungen in Übersee, jüdische Flüchtlinge aufzunehmen; dass sich die NS-Führung hinfort genötigt sah, die weitere Judenverfolgung weitgehend im Geheimen zu betreiben; und als historische Lektion formuliert Gilbert, dass sich ein zeitlich und im Zerstörungsausmaß zunächst noch begrenzter Angriff schnell zu einem Massenmord entwickeln kann. Die solidarischen Retter ehrend, schließt er mit den Worten: »Such generous souls were few in number, but large in spirit. Thanks to them, amid the collapse of morality, morality survived. Amid the ruins of civilisations, civilisation was reborn. But the losses are irreplaceable« (S. 269).

---

27 *Martin Gilbert*, Kristallnacht. Prelude to Destruction (Making History Series), Harper Press, London 2006, 314 S., geb., £ 8,99.

28 Vgl. *Claudia Curio*, Verfolgung, Flucht, Rettung. Die Kindertransporte 1938/39 nach Großbritannien, Berlin 2006; *Christiane Berth*, Die Kindertransporte nach Großbritannien 1938/39. Exilerfahrungen im Spiegel lebensgeschichtlicher Interviews, Hamburg 2005.

Der Erfahrungsgeschichte hat sich auch Mitchell G. Bard verschrieben, der mit seinem Buch eine *oral history* des Pogroms avisiert.[29] Der US-Politologe hat in dieser Arbeit, neben englischsprachiger Literatur, knapp 80 mündliche Zeugnisse von Pogromopfern ausgewertet, die damals im Kindes- oder Jugendalter waren. Die Quellen entstammen in erster Linie dem *USC Shoah Foundation Institute for Visual History and Education* der *University of Southern California*, also jener Sammlung von 52.000 Zeitzeugeninterviews, die Steven Spielberg im Gefolge seines Spielfilms »Schindler's List« (1993) über die von ihm gegründete Stiftung erheben ließ.

Bard schlägt den besonderen Duktus des Buches bereits in seiner Einleitung an, die den Einbruch der Gewalt in das Leben der Kinder dem Leser mit einer direkten Ansprache nahebringt (»Imagine you are nine years old […]. You're suddenly awakened by loud banging […]«, S. xi) und mit einer kurzen, historische Empathie evozierenden Skizze das Thema umreißt. Nach einer knappen Darstellung der Vorgeschichte und des Ereignisablaufs des Pogroms lässt Bard u. a. im umfangreichsten zweiten Kapitel »A Harsh Childhood« Augenzeugen zu Wort kommen, die im November 1938 noch Kinder oder Jugendliche waren. Angesichts des damals geringen Alters der Personen überrascht es wenig, dass hier nicht nur persönliche Erinnerungen an das Pogrom, sondern mitunter auch die Erinnerung an die Erinnerung der eigenen Mutter wiedergegeben werden.

Zu den einschneidendsten Erfahrungen für viele Kinder und Jugendliche zählte die Verhaftung des Vaters und dessen wochenlange, oft ungewisse Abwesenheit. Ein damals achtjähriges, in Wien aufgewachsenes Mädchen wird hier zitiert: »Our world collapsed completely. […] We weren't alone, but the pain was just unbearable. Where did they take him? […] After three weeks we were told he was in Dachau.« (S. 70). Viele sahen ihre Eltern erstmals ohnmächtig, verzweifelt und weinend, verschiedentlich auch, wie der Vater zusammengeschlagen wurde. Dass manche Väter glaubten, ihre hohen Auszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg könnten sie und ihre Familie vor der Gewalt schützen, zeigt die tragische Bindung an ein anderes, längst untergegangenes Deutschland und dadurch die völlige Fehleinschätzung der Situation.

In längeren, primär aus der Literatur gearbeiteten Kapiteln über Erfahrungen mit Zerstörung und Gewalt und die niedergebrannten Synagogen eröffnet Bard einen Raum für geografisch weit gestreute Erinnerungen des Auftakts der Terrorwelle insbesondere aus den frühen Morgenstunden des 10. November 1938. Dem schließen sich Vergegenwärtigungen von Fällen solidarischen Handelns an, etwa die Episode jenes Mainzer Schul-Hausmeisters, der einen gewaltsamen Mob mit der Bemerkung stoppen konnte, der ›Führer‹ dulde dieses Verhalten nicht (S. 158). Dies waren Ausnahmen, die Regel war rücksichtslose Gewalt, bis hin zu brutalen Morden, die auch Bard aufgreift. Er versammelt berührende Geschichten von Furcht, Bedrohung, Gewalt, Rettung und Tod. Dabei beschränkt sich der Autor weitestgehend auf eine nach Themen geordnete Kompilation der aus den Interviews und der Literatur entnommenen Erinnerungen, die oft nur eine halbe Seite und nur selten mehr als zwei Seiten umfassen. Eine weitergehende eigene Analyse leistet er nicht, ebenso sucht man eine kritisch-methodische Beurteilung der benutzten Quellen vergebens. Über die Personen, deren Interviews er verwandte, erfährt man außer Name, Alter und Wohnort wenig, Informationen zum Nachkriegsleben der Überlebenden teilt er nicht mit. Damit nicht genug, ist Bard auch in den Zahlenangaben teilweise ungenau. Ohne die Angabe zu belegen, schreibt er etwa, aus Hamburg seien 2.500 Juden ins KZ Oranienburg deportiert worden, obwohl die Forschung nur weniger als 900 nachweisen kann.[30] Der Rezensent hätte sich auch eine Verifikation der Behauptung ge-

---

29 *Mitchell G. Bard*, 48 hours of Kristallnacht. Night of Destruction, Dawn of the Holocaust. An Oral History, The Lyons Press, Guilford, Connecticut 2008, 240 S., geb., $ 19,95.

30 Vgl. *Frank Bajohr*, »Arisierung« in Hamburg. Die Verdrängung jüdischer Unternehmer 1933–1945, Hamburg 1998, S. 270.

wünscht, in Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen seien im Gefolge des Pogroms über 5.000 Juden ums Leben gekommen.

Wie hat sich die Erfahrung der Judenverfolgung vor Ort niedergeschlagen? Trotz diverser Parallelen von Initiierung, Verlauf und Dauer der Gewaltwelle in vielen Städten gab es auch bemerkenswerte lokale Unterschiede. Martin Ruchs Darstellung zum Pogrom in Offenburg ist in zwei Teile gegliedert: Zunächst werden die Ereignisabläufe vom November 1938 nachgezeichnet, anschließend geht es um das 1948 angestrengte Gerichtsverfahren gegen Offenburger Pogromtäter.[31] Das schmale Buch enthält acht Abbildungen (davon nur eine, die unmittelbar mit dem Pogrom zu tun hat). Der Autor lässt weitestgehend Quellen jüdischer Verfolgter, örtlicher Augenzeugen und, im Kontext der Darstellung des Gerichtsverfahrens, auch die Täter ›sprechen‹. Durch die Vielzahl zitierter Erlebnisberichte entsteht ein plastisches Bild von den Ereignissen. Ruch kann Belege für solidarisches Verhalten aus der Bevölkerung ebenso wie für die aktive Beteiligung an der Judenverfolgung zitieren. 64 Offenburger Juden wurden ins KZ Dachau deportiert, einer wurde dort ermordet, weitere starben kurz nach ihrer Entlassung an den zuvor erlittenen Torturen. Die aus den Lagern zu ihren Familien zurückkehrenden Männer waren oft innerlich gebrochen. In einem damals entstandenen Gedicht der Ehefrau eines verschleppten Juden heißt es zu dessen Rückkehr: »Ich sprang, ich flog zur Türe, da hielt ich ihn im Arm,/So mager, so verkommen, zerquält und voller Harm./Der Mann, der nie geweint hat, der weint in dieser Stund« (S. 36).

Ruch leistet freilich weder eine eigenständige zusammenhängende Darstellung noch eine quellenkritische Einordnung und Interpretation des Materials. Nach einer kurzen Einleitung – vom Forschungsstand zur lokalen Pogromgeschichte erfährt man hier nichts – beschränkt er sich überwiegend auf kurze Überleitungssätze zwischen den wiedergegebenen Quellen, so dass der Buchtext größtenteils aus Zitaten besteht. Deren Urheber werden zwar mit Namen und Beruf benannt, darüber hinaus erfährt der Leser jedoch meistens nichts. Auch den Nachweis der Quellen sucht man des Öfteren vergeblich. Und was besagt etwa folgender Zitatbeleg: »Arnold Lederer[,] 29.5.1987« (S. 116) – wird hier ein privater Brief, ein Leserbrief an eine Zeitung, ein Tagebucheintrag oder vielleicht ein lebensgeschichtliches Interview zitiert? Wonach zitiert Ruch diese Quelle, liegt sie im Stadtarchiv, ist sie seinem Privatarchiv entnommen? So besteht nicht nur die Darstellung weitgehend auf einer Aneinanderreihung von Erlebnisschilderungen und Berichten, auch die Quellenbasis des Buches ist in beträchtlichen Teilen unklar und dadurch methodisch zweifelhaft. Dies beschränkt den wissenschaftlichen Wert des Buches erheblich.

Ähnliches wie zu den Publikationen von Bard und Ruch ist über ein Buch aus der Feder von Erhard Roy Wiehn zu sagen.[32] Die etwas ungewöhnliche Komposition des Bandes, versehen mit neun Abbildungen primär aus der Nachgeschichte des Geschehens, ist Ergebnis des veränderten Teil-Nachdrucks einer früheren Veröffentlichung des Autors.[33] Neben einigen jüngeren Texten enthält der Band Gespräche mit überlebenden Juden, die sich auf den Antisemitismus zwischen 1933 und 1938, die Zeit des Pogroms und den anschließenden Leidensweg erstrecken.

Einerseits hat Wiehn eindrucksvolle und lebendige Erinnerungen jüdischer Überlebender zusammengetragen, andererseits ist der intransparente Umgang mit Interviews jeden-

---

31 *Martin Ruch*, Das Novemberpogrom 1938 und der Synagogenprozess 1948 in Offenburg. Verfolgte berichten, Täter stehen vor Gericht, Books on Demand, Norderstedt 2008, 120 S., kart., 14,80 €.

32 *Erhard Roy Wiehn*, Zum Reichspogrom 1938. Die Ereignisse in Konstanz 70 Jahre danach zum Gedenken, Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2008, 155 S., kart., 14,80 €.

33 *Erhard R. Wiehn* (Hrsg.), Novemberpogrom 1938. Die Reichskristallnacht« in den Erinnerungen jüdischer Zeitzeugen der Kehilla Kedoscha Konstanz 50 Jahre danach als Dokumentation des Gedenkens, Konstanz 1988.

falls aus wissenschaftlicher Sicht methodologisch anachronistisch – *oral history at it's worst*. Wiehn bezeichnet dies als »soziologische Spurensicherung« (S. 84), legt aber seine methodischen Grundlagen der Erhebung und Auswertung nicht offen. Auch in anderer Hinsicht ist das Buch fragwürdig, da der Forschungsstand – nicht nur in den älteren nachgedruckten Texten – teilweise überholt ist. Beispielsweise schreibt der Autor im Rahmen der »Reichsbilanz des Novemberpogroms«, es seien »mindestens 262 Synagogen« zerstört oder geplündert worden, und gibt als Beleg hierfür an: »Laut n-tv am 07.07.2007« (S. 43). Der emeritierte Soziologie-Professor Wiehn hätte doch lieber das TV-Gerät ausschalten und stattdessen einen Blick in die jüngere Forschung werfen sollen, die diese Zahl allein etwa für das heutige Gebiet von Nordrhein-Westfalen belegen kann und insgesamt längst von weit über 1.000 betroffenen Synagogen und Beträumen ausgeht.

Die Novemberpogrome markierten nicht nur das herausragende Ereignis der Vorkriegs-Judenverfolgung, sondern auch den einzigen reichsweiten antisemitischen Gewaltexzess, der in aller Öffentlichkeit stattfand. Dieses Faktum hat seit längerer Zeit die Frage genährt, wie die nichtjüdische deutsche Bevölkerung auf die sich »vor aller Augen«[34] ereignenden Verbrechen reagierte. Alexander Korb hat versucht, diese Forschungsdebatte voranzubringen.[35] In der überarbeiteten Fassung seiner Berliner Magisterarbeit stützt er sich auf die vor fünf Jahren edierten geheimen Stimmungs- und Lageberichte von Behörden und NS-Organisationen.[36] Trotz der in manchen Details ungenauen Darstellung der Pogrome – der Autor meint etwa, es seien nur »hunderte Geschäfte, Wohnungen und Synagogen zerstört und geplündert worden« (S. 9), obwohl doch von einer fünfstelligen Zahl ausgegangen werden muss – hat Korb eine lesenwerte Studie geschrieben. Seiner empirischen Grundlage nähert er sich mit einer Diskussion der Forschungsentwicklung und einer gut reflektierten Quellenkritik. Insgesamt hat er 267 Berichte der Monate November und Dezember 1938 ausgewertet. Er konzediert, die Frage nach der Reaktion der deutschen Bevölkerung auf die Pogrome lasse sich aufgrund des verzerrenden Faktors der geheimen Stimmungs- und Lageberichte nur annäherungsweise beantworten. Seine Ergebnisse sind differenziert. Einerseits hält er fest: »Die meisten Deutschen bis in die NSDAP hinein hatten partielle Kritik an den Novemberpogromen, während die allerwenigsten die Pogrome und ihre Folgeerscheinungen als Teil der nationalsozialistischen Politik gegen die Jüdinnen und Juden grundsätzlich ablehnten« (S. 98). Andererseits gewichtet er »die hohe Zahl von Äußerungen, die sich ausdrücklich positiv auf die nationalsozialistische Politik gegen Juden bezogen« (S. 101), und die »wortreiche Zustimmung« (S. 102) zu und nahezu vollständig fehlende Kritik an den weiteren gesetzlichen Ausgrenzungen als Indiz dafür, dass die antisemitischen Ziele der NS-Führung auf eine hohe Akzeptanz trafen – solange sie ›ordentlich‹ verfolgt wurden.

IV. Die Terrorwelle in Regional- und Lokalstudien

Mehrere Neuerscheinungen konzentrieren sich auf die Gewaltgeschichte der Pogrome ›unterhalb‹ der Reichsebene. Der schmale, aber gehaltvolle Band, den der Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten in NRW herausgegeben hat, enthält 16 Fachbeiträge, zudem 46

34 *Klaus Hesse/Philipp Springer*, Vor aller Augen. Fotodokumente des nationalsozialistischen Terrors in der Provinz, Essen 2002.

35 *Alexander Korb*, Reaktionen der deutschen Bevölkerung auf die Novemberpogrome im Spiegel amtlicher Berichte, VDM-Verlag Dr. Müller, Saarbrücken 2007, (120 S.), 49,00 € (lag nur als unpag. PDF-Datei vor).

36 *Otto Dov Kulka/Eberhard Jäckel* (Hrsg.), Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten 1933–1945, Düsseldorf 2004.

Fotos und Quellenfaksimiles.[37] In ihrem Vorwort betont Maria Springenberg-Eich, die Leiterin der nordrhein-westfälischen Landeszentrale für politische Bildung, gerade die Konzentration auf die Ereignisse vor Ort könne helfen, »die größeren Zusammenhänge zu begreifen, das eigentlich Unfassbare nachzuvollziehen und anschaulich zu machen« und so »eine unheilvolle Mythologisierung der Unmenschlichkeit« zu verhindern. In diesem Sinne wolle der Band »einen Beitrag leisten zu einer positiv verstandenen ›Entmythologisierung‹ der Judenverfolgung und -vernichtung in Deutschland« (S. 7). In manchen der Beiträge, von denen hier nur ausgewählte vorgestellt werden können, wird deutlich, wie das heutige Wissen um den allgemeinen Verlauf der Novemberwoche vereinzelt durch konträres lokales Geschehen zu differenzieren ist. Etwa in Dortmund: Dort presste die Partei die Synagoge und das zugehörige Grundstück der Jüdischen Gemeinde entschädigungslos ab, feierte im September 1938 mit mehreren 100 Personen vor der Synagoge den bevorstehenden Abbruch, HJ-Mitglieder plünderten und zerstörten die Inneneinrichtung, schließlich ließ die Partei das Gebäude – nach dem Vorbild Münchens, Nürnbergs und Kaiserslauterns – Anfang Oktober abreißen, so dass es im November keine anzugreifende Synagoge mehr gab. In Bünde rissen die Täter am 10. November 1938 »die Synagoge ein und brachten deren Einzelteile sowie Teile des Inventars unter musikalischer Begleitung prozessionsartig zum Marktplatz. Hier wurde damit ein Feuer entfacht, das von glühend antisemitischen Reden begleitet wurde« (S. 17), schreibt Jörg Militzer in seinem Essay zur Zerstörung der Synagogen im Kreis Herford.

Auch nach 70 Jahren, konstatiert Karola Fings für Köln, sind die Namen der Pogromtäter bis auf wenige Ausnahmen nicht bekannt. Teilweise waren diese am 10. November aus der Bevölkerung unterstützt und angefeuert worden. Die vielen Kölner, die dem Geschehen zusahen, werden in Erinnerungen als eine stumme, gelähmte und erschrockene Masse beschrieben. Doch auch Fälle von Hilfsbereitschaft nichtjüdischer Freunde und Nachbarn sind überliefert. Im Anschluss an Michael Wildts These, die offen praktizierte nationalsozialistische Gewalt habe der Transformation der bürgerlichen Gesellschaft in eine rassistische Volksgemeinschaft gedient[38], schreibt Fings: »Die Mehrheitsgesellschaft sah das mörderische Gewaltpotenzial des Regimes, sah zugleich aber weg – und zog vor allem keine Konsequenzen daraus. Sie akzeptierte die rassistische Grenze, die durch Gewalt konstituiert und durch Gewalt bewacht wurde« (S. 47). Die kleine Minderheit, die sich traute, ihre Ablehnung gesprächsweise kundzutun, musste – wie Karl Reddemann an einem Beispiel aus Münster zeigt – mit Denunziation und Repression rechnen.

Anhand der Zerstörung des alten jüdischen Friedhofs in Lemgo am 10. November 1938 beschreibt Jürgen Scheffler einen Fall von Verbrechen und nachfolgender Verschleierung. Die auf Anordnung des Lemgoer Bürgermeisters erfolgte Verwüstung versuchte man 1948 wieder auszugleichen: mangels der originalen Grabsteine durch Aufstellung von Grabsteinen eines anderen jüdischen Friedhofs. Als dann der alte jüdische Friedhof Lemgos 1992 in die Denkmalliste aufgenommen wurde, war die Erinnerung an den zunächst per Bürgermeister-Order zerstörten und dann mit Grabsteinen von Toten einer anderen Gemeinde wiederhergerichteten Friedhof nicht mehr präsent.

Drei Texte setzen sich mit der Nachkriegsrezeption des Geschehens auseinander. Monika Marner und Claudia Arndt skizzieren die juristische Aufarbeitung des Pogroms in Rosbach. »Obwohl in allen jüdischen Gemeinden des heutigen Rhein-Sieg-Kreises am 10. November 1938 die Synagogen brannten, fand nach heutigem Erkenntnisstand nur in

37 Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten in NRW (Hrsg.), Gewalt in der Region. Der Novemberpogrom 1938 in Rheinland und Westfalen, Landeszentrale für politische Bildung NRW, Düsseldorf/Münster etc. 2008, 135 S., kart., 5,00 €; vgl. auch Landesarchiv NRW (Hrsg.), 9.11.1938. Reichspogromnacht in Ostwestfalen-Lippe, Detmold [2008] (Katalog zur seit 2008 in der Region präsentierten Wanderausstellung).

38 Vgl. *Wildt*, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung, S. 9 ff.

Rosbach ein Prozess statt« (S. 110). Die Prozesse im Rheinland und in Westfalen waren 1951 zu Ende – mit zunehmender Dauer wurden die Angeklagten weniger, die vom Gericht ins Feld geführten mildernden Umstände dubioser und die Strafen milder. Den Aachener Prozess des Jahres 1947 gegen Pogromtäter beschreibt Winfried Casteel. Dieser deutschlandweit erste Prozess wegen einer Synagogen-Brandstiftung[39] dokumentiert die Verantwortungsverweigerung vieler Angeklagter, die sich auf bloße Befehlsausübung, fehlende Erinnerung oder Abwesenheit vom Tatort beriefen.

Der Entwicklung öffentlicher Wahrnehmung geht abschließend Ulrike Schrader nach. Sie betrachtet die Geschichte Wuppertaler Gedenkzeichen näher: von dem ersten Mahnmal der Jüdischen Kultusgemeinde 1955 über die ersten städtischen Gedenktafeln von 1962 bis zur jahrelang verzögerten Eröffnung der »Begegnungsstätte Alte Synagoge« 1994. Die Autorin verweist auf den Prozess sprachlicher Vergegenwärtigung: von der Anonymisierung von Tätern und Opfern auf einer ersten Gedenktafel (»Hier stand die Synagoge/der jüdischen Gemeinde./Sie wurde am 9. November 1938/ein Opfer des Rassenwahns«) bis zur dokumentarischen Integration dieser alten Gedenktafel in die Begegnungsstätte.

Was die Autoren von »Gewalt in der Region« mit Essays für das Rheinland und Westfalen näher untersuchen, betrachtet Hans-Dieter Arntz für die im Dreieck zwischen Bonn, Köln und Aachen gelegene Eifel.[40] Der Regionalhistoriker legt mit seinem, mit knapp 300 Abbildungen reich illustrierten Buch eine Darstellung des Überfalls auf die Juden in 23 Kapiteln vor, die unter anderem auf Akten von Nachkriegsprozessen gegen Pogromtäter beruht. Nach drei Kapiteln zur Vorgeschichte von Antisemitismus und Judenverfolgung im westlichen Rheinland vom Mittelalter bis zum Ende der Weimarer Zeit geht er den ereignisgeschichtlichen Entwicklungen in Städten der Region nach. Den Schlusspunkt des Bandes bilden zwei Kapitel zur gerichtlichen Aufarbeitung und der Geschichte des Erinnerns an die NS-Pogrome.

Die Lektüre des Buchs wirft immer wieder Fragen an den Autor auf. Nicht nur, dass auf ein kritisches Lektorat verzichtet wurde – neben diversen sprachlichen Schnitzern fällt das nachlässig zusammengestellte Literaturverzeichnis auf – oder dass mehrfach ein längst überholter Forschungsstand zur überregionalen Auslösung des Pogroms referiert wird. Auch in formaler Hinsicht stößt man sich verschiedentlich an einem gewissen Laienhistoriker-Niveau, wenn etwa eine Quelle mit der Angabe »Amtliches Schreiben vom 23.11.1938« (Fußnote 182, S. 188) zitiert wird – wer hier an wen und weshalb geschrieben hat, verrät der Autor nicht. Völlig inakzeptabel für einen seriösen Autor ist die Formulierung, ein SA-Mann, der Gegenstände entwendete und eine 23-jährige Frau vergewaltigen wollte, sei »in jeder Hinsicht auf den Geschmack gekommen« (S. 132). Zudem fallen offenkundige Widersprüche ins Auge. So kritisiert Arntz einleitend, dass die mit der ländlichen Strukturierung seines Untersuchungsgebietes verstärkt einhergehende Anonymisierung von Tat und Tätern nach 1945 zu der mangelhaften Aufarbeitung des Geschehens beitrug. In seiner eigenen Darstellung zitiert er dann ausführlich Quellen, die im Original die Täter explizit benennen, kürzt sie aber in der Wiedergabe just um diese Namen. Der Autor verliert sich in der Vielzahl seiner Quellen, denen er weitgehend das Wort gibt. Zudem geht er nicht gerade kritisch mit ihnen um. Ein Beispiel: Zur Frage, weshalb Polizei und Pogromzuschauer nur gegafft und »nicht aktiv gegen die Randalierer und Zerstörer vorgegangen seien« (S. 69), zitiert Arntz einen strikt rechtspositivistisch argumentierenden, längeren Leserbrief eines örtlichen Rechtsanwaltes aus dem

---

39 Mit anderen Anklagepunkten gab es bereits 1945 erste Prozesse, vgl. *Nachama/Neumärker/Simon*, »Es brennt!«, S. 145.

40 *Hans D. Arntz*, »Reichskristallnacht«. Der Novemberpogrom 1938 auf dem Lande – Gerichtsakten und Zeugenaussagen am Beispiel der Eifel und Voreifel, Helios Verlag, Aachen 2008, 196 S., geb., 29,90 €.

Jahre 1978, ohne diese Deutung ihrerseits zu befragen, mit anderen Erklärungsansätzen zu konfrontieren und zu interpretieren. Dass er diese seitenfüllende Quelle dann in einem späteren Kapitel erneut wiedergibt, ist mehr als ärgerlich. Gleichwohl, für viele Regionen des damaligen nationalsozialistischen Deutschlands gibt es keine solch umfassende, dokumentarisch gut belegte und anschauliche Schrift. Arntz unterstreicht die Spezifik des Terrors in der Eifel-Region, etwa die im Reichsvergleich teils späte und teils brutalere Gewaltwelle. Hierzu zählen auch Details wie die irrtümliche Verwüstung »arischer« Geschäfte und Wohnungen in Euskirchen oder der Umstand, dass in der Ortschaft Lommersum »beinahe die gesamte Bevölkerung ungehemmt plünderte« (S. 90). Als Faktum nicht neu, aber für die juristische ebenso wie für die politisch-normative Argumentation des NS-Staates aufschlussreich sind die von Arntz ausgewerteten Akten von Prozessen, die schon 1938 und 1939 gegen Plünderer angestrengt wurden.

Geografisch an die Darstellung zur Eifel anschließend, bietet der umfangreiche Sammelband, den Bastian Fleermann und Angela Genger für die Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf ediert haben, vorbildliche regionalhistorische Forschung.[41] Nachdem die Gedenkstätte bereits vor 20 Jahren eine Quellendokumentation zum Thema veröffentlichte[42], enthält der jüngste Band neun grundlegende Aufsätze, überdies 102 Fotos, Faksimiles und Karten. Eine solch präzise wie umfassende wissenschaftliche Aufarbeitung der Pogromgeschichte liegt, soweit zu sehen, für keine andere Stadt des damaligen Deutschen Reiches vor. In ihrer den Forschungsstand treffend und kritisch resümierenden Einleitung schreiben Genger und Fleermann, das Pogrom scheine »eine gefährliche Synthese aus beidem, aus Planung *und* Gewalt, eine Mischung aus Inszenierung *und* Kontrollverlust gewesen zu sein« (S. 11, Hervorhebungen im Original), gleichsam »Volkszorn auf Anweisung« (S. 14).

Vorgeschichte, Verlauf und Folgen des Düsseldorfer Pogroms werden in den einzelnen Beiträgen des Bandes detailliert analysiert. Bastian Fleermann zeichnet die zunehmend bedrohliche Lage der Juden im Jahr 1938 nach, die er mit Saul Friedländer als politisch-administrative »Einkreisung« deutet. Mit der unmittelbaren Vorgeschichte des Pogroms beschäftigt sich der Aufsatz von Frank Sparing, der die Einwanderung von »Ostjuden« seit Anfang des 20. Jahrhunderts mit Blick auf die »Polen-Aktion« vom Oktober 1938 skizziert. Rollkommandogleich wurden am Abend des 28. Oktober insgesamt 361 polnische Juden aus Düsseldorf verschleppt. Nach den Aufgaben der Gestapo Düsseldorf im Zusammenhang des Pogroms fragt Holger Berschel in seinem Beitrag, einem überarbeiteten Kapitel seiner Dissertation.[43] Er kann zeigen, wie sehr die Gestapo zunächst von der Ereignisdynamik überfordert war. Als sich beispielsweise am 10. November ein Zug mit ungefähr 3.000 Personen zum Regierungspräsidium formierte, um den Rücktritt des bis dato noch mit einer Jüdin verheirateten Regierungspräsidenten Carl Christian Schmid zu erreichen, waren Gestapo und Schutzpolizei fast machtlos, die zahlenmäßig überlegenen Demonstranten drohten ihnen sogar Prügel an.

In seinem zweiten Aufsatz beschreibt Fleermann den Auftakt der Pogrome in der Stadt. Den mit 140 Seiten Umfang größten Text steuert Barbara Suchy bei, die die 460 Überfälle auf Juden vom 9. und 10. November aus der Perspektive der Opfer akribisch dokumentiert, um »diese beispiellosen Tage der deutschen Geschichte heute, nach siebzig Jahren, wenn schon nicht begreifbar, dann aber zumindest vorstellbar zu machen« (S. 126). Dem folgen 112 kurze biografische Skizzen, zusammengestellt von Angela Genger, die

---

41 *Bastian Fleermann*/*Angela Genger* (Hrsg.), Novemberpogrom 1938 in Düsseldorf, Klartext-Verlag, Essen 2008, 443 S., geb., 22,95 €.

42 *Barbara Suchy* (Hrsg.), Düsseldorf, Donnerstag, den 10. November 1938. Texte, Berichte, Dokumente, Düsseldorf 1989.

43 *Holger Berschel*, Bürokratie und Terror. Das Judenreferat der Gestapo Düsseldorf 1935–1945, Essen 2001.

hier knapp ein Drittel der verhafteten und dann nach Dachau transportierten Juden porträtiert. Zwei weitere Beiträge drehen sich um Max Eschelbacher, den Düsseldorfer Rabbiner, dessen in der Emigration verfasster Bericht »Der zehnte November 1938« hier nochmals abgedruckt wird, versehen mit einer kundigen Einführung von Falk Wiesemann. In einem weiteren Text zieht Fleermann eine Bilanz des Düsseldorfer Pogroms. Neben den Toten und Verletzten beschreibt er die materiellen Zerstörungen, die sich auf zirka drei Viertel aller jüdischen Wohnungen und Geschäfte erstreckten, zudem brannten die Synagogen in der Innenstadt und im südlichen Stadtteil Benrath aus. Eingehend widmet er sich auch der Vernichtung der ökonomischen Existenz der Düsseldorfer Juden im Zuge von Pogrom und ›Arisierung‹ sowie den Verhaftungen und Deportationen.

Schließlich beleuchtet Volker Zimmermann im letzten Beitrag des Sammelbandes die juristische Aufarbeitung des Pogroms nach 1945. Der aus einer umfassenderen Studie entnommene, überarbeitete Aufsatz[44] unterstreicht die schwierige strafrechtliche Verfolgung der Gewalttäter, die zu dem Paradox führte, dass es oft aussichtslos war, genügend zuverlässige Zeugen zu finden, obwohl sich die Verbrechen vor den Augen der Nachbarschaft abgespielt hatten. Wer überhaupt verurteilt wurde, erhielt in der Regel eine niedrige Strafe, viele wurden freigesprochen, und die meisten Verantwortlichen mussten gar nicht erst vor Gericht erscheinen. So bezeichnet Zimmermann die Bilanz der Strafverfolgung als »nicht minder verheerend« (S. 424) als jene des Pogroms selbst.

Warum gab es bisher keine größere zusammenhängende Darstellung des Pogroms in der Reichshauptstadt Berlin? Der Historiker und Journalist Sven Felix Kellerhoff hat hierzu nun ein kleines, aber bemerkenswertes Buch verfasst.[45] Obwohl nur knapp 100 Seiten umfassend, vermittelt das mit 27 Abbildungen illustrierte Bändchen einen so breit angelegten wie im Detail genauen Überblick. Die Ereignisse und »ungeheuren Gewaltexzesse« (S. 8) rund um das Novemberpogrom füllen die erste Hälfte seiner Schrift. Im zweiten Teil skizziert Kellerhoff die Vorgeschichte des Pogroms, indem er die Entwicklung der Jüdischen Gemeinden in Berlin und das Anwachsen des Antisemitismus in den Jahren der Weimarer Republik und nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nachzeichnet. Den Abschluss bilden die weiteren Etappen der NS-Judenpolitik nach dem Pogrom.

Kellerhoff bietet ansprechend geschriebene und wohlinformierte Lokalgeschichte. Die am 10. November 1938 einsetzende Verhaftungswelle, von der allein in Berlin zirka 12.000 Juden betroffen waren, bezeichnet er als »Menschenjagd« und »Geiselnahme durch den Staat« (S. 39 f.). Was mit den in die Konzentrationslager Verschleppten geschah, deutet er mit einem Zitat eines Arztes an, der nach seiner Entlassung schrieb: »Als ich nach Hause kam und vom S-Bahnhof aus meine Frau anrief, damit sie mir entgegenkomme, wurde ich auf der Straße weder von ihr noch von meinen Kindern erkannt; so sehr hatte ich mich verändert« (S. 72). Kellerhoff berichtet auch von Folgen des Pogroms, die bei einer historischen Bilanz meistens fehlen – beispielsweise davon, dass zwischen Dezember 1938 und Januar 1939 im Jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Straße zirka 600 aus den Lagern freigelassenen Häftlingen erfrorene Gliedmaßen amputiert wurden, »eine direkte Folge der kalkuliert unmenschlichen Haft im KZ« (S. 72).

Wenngleich der reichsweite Kontext des Pogroms mitunter etwas zu randständig erscheint, entsteht ein facettenreiches Bild der Ereignisse, das anhand des Berliner Geschehens konkret wird. Der Autor greift immer wieder das Verhalten der Bevölkerung auf, weist auf die mindestens 20.000 Berliner hin, die aktiv an Verfolgung, Gewalt und Plünderungen beteiligt waren, aber auch auf couragierte Taten Einzelner. Zwei Synagogen

---

44 *Volker Zimmermann*, NS-Täter vor Gericht. Düsseldorf und die Strafprozesse wegen nationalsozialistischer Gewaltverbrechen, Düsseldorf 2001.

45 *Sven F. Kellerhoff*, »Kristallnacht«. Der Novemberpogrom 1938 und die Berliner Juden, Berlin Story Verlag, Berlin 2008, 95 S., kart., 9,80 €.

wurden etwa durch das Eingreifen eines Hauswarts und eines Polizisten vor der Zerstörung gerettet, ein anderer Mann wurde zusammengeschlagen, als er sich vor einem jüdischen Geschäft dem Mob entgegenstellte. Manche Juden erhielten telefonische Warnungen vor drohenden Verhaftungen, meistens anonym. In Berlin habe es, so der Autor, wohl Hunderte von mutigen Taten gegeben, »aber eben auch zehntausende Fälle, in denen niemand half« (S. 38). Deshalb weist er auch die allzu freundliche Behauptung aus den Deutschland-Berichten der Exil-SPD zurück, die von einer »einheitlichen und massiven Willenskundgebung des deutschen Volkes gegen das Schreckensregime« sprechen. Kellerhoffs Fazit für Berlin lautet: »Das größte Verbrechen der deutschen ist zugleich der Tiefpunkt der Stadtgeschichte« (S. 89).

Der 1998 im Rahmen der Debatte um eine Entschädigung von Zwangsarbeitern entstandene Verein »Spurensuche Goslar« widmet sich in einer kleinen Veröffentlichung dem Pogrom in der damaligen »Reichsbauernstadt«.[46] Autor Peter Schyga schildert den Zusammenhang der Ereignisse auf Reichsebene mit den Abläufen in Goslar. Grundlage seiner Darstellung sind unter anderem die Akten des Gerichtsverfahrens, das 1950 gegen die örtlichen Täter stattfand. Auch in Goslar verlief die ›Aktion‹ ähnlich wie in den meisten anderen deutschen Orten in der zweiten Novemberwoche 1938: Ein Jude starb infolge der Misshandlungen durch den SA-Mob, die jüdischen Geschäfte wurden hemmungslos geplündert, die Inneneinrichtung der Synagoge sowie Wohnungen zerstört. In der Stadt gab es aber auch Versuche, sich mit Strafanzeigen bei der Polizei gegen das Geschehen zu wehren – natürlich, muss man sagen, erfolglos. Mit Joachim Perels sieht der Autor in der völligen Rechtlosigkeit der Juden im November 1938 den Kern jenes Instrumentariums ausgebildet, das dann in der ab 1941 einsetzenden Vernichtungspolitik zu schrecklicher Effizienz entwickelt wurde.[47] Anders als die in Goslar im landesweiten Vergleich eher durchschnittlich verlaufene Judenverfolgung bildete das Gerichtsverfahren vom Oktober 1950 eine bemerkenswerte Ausnahme in der frühen Adenauer-Republik, denn das Landgericht wandte nicht deutsches Recht an, sondern urteilte explizit nach dem Kontrollratsgesetz Nr. 100. Es sprach die Angeklagten so des »Verbrechens gegen die Menschlichkeit« schuldig; leider teilt Schyga nicht mit, wie hoch die Strafen der vier verurteilten Pogromtäter ausfielen und wann sie wieder auf freiem Fuß waren. Das Kontrollratsgesetz war eine Möglichkeit, die 1949 vom Bundestag erlassene Amnestie, die auch viele Pogromtäter betraf, zu umgehen. Wenn auch Schyga in den Passagen zur reichsweiten Entwicklung den Forschungsstand nicht immer genau trifft, kann die schmale Schrift, der acht Abbildungen beigegeben sind, einen guten Überblick zu den lokalen Bedingungen und Folgen des antijüdischen Überfalls vermitteln.

Eine andere Art regionalhistorischer Forschung, ebenfalls von einem geschichtskulturell aktiven Verein herausgegeben, liegt mit dem »Eberswalder Gedenkbuch für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus« vor.[48] Das auf der Initiative und mehrjährigen Recherche von Ellen Behring beruhende Buch geht in dreifacher Hinsicht über das seit über

---

46 *Peter Schyga*, »Es gilt diesen Pestherd in allen Winkeln Europas auszurotten«. Die Reichspogromnacht am 9./10. November 1938 in Goslar (Spuren Harzer Zeitgeschichte, Heft 1), hrsg. v. Verein Spurensuche Goslar, Goslar Paperflieger 2006, 36 S., geheftet, 5,00 €.

47 Vgl. *Joachim Perels*, Wendepunkt in der Politik des Judenhasses. Die Reichspogromnacht und die Komplizenschaft der Gesellschaft, in: *Franz-Josef Düwell* (Hrsg.), Licht und Schatten. Der 9. November in der deutschen Geschichte und Rechtsgeschichte, Baden-Baden 2000, S. 59–70, hier: S. 61.

48 *Ellen Behring/Ingrid Fischer/Brigitta Heine* u. a., Eberswalder Gedenkbuch für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. 1938–2008. 70 Jahre nach der Pogromnacht, Verein für Heimatkunde zu Eberswalde, Angermünde 2008, 200 S., geb., 10,00 €; zum 70. Jahrestag erschien auch die regionalgeschichtliche Darstellung von *Bernd Kasten*, Verfolgung und Deportation der Juden in Mecklenburg 1938–1945, Schwerin 2008.

vier Jahrzehnten in der hiesigen Erinnerungskultur bekannte Konzept eines Gedenkbuches für jüdische NS-Opfer hinaus. Es basiert auf einem breiten Opferbegriff, sodass nicht nur die zwischen 1933 und 1945 ermordeten Juden Aufnahme fanden, sondern alle Juden, die nach 1933 mindestens ein Jahr in der brandenburgischen Stadt lebten. Das Gedenkbuch umfasst auch mehr als die übliche Zusammenstellung der wichtigsten Lebensdaten der Betroffenen, sondern unterbricht das alphabetische Namenverzeichnis mit 20 biografischen Portraits ausgewählter Eberswalder Juden. Zudem ist der Band mit 140 Fotos und Abbildungen reich illustriert. Insgesamt konnten Behring und ihre Mitautoren und -rechercheure über 500 Personen in das Gedenkbuch aufnehmen. Einleitend berichten sie, welche Schwierigkeiten es bereitete, diese Personen ausfindig zu machen, da die Erforschung der Eberswalder jüdischen Geschichte noch weitgehend am Anfang steht und in den Stadt- und Kreisarchiven kaum relevante Quellen enthalten sind. Vor diesem Hintergrund sehr lobenswert ist der für die weitere Forschung wichtige detaillierte Anhang, in dem die Quellen für das Namenverzeichnis und die Lebensgeschichten zusammengestellt sind. Ein gelungenes und berührendes Gedenkbuch für jene Stadt, in der eine Gruppe junger Männer den Angolaner Amadeu Antonio in der Nacht vom 24. auf den 25. November 1990 ermordete.

V. Fazit

70 Jahre nach dem brutalen nationalsozialistischen Überfall auf Deutschlands Juden kann sich die zeitgeschichtliche Forschung auf eine sehr gute Quellenlage, diverse Monografien und Dutzende von Spezialuntersuchungen stützen. Damit sind gute Voraussetzungen gegeben, den nach 1945 lange dominierenden, verharmlosenden Blick auf die Novemberpogrome zu überwinden. So bestätigt das Gros der Neuerscheinungen den Trend zur verstärkten empirischen Erforschung des antijüdischen Reichspogroms. Damit scheint die Zeit der weitgehend ungeprüften Übernahme der etablierten Deutungs- und Forschungsstereotype vorüber zu sein. Zu begrüßen sind ebenso die lokal- und regionalgeschichtlichen Anstrengungen zur Aufhellung von Vorgeschichte, Verlauf und Folgen des Pogroms vor Ort. Die Wucht des Einbruchs brachialer Gewalt in die Welt der deutschen Juden zieht sich durch sämtliche Darstellungen, die sich auf die Erfahrungsgeschichte der Verfolgten stützen. Immer wieder werden individuelle und familiäre Tragödien erschütternden Ausmaßes geschildert, wird das Bevölkerungsverhalten zwischen aktivem Mittun, passivem Zuschauerstatus und erschrocken-stiller Ablehnung der Gewalt beschrieben. Allerdings sind die Standards erfahrungsgeschichtlicher Untersuchungen außerhalb der professionellen Zeitgeschichtsforschung meistens nach wie vor dürftig.

Trotz des insgesamt deutlich verbesserten Forschungsstandes fehlt bis heute eine umfassende und zuverlässige Gesamtdarstellung, die den Erkenntnissen der letzten beiden Dekaden gerecht wird. Doch auch verschiedene Einzelaspekte oder die Ereignisabläufe in manchen Regionen sind bislang wenig bearbeitet. So fällt ins Auge, dass die ehemaligen deutschen Ostgebiete in der Forschungsliteratur bestenfalls randständig auftauchen. Gewiss waren und sind die Archivprobleme für Städte in diesen Regionen beträchtlich größer, doch darf vermutet werden, dass diese Tatsache auch die Folge einer den Forschungshorizont beeinflussenden Internalisierung der Grenzen des vereinten Deutschlands darstellt. Ein dringend zu kompensierendes Desiderat ist die empirisch fundierte Quantifizierung des Ausmaßes von Gewalt und Zerstörung im Zuge des Pogroms. Dass über 70 Jahre nach dem NS-Überfall auf die deutschen Juden noch immer nur – freilich immer besser begründete – Schätzungen zur Zahl der ermordeten und gestorbenen Juden oder zu den zerstörten Synagogen vorliegen, ist gleichsam das empirische Signum einer lange vernachlässigten Forschung. Auch die der Pogromwoche folgende Judenverfolgung

ist wenig erforscht: »Was danach kam, geht allemal in der Geschichte der Shoah auf und unter«.[49] Weitet man den historiografischen Blick, so zeigt sich auch, dass eine Einordnung der »Kristallnacht« in die vergleichende Pogromforschung noch kaum begonnen hat.

Ein weiterer Forschungstrend hat sich in einigen der vorgestellten Bände niedergeschlagen, in denen die Rezeptionsgeschichte der Pogrome nach 1945 eigens thematisiert wird, meistens mit Blick auf die Gerichtsverfahren gegen Pogromtäter, vereinzelt auch zur erinnerungskulturellen Tradierung. Das Interesse an Aufarbeitung, Erinnerung und Fortwirken der Novemberpogrome, also an der »zweiten Geschichte«[50] dieser nationalsozialistischen Gewaltwelle, dürfte auch die nächste Etappe der Forschungen zur »Reichsscherbenwoche« prägen.

49 *Zimmermann*, Deutsche gegen Deutsche, S. 11.

50 Vgl. *Peter Reichel/Harald Schmid/Peter Steinbach* (Hrsg.), Der Nationalsozialismus – die zweite Geschichte. Überwindung, Deutung, Erinnerung, München 2009.

Gerd-Rainer Horn

Intellektuelle Kommunisten in Westeuropa

Thomas Krolls Studie ist einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte des westeuropäischen Kommunismus, der in den letzten Jahren veröffentlicht wurde.[1] Der Untertitel des Buches gibt dabei den eigentlichen Inhalt nur verkürzt wieder. In Wirklichkeit beleuchtet Thomas Kroll nicht nur den Beitrag kommunistischer Intellektueller in den Jahren 1945 bis 1956, sondern knapp die Hälfte dieses voluminösen Bandes beschreibt die politische Sozialisation verschiedener Generationen kommunistischer Intellektueller in den Jahren von 1919 bis 1947. Erst danach konzentriert sich Kroll auf das Selbstverständnis und das Verhältnis kommunistischer Intellektueller zu ihren jeweiligen Parteien in der Nachkriegszeit.

Intellektuellenforschung ist bisher im deutschsprachigen Raum eher als ein weithin ignoriertes Stiefkind behandelt worden, und Thomas Krolls Studie betritt hier weitgehend Neuland. Gewissermaßen das Gegenteil trifft allerdings für die deutschsprachige Kommunismusforschung zu. 50 Jahre lang mit einem vorgeblich ›kommunistischen‹ zweiten deutschen Staat konfrontiert, stand bundesdeutsche Kommunismusforschung lange Zeit an relativ exponierter Stelle im Wissenschaftsbetrieb, wenn auch meist im Schatten der Kalten-Kriegs-Konfrontation. Mit der Osterweiterung der Bundesrepublik Deutschland nahm in den letzten 20 Jahren das Interesse an der Aufarbeitung der kommunistischen Tradition deutlich ab. Insofern sich unter den verbliebenen Wissenschaftlern, die sich dieser Thematik weiterhin widmeten, neue methodologische Einsichten etablierten, waren sie meist der seit den 1970er Jahren aufblühenden Sozialgeschichte geschuldet. Doch hat die Verallgemeinerung dieser Tendenz, die in vieler Hinsicht ein Produkt des Geistes von ›1968‹ war, paradoxerweise zu einer Entideologisierung der neuesten Kommunismusforschung geführt. Die neue Sensibilität für mikroprozessuale Veränderungen in den unteren Rängen der untersuchten Parteien, so sehr sie neue Einsichten in die Dynamik der kommunistischen Parteiarbeiter und des sie umgebenden sozialen Milieus vermittelte, führte oft gleichzeitig zu partieller Blindheit gegenüber der wichtigen Rolle zentraler nationaler und insbesondere internationaler Instanzen, die gerade für die Geschichte des moskauorientierten Kommunismus von elementarer Wichtigkeit waren. Klaus-Michael Mallmanns Kritik an Hermann Webers Stalinisierungstheorie ist in diesem Zusammenhang wohl das bekannteste und einflussreichste Beispiel im deutschen Sprachbereich.

In gewisser Hinsicht fügt sich Thomas Krolls Studie in diese Trendwende der neuesten Kommunismusforschung nahtlos ein. Denn auch für Kroll sind internationale Instanzen, sprich: Moskau, letztendlich sekundär für seine komparative Aufarbeitung der Geschichte von Intellektuellen in vier nationalen kommunistischen Parteien. Es sind die nationalen Unterschiede, die für ihn am wichtigsten erscheinen. Sicherlich kommt Kroll hierbei zugute, dass Intellektuelle in miteinander eng verwandten Parteien, die vorgeblich dem Internationalismus verschrieben waren, im beschriebenen Zeitraum, der immerhin mehr als ein Drittel eines Jahrhunderts ausmacht und außerdem die zentralen Jahre des gesellschaftlichen Einflusses der kommunistischen Weltbewegung umfasst, kaum länderübergreifende Kontakte untereinander knüpften. Trotz wohl in den allermeisten Fällen vorhandenen Sprachkenntnissen operierten kommunistische Intellektuelle offensichtlich fast

1 Thomas Kroll, Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im Vergleich (1945–1956), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2007, 775 S., geb., 74,90 €.

ausschließlich im jeweiligen nationalen Rahmen. Die Studie untersucht daher – quasi notgedrungen – nationale Manifestationen eines internationalen Trends, und der Autor konzentriert sich daher auf die Herausarbeitung der Unterschiede der beschriebenen nationalen Subkulturen. Krolls komparative (und nicht transnationale) Herangehensweise an sein Thema lässt sich auch unter anderem an der Tatsache ablesen, dass er vier sukzessive Länderstudien liefert, und seine Studienobjekte nicht systematisch thematisch miteinander vergleicht. Parallelen zwischen den vier beschriebenen Ländern spielen nur eine untergeordnete Rolle, da dem Autor Differenzen wichtiger erscheinen als Ähnlichkeiten.

Nicht nur aus diesem Grund ordnet sich Thomas Krolls *opus magnum* daher in die Schule von historischen Arbeiten ein, die seit nun einigen Jahrzehnten versuchen, das Studium des Kommunismus von den Scheuklappen des Kalten Krieges zu befreien. Anstatt die Geschichte des Kommunismus als vorgeblich uniformes Phänomen zu charakterisieren, geht es Thomas Kroll, wie bereits angedeutet, darum, »die nationalen Besonderheiten und Variationen« (S. 7) ins Rampenlicht der interessierten Öffentlichkeit zu stellen, also den »jeweils unverwechselbaren Charakter« (S. 629) der unterschiedlichen nationalen Organisationen zu unterstreichen. »Jede dieser Intellektuellengruppen wird als einzigartige historische Formation behandelt« (S. 7). Es kommt daher nicht von ungefähr, wenn der Autor den folgenden Vergleich zur europäischen Sozialdemokratie zieht: »Die Glaubensformen und Handlungsmuster der Intellektuellen wiesen im westeuropäischen Kommunismus eine Variationsbreite auf, die weitaus größer war als dies etwa in den sozialdemokratischen Bewegungen Westeuropas der Fall gewesen ist« (S. 629).

Ein roter Faden aller vier Fallstudien ist das Zusammenspiel, aber auch der Kontrast, zwischen – um Krolls Terminologie zu benutzen – der sakramentalen und utopischen Dimension des kommunistischen Glaubens. Die sakramentale Variante ist durch eine enge Ausrichtung auf die Erlöserrolle vor allem der Sowjetunion gekennzeichnet. Die utopische Dimension kommunistischer Glaubenserwartungen konzentriert sich auf eher ›transzendentale‹ Heilsbringer, wie z. B. die ›Revolution‹ oder eine von Klassenunterschieden weithin geläuterte ›Nation‹. Schon durch diese glaubensgeschichtlich orientierte Wortwahl wird klar erkenntlich, dass der Autor eine nicht unerhebliche kritische Distanz zu den Kontrahenten seiner Untersuchung einnimmt, was einerseits durchaus zum Vorteil gereichen kann. Andererseits fügt sich Thomas Kroll hiermit in den Zug der Zeit ein, da nach dem Wegfall der Mauer für viele Wissenschaftler nicht nur der Stalinismus, sondern auch alle anderen fundamentalalternativen Gesellschaftsentwürfe als Utopie anzusehen sind, die mehr mit Religion als mit Gesellschaftswissenschaft an sich gemeinsam haben.

I. Vier Länderstudien

Das Eröffnungskapitel zu den französischen kommunistischen Intellektuellen ist mit über 200 Seiten zugleich das längste Kapitel. Um den Autor zu zitieren: »Am Anfang steht die Glaubensgeschichte der französischen Intellektuellen. Sie bildet eine Folie für die Darstellung der übrigen Fälle, die sich vom französischen Fall und auch untereinander deutlich unterscheiden« (S. 24 f.). Im Falle Frankreichs, so Thomas Kroll, kommt in der Tat die Realität weitgehend »dem Bild am nächsten, das François Furet und seine Schüler vom westeuropäischen Kommunismus gezeichnet haben« (S. 632).

Während die erste Generation kommunistischer Intellektueller, die in der PCF zwischen 1920 und 1924 Fuß fasste, noch weitgehend von utopischen (und nicht sakramentalen) Zielvorstellungen motiviert zu ihrem politischen Engagement fand, »verzichteten« die nachfolgenden zwei Generationen – die »bolschewistische Generation« (1925–1932) und die »antifaschistische Generation« (1933–1940) – »auf einen eigenen, utopischen Entwurf einer sozialistischen Zukunftsordnung« (S. 69); die Tatsache, dass die Glaubens-

ausrichtung der vierten von Kroll für Frankreich identifizierten Generation, die »Widerstandsgeneration« (1941–1947), sich wiederum »eher dem utopischen Typus zuordnen« (S. 120) ließe, spielte dann nur noch die Rolle des sprichwörtlichen Tropfens auf den heißen Stein. Denn es waren vor allem die »Glaubenserfahrungen und das Selbstverständnis der bolschewistischen Generation«, die »das intellektuelle Klima der PCF bis 1968 erheblich« prägten (S. 47 f.).

Konkret ergibt sich ein Bild der französischen kommunistischen Intellektuellen, dass in der Tat dem Verständnis der (teilweise um 180 Grad gewendeten) Kalten-Kriegs-Generation recht nahe kommt. »Die permanente Niederlage der Revolution führte […] zur Entwicklung eines sakramental geprägten kommunistischen Glaubens. Die Erlösung aus dem Kapitalismus zum Heil der sozialistischen Zukunftsgesellschaft konnte demnach nicht mehr aus eigener Kraft erfolgen, sondern nur noch von der bereits erlösten Sowjetunion ausgehen« (S. 27). Mit Ausbruch des Kalten Krieges kam es dann sogar zu einer noch weitergehenden »Sakramentalisierung des politischen Glaubens […], die in eine radikale Unterwerfung der Intellektuellengenerationen unter die Autorität der Partei mündete« (S. 141). Gleichzeitig entwickelte sich »die Arbeiterklasse« zu einem weiteren »vorrangigen Bezugspunkt im Glauben der Intellektuellen« (S. 158). Als Krönung des Ganzen fungierte nun die Institution der kommunistischen Partei. »Durch die sakramentale Kettenidentifikation von Sowjetunion und Arbeiterklasse gewann das Konzept von der Partei als Avantgarde des Proletariats eine völlig neue Bedeutung. Die Partei galt als Inkarnation der Arbeiterklasse« (S. 167).

Im Unterschied zur PCF behielt unter den österreichischen kommunistischen Intellektuellen die utopische Dimension des Glaubens die Oberhand gegenüber der sakramentalen. »Die utopische und die sakramentale Dimension des Glaubens standen in einem eigentümlichen, dynamischen Spannungsverhältnis. Der Glaube an die Erlösungskräfte der sozialistischen Sowjetunion diente den österreichischen Intellektuellen gewissermaßen als Schutzschild für einen eigenen utopischen Zukunftsentwurf« (S. 243). Zwar wurde ab 1947, wie anderswo auch, die sakramentale Dimension immer wichtiger, doch wurde selbst in der heißen Phase des Kalten Krieges der sakramentale Glaube »durch einen ›utopischen Vorbehalt‹« (S. 258) gekennzeichnet, der sich in dieser Form nicht bei den französischen Intellektuellen finden lässt. Kommunistische Intellektuelle in Österreich unterwarfen sich »selbst im Kalten Krieg in weitaus geringerem Maße der Parteiführung« (S. 244) als in Frankreich. Die Arbeiterklasse wurde, wiederum im Gegensatz zu Frankreich, nie ontologisiert, d. h. zum alleinseligmachenden Heilsbringer stilisiert, wie es auch überhaupt nie zu einer Herausbildung »einer erlösenden Heils- und Verhaltenslehre« (S. 266) an sich kam. KPÖ-Intellektuelle behielten immer ein gewisses Mindestmaß an organisatorischer und ideologischer Autonomie.

Was sich im österreichischen Milieu der kommunistischen Intellektuellen bereits andeutete, trat in Italien verstärkt an die Oberfläche. Die Sowjetunion wurde nie als »politisches Modell« verstanden, sondern verkörperte vor allem »einen ›sakramentalen Schutzschild‹« (S. 424) der kommunistischen Utopie italienischer Intellektueller. »Jeder Gedanke an eine ontologische Heilsträgerschaft des Proletariats oder gar der Bauernschaft nach französischem Muster lag ihnen fern« (S. 438). Auch gegenüber der Parteiführung war das Selbstverständnis der Intellektuellen durch eine weitgehende Autonomie gekennzeichnet. Ein wichtiger Baustein dieser fast als selbstverständlich eingeschätzten Autonomie der PCI-Intellektuellen war der Umstand, dass sie unter Federführung von Antonio Gramsci eine eigene Theorie, einen eigenen »utopischen Zukunftsentwurf« (S. 360), produzierten, der auf den Erfahrungen der in Italien enorm einflussreichen Weltkriegsgeneration (1921–1926) in den Arbeiterkämpfen Norditaliens während der ersten Nachkriegsjahre basierte. Gramscis Marxismus war auf die erlösende Rolle der Räte – und nicht der Partei! – eingestimmt. Diese autonome Herausarbeitung einer utopischen Heilserwartung, die

auf direkte Demokratie am Arbeitsplatz – und nicht auf zentralistisch aufgebaute Parteistrukturen – ausgerichtet war, stellte daher eine zweifache Verstärkung eben dieser Autonomiebestrebungen der italienischen kommunistischen Intellektuellen dar. So verwundert es kaum, dass es gerade in Italien, und zwar bereits in den 1920er Jahren, zu ersten Ausarbeitungen einer Theorie eines nationalen Weges zum Sozialismus kam. Und diese Utopie eines nationalen Weges zur Erlösung blieb auch in den nachfolgenden Jahrzehnten in Italien viel stärker präsent als z. B. selbst in Österreich, wo es ab 1945 zumindest kurzzeitig zu ähnlichen Versuchen der Herausarbeitung eines ›österreichischen Weges zum Sozialismus‹ kam.

Die Vermutung, dass die Abfolge der nationalen Fallstudien parallel zu einer als solchen verstandenen, zunehmend autonomen Handlungsfähigkeit der jeweiligen Intellektuellenzirkel verläuft, bestätigt sich in der abschließenden Betrachtung der Beiträge der Intellektuellen in Großbritannien. Wird der Ton des Autors bereits in den Abschnitten zu Österreich und Italien zusehends entkrampfter, so ist die Darstellung der zumeist englischen Kontrahenten in der CPGB schon fast uneingeschränkt positiv. Wie auch in Italien und ansatzweise in Österreich, galt hier der Marxismus nicht als Heilslehre, sondern als Wissenschaft. Die Sowjetunion übte nie die Funktion eines Heilszentrums aus, und CPGB-Intellektuelle lehnten die mechanische Übertragung der sowjetischen Umstände auf die konkreten Zustände der Inselmonarchie rigoros ab. Wie auch in Italien und in Österreich kam es nie zu einer Ontologisierung der Arbeiterklasse. »Sie [die Intellektuellen] verstanden sich gewissermaßen als Propheten einer revolutionären Utopie und zugleich als Erzieher des ›unwissenden‹ Proletariats« (S. 521). Eine fast bedingungslose (auch) organisatorische Autonomie gegenüber der Parteiführung wurde nie in Frage gestellt.

Natürlich gab es in Großbritannien auch wichtige Unterschiede in der Glaubenshaltung der kommunistischen Intellektuellen im Vergleich zu Österreich und Italien. Thomas Kroll unterstreicht, dass die sakramentale Ausrichtung des britischen Intellektuellenmilieus in den 1930er Jahren von Heilserwartungen einer nicht näher definierten ›Revolution‹ bestimmt war und dass erst ab 1945 das Objekt sakramentalen Glaubens die Sowjetunion an sich wurde. Doch operierten hier ähnliche Mechanismen wie im Falle Italiens, wo, wie weiter oben kurz dargestellt, die Sowjetunion eher die Funktion eines Schutzschildes hatte und weitaus weniger eine erlösende Funktion zugeschrieben bekam. In Großbritannien, so Kroll, war »die sakramentale und die utopische Dimension in der Glaubenshaltung« der CPGB-Intellektuellen »weitaus enger als in den Intellektuellengruppen Österreichs und Italiens verknüpft« (S. 506), was 1956 zu weitreichenden Konsequenzen führte. Fungierte in Großbritannien von 1945 bis 1956 die Sowjetunion als eine Art Schutzheiliger, ja quasi als Schutzengel, so brach konsequenterweise gerade in diesem Milieu 1956 unter dem Eindruck der brutalen Niederschlagung des ungarischen Aufstands eine Welt zusammen. Es kam laut Kroll zu einem massiven Utopieverlust. Die bis dato unwidersprochene Gleichsetzung der Sowjetunion mit marxistischer Theorie schlechthin hatte unvorhergesehene Konsequenzen. »Den britischen Intellektuellen ging die Überzeugung von einer aus der marxistischen Theorie abgeleiteten Notwendigkeit einer Revolution in Großbritannien verloren« (S. 616). Quasi über Nacht, so Kroll, begann ein radikales Umdenken, dass sich darin äußerte, dass die auch weiterhin erwünschte solidarische Zukunftsgesellschaft nicht mehr auf revolutionärem Wege errichtet werden könne, sondern auf eine Art und Weise, die »die politischen Institutionen der bürgerlichen Demokratie nutzen und friedlich zum Sozialismus führen sollte. Kommunisten müssten in Zukunft, so forderte [E. P.] Thompson, die Prinzipien der bürgerlichen Demokratie achten« (S. 618). Anderswo formuliert Kroll das Erweckungserlebnis der CPGB-Intellektuellen – interessanterweise greift Kroll in diesem Zusammenhang nicht auf religionsgeschichtliche Termini zurück; die Wortwahl hier ist die des Rezensenten – folgendermaßen: »Die Intellektuellen der CPGB plädierten, so lässt sich die Stoßrichtung der Neuorientierung im Sommer 1956 auf

den Punkt bringen, für die ›Sozialdemokratisierung‹ und ›Parlamentarisierung‹ der kommunistischen Bewegung Großbritanniens« (S. 619). Hiermit endet die dichte Beschreibung der Lebens- und Leidensgeschichte der kommunistischen Intellektuellen Westeuropas, die in der starren Unterwürfigkeitshaltung französischer Intellektueller ihren Anfang nahm.

II. Weitergehende Überlegungen

Diese stark vereinfachte Zusammenfassung dieses empirisch äußerst reichhaltigen, voluminösen Buches berührt in vielerlei Hinsicht nur die sprichwörtliche Spitze des Eisbergs. Insbesondere in den zentralen Kapiteln zu Österreich, Italien und England befinden sich ungeahnte Schätze von konkreten Fakten und Einsichten. Gleichwohl möchte ich im abschließenden Teil dieser Rezension lediglich auf vier spezielle Punkte eingehen, um den Rahmen (selbst einer erweiterten) Rezension nicht allzu sehr auszudehnen.

Generation

Ein wichtiges Fundament dieses Buches, das in jeder einzelnen der vier Länderstudien vielfach bekräftigt wird, ist die zentrale Rolle des Konzeptes einer ›Generation‹ von (in diesem Falle) Intellektuellen. Kroll bestätigt auf äußerst eindrucksvolle Weise – und immer wieder – dass selbst in einer extrem hierarchisch ausgerichteten Organisation, wie es die Kommunistische Internationale nun einmal war, die konkreten Sozialisationsmuster und politischen Umstände jeder einzelnen Generation ungeheuer wichtig waren für die Konturen der Handlungsmöglichkeiten und der Verhaltensmuster der jeweiligen Intellektuellengruppen. So kann man sich die relative Offenheit und die spezifische Erwartungshaltung der österreichischen Intellektuellen nur schwerlich vorstellen und erklären, ohne die politische und kulturelle Primärsozialisation dieses Milieus im Austromarxismus als Erklärungsmuster heranzuziehen. Die weitgehende Autonomie der Intellektuellen innerhalb der PCI kann ohne die zentrale Rolle der Weltkriegsgeneration, sowohl als Organisatoren als auch als Theoretiker, nicht hinreichend erklärt werden. Das positive Zusammenwachsen verschiedener Generationen kann wiederum am allerbesten im Falle der CPGB demonstriert werden, wo die intellektuellen Fähigkeiten britischer kommunistischer Intellektueller maßgeblich dafür verantwortlich zeichneten, dass es im Laufe der Jahrzehnte kaum zu nennenswerten Abspaltungen kam, dass aber, als das Glaubensgerüst dieses Milieus zusammenbrach, fast alle Intellektuelle mehr oder weniger gleichzeitig der Partei den Rücken kehrten.

»Repräsentativität«

In diesem Zusammenhang muss allerdings eine wichtige Kritik an Krolls Vorgehensweise geäußert werden – und dies ist mein zweiter Punkt. Es wird vom Autor fast durchgehend eine Wortwahl getroffen, die zu vermitteln versucht, dass die jeweils untersuchten Milieus in der Tat die Gesamtheit der kommunistischen Intellektuellen abdecken. Allseits verwandte Formulierungen wie »die kommunistischen Intellektuellen« suggerieren eine Allgemeingültigkeit der Aussagen, die allerdings – und dies ist meine Kritik – bei genauerem Hinsehen nicht immer plausibel zu sein scheint. Mag dies im Fall der CPGB noch weitgehend wahrheitsgetreu sein, so ist dies in den anderen drei Fällen nicht unbedingt gegeben. Dass dies sicherlich nur ein Interpretationsversehen Krolls ist, wird schon daraus deutlich, dass der Autor selber alle notwendigen Materialien und Daten liefert, um seine eigene These der Allgemeingültigkeit seiner Aussagen kritisch zu hinterfragen. Denn Kroll verweist wiederholt darauf, dass es z. B. in Italien und Österreich zu Abspaltungen

kam, die allemal darauf hindeuten, dass die Behauptung, dass Intellektuelle innerhalb einer kommunistischen Partei die Gesamtheit aller ›kommunistischen Intellektuellen‹ verkörpern, als Fehldeutung registriert werden muss – es sei denn, man interpretiert den Terminus ›kommunistischer Intellektueller‹ so eng, dass er mit dem Besitz eines Parteibuches identisch ist. Und genau dies wird von Kroll nirgendwo in seinem Text problematisiert.

Diese Fehleinschätzung der Parteimitgliedschaft als alleiniges Kriterium des ›kommunistischen Intellektuellen‹ wird am deutlichsten in Krolls konsequent negativer, ja oft offen zynischer Beschreibung der PCF-Intellektuellen. Denn auch in Frankreich verließ, wie Kroll aufzeigt, »eine große Gruppe« der – ähnlich wie in Italien – enorm einflussreichen Weltkriegsgeneration »spätestens 1924« (S. 46) die PCF. An anderer Stelle betont Kroll sogar: »Fast sämtliche dieser Intellektuellen verließen die PCF wieder« bis Mitte der 1920er Jahre (132 f.). Tendenziell ähnlich verhielt es sich mit der französischen Widerstandsgeneration, die, wie oben kurz dargestellt, weitaus mehr der utopischen als der sakramentalen Glaubenshaltung nahe stand. In den Jahren bis 1956 verließen 40 Prozent dieser Generation die PCF; der Anteil der Abtrünnigen belief sich immerhin auf immer noch »etwas mehr als 20 Prozent in den beiden vorangegangenen Generationen« (S. 121).

Was passierte denn mit den Intellektuellen, die 1924, 1948, 1950 oder 1956 von der PCF Abschied nahmen? Verstanden sie sich nicht mehr als ›kommunistische Intellektuelle‹? Manche sicherlich nicht, aber sehr viele von ihnen transportierten weiterhin ein Selbstverständnis als ›kommunistischer Intellektueller‹, auch wenn sie sich nicht mehr innerhalb der Komintern zuhause fühlten. So oder so, einmal aus ›der Partei‹ ausgeschlossen tauchen diese Repräsentanten des kommunistischen Intellektuellenmilieus in Thomas Krolls Studie schlicht und einfach nicht mehr auf. Zurück bleiben einzig und allein die kompromissbereiteren Statthalter kommunistischen Intellektuellentums, was sicherlich in Hinsicht auf Krolls negative Einschätzung von Intellektuellen in der PCF wiederum eine Art *self-fulfilling prophecy* als Folge nach sich zieht. Nachdem die autonom handelnden kritischen Geister einmal entfernt waren, wurde es danach für die jeweils neu rekrutierten Generationen jüngerer kommunistischer Intellektueller noch viel schwieriger, eventuell vorhandene autonome Grundeinstellungen erfolgreich zu verteidigen. So kam es dazu, dass spätestens in den frühen 1950er Jahren PCF-Intellektuelle in der Tat hochgradig stalinisierte Individuen waren, die es Karikaturisten vom Schlage eines François Furet ermöglichten, das Bild vom sklavisch unterworfenen kommunistischen Intellektuellen als allgemeingültiges Bild des kommunistischen Intellektuellen auch in anderen Parteien zu verkaufen. Wäre es nicht sinnvoll gewesen, wenn Thomas Kroll den Werdegang auch der dissidenten Kommunisten – gerade in der PCF – jenseits ihres Parteiaustritts zumindest ansatzweise verfolgt hätte, wie er es im Fall der britischen ex-kommunistischen Intellektuellen nach 1956 mit relativ viel Feingefühl tut? Denn solch ein Gesamtbild aller PCF-Intellektueller vor und nach ihrer (Selbst-)Entfernung aus dem Dunstkreis der PCF auch und gerade vor 1956 würde es nämlich eventuell sogar als möglich erscheinen lassen, dass insbesondere französische kommunistische Intellektuelle hochgradig autonom operierten – im Gegensatz zu den Intellektuellen in KPÖ, PCI und CPGB, die, wie Kroll zu Recht unterstreicht, bis 1956 und oft sogar noch lange darüber hinaus, ihre kritischen Fähigkeiten einer Selbstzensur unterwarfen, wenn das Thema »Sowjetunion« angeschnitten wurde. »Zur Kritik an der Sowjetunion und ihrer politischen Linie kam es in Italien nicht häufiger als in Frankreich oder Österreich« (S. 463) und ebenso in Großbritannien.

Entwicklung der Dissidenten

Im Zusammenhang mit dem merkwürdigen Ausblenden der französischen kommunistischen Dissidenten steht auch meine dritte Anmerkung. Sicherlich entwickelten sich die meisten der französischen Dissidenten, wenn auch oft erst Jahre später, zu Verfechtern der

parlamentarischen Demokratie. Doch hielten sie oft über einen relativ langen Zeitraum hinweg zuerst einmal an ihrer sozialrevolutionären Grundüberzeugung fest und/oder verbanden eine antikapitalistische Grundhaltung mit Unterstützung *der Formen* einer parlamentarischen Demokratie westlichen Stils. Im Fall der post–1956er britischen Intellektuellen wird eine ähnliche Entwicklung prominent und positiv verbucht, nicht aber in anderen nationalen Kontexten, und ganz besonders nicht im Fall ehemaliger PCF-Intellektueller.

In diesem Zusammenhang sollte hier allerdings, wenn auch nur kurz, darauf verwiesen werden, dass Krolls Beschreibung der politisch-ideologischen Entwicklung britischer Intellektueller nach 1956 in zumindest einer Hinsicht höchst fragwürdig erscheint. Es ist meiner Meinung nach völlig unglaubwürdig, den politischen Werdegang einiger der wichtigsten Exponenten der britischen ehemaligen kommunistischen Intellektuellen nach 1956 mit einer Hinwendung zur »Sozialdemokratisierung« und »Parlamentarisierung« gleichzusetzen. Auf Jahrzehnte hinaus vertraten Persönlichkeiten wie E. P. Thompson, John Saville oder Raymond Williams alles andere als solch eine Trendwende. Und auch Thomas Kroll ist dies wohl bewusst, da er selber an anderer Stelle korrekt erwähnt, dass viele der Dissidenten Mitbegründer der britischen Neuen Linken wurden. Und genauso sehr, wie die Neue Linke relativ wenig mit dem Stalinismus anzufangen wusste, kritisierte sie eben die Tendenz zur »Sozialdemokratisierung« und »Parlamentarisierung« des öffentlichen Lebens im linken politischen Spektrum.

Rolle politischer Strategien

Gerade dieser ›weiße Fleck‹ in Krolls Arbeit unterstreicht eine gewisse Ahnungslosigkeit – besser: Sorglosigkeit – des Autors vis-à-vis strategischer Orientierungen und Strategiedebatten auf der Linken und insbesondere innerhalb des moskauorientierten Kommunismus. In seinem Versuch, die Geschichte des Kommunismus sozialgeschichtlich zu erklären, minimiert der Autor die Rolle zentraler Führungsinstanzen innerhalb der kommunistischen Bewegung und das international koordinierte Zick-Zack kommunistischer Bündnis- und Strategieausrichtungen in überspitzter Weise. Hiermit will ich nicht bedeuten, dass man zur Kalten-Kriegs-Geschichtsschreibung zurückkehren sollte, laut der alle Entscheidungen in Moskau getroffen wurden und laut der untergeordnete Instanzen nur eine passive Rolle als Transmissionsriemen einnahmen. Doch überspannt Kroll den Bogen zu sehr in die gegenseitige Richtung.

So bleibt unter anderem in dieser umfangreichen Studie gerade in dem enorm wichtigen einführenden Kapitel zu Frankreich – das, wie bereits erwähnt, in den Worten des Autors »eine Folie für die Darstellung der übrigen Fälle« (S. 24 f.) liefern soll – der Zeitraum von zirka 1944 bis zirka 1947/48 im Vergleich zu seinen drei anderen Länderstudien völlig unterbelichtet. Während im Falle Österreichs und Italiens die Phase der moderaten Orientierung in den ersten Nachkriegsjahren lang und breit beschrieben wird, wird diese Phase in Frankreich nur kurz erwähnt. Im Lieblingsfall des Autors, also den CPGB-Intellektuellen, wird immer wieder unterstrichen, dass in diesen Jahren wichtige Vorstöße in Richtung Moderierung vonstatten gingen. In Großbritannien kam es, so Thomas Kroll, gerade 1945/46 »zu einer weitreichenden Akzeptanz der Verfassungsregeln der bürgerlichen Demokratie«. Und »obwohl dies den Motiven und Erfahrungen ihrer ursprünglichen Konversion zuwiderlief, rückten sie vom Gedanken der Notwendigkeit einer ›Revolution‹ ab« (S. 565).

Eine detaillierte Studie französischer Zustände in den Jahren 1944 bis 1947 ließe ohne weiteres ähnliche Gedankengänge zu Tage treten. Doch, offensichtlich davon überzeugt, dass die nationalen Unterschiede innerhalb der internationalen kommunistischen Bewegung weitaus wichtiger sind als Parallelen, und darauf fixiert, das französische Beispiel in einem denkbar ungünstigen Licht erscheinen zu lassen, lässt Kroll französische PCF-Intellektuelle fast unberührt von dieser Periode der moderaten Ausrichtung kommunisti-

scher Bündnispolitik erscheinen. Er ist ein zu gewissenhafter Historiker, um nicht trotz allem einen Verweis auf diese Phase kommunistischer Politik auch in Frankreich einzubauen. Doch wird diese Einsicht so formuliert, als wäre diese Phase, die in Italien, Österreich und Großbritannien ausführlich und mit viel Feingefühl beschrieben wird, in Frankreich relativ belanglos geblieben. Dies liest sich u. a. so: »Obwohl es am Ende des Zweiten Weltkriegs in der [französischen] Parteiführung durchaus erste Ansätze zu einem französischen Weg zum Sozialismus gegeben hatte, kamen die Intellektuellen unter dem Eindruck der politischen Umwälzungen der Nachkriegszeit rasch zu dem Ergebnis, dass der revolutionäre Prozess in Frankreich nur in der Form einer Unterstützung der Diktatur des Proletariats nach sowjetischem Muster erfolgen konnte« (S. 134).

In Wirklichkeit vertrat in diesem Intermezzo der Jahre 1944 bis 1947 die PCF eine volksfrontähnliche Politik, die kommunistische Kabinettsmitglieder in Koalitionsregierungen als konstruktive Vertreter der ›Nation‹ (und nicht nur der Partei) erscheinen ließen, die nicht zuletzt ihre eigenen Mitglieder und Sympathisanten wiederholt und insbesondere in wichtigen Krisenmomenten zu Mäßigung aufriefen. Selbst Léon Blum, der zeit seines Lebens nie des Philokommunismus beschuldigt werden konnte, charakterisierte die Haltung der PCF zumindest in gewissen wichtigen Fragen dieser Zeit als »solide, französisch und authentisch«.[2] Und Intellektuelle in der PCF, wie z. B. Georges Cogniot, unterstützten den insbesondere 1946 und Anfang 1947 viel gepriesenen ›französischen Weg zum Sozialismus‹ in zahllosen zeitgenössischen Veröffentlichungen.

Wie auch in den anderen drei Parteien genossen PCF-Intellektuelle 1944 bis 1947 eine weitgehende Freizügigkeit auch auf den Seiten der Parteipresse. Selbst eine rigorose und unerbittliche Kritikerin des PCF-Stalinismus wie Jeannine Verdès-Lerroux kam nicht umhin, in ihrer ausführlichen und oft polemischen Kritik der Intellektuellen in der PCF darauf zu verweisen, dass im benannten Zeitraum PCF-Intellektuelle »an den leidenschaftlich ausgetragenen großen Debatten der Nachkriegszeit teilnahmen, wenn auch mit bestimmten Beschränkungen und mit Unterbrechungen, aber in einem Klima der offenen Diskussion und des Pluralismus«.[3] »Sie konnten immer so wie sie wollten argumentieren, wenn sie unorthodoxe Positionen einnahmen, denn [zu dieser Zeit] waren orthodoxe Standpunkte nicht klar definiert«.[4]

III. Fazit

Selbst diese ausführliche Rezension kann nur einen Bruchteil des Inhalts dieses enorm wichtigen Buches beschreiben und kommentieren. Viel Wichtiges musste unerwähnt gelassen werden. Und in diesem Sinne möchte ich an dieser Stelle unterstreichen, dass meine Kritikpunkte, so wichtig sie auch sein mögen, keinesfalls vom enormen Beitrag Thomas Krolls zum besseren Verständnis der kommunistischen Bewegung und nicht nur der kommunistischen Intellektuellen ablenken sollen. Denn die kommunistische Bewegung, vor und nach ihrer Stalinisierung, war eine der wichtigsten transnational operierenden, sozialen Bewegungen des vergangenen Jahrhunderts. Ihre national und generationell unterschiedliche Verankerung hervorzuheben, ist eine der wichtigsten Einsichten des Buches. Ein weiterer von Thomas Kroll hervorgehobener Aspekt sollte eine der wichtigsten grundlegenden Aufgabenstellungen jedweder Kommunismusforschung sein: die Herausarbeitung nicht nur der totalitären Dynamik, sondern auch des enormen demokratischen Poten-

2 Irwin Wall, French Communism in the Era of Stalin: The Quest for Unity and Integration, 1945–1962, Westport, CT 1983, S. 38.

3 Jeannine Verdès-Lerroux, Au service du parti. Le parti communiste, les intellectuels et la culture (1944–1956), Paris 1983, S. 157.

4 Ebd., S. 158.

zials auch und gerade während der Phase der Stalinisierung der Komintern und ihrer Nachfolgeorganisationen; also eben dem, was Thomas Kroll treffend als das »Janusgesicht« (S. 630) des Kommunismus beschreibt – in den Worten des PCI-Intellektuellen Gabriele Mucchi, der wohl aus gutem Grund auf dem Titelbild dieses *opus magnum* abgebildet ist: »Ich habe Vertrauen in die Partei, weil ich Vertrauen in die Arbeiterklasse habe, allerdings nicht nur aus diesem Grund: ich habe Vertrauen in die Partei, weil ich Vertrauen in mich selbst habe« (S. 440).

Hans-Christian Petersen

Jenseits des Kollektivismus

Biografik und Autobiografik in Russland und in der Sowjetunion – ein Forschungsbericht

> »Sclaven und Leibeigene sennd sie alle mit einander. Es gibt auch ihr Gebrauch und Art für einem sich demüthigen/ihr sclavisch Gemüthe an den Tag/indem sie für einem fürnehmen Mann zur Erde greifen/ihr Häupt tieff/ja auf die Erde schlagen/und sich gar zu eines Füssen niederwerffen/auch für die Schläge und Straffe also zu dancken pflegen.«[1]

Mit diesen Worten charakterisierte Adam Olearius unter der Überschrift »Von der Russen Natur/Eigenschafft der Gemüther und Sitten« Mitte des 17. Jahrhunderts die Bewohner des mehrfach von ihm bereisten Russländischen Imperiums. Olearius, der nur über rudimentäre Kenntnisse des Russischen verfügte, wurde mit seiner Reisebeschreibung nicht nur zeitgenössisch zu einem Bestsellerautor, sondern prägte gemeinsam mit den »Rerum Moscoviticarum Commentarii«[2] des österreichischen Diplomaten Sigismund von Herberstein auch nachhaltig das westeuropäische Bild vom Land der Zaren als einem Reich der Unterwürfigkeit und des Kollektivismus.

Folgt man Teilen der neueren Forschungsliteratur, so scheint sich an der Gültigkeit der von den frühneuzeitlichen Gesandten getroffenen Befunde bis heute nichts geändert zu haben. So spricht etwa Heinz Abels davon, dass die bäuerliche Umverteilungsgemeinde (*obščina*) die Entwicklung von Individualität in Russland verhindert habe, weshalb sich die dortige »Sozialisationskultur«[3] grundlegend von jener in Deutschland unterscheide, in deren Mittelpunkt das autonome Individuum stehe. Und auch in der Breite der Bevölkerung sind entsprechende Selbst- und Fremdbeschreibungen nach wie vor weit verbreitet. In jüngster Zeit wurde dies noch einmal durch eine Forsa-Umfrage belegt, bei der anlässlich der Eröffnung der Ausstellung »Unsere Russen – Unsere Deutschen« rund 1.000 Deutsche Auskunft über ihr Bild vom heutigen Russland gaben. 60 Prozent der Befragten stimmten der Aussage zu, dass sich ›die Russen‹ durch Staatsgläubigkeit auszeichnen, während der Begriff »Freiheit« nur von 19 Prozent der Teilnehmer zum Profil Russlands gezählt wurde.[4] Russland also als das Reich des Kollektiven, der Masse, mit entsprechend schwach entwickelten individuellen Selbstverständnissen?

---

1 *Adam Olearius*, Vermehrte Newe Beschreibung Der Muscovitischen und Persischen Reyse, Schleswig 1656, hrsg. v. Dieter Lohmeier, Tübingen 1971, S. 197–198.

2 *Sigismund von Herberstein*, Rerum Moscoviticarum Commentarii, Wien 1549. Eine synoptische Edition der lateinischen und der deutschen Fassung von 1556/57, unter der Leitung von Frank Kämpfer erstellt von Eva Maurer und Andreas Fülberth sowie redigiert und herausgegeben von Hermann Beyer-Thoma, findet sich unter folgender URL: <http://www.osteuropa-institut.de/ext_dateien/Herberstein%20gesamt.pdf> [5.2.2009].

3 *Heinz Abels*, Individuum oder Gemeinschaft? Anmerkungen zur Sozialisationskultur in Russland und in Deutschland, in: *Knut Berner*/*Almuth Hattenbach* (Hrsg.), Individualität in Russland und Deutschland, Münster/Hamburg etc. 2003, 139 S., brosch., 25,90 €, S. 1–18.

4 Vgl. Forsa-Untersuchung vom Dezember 2007, »Unsere Russen – Unsere Deutschen.« Das Russland-Bild der Deutschen. Wahrnehmungen, Urteile und Stereotype, URL: <http://www.unsererussen.de/fileadmin/Presse_PDF/2007/Charts_PK_Druckversion.pdf> [5.2.2009].

Der folgende Forschungsbericht möchte diese Sichtweise hinterfragen und einen Überblick darüber geben, was wir heute über die Rolle und das Selbstverständnis des Individuums in der Geschichte Russlands wissen. Im Mittelpunkt werden neuere Veröffentlichungen zur Biografik und Autobiografik im Russländischen Imperium sowie in der Sowjetunion stehen, die entlang einer chronologischen Grundstruktur vorgestellt werden.

I. Von der Autohagiografie zur Relevanz des Alltäglichen

Fragt man nach den Anfängen (auto-)biografischen Schreibens in Russland, so befindet man sich bereits mitten im gelehrten Disput. Jochen Hellbeck und Klaus Heller haben 2004 einen Sammelband herausgegeben, der im Rahmen des Sonderforschungsbereichs »Erinnerungskulturen« der Justus-Liebig-Universität Gießen entstanden ist und sich mit »Autobiografischen Praktiken in Russland« beschäftigt. Sie ließen sich hierbei von einem Verständnis autobiografischer Texte leiten, das diese nicht allein in einem klassischen Sinn als literarische Form begreift, sondern als Ausdruck eines aktiven Entwerfens einer bestimmten Konzeption des eigenen »Ichs«, mithin als Handeln, dass seinerseits wiederum in zeitgenössische kulturelle Praktiken eingebettet ist.[5] Hinsichtlich der Frage, ab wann sich eine solche Entwicklung im russländischen Kontext festmachen lasse, benannten sie die 1830er Jahre als den Zeitraum, ab welchem in den Debatten der *Intelligenzia* über Zustand und Zukunft des eigenen Landes der Begriff der *ličnost'* (Person, Persönlichkeit) zentrale Bedeutung erlangt habe. Dies sei ein Wendepunkt und eine Chance für die russische Gesellschaft gewesen, ihre »geschichtliche Rückständigkeit«[6] zu überwinden.

Dieser Befund ist nicht ohne Widerspruch geblieben. Namentlich Julia Herzberg und Christoph Schmidt gingen in dem von ihnen herausgegeben Band »Vom Wir zum Ich. Individuum und Autobiografik im Zarenreich« zwar ebenfalls von einer Definition autobiografischer Texte als kultureller Praxis aus, warfen Hellbeck und Heller jedoch zugleich eine einseitige Orientierung an Maßstäben der westlichen Entwicklung vor. Wenn man »Individuum« nicht allein auf »gebildete Schichten der westeuropäischen Moderne«[7] begrenze, dann ließen sich auch in Russland bereits früher Praktiken individueller Autonomie ausmachen, die allerdings nicht immer auch nach außen getragen worden seien.

Nun ist es zweifellos so, dass sich Lebensbeschreibungen auch bereits in vormodernen Zeiten finden lassen. Als Beispiele könnte man etwa mittelalterliche Heiligenviten, Herrscherchroniken, aber auch Pilgerberichte anführen. Sie waren jedoch in aller Regel an bestimmte Formen der Narration gebunden, was mit einer Normierung der Darstellung und einem Ausblenden des Individuellen einherging.[8] Das 17. Jahrhundert brachte dann jedoch eine sukzessive Erweiterung des öffentlich Sagbaren bei der Thematisierung von Individualität, und zwar durch die Fortentwicklung autobiografischer Beschreibungen im sakralen Schrifttum. Die Kirchenspaltung (*Raskol*) von 1666/67 führte zu einer quantitativen Zunahme und qualitativen Veränderung der Selbstzeugnisse: Führende Vertreter der Altgläubigen, die sich infolge der Reformen des Patriarchen Nikon von der Orthodoxen Amtskirche gelöst hatten, nutzten des Medium des Lebensberichts, um ihre Entscheidung

---

5 *Jochen Hellbeck*/*Klaus Heller*, Vorwort, in: *dies*. (Hrsg.), Autobiographical Practices in Russia – Autobiographische Praktiken in Russland, Göttingen 2004, S. 7–11, hier: S. 8.

6 Ebd., S. 8.

7 *Christoph Schmidt*, Einleitung, in: *Julia Herzberg*/*Christoph Schmidt* (Hrsg.), Vom Wir zum Ich. Individuum und Autobiographik im Zarenreich, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 7–15, hier: S. 9.

8 *Christoph Schmidt*, Grundmuster russischer Selbstzeugnisse seit dem Mittelalter, in: *Herzberg*/*Schmidt*, Vom Wir zum Ich, S. 63–77; *Jurij P. Zareckij*, Avtobiografičeskie »Ja« ot Avgustina do Avvakuma (Očerki istorii samosoznanija evropejskogo individa), Moskau 2002.

zu rechtfertigen und ihr Handeln als vorbildhaft darzustellen. Hierbei thematisierten sie in einem deutlich höheren Maß als dies in früheren Quellen der Fall war ihre individuellen Beweggründe, ihre Gefühle, ihre Hoffnungen und Gewissensqualen. Die Grenzen des Zuwachses an Subjektivität setzte hierbei das christliche Weltbild der Verfasser: Man erhob keinen Anspruch auf künstlerische Originalität, sondern sah sich als Teil des göttlichen Heilsgeschehens, weshalb Ulrich Schmid für diese Textgattung den Begriff der »Autohagiographie«[9] geprägt hat.

Im 18. Jahrhundert war es dann das weltliche Schrifttum, welches sich vermehrt dem Individuum zuwandte. Hauptträgerschicht dieses Prozesses war bis ins 20. Jahrhundert hinein der Adel, während die Entwicklung in Westeuropa wesentlich stärker mit dem dortigen Bürgertum verknüpft war. Übereinstimmend lässt sich hingegen für Ost und West konstatieren, dass das 18. Jahrhundert insgesamt noch von einer Dominanz der Autobiografie gegenüber der Biografie geprägt war.[10]

In Russland reagierten die Adligen mit der Fixierung ihres Lebensweges oder dem ihrer Familie auf die gesellschaftlichen Veränderungen, die mit den Reformen Peters I. und Katharinas II. einhergingen. Andrej Tartakovskij hat sich eingehend mit diesem Textkorpus befasst und hierbei aufgezeigt, dass das Beschreiben des Ichs der Bestimmung der eigenen Identität und der Distinktion gegenüber anderen Gruppen diente.[11] Das vermutlich bekannteste Beispiel stellt die Autobiografie des adligen Privatgelehrten Andrej Bolotov (1738–1833) dar: Bolotov präsentierte sein Leben in seinen erst posthum veröffentlichten Aufzeichnungen als aufstrebende Erfolgsgeschichte, die auf Selbstdisziplinierung kraft eines autonomen Willens beruhte.[12] Die bei den Altgläubigen noch Rahmen setzende religiöse Lebensdeutung wurde auf diese Weise infolge des Vordringens aufklärerischen Gedankenguts zunehmend durch das Ideal des selbstverantwortlichen Individuums abgelöst.

Während die meisten dieser Individual- und Familienbiografien ursprünglich nicht zur Veröffentlichung vorgesehen waren und erst im 19. Jahrhundert sukzessive publiziert wurden, erschienen ab den 1740er Jahren zunächst punktuell, später in größerer Dichte Biografien in Buchform. Wie Gareth Jones gezeigt hat, handelte es sich hierbei in der Regel um die Lebenswege ›großer‹ Staatsmänner und Militärs, wobei sich anfangs vor allem Personen der griechischen und römischen Antike großer Beliebtheit erfreuten: Die russische Übersetzung der Biografie Mark Aurels erlebte zwischen 1740 und 1798 nicht weniger als fünf Auflagen, und auch die Geschichte Alexanders des Großen wurde mehr-

---

9 *Ulrich Schmid*, Ichentwürfe. Russische Autobiographien zwischen Avvakum und Gercen, Zürich 2000, S. 43.

10 Vgl. diese Feststellung für Westeuropa bei *Christian Klein*, Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme, in: *ders.* (Hrsg.), Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens, Stuttgart 2002. S. 1–23, hier: S. 6.

11 *Andrej G. Tartakovskij*, Russkaja memuaristika XVIII-pervoj polovine XIX v., Moskau 1991. Vgl. als Überblick auch *Alois Schmücker*, Anfänge und erste Entwicklung der Autobiographie in Russland (1760–1830), in: *Günter Niggl* (Hrsg.), Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt 1989, S. 415–459. Im Folgenden ist zu beachten, dass die teilweise abweichende Schreibweise der Namen in Fließtext und Fußnoten Folge der Unterschiede zwischen englischer und deutscher Transliteration russischer Buchstaben ist.

12 Žizn i priključenija Andreja Bolotova, opisannye samym im dlja svoich potomkov, 1738–1795, 4 Bde., Sankt Petersburg 1870–73 (Beilage zu »Russkaja starina«). Der Text liegt auch in deutscher Übersetzung vor: Leben und Abenteuer des Andrej Bolotow, von ihm selbst für seine Nachkommen aufgeschrieben, 2 Bde., München 1990. Zur Editionsgeschichte sowie zur Person des Verfassers vgl. *Walter Schmidt*, Ein junger Russe erlebt Ostpreußen. Andrej Bolotovs Erinnerungen an den Siebenjährigen Krieg, in: *Dagmar Herrmann* (Hrsg.), Deutsche und Deutschland aus russischer Sicht. 18. Jahrhundert: Aufklärung, München 1991, S. 190–209.

fach wieder auf den Markt gebracht.[13] Die meisten dieser Monografien erschienen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, zur Regierungszeit Katharinas II., und hierunter finden sich nicht zufällig Biografien von Peter I., Friedrich II., Voltaire und Nikita Panin, der unter Katharina bis 1780 als Außenminister tätig gewesen war: Sie alle waren Weggefährten oder Vorbilder der selbsternannten Aufklärerin auf dem Zarenthron, ihre Lebenswege wurden als Erfolgsgeschichten präsentiert, und ihr Zweck bestand in der Legitimation der Herrschaft Katharinas.[14]

Die staatstragende und zugleich auch die schriftstellerische Freiheit einschränkende Funktion, die der Biografik damit zukam, fand eine provokative Antwort in einer Erzählung, die den Titel »Das Leben des Fjodor Vasil'evič Ušakov« trug und 1789 anonym erschien. In ihr wurde das Leben eines völlig unbekannten jungen Mannes beschrieben, der als Student nach Leipzig geschickt wurde. Berichtet wurde von solch vermeintlich belanglosen Dingen wie dem tiefgreifenden kulturellen Schock, der die russischen Studenten erfasste, als ihnen in Leipzig zur Suppe nicht Pastete, sondern Brot, Butter und kaltes Fleisch gereicht wurde. Das durch solche Details vermittelte Gefühl der Fremdheit wuchs sich bei dem Protagonisten zu einer tiefgreifenden Depression aus, die schließlich in seinen Tod mündete.[15]

Autor des Werkes war Alexander Radiščev, dessen Name vor allem mit der im folgenden Jahr erschienenen »Reise von Petersburg nach Moskau« und der hierin geübten radikal aufklärerischen Kritik an Katharina verbunden ist. Mit der Veröffentlichung der Erzählung über Fjodor Ušakov forderte er die staatlicherseits betonte Relevanz des Lebens und Wirkens der ›großen Männer‹ heraus und stellte an ihrer statt die Biografie eines ›einfachen‹ Menschen und die Bedeutung alltäglicher Erfahrungen in den Mittelpunkt. Radiščev avancierte damit zum Sprachrohr einer jungen, von der Aufklärung geprägten Gruppe des russischen Adels[16] und trug zugleich zur Entwicklung eines eigenen Genres »Biografie« in der russischen Literatur bei.[17]

II. Das ›lange‹ 19. Jahrhundert

Das 19. Jahrhundert brachte in Russland eine quantitative Zunahme und weitere Ausdifferenzierung biografischer und autobiografischer Publikationen. Sie stellten eine Reaktion auf die massiven außen- und innenpolitischen Umbrüche dar, die das Land im ›langen‹ 19. Jahrhundert durchlief. Der bereits erwähnte Andrej Tartakovskij hat herausgearbeitet, welche Auswirkungen ein solch epochales Ereignis wie der Vormarsch Napoleons bis Moskau 1812 und der anschließende Siegeszug russländischer Truppen bis nach Paris auf das Selbstverständnis der Zeitgenossen hatte.[18] Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhun-

13 *W. Gareth Jones*, Biography in Eighteenth Century Russia, in: Oxford Slavonic Papers 22, 1989, S. 58–80. Dort findet sich auch eine auf der Auswertung des »Svodnyj Katalog russkoj knigi graždanskoj pečati XVIII veka« basierende Auflistung der zwischen 1725 und 1800 erschienenen biografischen und autobiografischen Bücher.

14 Vgl. hierzu auch *Ruth Dawson*, Perilous Royal Biography. Representations of Catherine II immediately after her Seizure of the Throne, in: Biography 27, 2004, S. 517–534.

15 Žitie Fedora Vasil'eviča Ušakova, in: *Aleksandr N. Radiščev*, Polnoe sobranie sočinenij, Bd. 1, Moskau/Leningrad 1938, S. 153–213.

16 *Jurij M. Lotman*, Besedy o russkoj kul'ture. Byt i tradicii russkogo dvorjanstva (XVIII-načalo XIX veka), Sankt Petersburg 1994, S. 210–232. Die deutsche Übersetzung findet sich unter folgendem Titel: Russlands Adel. Eine Kulturgeschichte von Peter I. bis Nikolaus I., Köln/Weimar etc. 1997.

17 *Sergej V. Panin*, Žanr biografii v russkoj literature XVIII – pervoj treti XIX veka. Sistema. Ėvoljucija, Moskau 2000.

18 *Andrej G. Tartakovskij* (Hrsg.), 1812 god v vsopominanijach sovremennikov, Moskau 1995.

derts kamen dann das sich entwickelnde Pressewesen sowie die tiefgreifenden sozialen und ökonomischen Veränderungen infolge der rasanten Industrialisierung hinzu. All dies führte zu einer intensiven Beschäftigung mit dem eigenen Selbst und der Rolle des Individuums im historischen Prozess. Der Begriff der *ličnost'* avancierte, wie bereits eingangs erwähnt, zu einem zentralen Terminus in den Debatten der russischen *Intelligenzia*. Man begriff das Individuum einerseits als aktiv handelndes Wesen, das als Motor der Veränderung gegen den Status quo des autokratischen Regimes in Stellung gebracht wurde. Zugleich blieb es jedoch ein gebundenes Wesen, das nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten gegenüber der Gesellschaft besaß und in erster Linie nicht als Einzelnes, sondern als Vertreter bestimmter Gruppen wahrgenommen wurde.[19] Dementsprechend reklamierten verschiedene Kreise mit sehr unterschiedlichen Zielsetzungen mittels (auto-)biografischen Schreibens *ličnost'* für sich.

Eine weitverbreitete Reaktion auf die gesellschaftlichen Wandlungen stellte die Beschwörung einer vermeintlich ›goldenen‹ Adelsvergangenheit in individual- und familienbiografischen Erzählungen dar. Hierzu zählten zum einen Manuskripte, die wie beschrieben bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert verfasst und nun publiziert wurden, zum anderen kamen neue Texte hinzu. Als Beispiel sei Sergej Aksakovs »Familienchronik« (»Semejnaja chronika«) genannt, die in den 1840er und 1850er Jahren in mehreren Teilen erschien und als Vorbild für zahlreiche weitere Familiengeschichten fungierte. Aksakov zeichnete in seiner Erzählung das Bild einer vom Untergang bedrohten Idylle, deren Kern die um den Familienvater gruppierte Familie bildete. Er verknüpfte hierbei alltägliche Elemente aus seinem eigenen Leben und dem seiner Verwandten mit einer Handlungsführung, die stark märchenhafte Züge trägt. Wie Richard Gregg und Ulrich Schmid gezeigt haben, legte diese Kombination den Grundstein für den Erfolg der »Familienchronik«: Sie wurde mit dem Anspruch der Authentizität präsentiert und transportierte zugleich ein Ideal, das der Selbstversicherung des Zielpublikums diente. Entsprechend hoch war das Maß an Identifikation mit den von Aksakov beschriebenen Personen beim durch die Umstürze der Gegenwart erschütterten russischen Adel.[20]

Neben dieser lange Zeit dominierenden konservativen Funktion der Biografik führte der gesellschaftliche Wandel in der russischen Gesellschaft ebenso wie in Westeuropa zu einer zunehmenden Artikulation von Partikularinteressen, zu einer Ausdifferenzierung der öffentlichen Meinung. Für das (auto-)biografische Schreiben bedeutete dies, dass sich neben Erzählungen wie jener Aksakovs nun auch andere Stimmen Gehör verschafften, die ebenfalls auf den Begriff der *ličnost*' rekurrierten. So veröffentlichten etwa, wie Klaus Heller und Galina Ul'janova gezeigt haben[21], in Moskau mehrere Kaufmannsfamilien an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ihre Autobiografien und die Geschichte ihrer Vorfahren. Auch sie reagierten damit auf die Umbrüche der Zeit, strebten im Gegensatz zum konservativen Adel jedoch danach, sich ihren Platz in der Gesellschaft zu erschreiben, indem sie Lebenswege präsentierten, die von traditionellen Formen der Sozialisation abwichen und ein bürgerliches Bewusstsein zum Ausdruck brachten. So betonte beispiels-

---

19 Hierzu ausführlich *Rainer Goldt*, Freiheit in Einheit? Persönlichkeit und Kollektiv als kulturelle Schlüsselkonzepte russischen Denkens, in: *Berner/Hattenbach*, Individualität, S. 19–43; *Julia Herzberg*, Autobiographik in ›Ost‹ und ›West‹, in: *Herzberg/Schmidt*, Vom Wir zum Ich, S. 15–63, sowie *Dmitrij Kalugin*, Iskusstvo biografii: izobraženie ličnosti i ee opravdanie v russkich žizneopisanijach serediny XIX veka, in: Novoe literaturnoe obozrenie 17, 2008, URL: <http://magazines.russ.ru/nlo/2008/91/ka6.html> [5.2.2009].

20 *Richard Gregg*, The Decline of a Dynast: From Power to Love in Aksakov's Family Chronicle, in: Russian Review 50, 1991, S. 35–47; *Schmid*, Ichentwürfe, S. 285–327.

21 *Klaus Heller*, Selbstzeugnisse aus dem »Moskau der Kaufleute« vor 1917 und ihre Interpretationen, in: *Hellbeck/Heller*, Autobiographical Practices, S. 127–155; *Galina Ul'janova*, Autobiographische Texte russischer Kaufleute und ihre kulturelle Dimension, in: ebd., S. 155–179.

weise Nikolaj Najdenov, als langjähriger Vorsitzender des Moskauer Börsenkomitees Sprecher der Moskauer Kaufmannschaft, die über mehrere Generationen reichende Tradition seiner Vorfahren, die als Fabrikbauern bereits in den 1760er Jahren nach Moskau gekommen seien. Als zentrale Werte, die auch ihn geprägt hätten, benannte er Sparsamkeit und Fleiß, mit dem Ziel, möglichst viel des erwirtschafteten Gewinns wieder in die Firma zu investieren. Als zukünftige Aufgabe des Bürgertums postulierte er eine verstärkte Einmischung in die (lokal)politische Debatte.[22] Die Forschung zu diesem Thema steht hierbei für viele weitere Städte ebenso noch am Anfang wie die Frage, in welchem Ausmaß sich andere autobiografische Zeugnisse von Kaufleuten, wie etwa Briefe oder Tagebücher, auch bereits in früheren Jahrhunderten finden lassen.[23]

Eine weitere Ausdifferenzierung des autobiografischen Panoramas erfolgte durch die zunehmende Zahl weiblicher Autoren. In einem gesellschaftlichen Umfeld, das stark von patriarchalischen Wertvorstellungen, wie sie etwa in der »Familienchronik« Aksakovs zum Ausdruck kamen, geprägt war, eröffnete die Selbstbeschreibung Freiräume zur Reflexion der eigenen Identität. Der Wissensstand zu diesem lange Zeit unbeachtet gebliebenen Feld hat sich in den letzten Jahren deutlich verbessert, wobei stellvertretend die Namen von Toby W. Clyman, Laura Engelstein und Irina Savkina genannt seien.[24] Im Ergebnis kennen wir heute eine Vielzahl autobiografischer Quellen, die von Frauen verfasst wurden und die sich über unterschiedliche Textsorten (vom Tagebuch bis zur Publikation), über verschiedene, leibeigene ebenso wie adlige Autorinnen umfassende Schichten als auch über heterogene Zielsetzungen (vom privaten Bereich bis hin zur Positionierung im öffentlichen Diskurs) erstrecken. Dies spricht zugleich gegen die Annahme, dass es eine spezifisch weibliche Autobiografik gebe, die sich durch bestimmte konstante Merkmale wie einen bekenntnishaften Charakter, eine Fokussierung auf den privaten Raum oder eine Selbstverortung in einer Opferrolle von einem männlichen Pendant abgrenzen lasse. Selbstverständlich unterlagen Frauen in der russländischen Gesellschaft strukturell ungleichen Bedingungen, und dies schlug sich entsprechend in der Thematisierung der Kategorie Geschlecht in den Texten nieder. Die Vielfalt der individuellen Lebensentwürfe lässt sich jedoch nicht auf eine solch binäre Opposition reduzieren.[25] Zugleich bietet die weibliche Autobiografik nach wie vor genügend Stoff für weitere Forschungen, wenn man etwa an eine vergleichende und transfergeschichtliche Einordnung in internationale Kontexte denkt.[26]

Ähnliches gilt für Selbstzeugnisse von Angehörigen der unteren Schichten. Auch hier ist die lange Zeit dominierende Annahme, dass es solche Quellen bis auf ganz wenige Ausnahmen praktisch nicht gebe und man deshalb über Sichtweisen und Selbstverständnis der breiten Masse der Bevölkerung kaum etwas aussagen könne, revidiert worden.

---

22 Die Memoiren Najdenovs erschienen erstmals 1903–1905. Vgl. hierzu *Heller*, Selbstzeugnisse aus dem »Moskau der Kaufleute«, S. 133–136.

23 Vgl. *Pëtr S. Stefanovič*, Dialog der Kulturen? Selbstaussagen in Briefen zwischen Pskov und England 1686/87, in: *Herzberg/Schmidt*, Vom Wir zum Ich, S. 77–95.

24 Vgl. u. a. *Toby W. Clyman/Diana Greene* (Hrsg.), Women Writers in Russian Literature, London 1994; *Toby W. Clyman/Judith Vowles* (Hrsg.), Russia through Women's Eyes, New Haven/London 1996; *Laura Engelstein/Stephanie Sandler*, Self and Story in Russian History, Ithaca/London 2000; *Marianne Liljeström/Arja Rosenholm/Irina Savkina* (Hrsg.), Models of Self. Russian Women's Autobiographical Texts, Helsinki 2000; *Irina Savkina*, »Pišu sebja …« Avtodokumental'nye ženskie teksty v russkoj literatury pervoj poloviny XIX veka, Tampere 2001; *dies*., Razgovory s zerkalom i zazerkal'em. Avtodokumental'nye ženskie teksty v russkoj literature pervoj poloviny XIX veka, Moskau 2007.

25 Vgl. hierzu die treffenden Ausführungen von *Andreas Renner*, Geschlecht und Biographie im Lebensbericht der Anna Bek, in: *Herzberg/Schmidt*, Vom Wir zum Ich, S. 243–269.

26 Vgl. für den russisch-französischen Kontext jetzt den Band: *Catherine Viollet/Elena Grečanaja* (Hrsg.), Avtobiografičeskaja praktika v Rossii i v Francii, Moskau 2006.

Verwiesen sei diesbezüglich auf die im Entstehen begriffene Dissertation Julia Herzbergs, die sich mit bäuerlicher Autobiografik im Nordwesten Russlands vom Ende der 1880er bis in die 1930er Jahre beschäftigt.[27] Die von ihr herangezogenen Briefe, Tagebücher und autobiografischen Manuskripte ermöglichen zum einen Einblicke in das Leben der Bauern und Bäuerinnen, die zwischen Stadt und Land pendelten, über ihr Leben sowie das jeweilige Umfeld; zum anderen lassen sie sich jedoch auch als »strategische Texte«[28] lesen, mit denen die Verfasser und Verfasserinnen ein bestimmtes Bild von sich entwarfen und sich in Diskurse aktiv einschrieben. In diesem Sinn stellte autobiografisches Schreiben einen Schritt der Emanzipation dar, durch den das lange Zeit dominierende Monopol des (männlichen) Adels auf dieses Genre weiter aufgebrochen wurde.

Eine letzte Entwicklung, die im Kontext des 19. Jahrhunderts zu nennen ist, ist die Entstehung einer oppositionellen Autobiografik. Bekannte Beispiele sind die Memoiren der Dekabristen und Dekabristinnen, die sich 1825 vergeblich gegen das zaristische Regime erhoben hatten, oder Alexander Herzens voluminöses Werk »Erlebtes und Gedachtes« (»Byloe i dumy«)[29], mit dessen Niederschrift er seine Enttäuschung über den Verlauf der Revolution von 1848 verarbeitete. Die politische Krise führte bei Herzen zu einer Beschäftigung mit dem eigenen Ich, das er der von ihm als illegitim betrachteten herrschenden Ordnung entgegensetzte:

> »Um uns herum ändert sich alles, alles schwankt, wir stehen am Rande des Abgrunds und sehen, wie er abbröckelt; die Dämmerung setzt ein, und kein einziger Leitstern zeigt sich am Himmel. Wir finden keinen anderen Hafen als in uns selbst, im Bewusstsein unserer unbeschränkten Freiheit, unserer souveränen Unabhängigkeit. Indem wir uns auf diese Weise retten, stellen wir uns auf jenen sicheren und festen Boden, auf dem allein sich freies Leben in einer Gesellschaft entwickeln kann, – wenn dies denn überhaupt menschenmöglich ist.«[30]

Dem Beispiel Herzens folgten zahlreiche weitere Protagonisten und Protagonistinnen der revolutionären Bewegung. Ab 1905 erschienen Selbstbeschreibungen und biografische Skizzen verschiedener Sozialrevolutionäre, und in den 1920er Jahren folgte eine zweite Welle entsprechender Porträts, sowohl von führenden Vertretern der Narodniki wie Vera Figner[31] als auch aus dem bolschewistischen Lager. Das öffentliche Zeugnisablegen sollte zum einen die individuelle Entwicklung hin zu einem revolutionären Bewusstsein verständlich machen; zugleich kam den Biografien im Sinne der Mobilisierung weiterer Anhänger eine Vorbildfunktion zu. Dementsprechend lassen sich bestimmte übergreifende narrative Merkmale ausmachen. So hat Hilde Hoogenboom[32] aufgezeigt, dass es eine signifikant unterschiedliche Schilderung der Kindheit in sozialrevolutionären und bolschewistischen autobiografischen Texten gibt: Während in ersteren der frühe Kontakt mit dem ›einfachen Volk‹ und das Lesen als Schlüsselmomente genannt werden, war die ›typisch

---

27 Vgl. *Julia Herzberg*, Dissertationsprojekt: Gegenarchive. Bäuerliche Autobiografik zwischen Zarenreich und Sowjetunion, URL: <http://www.uni-bielefeld.de/geschichte/abteilung/arbeitsbereiche/osteuropa/fpherzberg.html> [5.2.2009].

28 *Julia Herzberg*, »Selbstbildung« und Gemeinwohl. Das Aushandeln eines besseren Russlands in bäuerlichen Briefen und Autobiographien, in: *Walter Sperling* (Hrsg.), Jenseits der Zarenmacht. Dimensionen des Politischen im Russischen Reich 1800–1917, Frankfurt am Main/New York 2008, S. 255–279, hier: S. 260.

29 *Aleksandr Gercen*, Byloe i dumy, London 1852–1868.

30 *Aleksandr Gercen*, Omnia mea mecum porto, in: ders., Sobranie Sočinenij v tridcati tomach, Bd. 6, Moskau 1955, S. 115–133, hier: S. 119. Hier zitiert nach *Schmid*, Ichentwürfe, S. 329.

31 *Vera Figner*, Zapečatlennyj trud. Vospominanija, 2 Bde., Moskau 1921–22. Die deutsche Übersetzung erschien wenige Jahre später: *Vera Figner*, Nacht über Russland, Berlin 1928.

32 *Hilde Hogenboom*, Vera Figner and Revolutionary Autobiographies. The Influence of Gender on Genre, in: *Rosalind Marsh* (Hrsg.), Women in Russia and Ukraine, Cambridge 1996, S. 78–94. Weiterhin zu nennen ist *Beth Holmgren*, For the Good of the Cause. Russian Women's Autobiography in the Twentieth Century, in: *Clyman/Greene*, Women Writers, S. 127–149.

bolschewistische‹ Kindheit eine deutlich rauere, geprägt von Gewalt, Alkohol und schwerer Fabrikarbeit.

Aus Sicht des Staates bargen diese mannigfaltigen Aneignungen des Begriffs des Individuums eine Gefahr: Sie beinhalteten das Potenzial, die bestehende Sozialordnung zu verändern und damit letztendlich das gesamte System ins Wanken zu bringen. Die Antwort hierauf erfolgte rasch, und zwar in Gestalt einer staatstragenden Biografik. Diese schlug sich unter anderem in den zeitgenössischen Schulbüchern, in einem Boom biografischer Lexika sowie in einer entsprechenden Darstellung des letzten Zaren nieder.

Die im 19. Jahrhundert an russischen Schulen eingesetzten Lehrbücher im Fach Geschichte waren von einem historischen Verständnis geprägt, das, ähnlich Treitschkes Diktum, »dass es große Männer seien, die Geschichte machen«, Geschichte als Geschichte ›großer‹ Persönlichkeiten begriff. In diesem Sinne wurden die einzelnen Kapitel geordnet und die Viten der ausgewählten Persönlichkeiten als Entwicklungsstufen einer imperialen Erfolgsgeschichte interpretiert: Vladimir der Heilige, unter dessen Herrschaft die Taufe der Rus' erfolgte, verkörperte das christliche Fundament des Reichs, Alexander Nevskijs erfolgreiche Schlachten gegen die Truppen Schwedens und des Deutschen Ordens wurden zum Sinnbild der Wehrhaftigkeit Russlands gegen westliche Aggression, Ivan III. stand mit seiner Befreiung vom ›Tatarenjoch‹ für die erfolgreiche Verteidigung gegen östliche Bedrohungen, und Peter I. wurde, bei allen Kontroversen, die seine Person in den Debatten zwischen ›Westlern‹ und ›Slavophilen‹ auslöste, in der offiziellen Lesart zum Symbol für Aufbruch und Ausbau des Imperiums. In allen diesen Fällen ging man, wie unter anderem Ulrike Schmiegelt und Frithjof Benjamin Schenk demonstriert haben[33], davon aus, dass es die biografische Form war, mit der man diese gewünschten Inhalte didaktisch am erfolgreichsten transportieren konnte.

Begleitet wurde diese Personifizierung einer imperialen Erfolgsgeschichte durch eine intensivierte Publikation biografischer Lexika. Während das erste und lange Zeit einzige Lexikon dieser Art 1772 erschienen war, brachte das 19. Jahrhundert eine ganze Reihe entsprechender Veröffentlichungen hervor, darunter das achtbändige »Lexikon der denkwürdigen Menschen des russischen Landes« (1836–1847), das »Kritisch-biografische Lexikon der russischen Schriftsteller und Gelehrten. Vom Beginn der russischen Gelehrsamkeit bis in unsere Tage« (1886–1904) sowie das 25-bändige »Russische biografische Lexikon«, das zwischen 1896 und 1913 erschien und von der Russischen Historischen Gesellschaft herausgegeben wurde.[34]

Alle diese Projekte dienten dem Ziel der Etablierung eines verbindlichen Heldenpantheons und damit der Traditionsstiftung und Legitimation der bestehenden Ordnung. Gleiches lässt sich auch für ein Buch sagen, das Anfang 1913 und damit wenige Wochen vor dem Beginn der 300-Jahr-Feierlichkeiten der Dynastie der Romanovs erschien: »Die Herrschaft des Kaisers Nikolaus Aleksandrovič«. Wie Richard Wortman[35] gezeigt hat, handelte es sich um die erste Biografie eines noch lebenden Zaren, und sie war Teil einer gezielten Erschließung neuer Medien der Selbstrepräsentation durch Nikolaus II. Neben dem Theater und den ersten Filmaufnahmen eines russländischen Herrschers betrachtete Nikolaus das gedruckte Wort als zentrales Mittel, seine Herrschaft im öffentlichen Bewusstsein in ein positives Licht zu rücken. Die Biografie, die zugleich in Auszügen in

---

33 *Ulrike Schmiegelt*, Russland. Geschichte als Begründung der Autokratie, in: *Monika Flacke* (Hrsg.), Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama, München/Berlin 1998, S. 401–422; *Frithjof Benjamin Schenk*, Aleksandr Nevskij. Heiliger – Fürst – Nationalheld. Eine Erinnerungsfigur im russischen kulturellen Gedächtnis (1263–2000), Köln 2004.

34 Vgl. zur Editionsgeschichte das Stichwort »Biografija«, in: Bol'šaja Rossijskaja Ėnciklopedija, Bd. 3, Moskau 2005, S. 492–493.

35 *Richard Wortman*, Publicizing the Imperial Image in 1913, in: *Engelstein/Sandler*, Self and Story, S. 94–120.

ausgewählten Tageszeitungen sowie bald darauf in englischer und französischer Übersetzung erschien, wurde von Andrej Elčaninov, einem führenden Militärberater des Zaren, verfasst. Elčaninov, der mit einem entsprechend guten Detailwissen über den Protagonisten aufwarten konnte, präsentierte den letzten Romanov als einen Diener des Volkes, der von einer Verbundenheit mit dem ›einfachen Bauern‹ getragen werde. Alle anderen gesellschaftlichen Gruppen und Akteure wurden weitgehend ausgeblendet, Nikolaus erschien als »Arbeiter-Zar« (*tsar'-rabotnik*), der unermüdlich und ohne private Ausschweifungen dem Volk dient. Elčaninov griff damit eines der wirkungsmächtigsten Motive des russischen Diskurses auf, die idealisierte Einheit zwischen ›Väterchen Zar‹ und dem ›bodenständigen‹, ›rechtschaffenen‹ Volk. Die Biografik wurde auf diesem Weg zu einem identitätsstiftenden Element der »Scenarios of Power«[36] eines kurz vor dem Zusammenbruch stehenden Regimes.

III. Sozialistische Helden und alternative Geschichtsschreibung

Der nach dem ›Roten Oktober‹ 1917 entstehende sowjetische Staat war, geht man von seinem marxistisch-leninistischen Selbstverständnis aus, kein Ort für eine Weiterentwicklung (auto-)biografischer Traditionen und Ansätze. Nicht das Individuum, sondern das Kollektiv in Gestalt der Arbeiterklasse wurde als »Movens« des menschlichen Fortschritts betrachtet, und entsprechend scharf war die Abgrenzung gegen jede Form des »Subjektivismus« (*sub-jektivizm*) und den »bourgeois-objektivistischen Charakter«[37] der bisherigen Biografik. Zugleich waren sich jedoch auch die bolschewistischen Machthaber des Umstandes bewusst, dass sich die neue Ordnung nicht allein durch Gewalt und Repression aufrecht erhalten ließ, sondern dass auch ein revolutionäres System integrativer Elemente bedurfte, wollte man die Bevölkerung einbinden. Ein solches identitätsstiftendes Band erblickte man in der Figur des ›sozialistischen Helden‹.

Lenin hatte schon 1920 davon gesprochen, dass Russland nicht nur einzelne Helden habe, sondern dass diese »aus der Masse« kommen würden, dass »Russland Helden zu Hunderten und Tausenden wird hervorbringen können.«[38] Und Maxim Gorki, Schriftsteller und nach seiner Rückkehr in die Sowjetunion 1927 maßgebliche Figur bei der Durchsetzung des Sozialistischen Realismus, formulierte Mitte der 1920er Jahre in einem Aufsatz »Über den Helden und die Menge«:

> »Für mich ist jede Menge eine Ansammlung von Heldenkandidaten. Für die Menschen ist es völlig gleichgültig, wer der Held ist: Max Linder, Jack the Ripper, Mussolini, ein Boxer oder ein Zauberer, ein Politiker oder ein Pilot – jeder einzelne aus der Menge will sich an der Stelle oder in der Lage eines dieser Leute sehen, die es fertiggebracht haben, aus dem dichten Dunkel des alltäglichen Lebens herauszuspringen. Der Held ist so etwas wie ein irrlichterndes Flämmchen über dem zähen Sumpf des Alltäglichen, er ist ein Magnet, der eine Anziehungskraft auf alle und jeden ausübt, der nicht nur ein passiver Zuschauer der Ereignisse sein will, auf alle, in denen eine wenn auch noch so schwache Hoffnung auf die Möglichkeit eines anderen Lebens brennt oder glimmt. Daher ist der Held ein soziales Phänomen, dessen pädagogische Bedeutung äußert wichtig ist. Ein Held sein zu wollen heißt mehr Mensch sein zu wollen als man ist. Eigentlich ist jeder Mensch in seiner Sphäre schon ein Held, wenn man nur aufmerksam in das dunkle Dickicht dieser Sphäre hineinschaut. Wir alle sind als Helden geboren und leben als solche. Und wenn die Mehrheit das verstanden hat, wird das Leben durch und durch heroisch werden.«[39]

---

36 *Richard Wortman*, Scenarios of Power. Myth and Ceremony in Russian Monarchy, 2 Bde., Princeton 1995, 2000.

37 »Biografija«, in: Bol'šaja Sovetskaja Ėnciklopedija, 2. Ausgabe, Bd. 5., Moskau 1950, S. 181.

38 *Vladimir I. Lenin*, Polnoe Sobranie Sočinenij, Bd. 42, Moskau 1963, S. 4.

39 Archiv Gor'kogo, Bd. 12, Moskau 1969, S. 113–114, hier zit. nach: *Hans Günther*, Der sozialistische Übermensch. M. Gor'kij und der sowjetische Heldenmythos, Stuttgart/Weimar 1933, S. 92.

Gorkis Konzeption knüpfte an zentrale Elemente traditioneller Heldenvorstellungen an, enthielt jedoch eine entscheidende Weiterung: Die Menschen des Sozialismus waren nicht nur potenzielle Helden, sondern die Fortentwicklung der neuen Gesellschaftsordnung stellte die Garantie dafür dar, dass dies auch tatsächlich eintreffen werde. Es war das Konzept des »Jedermann-Helden«[40], das zugleich den Weg vom Individuell-Heroischen zum Kollektiv-Heroischen ebnen sollte.

Wie die Forschung der letzten Jahre gezeigt hat[41], erhielt die Biografik auf diese Weise auch unter realsozialistischen Vorzeichen eine wichtige legitimatorische Funktion. Neben ›verdienten‹ Staats- und Parteigrößen waren es nicht zuletzt ›einfache Leute‹ aus dem Volk, die hervorgehoben wurden, denn ihre Lebenswege enthielten die notwendigen, alltäglichen Elemente, um für die breite Bevölkerung tatsächlich identitätsstiftend wirken zu können. Mit dem Beginn der forcierten Industrialisierung unter Stalin wurde der Titel »Held der Arbeit« eingeführt, später folgte die Auszeichnung »Held der Sowjetunion«, exemplarische Biografien der Träger wurden zur Pflichtlektüre in den Schulen, und ein 1987 erschienenes zweibändiges Lexikon der »Helden der Sowjetunion« umfasste rund 4.000 Seiten mit über 12.000 Kurzbiografien. In den einleitenden Bemerkungen dieses Mammutprojekts hieß es unter anderem:

»Die Propaganda der Heldentaten der Helden der Sowjetunion ist ein wichtiger moralischer Faktor in der Entwicklung der arbeitsweltlichen und gesellschaftlich-politischen Aktivität der sowjetischen Bevölkerung, und insbesondere der Jungen und ihrer Bereitschaft zur Verteidigung der Heimat. Zugleich zeugt sie von der tiefen Achtung und Ehrerweisung, die die Helden der Sowjetunion umgibt, und von der Fürsorge darum, dass ihre große Lebens-, Politik- und Kampferfahrung der Erziehung neuer Generationen dient. […] Indem wir die Kurzbiografien lesen, treten wir in Verbindung mit der lebendigen, konkreten Geschichte unseres Vaterlandes, mit ihren ruhmreichsten Ereignissen und Menschen.«[42]

Neben der Biografik war die kommunistische Partei bemüht, auch die autobiografischen Traditionen der russischen Gesellschaft in die neuen ideologischen Bahnen zu lenken. Vormals illegale Selbstzeugnisse wurden nun zu Wegmarken einer erfolgreichen revolutionären Bewegung, und über regelrechte Schreibanleitungen und Großprojekte wie die von Gorki initiierte Gründung des Verlags »Geschichte der Betriebe und Fabriken« (*Istorija fabrik i zavodov*) versuchte man, die Arbeiter zur Niederschrift ihrer Biografien zu bewegen und damit zugleich eine bestimmte Narration zu kanonisieren.[43] Jüngere Veröffentlichungen haben hierbei für verschiedene gesellschaftliche Bereiche aufgezeigt, dass dieser Prozess nicht nur von oben, seitens der Staats- und Parteiführung, initiiert und erzwungen wurde, sondern dass er zugleich seine Entsprechung von unten, im Selbstverständnis der sich beschreibenden Individuen fand. Eine von Sheila Fitzpatrick und Yuri Slezkine herausgegebene Sammlung autobiografischer Texte russischer Frauen zeigt deut-

---

40 *Silke Satjukow/Rainer Gries*, Zur Konstruktion des »sozialistischen Helden«. Geschichte und Bedeutung, in: *dies*. (Hrsg.), Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR, Berlin 2002, S. 15–35, hier: S. 17.

41 Neben der bereits genannten Literatur u. a. *Nina Baburina/Klaus Waschik*, Werben für die Utopie. Russische Plakatkunst des 20. Jahrhunderts, Bietigheim-Bissingen 2003; *Brigitte Studer/Heiko Haumann* (Hrsg.), Stalinistische Subjekte. Individuum und System in der Sowjetunion und der Komintern, 1929–1953. Sujets staliniens. L'individu et le système en Union soviétique et dans le Comintern, 1929–1953. Stalinist Subjects. Individual and System in the Soviet Union and the Comintern, 1929–1953, Zürich 2006; Osteuropa 57, 2007, H. 12: Das Ich und die Macht. Skizzen zum Homo heroicus und Homo sovieticus.

42 Geroi Sovetskogo Sojuza. Kratkij biografičeskij slovar', 2 Bde., Moskau 1987, S. 10–11.

43 Vgl. *Katerina Clark*, »The History of the Factories« as a Factory of History. A Case Study on the Role of Soviet Literature in Subject Formation, in: *Hellbeck/Heller*, Autobiographical Practices, S. 251–279.

lich diesen Prozess des »learning to ›speak Bolshevik‹«[44]: Die Selbstdarstellungen sind fast alle von einer bipolaren Weltsicht geprägt, die nur einen pro-sowjetischen oder einen anti-sowjetischen Standpunkt kennt; die Handlungsabfolge ist in der Regel teleologisch und führt von einem ›dunklen‹, vorrevolutionären ›alten Leben‹ zu einem 1917 einsetzenden ›hellen‹, neuen Leben. So schrieb Anna Litvejko, eine langjährige bolschewistische Aktivistin, deren Memoiren im ›Tauwetter‹ der Chruschtschow-Zeit veröffentlicht wurden, über den ›roten Oktober‹: »In my mind, the week of the October battles felt like one uninterrupted day – the happiest day of my life.«[45] Und Evdokja Maslennikova, die aus einer Bauernfamilie stammte und 1921 ins bolschewistische Moskau kam, um in einer Webfabrik zu arbeiten, beschrieb diese Erfahrung als Zäsur in ihrem Leben: »In 1921 I went to Moscow. […] That is when the second half of my biography begins.«[46]

Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte Igal Halfin, der sich in verschiedenen Publikationen mit kommunistischen Autobiografien der 1920er und 1930er Jahre des Sowjetstaates befasst hat.[47] Auch wenn seinen Arbeiten wiederholt der Vorwurf einer ungenügenden Kontextualisierung der von ihm untersuchten Rhetoriken und Semantiken gemacht worden ist, so bestätigen sie doch das Ausmaß, in welchem sich die Weltsicht der neuen Machthaber in der Sprache der individuellen Selbstbeschreibung niedergeschlagen hat. So wertete Halfin unter anderem den Inhalt und den Aufbau autobiografischer Texte aus, die von sowjetischen Studierenden der 1920er Jahre mit dem Ziel verfasst wurden, Aufnahme in die kommunistische Partei zu erlangen. Die Partei betrachtete Hochschulangehörige in der Regel als ›nicht-proletarische Elemente‹, die sie als potenziell gefährlich erachtete und von denen sie deshalb einen Nachweis ihrer bolschewistischen Gesinnung verlangte. Dieser Nachweis erfolgte unter anderem über das Verfassen kurzer Lebensbeschreibungen. Nach Halfin lässt sich aus einer vergleichenden Perspektive eine spezifisch »kommunistische Poetik«[48] ausmachen, die von einem ›falschen‹, vorrevolutionären Bewusstsein zu einer ›Wiedergeburt‹ unter bolschewistischen Vorzeichen führt. Und Jochen Hellbeck ist bei seiner Analyse der in der Stalinzeit verfassten Tagebücher zu dem Schluss gekommen, dass diese nicht per se ein Ort klandestiner Opposition waren, sondern vielmehr häufig Ausdruck des Bestrebens, sich in die neue Gesellschaftsordnung einzuschreiben. Angetrieben von der Aussicht, als Teil des Kollektivs die elende Gegenwart hinter sich lassen und einer lichten Zukunft entgegengehen zu können, betrachteten die Autoren das Führen des Tagebuches als »einen Vorgang geistiger Selbstreinigung«[49]

---

44 *Sheila Fitzpatrick*, Lives and Times, in: *dies./Yuri Slezkine* (Hrsg.), In the Shadow of Revolution. Life Stories of Russian Women, from 1917 to the Second World War, Princeton/New Jersey 2000, S. 3–18, hier: S. 16.

45 *Anna Litvejko*, In 1917, in: *Fitzpatrick/Slezkine*, In the Shadow of Revolution, S. 49–66, hier: S. 59.

46 *Evdokia Maslennikova*, The Story of My Life, in: *Fitzpatrick/Slezkine*, In the Shadow of Revolution, S. 391–394, hier: S. 392.

47 *Igal Halfin*, From Darkness to Light. Class, Conscious and Salvation in Revolutionary Russia, Pittsburgh 2000; *ders*., Terror in My Soul. Communist Autobiographies on Trial, Cambridge/London 2003. Vgl. zur Rezeption seiner Arbeiten die Rezensionen von *Lorenz Erren*, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=3678>, sowie von *Julia Herzberg*, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=9645> [5.2.2009].

48 *Igal Halfin*, From Darkness to Light. Student Communist Autobiography During NĖP, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 45, 1997, S. 210–235, hier: S. 215.

49 *Jochen Hellbeck*, »Wo finde ich mein Spiegelbild?« Soziale Identität im sowjetischen Stalinismus der dreißiger Jahre, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 7, 1994, H. 2, S. 149–165, hier: S. 154; *ders*. Revolution on My Mind. Writing a Diary under Stalin, Cambridge/London 2006. Auszüge mehrerer Tagebücher der 1930er Jahre bietet zudem der Band: *Véronique Garros/Natalija Korenewskaja/Thomas Lahusen* (Hrsg.), Das wahre Leben. Tagebücher aus der Stalin-Zeit, Berlin 1998.

mit dem Ziel, die Diskrepanz zwischen dem eigenen Ich und der geforderten Identität zu überwinden.

Neben diesen affirmativen Bestrebungen brachte die neue Ordnung mit dem Großen Terror der 1930er Jahre aber auch eine Wiederaufnahme einer autobiografischen Tradition des 19. Jahrhunderts unter anderen Vorzeichen mit sich – die oppositionelle Autobiografik. Nach dem Tod Stalins begannen entlassene Lagerhäftlinge, ihre Erlebnisse aufzuschreiben. Auch wenn nur wenige der Aufzeichnungen publiziert werden durften, kursierten die Schilderungen der dunkelsten Jahre der sowjetischen Herrschaft ab Mitte der 1960er Jahre im Samisdat und entwickelten sich zu einem zentralen Bezugspunkt bei der Herausbildung dissidenter Kreise. Auf diese Weise entstand eine Art »alternative Geschichtsschreibung«[50], die auf schriftlichen Erinnerungen sowie auf Gesprächen mit Überlebenden basierte.[51] Das bekannteste Beispiel ist sicherlich die autobiografisch angelegte Erzählung »Ein Tag im Leben des Ivan Denisovič« von Alexander Solschenizyn, die 1962 in *Novyj Mir* erschien.[52] In den 1970er und 1980er Jahren führten dann Dissidenten und Dissidentinnen wie Irina Scherbakova Interviews mit Überlebenden der Lager und hielten diese auf Tonband fest.[53]

IV. Perspektiven

Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion 1991 begann für die russische Gesellschaft eine Phase neuer Freiheiten, aber auch der Suche nach neuen Orientierungen. Dieser Prozess, der Chancen und Risiken birgt und noch lange nicht abgeschlossen ist, lässt sich auch an der Entwicklung der postsowjetischen (Auto-)Biografik ablesen.

Unter das Stichwort der ›neuen Freiheiten‹ fällt sicherlich der enorme Boom, den biografische Darstellungen aller Art in den 1990er Jahren erlebten und der bis heute anhält. Die Regale der Buchhandlungen in Moskau und Petersburg sind ebenso wie jene in Kazan' oder Irkutsk voll mit Porträts bedeutender Figuren der russischen Geschichte – von Katharina II. bis Putin, von Issak Babel' bis Alexander Solschenizyn gibt es kaum jemanden, dessen oder deren Geschichte nicht gleich mehrfach auf den Markt gebracht worden wäre. Die Mehrzahl dieser Publikationen folgt hierbei einem Verständnis von Biografik, das sich in einer chronologischen Erzählung des vorbildhaften Lebens ›großer‹ Männer und Frauen erschöpft, und bedient damit unter dem Stichwort der »neuen Orientierungen« bestehende Identifikationsbedürfnisse eines breiten Publikums. Es wäre jedoch verkürzt, die jüngste Entwicklung auf dieses auch in anderen postrealsozialistischen Ländern zu beobachtende Phänomen zu reduzieren. Die Freiheiten wurden ebenso genutzt, um sich neue Ansätze zu erschließen oder alte ›wiederzuentdecken‹.

Als maßgeblich auf diesem Weg seien noch einmal die Arbeiten Andrej Tartakovskijs erwähnt. Indem er danach fragte, wie sich Selbstbeschreibungen unter dem Einfluss histo-

---

50 *Anke Stephan*, Erinnertes Leben. Autobiographien, Memoiren und Oral-History-Interviews als historische Quellen, in: Digitales Handbuch zur Geschichte und Kultur Russlands und Osteuropas, URL: <http://epub.ub.uni-muenchen.de/627/1/Stephan-Selbstzeugnisse.pdf> [5.2.2009], S. 1–31, hier: S. 4.

51 Vgl. zum Forschungsstand und zur Methodik *Susanne Schattenberg*, Stalins Ingenieure. Lebenswelten zwischen Technik und Terror in den 1930er Jahren, München 2002, S. 23–49, sowie *Heiko Haumann*, Die Verarbeitung von Gewalt im Stalinismus am Beispiel ausgewählter Selbstzeugnisse. Methodische Bemerkungen und ein Werkstattbericht, in: *Studer/Haumann*, Stalinistische Subjekte, S. 379–397, sowie weitere Beiträge in diesem Band.

52 Die deutsche Ausgabe folgte ein Jahr später: *Alexander Solschenizyn,* Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch, München/Zürich 1963.

53 *Irina Scherbakowa*, Nur ein Wunder konnte uns retten. Leben und Überleben unter Stalins Terror, Frankfurt am Main 2000.

rischer Ereignisse veränderten, betrachtete er autobiografische Quellen entgegen der vorherrschenden Lesart nicht mehr primär als Faktensteinbrüche, die uns von vergangenen Ereignissen berichten, sondern stellte die Texte selbst in den Mittelpunkt.[54] Damit ebnete er einer neuen Sichtweise den Weg, die anschlussfähig war an die in Westeuropa unter dem Stichwort *linguistic turn* diskutierte sprachliche Bedingtheit (auto-)biografischer Texte.

Ein hiermit verknüpftes und für die (Auto-)Biografieforschung interessantes Feld ist die seit 1991 entstandene russische Gender-Forschung. Während hier zunächst vor allem ein ›Theorieexport‹ von West nach Ost das Bild dominierte, gab es in den letzten Jahren auch verstärkt Bemühungen, die in Westeuropa in der Regel unbekannten russischen feministischen Traditionen neu zu ›entdecken‹ und somit in einen wirklich gleichberechtigten Dialog einzutreten.[55] Auch wenn Genderstudies im postsowjetischen wissenschaftlichen Diskurs nach wie vor keinen leichten Stand haben, so sind doch erste Institutionalisierungen geschaffen[56] und konkrete Impulse in die Biografik, etwa in die sozialwissenschaftliche Biografieforschung[57], eingegangen.

Ein anderer Bereich, in dem der (Auto-)Biografik im postsowjetischen Raum eine zentrale Funktion zukommt, ist die Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit. Innerhalb der Russischen Föderation haben sich zivilgesellschaftliche Organisationen wie MEMORIAL und Institutionen wie das »Volksarchiv« (*Narodnyj Archiv*) in Moskau um das Bewahren individueller Zeugnisse verdient gemacht. Die hiermit verbundenen Fragen der *oral history* und der Rekonstruktion individueller Schicksale und Lebenswelten sind dabei nicht nur für die russländische Gesellschaft von Bedeutung, sondern haben auch zu einem regen Austausch mit der westeuropäischen Forschung geführt.[58]

Zugleich hat sich im Bereich der Imperiumsforschung in den letzten Jahren eine sehr lebhafte Debatte über die Frage der »sowjetischen Subjektivität« entwickelt. Vor allem die Zeitschriften *Ab Imperio* und *Kritika* haben die von Jochen Hellbeck, Igal Halfin und anderen betonte »subjektive Dimension gesellschaftlicher Beteiligung«[59] unter den totalitären Bedingungen des Sowjetregimes kritisch hinterfragt und damit eine zentrale Debatte angestoßen, die noch einiges an Diskussionsstoff sowie an Erkenntnissen ver-

---

54 Vgl. die in den Anmerkungen 11 und 18 genannten Titel.

55 Vgl. hierzu die einschlägigen Beiträge in *Marsh*, Women in Russia and Ukraine, sowie in: *Elisabeth Cheauré/Carolin Heyder* (Hrsg.), Russische Kultur und Gender Studies, Berlin 2002, und den Forschungsbericht in: *Kerstin Gebauer*, Mensch sein, Frau sein. Autobiographische Selbstentwürfe russischer Frauen aus der Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs um 1917, Frankfurt am Main 2004, S. 13–44.

56 Erwähnt sei die vom Zentrum für *gender studies* in Charkiv herausgegebene Zeitschrift »Gendernye issledovanija« (*gender studies*), URL: <http://www.gender.univer.kharkov.ua/english/gurnal.shtml> [5.2.2009].

57 Dies gilt etwa für die Arbeiten Anna Temkinas und Elena Zdravomyslovas, vgl. u. a.: *Anna Temkina*, The Construction of Sexual Pleasure in Women's Biographies, in: *Robin Humphrey/Robert Miller/Elena Zdravomyslova* (Hrsg.), Biographical Research in Eastern Europe. Altered Lives and Broken Biographies, Hampshire 2003, S. 299–321; *Anna Temkina/Elena Zdravomyslova*, ›Happy Marriage‹ of Gender Studies and Biographical Research in Contemporary Russian Social Science, in: *Ingrid Miethe/Claudia Kajatin/Jana Pohl* (Hrsg.), Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven, Münster 2004, S. 75–95.

58 Genannt seien neben der bereits erwähnten Literatur die Zeitschrift »BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen«, die u. a. bereits im ersten Heft 1990 der »Oral History in der UdSSR« einen Schwerpunkt widmete, die Dissertation von *Julia Obertreis*, Tränen des Sozialismus. Wohnen in Leningrad zwischen Alltag und Utopie, 1917–1937, Köln/Weimar etc. 2004, sowie der in Kürze erscheinende Band: *Julia Obertreis/Anke Stephan* (Hrsg.), Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften, Berlin 2009.

59 *Hellbeck*, »Wo finde ich mein Spiegelbild?«, S. 149.

spricht.[60] Zu den zentralen Kritikpunkten an der besonders von Halfin betonten Eigenmächtigkeit des herrschenden Diskurses zählt der unter anderem von Dietrich Beyrau[61] formulierte Einwand, dass eine solche Bewertung auf einer rein textuellen Ebene verbleibe und die zeitgenössischen repressiven Rahmenbedingungen weitgehend außer Acht lasse. Zudem sei, wie Ilya Gerasimov in einer Analyse der Publikation von Häftlingen aus den 1920er Jahren zeigen konnte, die Narration keinesfalls so einheitlich gewesen, wie von Hellbeck und Halfin behauptet, sondern vielmehr auch von Heterogenität und Differenzen mit dem Regime geprägt.[62]

Die Liste weiterer Themen, die eine intensivere Bearbeitung wert sind, ließe sich fortsetzen. Dies gilt etwa für die Einbeziehung nicht-textueller (auto-)biografischer Quellen wie Bilder und allem, was mit dem Begriff des Habitus verbunden ist. Ebenfalls ließe sich der Fokus dadurch erweitern, dass man über die russische Bevölkerung des Imperiums hinaus weitere Identitäten verstärkt in den Blick nimmt. Die Frage, ob sich eine spezifisch jüdische Autobiografik in der russländische Gesellschaft ausmachen lässt oder ob es adäquater ist, von einer russisch-jüdischen Tradition zu sprechen, sei nur als ein Beispiel genannt.[63] Nicht zuletzt seien die Anknüpfungspunkte zu transnationalen Fragestellungen erwähnt – denkt man beispielsweise an die Fragen nach Handlungsspielräumen und Selbstverständnis von Individuen im nationalsozialistischen Deutschland, aber auch an Vergleichsstudien mit (auto)biografischen Praktiken im Habsburger oder auch im Osmanischen Reich.

Insgesamt bleibt zu konstatieren, dass die Betrachtung der Geschichte Russlands durch das Prisma individueller Lebensbeschreibungen noch zahlreiche Felder für weitere Studien bietet. Dass dies lohnenswert ist, hat die bisherige Forschung bereits nachdrücklich demonstriert. Auf diesem Weg ließen sich nicht nur wichtige Erkenntnisse über das Funktionieren der russländischen Gesellschaft gewinnen, sondern zugleich auch die eingangs erwähnten stereotypen Bilder westeuropäischer Betrachter ein Stück weit differenzieren. Dies wäre ein nicht gering zu schätzender Fortschritt.

---

60 Zu nennen ist vor allem die ausführliche Debatte im Forum »The Analyses of Subjectivization Practices in the early Stalinist Society«, in: Ab Imperio. Studies of New Imperial History and Nationalism in the Post-Soviet-Space 2002, S. 209–418; weiterhin der Forschungsbericht von *Alexander Etkind*, Soviet Subjectivity. Torture for the Sake of Salvation?, in: Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History 6, 2005, S. 171–186. »Ab Imperio« wird zudem seinen thematischen Schwerpunkt des Jahres 2009 dem »Homo Imperii« widmen, URL: <http://abimperio.net/cgi-bin/aishow.pl?state=flyer9_en&idlang=1> [5.2.2009].

61 *Dietrich Beyrau*, Bol'ševistskij projekt kak plan i kak social'naja praktika, in: Ab Imperio 2002, S. 353–385.

62 Il'ja Gerasimov, Pered prichodom t'my. (Pere)kovka novogo sovetskogo čeloveka v 1920-x godach: svidetel'stva učastnikov, in: Ab Imperio 2002, S. 297–321.

63 Vgl. hierzu das dem Thema »The Limits of Marginality: Jews as ›Inorodtsy‹ in Continental Empires« gewidmete Heft 4, 2003, in: Ab Imperio, sowie *Alexis Hofmeister*, Probleme jüdischer Autobiographik, in: *Herzberg/Schmidt*, Vom Wir zum Ich, S. 209–217, und *Frank Wolff*, Heimat und Freiheit bei den Bundisten. Vladimir Medem, in: ebd., S. 301–325.

Summaries

Christoph Boyer, Long Trends of Twentieth Century Social Politics in Europe. An Approach

The article examines long trends of the welfare state development in Europe from the late nineteenth century until today. Social policy is part of the answer to the challenges of a developing mass industrial society within the context of a growing intensity of planning, regulating and scientizing the social. Also with regard to previous developments, premises and basic conditions, the article compares two variations of social politics: the democratic, neo-corporate, Keynesian welfare state of Western industrial societies on the one hand and the social politics of state-socialist systems on the other. After 1989, the ›Eastern‹ way opened out into the ›Western‹ way. The Western model of the welfare state, allegedly history's winner, is heading towards a serious crisis within the context of the change from a Fordist industrial society to a society based on ›electronic services‹ and amidst ongoing globalisation.

Jost Dülffer/Anja Kruke, From the History of European Integration to the Social History of Europe after 1945

The article analyses the difficulties historians face in writing a European Social History. It starts with the observation that the history of institutions of European integration has been studied intensively only in the last thirty years. But in doing so, many studies have, on the one hand, been focussed mainly on political history which has been expanding just recently. On the other hand, the narratives of success about the process of integration as being permanently expanding, consolidating or accelerating have become questionable. This article attempts to outline the different configurations of the historical space of Western and Eastern Europe and to define the different historiographical narratives and their underlying structures. At the same time, it raises the question if and to what extent a European Social History might already be starting to develop, and how it is or could be shaped. For that purpose, findings from different social fields and sectors are examined. Finally, systematic approaches from the political and social sciences are included and tested for their compatibility with a historical approach. The result is a broad panorama of the Social History of Europe after 1945 building on the existing fragments which still have to be elaborated further.

Thomas Fetzer, Europeanization and ›Nationalisation‹. Trade Union Policy at Ford (1967–1989)

The article contributes to research into European trade unions. It builds on modern approaches to conceptualize a ›Europe in the making‹ and analyses German trade union politics at Ford between 1967 and 1989 based on these approaches. Since 1967, Europe has emerged as a space of experiences for trade union working at the Ford motor company, just as the corporate structures and strategies were Europeanized by setting up the holding company »Ford of Europe«. However, this process was accompanied by the ›nationalisation‹ of patterns of perception and procedure. On the one hand, Europe was seen as an area of competition where German factories had to compete against other European Ford companies. On the other hand, Europeanization seemed to threaten German traditions of industrial relations. The article observes the parallel process of Europeanization and ›nationalisation‹ and its changes between the late 1960s and the late 1980s. Its final part gives a brief outlook on the 1990s and discusses some further questions which the study

has raised regarding the trade union research and, more generally, regarding European contemporary history.

Andreas Fickers, Eventing Europe. European Television and Media History as Contemporary History

The article aims at presenting television as a subject of study which is not only methodologically sophisticated but also highly relevant, in terms of its impact on society, for a European contemporary history. First, television is theoretically conceptualised as »flow« and »dispositif«. Then different perspectives for a comparative and transnational media history in Europe are elaborated and examined in terms of their relevance for a European contemporary history in general. The development of the infrastructure of European television during the 1950s, which is described in detail, exemplifies the complex mesh of technical, institutional und symbolic factors in the process of a developing communication space in Europe. Beside infrastructural and institutional aspects, which played a significant role in integrating and fragmenting European television, the process of circulation and acquisition will be analysed from the perspective of a transnational cultural transfer. Finally, the article suggests a closer look at the spatial dimension of trans- and intermedia processes within the development of spaces of experience and participation conveyed by the media.

Wolfram Kaiser/Christian Salm, Transition and Europeanization in Spain and Portugal. Social Democratic and Christian Democratic Networks in the Transition from Dictatorship to Parliamentary Democracy

Whereas the historiography on the current European Union still focuses on the state, the societal history of Europe since 1945 has scarcely dealt with transnational dimensions or shown much interest in the process of integration. Influenced by modern social science approaches to study the EU Eastern enlargement as a process of a comprehensive ›Europeanization‹ of Europe, this article addresses transnational political networks and their importance in terms of the socialisation of the elites in Spain and Portugal in the transition from dictatorship to parliamentary democracy, a process which finally facilitated the EEC accession of both states in 1986. In this context, networks by Social Democratic and Christian Democratic political parties and foundations are compared. Such an approach enables to develop some preliminary hypotheses regarding the conditions for the formation of transnational networks as well as regarding a successful socialisation and ›Europeanization‹ within the integration process not only as a political and institutional but also as a social phenomenon. This result is shown by comparing the two types of parties on the one hand and the EEC Southern enlargement and the EU Eastern enlargement in a diachronic perspective on the other.

Christopher Kopper, A Comparative History of Mass Tourism in Europe from the 1930s to the 1980s. Germany, France and the United Kingdom in Comparison

Although West German, French and British societies have emerged as societies with a touristic mass consumption since 1945, the paths of this development and influencing factors differed substantially. Unlike the market-driven societies in the United Kingdom and the Federal Republic, the starting impetus in France was the introduction of a statutory minimum vacation period which was followed by the public funding of social tourism. Also the emerging key destinations and types of holidays differed significantly between the three countries. Unlike in Great Britain and in Germany, the French preferred to spend their holidays with relatives and friends and in their home country, even until today. The

national rural-urban gap in terms of touristic consumption has been for a long time more important than the international differences of the intensity of travelling.

Thomas Mergel, The Longing for Similarity and the Experience of Diversity. Perspectives for a European Societal History of the Twentieth Century

The article evaluates the possibilities of writing a European Societal History of the twentieth century which transcends the bloc frontiers and regional differences. The longing for societies which are homogenous and characterised by unambiguous affiliations was a characteristic feature for both dictatorial and democratic systems, although their means to achieve this goal differed substantially. The standardisation of the working environment and of life-courses in terms of education and employment as well as social welfare benefits led towards societies of similar individuals. The manifold exclusions such as, for instance, the processes of ethnic segregation which took place in all European societies of the twentieth century, pointed in a similar direction. The comparison with America shows that the concept of similarity is very much a European specific. But this ideal of homogeneity came to an end during the last third of the twentieth century. Policies targeting these similarities seemed to be less and less promising due to the processes of individualisation, the dynamics of capitalism and large migration movements. In addition, perceptions of what constitutes a ›good society‹ changed. The communist societies in Eastern Europe were not able to keep up with these changes in the Western societies. The dictatorial regimes in Eastern Europe finally failed due to the ideal of similarity, which was inherent to communism. Yet it is important to recognise that the policy of homogeneity has not become obsolete on other levels. Particularly at the level of the EU, some attempts of standardisation are recognisable which perpetuate in some respects the older national state policies.

Patrick Pasture, Religion in Contemporary Europe. Contrasting Perceptions and Dynamics

Firstly, this article critically reviews Europe's self-perception as a secular continent that has been able to overcome its innate diversity by developing tolerance. It identifies this self-perception as a secularist myth which not only ignores the impact Christian churches had on modern European societies, but also disregards the totalitarian tendencies within European modernity. However, postwar Europe transformed fundamentally, as the social and religious structures inherited from the late nineteenth century disintegrated. A new socio-religious landscape arose, which appears fundamentally fluid as individuals become masters of their own religious identity and blur the traditional boundaries not only between denominations, but also between the sacred and the secular. This situation, paradoxically, may generate new forms of stability, incidentally not only fundamentalistic ones.

Secondly, the article briefly discusses the significance of European integration for the religious identity of Europe, raising the question of convergence. In addition, it argues to discuss European contemporary history in a more global perspective which should include Europe's colonial past.

Kiran Klaus Patel, Integration as Transnationalisation or Europeanization? The Federal Republic in the Agrarian Integration of the EEC until the mid-1970s

Using the example of the agrarian integration in the EEC, the article applies the recent debates about transnational history to the European unification process during the second half of the twentieth century. More precisely, it analyses the specific transnational inte-

grations which developed in the field of agrarian policies for the Federal Republic within the process of the European integration. Secondly, it discusses if and to what extent these policies can be considered as a process of Europeanization. Analysing governmental and non-governmental players, in particular the German Farmers' Association, the article points out numerous forms of opposition in the Federal Republic against supranational integration. It also shows how the term of Europeanization can be used within research into contemporary history.

Helke Rausch, Prescribed Knowledge? American Research Funding in Germany and France after 1945. An Example of a Transnational Comparative History of Science (and Knowledge)

The comparative analysis of transnational scientific contacts and transfers is a promising possibility to study European Societal History as Contemporary History. Europe appears here as a dynamic, heterogeneous and open knowledge space, which is at the same time also dominated by power relations. This central aspect is shown in two transfer situations which are selected for comparison. They resulted from the intensive engagement of larger American foundations, particularly the Rockefeller foundation in Germany and France during the first years after the Second World War. First, the constellation of a double network is methodologically reflected in brief. After that, it will be related to a broader transatlantic and inner-European history of exchange. Here, the transnational circulation of (social) scientific knowledge emerges as a tense counterpoint to mainly national infrastructures and nationally designed scientific cultures. Finally, the article highlights the contact between US-philanthropists and German and French scientists within their direct general framework which was decidedly national. Hence, both cases of transatlantic contacts after the war were not just social scientific knowledge models subscribed across the Atlantic by the philanthropists. Despite of their extreme advantage of resources, they had to engage in the general framework of different science policies and intellectual patterns as well as in self-interests and intentions of German and French social scientists. In combining the comparative and the transfer perspective including the long period of previous, parallel and opposed dynamics of exchange as well as the impact of the asymmetric distribution of power, new possibilities emerge to establish the concept of a European Social History as a history of the circulation of scientific knowledge relevant to society.

Friederike Sattler, European Business Elites? Corporate Structures, Social Profiles, and Mission Statements during a Period of Accelerating Change since the 1970s

Since the 1970s, the amount of companies which are based in Europe and operate at an inter- and transnational level has increased substantially. Hence, one can assume that transnational business elites, either European or global, have also evolved in the meantime. Are these European business elites then just about to extricate themselves from the context of their national societies? To answer this question the article starts from the assumption that the third – the electronic-digital – industrial revolution caused a change not only within the corporate and Keynesian organised welfare states of Western Europe, but also within the centrally controlled state-socialist economies of East Central Europe. This change had a strong impact on corporate structures, social profiles and mission statements of the business elites. The article looks at the basic differences, but also at similarities which until now have hardly been taken into account and which are to be observed beyond the political threshold of the year 1989. Finally, it discusses if indeed a new type of transnational business elites in Europe has emerged and which concepts of functional, position or power elites are qualified to characterise and analyse them.

Imke Sturm-Martin, Convergence within Diversity. European Societies and New Forms of Immigration since the Second World War

Migration has substantially altered European societies during the twentieth century. During this period of time, Europe has changed from a continent characterised by emigration to one characterised by immigration. The article examines to which extent a European perspective regarding the process of migration since the period of growth during the last half of the century is possible altogether, where national characteristics are to be located and how a European chronology of migration could be defined. Whereas the situation of immigrated minorities as well as the reactions of the receiving societies are at present very similar in numerous European countries, substantial national differences were dominating when Europe began to evolve into a target region of global migration. France and Great Britain were the first countries to be confronted with non-European immigration. They charted a different course regarding their immigration and minority policies. At the same time, most of the other European countries were involved in a system of employing migrant workers which lasted more than two decades, either as sending or as receiving countries. It was not until the 1970s, that the imperial inheritance became less important, when the Europeanization of the migration process started to accelerate significantly at the same time as the Europeanization of European societies.

Guido Thiemeyer, The Integration of the Danube Shipping as an Issue of European Contemporary History

The article deals with the political, economic and social integration of inland navigation on the Danube which has hardly been taken into account by historians. Using this example, it develops three core points. Firstly, European contemporary history remains incomplete when limited to the period after 1945. The economic and social integration of Europe in terms of the alignment and interrelation of European societies started in the middle of the nineteenth century and was interrupted by the two world wars (1914–1945). Secondly, the strict separation between a political, a social-economic and a cultural sphere which is common in historiography can not be sustained. Only in observing the interrelations between these three dimensions, one can approach the very core of European history. Thirdly, European contemporary history is well advised to take into account that there was indeed a process of integration taking place between the two blocs between 1945 and 1990 despite of the separation of Europe during the East-West conflict. Research on this matter is still in its infancy.

Frank Trentmann, The Long History of Contemporary Consumer Society. Chronologies, Practices, and Politics in Modern Europe

This article challenges conventional histories which present »consumer society« as a recent break with modern class society in the age of affluence after the Second World War. Such stage theories are problematic. Drawing on a mix of empirical and interdisciplinary studies, the article explores the longer history of consumption, transnational flows, and internal diversification. Alongside choice and commodities, it emphasizes the role of routines and everyday practices for the development of consumption, East and West. Consumer cultures have been and remain diverse. Older theories, from Veblen to Adorno and Bourdieu, no longer offer satisfactory approaches. For historians, there is much to gain from giving greater attention to differences within as well as between societies, to generational change and temporal dynamics, and to the use of things.

Kerstin von Lingen, Experience and Remembrance. Founding Myth and Self-Concept of Societies in Europe after 1945

National identity is based on dealing with historical experiences and their interpretation. The article shows that political decisions are highly legitimised and ramified by the constructions of identity. For that purpose, it describes how the European countries dealt with the experiences and legacies of the Second World War, with the political processes of transformation in the context of the beginning Cold War as well as with the internal discussions within national societies about guilt and atonement and about the reorientation of the state after the war.

First of all, it offers an introduction to the theory of remembrance. Using a variety of examples, it then demonstrates how different European countries dealt with the war experiences after 1945. In doing so, it refers to the formation of a founding myth in the post-war European states and how this myth became firmly established in the experience of war and occupation. Particularly in the countries of the Eastern Bloc, specific distortions are to be observed, because the two periods of state transformation – one after 1945, the other one after 1990 – allowed different views of the Second World War. A few years ago, the social debates about how to deal with national founding myths and their modifications due to the discussions about still suppressed war experiences have shifted to an international level, especially since the conference in Stockholm in 2000. The concept of ›remembrance‹ has more and more become a reference to a mandatory and global canon of values. In particular, the reference to Nazism as ›the evil‹ par excellence has become the driving point for future joint action as well as for a reconciliatory gesture across the graves and towards the surviving victims.

Benjamin Ziemann, A Quantum of Solace? European Peace Movements during the Cold War and their Elective Affinities

The article discusses the European dimension of antinuclear protests in Europe during the Cold War. In conceptual terms, explanations of peace movement mobilisation during the early 1980s as result of a value change to post-materialist values are criticised. Contrary to this interpretation, peace activists, in particular women's peace protests, stressed the material shortcomings they faced as a results of expenditure on nuclear armaments. In terms of their European character, antinuclear activists during the first mobilisation wave until 1963 developed substantial transnational contacts, but kept an orientation towards their nation as an identity space. During the campaign against the Euromissiles in the early 1980s, an increasingly dense network of elective affinities according to – for instance – denomination or professional expertise emerged. Attempts to connect peace activists on both sides of the Iron Curtain in a ›détente from below‹, however, were hampered by practical problems and divergent perceptions of the political situation. Even while movement activists interacted and coordinated their efforts across national borders, they did not simply merge into a European civil society. Antinuclear peace movement activists, the article argues, did not constitute a European subject.

Résumés

Christoph Boyer, Lignes d'évolution de la politique sociale européenne au XX^e^ siècle. Esquisse des tendances sur la longue durée

L'article analyse l'évolution des théories de l'État-providence de la fin du XIX^e^ siècle jusqu'à aujourd'hui. La politique sociale est un élément de réponse aux défis résultant du développement de la société industrielle de masse, dans le contexte d'une intensification de la planification, de la régulation et de la scientifisation du monde social. En tenant compte des antécédents, des présupposés et des facteurs contextuels, nous comparerons deux variations sur le même thème: l'État social démocratique néocorporatiste keynésien des sociétés industrielles occidentales, et la politique sociale des États communistes. Après 1989, le sentier de «l'Est» débouche sur celui de l'Ouest. Le modèle de l'État social occidental, prétendu vainqueur de l'histoire, se dirige, dans le contexte de la mutation de la société industrielle de type fordiste vers une «société de services électroniques» et sous le signe de la mondialisation, vers une crise sévère.

Jost Dülffer/Anja Kruke, De l'histoire de l'intégration européenne à l'histoire sociale de l'Europe après 1945

La contribution analyse le chemin difficile qu'il reste encore à parcourir pour parvenir à une histoire sociale européenne. Elle part du constat que l'histoire institutionnelle de l'intégration européenne n'a fait l'objet d'une activité accrue que durant les trois dernières décennies. Toutefois, on continue d'une part à mettre l'accent principal sur l'histoire politique et ce n'est que depuis peu que le domaine de recherche s'étend. D'autre part, les récits à succès d'un élargissement permanent, d'un approfondissement ou d'une accélération du processus sont eux-mêmes devenus discutables. Dans cet article, nous essayons d'esquisser les contours, différemment fixés, des espaces de l'Europe de l'Est et de l'Ouest, de définir les différents modèles narratifs ainsi que les structures qui les sous-tendent. Dans cette perspective, nous nous demandons à la fois dans quelle mesure une histoire sociale pourrait être appréhendée dès son émergence et quels en sont (ou pourraient être) les contours. Pour répondre à ces questions, nous utilisons les résultats sectoriels disponibles. Enfin, nous intégrons des approches relevant des sciences systématiques comme les sciences sociales ou politiques et nous examinons leur efficacité dans le traitement de problématiques historiques. Ainsi émerge le large panorama d'une histoire sociale de l'Europe après 1945, qui existe déjà sous une forme fragmentaire, mais qu'il faut encore développer.

Thomas Fetzer, Européanisation et «nationalisation». La politique syndicale allemande chez Ford (1967–1989)

Cet article apporte une contribution à la recherche sur l'histoire syndicale européenne. Il se situe dans le prolongement des approches récentes qui conceptualisent l'Europe comme un espace en devenir et les met à profit pour analyser la politique des syndicats allemands chez Ford entre 1967 et 1989. Depuis 1967, au fur et à mesure que l'Europe se transformait en champ d'expérimentation syndicale dans l'entreprise Ford, les structures et stratégies de cette dernière se sont européanisées par la formation de la holding «Ford of Europe». Ceci est toutefois allé de pair avec une «nationalisation» des modèles de perception et d'action; l'Europe a été d'une part perçue comme un lieu de compétition dans lequel les usines allemandes ont dû concurrencer les entreprises Ford des autres pays,

et d'autre part, comme la mise en péril des traditions allemandes en ce qui concerne les relations industrielles.

L'article retrace le processus parallèle d'européanisation et de «nationalisation» dans sa dynamique en mutation entre la fin des années 1960 et la fin des années 1980. La conclusion donne un bref aperçu de la situation dans les années 1990 et aborde quelques questions complémentaires posées par l'étude de cas pour la recherche syndicale et, plus généralement, pour l'histoire contemporaine européenne.

Andreas Fickers, Eventing Europe. L'histoire de la télévision et des médias européens: une histoire contemporaine

L'objectif de cet article est de conceptualiser la télévision en tant qu'objet d'étude de l'historiographie contemporaine européenne, à la fois exigeant sur le plan méthodologique et pertinent du point de vue de l'histoire sociale. Outre une conceptualisation théorique de la télévision en tant que «flux» et «dispositif», nous exposons les différentes perspectives d'une historiographie transnationale comparative des médias dans le contexte européen et nous nous interrogerons sur leur pertinence pour des problématiques relevant de l'histoire contemporaine européenne. À partir de l'exemple de l'édification de l'infrastructure télévisuelle européenne durant les années 1950, nous décrivons en détail l'interaction complexe des facteurs techniques, institutionnels et symboliques lors de la formation d'un espace communicationnel européen. Outre les aspects infrastructurels et institutionnels qui ont joué un rôle significatif lors de l'intégration et de la fragmentation du paysage télévisuel européen, nous analysons également les processus de circulation et d'appropriation à partir de la perspective du transfert culturel transnational. En conclusion, l'article plaide en faveur d'une plus grande attention de la part des historiens pour la dimension spatiale des processus transmédiatiques et intermédiatiques dans la production de champs d'expérience et de participation véhiculés par les médias.

Wolfram Kaiser/*Christian Salm*, Transition et européanisation en Espagne et au Portugal. Les réseaux de la démocratie sociale et chrétienne lors du passage de la dictature à la démocratie parlementaire

Tandis que l'historiographie de l'actuelle Union européenne est toujours fortement axée sur la catégorie de l'État, l'histoire sociale de l'Europe depuis 1945 a encore peu traité des dimensions internationales et elle s'est à peine intéressée au processus d'intégration. Sous l'impulsion des récentes recherches menées en histoire sociale à propos de l'élargissement de l'UE à l'Est, appréhendé comme le processus d'une «européanisation» plus globale de l'Europe, cet article porte sur le rôle joué par les réseaux politiques transnationaux dans la socialisation des élites en Espagne et au Portugal lors du passage de la dictature à la démocratie parlementaire, qui a finalement permis l'adhésion des deux États à la Communauté européenne en 1986. Pour ce faire, nous comparons les réseaux des partis et fondations politiques de la démocratie sociale avec ceux de la démocratie chrétienne. Une telle approche permet de formuler quelques hypothèses provisoires sur les conditions de formation des réseaux transnationaux, ainsi que sur les facteurs de réussite de la socialisation et de l' «européanisation» dans le processus d'intégration. Ce dernier est conçu non pas uniquement comme un phénomène d'ordre social, mais aussi politique et institutionnel. La comparaison porte certes sur les deux familles de partis, mais aussi sur l'élargissement de l'UE au Sud et à l'Est, et ce dans une perspective diachronique.

Christopher Kopper, Une histoire comparative du tourisme de masse en Europe des années 30 jusqu'aux années 1980: comparaison entre l'Allemagne, la France et la Grande-Bretagne

Bien que les sociétés ouest-allemande, française et britannique se soient transformées après 1945 en sociétés marquées par un tourisme de masse, les parcours et les facteurs d'influence sont, en partie, considérablement différents. Contrairement aux sociétés britannique et ouest-allemande, axées sur l'évolution du marché, l'impulsion initiale a été donnée en France par la fixation législative d'une durée minimum de congé, suivie par l'encouragement du tourisme social par les pouvoirs publics. On observe également des divergences considérables selon les nations dans l'évolution de la destination et des types de vacances. À la différence des Britanniques et des Allemands, les Français continuent de préférer passer leurs vacances en France, chez leurs parents et amis. Le fossé national ville/campagne en ce qui concerne la consommation des voyages a longtemps été plus prononcé que les différences internationales dans la fréquence des voyages.

Thomas Mergel, La nostalgie de la similitude et l'expérience de la différence. Perspectives d'une histoire sociale européenne du XX^{e} siècle

L'article s'interroge sur les possibilités d'écrire une histoire sociale européenne du XX^{e} siècle qui transcende les frontières entre les blocs et les différences régionales.

La nostalgie des sociétés caractérisées par une homogénéité et des modes d'appartenance univoques était un point commun des systèmes dictatoriaux et démocratiques, bien que les moyens choisis pour réaliser cet objectif aient comporté peu de similitudes. La standardisation des mondes du travail, des parcours de formation et des trajectoires professionnelles, ainsi que la protection sociale de l'État-providence, ont visé à la création de sociétés similaires ainsi qu'à des exclusions multiples, comme en témoignent en particulier les processus d'ethnicisation, qui se sont déroulés dans toutes les sociétés européennes du XX^{e} siècle. La comparaison avec l'Amérique montre que la représentation de la similitude contient un élément typiquement européen. Cet idéal d'homogénéité a pris fin durant le dernier tiers du siècle. L'individualisation, la dynamique capitaliste, ainsi que les importants mouvements migratoires ont rendu de moins en moins prometteuses les politiques qui visaient à la création de cette similitude. Les représentations que les gens se faisaient d'une «bonne société» se sont également modifiées. Les sociétés de l'Europe de l'Est communiste n'ont pas pu participer à cette mutation dans la même mesure que les sociétés occidentales. Les dictatures d'Europe de l'Est ont finalement échoué à cause de l'idéal de similitude de tous inhérent au communisme. Cependant, il ne faut pas perdre de vue le fait que la politique de l'homogénéité n'est pas du tout devenue obsolète à d'autres niveaux, en particulier à celui de l'Union européenne, où l'on peut aujourd'hui identifier des aspirations à la standardisation qui poursuivent, à plus d'un égard, les politiques national-étatiques antérieures.

Patrick Pasture, La religion dans l'Europe contemporaine. Mise en contraste des dynamiques et des perceptions

L'article examine tout d'abord de façon critique l'auto représentation de l'Europe en tant que continent séculaire qui a surmonté sa diversité innée par le développement de la tolérance. Il identifie cette auto représentation comme un mythe séculaire qui, non seulement, ne tient pas compte de l'influence exercée par les Églises chrétiennes sur les sociétés européennes, mais qui sous-estime également les tendances totalitaires au sein de la modernité en Europe. L'Europe d'après-guerre a connu une mutation fondamentale lorsque les structures sociales et religieuses héritées de la fin du XIX^{e} siècle se sont dis-

soutes. Un nouveau paysage socio-religieux est né, qui semble parfaitement fluide, parce que les individus peuvent à présent déterminer eux-mêmes leur propre identité religieuse et brouiller non seulement les frontières traditionnelles entre les communautés religieuses, mais également entre les domaines spirituel et temporel. Paradoxalement, cette nouvelle situation pourrait faire naître de nouvelles formes de stabilité, et pas uniquement de nature fondamentaliste. En outre, l'article discute brièvement de l'importance de l'intégration européenne pour l'identité religieuse de l'Europe et pose la question de leur convergence. De plus, il plaide en faveur d'une recontextualisation de l'histoire européenne contemporaine dans une perspective plus globale qui inclurait le passé colonial européen dans la discussion.

Kiran Klaus Patel, L'intégration: transnationalisation ou européanisation? La RFA dans l'intégration agricole de la CEE jusqu'au milieu des années 1970

L'article transpose, à partir de l'exemple de l'intégration agricole dans la CEE, le récent débat sur l'histoire transnationale au processus d'unification européenne dans la seconde moitié du XX^{e} siècle. Il analyse de façon concrète les interdépendances transnationales spécifiques qui se sont formées pour le champ d'action de la politique agraire de la RFA lors du processus d'intégration européenne. Il discute de la question de savoir dans quelle mesure ces imbrications peuvent être comprises dans le sens d'une européanisation. En étudiant les acteurs étatiques et non-étatiques – au premier rang desquels se trouve la confédération paysanne allemande – l'article fait référence aux nombreuses résistances contre l'intégration supranationale en RFA. En outre, il ouvre des perspectives qui montrent comment le concept d'européanisation peut être mis à profit pour la recherche en histoire contemporaine.

Helke Rausch, Le savoir imposé d'en haut? La promotion américaine de la recherche en Allemagne et en France après 1945 en tant que moment d'une histoire transatlantique comparée des sciences et des savoirs

Une possibilité, encore loin d'être épuisée, d'écrire une histoire sociale européenne envisagée comme une histoire contemporaine réside dans l'étude comparative des contacts et des transferts scientifiques transatlantiques. L'«Europe» y apparaît comme un champ de savoirs dynamique, hétérogène et ouvert à la marge, mais aussi clairement marqué par des structures de pouvoir. Cet aspect central est illustré par la comparaison exemplaire de deux situations de transfert tel que celui-ci résulte de l'engagement intensif de grandes fondations américaines, ici essentiellement de la fondation Rockefeller en Allemagne et en France durant les premières années de l'après-guerre. Cette double constellation de réseaux est brièvement présentée sur le plan méthodique et elle est ensuite replacée dans le contexte plus large d'une histoire des échanges à la fois transatlantiques et intra-européens, dans laquelle la circulation transnationale de savoirs scientifiques apparaît dans une opposition conflictuelle avec les infrastructures, essentiellement nationales, et les cultures scientifiques élaborées au niveau national. Dans un dernier moment, nous éclairons le dispositif communicationnel entre les philanthropes américains et les scientifiques allemands et/ou français dans son contexte immédiat, de nature résolument national-étatique.

Les contacts transatlantiques d'après-guerre ne peuvent être, dans aucun des deux cas, assimilés à l'imposition par les philanthropes américains de savoirs relevant des sciences sociales. Malgré leur avance évidente en ressources, ces derniers ont dû s'adapter aux différents contextes politiques (scientifiques) et intellectuels ainsi qu'aux objectifs et intérêts propres aux chercheurs en sciences sociales en France et en Allemagne. La combi-

naison des perspectives de la comparaison et du transfert, qui tente d'intégrer sur la longue durée les dynamiques d'échanges précédents, parallèles et antagoniques, ainsi que l'influence de la répartition asymétrique du pouvoir, met au jour de nouvelles potentialités pour le projet d'une histoire sociale européenne conçue comme une histoire de la circulation des savoirs de l'histoire sociale pertinents dans le domaine social.

Friederike Sattler, Les élites économiques européennes? Structures entrepreneuriales, profils sociaux et modèles dominants dans le contexte d'une mutation accélérée depuis les années 1970

L'accroissement significatif, depuis les années 1970, du nombre d'entreprises ayant leur siège en Europe et exerçant un rôle international et transnational conduit à supposer que des élites économiques transnationales – européennes ou globales – se sont, depuis, également formées. Est-ce que ces élites économiques européennes sont sur le point de s'affranchir de plus en plus des contextes sociaux de leur société nationale respective? Pour tenter de répondre à cette question, l'article part de la thèse selon laquelle la troisième Révolution industrielle – électronique et informatique – a déclenché une mutation qui s'observe, tant dans les États-providence de nature corporatiste keynésienne d'Europe de l'Ouest, que dans les Etats d'Europe de l'Est avec une économie planifiée de manière centralisée. Cette mutation a eu des effets considérables sur les structures entrepreneuriales, les profils sociaux et les modèles dominants des élites économiques. Nous nous interrogeons sur les différences fondamentales, mais aussi sur les similitudes, jusque là peu étudiées, que l'on peut observer au-delà de la césure politique de 1989. En conclusion, nous répondons à la question de savoir si des élites économiques européennes transnationales se sont effectivement formées et avec quels concepts d'«élites de fonction», d'«élites de position» ou d'«élites de pouvoir» elles peuvent être, le cas échéant, décrites et analysées.

Imke Sturm-Martin, Le rapprochement dans la diversité. Les sociétés européennes et la nouvelle immigration depuis la Seconde Guerre mondiale

Les mouvements migratoires ont durablement modifié les sociétés européennes au XX^{e} siècle. Durant cette phase, l'Europe passe du rang de continent d'émigration à celui de terre d'immigration. L'article analyse dans quelle mesure on peut adopter un regard européen sur les mouvements migratoires depuis la phase de croissance qui a eu lieu après 1950, où peuvent être localisées les particularités nationales et quelles formes pourraient prendre une chronologie européenne de la migration. Alors que les situations des minorités immigrées ainsi que les réactions des sociétés d'accueil sont, pour la période actuelle, similaires dans de nombreux pays européens, d'importantes différences nationales existent au début du développement de l'Europe au rang de région-cible des migrations globales. La France et la Grande-Bretagne sont les premiers pays européens à être confrontés à une immigration extra-européenne et empruntent des chemins différents en ce qui concerne leur politique d'immigration et des minorités.

À la même époque, la plupart des autres pays européens prennent part, en tant que pays d'accueil ou d'émigration, à un système qui se maintient durant plus de deux décennies, celui des travailleurs immigrés.

Ce n'est que depuis les années 1970 que l'héritage impérial perd en importance, à une époque où, en même temps que l'européanisation des sociétés, l'européanisation des mouvements migratoires gagne nettement en vitesse.

Guido Thiemeyer, L'intégration de la navigation sur le Danube: un problème de l'histoire contemporaine européenne

La contribution porte sur l'intégration politique, économique et sociale du transport fluvial sur le Danube, aspect qui n'a jusqu'à présent pas fait l'objet de l'attention des historiens. À partir de cet exemple, elle parvient à trois thèses fondamentales: premièrement, l'histoire contemporaine européenne reste incomplète si on se limite à la phase postérieure à 1945. L'intégration économique et sociale de l'Europe dans le sens d'une harmonisation et d'une imbrication des sociétés européennes a commencé au milieu du XIX^{e} siècle et a été interrompue par la phase des deux Guerres mondiales (de 1914 à 1945). Deuxièmement, la stricte séparation qui existe dans l'historiographie entre histoire politique, socio-économique et culturelle, ne peut être maintenue. Ce n'est que si l'on considère ces trois dimensions dans leur interaction que l'on s'approche de ce que doit être une histoire de l'Europe.

Troisièmement, une histoire contemporaine européenne devrait tenir compte du fait qu'il y avait, malgré la séparation de l'Europe durant la Guerre froide entre 1945 et 1990, des processus d'intégration entre les blocs. Leur étude n'en est qu'à ses commencements.

Frank Trentmann, La longue histoire de la société de consommation contemporaine. Chronologie, pratiques et politiques dans l'Europe moderne

Cet article met à l'épreuve les représentations conventionnelles qui mettent en scène la société de consommation comme une nouvelle rupture avec la société de classes moderne à l'ère de la prospérité après la Seconde Guerre mondiale. De telles théories à états (*Stufentheorie*) sont problématiques. En s'appuyant sur une combinaison d'études empiriques et interdisciplinaires, l'article étudie l'histoire antérieure de la consommation, des échanges transnationaux, ainsi que des diversifications nationales. Hormis les notions de «choix» et de «biens», il met en exergue le rôle des routines et des pratiques quotidiennes dans l'évolution de la consommation à l'Est, tout comme à l'Ouest. Les cultures de la consommation étaient et sont diverses. Les théories plus anciennes, de Veblen à Bourdieu, en passant par Adorno, ne constituent plus des approches satisfaisantes. Les historiens tireraient profit d'une plus grande prise en compte des différences, tant à l'intérieur qu'à l'extérieur d'une société, ainsi que du rôle des générations, des dynamiques temporelles et de l'utilité des choses.

Kerstin von Lingen, Expérience et souvenir. Mythe fondateur et auto perception des sociétés en Europe après 1945

L'identité nationale se fonde sur le rapport aux expériences historiques et à leurs interprétations. À partir de l'exemple du rapport des États européens aux expériences et aux legs de la Seconde Guerre mondiale, aux processus de transformation politique du début de la Guerre froide, ainsi qu'aux débats politiques internes des sociétés nationales à propos de la culpabilité, de l'expiation et de la nouvelle orientation de l'État après la guerre, on peut voir à quel point les décisions politiques sont légitimées et ramifiées par des constructions identitaires. La contribution propose tout d'abord une introduction à la théorie du souvenir et illustre ensuite à l'aide d'exemples variés le rapport à l'expérience de la guerre dans les différents pays européens après 1945. Le point de repère choisi est la formation d'un mythe fondateur dans les États d'après-guerre et son ancrage dans l'expérience de la guerre et de l'occupation. Des failles particulières apparaissent dans les pays de l'ancien bloc communiste, dans lesquels une double transformation étatique (après 1945 et après 1990) a permis un changement dans l'appréhension de la Seconde Guerre mondiale. Les débats sociaux portant sur le rapport aux mythes fondateurs nationaux, et leur

modification par les discussions au sujet d'expériences de guerre jusqu'alors refoulées, se sont déplacés depuis quelques années, particulièrement depuis la conférence de Stockholm en 2000, à un niveau international. Le «souvenir» devient de plus en plus une référence à un canon de valeurs global et contraignant, le renvoi au nazisme en tant qu' «incarnation du mal» devient en particulier le moteur d'une action future commune, ainsi qu'un geste de réconciliation au-dessus des tombes envers les victimes toujours en vie.

Benjamin Ziemann, Un soupçon de consolation? Les mouvements pacifistes européens durant la Guerre froide et leurs affinités

L'article aborde la dimension européenne des protestations contre les armes nucléaires en Europe durant la Guerre Froide. Dans une perspective conceptionnelle, il critique les tentatives visant à expliquer la mobilisation du mouvement pacifiste au début des années 1980 comme le résultat d'une mutation des valeurs vers le post-matérialisme. Contrairement à cette interprétation, les activistes de la paix, en particulier les protestations portées par les femmes, ont mis l'accent sur la discrimination matérielle subie à cause des dépenses consenties pour l'armement nucléaire. La première vague de protestations antinucléaires (jusqu'à 1963) a certes développé d'importants contacts transnationaux, mais elle a maintenu, au regard de son caractère européen, son orientation par rapport à l'État national en tant qu'espace identitaire. Pendant la mobilisation contre le stationnement des missiles Cruise au début des années 1980 a émergé un réseau de plus en plus dense de contacts transfrontaliers, qui reposait surtout sur des affinités électives, par exemple entre des acteurs de la même religion ou du même milieu professionnel. Les tentatives de rassembler les acteurs du mouvement pacifiste des deux côtés du Rideau de fer dans une «détente par en bas» ont été entravées par des problèmes pratiques et des perceptions divergentes de la situation politique. Les acteurs des protestations ne se sont pas nécessairement rassemblés en une société civile européenne, même s'ils communiquaient pardelà les frontières et coordonnaient leurs efforts. L'article montre que les acteurs des protestations contre les armes nucléaires n'ont pas constitué un sujet européen.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes

Christoph Boyer, geb. 1953; Prof. Dr.; Studium der Geschichte, Germanistik, Philosophie und Politischen Wissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München und an der University of Sussex, Großbritannien; 1990 Promotion in Zeitgeschichte; 1990–2005 Wissenschaftlicher Mitarbeiter u. a. des Instituts für Zeitgeschichte, München, des Max-Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt am Main, des Zentrums für Zeithistorische Forschung, Potsdam; 1997 Habilitation an der Technischen Universität Dresden; seit 2005 Professor für Europäische Zeitgeschichte an der Universität Salzburg. Veröffentlichungen u. a.: Nationale Kontrahenten oder Partner? Studien zu den Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen in der Wirtschaft der ČSR (1918–1938), München 1999; (Hrsg.), Zur Physiognomie sozialistischer Wirtschaftsreformen. Die Sowjetunion, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, die DDR und Jugoslawien im Vergleich, Frankfurt am Main 2007; zusammen mit Klaus-Dietmar Henke und Peter Skyba (Hrsg.), Deutsche Demokratische Republik 1971–1990: Bewegung in der Sozialpolitik, Erstarrung und Niedergang, Baden-Baden 2008.

Jost Dülffer, geb. 1943; Prof. Dr.; Studium in Hamburg und Freiburg im Breisgau; 1972 Promotion; 1979 Habilitation an der Universität zu Köln; 1982–2008 Professor für Neuere Geschichte an der Universität zu Köln; Gastprofessor u. a. an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen, Ludwig-Maximilians-Universität München, Chulalungkorn University Bangkok, Georgetown University Washington D. C. (Konrad Adenauer Visiting Professor), European Studies Program, Peking. Veröffentlichungen u. a.: Europa im Ost-West-Konflikt 1945–1991, München 2004; Im Zeichen der Gewalt. Frieden und Krieg im 19. und 20. Jahrhundert, Köln 2003; Frieden stiften. Deeskalations- und Friedenspolitik im 20. Jahrhundert, Köln 2008; zusammen mit Robert Frank (Hrsg.), War, Peace and Gender from Antiquity to the Present, Essen 2009 (im Druck); zusammen mit Margit Szöllösi-Janze (Hrsg.), Die NS-Zeit und danach. Schlagschatten auf das »braune Köln«, Köln 2010 (angekündigt); zusammen mit Marc Frey (Hrsg.), Trajectories of Decolonization, London 2010 (in Vorbereitung).

Jan Eckel, geb. 1973; Dr.; Studium in Passau, Salamanca und Freiburg im Breisgau; Wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der Albert Ludwigs-Universität Freiburg, zuletzt DFG-Forschungsstipendiat an der Columbia University, New York. Veröffentlichungen u. a.: Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert, Göttingen 2005; Geist der Zeit. Zur Geschichte der deutschen Geisteswissenschaften seit 1870, Göttingen 2008; zusammen mit Claudia Moisel (Hrsg.), Universalisierung des Holocaust? Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in internationaler Perspektive, Göttingen 2008.

Thomas Fetzer, geb. 1970; PhD; Studium der Neueren und Neuesten Geschichte sowie der Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin; 2005 PhD am Europäischen Hochschul-Institut, Florenz; danach Postdoc-Stipendium an der London School of Economics und Assistant Professor für Industrial Relations an der Universität Warwick; seit 2009 Assistant Professor für European Studies an der Central European University Budapest. Veröffentlichungen u. a.: Turning Eurosceptic: British Trade Unions and European Integration (1961–1975), in: Journal of European Integration History 13, 2007, H. 2, S. 85–101; International Challenges and National Allegiances: British and German Trade Union Politics at Ford (1967–1973), in: CEH 18, 2009, S. 99–122; Driven towards Inter-Nationalisation: British and German Trade Union Politics at Ford and General Motors 1967–2001, Oxford/New York 2010 (im Erscheinen).

Andreas Fickers, geb. 1971; Prof. Dr.; Studium an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen und der Universität Reims; 2003–2007 Assistant Professor für Fernsehgeschichte an der Universität Utrecht; seit 2007 Associate Professor für vergleichende Mediengeschichte an der Universität Maastricht; Koordinator des European Television History Networks (zusammen mit Sonja de Leeuw) und Leiter der europäischen Forschungsgruppe TRANS (Transmitting and Re-

ceiving Europe) im Rahmen des Tensions of Europe Netzwerks. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit Jonathan Bignell (Hrsg.), A European Television History, Malden 2008; zusammen mit Alec Badenoch (Hrsg.), Europe Materializing. Transnational Infrastructures and the Project of Europe, London (im Erscheinen).

Gerd-Rainer Horn, geb. 1955; PhD; Studium in Minneapolis und Ann Arbor; 1994–2000 Assistant, dann Associate Professor an der Western Oregon University; 2000–2001 Senior Lecturer an der University of Huddersfield; 2001–2005 Lecturer, seitdem Senior Lecturer in Twentieth Century History an der University of Warwick. Veröffentlichungen u. a.: The Spirit of '68: Rebellion in Western Europe and North America, 1956–1976, Oxford 2007; zusammen mit Bernd Gehrke (Hrsg.), 1968 und die Arbeiter. Studien zum ›proletarischen Mai‹ in Europa, Hamburg 2007; Western European Liberation Theology. The First Wave (1924–1959), Oxford 2008; Letters From Barcelona. An American Woman in Revolution and Civil War, Basingstoke 2009.

Wolfram Kaiser, geb. 1966; Prof. Dr.; Studium in Bonn, Oxford und Hamburg; seit 2000 Professor für European Studies an der Universität Portsmouth, Gastprofessor am Europakolleg in Brügge und Senior Fellow am Center for European Integration Studies in Bonn; Aufenthalte als Gastprofessor und Visiting Fellow u. a. an den Universitäten Edinburgh, Paris IV Sorbonne und Cambridge sowie am Institut für Europäische Geschichte Mainz und dem Norwegian Nobel Institute. Veröffentlichungen u. a.: Christian Democracy and the Origins of European Union, Cambridge 2007; zusammen mit Brigitte Leucht und Morten Rasmussen (Hrsg.), The History of the European Union. Origins of a Trans- and Supranational Polity 1950–1972, Abingdon 2009; zusammen mit Michael Gehler und Brigitte Leucht (Hrsg.), Netzwerke im europäischen Mehrebenensystem. Von 1945 bis zur Gegenwart, Wien/Köln etc. 2009; zusammen mit Antonio Varsori (Hrsg.), European Union History. Themes and Debates, Basingstoke 2010 (im Erscheinen).

Christopher Kopper, geb. 1962; PD Dr.; Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, Volkswirtschaft und Politischen Wissenschaften in Frankfurt am Main und Bochum; 1992 Promotion an der Ruhr-Universität Bochum; 1992–1998 Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Göttingen; 1998–2003 DAAD-Dozent an der University of Minnesota und der University of Pittsburgh; 2005 Habilitation an der Universität Bielefeld. Veröffentlichungen u. a.: Bankiers unter dem Hakenkreuz, München 2005; Hjalmar Schacht. Aufstieg und Fall von Hitlers mächtigstem Bankier, München/Wien 2006; Die Bahn im Wirtschaftswunder. Deutsche Bundesbahn und Verkehrspolitik in der Nachkriegsgesellschaft, Frankfurt am Main 2007.

Anja Kruke, geb. 1972; Dr.; Studium der Geschichte an den Universitäten Bielefeld, Sussex und Bochum; 2004 Promotion an der Ruhr-Universität Bochum; 2004–2009 Wissenschaftliche Referentin im Historischen Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung; 2007–2009 Schriftleiterin des Archivs für Sozialgeschichte; seit 2009 Leiterin des historischen Arbeitsbereichs der Friedrich-Ebert-Stiftung; Lehraufträge an den Universitäten Hamburg, Bochum und Köln. Veröffentlichungen u. a.: (Hrsg.), Zwangsmigration und Vertreibung – Europa im 20. Jahrhundert, Bonn 2006; Demoskopie in der Bundesrepublik Deutschland. Meinungsforschung, Parteien und Medien 1949–1990, Düsseldorf 2007; Historische Entwicklungspfade deutscher Sozialstaatlichkeit, in: Andrea Gawrich/Wilhelm Knelangen/Jana Windwehr (Hrsg.), Sozialer Staat – soziale Gesellschaft? Stand und Perspektiven deutscher und europäischer Wohlfahrtsstaatlichkeit, Leverkusen 2009, S. 19–39.

Claudio Kullmann, geb. 1981; Studium der Politikwissenschaft und Geschichte in Jena, Geelong und Marburg; derzeit Arbeit an einem Dissertationsprojekt zum Thema »Religion in der demokratischen Öffentlichkeit: Die Deutschen Katholikentage seit 1978«, gefördert von der Konrad-Adenauer-Stiftung; zuletzt Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Religion, Wirtschaft und Politik (ZRWP) an der Universität Luzern.

Christoph Kösters, geb. 1961; Dr.; Studium in Münster; seit 1994 Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für Zeitgeschichte, Bonn. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit Wolfgang Tischner (Hrsg.), Katholische Kirche in SBZ und DDR, Paderborn/München u. a. 2005; zusammen

mit Karl-Joseph Hummel (Hrsg.), Kirchen im Krieg. Europa 1939–1945, Paderborn/München u. a. 2006; zusammen mit Karl-Joseph Hummel (Hrsg.), Zwangsarbeit und katholische Kirche 1939–1945. Geschichte und Erinnerung, Entschädigung und Versöhnung. Eine Dokumentation, Paderborn/München u. a. 2008; NS-Vergangenheit und Katholizismusforschung. Ein Beitrag zur Erinnerungskultur und Zeitgeschichtsschreibung nach 1945, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 120 (2009), S. 27–57.

Antonius Liedhegener, geb. 1963; Prof. Dr.; Studium der Geschichte und katholischen Theologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und der University of Southampton; 1996 Promotion mit einer vergleichenden Fallstudie zum Zusammenhang von Urbanisierung und Säkularisierung im 19. und frühen 20. Jahrhundert; 1997–2007 Wissenschaftlicher (Ober-)Assistent am Institut für Politikwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität Jena; 2005 Habilitation mit einer Schrift zur politischen Rolle des Katholizismus in den USA und der Bundesrepublik Deutschland; 2008 Vertretungsprofessur für vergleichende Politikwissenschaft an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder); seit 2008 Assistenzprofessor für Politik und Religion am Zentrum für Religion, Wirtschaft und Politik (ZRWP) an der Universität Luzern. Veröffentlichungen u. a.: Macht, Moral und Mehrheiten. Der politische Katholizismus in der Bundesrepublik Deutschland und den USA seit 1960, Baden-Baden 2006; zusammen mit Werner Kremp (Hrsg.), Civil Society, Civic Engagement and Catholicism in the U. S., Trier 2007; zusammen mit Torsten Oppelland (Hrsg.), Parteiendemokratie in der Bewährung, Baden-Baden 2009.

Thomas Mergel, geb. 1960; Prof. Dr.; Studium der Geschichtswissenschaft, Soziologie und Pädagogik in Regensburg und Bielefeld; 1992 Promotion; 2000 Habilitation; 2000 Gastprofessor an der University of Chicago; 2003/2004 DAAD-Professor an der Karls-Universität Prag; 2006 Projektbereichsleiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam; 2007 Professor für Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Universität Basel; seit 2008 Professor für Europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Humboldt-Universität zu Berlin. Veröffentlichungen u. a.: Zwischen Klasse und Konfession. Katholisches Bürgertum im Rheinland 1794–1914, Göttingen 1994; Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik. Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag 1919–1933, Düsseldorf 2002 (2. Aufl. 2005); Großbritannien seit 1945, Göttingen 2005.

Daniel Mühlenfeld, geb. 1978; M. A.; Studium in Bochum, Duisburg, Essen, Köln und Liverpool; beendet zurzeit seine Dissertation zur Geschichte des »Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda« an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf; seit 2002 Wissenschaftlicher Mitarbeiter eines Bundestagsabgeordneten; seit 2009 Lehrauftrag an der Fachhochschule für Öffentliche Verwaltung des Landes Nordrhein-Westfalen. Veröffentlichungen u. a.: Zur Bedeutung der NS-Propaganda für die Eroberung staatlicher Macht und die Sicherung politischer Loyalität, in: Christian A. Braun/Michael Mayer/Sebastian Weitkamp (Hrsg.), Deformationen der Gesellschaft? Neue Forschungen zum Nationalsozialismus, Berlin 2008, S. 93–117; Wahrung und Wandlung eines bildungsbürgerlichen Habitus' im »Revier der großen Dörfer« – Das Beispiel des Literarischen Vereins zu Mülheim an der Ruhr, 1854–1940, in: Bernd Kortländer/Cornelia Ilbring/Enno Stahl (Hrsg.), Kulturelle Überlieferung. Bürgertum, Literatur und Vereinswesen im Rheinland 1800–1950, Düsseldorf 2008, S. 131–158; Mülheim nach dem Krieg – Lebensgefühl und Lebenswirklichkeit in den 1950er Jahren, in: Mülheimer Jahrbuch 64, 2009, S. 172–190; The Gaupropagandaleiter between State and Party (Arbeitstitel), in: German History 28, 2010, H. 2 (in Vorbereitung).

Benno Nietzel, geb. 1978; M. A.; Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Theaterwissenschaft und Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Berlin und Moskau; 2006–2009 Promotionsstipendiat der Heinrich-Böll-Stiftung; seit 2007 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin im DFG-Projekt »Ausgrenzungsprozesse und Überlebensstrategien. Mittlere und kleine jüdische Gewerbe-Unternehmen in Frankfurt am Main und Breslau 1929/1930 bis 1945«; Dissertationsprojekt: »Jüdische Unternehmer aus Frankfurt am Main 1924–1963«. Veröffentlichungen u. a.: Die jüdische Presse und die Debatte um die Rückerstattung entzogenen Eigentums 1945–1952, in: Susanne Schönborn (Hrsg.), Zwischen

Erinnerung und Neubeginn. Zur deutsch-jüdischen Geschichte nach 1945, München 2006, S. 135–159; Emigration and *Wiedergutmachung*: The Social History of Jewish Entrepreneurs from Frankfurt on Main 1933–1963, in: Mathias Schulze/James M. Skidmore/David G. John u. a. (Hrsg.), German Diasporic Experiences. Identity, Migration and Loss, Waterloo 2008, S. 379–390; Business Finished? Transnationale Wiedergutmachung historischen Unrechts in Europa seit 1989, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 57, 2009, S. 26–50.

Patrick Pasture, geb. 1960; Prof. Dr.; Associate Professor für Geschichte an der Katholieke Universiteit Leuven; Leiter der Forschungseinheit »Modernity & Society 1800–2000« und Vize-Direktor des Master Programms »European Studies: Transnational and Global Perspectives«; zuvor Visiting Fellow an dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam, an der Universität Paris I Panthéon-Sorbonne sowie der University of Pennsylvania. Veröffentlichungen u. a.: Histoire du syndicalisme chrétien international. La difficile recherche d'une troisième voie, L'Harmattan 1999; zusammen mit Lex Heerma van Voss und Jan De Maeyer (Hrsg.), Between Cross and Class. Comparative Histories of Christian Labour in Europe 1840–2000, Bern/Berlin etc. 2005; zusammen mit Michel Pigenet und Jean-Louis Robert (Hrsg.), L'Apogée du syndicalisme. Les syndicalismes en Europe occidentale pendant les Trente Glorieuses, Paris 2005; zusammen mit Karel Davids und Greta Devos (Hrsg.), Changing Liaisons. The Dynamics of Social Partnership in Twentieth Century West-European Democracies, Brüssel/Bern etc. 2007.

Kiran Klaus Patel, geb. 1971; Prof. Dr.; Studium in Berlin und Freiburg im Breisgau; seit 2007 Professor für Geschichte der EU und der transatlantischen Beziehungen am Europäischen Hochschul-Institut, Florenz, zuvor u. a. Juniorprofessor an der Humboldt-Universität zu Berlin und Kennedy Fellow am Center for European Studies an der Harvard University. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit Christof Mauch (Hrsg.), Wettlauf um die Moderne. Die USA und Deutschland 1890 bis heute, München 2008; zusammen mit Lorraine Bluche und Veronika Lipphardt (Hrsg.), Der Europäer – ein Konstrukt. Wissensbestände, Diskurse, Praktiken, Göttingen 2009; Fertile Ground for Europe? The History of European Integration and the Common Agricultural Policy since 1945, Baden-Baden 2009; Europäisierung wider Willen. Die Bundesrepublik Deutschland in der Agrarintegration der EWG, 1955–1975, München 2009.

Hans-Christian Petersen, geb. 1972; Dr.; Studium in Kiel und Kaliningrad, seit 2003 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar, Abteilung für Osteuropäische Geschichte, der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Veröffentlichungen u. a.: Bevölkerungsökonomie – Ostforschung – Politik. Eine biographische Studie zu Peter-Heinz Seraphim (1902–1979), Osnabrück 2007; zusammen mit Jan Kusber (Hrsg.), Neuanfang im Westen. 60 Jahre Osteuropaforschung in Mainz, Stuttgart 2007; zusammen mit Eckhard Hübner und Mathias Niendorf (Hrsg.), Ostmitteleuropa im Fokus. Ausgewählte Aufsätze von Rudolf Jaworski, Osnabrück 2009; »Us« and »Them«? Polish Self-Descriptions and Perceptions of the Russian Empire between Homogeneity and Diversity (1815–1863), in: Ilya Gerasimov/Jan Kusber/Alexander Semyonov (Hrsg.), Empire speaks out. Languages of Rationalization and Self-Description in the Russian Empire, Leiden/Boston 2009, S. 89–121; Po tu storony kollektivizma: (avto)biografičeskie podchody k izučeniju rossijskoj istorii, in: Ab Imperio 2009, H. 2 (im Erscheinen).

Helke Rausch, geb. 1969; Dr.; Studium der Geschichte, Politischen Wissenschaften und Germanistik in Heidelberg und Cambridge; Staatsexamen und 2002 Promotion zur europäisch vergleichenden Kulturgeschichte des Nationalismus im 19. Jahrhundert; seit 2002 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kulturwissenschaften/Lehrstuhl für vergleichende europäische Gesellschaftsgeschichte in Verbindung mit dem Global and European Studies Institute (GESI) der Universität Leipzig; derzeit Junior Research Fellow am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS) der Universität Freiburg; aktuelles Forschungsprojekt: »US-amerikanische Wissenschaftsphilanthropie in Deutschland, Frankreich und Großbritannien, ca. 1920 bis 1970«. Veröffentlichungen u. a.: US-amerikanische »Scientific Philanthropy« in Frankreich, Deutschland und Großbritannien zwischen den Weltkriegen, in: GG 22 (2007), S. 73–98; Transatlantischer Kulturtransfer im »Kalten Krieg«. Perspektiven für eine historisch vergleichende Transferforschung (Comparativ 16, H. 4), Leipzig 2007.

Christian Salm, geb. 1978; M. A.; Studium der Geschichte, Politologie und Philosophie in Berlin und Santander; seit 2008 Doktorand am Centre for European and International Studies Research (CEISR) der University of Portsmouth; Dissertationsprojekt: »Transnational Social Democracy in the 1970s: Party Networks in European Community Development and Monetary Policy«.

Friederike Sattler, geb. 1964; Dr.; Studium der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der Neueren und Neuesten Geschichte sowie der Betriebswirtschaftslehre an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; Promotion an der Freien Universität Berlin; seit 2006 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Zeithistorische Forschung und Lehrbeauftragte an der Universität Potsdam. Veröffentlichungen u. a.: Unbewältigte wissenschaftlich-technische Herausforderungen. Zur Ausbreitung kompensatorischer Netzwerke in der DDR und Polen in den 1970er Jahren, in: Morten Reitmayer/ Ruth Rosenberger (Hrsg.), Unternehmen am Ende des »goldenen Zeitalters«. Die 1970er Jahre in unternehmens- und wirtschaftshistorischer Perspektive, Essen 2008, S. 191–208; Ernst Matthiensen. Ein deutscher Bankier im 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2009; zusammen mit Christoph Boyer (Hrsg.), European Economic Elites. Between a New Spirit of Capitalism and the Erosion of State Socialism, Berlin 2009 (im Druck).

Harald Schmid, geb. 1964; Dr.; Studium der Politischen Wissenschaft und Geschichte an den Universitäten in Duisburg und Hamburg; Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel; Sprecher des Arbeitskreises »Politik und Geschichte« in der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft; Herausgeber des Jahrbuchs »Demokratische Geschichte«. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit Peter Reichel, Von der Katastrophe zum Stolperstein. Hamburg und der Nationalsozialismus nach 1945, Hamburg 2005; zusammen mit Justyna Krzymianowska (Hrsg.), Politische Erinnerung. Geschichte und kollektive Identität, Würzburg 2007; zusammen mit Peter Reichel und Peter Steinbach (Hrsg.), Der Nationalsozialismus – Die zweite Geschichte. Überwindung, Deutung, Erinnerung, München/Bonn 2009.

Imke Sturm-Martin, geb. 1964; Dr.; Studium der Geschichte, Italienischen Philologie, Kunstgeschichte in Bologna, München und Oxford; 1992 Graduate Diploma in International Studies am Johns Hopkins University Bologna Center; 1993–2006 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichtswissenschaften, Bereich Westeuropäische Geschichte, Humboldt-Universität zu Berlin; 1998 Promotion; Lehrbeauftragte am Historischen Seminar der Universität zu Köln. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit Jan Hecker-Stampehl (Hrsg.), Europa im Blick: Westeuropäische Perspektiven im 20. Jahrhundert, Hamburg 2007; zusammen mit Martin Baumeister (Hrsg.), Stadt und Migration, Berlin 2008; Die diskursive Konstruktion ethnischer Räume in westeuropäischen Großstädten, ein historischer Blickwinkel, in: Geographische Revue 11, 2009, S. 67–82.

Guido Thiemeyer, geb. 1967; PD Dr.; Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, Philosophie und Volkswirtschaftslehre; 1997 Promotion an der Universität zu Köln; 1998–2004 Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Kassel; Gastprofessor an den Universitäten Innsbruck und Metz; Vertretungsprofessuren an den Universitäten Siegen und Köln; seit 2004 Hochschuldozent an der Universität Kassel. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit Marc Frey und Ulrich Soénius (Hrsg.), Frieden stiften. Deeskalation und Friedenspolitik im 20. Jahrhundert. Festschrift für Jost Dülffer, Köln 2008; Internationalismus und Diplomatie. Währungspolitische Kooperation im europäischen Staatensystem 1860–1914, München 2009; zusammen mit Régine Perron (Hrsg.), Multilateralism and the »Trente Glorieuses«. International Economic Cooperation in Europe 1950–1975, Paris 2009.

Wolfgang Tischner, geb. 1967; Dr.; Studium in Bonn und Leipzig; Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Leipzig; jetzt Referatsleiter im Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung in Sankt Augustin. Veröffentlichungen u. a.: Katholische Kirche in der SBZ/DDR 1945–1951, Paderborn/München u. a. 2001; zusammen mit Andreas Thüsing (Hrsg.), »Umsiedler« in Sachsen, Berlin/Leipzig 2005; zusammen mit Christoph Kösters (Hrsg.), Katholische Kirche in SBZ und DDR, Paderborn/München u. a. 2005.

Frank Trentmann, geb. 1965; Prof. Dr.; Studium der Medizin und Geschichte in Hamburg sowie der Geschichte in London; 1999 PhD an der Harvard University; Assistant Professor an der Princeton University und seit 2000 am Birkbeck College, University of London; seit 2006 dort Professor of History; 2002–2007 Direktor des Forschungsprogramms »Cultures of Consumption«; 2007–2008 Fernand Braudel Senior Fellow am Europäischen Hochschul-Institut, Florenz. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit John Brewer (Hrsg.), Consuming Cultures, Global Perspectives: Historical Trajectories, Transnational Exchanges, Oxford 2006; zusammen mit Kate Soper (Hrsg.), Citizenship and Consumption, Basingstoke 2007; zusammen mit Kevin Grant und Philippa Levine (Hrsg.), Beyond Sovereignty: Britain, Empire, and Transnationalism, c. 1860–1950, Basingstoke 2007; zusammen mit Alexander Nützenadel (Hrsg.), Food and Globalization. Consumption, Markets and Politics in the Modern World, Oxford 2008; Free Trade Nation: Consumption, Civil Society and Commerce in Modern Britain, Oxford 2008.

Kerstin von Lingen, geb. 1971; Dr.; Studium in Freiburg und Mailand; 1999–2008 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Tübinger Sonderforschungsbereich SFB 437 »Kriegserfahrung – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit«; 2003 Promotion; seit 2006 Sachverständige der Staatsanwaltschaft in NS-Prozessen; Lehraufträge in Tübingen, Marburg und Heidelberg. Veröffentlichungen u. a.: Kesselrings letzte Schlacht. Kriegsverbrecherprozesse, Vergangenheitspolitik und Wiederbewaffnung: Der Fall Kesselring, Paderborn 2004; »Resistenza-Mythos« und die Legende vom »Sauberen Krieg an der Südfront«. Konstruktion von Kriegserinnerung in Italien und Deutschland 1945–2005, in: Bernd Faulenbach/Franz-Josef Jelich (Hrsg.), »Transformationen« der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989, Essen 2006, S. 329–364; Partisanenkrieg und Wehrmachtjustiz: Italien 1943–1945, in: Zeitschrift für Genozidforschung 8, 2007, H. 2, S. 8–40; Conspiracy of Silence: How the »Old Boys« of American Intelligence shielded SS-General Karl Wolff from Prosecution, in: Holocaust and Genocide Studies 22, 2008, S. 74–109; (Hrsg.), Kriegserfahrung und nationale Identität in Europa nach 1945. Erinnerung, Säuberungsprozesse und nationales Gedächtnis, Paderborn 2009; Verschwörung des Schweigens. SS und Secret Service: Die Akte Karl Wolff, Paderborn 2009 (im Druck).

Benjamin Ziemann, geb. 1964; PD Dr.; Studium der Geschichte und Philosophie an der Freien Universität Berlin; 1996 Promotion an der Universität Bielefeld; 1996–2004 Wissenschaftlicher Assistent am Institut für soziale Bewegungen an der Ruhr-Universität Bochum; 2004 Habilitation; jetzt Reader in Modern History an der University of Sheffield. Veröffentlichungen u. a.: zusammen mit Thomas Mergel (Hrsg.), European Political History 1870–1913, Aldershot 2007; Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945–1975, Göttingen 2007; (Hrsg.), Peace Movements in Western Europe, Japan and the USA during the Cold War, Essen 2007; zusammen mit Bernd Ulrich (Hrsg.), Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Ein Historisches Lesebuch, Essen 2008; zusammen mit Miriam Dobson (Hrsg.), Reading Primary Sources. The Interpretation of Texts from Nineteenth- and Twentieth-Century History, London 2008; Sozialgeschichte der Religion. Von der Reformation bis zur Gegenwart, Frankfurt am Main/New York 2009.

Einzelrezensionen finden Benutzer des »Archivs für Sozialgeschichte« unter:
<http://www.fes.de/afs>

Rahmenthema des nächsten Bandes des »Archivs für Sozialgeschichte«:
2010: Verwissenschaftlichung von Politik im 20. Jahrhundert